<36642320150011

<36642320150011

Bayer. Staatsbibliothek

Converſations-Lexicon.

Sechster Band. M und N.

Nachricht.

Der Pränumerationspreis auf dieſes Werk, welcher noch bis zur Beendigung deſſelben beibehalten werden ſoll, beträgt für ſämmtliche zehn Bände, aus denen es beſtehen wird, auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Xr. und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Xr. — Privatperſonen, die ſich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf ſechs Exemplare das ſiebente frei. Den Buchhandlungen werden übrigens ſolche Vortheile gewährt, daß ſie, ohne den Pränumerationspreis zu erhöhen, Exemplare gegen baare Zahlung deſſelben liefern können; jedoch wird man an ſie keine Anſprüche auf Frei-Exemplare oder Rabatt machen.

Converſations-Lexicon

oder

encyclopädiſches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Sechſter Band.

M und N.

Zweite, ganz umgearbeitete Auflage.

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.

1815.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

M.

M, auf franzöſiſchem Gelde die Münzſtadt Toulouſe.

Mäander, jetzt Meinder, einer der bedeutendſten Flüſſe Aſiens. Er entſpringt in Phrygien auf dem Berge Celanus, fließt dann zwiſchen Carien und Lydien, wo er die Gränze macht, hindurch, und fällt zwiſchen Priene und Miletus ins ägeiſche Meer. Der Mäander war bei den Alten wegen ſeiner vielen Krümmungen und Windungen berühmt; und ſie benannten nach ihm die künſtlich in einander verſchlungenen Purpureinfaſſungen an den Mänteln und Gewändern, auch auf Urnen und Gefäßen. Daher figürlich mäandriſche Wege, mäandriſche Worte u. ſ. w.

Maas, ein großer ſchiffbarer Fluß, welcher in Champagne, nicht weit von Langres, entſpringt, die Niederlande durchſtrömt, außer mehreren kleinen Flüſſen die Leſſe, Sambre, Ourthe aufnimmt, und ſich bei Dortrecht in zwei Arme theilt, davon der nördliche die Merwe genannt wird und bei Rotterdam vorbeifließt. Nicht weit davon vereinigen ſie ſich wieder, und endlich fällt die vereinigte Maas zwiſchen Briel und Graveſand ſehr breit in die Nordſee.

Maaß und Gewicht, ſ. Gewicht und Maß.

Mabillon (Jean), geboren im J. 1632 zu Saint-Pierre-Mont, einem Dorfe in der Diöceſe von Rheims, trat 1653 in den Benedictinerorden von Saint-Maur. Im J. 1663 ſchickten ihn ſeine Obern nach Saint Denys, um den Fremden den Schatz und die Denkmäler dieſer Abtei zu zeigen und zu erklären. Dom d'Achéry foderte ihn zur Theilnahme an ſeinem Specilegium auf, und hatte Urſach, ſeinen Fleiß und ſeinen Forſchungsgeiſt zu rühmen. Als die Congregation von Saint-Maur den Entſchluß gefaßt hatte, neue Ausgaben von den Kirchenvätern zu beſorgen, wurde ihm der heilige Bernhard zugetheilt, und er entledigte ſich dieſes Auftrags mit eben ſo viel Fleiß als Glück. Colbert, der von ſeinen Verdienſten hörte, bot ihm eine Penſion von 2000 Livres an; Mabillon aber ſchlug ſie aus, und begnügte ſich um des Miniſters Schutz für ſeinen Orden zu bitten. Dieſer ſchickte ihn im J. 1683 nach Deutſchland, um hier alles zu ſammeln, was zur Geſchichte Frankreichs und zum Ruhme des königlichen Hauſes dienen könnte. Mabillon zog mehrere merkwürdige Documente und Urkunden in ſeinem Reiſejournal ans Licht. Da dieſe gelehrte Reiſe allgemeinen Beifall erhalten hatte, ſchickte ihn der König zwei Jahre nachher auch nach Italien, wo man ihn mit Auszeichnung aufnahm und ihm alle Archive und Bibliotheken öffnete. Auch hier machte er eine reiche Ausbeute. Von allen Gegenſtänden, die ſeine Neugierde reizten, zog keiner ihn ſo ſehr an, als die Catacomben von Rom. Die Mißbräuche, welche er bei Ausſtellung der Körper der Heiligen wahrnahm, veranlaßten ihn zu einer Schrift, die ihm einige Unannehmlichkeiten zuzog, weßhalb er ſich bewogen fand, in einer zweiten Ausgabe manches zu mildern. Bald beſchäftigte ihn eine andere Streitigkeit. Dom Rancé, Abt

von la Trappe, griff in einer Schrift die Studien der Mönche an, und behauptete, daß ſie ihnen mehr ſchädlich als nützlich ſeyen; die Congregation von Saint-Maur, die ſich durchaus der Gelehrſamkeit und den Studien des Alterthums widmete, glaubte dieſe paradoxe Behauptung widerlegen zu müſſen, und gab den Auftrag dazu dem ſanften Mabillon. Dieſer ſchrieb ſeinen Traité des études monastiques, worin er mit einer einfachen und ſchlichten, aber darum doch kräftigen Beredſamkeit ſeinen Gegner Satz für Satz widerlegte. Nachdem über dieſen Gegenſtand noch verſchiedene Schriften gewechſelt worden, auch andere ſich eingemiſcht hatten, fand er ſein Ende. Mabillon kehrte zu ſeinem gelehrten Werke über die Diplomatik zurück, das er 1681 herausgegeben hatte. Dieſe Wiſſenſchaft verdankte ihm ihren ganzen Glanz. Mit großem Scharfſinn wußte Mabillon aufzuklären, was die Nacht der Vergangenheit deckte, und die ſchwierigſten Gegenſtände zu ergründen. Er war der erſte, der die Regeln der Diplomatik unter einem einzigen Geſichtspunkt vereinigte. Dennoch fanden einige ſeiner Behauptungen Widerſpruch. Der gelehrte Jeſuit Germon unter andern glaubte in einigen Urkunde, die Mabillon für gültig erklärte, Spuren der Unechtheit zu finden. Mabillon begnügte ſich, ſeinem Werke ein Supplement beizufügen, das faſt allgemein genügte. Liebe zum Frieden, Aufrichtigkeit und Beſcheidenheit waren die Hauptzüge ſeines Charakters. Als er Ludwig XIV. als der gelehrteſte Geiſtliche des Königreichs vorgeſtellt wurde, ſetzte daher Boſſuet mit Recht hinzu, daß er auch der anſpruchloſeſte ſey. — Er ſtarb zu Paris im Dec. 1707. Die Akademie der Inſchriften hatte ihn zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Seine vorzüglichſten Werke ſind die Acta sanctorum ordinis sancti Benedicti, 9 Foliobände; ſeine Analecta, 4 Bände; ſeine zwei Bücher de re diplomatica, 2 Foliobände; ſein Musaeum italicum, das er mit Germain gemeinſchaftlich herausgab; ſeine Annales ordinis Benedicti, wovon er die 4 erſten Bände abfaßte, und Sancti Bernardi opera, 2 Bände in Folio. Außerdem hat er mehrere Werke in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Seine oeuvres posthumes hat Dom Thuillier 1724 in drei Quartbänden herausgegeben.

Mably (Gabriel **Bonnot** de), Abbé, älterer Bruder des Abbé de Condillac, war 1709 zu Grénoble geboren und ſtarb zu Paris 1785. Seine erſten Studien machte er bei den Jeſuiten zu Lyon. Als Gelehrter und Verwandter fand er Zutritt bei der Madam Tencin, die durch ihre Intriguen wie durch ihre Geiſtesgaben ſich einen Namen gemacht hatte, und die eine Auswahl von gebildeten Perſonen um ſich verſammelte; auch Montesquieu gehörte dazu. Mably hatte eben ſeine Parallèle des Romains et des Français herausgegeben, welche gelobt wurde. Madam Tencin, die den jungen Abbé über öffentliche und politiſche Angelegenheiten mit vielem Scharfſinn ſprechen hörte, glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, deſſen ihr Bruder, der ins Miniſterium getreten war, bedurfte. Um dieſen in ſeinen Wirkungskreis einzuweihen, ſchrieb Mably ſeine Überſicht der ſeit dem weſtphäliſchen Frieden geſchloſſenen Verträge. Dies war nicht der einzige Dienſt, den er ihm leiſtete. Der Cardinal, der ſeine Schwäche fühlte, verdankte Mably die glückliche Idee, den König um die Erlaubniß zu bitten, ſeine Meinung ſchriftlich übergeben zu dürfen. Mably bekam nun den Auftrag, die Berichte und die Denkſchriften abzufaſſen. Er war es, der 1743

mi dem Miniſter des Königs von Preußen heimlich zu Paris unterhandelte, und den Vertrag aufſetzte, den Voltaire dieſem Fürſten überbrachte; er war es ferner, der die Schriften abfaßte, welche den Verhandlungen des 1746 zu Breda eröffneten Congreſſes zur Grundlage dienen ſollten. Dieſe verſchiedenen Urkunden beweiſen ſeinen Beruf für die Politik. Dennoch zog er ſich bald darauf, da er ſich mit dem Cardinal veruneinigt hatte, von dieſer Laufbahn zurück und widmete ſich ganz den Wiſſenſchaften, ohne je weiter einen Schritt zu thun, um zu Ehrenſtellen zu gelangen, oder durch Gunſtbewerbungen ſeine ſehr mäßigen Glücksumſtände verbeſſern zu wollen. Er ſchätzte die Unabhängigkeit als das höchſte Gut. Der Marſchall Richelieu vermochte mit den dringendſten Vorſtellungen nicht, ihn zu bewegen, daß er ſich um eine Stelle in der Akademie bewarb. Eben ſo verfuhr er bei der Herausgabe ſeiner Werke mit einer ſeltnen Uneigennützigkeit. Statt alles Honorars begnügte er ſich mit einer kleinen Anzahl von Exemplaren, die er unter ſeine Freunde verſchenkte. Es hieß, man wolle ihm die Erziehung des Thronerben einer großen Monarchie antragen. Mably erklärte laut, daß die Baſis ſeines Unterrichts ſein werde: Die Könige ſind um der Völker willen da, und nicht die Völker um der Könige willen. Er kannte die Vergangenheit und Gegenwart ſo genau, und ſah den Zuſammenhang der Ereigniſſe ſo wohl, als daß er manche wichtige Begebenheiten der Zukunft vorherſagen konnte, z. B. die Freiheit der amerikaniſchen Colonien, und die in Genf und Holland ſpäter eingetretnen Veränderungen. Auch prophezeihte er in einem ſeiner letzten Werke, daß das Deficit der franzöſiſchen Finanzen die drückendſten Abgaben herbeiführen müſſe, daß man, um ſie aufzuerlegen, die Generalſtände zuſammenberufen, daraus aber eine Revolution in der Regierung hervorgehen werde. Seine vorzüglichſten Werke ſind: 1. Parallèle des Romains et des Français; 2. Le droit public de l'Europe; 3. Observations sur les Romains; 4. Observations sur les Grecs; ſpäter unter dem Titel Observations sur l'histoire de la Grèce, ein wegen ſeiner lichtvollen Ordnung und ſeiner Gründlichkeit ſehr empfehlenswerthes Werk; 5. Des principes des négociations; 6. Entretiens de Phocion, worin der Verfaſſer ſeine Ideen von der Tugend der Vaterlandsliebe und von den Pflichten aufſtellt, die Staat und Bürger gegen einander haben; 7. Observations sur l'histoire de France; 8. Entretiens sur l'histoire; 9. De la manière d'écrire l'histoire; 10. Lettre à Mad. la Marquise de P... sur l'opéra. — Der Styl Mably's iſt lichtvoll, correct, zuweilen elegant, aber etwas kalt. Der Abbé Brizard hat der Sammlung ſeiner Werke, welche 1794 zu Paris in 15 Octavbänden erſchien, eine Lobrede auf ihn vorgeſetzt.

Macao, eine vormals berühmte Handelsſtadt in China, auf einer kleinen Erdzunge gelegen, die zu einer Inſel gehört. Sie hat gegenwärtig ihre Wichtigkeit verloren. Zur Zeit der Reiſe des Lords Macartney beſtand die ganze Beſatzung aus 3 bis 400 Negerſoldaten. Die Zahl der Einwohner beträgt 34,000, wovon mehr als die Hälfte Neger ſind. Dieſer Platz wurde den Portugieſen zur Zeit ihrer Macht und großen Unternehmungen abgetreten; ſie trieben lange daſelbſt einen bedeutenden Handel, nicht nur mit China, das ſie faſt allein beſuchten, ſondern auch mit Japan, Tunkin und andern aſiatiſchen Ländern. Gegenwärtig treiben die Engländer den Handel unter dem Namen der Portugieſen. Nicht weit von Macao

findet ſich die berühmte Camoens-Grotte, in welcher dieſer große Dichter ſeine Luſiade, während er dort in der Verbannung lebte, gedichtet haben ſoll.

Macaroniſche Verſe. Der Benedictinermönch Theophilus Folengius, ein Mantuaner, welcher im ſechzehnten Jahrhundert lebte, machte ſcherzhafte Gedichte, in denen lateiniſche und italieniſche Wörter untermiſcht waren. Er nannte ſie macaroniſche Verſe, nach einer Art Nudeln in Italien, welche man aus Mehl, Eiern und Käſe bereitet und Macaroni nennt. Das bekannteſte ſeiner Gedichte hat die Aufſchrift Macaronica, ein Lobgedicht auf die Macaronen, und hiervon hat auch die macaroniſche Schreibart den Namen. Er ſchrieb dieſe Gedichte unter dem Namen Merlin Coccai. Übrigens findet ſich ſchon unter den Gedichten Dante's eine Canzone, worin regelmäßig die lateiniſche, italieniſche und provençale Sprache abwechſeln.

Macartney (George Earl of), geboren 1737 zu Liſſanoure in Irland, erhielt in ſeiner Jugend eine ſorgfältige Erziehung, trat in ſeinem dreizehnten Jahre in das Trinity College auf der Univerſität Dublin, und wurde 1759 Magiſter. Darauf ging er nach London, wo er mit Burke, Dodwell, Bacon und andern ausgezeichneten Köpfen bald vertraute Freundſchaft ſchloß. Da er nicht die Abſicht hatte, die juriſtiſche Laufbahn als Practiker zu betreten, ſondern vielmehr ſich den Staatsgeſchäften zu widmen, verweilte er nur ſo lange hier, um ſich zu einer Reiſe durch die Hauptländer des Continents, deren Kräfte, Hülfsmittel und Politik er kennen lernen wollte, vorzubereiten. Im Laufe dieſer Reiſe hatte er Gelegenheit, dem älteſten Sohn des Lords Holland, Stephen Fox (jetzigem Lord Holland), weſentliche Dienſte zu leiſten, wodurch er ſich das fortdauernde Wohlwollen dieſer Familie erwarb. Auf des Lords Holland, und deſſen Freundes, des Lords Sandwich, Veranſtaltung trat er ins Parlament. Bald aber glaubten dieſe beiden Staatsmänner, daß Macartney, der mit gründlichen diplomatiſchen Kenntniſſen alle Eigenſchaften beſaß, um an einem weiblichen Hofe zu gefallen, ſeinem Vaterlande nützlicher ſeyn könne, wenn man ihm nach Petersburg ſende, um, was man bisher nicht hatte erreichen können, die Kaiſerin Catharina zu Abſchließung eines Allianz- und Handelsvertrags mit England zu bewegen. Im Januar 1765 kam Macartney in Petersburg als außerordentlicher Botſchafter an, und nach viermonatlichen ſehr ſchwierigen Unterhandlungen brachte er glücklich einen Handelsvertrag auf beiden Theilen gleich vortheilhafte Bedingungen zu Stande. Wiewohl die Bedingungen ſeinem Auftrage nicht vollkommen gemäß waren, ſo glaubte er ihn doch unterzeichnen zu müſſen, aus Furcht vor der Veränderlichkeit des ruſſiſchen Cabinets. Aber die brittiſchen Miniſter, die nicht ſowohl den Inhalt als einige Unweſentlichkeiten mißbilligten, verſagten ihre Genehmigung, und erſt nach langen höchſt mühſeligen Verhandlungen gelang es Macartney, deſſen Ausdauer faſt noch mehr als ſeine Geſchicklichkeit Bewunderung verdiente, einen zweiten abgeänderten Vertrag abzuſchließen. Er verließ Petersburg mit Zeichen der beſondern Achtung der Kaiſerin; der König Stanislaus, dem er am petersburger Hofe ebenfalls weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, gab ihm ſeine Dankbarkeit durch Überſendung des weißen Adlerordens zu erkennen. Sein Nachfolger im Geſandtſchaftsposten Stanley, nahm bald ſeine Entlaſſung, und Macartney war beſtimmt, als außerordentlicher bevollmächtigter Miniſter wieder

nach Rußland zu gehn. Dieſe Ernennung unterblieb jedoch, und Macartney folgte als Secretär dem Lord Townſend nach Irland, wohin dieſer als Vicekönig ging. Er wurde ſucceſſive zum Mitgliede des Parlaments, zum Ritter des Bathordens und zum Gouverneur von Granada und Tabago ernannt. Auf dieſem Poſten blieb er bis zur Eroberung dieſer Inſeln durch die Franzoſen im J. 1779. Er fiel ſelbſt in franzöſiſche Gefangenſchaft und verlor einen großen Theil ſeines Vermögens. Im J. 1780 erhielt er das Gouvernement von Madras, welches er mit ſo viel Klugheit und Uneigennützigkeit verwaltete, daß das Miniſterium beſchloß, ihn zum Generalgouverneur von Bengalen zu ernennen; er lehnte jedoch dieſe Ehre ab und kam 1792 nach England zurück. Die Regierung beſchäftigte ſich damals mit dem Plane, dem Abſatz der engliſchen Waaren in China eine größere Ausdehnung zu verſchaffen, um nicht jährlich ſo bedeutende baare Summen dieſem Lande für Thee zufließen laſſen zu müſſen. Man erkannte Macartney für den fähigſten Mann, dieſe Geſandtſchaft auszuführen, und er ließ ſich bereit dazu finden. Man überließ ihm ſelbſt die Ernennung aller Perſonen, die ihn begleiten ſollten, ſo wie alle übrigen Beſtimmungen. Der König erhob ihn zum Viscount Macartney of Dervock in der Grafſchaft Antrim. Am 26ſten September 1792 ſegelte die Expedition von Spithead ab, und erreichte glücklich ihre Beſtimmung. Aber weder die mitgebrachten Geſchenke, deren Werth die Chineſen nicht verſtanden, noch die ſelbſt manche Demüthigung nicht achtende Nachgiebigkeit des Geſandten konnten ihn zu ſeinem Zwecke führen. Der Lord kam 1794 unverrichteter Sache wieder nach London zurück, und wurde zum Zeichen der königlichen Zufriedenheit mit ſeinem Eifer im Dienſte des Vaterlandes zum Earl (Grafen) of Macartney in der Grafſchaft Antrim erhoben. Der Geſandtſchaftsſecretär, G. L. Staunton, hatte bereits einen Theil der merkwürdigen und lehrreichen Beſchreibung dieſer Geſandtſchaftsreiſe dem Publicum übergeben, als ſein Tod das Werk unterbrach; ſie erſchien in der Folge vollſtändig von Barrow. Beide Reiſebeſchreibungen ſind vielfältig überſetzt worden. Im J. 1795 ging Macartney als Geſandter nach Verona zu dem Bruder Ludwigs XVI. und 1799 als Gouverneur nach dem Cap. Er ſtarb zu London 1806 mit dem Ruhm eines eben ſo geſchickten Diplomatikers, als redlichen, uneigennützigen, für ſein Vaterland raſtlos thätigen Mannes.

Macbeth (zuſammengeſetzt aus Mac, der Nachkomme, und Beth), einer der berühmteſten ſchottiſchen Könige, und zwar der Reihe nach der 85ſte. Als Feldherr unter ſeinem Vetter Donald VII. bekämpfte er die Inſelbewohner und Irländer mit vielem Glück und unterdrückte ſie. Gegen die Dänen geſendet, ließ er den Anführern, während der angefangnen Friedenstractaten, bei einem Gaſtmahl einen Schlaftrunk einmiſchen, überfiel die übrigen in ihrem Lager und richtete eine große Metzelei unter ihnen an; nur wenige konnten ſich nebſt dem Könige durch die Flucht retten. Macbeth, bald übermüthig durch ſein Glück, ſtrebte nun ſelbſt nach der Krone. Ein Traum, in welchem drei Weiber, die etwas Übermenſchliches hatten, ihn als Than von Angus, von Murray, und als König von Schottland begrüßten, beſtätigte ihn noch mehr in dem Vorſatz, ſeinen ſchwarzen Plan auszuführen und den König im 7ten Jahre der Regierung zu ermorden. Des Königs Kinder mußten flüchten und Macbeth wußte theils durch Geſchenke an den Adel, theils

durch Handhabung der Gerechtigkeit bald das Volk auf ſeine Seite zu bringen. Zehn Jahre lang ſchien er durch gute Geſetze und Einrichtungen unter den guten Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er auf einmal ſich umwandelte, und zum treuloſen grauſamen Tyrannen ward. Das erſte Opfer war Banco, der ihm beim Königsmorde beigeſtanden hatte, und den er jetzt bei einem veranſtalteten Gaſtmahle tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Urſachen mehrere Große des Reichs hinrichten, von deren Vermögen er eine Leibwache für ſich unterhielt. Dadurch noch nicht ſicher genug, ließ er auf dem Berge Dunſinan ein Caſtell erbauen, von wo aus er das ganze Land überſehen konnte, und zu deſſen Bau ihm die Thans die Leute ſchicken, ja ſie ſelbſt die Aufſicht führen mußten. Empört über dieſe Tyrannei, ging einer der bedeutendſten Männer, der Than von Fife, Macduff, nach England, und foderte hier Malcolm, des ermordeten Königs Donald Sohn, zur Rache auf. Unterſtützt vom König Eduard von England, kamen ſie zurück, und Macbeth, von dem die Schotten meiſtens abfielen, wurde, nachdem er ſich in ſein Caſtell geflüchtet hatte, 1057, im 17. Jahre ſeiner Regierung, getödtet. — Dieſen Stoff hat Shakſpeare in ſeinem berühmten Trauerſpiele Macbeth benutzt.

Machiavelli (Niccolò). Aus ſeinen Werken Gemüth und Charakter eines Schriftſtellers zu erkennen, iſt nicht möglich. Wenn aber ein bedeutendes Leben in der Außenwelt daſſelbe mit den Schriften ausſpricht, oder vielmehr, wenn, wie es im Alterthum und dem italieniſchen Mittelalter der Fall war, die Schriften ſelbſt nicht ſowohl als ein Geſagtes, ſondern als eine Handlung erſcheinen, da läßt aus ihnen die Perſönlichkeit des Schreibenden ſich wohl beurtheilen, ja über allen Zweifel erheben, wenn die Handlungen des Autors in Übereinſtimmung ſtehen zu den hinterlaſſenen Werken. Das letztere iſt mit Niccolo Machiavelli, dem berühmten florentiniſchen Staatsſecretär, der Fall. Der große Mann hat der einſeitigen Beurtheilung ſeines Tractats, welcher der Fürſt überſchrieben iſt, das Unglück zu verdanken, als der Erfinder einer abſcheulichen Politik genannt zu werden, welche lehren ſoll, wie der Despotismus durch die ſcheußlichſten Gewaltthätigkeiten dauernd zu begründen ſey. Sein Leben und ſeine Schriften widerſprechen dieſer Anſicht. Von beiden wollen wir eine kurze Überſicht geben; ſo wird ſich leicht ein endliches Geſammturtheil darſtellen. Den 3ten Mai 1469 ward Niccolo Machiavelli aus einem edlen Geſchlecht, deſſen Vorfahren die höchſten Würden in der florentiniſchen Republik bekleidet hatten, zu Florenz geboren. Marcellus Virgilius war der Lehrer ſeiner Jugend, welche ſchon früh die ewigen Werke des Alterthums begeiſterten. Man kann behaupten, daß niemand vor ihm mit gleicher Lebendigkeit das großartige politiſche Leben in Rom und Griechenland und dem geſammten Alterthum erfaßt hatte. Von den frühern Begebenheiten ſeiner Jugend iſt wenig bekannt. Als Cancelliere der Republik, zu welchem Poſten er ſeiner ausgezeichneten Talente willen im erſten Mannesalter berufen ward, übte er ſich unter Marcellus Virgilius, Secretär derſelben, zuerſt in den öffentlichen Angelegenheiten. Bald wurde aber auch ihm der hohe Poſten des letztern ertheilt. In den Tagen, wo die Florentiner ihre politiſche Freiheit gegen die vertriebenen Mediceer wiedererlangt hatten (ſ. d. Art. Mediceer) und aus Furcht vor dieſen in alle die vergrößerungsſüchtigen Fehden und Händel Carls VIII. ver-

wickelt wurden, wo es die höchſte Klugheit in politiſchen Unterhandlungen und die größte Zuverläſſigkeit auf den republikaniſchen Sinn der Unterhändler erfoderte, die wiedergeborne Republik gegen die Macht der Feinde, und der Freunde ſelbſtſüchtige Treuloſigkeit zu vertheidigen, da wurde Niccolò Machiavelli von einem wichtigen geſandtſchaftlichen Poſten zum andern berufen. Das hierdurch erklärte Urtheil der Republik über ihren Secretär bedarf keines weitern Commentars gegen die ungründlichen Anſichten Neuerer. Von 1500—1511 war er vier Mal Bevollmächtigter der Republik bei dem franzöſiſchen Hofe. Dieſelbe Stelle hatte er 1500 und 1508 im Lager von Piſa und 1504 beim Duca di Valentino. 1503 und 1506 war er Geſandter am päpſtlichen Hofe; auch beim Kaiſer Maximilian bekleidete er die nämliche Würde. Mehrere andere Geſandtſchaften, welche nicht mindere Redlichkeit und Umſicht erfoderten, übergehen wir mit Stillſchweigen. Die Republik erkannte Machiavelli's große Verdienſte, belohnte ſie aber nur kärglich. Oft hatte er nichts als die Unterſtützung ſehr beſchränkter Vermögensumſtände; bisweilen mußte er die Signoria mit Bitten angehen, ihn aus der Dürftigkeit zu reißen. Armuth war aber in jeder Zeit das Kennzeichen redlicher, dem Staate mit aufrichtiger Treue dienender Männer. Von höchſtem Nutzen waren der Republik ſeine Rathſchläge, als ſich die Bewohner von Val di Chiana empörten. Überhaupt beweiſen nach dem Zeugniß eines neuern gelehrten Florentiners die vielen Briefe, welche von ihm in den florentiniſchen Archiven aufbewahrt werden, daß folgende die vorzüglichſten Maximen ſeiner politiſchen Rathſchläge waren: Fried- und freundſchaftliche Auseinanderſetzungen, ſtrenge und durchgängige Gerechtigkeitspflege, das Volk möglichſt ſchonende Abgaben und ſorgſame Berückſichtigung ſelbſt der geringfügigſten Umſtände, wenn ſie in irgend einer Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten ſtanden. Auch in militäriſcher Hinſicht (hatte er gleich, ſo viel uns bekannt, niemals unmittelbaren Antheil an einem Gefecht genommen) war die Republik ſo feſt von der Gründlichkeit ſeiner Einſichten überzeugt, daß ſie im Kriegsweſen vor allen ſeinen Rathſchlägen folgte, und unter andern ward nach ſeiner Angabe eine toscaniſche Legion gebildet, welche ſich ſpäter unter Johann von Medicis Anführung auf das rühmlichſte auszeichnete. Als es dem Papſte Julius gelang, die franzöſiſche Oberherrſchaft in Italien zu brechen, ſuchte Ludwig XII., um ſich an dem Papſte zu rächen, ein Concilium in Italien zu Stande zu bringen und verlangte, daß die Florentiner ſelbigem Piſa öffnen möchten, das, wie aus der gleichzeitigen italieniſchen Geſchichte bekannt iſt, damals wieder unter florentiniſche Oberherrſchaft hatte zurückkehren müſſen. Der Secretär fürchtete die römiſchen Bannſtrahlen und rieth, jenen Antrag abzulehnen. Machiavelli ging ſelbſt in dieſer Abſicht als Geſandter an den König ab; allein vergeblich. Nach ſeiner Rückkehr wurde er nach Piſa geſendet, um das Concilium zu beobachten, und wo möglich, deſſen Auflöſung zu bewirken. Nichts deſto weniger war der Papſt ſo erzürnt über jenen unwillkürlichen Fehltritt der Florentiner, daß er in Vereinigung mit den Aragoneſern ihnen die Freiheit raubte und die Mediceer wiedereinſetzte. Da Machiavelli es war, welcher durch That und Wort unermüdlich für die Republik zu wirken bemüht geweſen war, ſo hatte der Mediceer Lorenzo, welcher die Dictatur über Florenz übernahm, nichts angelegentlicheres als ihn, kraft öffentli-

chen Decrets ſeiner ſämmtlichen Würden zu entſetzen, und in die Dunkelheit des Privatlebens zu verweiſen. Bei der Verſchwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni dei Medici ward er, der Theilnahme verdächtig, eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er mit kaltblütigſter Standhaftigkeit ertrug, ſo wie die darauf folgende Verbannung. Als der Cardinal Papſt ward, erhielt er die Freiheit wieder; bei ſeiner Rückkehr in das Vaterland ſchrieb er die Discorsi (Abhandlungen) über die zehn erſten Bücher des Livius, von welchen wir unten den Inhalt näher angeben werden. Er ſchrieb auch ſeinen Principe und dedicirte ihn dem Lorenzo von Medici. Dafür von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen, ward er vom Cardinal Julius, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, über eine angeblich beabſichtigte Reform der daſigen Angelegenheiten, zu Dämpfung mannichfacher Unordnungen und Gährungen, als Rathgeber gebraucht. Machiavelli rieth ein Gleichgewicht der Parteien herzuſtellen und die freie Verfaſſung wiederherzuſtellen, jedoch mit Vorbehalt der höchſten Obergewalt für den Papſt. Mit der beabſichtigten Reform war es niemals ein Ernſt geweſen, und eine neue Verſchwörung brach aus, an welcher beſonders mehrere vornehme Jünglinge Theil nahmen, welche ſich in den ſogenannten Orti (Gärten) Oricellari zu verſammeln pflegten, hier Machiavelli's Lehren und unterrichtenden Geſprächen beizuwohnen. Der Verdacht, in welchen hierdurch Machiavelli abermals bei den Mediceern kam, hatte für ihn bloß die nachtheilige Folge, daß er in die dunkle Dürftigkeit des Privatlebens zurückkehren mußte. Jedoch, als Julius unter dem Namen Clemens VII. den päpſtlichen Thron beſtiegen hatte, erhielt Machiavelli wieder öffentliche Aufträge, und zwar beſonders wurde er zu den vereinigten Truppen des Papſtes und der Florentiner geſendet, um zur Vertheidigung Toscana's gegen Carls V. Heer zu wirken. Das zuletzt von den Mediceern ihm bewieſene Zutrauen hatte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht, und ſo ſtarb er nach ſeiner Rückkehr nach Florenz den 22. Juni 1527 verkannt und verſchmäht. Gleiches Zeugniß mit ſeinem Leben legen die Schriften für Machiavelli ab. Seine vorzüglichſten, eigentlich politiſchen Inhalts, ſind die Discorsi und der Principe. In beiden (in Hinſicht der gedrängtern Eleganz des Styls möchte dem Principe der Vorzug zu geben ſeyn) beweiſ't er ſich als den gründlichſten Kenner der alten Geſchichte und der Geſchichte ſeiner Tage. Durch beide hat er bewieſen, daß er wohl der größte Staatsmann aller Zeiten und Völker geweſen iſt, d. h. daß er den Charakter jeder öffentlichen Verfaſſung auf das lebendigſte durchdrungen hatte und zugleich, mit einzig practiſchem Geiſte begabt, die deutlichſten Einſichten beſaß, wie die glückliche Fortdauer, wie der Untergang jeder Verfaſſung bedingt ſey. Die Discorsi ſind das Reſultat ſeines Studiums der alten Geſchichte, der Principe des gleichzeitigen italieniſchen politiſchen Lebens. Dort iſt alſo über das Weſen freier Verfaſſungen geſprochen, hier von dem des Principato's, denn in Machiavelli's Tage treffen hauptſächlich die Momente, wo Italiens freie Volksverfaſſung liſtigen und gewaltſamen Uſurpatoren erlag. Wer mag alſo den Autor tadeln, der, indem er ein Syſtem von ihm gemachter politiſcher Erfahrungen aufſtellen wollte, nichts anders als ein Lehrbuch ſelbſtſüchtiger boßhafter Abſcheulichkeit zu liefern vermochte.

Dies iſt die Schuld der politiſchen Verderbniß, welche damals theils ſchon vor, hauptſächlich aber mit dem Einfall der Franzoſen in Italien über dieſes ſchöne Land hereingebrochen war. Auf unſere Zeiten, die Zeiten conſtitutioneller Monarchien, ſind die in dem principe aufgeſtellten Erfahrungslehren nicht anwendbar, und wenig müſſen alſo diejenigen den principe und die neueſte Geſchichte unſerer Monarchien (das bonapartiſche Syſtem war nur eine freche Epiſode) begriffen haben, die von jenem ein Verderbniß dieſer befürchten konnten. Welche Zeiten dem Machiavell die liebſten, ſeinem Gemüth am meiſten zuſagenden waren, leuchtet aus den Discorsi ein, wo er, vom Enthuſiasmus für freie volksmäßige Verfaſſungen hingeriſſen, oft ſeine, in der Regel ganz ruhig ſyſtematiſche, Darſtellung vergißt und ſelbigen begeiſterte Lobreden hält. Als Seitenſtück zu ſeinem principe iſt der kurze hiſtoriſche Aufſatz zu betrachten: über das Verfahren des Herzogs von Valentino (Cesare Borgia) bei Ermordung des Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Signors Pagolo und Herzogs di Gravina Orſini, welches das eminenteſte Beiſpiel von der Verfahrungsart der damaligen italieniſchen Tyrannen abgibt. Sein Dialog über die Kriegskunſt (die dialogiſche Form iſt ihm ziemlich willkürlich aufgehängt) eifert gegen das Verderbniß des italieniſchen Kriegsweſens durch den Gebrauch gemietheter Banden und dringt auf die Bewaffnung der eigenen Bürger jedes Staates und jeder Gemeinheit. Die bei Veranlaſſung ſeiner Geſandtſchaften von Machiavelli geſchriebenen Briefe und Schilderungen Frankreichs und Deutſchlands ſind, ungeachtet der Kürze der letzteren höchſt intereſſante hiſtoriſche Denkmäler jener Zeiten und der hellen deutlichen Beobachtungsgabe des Autors. Das Leben des Caſtruccio Caſtrucani von Lucca muß bei ſeinem weniger concentrirten Style (überhaupt iſt es nur ein hiſtoriſcher Roman) für ein Jugendwerk gelten, das als eine mißverſtandene Nachahmung der Alten zu betrachten iſt. Sein großes hiſtoriſches Werk (die hiſtoriſchen Fragmente können wir, ſo meiſterhaft ſie auch ſind, doch bei der nothgedrungenen Kürze dieſes Artikels nur erwähnen) iſt die florentiniſche Geſchichte, worin er die prächtige Eleganz des Livius, des Tacitus geiſtreicher majeſtätiſcher Kürze zu nähern gewußt und überhaupt ein Muſter italieniſcher Proſa in einem unvergleichlichen pragmatiſchen Geſchichtswerk aufgeſtellt hat, das weder auf italieniſchem Boden, noch in dem Auslande bis jetzt ein würdiges Gegenſtück gefunden hat. Es beſteht aus neun Büchern, wovon das erſte vom Untergange des weſtrömiſchen Kaiſerthums anhebt, und mit der Zeit ſchließt, wo Florenz eine ſelbſtſtändige politiſche Wichtigkeit erhielt. Das Ende machen die Begebenheiten, welche zunächſt auf die Verſchwörung gegen die Mediceer Lorenzo und Giuliano folgten. Das erſte Buch iſt das geiſtreichſte Compendium der in ihm enthaltenen politiſchen Geſchichte. So viel bei der durchgängigen Objectivität der Darſtellung in dieſem Werke ſich von der Individualität des Verfaſſers errathen läßt, ſo ſind auch hier die deutlichſten Beweiſe von Machiavelli's aufrichtigem Republikanismus niedergelegt. Der Dialog über den Zorn iſt ein Jugendwerk, das eigentlich mehr nicht als eine ſtyliſtiſche Übung in ciceronianiſchen Perioden iſt. Die Beſchreibung der Peſt dagegen, welche in Florenz während der zwei Jahre 1522 und 1523 wüthete, darf ſich neben die ähnliche thucydideiſche Beſchreibung ſtellen. Auf echt italieniſche Weiſe endet ſie mit einem Liebesverſtändniß. Außer-

dem hat man noch von Machiavelli eine Sammlung Sentenzen und Verordnungen für eine geſchloſſene Geſellſchaft (compagnia di piacere). Letztere geben keinen übeln Beweis für die Lebensluſtigkeit des Verfaſſers. Von den Komödien des Macchiavelli iſt ſchon unter dem Artikel italieniſches Theater Erwähnung geſchehen. Ihre geiſtreiche Frivolität beweiſ't, wie ein eminenteſter Menſch eigentlich ohne allen Sinn für wahre Poeſie ſeyn konnte. Wie wenig er überhaupt für ſogenannte ſchöne Literatur geboren war, ergibt ſich auch aus Machiavelli's Aufſatz über die italieniſche Sprache, worin er den florentiniſchen Dialect als italieniſche Schriftſprache gegen Dante's Angriff auf eine höchſt ſeichte und unglückliche Weiſe vertheidigt. Die vollſtändigſte Sammlung ſeiner Werke iſt diejenige, welche in 10 Bänden, Mailand 1805 in 8, in einer Reihe der ſämmtlichen claſſiſchen italieniſchen Autoren erſchienen iſt. Das Vorurtheil gegen Macchiavelli iſt beſonders durch den ſeichten Bayle allgemein geworden, welcher (man begreift gar nicht, aus welchem Grunde) in dem Artikel Machiavelli bemüht geweſen iſt, aus ſpätern Schriftſtellern und ganz unglaubwürdigen Überlieferungen denſelben als den ruchloſeſten und ſchändlichſten aller Menſchen darzuſtellen. Die Zeugniſſe glaubwürdiger und gleichzeitiger Autoren zeihen dieſe franzöſiſchen Behauptungen der Lüge. Dm.

Macdonald (Stephan Jacques Joſeph Alexandre), von ſchottiſcher Herkunft, wie ſein Name bezeugt, aber in Frankreich geboren, trat als Jüngling in die Kriegsdienſte ſeines Vaterlandes, als der Generallieutenant, Graf von Maillebois im J. 1784 von ſeinem Hofe nach Holland geſchickt ward, um die antioraniſche Partei gegen den Erbſtatthalter und Preußen zu unterſtützen. Er ward mit Lieutenantsrang in der Legion Maillebois angeſtellt und im J. 1787 beim 87ſten Linien-Infanterieregiment. In dieſer ſubalternen Rolle widmete er ſich mit ſeltenem Eifer dem Studium der Kriegskunſt, bis der Ausbruch der Revolution ihn zu Thaten aufrief. Die werdende Republik, von allen Seiten angegriffen, ſchuf neue Armeen und ſtellte ohne Unterſchied die talentvollſten Männer an die Spitze. Macdonald, welcher der Republik treu blieb und für welchen ein ſchon zehnjähriger Militärdienſt ehrenvoll ſprach, wurde im J. 1793 zum Brigadegeneral ernannt und mit dem Anfange des J. 1794 der Nordarmee zugetheilt, welche Pichegru erobernd nach Holland führte. Er war es, der die Poſten von Cammines-Nord, von Warneton und Warwik wegnahm und nachher die Einnahme von Oſtfriesland befehligte. Schon im J. 1796 ward er Diviſionsgeneral. Als ſolcher commandirte er anfangs zu Düſſeldorf und Cöln, kam dann zur Rheinarmee und ward endlich der Armee in Italien zugegeben, wo Bonaparte ſeinen Ruf als Feldherr gründete. Macdonald blieb auch nach dem Frieden von Campo Formio in Italien, und commandirte bei der Einnahme von Rom und dem Kirchenſtaate unter Berthiers Anführung. Als gleich darauf auch hier die republikaniſche Regierungsform eingeführt ward, empfing Macdonald das Commando von Rom und leitete die politiſchen Operationen des römiſchen Conſulats. Neapel rüſtete ſich indeß zum Kriege. Mack an der Spitze von 50,000 Neapolitanern, beſetzte Rom und den Kirchenſtaat. Der franzöſiſche Obergeneral Championet zog die durch Italien zerſtreuten franzöſiſchen Corps zuſammen; auch Macdonald mußte zu ihm ſtoßen. Sobald Championet ſtark genug war, ſeinem Gegner die Spitze zu bieten, ging

er ihm entgegen. Bei Trento, Monteroſi und Baccano wurden die Neapolitaner geſchlagen, bei Calvi und Civita Caſtellana zwei ihrer Armeecorps aufgerieben, und ſchon am 14ten December zog Macdonald ſiegreich wieder in Rom ein. Neapel wurde eine leichte Beute der Franzoſen und revolutionirt; Macdonald empfing im Frühjahr 1799 den Oberbefehl über die franzöſiſche Armee zu Neapel. Während er noch gegen den Cardinal Ruffo und die Calabreſen focht, hatten Suwarow und Melas mit ihren tapfern Schaaren die Lombardei erobert und waren ſiegend bis Turin vorgedrungen. Moreau rettete durch kluges Zaudern eben noch Frankreichs Gränzen, und erwartete Macdonalds Ankunft. Dieſer hatte Neapel verlaſſen, und brach plötzlich durch Toscana hervor. Am 12ten Juni 1799 griff er im Angeſichte von Modena die Öſterreicher unter Hohenzollern an, und ſchlug ſie zurück; dann marſchirte er am 14ten auf Parma, und bot mit ſeinem durch Märſche und Kämpfe erſchöpften Heere der vereinten ſieggewohnten Macht Rußlands und Öſterreichs den Kampf an, um ſich mitten durch ſie hin den Weg zur Vereinigung mit Moreau zu bahnen. Drei Tage währte die Schlacht bei S. Giovanni, unweit Piacenza an der Trebia. Erſt am Abend des dritten Tages räumte Macdonald, der zu den ſchon bei Modena erhaltenen neue Wunden empfangen hatte, den Siegern das Feld, verließ Toscana, überſtieg ungehindert mit dem Reſte ſeines Heeres die Apenninen, und vereinigte ſich auf der genueſiſchen Meeresküſte glücklich mit Moreau. Um ſeine Wunden zu heilen, ging er nach Frankreich. Bonaparte war aus Ägypten zurückgekommen, und fing an, ſeine ehrgeizigen Plane zu entwickeln. Macdonald vereinigte ſich mit ihm zur Revolution des 18ten Brumaire. Er commandirte in dieſen Tagen zu Verſailles, unterdrückte die dortigen Jacobiner, hob ihren Club zu Verſailles auf und trug kräftig zur Gründung des franzöſiſchen Conſulats bei. Im Jahr 1800 führte er das Commando der Reſervearmee in Graubünden, mit welcher er mitten im Winter über die tief beſchneiten Alpen des Splügen zog und durch das Veltlin vordrang. Der Friede von Lüneville machte ſeiner Feldherrnthätigkeit ein Ende. Macdonald begab ſich jetzt als franzöſiſcher Geſandter nach Dänemark, wo er bis 1803 blieb. Im Kriege von 1806 und 1807 blieb er ohne Anſtellung. Im J. 1809 commandirte er unter Eugen einen Theil der italieniſchen Armee. Napoleon ernannte ihn zum Herzog von Tarent. Ludwig XVIII. hat ihm die Pairwürde ertheilt.

Macedonien (jetzt Comenolitari), der nördlichſte Theil der öſtlichen Halbinſel in Europa, von Griechen bewohnt, ein bergiges und wälderreiches Land, deſſen Hauptreichthum in Gold- und Silbergruben beſtand, das aber an den Küſten auch viel Getraide, Öl, Wein und Baumfrüchte trug, und deſſen Bewohner ſich mit Jagd und Ackerbau beſchäftigten. Die Gränzen waren zu verſchiednen Zeiten verſchieden. Sehr beſtimmt waren ſie im Süden durch den Olympus und die cambuniſchen Gebirge (jetzt Monte di Voluzzo), wodurch es von Theſſalien, und im Weſten durch den Pindus (jetzt Stymphe), wodurch es von Epirus getrennt wurde. In Anſehung der Oſt-, Nord- und Nordweſtgränzen muß man die Zeiten vor und nach Philipp, dem Vater Alexanders, unterſcheiden. Vor ihm gehörte alles Land jenſeit des Strymon (Strumona) und ſelbſt die macedoniſche Halbinſel von Amphipolis bis Theſſalonica zu Thracien, deßgleichen auch das Land der Päonier gegen Norden; im

Nordweſten aber machte der See Lychnitis (Achriba) die Gränze Macedoniens gegen Illyrien. Philipp eroberte jene Halbinſel und alles Land bis zum Fluſſe Neſſus (Kara Soa) und dem Rhodope-Gebirge, ferner das Land der Päonier und Illyrier jenſeit des Sees Lychnitis. Seiner größten Ausdehnung nach erſtreckte ſich alſo Macedonien vom Gebirge Orbelos (Eumonizza) bis an die cambuniſchen Gebirge, den Pindus und Olymp und wieder vom Fluſſe Neſſus und dem ägeiſchen Meere bis zum ioniſchen, wo der Drino die Gränze machte. Die Provinzen waren ihrem Namen nach größtentheils ſchon vor Herodots Zeiten bekannt. Zu Philipps Zeiten waren deren neunzehn. Die Römer theilten das Land in vier Striche: den öſtlichen am Strymon und Neſtus, Hauptſtadt Amphipolis; die Halbinſel, Hauptſtadt Theſſalonica; den ſüdlichen über Theſſalien, Hauptſtadt Pella; und den nördlichen, Hauptſtadt Pelagonia. Illyrien trennten ſie davon. — Macedonien wurde eigentlich durch zwei Völkerſtämme beſetzt, durch die Thracier, zu denen die Päonier und Pelagonier gehörten, und durch die Dorier, zu denen ſich ihrer Sprache und Lebensart nach die Macedonier bekannten. Plinius ſpricht von 150 verſchiednen Völkerſchaften, die in älteſter Zeit das Land bewohnt haben ſollen; wovon aber keine Nachrichten zu uns gekommen ſind. Die Einwohner Macedoniens wurden eher cultivirt als die übrigen Griechen, welche ſogar von ihnen lernten, in der Folge aber blieben ſie ſo weit hinter ſelbigen zurück, daß dieſe ſie zu den Barbaren rechneten. Sie waren in mehrere kleine Staaten getheilt, welche mit den Illyriern und Thraciern unaufhörlich Krieg führten, bis Philipp und Alexander einem dieſer Staaten das Übergewicht über die andern gaben und ihn zum mächtigſten der Welt erhoben. Ohne dieſen Staat genau zu kennen, wiſſen wir nur, daß ſeine Regierungsform eingeſchränkt monarchiſch war, daß er lange klein und ohnmächtig blieb, den Illyriern, Thraciern und Perſern Tribut zahlte und den Athenienſern ſeine Seehäfen zu Handelsniederlagen überlaſſen mußte. Die Reihe ſeiner Könige fängt mit dem Herakliden Caranus an, wird aber erſt mit Philipp für die Geſchichte wichtig. Dieſer wußte die Kräfte des Landes und ſeine kriegeriſchen Bewohner ſowohl zu benutzen, daß er das unter ſich uneinige Griechenland ſeiner Herrſchaft unterwarf. Sein noch größerer Sohn Alexander beſiegte Aſien und erhob Macedonien auf eine kurze Zeit zur Beherrſcherin der halben Welt. Nach ſeinem Tode ſank Macedonien von ſeiner Höhe herab. Die ungeheure Monarchie, die jener durch mehrjährige Eroberungen gebildet hatte, wurde zerſtückelt, Macedonien erhielt ſeine alten Gränzen und verlor ſogar nach einigen Kämpfen ſeine Herrſchaft über Griechenland. Den Anlaß dazu gab das Bündniß, das Philipp II. während des zweiten puniſchen Kriegs mit Carthago geſchloſſen hatte. Die Römer verſchoben damals ihre Rache, ohne ſie aufzugeben. Die Gelegenheit, ſie auszulaſſen, gab die Belagerung Athens durch Philipp. Dieſe Stadt rief die Römer zu Hülfe, welche ſogleich gegen Macedonien den Krieg erklärten. Philipp wurde genöthigt, um Frieden zu bitten, und mußte, um ihn zu erhalten, ſeine Schiffe ausliefern, ſeine Truppen auf 500 Mann reduciren und die Kriegskoſten bezahlen. Macedonien ſtand ſchon jetzt gleichſam unter dem Schutze der Römer, unter Philipps Nachfolger, Perſeus, aber wurde es eine Provinz derſelben. Der entſcheidende Sieg bei Pydna, den Ämilius Paulus über den Perſeus erfocht,

vollendete die Unterjochung derſelben. Gereizt durch die Bedrückungen der Römer machte der macedoniſche Adel einen nochmaligen Verſuch, ſich von dem verhaßten Joche zu befreien. Die ganze Nation ſtand unter Andriſcus auf, wurde aber nach einem langen Kampfe durch Q. Cäcilius Macedonicus abermals beſiegt. Jetzt zwang der römiſche Senat den Adel des Landes zur Auswanderung.

Mäcenas (C. Cilnius), der bekannte Günſtling Auguſts und Gönner des Virgil und Horaz, leitete ſeine Abkunft von den alten etruſciſchen Königen oder Lucumonen ab. Er iſt bis auf den heutigen Tag von den Gelehrten aller Zeiten mit Lobſprüchen und Verehrung genannt worden. Sie ſchildern ihn als das Muſter aller Regenten- und Miniſter-Tugenden und als den erhabenſten Beſchützer der Wiſſenſchaften, ohne eine ganz richtige Vorſtellung von ſeinem Charakter und von der Rolle zu haben, die er unter Auguſt ſpielte. Mäcen war kein Staatsmann oder Miniſter, ſondern ein inniger Freund des Octavius; öffentliche Ämter bekleidete er nie, denn ſelbſt die Präfectur über Rom und Italien, die er nach dem Siege bei Actium auf einige Zeit verwaltete, war nur eine Privatcommiſſion. Er begnügte ſich ſtets mit dem Anſehn, das ihm ſein perſönliches Verhältniß zu Auguſtus gab. Eben ſo ſcheinen auch die Vorſtellungen, die man von ihm als Beſchützer der Gelehrten hat, und die ſeinen Namen zu einem Ehrentitel geſtempelt haben, ſehr übertrieben zu ſeyn. Daß er Dichter, witzige Köpfe und Gelehrte aller Art (wenn ſie gute Geſellſchafter waren) an ſeinen Tiſch zog, ihren Umgang ſuchte, und ſie gelegentlich dem Auguſt empfahl, das hatte zunächſt einen politiſchen Grund, denn er erwarb dadurch dem Auguſt ſelbſt Freunde und verbreitete deſſen Ruhm; außerdem aber, was that er mehr, als was noch jetzt jeder Reiche und Vermögende thut, den Neigung und Laune für einen ſolchen Umgang empfänglich machen? Allerdings ſchenkte er dem Horaz ein Landgütchen, wirkte ihm Verzeihung und Freiheit aus, und verhalf Virgilen zu dem Seinigen; aber für einen Mann, den Auguſtus unermeßlich reich gemacht hatte, war das Geſchenk an Horaz eine Kleinigkeit, und Virgil verdankte ihm nicht mehr, als gerade nur Gerechtigkeit. In dem allen that Mäcen nicht mehr als was hundert Große vor und nach ihm gethan haben. Mäcen beſaß keine großen Eigenſchaften. Deſto mehr verdankte er dem Glücke, das ihn gerade in die Umſtände verſetzte, worin er ſich am meiſten geltend machen konnte. Sein größtes Verdienſt war, dieſe günſtige Lage klug benutzt zu haben. Fern von ſtarken Leidenſchaften und Ehrgeiz, wie Wieland ſeinen Charakter ſchildert, mit feinen Sinnen und hellem Kopfe begabt, klug und kaltblütig genug, um alles, was er that, recht und ganz zu thun, ſanguiniſch genug, um vor keinen Schwierigkeiten zu erſchrecken und ſich immer einen guten Erfolg zu verſprechen; aber doch zu bequem und wollüſtig, um Geſchäfte zu lieben und zu ſuchen, wenn es nicht nothwendig war; angenehm von Perſon, jovialiſch im Umgange, mit einem guten Theil Gefälligkeit und Bonhommie; geneigt, über Andre zu ſcherzen und über ſich ſcherzen zu laſſen; oft auf eine angenehme Art höchſt ſonderbar in Kleinigkeiten, aber deſto gründlicher in wichtigen Dingen; fein und geſchmeidig, um Andre zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen; geſchickt, jeden Menſchen zu benutzen; behutſam in der Wahl ſeiner engern Freunde, aber treu und ſtandhaft, wenn er gewählt hatte, und im Nothfall jeder Aufopferung fähig — alle dieſe Eigenſchaften machten ihn

vollkommen geſchickt, ein Vertrauter Auguſts zu ſeyn, und dieſem von Anfang an ein Zutrauen einzuflößen, welches — eine einzige kleine Disharmonie ausgenommen — bis an ſeinen Tod in immer gleicher Stärke fortdauerte. Bei ihm fand Auguſt alles, was ihm gerade fehlte: Rath, Auswege, Entſchloſſenheit, guten Muth, frohe Laune und auch etwas, worin er ſich ſelbſt weiſer und ſtärker fühlte, und womit er ſeinen Freund aufziehn konnte, ohne daß dieſer doch gerade ſehr viel dadurch verlor. So ſpottete Auguſt gern über Mäcens Weichlichkeit, Liebe zu Seltenheiten, Edelſteinen, Gemmen, über ſeine Affectation, alte etruriſche Worte ins Römiſche zu miſchen und neue Worte zu machen. Dafür durfte ſich dieſer aber auch ein freies und ſelbſt hartes Wort erlauben, wie er denn einſt, als Octavius noch während des Triumvirats zu Gericht ſaß und viele Todesurtheile ausſprach, ihm ſeine Schreibtafel hinreichen ließ, worauf er die Worte geſchrieben hatte: Surge tandem carnifex! (Steh endlich auf, Henker!) welcher Weiſung jener folgte, ohne beleidigt zu ſeyn. Als Auguſt mit Agrippa und Mäcen überlegte, ob er die Obergewalt beibehalten oder niederlegen ſolle, war es Mäcen, der, dem Agrippa ntgegen, zur Beibehaltung der Herrſchaft rieth. Er bewies dadurch, daß er, fern von heroiſchen Tugenden, das Nützliche dem Edeln und Moraliſchen vorzog. Dagegen rühmt man mit Recht ſeine Gutherzigkeit und Unſchuld. Immer rieth er zur Gelindigkeit und Milde, empfahl und wirkte Gnaden aus. So viel von Mäcens Verhältniſſen zu Auguſt; minder achtungswerth erſcheint er als Privatmann. Die reichen und vornehmen Römer glichen damals mehr Fürſten als Privatleuten; ihre Häuſer wetteiferten mit den prächtigſten Hofhaltungen. Mäcen aber hatte auf dem esquiliniſchen Berge einen mit den prächtigſten Gärten umgebnen thurmartigen Palaſt, wie ihn vielleicht kein anderer Römer, ſelbſt nicht Auguſt, beſaß. Hier überließ er ſich nach Beendigung der Bürgerkriege, in einem Alter von ungefähr vierzig Jahren, ſeinem Hange zur Ruhe, zum Vergnügen und zu den Künſten. Alles athmete Freude, Scherz und Wohlleben. Üppigkeit und Frivolität bezeichnen am beſten den Charakter ſeiner liebſten Ergötzlichkeiten und Zeitvertreibe. Unter allen Schauſpielen liebte er am meiſten die pantomimiſchen Tänze, welche er zuerſt in Rom einführte. Der wegen ſeiner Kunſt und Schönheit berühmte Bathyll (ſ. d.) war ſein Liebling. Nicht minder liebte er den Gaumenkitzel; er erfand ſelbſt eine neue leckerhafte Speiſe. Die durch ſeinen wollüſtigen Müßiggang ihm natürlich gewordne Schlaffheit des Geiſtes zeigte ſich nicht nur in ſeiner Kleidung, ſeinem Gange, ſeiner Haltung, ſondern auch in ſeinen Verſen und in ſeiner Proſa. Gegen ſeine letzten Lebensjahre wurde Auguſtus etwas kaltſinnig gegen Mäcen, weil er, wie einige vermuthen, den Umgang des Kaiſers mit ſeiner Gemahlin Terentilla nicht gern ſah. Sein Tod verſöhnte den Auguſt wieder, der ihn mehrmals ſchmerzlich vermißte. Er ſtarb nach Einigen kurz vor, nach Andern kurz nach Horaz, im Jahre Roms 745. Von ſeinen Schriften, deren Seneca, Iſidor und Andre erwähnen, iſt nichts auf uns gekommen.

Mächtigkeit iſt ein bergmänniſcher Kunſtausdruck, und bezeichnet, wenn von Gängen die Rede iſt, die Breite derſelben, bei Flötzen aber die Dicke derſelben.

Mack (Carl Freiherr von). Dieſer durch ſeine Unglücksfälle allgemein bekannt gewordne öſterreichiſche Feldherr wurde 1752 zu

Neußlingen in Franken geboren, und wohnte bereits ſeit dem ſiebenjährigen Kriege mehreren Feldzügen bei. Er trat als Fourier in kaiſerliche Dienſte. Seine ausgezeichneten Talente zogen bald die Aufmerkſamkeit des Grafen Laſcy auf ihn, der ihn zum Unter-Lieutenant machte. Im Türkenkriege erwarb er ſich das volle Zutrauen des Generals Laudon und wurde von dieſem dem Kaiſer Joſeph II empfohlen, der ſchon früher Gelegenheit gehabt hatte, ſeine Thätigkeit kennen zu lernen. Er ernannte ihn noch kurz vor ſeinem Tode zum Chef des Generalſtabes, um ihn in einem etwanigen Kriege gegen Preußen zu gebrauchen. Da aber die an der ſchleſiſchen Gränze verſammelte Armee 1790 aus einander ging, ſo erhielt Mack einen Zeitpunkt der Erholung, deren er, wegen ſeiner durch anhaltendes Arbeiten geſchwächten Geſundheit, bedurfte. Der Prinz Coburg rufte ihn jedoch ſchon 1793 zu ſeiner Armee in die Niederlande, um verſchiedne Operationen von ihm dirigiren zu laſſen, und Mack folgte dem Rufe, ungeachtet ſeine Körperkräfte noch nicht hergeſtellt waren. Er entwarf den Plan zur Überrumpelung der franzöſiſchen Cantonnirungen an der Rör, zum Entſatze von Maſtricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Bei der letztern Gelegenheit erhielt er eine Schußwunde, die ihn nöthigte, ſich auf ſein kleines Gütchen in Böhmen zurückzuziehn. Allein der Feldzug von 1794 führte ihn auf den Kriegsſchauplatz zurück. Er entwarf den ſo berühmt gewordnen Plan dazu, und begab ſich damit ſelbſt nach London. „Macks, auf zweckmäßige Überſchwemmungen und auf raſche offenſive Operationen calculirter Plan“ — ſagt Archenholz im 12ten Bande der brittiſchen Annalen — „war kühn; allein er ſchien ſehr richtig überdacht, und vielleicht hätte deſſen Befolgung Belgien und Holland gerettet, ja dem ganzen Kriege eine andere Geſtalt gegeben. Allein es mußten deßhalb andere, von vornehmerer Hand kommende Plane verworfen werden; man calculirte die Waſſerſchäden und das auch bei minder großen Planen muthmaßliche Waffenglück; überhaupt war dabei ein mannichfaltiges Intereſſe zu vergleichen: alles das verurſachte, daß der mackſche Plan bei Seite geſetzt wurde.“ — Nachdem Coburg das Commando niedergelegt hatte, (den 28. Auguſt 1794) entfernte ſich auch Mack wieder nach Böhmen. Nach dem Abgange des Erzherzogs Carl zur italieniſchen Armee wurde vom kaiſerlichen Hofe beſchloſſen, Mack wieder bei der Rheinarmee anzuſtellen. Er war inzwiſchen bis zum Grade eines Feldmarſchall-Lieutenants geſtiegen. Nach dem Frieden von Campo Formio, als die Revolutionirung des Kirchenſtaats und der Fall von Malta ſich ereigneten und ein neuer Krieg gegen Frankreich bevorſtand, begab ſich Mack im October 1798 nach Neapel, um auf den Wunſch des Königs Ferdinand das Commando über die neapolitaniſche Armee gegen die Franzoſen zu übernehmen. Sein Plan zu dem neuen Feldzuge war, nach dem Urtheile der Kenner, ſo wohl entworfen, daß, hätte ſich Mack an der Spitze einer öſterreichiſchen Armee befunden, kein Feind entkommen ſeyn würde. Er ſiegte auch anfangs in mehreren Gefechten und nahm den 27ſten November das Tags zuvor von den Franzoſen verlaſſene Rom ein, mußte es aber, da die Truppen nicht mehr ihre Pflicht thaten, den 13ten December wieder verlaſſen und ſich zurückziehn. Er nahm eine feſte Stellung bei Capua, und ſchloß in Vereinigung mit dem Prinzen Pignatelli, Vicekönig von Neapel, am 10ten Jan. 1799 einen Waffenſtillſtand ab; aber jetzt brach bei der unerwarteten Wendung der Dinge ein Aufſtand der Lazzaroni zu

Neapel aus, welche einen Theil der Truppen unter Mack entwaffneten, die Offiziere der Verrätherei beſchuldigten und ihren König ſelbſt vertheidigen wollten. Um ihrer Wuth zu entgehn, mußte ſich Mack mit ſeinem ganzen Generalſtabe dem feindlichen General Championet in die Hände liefern. Nach Frankreich als Kriegsgefangner abgeführt, entwich er 1800 heimlich aus Paris. Im J. 1804 erhielt er das Commando über ſämmtliche Truppen in Tyrol, Dalmatien und Italien, und entwarf einen Plan zur neuen Organiſirung der öſterreichiſchen Truppen. Endlich nahte ſich 1805 die merkwürdige Epoche, wo beim abermaligen Ausbruche des öſterreichiſch-franzöſiſchen Kriegs, nachdem die Öſterreicher am 14ten und 15ten Oct. an der Iller geſchlagen und Memmingen übergeben worden, Mack, welcher in Deutſchland en Chef befehligte, nach dieſen Unfällen ſich in die Stadt Ulm warf, und, obgleich anfangs zur äußerſten Gegenwehr entſchloſſen, ſchon am 17ten October mit Napoleon eine allerdings ſchimpfliche Capitulation abſchloß, vermöge welcher die 20,000 Mann ſtarke Beſatzung kriegsgefangen nach Frankreich geführt, er ſelbſt aber auf Ehrenwort entlaſſen wurde. Mack kehrte nach Öſterreich zurück, wurde als Staatsgefangner nach Brünn gebracht, und vor ein Kriegsgericht geſtellt, das die Todesſtrafe über ihn ausſprach. Die Gnade des Kaiſers milderte aber dieſes Urtheil auf Caſſation und zweijährigen Feſtungsarreſt. Im Auguſt 1808 wurde ihm auch die übrige Strafzeit erlaſſen, doch darf er nicht wieder am kaiſerlichen Hoflager erſcheinen.

Mackintoſh, bekannt durch ſeine Vindicias gallicas, mit denen er in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution als ein warmer Vertheidiger der republikaniſchen Freiheit aufſtand, ſtammt aus einer irländiſchen Familie, ſtudirte die Rechte und trat frühzeitig, mit Geiſt und Kenntniſſen ausgerüſtet, in die Laufbahn der Ehre, die ſein Freund, der berühmte Sachwalter Erskine mit ſo vielem Beifall bereits betreten hatte. Genährt durch den Geiſt der Griechen und Römer, entwickelte ſich in ihm das Talent des Redners wie des Staatsmannes, wozu jeder Engländer von ausgezeichneter Erziehung ſich bildet, in vorzüglichem Grade. Seine Verhandlungen zeichneten ſich mehr noch durch die Art der Behandlung, als durch den Gegenſtand aus, der ſich ihm darbot. Er übernahm die Vertheidigung Pelletiers, der wegen verſchiedner Schmähungen gegen den erſten Conſul Bonaparte, in einer zu London gedruckten Zeitſchrift, vor Gericht belangt war. Pelletier ward zu einer namhaften Strafe verurtheilt; Mackintoſh hingegen, der mit ſeiner Gemahlin zu Paris eine ſehr ehrenvolle und ſchmeichelhafte Aufnahme gefunden hatte, wurde von dem Könige mit Ehrenbezeigungen aufgemuntert und bald darauf unter glänzenden Ausſichten als Gouverneur nach Bombay in Indien geſchickt. Ausgerüſtet mit allen Eigenſchaften, die zur Behauptung eines ſo wichtigen Poſtens erfodert werden, und voll Liebe und Eifer für die Wiſſenſchaften, ließ ſich vermuthen, daß er in ſeiner neuen Sphäre eine vielſeitige Wirkſamkeit äußern werde. Auch begann er dieſe Hoffnung durch die Stiftung einer neuen literariſchen Geſellſchaft zu erfüllen, von deren Thätigkeit die ſchönſten Reſultate zu erwarten ſind.

Macpherſon (James), ſ. Oſſian.

Macrobius (Ambroſius Aurelius Theodoſius), von deſſen Herkunft nur ſo viel gewiß iſt, daß er kein Römer war, bekleidete wahrſcheinlich in der erſten Hälfte des 5ten Jahrhunderts das Amt

eines kaiſerlichen Kammerherrn am abendländiſchen Hofe, und war auch vorher Conſul geweſen. Ohne allen Grund haben ihn einige für einen Chriſten gehalten. Seine Schriften beſtehen aus einem für die Geſchichte der Philoſophie und die Mythologie nicht ganz unwichtigen Commentar über Cicero's Traum des Scipio, in zwei Büchern, aus welchem man zugleich ſieht, daß er Platoniker war; aus einer grammatiſchen, bloß im Auszuge eines gewiſſen Johannes (vielleicht des ſchottiſchen Johannes Erigena) vorhandenen, Abhandlung von der Verſchiedenheit und Verwandtſchaft des lateiniſchen und griechiſchen Zeitworts; und aus ſeinen Saturnalien oder Tiſchgeſprächen in ſieben Büchern welche, ganz den compilirenden Charakter ihrer Zeit an ſich tragend, meiſt philologiſche Gegenſtände behandeln, und vorzüglich aus dem Gellius und Plutarch zuſammengetragen ſind. Dieſe Werke ſind von Jac. Gronov (Leiden 1670. 8., nachgedruckt, London 1694. 8.), Joh. Carl Zeune (Leipzig 1774. 8. mit guten Anmerkungen, aber incorrect gedruckt) und zu Zweibrücken (1788. 2 Bde. 8.) herausgegeben, ſind aber einer neuen Bearbeitung noch ſehr bedürftig. A—s.

Madagascar. Dieſe Inſel, welche nächſt Neu-Holland und Borneo die größte iſt und auf 10,500 Quadratmeilen geſchätzt wird, liegt in einer Entfernung von 75 deutſchen Meilen der Küſte Mozambik gegenüber. Und von dieſer großen, an Producten reichen und von einem ſanftmüthigen Volke bewohnten Inſel kennen wir noch nicht viel mehr als die erſten Entdecker, d. h. etwas von der Küſte, aber wenig oder nichts von dem Innern. Madagascar wird durch eine von Norden nach Süden laufende hohe Bergkette getrennt, an deren Fuß eine Menge von Bächen und Flüſſen entſpringen, daher es auch allenthalben trefflich bewäſſert iſt. Die Berge ſind mit Waldungen bedeckt, und bieten die größte Mannichfaltigkeit von Bäumen und Kräutern dar. Schon Mandelsloh rühmt die große Üppigkeit der hieſigen Vegetation. Nicht weniger fruchtbar iſt die Inſel an nützlichen Thieren aller Art. Faſt gibt es kein Land auf der Erde, das ſo geſchickt ſcheint, eine glückliche Welt für ſich auszumachen, wie Madagascar. Die Einwohner dieſer merkwürdigen Inſel beſtehen theils aus Ureinwohnern, theils aus Eingewanderten. Die Ureinwohner, Madegaſſen oder Malegaſchen genannt, ſind von ſchwarzer Farbe, mittlerer Größe, wohlgebildet, munter und kraftvoll. Die Fremdlinge ſcheinen größtentheils arabiſchen Urſprungs zu ſeyn. Sie ſind zu Anfang des 16ten Jahrhunderts aus Arabien oder Afrika hieher gekommen, und beſtehn aus mehreren Stämmen, von denen der Stamm Zaffe Rahimini (Abrahams Nachkommen) eigentlich die ganze Inſel beherrſcht, da die Fürſten (Rhoandrians) aus ihm von dem Könige (Anpanſakabe) gewählt werden. Dieſer Stamm ſcheint jüdiſcher Abkunft zu ſeyn, denn er verehrt den Noah, Abraham, Moſes, hat die Beſchneidung, feiert den Sonnabend, opfert Thiere. Auch ſoll ein Zwergvolk, Kimos genannt, auf der Inſel wohnen; ſie werden als tapfer, klug, in Ackerbau und Viehzucht erfahren geſchildert. Die ganze Bevölkerung der Inſel wird von Flacourt auf 1,600,000, von Benjowsky auf $2\frac{1}{2}$ und von Rochon auf 4 Millionen angegeben. Die Portugieſen waren 1506 die Entdecker von Madagascar und benannten ſie, entweder ihrem Anführer Lorenz Almeida, oder dem heiligen Laurentius zu Ehren, St. Lorenz-Inſel. Im J. 1642 ſuchten ſich die Franzoſen daſelbſt niederzulaſſen und wo möglich die Inſel zu unterwerfen. Wirklich

hatten ſie 1644 das Fort Dauphin und eine kleine Colonie angelegt, mußten ſich aber wieder entfernen, da ſie durch den Haß der Einwohner in eine mißliche Lage gekommen waren. Nicht glücklicher ſind die folgenden Verſuche, ſich feſtzuſetzen, abgelaufen. Auch die Engländer, welche das Fort Franſhere erbaut hatten, mußten ſich wieder zurückziehn.

Madame, ohne Zuſatz, wird in Frankreich des Königs Bruders Gemahlin, des Königs Vaters Schweſter oder des Königs Mutter Schweſter, oder die erſte fille de France (d. i. Tochter des Königs oder des bei ſeinen Lebzeiten verſtorbnen Dauphins) genannt. **Mesdames de France** heißen überhaupt die Töchter der franzöſiſchen Könige. — Mademoiſelle, ohne Zuſatz, war ein Ehrentitel, welcher in Frankreich des Königs Bruders Töchtern, des Königs Vaters Bruders Töchtern oder des Königs Mutter Bruders Töchtern gegeben wurde. Im J. 1734 wurde verordnet, daß dieſer Titel nur der erſten Prinzeſſin von Geblüte gegeben werden ſollte.

Maddiſon, ſ. Nordamerika.

Madera, Madeira, eine den Portugieſen, welche ſie 1419 entdeckten, gehörige Inſel im atlantiſchen Meere, weſtlich von der afrikaniſchen Küſte, nördlich über den Canaren. Sie iſt ſehr gebirgig, hat aber fruchtbare Thäler, ein herrliches Clima und zählt auf einem Flächenraum von 25 Quadratmeilen gegen 80,000 Einwohner. Die Hauptproducte ſind Getraide, Zucker, Honig, Früchte, vornehmlich Wein, von dem jährlich 25,000 Pipen gewonnen werden, und das dem Mahagoniholz ähnliche Maderaholz. (S. Mahagoni). Von dieſem Holze hat die Inſel den Namen, denn Madera bedeutet Holz. Die Hauptſtadt und der Sitz des Couverneurs iſt Funchal mit 15,000 Einwohnern und einem durch vier Forts geſchützten Hafen. Der Handel von Madeira iſt faſt ganz in den Händen der Engländer.

Madonna. Mit dieſem italieniſchen Worte, welches gleichbedeutend mit dem franzöſiſchen Madam iſt, wird vorzugsweiſe die Mutter Maria bezeichnet. Daher Madonnengeſicht, Madonnenbild u. ſ. w. (Vergl. Maria).

Madras, eine Stadt in Carnate, auf der oſtindiſchen Küſte von Coromandel, ſeit 1641 den Engländern gehörig. Sie iſt wichtig wegen ihres Handels, und als der Sitz einer der engliſchen Präſidentſchaften oder Regierungen in Oſtindien. Eigentlich beſteht ſie aus drei Theilen, nämlich dem Fort St. George, worin der Gouverneur reſidirt, der ſogenannten ſchwarzen Stadt, bewohnt von Armeniern, Juden, Mohren, und den reichſten hindoſtaniſchen Kaufleuten, und der von den gemeinen Indiern bewohnten Stadt. Unter dieſen ſind 15,000, welche Zitze und Leinwand machen; 30,000 beſchäftigen ſich mit Glasarbeiten. Die ganze Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 300,000. Außer ſeinen Manufacturen hat Madras zugleich einen äußerſt ausgebreiteten Handel mit allem, was die Küſte Coromandel hervorbringt und ſich hier in großen Magazinen vereinigt findet. Es hat auch hier die evangeliſch-lutheriſche Miſſion eine malabariſche Schule angelegt, welche 1752 nach Wöperli verlegt worden iſt. Im J. 1748 wurde Madras von den Franzoſen unter la Bourdonnaye erobert und da der Gouverneur Du Pleix die von dem Eroberer geſchloſſene Capitulation verwarf, wurde die ſchwarze Stadt völlig zerſtört. Im J. 1759 belagerten es die Franzoſen vergeblich. — Die Präſidentſchaft Madras begreift das um die

Stadt liegende Gebiet, Dſhagir genannt, dann die nördlichen Circars, außerdem noch einige zerſtreute Feſtungen längs der Küſte, als Cuddalor, Negapatam, das einſt den Holländern gehörte, und ſeit 1792 und 99 beträchtliche Stücken Landes, die dem Tippo Saib abgenommen wurden. Ohne dieſe zu rechnen, betragen die jährlichen Einkünfte 1,070,000 Pfund Sterling, wovon aber nach Abzug des nöthigen Aufwandes nur 850,000 Pfund übrig bleiben. Ihr gehorchte unter dem Namen eines Bundesgenoſſen der Nabob von Carnatik oder Arcot, deſſen Länder die Engländer jetzt auch in unmittelbaren Beſitz genommen haben, ſo daß die Beſitzungen von Madras ſich längs der ganzen Oſtküſte der indiſchen Halbinſel erſtrecken.

Madrid. Die durch die Ereigniſſe unſerer Tage noch merkwürdiger gewordene Hauptſtadt des ſpaniſchen Reichs liegt auf mehreren Hügeln erbaut, in dem Königreiche Neu-Caſtilien an den Ufern des Manzanares, und enthält eine Bevölkerung von mehr als 100,000 Einwohnern. Das äußere Anſehen Madrids ſticht jedoch gar ſehr gegen die blendende Pracht anderer Reſidenzſtädte ab, und der Anblick deſſelben entſpricht durchaus den Erwartungen nicht, die der Reiſende von einer Stadt hegt, die ſo lange der Sitz des mächtigſten Hofes von Europa war und der Mittelpunkt aller Schätze der neuen Welt. Alles hat hier dagegen einen Charakter des Alterthums und der Schwerfälligkeit, der, mit dem altväteriſchen Coſtume des Volkes zuſammengenommen, ſonderbar auffällt. Die Unreinlichkeit, über die ſonſt ſehr geklagt ward, hat jedoch in neuern Zeiten etwas abgenommen, die Stadt iſt des Nachts erleuchtet und die Straßen ſind ziemlich gut gepflaſtert. Die Menge der Kirchen und Klöſter darf in der Hauptſtadt des religiöſen Spaniens nicht auffallen. Unter verſchiednen königlichen Paläſten ſind das Escurial und der Buen-Retiro auch durch die Geſchichte der neuern Ereigniſſe wieder bekannt geworden. Unter den verſchiedenen öffentlichen Plätzen der Stadt iſt derjenige, welcher den Namen des Sonnenthors, Puerta del Sol, führt, obgleich einer der kleinſten und unregelmäßigſten von allen, in unſern Tagen vorzüglich dadurch berühmt geworden, daß er der gewöhnliche Sammelplatz von Neuigkeitskrämern und Mißvergnügten war, von wo aus hauptſächlich die vielen wahren und falſchen Gerüchte und Nachrichten verbreitet wurden, die auf die Stimmung des Volks ſo entſcheidend einwirkten. Mehrere Akademien und öffentliche Inſtitute finden ſich gleichfalls in der Hauptſtadt des ſpaniſchen Reichs. Seit der Regierung Philipps II. war Madrid der gewöhnliche Aufenthalt der Könige von Spanien, welche ſich abwechſelnd in der Stadt ſelbſt und in dem nahe gelegnen Schloſſe von Aranjuez aufhielten. Mehrere Luſtſchlöſſer finden ſich in den Umgebungen von Madrid, die ſich aber größtentheils in den letzten Zeiten in einem ziemlich vernachläſſigten Zuſtande befanden. — In der Geſchichte unſerer Tage iſt Madrid hauptſächlich dadurch berühmt geworden, daß hier zuerſt das Volk am 2ten Mai 1808 durch einen wüthenden Aufſtand gegen die Franzoſen, welche der damalige Großherzog von Berg, Prinz Murat, befehligte, ein Beiſpiel gab, welches bald die geſammte ſpaniſche Nation mit eben ſo vielem Muthe als Beharrlichkeit nachahmte, und dadurch ſich den unvergänglichen Ruhm erwarb, das erſte Volk in Europa geweſen zu ſeyn, das dem franzöſiſchen Despotismus einen kräftigen, mannhaften Widerſtand entgegenſetzte. C. z.

Madrigal, eine Art kurzer, aus freien und ungezwungnen Verſen beſtehender Gedichte, denen ein zärtlicher artiger Einfall zum Grunde liegt. Die Zahl der Verſe eines Madrigals iſt in der Regel ungerade; die Reime ſind ziemlich willkürlich verſchränkt; der erſte Vers aber reimt gar nicht. Anfangs wurden dieſe Poeſien von den Provençalen in ihrer weichen Mundart Madrials genannt, weil man ſie zu materiellen Sachen, d. h. zu gemeinen und niedrigen Vorfällen brauchte, ob man gleich noch andere Ableitungen angibt. Die erſten Madrigale hat man von Lemmo aus Piſtoja, welche von einem gewiſſen Caſella, deſſen Dante Erwähnung thut, in Muſik geſetzt wurden. Der dabei gebrauchte muſikaliſche Styl war urſprünglich ein tactmäßiges Recitativ; nachher wurde es geſangreicher und verwandelte ſich endlich gar in einen ausgebreiteten Fugenſtyl. Gewiſſermaßen ſind nun die Motetten an deren Stelle getreten. Auch auf Inſtrumente wurde der Madrigalgeſang übergetragen, und man findet daher aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert auch Madrigale für die Orgel und andere Inſtrumente.

Maffei (Francesco Scipione) war 1657 zu Verona geboren. Seine Vorfahren hatten ſich ſowohl durch Gelehrſamkeit als Waffenthaten Ruhm erworben. Sein Bruder war ein ausgezeichneter General in Dienſten des Churfürſten von Bayern. Er ſelbſt diente einige Zeit mit Ruhm unter derſelben Fahne, entſagte aber nachher dem Militärſtande, um ſeiner Neigung zu den Künſten und Wiſſenſchaften zu folgen. Er wurde in einem Alter von ſiebenundzwanzig Jahren Mitglied der Akademie der Arkadier zu Rom, und vertheidigte öffentlich auf der Univerſität zu Verona eine Theſe, die einen Gegenſtand der Poeſie betraf, ob gleich ſie in Proſa abgefaßt war. Sie handelte von der Liebe und enthielt hundert Sätze; die Verſammlung war zahlreich und glänzend. Die Damen von Verona vertraten die Stelle der Doctoren; den Anfang machte ein poetiſches Stück; drei Akademiker opponirten in der herkömmlichen Form. Maffei, der nach jeder Art des Ruhms geizte, ergriff nochmals die Waffen, und wohnte im J. 1704 der Schlacht von Donauwerth als Freiwilliger bei. Die Liebe zu den Wiſſenſchaften rief ihn bald nach Italien zurück. Hier hatte er bald einen harten Kampf zu beſtehen; er beſtritt das Vorurtheil des Zweikampfs, bei Gelegenheit eines Streits, worein ſein älteſter Bruder verwickelt worden. Er ſchrieb ein Buch voll gelehrter Unterſuchungen über die Gebräuche der Alten, die Streitigkeiten zwiſchen Privatperſonen zu ſchlichten, und that dar, daß das Duell der Religion, dem geſunden Verſtande und dem Intereſſe des bürgerlichen Lebens zuwider ſey. Darauf richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf das Theater ſeines Vaterlandes; er bereicherte es mit ſeiner Merope. Kaum hat eine Tragödie je einen ſo glänzenden und dauernden Beifall gefunden. Auch eine Komödie, La Ceremonia, ſchrieb er, die ebenfalls mit Erfolg auf die Bühne gebracht wurde. Maffei's Ruhm war allgemein anerkannt, als er 1732 ſich nach Frankreich begab. Er verweilte hier vier Jahre, beſuchte ſodann England, Holland, und kehrte über Wien, wo Carl VI. ihn auf das ſchmeichelhafteſte aufnahm, nach Italien zurück, wo er ſein, den Wiſſenſchaften und der Poeſie gewidmetes Leben im J. 1755 zu Verona beſchloß. Seine Hauptwerke ſind 1. Rime e prose; 2. La scienza cavalleresca (gegen das Duell); 3. Merope; 4. Istoria diplomatica; 5. Degli Anfiteatri e singolarmente

del Veroneſe; 6. Muſeum Veronenſe; 7. Verona illuſtrata, und viele andere.

Magdalena, ſ. Maria.

Magdeburg, ein im niederſächſiſchen Kreiſe gelegenes Herzogthum, das im Oſten und Norden an die Mark Brandenburg, weſtlich an Wolfenbüttel und ſüdlich an Halberſtadt und Anhalt gränzt, und dem Könige von Preußen gehört. Einen Theil trennen die anhaltiſchen Lande. Das Land iſt eben und hat trefflichen Ackerbau. Seine Größe beträgt 98 Quadratmeilen. Es wird in vier Kreiſe getheilt, in den Holz-, Saal-, jerichauiſchen und zieſariſchen Kreis, welcher letztere 1773 ſtatt des mit der Churmark vereinigten luckenwaldiſchen Kreiſes hinzukam. Auch wird das Mansfeldiſche dazu gerechnet, ſo weit es unter brandenburgiſcher Hoheit ſteht; es enthält 10½ Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner beträgt 275,000 ohne das Militär, und die Einkünfte belaufen ſich auf anderthalb Millionen Thaler. Das Land hat guten Fiſchfang auf der Elbe, viele Manufacturen, und nicht unbedeutenden Seidenbau. Vor dem war es ein Erzbisthum, welches die Bisthümer Meißen, Merſeburg, Zeitz, Havelberg und Brandenburg unter ſich hatte; im weſtphäliſchen Frieden wurde es ſäculariſirt, und die Anwartſchaft auf das Erzſtift unter dem Titel eines Herzogthums dem Hauſe Brandenburg zugetheilt, um daſſelbe für das Stück von Pommern zu entſchädigen, welches es an Schweden überlaſſen hatte. Nach Abſterben des Adminiſtrators, des Herzogs Auguſt von Sachſen, kam Churfürſt Friedrich Wilhelm der Große im J. 1680 zum Beſitz des Herzogthums, und ließ deßwegen durch ſeinen Geſandten auf dem Reichstage die nächſte Stelle nach Bayern auf der weltlichen Fürſtenbank ſnehmen. Magdeburg und Bremen wechſelten im Vorſitze auf den niederſächſiſchen Kreistagen. Das Herzogthum blieb unverändert bei Preußen bis zum tilſiter Frieden, in welchem der auf dem linken Elbufer gelegene Theil abgetreten werden mußte. Napoleon ſchlug das Land zum Königreiche Weſtphalen, nach deſſen Endſchaft 1813 Preußen das Land wieder in Beſitz nahm. Die Hauptſtadt iſt Magdeburg, berühmt und wichtig als Feſtung und Handelsplatz. Sie theilt ſich in die Alt- und Neuſtadt, wozu noch die Vorſtädte Sudenburg und Friedrichsſtadt kommen. Mitten in der Elbe vor dem Brückenthore, liegt die ſeit 1680 erbaute Citadelle, worin ein großes Proviant- und Zeughaus und die catholiſche Soldatenkirche anzutreffen ſind. Unter den Außenwerken iſt die Sternſchanze vor dem Sudenburger Thore mit ihren vielen Gallerien und Minen beſonders merkwürdig. Das Fürſten- oder Commandantenhaus ſteht auf dem Fürſtenwalle, an der Elbe. Am alten Markte ſteht das ſeit 1691 neuerbaute große Rathhaus, am neuen Markte oder Domplatze aber das Schloß, oder ſogenannte prinzliche Haus; ferner ſind die Domprobſtei, das Landſchaftshaus, das Poſthaus, die Acciſe, die Innungshäuſer, der Kaufhof, das Waarenlager der auswärtigen Güter an der Elbe, die neue Hauptwache, die alte Bildſäule Kaiſers Otto I., die ſchöne Waſſermühle und Waſſerkunſt u. ſ. w. beſonders ſehenswerth. Die Einwohner ſind größtentheils Lutheraner und Reformirte; die Catholiken halten ſich zu der Ciſterzienſerkirche St. Agnes in der Neuſtadt. Unter den acht lutheriſchen Pfarrkirchen iſt die vornehmſte die von Quaderſteinen mit zwei Thürmen erbaute Domkirche zu St. Moritz. Das Capitel beſtand aus einem Domprobſt, ſechzehn wirklichen Domherrn (Majoren)

und neun Expectanten (Minoren). Zur Aufnahme waren ſechzehn Ahnen erforderlich Außerdem gab es noch andere Canonicos an einigen hieſigen Collegiatſtiften. Lutheriſche Schulen ſind: die Domſchule, das Pädagogium des evangeliſchen Kloſters U. L. F., das Stadtgymnaſium, die Schule in Neuſtadt und eine Handlungsſchule. Zum Vortheil des Handels iſt 1743 ein Canal angelegt worden, der mittelſt der Ihle und Stremme die Elbe und Havel verbindet. Unter den vier Jahrmärkten iſt die ſogenannte Heermeſſe vor Michaelis am berühmteſten. Sehr anſehnlich ſind die hieſigen Manufacturen von wollnen Strümpfen, feinen Handſchuhen, Linnen- und Wollenband, Wollenzeugen, Seidenband, Fayence u. ſ. w. Der Handel auf der Elbe iſt bedeutend, beſonders in Speditionsgeſchäften. Es kommen jährlich über 200 Fahrzeuge an, welche hier ausladen müſſen, weil die hieſige Schiffergilde allein das Privilegium hat, die Waaren durch das Herzogthum und bis nach Hamburg zu verführen. Die Einwohnerzahl beträgt ohne die Garniſon, jedoch mit Inbegriff der Vorſtädte über 30,000. Eine halbe Stunde davon liegt das berühmte lutheriſche Kloſter Bergen. Zur Geſchichte der Stadt gehört, daß ſie 1631 von Tilly und Pappenheim mit Sturm genommen und größtentheils zerſtört wurde. Seitdem iſt Magdeburg bis 1806 nicht wieder erobert worden. Damals ging es am 11. November an die kaum davor erſchienenen Franzoſen über, obgleich die hinreichend ſtarke Beſatzung mit allen Bedürfniſſen verſehen war. Die verrätheriſche Capitulation ſchloſſen der Commandant, General von Kleiſt, und die Generale Graf Wartensleben und von Renouard. Im. J. 1813 wurde es von den Preußen unter Tauenzien eingeſchloſſen und ihnen nach dem pariſer Frieden übergeben.

Magellan (Fernando), eigentlich Magalhens, ein berühmter, um die Erdkunde verdienter portugieſiſcher Seefahrer, der durch ſeine Seereiſen Epoche machte, ging bald nach Auffindung des Weges nach Oſtindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung dahin, und begann ſeine Laufbahn, indem er unter dem großen Albuquerque an der Eroberung von Malacca im J. 1510 Theil nahm. Er zeichnete ſich nicht nur durch ſeine Tapferkeit, ſondern auch durch ſeine gründlichen Kenntniſſe in der Schifffahrtskunde aus. Dennoch hielt er nach ſeiner Rückkehr vergeblich um eine Belohnung bei dem König Emanuel an. Dies bewog ihn, ſeinem Vaterlande auf immer zu entſagen und Carl V. ſeine Dienſte anzubieten. Im J. 1493 hatte eine Bulle Alexanders VI. dem Könige von Spanien alles zugetheilt, was auf der Weſtſeite des Meridian entdeckt werden möchte, den er hundert Stunden weſtlich von den Azoren gezogen hatte, den Portugieſen aber alles, was öſtlich von dieſem Meridian entdeckt werden möchte. Letztere waren bis zu den Molucken gekommen, von denen Magellan behauptete, daß ſie dem Könige von Spanien gehörten. Zum Beweiſe erbot er ſich, in ſtets weſtlicher Richtung dahin zu gelangen. Er ſtützte ſich dabei auf die ſphäriſche Geſtalt der Erde, die man zu vermuthen anfing, und auf die Richtung der Oſtküſte von Südamerika, die ihn vermuthen ließ, daß Amerika ſich wie Afrika endigen, und daß an dem äußerſten Ende eine Verbindung zwiſchen dem atlantiſchen und indiſchen Ocean Statt finden müſſe. Carl V. nahm Magellans Vorſchlag an, und vertraute ihm eine Flotte von fünf Schiffen, womit dieſer am 10ten Aug. 1519 von Sevilla abreiſ'te. Als man auf der Höhe von Rio Janeiro war, verurſachte die Hitze dieſes ungewohnten Himmelſtrichs ſo viel

Krankheiten auf der Flotte, daß die ganze Schiffsmannſchaft muthlos darauf drang, die Unternehmung nicht weiter fortzuſetzen. Der Aufſtand ging ſo weit, daß Magellan ſich genöthigt ſah, zwei ausgezeichnete Caſtilianer, welche die Hauptanführer waren, mit dem Tode zu beſtrafen. Er überwinterte mit ſeiner Flotte auf einem unter dem 52ſten Grad gelegnen Vorgebirge, wo man Menſchen von gigantiſchem Wuchſe fand, und das er das Jungfrau-Cap nannte, weil er es am Tage der heiligen Urſula entdeckt hatte. Zwölf Stunden von dieſem Cap entfernt, lief er den 21ſten Oct. 1520 in eine mit ſteilen Felſen umgebne Meerenge ein, deren Mündung eine Stunde breit war, und der er ſeinen Namen beilegte. Er legte ungefähr 50 Stunden zurück und fand eine andere größere Meerenge, die in das Südmeer auslief, welches er den ſtillen Ocean nannte. Dieſer Meerenge gab er den Namen des portugieſiſchen Jaſon. Endlich nach einer funfzehnhundertſtündigen Fahrt von dieſem Cap kam er mit den ihm noch übrigen drei Schiffen zu den Diebsinſeln, und begab ſich von da nach den Philippinen, die er im Namen des Königs von Spanien in Beſitz nahm. Hier wurde er im Kampfe für einen mit ihm verbündeten König durch einen Lanzenſtich am 26ſten April 1521 getödtet. Ein Schiff mit 18 Mann war alles, was von dieſer gefahrvollen Reiſe am 7ten Sept. 1522 im Hafen von San Lucar zurückkam. Nach Nicolas Antonio's Angabe befand ſich das Reiſebuch Magellans handſchriftlich in eines gewiſſen Antonio Moreno's Händen. Ein Auszug daraus ſteht in Ramuſio's Sammlung. Man betrachtet Magellan als den erſten Weltumſegler. Drake, Cavendiſh ahmten ihm in der Folge nach.

Magen, dasjenige Eingeweide der Thiere und des Menſchen, welches zur Aufnahme und Verdauung der Nahrungsmittel beſtimmt iſt. Er liegt bei dem Menſchen unter dem Zwerchmuskel und den falſchen Rippen der linken Seite, bildet einen länglich runden Sack, der am weiteſten an der linken Seite, wo die Speiſeröhre in ihn übergeht, der Magenmund genannt, etwas enger gegen das rechte Ende iſt, wo der Magen in den Zwölffingerdarm (das Duodenum) übergeht, der Pförtner genannt. Wenn der Magen leer iſt, ſo bilden ſich zwiſchen beiden Enden deſſelben zwei Ränder oder Bogen, der obere kleinere und der untere größere. Der obere iſt concav, und nimmt einen Theil der Leber auf, der untere größere liegt dem Grimmdarm zunächſt. Wird aber der Magen angefüllt, ſo hebt er ſich auf die Weiſe in die Höhe, daß der untere Bogen vorwärts gegen die Bauchmuskeln, der obere Bogen hinterwärts gerichtet wird. Der Magen beſteht aus einer vierfachen Lage von Häuten. Die äußere Hülle deſſelben wird von der Bauchhaut gebildet, welche den ganzen Umfang des Magens bedeckt, aber an den Bogen deſſelben ſich entfernt, theils um die Netze, theils die Bänder zu ſeiner Befeſtigung zu bilden. Dann kommt die fleiſchige oder Muskelhaut, welche aus mehreren Lagen ſich kreuzender Muskelbündel beſteht. Die dritte, die Gefäßhaut, iſt ſehr feſt und von weißer Farbe. Die vierte, die innere Haut, iſt ſehr gerunzelt, ſo daß ſie mehrere Falten nach verſchiednen Richtungen bildet, in deren Zwiſchenräumen ſich wieder kleinere Falten bilden. Die innere Seite dieſer Haut bildet die innere Fläche des Magens, welche aber nicht glatt iſt, denn es zeigen ſich eine unzählbare Menge kurzer Hervorragungen, welche ihr ein ſammtartiges Anſehen geben, und euter, Endungen von zarten Gefäßen ſind, welche zwiſchen der drit-

ten und vierten Haut liegen, und unter der letztern hervorſtehen. Auch ſind an der innern Fläche der Haut eine Menge äußerſt feiner Öffnungen befindlich, welche theils Mündungen der einſaugenden Gefäße, theils Ausgänge der aushauchenden kleinen Arterien und der kleinen Schleimdrüſen ſind, welche alle in dem zellichten Gewebe zwiſchen beiden letztern Häuten liegen. An dem rechten Ende des Magens, wo er in den Zwölffingerdarm übergeht, bilden die zwei innern Häute durch ringförmige Verlängerung der Falten eine Art von Klappe, welche mit Muskelfaſern verſehen iſt, und die Öffnung verſchließen kann, ſo daß die Nahrungsmittel aus dem Darm nicht wieder in den Magen zurückkommen können. Der Magen iſt mit vielen Blutgefäßen verſehen, welche theils an dem kleinen, theils an dem großen Bogen deſſelben hinlaufen, den ganzen Magen umgeben, ſich netzartig mit einander verbinden, und zwiſchen den Häuten des Magens ein Gefäßnetz bilden, aus welchem ſich die zur Verdauung nothwendigen Flüſſigkeiten, der ſogenannte Magenſaft, ſo auch der Schleim in den Schleimbälgen, abſondern, welche ſich durch die ſchon bemerkten zarten Hautporen in den Magen ergießen. Auch mit Nerven iſt der Magen reichlich verſehen, welche theils mit den Arterien laufen und die Abſonderungen der Capillargefäße beherrſchen, theils ſich in die Muskelhaut verlieren, und die Bewegungen derſelben erregen. Dieſe Bewegung nennt man die wurmförmige Bewegung (motus peristalticus), indem der Magen ſich unaufhörlich, beſonders aber während und kurz nach der Verdauung, wechſelsweiſe nach der verſchiednen Richtung der ſich zuſammenziehenden Muskelbündel, bald verkürzt, bald verengert. (S. den Art. Verdauung). Die Magenkrankheiten ſind ſolche, welche den Magen ganz allein betreffen, oder doch urſprünglich von ihm ausgehen. Sie ſind verſchieden, je nachdem ein Syſtem deſſelben vorzüglich leidet. Iſt das arterielle Gefäßnetz deſſelben in entzündlichem Zuſtande, ſo entſteht Magenentzündung, die ſich durch heftigen brennenden Schmerz mit ſtetem Ausbrechen alles Genoſſenen, ſelbſt des mildeſten, äußert. Iſt das Nervengewebe bei geſchwächten Muskelfaſern des Magens in zu empfindlichem Zuſtande, ſo gibt dieſer Veranlaſſung zum Magenkrampf, der ſich durch ein Gefühl von ängſtlicher Zuſammenziehung in der Magengegend äußert. Iſt das abſondernde Capillargefäßnetz zwiſchen den Häuten des Magens in normwidrigem geſchwächten Zuſtande, ſo entſteht fehlerhafte Abſonderung des Magenſaftes, welcher meiſtens als Magenſäure ſich darſtellt. Iſt der Zuſtand einer fehlerhaften Abſonderung oder einer mangelhaften und verdorbenen Verdauung mit allgemeinem Fieber verbunden, ſo nennt man es Magenfieber, oder gaſtriſches Fieber; wiewohl die letztere Benennung mehrere Fieberarten umfaßt, welche in dem Syſtem des Unterleibes ihren Centralpunkt haben. Magenſchwäche bezeichnet den Zuſtand des Magens, da die Energie des ihm zugehörigen Nervenſyſtems herabgeſetzt iſt, ſo daß es ſeine Function, die Abſonderungen des Magenſaftes und die Verdauung der Nahrungsmittel zu reguliren, nicht gehörig erfüllen kann, daher dieſe unordentlich und unvollkommen von Statten gehen. Unter Magenmitteln verſteht man insgemein ſolche, welche der geſchwächten Thätigkeit des Magens aufhelfen, die Verdauung befördern ſollen. Hierunter gehören vorzüglich die Magenelixire, welche bittere, gewürzhafte, gemeiniglich in geringer Gabe ſchon wirkſame Mittel, z. B. Auflöſung von

bittern Extracten, mit bittern und aromatiſchen Tincturen, ſind. Vor Zeiten gebrauchte man auch die Magenbürſte, um den Magen von ſeinen angehäuften Unreinigkeiten, unverdauten Speiſen, oder von Schleim zu reinigen, und ihn im eigentlichen Sinne des Wortes auszubürſten. Sie wurde von zarten Bockshaaren gemacht, war ungefähr einer halben Hand lang, eirund und an einem ausgeglühten doppelt zuſammengedrehten und mit Seide umwundenen Drath befeſtigt. Vor ihrer Anwendung trank der Kranke ein Gläschen voll Branntwein und alsdann ein Nößel Waſſer, hierauf fuhr man mit der Bürſte durch den Schlund in den Magen, bewegte ſie hin und her, machte auch verſchiedne Bewegungen des Körpers, bis Erbrechen erfolgte, worauf man die Bürſte wieder herauszog, und wenn noch nicht genug ausgeleert war, dieſelbe Operation wiederholte. Dieſes Inſtrument und ſein Gebrauch war ſchon im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts und vielleicht noch früher in italieniſchen Klöſtern bekannt, und iſt wahrſcheinlich eine Erfindung der Mönche, welche in jenen Zeiten ſich noch immer ſehr mit der Arzneikunde beſchäftigten, und in ihrem müßigen Wohlleben vielleicht durch öftere Überladungen des Magens vorzügliche Veranlaſſungen hatten, es zu erfinden. Sie hielten ihr Mittel lange geheim, bis es durch einen deutſchen Miniſter, der auf einer Reiſe in Italien erkrankte, und von Mönchen in einem Kloſter durch die Anwendung der Magenbürſte wiederhergeſtellt worden war, bekannt gemacht wurde. In Deutſchland wurde ſie zuerſt 1711 von Berlin aus als ein überaus wohlthätiges, ein hohes Alter beförderndes Mittel empfohlen, und eine Zeit lang wurden die deutſchen Magen fleißig ausgebürſtet, bis endlich der Reiz der Neuheit verloſch, einige Erfahrungen den Schaden, welcher aus dieſer Operation entſpringen konnte, bewieſen, und die Ärzte ſich und das Publicum überzeugten, daß der Nutzen, der allenfalls von ihr zu erwarten wäre, durch zweckmäßigere Mittel hervorgebracht werden könnte. H.

Magie, Zauberkunſt, die Wiſſenſchaft allerlei, die natürlichen Kräfte der Dinge überſteigende Wirkungen hervorzubringen, ſich in genaue Verbindung mit höhern Geiſtern, ja mit der Gottheit ſelbſt zu ſetzen, und ſich dadurch überirdiſche Genüſſe zu verſchaffen. Um dieſe Zwecke zu erreichen, rühmt ſich der Zauberer entweder des Beſitzes geheimer und höherer Kräfte, die er durch Kaſteiungen des Körpers, Peinigungen und gewiſſe Ceremonien erlangt hat, oder des Beiſtandes von Geiſtern. Dadurch zerfällt die Magie in zwei Arten, welche man aber nicht durch beſondere Namen unterſcheidet. Da man mit dem Worte Magie den Begriff verbinden muß, daß ſie als Kunſt erlernt werden kann und daß ſie übernatürliche Mittel anwendet, ſo gehört jene Art derſelben, welche verborgne und höhere himmliſche Kräfte zu Erreichung ihrer Zwecke anwendet, eigentlich nicht zu ihr, denn die Eingeweihten behaupten, daß jene himmliſchen Kräfte ſich freiwillig dem Genuſſe eines Sterblichen mittheilen, daß ſie nicht durch Kunſt dazu genöthigt werden können, daß es nur wenige auserwählte Sterbliche gebe, die dieſes Glücks theilhaftig werden könnten, wenn ſie nämlich ſich ſeiner durch Reinheit und Strenge des Lebenswandels würdig zu machen wiſſen, und daß ein ſolches Theilhaftigwerden höherer himmliſcher Kräfte gar nicht über und gegen die Geſetze der Natur ſey. Die Magie hat ſo viel Theile, als es beſondere Zwecke derſelben und Mittel, ſie zu erlangen, gibt. Insbeſondere gehört dahin die Kunſt zu wahrſagen,

Krankheiten zu bewirken, oder zu vertreiben, Geiſter zu beſchwören und in neuern Zeiten die Alchymie. Die Aſtrologie kann nur in ſo fern hieher gerechnet werden, als ſie lehrt, durch Hülfe der die Geſtirne bewegenden Geiſter das Verborgene zu erkennen, zu wahrſagen, Metalle zu verändern, Krankheiten zu heilen u. ſ. w.; aber nicht, wenn ſie nur aus der Conſtellation der Geſtirne das Zukünftige vorherſagen lehrt. Eben der Fall iſt es mit den übrigen Wahrſagerkünſten. — Der Urſprung der Magie iſt unſtreitig in dem früheſten barbariſchen Zeitalter der Völker zu ſuchen, wo es noch keine Künſte und Wiſſenſchaften gab und wo die Vernunft noch nicht lehrte, die Urſachen aller Wirkungen nur innerhalb der Gränzen der Natur zu ſuchen. Aber auch noch in unſern Zeiten findet die Magie Bewunderer und Verehrer, und iſt eine ergiebige Quelle für Gaukler und Betrüger, welche ſich ihrer unter dem Namen der Theurgie und Theoſophie bei ſchwachköpfigen Perſonen bedienen, um Geld zu erpreſſen oder geheime Abſichten durchzuſetzen.

Magie (natürliche), iſt der Gebrauch der Naturkunde zu Hervorbringung von zwar Erſtaunen erregenden, aber natürlichen Wirkungen, von Wirkungen die demjenigen wunderbar und übernatürlich erſcheinen, der die Art und Weiſe nicht einſieht, wie ſie erreicht werden. Chemie und Phyſik ſind die Grundlagen dieſer Wiſſenſchaft. Es war kein Wunder, daß Männer, die in dieſen Wiſſenſchaften vor ihren Zeitgenoſſen einige Fortſchritte gemacht hatten, wie Roger Baco, der Pater Kircher und Andre, für Magier galten und der Zauberei angeklagt wurden. Selbſt in unſern Tagen, obgleich die Kenntniſſe aller Art viel allgemeiner verbreitet und jedem zugänglicher ſind, iſt der Glaube an dergleichen geheime Wiſſenſchaften nicht ganz zerſtört. Die Bemühungen verſchiedner einſichtsvollen Naturforſcher, eines Wiegleb, Roſenthal, Halle, Helmuth, die Kenntniſſe der natürlichen Magie mehr zu verbreiten, ſind daher mit Dank anzuerkennen.

Magier (Magi), die Prieſterclaſſe der Meder und Perſer. Die Magier waren im Beſitz der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und übten die heiligen Gebräuche der Religion aus. Zoroaſter war nicht ihr Stifter, ſondern ihr Reformator. Er theilte ſie in Lehrlinge, Meiſter und vollendete Meiſter. Da nur durch ſie dem Ormuzd Gebete und Opfer dargebracht werden konnten, nur ihnen dieſer ſeinen Willen offenbarte, nur ſie in die Zukunft blickten, kurz da ſie für Mittelsperſonen zwiſchen der Gottheit und den Menſchen galten, ſo mußten ſie nothwendig in großem Anſehn ſtehn.

Magiſter nennt man diejenigen, welche die höchſte philoſophiſche Würde erlangt haben. Mit einer nähern Beſtimmung verbunden, erſcheint dieſes Wort ſchon bei den Römern als Ehrentitel (z. B. Magister equitum, General der Cavallerie), die jetzt übliche Bedeutung hingegen ſchreibt ſich aus den älteſten Zeiten der Errichtung der Univerſitäten her. Auf den früheſten Univerſitäten kannte man das ſich ſpäter erſt ausgebildete Facultätsweſen noch nicht, am wenigſten dachte man an die drei ſogenannten höhern Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin. Den ganzen Kreis der akademiſchen Thätigkeit beſchränkte man auf die ſchon vorher bekannten ſieben freien Künſte (ſ. freie Künſte), und nannte die Lehrer derſelben Artiſten, die ganze Verſammlung derſelben artiſtiſche Facultät, und diejenigen, welche nach völliger Beendigung ihres Studiencurſus wegen ihres Fleißes und ihrer

Kenntniſſe öffentlich ausgezeichnet werden ſollten, und den Grad eines Baccalaureus ſchon erlangt hatten, Magistros artium], womit in der Folge noch der Titel eines Doctors der Philoſophie verbunden wurde. Weil dieſe Würde ihrem Urſprunge nach älter iſt, als die eines Doctors, ſo wird ſie noch jetzt in öffentlichen Anſchlägen und Bekanntmachungen der meiſten deutſchen Univerſitäten den Doctoren vorgeſetzt. Das Jahr ihrer Entſtehung läßt ſich nicht beſtimmen, aber ſchon im 12ten und 13ten Jahrhundert ſtand ſie in Frankreich in ſo großer Achtung, daß ſelbſt die angeſehenſten Männer ſich um dieſelbe bewarben. Seit jener Zeit iſt ſie theils durch Einführung der Facultätsverhältniſſe, theils durch die große Vermehrung der Univerſitäten, theils auch durch manche dabei eingeriſſnen Mißbräuche um vieles in ihrem frühern Anſehen geſunken. A — s.

Magiſtratus bedeutet theils ein öffentliches Amt, als Conſulat, Prätur, theils diejenige Perſon, die ein ſolches Amt verwaltet. Von den obrigkeitlichen Perſonen bei den Griechen und Römern iſt überhaupt folgendes zu merken. Athen hatte von Cecrops bis auf Codrus ſiebzehn Könige; von Medon bis Alcmäon dreizehn lebenslängliche Archonten; von Charops bis Eryxias ſieben zehnjährige und ſeit dem nur einjährige Archonten. Jetzt war die republikaniſche Verfaſſung Athens gegründet, aber nicht ſo feſt, daß keine Unterbrechungen erfolgt wären. Die kaum von Solon feſtgeſtellte Demokratie verwandelte ſchon Piſiſtratus wieder in eine Alleinherrſchaft und vererbte ſie auf ſeine Söhne Hippias und Hipparchus. Eine Privatſtreitigkeit dieſer Fürſten mit einem Athener veranlaßte eine Verſchwörung gegen ſie, in welcher Hipparch ermordet wurde. Hippias wurde ſpäter vertrieben, und ſo trat die vorige Demokratie wieder ein, welche bis zum unglücklichen Ausgange des peloponneſiſchen Krieges fortblühte, durch die Regierung der dreißig Tyrannen nur auf Ein Jahr und durch die Tyrannei der Zehnmänner nur auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Unter den macedoniſchen Königen, wie ſpäter unter den Römern, behielt Athen mit einigen Unterbrechungen nur eine Scheinfreiheit. Antipater verordnete, daß neuntauſend der vornehmſten Bürger die Regierung verwalten ſollten, und Caſſander ſetzte den Demetrius Phalereus zum Präfecten der Stadt ein. — In Lacedämon gehörten zu den obrigkeitlichen Perſonen die Könige, die Senatoren, Ephoren u. ſ. w. Sie wurden durch Stimmenmehrheit gewählt und verwalteten ihr Amt theils lebenslänglich, wie die Könige und Senatoren, theils eine beſtimmte Zeit lang. — Bei den Römern gab es zu verſchiednen Zeiten auch verſchiedne Magiſtrate. Zuerſt regierten Könige. Nach Vertreibung des ſiebenten Königs, Tarquinius Superbus (im J. der Stadt 244), wurde eine ariſtokratiſche Regierung eingeführt, die nach und nach immer mehr in Demokratie ausartete. Zwei Conſuln, welche jährlich gewählt wurden, vertraten die Stelle der Könige; in gefahrvollen Zeiten wählte man einen Dictator mit unumſchränkter Gewalt, und wenn keine Magiſtrate vorhanden waren, einen Interrex. Dieſe Einrichtung währte mit einigen Unterbrechungen bis zum J. der Stadt 672, wo Sulla ſich als immerwährender Dictator einer unumſchränkten Gewalt anmaßte. Nachdem er aber nach drei Jahren der Herrſchaft freiwillig entſagt hatte, dauerte die conſulariſche Regierung fort bis auf Julius Cäſar, der ſich im J. Roms 786 auch zum immerwährenden

Dictator ernennen ließ. Von dieſer Zeit an wurde die conſulariſche Gewalt nie wieder ganz hergeſtellt. Die Ermordung Cäſars half nichts dazu, da bald hernach die Triumvirn Octavius, Antonius und Lepidus, ſich einer noch unumſchränktern Gewalt anmaßten, endlich aber Octavius unter dem Titel Princeps oder Imperator Beherrſcher des römiſchen Reichs wurde. Roms Freiheit war von dieſer Zeit an dahin; nur zum Schein behielt Auguſtus die republikaniſchen Magiſtratswürden bei. Im Anfang der Republik ſcheinen die Conſuln die einzigen beſtändigen Magiſtrate geweſen zu ſeyn. Wegen der unaufhörlichen Kriege aber, die ihre Gegenwart bei der Armee nothwendig machten, wurden nach und nach noch verſchiedne andre Magiſtrate gewählt, als Prätoren, Cenſoren, Volkstribunen u. ſ. w. Verſchiedne neue Magiſtrate kamen auch unter den Kaiſern auf. Die römiſchen Magiſtrate wurden verſchiedentlich eingetheilt: in ordentliche und außerordentliche; höhere und niedere; curuliſche und nicht curuliſche; patriciſche und plebejiſche; ſtädtiſche und Provincialmagiſtrate. Der Unterſchied in patriciſche und plebejiſche Magiſtrate kam erſt im J. Roms 260 auf, und der in ſtädtiſche und Provincialmagiſtrate erſt, als die Römer ihre Eroberungen über die Gränzen Italiens ausdehnten. Die ordentlichen Magiſtrate zerfielen in höhere und niedere; zu erſtern gehörten die Conſuln, Prätoren und Cenſoren, zu letztern die Volkstribunen, Ädilen, Quäſtoren u. ſ. w. Die wichtigſten außerordentlichen Magiſtrate waren der Dictator mit ſeinem Magiſter equitum und der Interrex. Der Unterſchied zwiſchen curuliſchen und nicht curuliſchen Magiſtraten beruhte auf dem Rechte, ſich der Sella curulis bedienen zu dürfen, welches nur der Dictator, die Conſuln, Prätoren, Cenſoren und curuliſchen Ädilen hatten. — Die Wahlen der Magiſtrate geſchahen zur Zeit der Republik in den Comitien, beſonders in den centuriatis und tributis, in erſtern die Wahlen der ordentlichen höhern Magiſtrate, in letztern der ordentlichen niedern. Unter den Kaiſern iſt die eigentliche Beſchaffenheit der Magiſtratswahlen ungewiß.

Magliabecchi (Antonio), großherzoglicher Bibliothekar zu Florenz, war daſelbſt am 28ten October 1633 geboren. Seine Mutter brachte ihn nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters zu einem Goldſchmid in die Lehre, vermochte aber nicht, ſeine Liebe zur Literatur, welche er theils in den Feierſtunden, theils ſelbſt während der Arbeit zu befriedigen ſuchte, zu unterdrücken, und ihr Tod, welcher 1673 erfolgte, war für ihn Ermunterung, ſich nun ganz dem Studium der Sprachen und der ſchönen Literatur zu widmen. Bei einem eiſernen Fleiß und einem ungeheuern Gedächtniß erwarb er ſich in kurzer Zeit eine Maſſe von Kenntniſſen, welche ihn nicht nur allgemein bekannt und berühmt machte, ſondern auch namentlich zur Kenntniß des Großherzogs, Coſmus III. brachte, der ihn zum Bibliothekar an der von ihm neu angelegten Büchersammlung ernannte. Dieſen Poſten, welcher ſeinen Neigungen und Kenntniſſen völlig entſprach, verwaltete er zur allgemeinen Zufriedenheit. Seine Bereitwilligkeit, mit den Schätzen ſowohl ſeiner eignen beträchtlichen, als auch der ihm anvertrauten Bibliothek Einheimiſchen und Auswärtigen, und ſelbſt den entfernteſten Gelehrten, von welcher Confeſſion ſie auch ſeyn mochten, zu dienen, kannte keine Gränzen. Wenig literariſche Unternehmungen wurden gewagt, ohne bei dem florentiner Literator ſich Raths zu erholen, und daher

findet ſich auch ſein Name in unzähligen Vorreden jener Zeit, in Briefſammlungen, Reiſebeſchreibungen ꝛc. ſo ſehr gefeiert. Bei dieſer Tugend zeichnete er ſich durch eine beiſpielloſe Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit aus, welche bis zur entſchiednen Gleichgültigkeit gegen allen Schein und Äußeres, ja bis zur Vernachläſſigung ſeiner ſelbſt ging, und ſogar in einen kleinen Cynismus ausartete. In den abgetragenſten Kleidern, die er nie wechſelte, ging er außer dem Hauſe und in ſeiner Wohnung; ſeine Nahrung und ſein Hausrath war äußerſt gering, und in ſeinem Hauſe waren überall Bücher in den verſchiedenſten Gruppen hoch aufgethürmt, die ihm aus Mangel an Raum oft ſtatt Tiſch, Stuhl und Bette dienten. Innig zufrieden mit ſeiner Lage, beſchloß er ſein Leben am 14ten Juli 1714 in dem hohen Alter von 81 Jahren. Die ſtete Treue, welche er durch ſein ganzes Leben den Großherzogen (deren Dienſte zu verlaſſen ihn weder die vortheilhaften Anerbietungen Kaiſers Leopold noch die ſchmeichelhaften Einladungen mehrerer Päpſte verleiten konnten) bewieſen hatte, beſiegelte er noch nach ſeinem Tode in einem Vermächtniſſe, durch welches er ihnen nicht nur ſeine eigne, eben ſo zahlreiche als ſchätzbare, Bibliothek, ſondern auch ſein ganzes in ihrem Dienſte erworbenes Vermögen (welches er zur Vermehrung der Bibliothek beſtimmte) zuwendete. Dieſe Bibliothek wurde jedoch erſt im Jahr 1747, durch ein Paar andre Sammlungen bedeutend verſtärkt, aufgeſtellt, und Ferd. Foſſius gab zu Florenz 1793 — 1795 in drei Folianten ein Verzeichniß der in derſelben befindlichen Druckerdenkmale des 15ten Jahrhunderts heraus, deren Zahl ſich auf anderthalbtauſend beläuft. Ob er gleich ſelbſt unter ſeinem Namen nichts herausgegeben hat, ſo hat er doch theils mehrere ſeltne Werke anonym wieder drucken laſſen, theils zu unzähligen Büchern, z. B. zu den Actis sanctorum, die zahlreichſten und wichtigſten Beiträge geliefert. Von den zahlreichen an ihn geſchriebenen Briefen hat Joh. Targionius zu Florenz (1745 ff.) mehrere Bände herausgegeben. A—s.

Magna Charta, ſ. Charta magna.

Magnaten, ein verdorbenes lateiniſches Wort, die Großen, hießen in Polen und heißen noch jetzt in Ungarn angeſehene Reichsſtände, welche an der Regierung des Staats Theil nehmen. In Polen waren es die geiſtlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräthe und der hohe Adel; zu den Senatoren rechnete man die Erzbiſchöfe von Gneſen und ehedem auch von Lemberg, die Biſchöfe, Woiwoden, Caſtellane und Reichsbeamten oder Miniſter. In Ungarn verſteht man nicht alle Reichsſtände, ſondern nur die Reichsbarone darunter. Dieſe ſind: 1. die größern, nämlich der Palatin, Reichs- und Hofrichter, Ban oder Statthalter von Croatien, Slavonien und Dalmatien, Schatzmeiſter und die höchſten Hofbeamten; 2. die kleinen, oder Grafen und Freiherrn. — Den Prälaten, niedern Edelleuten und königlichen Freiſtädten kommt dieſe Benennung nicht zu.

Magnet heißt zunächſt ein Eiſenerz, welches in Menge in dem Magnetberge von Werchoturien in Newyork, im Spitzenberge am Harz und anderwärts gefunden wird. Dieſes Eiſenerz hat einen der Farbe des Eiſens ähnlichen Anſtrich, kommt meiſtens in unregelmäßigen Stücken, ſeltner in kleinen pyramidaliſchen Cryſtallen vor, iſt hart, ſpröde und zeichnet ſich durch die merkwürdigen Eigenſchaften aus, daß es das Eiſen anzieht, ſich in einer freiſchw-

benden Lage nach den Polen richtet und dieſe beiden Kräfte dem Eiſen mittheilt. Dieſes Erz heißt natürlicher Magnet, zum Unterſchiede von denen, welche durch die Kunſt, d. i. durch Mittheilung oder durch Erweckung der magnetiſchen Kraft im Eiſen und Stahl, hervorgebracht werden. Nicht Eiſen allein, wie man bisher geglaubt hat, ſondern auch das allerreinſte Kobaldmetall wird von dem Magnet angezogen; ja man weiß, daß der Kobald wiederum den Magnet anzieht und ſelbſt magnetiſch wird. Ferner entdeckte A. v. Humboldt bereits vor ſeiner amerikaniſchen Reiſe eine Gebirgskuppe von Serpentinſtein in der obern Pfalz, welche einen ſtarken Magnetismus zeigte, und auf ſeiner Reiſe in Südamerika fand er auf dem Chimboraſſo einen Porphyr von gleicher Eigenſchaft. Zwar ziehen beide Steinarten kein Eiſen an, aber ſie zeigen die polariſirende Kraft oder die Neigung, mit dem einen Ende ſich nach Norden und mit dem andern nach Süden zu kehren. — Gewöhnlich laſſen ſich an allen Magneten zwei gerade einander entgegenſtehende Punkte bemerken, wo die Anziehungskraft am ſtärkſten zu wirken ſcheint. Dies zeigt ſich, wenn man einen Magnet über Eiſenfeilſpäne hinwälzt, welche ſich zwar allenthalben, am meiſten aber an den erwähnten beiden Punkten anſetzen, wo ſie gleichſam einen Bart bilden. Dieſe beiden Punkte werden die Pole des Magnets genannt; die Neigung aber, ſich mit den Polen nach der Gegend der Erd- und Himmelspole zu richten, heißt ſeine Polarität. Der nach Süden gekehrte Punkt führt den Namen Südpol, der nach Norden wird der Nordpol genannt; die gerade Linie von einem zum andern heißt die Axe des Magneten. Bisweilen findet man unter den natürlichen Magneten einen, welcher mehr als zwei entgegengeſetzte Pole hat. Ein ſolcher ſcheint aus mehrern in einander verwachſnen Magneten zu beſtehn und heißt ein zuſammengeſetzter oder anomaliſcher Magnet. Seine Anziehung gegen das Eiſen beweiſ't der Magnet dadurch, daß er daſſelbe in einer gewiſſen Entfernung ſich, oder, wenn er mehr Beweglichkeit hat, ſich ſelbſt dem Eiſen nähert, und es mit merklicher Kraft feſt hält. Je ſtärker der Magnet iſt, in deſto größerer Entfernung wirkt er und deſto mehr Kraft gehört dazu, ihn von dem Eiſen wieder zu trennen. Weiches reines Eiſen wird nach Muſſchenbroek am ſtärkſten, hartes Eiſen und Eiſenerze, desgleichen Stahl ſchwächer angezogen. Iſt das Eiſen mit andern Materien vermiſcht, oder verkalkt, ſo erſcheint der Grad der Anziehungskraft gegen daſſelbe immer ſchwächer. Mehrere Phyſiker, welche ſich bemühten, den Grad der magnetiſchen Anziehung zu beſtimmen, fanden das Geſetz, daß ſich die anziehende Kraft eines jeden einzelnen Theilchens des Magnets direct wie ſein Abſtand vom Mittelpunkt, und verkehrt wie die Quadratzahl der Entfernung vom angezognen Punkte verhalte. Sauſſure entdeckte, daß die Kraft des Magnets an verſchiednen Orten der Erde veränderlich ſey. Verſtärkt wird die Kraft des Magneten, wenn man die Seiten, woran die Polpunkte befindlich ſind, glatt abſchleift, und dünne eiſerne Platten, die in dicke fußähnliche Enden auslaufen, genau daran anlegt. Dieſe Belegungen, welche man die Armirung oder Bewaffnung des Magnets nennt, ziehen das Eiſen ſtärker an, als der bloße Magnet. Man will gefunden haben, daß ein armirter Magnet 16 bis 40, ja 320 Mal mehr Gewicht trägt, als ein unarmirter. Farbe, Geſtalt und Härte, ſo wie Größe oder Schwere

haben keinen Einfluß auf die Kraft eines Magnets. Oft beſitzt ein kleines, aus einem größern Stück herausgeſchnitten, mehr Kraft als zuvor das Ganze. Die Wirkung des Magnets auf das Eiſen wird durch einen dazwiſchen befindlichen Körper nicht gehindert, nur muß letzterer ſelbſt nicht gegen die magnetiſche Kraft empfindlich ſeyn. Merkwürdig iſt es, daß man die Stärke des Magnets dadurch erhöhen kann, daß man ihm (bis zu einer gewiſſen Gränze) immer mehr und mehr zu tragen gibt, und daß dagegen ſeine Kraft verloren geht, wenn man ihn unbeſchäftigt läßt. Ebenfalls verliert ſie ſich durch Glühen und Selbſterkalten, durch Schlagen auf Steinen mit Steinen, und durch öfteres Fallenlaſſen; auch iſt Roſt, der Blitz und überhaupt die Electricität ihr nachtheilig. In Anſehung ſeiner Polarität bietet der Magnet nicht weniger merkwürdige und zugleich räthſelhafte Erſcheinungen dar. Wenn man eine ſtählerne, auf einer Spitze frei und beweglich ruhende Magnetnadel, an deren beiden Spitzen ſich die Pole derſelben befinden, an den Pol eines Magnets hält, ſo wird die Nadelſpitze von einem derſelben angezogen, von dem andern aber abgeſtoßen; der andre Pol des Magnets wirkt entgegengeſetzt; und dieſelben Erſcheinungen zeigen ſich ſämmtlich umgekehrt an der andern Spitze der Nadel. Die einander anziehenden Pole hat man freundſchaftliche, die ſich abſtoßenden hingegen feindliche genannt; auch nennt man Nordpol und Südpol ungleichnamige, Nordpol und Nordpol aber, ſo wie Südpol und Südpol, gleichnamige Pole. Das magnetiſche Abſtoßen läßt ſich in ein Anziehen verwandeln, wenn ein ſehr ſtarker einem ſehr ſchwachen Magnet ſo nahe gebracht wird, daß die ſüdliche Polarität durch Null in die nördliche übergeht. Hieraus hat man mit einiger Wahrſcheinlichkeit auf zwei verſchiedne magnetiſche Materien geſchloſſen, wovon die eine die andre ſchwächt, und di. ſich überhaupt in ihren Wirkungen eben ſo verhalten, wie die poſitive und negative Electricität. Man nennt auch die nördliche Polarität wirklich die poſitive, ſo wie die ſüdliche die negative, obgleich zwiſchen der Natur der magnetiſchen und electriſchen Materie ein großer Unterſchied iſt. Damit ſoll aber nicht die wirkliche Exiſtenz von zwei verſchiednen magnetiſchen Materien behauptet werden; dieſe iſt noch nicht bewieſen. In der einſtweiligen Vorausſetzung derſelben bezeichnet man die eine + M, die andre — M; jenes iſt die nördliche, dieſes die ſüdliche. Wenn wir nun unſre Erde (wie es allerdings gewiſſermaßen geſchehn kann) als einen Magnet betrachten, welcher ſich in den ſüdlichen Theilen als + M, in den nördlichen aber als — M zeigt, ſo läßt ſich daraus die Richtung der Pole eines Magnets nach Norden und Süden erklären. Auffallend iſt auch an dem Magnet die Eigenſchaft, daß er ſeine Kraft dem Eiſen mittheilt, wodurch die künſtlichen Magnete entſtehn. Wenn ein Stückchen Stahl oder Eiſen eine Zeit lang an einem Magnet gehangen hat oder auch nur mit demſelben beſtrichen worden iſt, ſo wird es ſelbſt magnetiſch und zieht anderes Eiſen an. Man darf dies nicht für eigentliche Mittheilung der magnetiſchen Materie halten, da der Magnet dadurch nichts an ſeiner Kraft verliert, und überdies das Stück Eiſen oder Stahl auch nicht das empfängt, was der Magnet hat, ſondern jedesmal das Gegentheil. Vielmehr ſtellt man ſich, wie bei der Electricität, vor, daß die (vorausgeſetzten) beiden magnetiſchen Kräfte + M und — M im gemeinen Eiſen gebunden und, da ſie ſich im Gleichgewicht befinden,

nicht bemerkbar ſind; in dem magnetiſirten Eiſen aber, durch die Kraft des Magnets das Gleichgewicht aufgehoben, eine Vertheilung der magnetiſchen Kraft bewirkt und dadurch Polarität hervorgebracht werde. Jeder Pol eines Magnets wirkt auf das Eiſen ſchon in einer gewiſſen Entfernung. Der Raum, durch welchen ſich dieſe Wirkung erſtreckt, nennt man den magnetiſchen Wirkungskreis oder die magnetiſche Atmoſphäre. Bei dieſer Wirkung findet das nämliche Geſetz Statt, wie bei der Electricität. Ein jeder magnetiſcher Pol ſucht in demjenigen Eiſen oder eiſenhaltigen Körper, der in ſeinen Wirkungskreis kommt, eine der ſeinigen entgegengeſetzte magnetiſche Kraft zu erwecken; aus welchem Geſetze das allgemeine Geſetz folgt: ungleichnamige Pole der Magnete ziehen ſich an, gleichnamige ſtoßen ſich ab. Wenn man einen unmagnetiſchen Stab Eiſen oder Stahl in den magnetiſchen Wirkungskreis eines Pols bringt, welcher freies + M hat, ſo trennt dies beide bisher gebundne, alſo im Gleichgewicht befindliche und unmerkliche M des Eiſenſtabes, in dem es — M ſchon in der Ferne anzieht, und daher in dem Theile des Eiſens, der ihr am nächſten iſt, — M hervorbringt, das + M hingegen zurückſtößt, welches das andere Ende des Eiſens empfängt. Stärker und dauerhafter als durch Erweckung theilt man einem Eiſen- oder Stahlſtabe die magnetiſche Kraft durch das Streichen mit. Dies geſchieht entweder durch den einfachen Strich, indem man den Stab von ſeiner Mitte aus nach der einen Seite mit dem einen und nach der andern Seite mit dem andern Pole des Magnets in einerlei Richtung mehrmals ſtreicht, oder durch den Doppelſtrich, wenn man den armirten Magnet mit ſeinen beiden Polen der Länge nach auffetzt und ſo mehrere Male von dem einen bis zum andern Ende ſtreicht, und zuletzt den Magnet wieder von der Mitte des Stabes abführt. Dieſe und andre merkwürdige Erſcheinungen erklärt man aus dem Geſetze der Vertheilung der magnetiſchen Materie auf die Weiſe, wie bei der Electricität. Aber auch ohne Mittheilung oder Erweckung der electriſchen Kraft laſſen ſich Eiſen und Stahl dadurch magnetiſiren, daß man ſie entweder lothrecht, oder noch beſſer im magnetiſchen Maridiane gegen den Horizont unter einem Winkel, den die Neigung der Magnetnadel angibt, eine Zeit lang aufſtellt. Indeß währt die magnetiſche Kraft nur ſo lange, als man das Eiſen oder den Stahl in keine horizontale Lage bringt. Eine eiſerne Stange wird dadurch magnetiſirt, daß man ſie vertical in der einen Hand hält, und mit der andern mittelſt eines Hammers oder Schlüſſels der Länge nach herab gelinde anſchlägt. Das untere Ende wird der Nord- und des obern der Südpol; kehrt man aber die Stange um, ſo verwechſeln ſich die Pole. Durch Hämmern, Feilen, Bohren und überhaupt durch Operationen, welche mit Reiben verbunden ſind, läßt ſich das Eiſen gleichfalls magnetiſiren. Auch zeigt glühendes, im Waſſer abgelöſchtes Eiſen Polarität. — Erſt nachdem man die Abweichung der Magnetnadel entdeckt hatte, fing man an, die magnetiſchen Erſcheinungen von der Erde abzuleiten und ſich an Erklärung derſelben zu wagen. Wir übergehen die Hypotheſen des Descartes, Dalance, Euler, du Tour, Apinus, Wilke, Burgmann, der Bernoulli, Kratzenſteins, Gablers und Prevoſts, von denen keine genügt. Alles, was wir von der magnetiſchen Materie wiſſen, beſteht darin, daß ſie in der Natur weit verbreitet iſt und bei vielen Operationen in derſelben wie die Electricität mitwirkt.

Magnetismus, thieriſcher, von Andern animaliſcher, auch, und wohl bis jetzt am paſſendſten, **Lebensmagnetismus** genannt, iſt die Übertragung eines feinen und unſichtbaren, aber auf das Nervenſyſtem und das Lebensprincip des Menſchen unmittelbar höchſt kräftig einwirkenden Agens (Stoffes, Fluidums), von einem Menſchen auf den andern mittelſt eigen kunſtmäßig eingerichteter Berührungen, Beſtreichungen oder leitenden Vermittlungen (Conductoren). Er iſt ähnlich dem Electricismus und Galvanismus der äußern Natur, indem bei allen das Eindringen eines feinen wirkſamen Fluidums in den Körper Statt findet, verſchieden, indem bei jenen durch den eindringenden, aber nicht verweilenden, der organiſchen Natur noch ungleichartigen Stoff nur ein vorübergehender Reiz hervorgebracht wird, bei dieſem aber durch einen bleibenden Übergang und die innige Beimiſchung eines dem innern Lebensprincip ganz gleichartigen Stoffes der Körper einen wirklichen Zuwachs der ihm inwohnenden Lebenskraft erhält. Der Name wurde dieſem Agens der Natur von Mesmern (vergl. dieſen Art.), ſeinem Finder, deßwegen mitgetheilt, weil durch die Erſcheinung bei dem mineraliſchen oder natürlichen Magnet ein wirkliches Aus- und Einſtrömen eines feinen Fluidums nach gewiſſen Geſetzen ſich darſtellen und durch kunſtmäßiges Streichen mittheilen läßt. (Vergl. den Art. Magnet.) Worin das Weſen des animaliſchen Magnetismus eigentlich beſtehe, iſt bis jetzt noch nicht erklärt worden, inzwiſchen läßt ſich aus den Erſcheinungen deſſelben vermuthen, daß das hier Wirkende entweder das nervenbelebende Princip ſelbſt, oder doch mit ihm ſehr nahe verwandt ſey. (Siehe den Art. Nervenſyſtem.) Die Übertragung deſſelben von einem Menſchen auf den andern und die Erregung der verſchiednen magnetiſchen Zuſtände geſchieht nun auf verſchiedene Weiſe. Nicht jeder, ſondern nur derjenige kann auf einen andern Menſchen und mit Nutzen magnetiſch einwirken, welcher in phyſiſcher Hinſicht ein Übergewicht an Energie, in Beziehung auf den zu Magnetiſirenden, beſitzt und vollkommen geſund iſt, in pſychiſcher Hinſicht aber auch eine geſunde und ſtarke Seele beſitzt. Der Magnetiſeur muß ferner ein moraliſch reiner Menſch ſeyn; denn ein unlauteres und verderbtes Gemüth wird von dem in magnetiſchem Zuſtande befindlichen Kranken, bei welchem überhaupt ein erhöhtes Gefühl Statt findet, wo das Innere in ihm ſtärker und lebendiger als gewöhnlich anſpricht, wo urſprüngliche Reinheit und Lauterkeit ſein ganzes Weſen erfüllt, eine Klarheit und Verfeinerung des innern Sinnes eintritt, daß die magnetiſirte Perſon in der Seele des Magnetiſeurs lieſ't, um ſo leichter und ſchneller erkannt, und es wirkt nicht wohlthätig, ſondern verderblich auf ihn. Auch Charakterfeſtigkeit wird von dem Magnetiſeur erfodert, ſowohl weil jede heftige Gemüthsbewegung deſſelben widrige Wirkung bei dem Kranken veranlaßt, er entweder ganz oder zum Theil ſeinen Einfluß auf den Kranken verliert, und hierdurch die magnetiſchen Criſen geſtört werden, als auch weil ungewöhnliche Vorfälle und Erſcheinungen, die nicht ſelten bei dem Magnetiſiren ſich einſtellen, Gegenwart des Geiſtes, Ruhe und Beharrlichkeit erfodern. Endlich aber gehört auch lebendiger Glaube und feſter Wille dazu, um die magnetiſche Einwirkung ganz in ſeine Gewalt zu bekommen. Die magnetiſche Behandlung ſelbſt iſt theils einfach, wo der Magnetiſeur allein wirkt, theils zuſammengeſetzt, wo er ſich noch äußerer Hülfsmittel bedient. Die einfache Behandlung beſteht theils in dem nach gewiſſen Regeln bewirkten Anhauchen (das Adſpiriren),

in dem mit Feſtigkeit beharrlichen Fixiren der Augen und der Gedanken, bei ſchon in magnetiſcher Gemeinſchaft (in Rapport) ſtehenden Kranken; theils wird ſie mit der Hand verrichtet (Manipulation). Letztere beſteht größtentheils in einem immer nach einer und derſelben Richtung wiederholten Streichen, wobei jedesmal, um durch entgegengeſetztes Streichen die hervorgebrachte Wirkung nicht wieder aufzuheben, in einem nach außen laufenden Bogen wieder auf die vorige Stelle zurückgekehrt wird (vagirende Manipulation); zuweilen wird aber auch anhaltend auf einen Punkt hin gewirkt (fixirte Manipulation). Die Wirkungen ſind verſchieden, je nachdem nun dieſe Manipulationen nach beſtimmten Regeln mit der flachen Hand (Volar-Manipulation), mit dem Handteller (Palmar-) oder den Fingerſpitzen (Digital-Manipulation), mit dem Rande der Hand (Marginal-Manipulation) vollbracht wird; ferner je nachdem die Digital-Manipulation mit ausgebreiteten Fingern (expandirte Digital-Manipulation), oder in einen Punkt vereinigten Fingern (contrahirte Digital-Manipulation), oder mit der Spitze des ausgeſtreckten Daumens (einfache Pugnal-) oder mit beiden vereinigten Daumen (doppelte Pugnal-Manipulation) verrichtet wird. Die Manipulation wird entweder mit wirklicher Berührung des Kranken verbunden (Manipulation mit Contacte), mit angebrachtem Drucke (das Maſſiren), oder nur mit ſanfter Berührung (mit ſanftem Contacte); oder es geſchieht in einiger Entfernung von dem Körper, zwei bis ſechs und mehrere Zoll (Manipulation in Diſtanz). Außer dieſen Manipulationen geſchieht die magnetiſche Einwirkung noch durch eine eigne Bewegung der Finger, welche das Beſprengen genannt wird (Spargiren, bei den franzöſiſchen Magnetiſeurs charger); durch das Zuſammendrücken (Comprimiren) und endlich durch das Anwehen oder Fächeln (das allgemeine Calmiren, Ventiliren). Alle dieſe verſchiedenen Manipulationsarten haben ihre verſchiednen, jede ihre eignen Wirkungen, und werden nach beſtimmten Anzeigen von dem Magnetiſeur, mit einander verbunden oder einzeln, angewandt, je nachdem die Umſtände, die Reizbarkeit der Kranken, die ſich ereignenden Zufälle es erfodern. Der Magnetiſeur muß alſo genau mit der Individualität des Kranken bekannt ſeyn, den Grad der Nervenempfindlichkeit deſſelben und ſeiner Empfänglichkeit für den Magnetismus prüfen, mit dem kunſtmäßigen Verfahren, den einzelnen Arten des Magnetiſirens und ihren verſchiednen Effecten ganz vertraut ſeyn, um nach Umſtänden ſchwach oder ſtark, reizend und erregend oder beruhigend, allgemein oder örtlich auf den Kranken zu wirken. Magnetiſche Kranke ſind wegen ihrer erhöhten Nerventhätigkeit (Senſibilität) mehr als andere gegen ſchädliche Einwirkungen empfindlich, und dieſe ſind ihnen auch um ſo nachtheiliger, daher ſie vorzüglich eine ſehr regelmäßige und vorſichtige Lebensweiſe führen müſſen. Am meiſten müſſen ſolche Kranke heftige Gemüthsbewegungen, Gram, Schreck, ferner Diätfehler, Erkältungen u. ſ. w. vermeiden. Der Magnetiſeur aber ſelbſt muß ſo viel als möglich dieſe ſchädlichen Einflüſſe vermeiden, weil durch ihn der Nachtheil auf die magnetiſirte Perſon übergeht. Die Behandlung dauert bald längere, bald nur kürzere Zeit, je nach dem die Art und Heftigkeit der Krankheit es erfodert. Sie muß ſo lange fortgeſetzt werden, bis alle durch ſie veranlaßte Erſcheinungen gänzlich wieder verſchwunden ſind. In

der Regel hören mit dem Eintritt der Geſundheit nach und nach alle magnetiſchen Erſcheinungen auf, und die Manipulation wird unwirkſam. Die zuſammengeſetzte magnetiſche Behandlung nimmt gewiſſe Mittel zu Hülfe, welche entweder die Wirkung des animaliſchen Magnetismus bloß verſtärken, oder die ſelbſt magnetiſch wirken, und die Manipulation mehr oder weniger erſetzen (Subſtitute). Unter den erſtern ſind vorzüglich die Conductoren, eiſerne Stäbe von ungefähr 8 Zoll Länge und ⅓ Zoll Durchmeſſer, deren eines Ende der Magnetiſeur ergreift und mit deren anderem er die zu Magnetiſirenden berührt; das Iſolatorium, welches nach denſelben Regeln erbaut wird, wie das electriſche; die Electricität wird ſelbſt auch als Verſtärkungsmittel während des Magnetiſirens angewandt; endlich auch der Spiegel und die Muſik. Der Gebrauch der magnetiſchen Subſtitute kam durch die Erfahrung auf, daß durch die magnetiſche Behandlung auch in unorganiſchen Körpern Veränderungen hervorgebracht werden könnten, welche zwar an ſich nicht in die Sinne fallen, aber ſich doch durch ihre Zurückwirkung auf ſolche Menſchen, die in Verbindung mit ſolchen Subſtituten kommen, offenbaren, indem dieſe bei jenen Perſonen, wenn ſie Empfänglichkeit dafür haben, dieſelben, obgleich ſchwächere Erſcheinungen veranlaſſen. Da es auch hier, wie bei der Electricität, iſolirende und leitende Körper gibt, ſo laſſen die iſolirenden Körper die magnetiſche Kraft in ſich anhäufen, und ſie verwahren ſie ſo lange, bis ein anderer Körper, welcher mehr Anziehung zu ihr hat, in ihre Atmoſphäre kommt, und ihnen das übertragene wieder entzieht. Nach dem thieriſchen Körper ſind das Eiſen, das Glas und das Waſſer die empfänglichſten dafür. Man bedient ſich daher ſolcher magnetiſirten Iſolatoren als Hülfsmittel bei der magnetiſchen Behandlung, ſowohl um die Wirkung der Manipulation zu verſtärken, als auch dieſe ſelbſt zuweilen zu ſubſtituiren. Das kräftigſte Subſtitut, welches man bis jetzt aus Erfahrung kennen lernte, iſt der magnetiſirte Baum, welcher den ihm durch kunſtmäßiges Beſtreichen mitgetheilten großen Antheil von magnetiſchem Fluidum nicht nur durch ſchnellern und üppigern Wuchs, ſondern auch durch kräftige Mittheilung an die für magnetiſche Einwirkung empfänglichen und mit ihm in Verbindung geſetzten Perſonen offenbart. Was nun die bei den Magnetiſirten ſich zeigenden Erſcheinungen betrifft, ſo hat man bisher aus Erfahrungen, Verſuchen und unverdächtigen Berichten der angeſehenſten Ärzte, die ſich damit beſchäftigt haben, folgendes geſammelt. Die allgemeinen Wirkungen des Magnetismus ſind faſt allezeit überhaupt Erweckung und Verſtärkung der Lebensthätigkeit in allen Theilen des Körpers, ohne bedeutende Reizung ſowohl in dem Nervenſyſtem, als auch in allen übrigen Syſtemen des Organismus. Perſonen, die ſich in der größten Schwäche befanden, wurden durch den Magnetismus wieder aufgerichtet. Puls und Athemholen werden durch denſelben beſchleunigt, mehr Wärme und Röthe des Körpers, erhöhtes Gemeingefühl und Heiterkeit der Seele hervorgebracht. Alle Functionen des Organismus werden befördert, beſonders die des Unterleibes: Verdauung, Abſonderungen und Ausleerungen. Er wirkt beruhigend und beſänftigend auf das Nervenſyſtem, hebt jede Störung der Harmonie und Gleichmäßigkeit der Nervenwirkung durch die ſanfte Reizung und allgemeine Verbreitung derſelben über die ganze Oberfläche des Körpers, beſänftigt daher die heftigſten Krämpfe und überſpannten Anſtrengungen der Lebenskräfte. Er leitet die erhöhte Lebensthätigkeit von lei-

denden Organen ab, und auf andere hin, dadurch wird die aufgeregte Thätigkeit von innern edlen Organen auf ſolche übergeführt, deren ſtärkere Thätigkeit und heftigere Affection mit wenigerm Nachtheile ſowohl für ſie als für das Ganze verbunden iſt, und nächſtdem wird dadurch die Lebensthätigkeit in einzelnen geſchwächten Organen verſtärkt und erhöht; es wird aber auch endlich Verminderung und völlige Entfernung des Reizes auf das Nervenſyſtem bewirkt, wodurch deſſen krankhafte Thätigkeit entſtand. So löſen ſich Schmerzen und Krämpfe meiſtens in einen ruhigen und behaglichen Zuſtand auf, werden in der Folge immer gelinder und kürzer, bis endlich gänzliche Geneſung erfolgt. Die beſondern Wirkungen des Magnetismus äußern ſich nicht nothwendig bei jedem Kranken, ſondern nur bei manchen nach ihrer verſchiednen Empfänglichkeit, Geiſtes- und Körperbeſchaffenheit, nach beſtimmten Graden der magnetiſchen Einwirkung, und nach gewiſſen Perioden. Dieſe Wirkungen aber ſind höchſt mannichfach, weil ſie das eigenthümlichſte innerſte Leben des Menſchen in wunderſame Bewegung bringen, vorher nie gekannte Kräfte aufſchließen, und als leuchtende Blitze in eine bisher mit undurchdringlichem Dunkel verhüllte Region der Natur und des menſchlichen Seyns gewiſſe Erſcheinungen erblicken laſſen, deren bisher nicht geahnete Möglichkeit ſich nun auf eine Weiſe in Wirklichkeit verwandelt, welche den Beobachter mit Erſtaunen erfüllt. Dieſe Wirkungen laſſen ſich am beſten durch Feſtſetzung derjenigen Grade, in welchen ſich die magnetiſchen Zuſtände darſtellen, beſtimmen. Je höher der Kranke in dieſe Grade hinaufrückt, deſto mehr entfernt er ſich von der Sinnenwelt, die äußern Sinne verſchließen ſich, der innere erwacht, und ſteigt bis zur höchſten Klarheit, wo er auch gleichzeitig wieder zur äußern Wahrnehmung gelangt. Im erſten Grade zeigen ſich nur die oben angeführten allgemeinen Wirkungen, die Sinne bleiben noch in ihrer gewöhnlichen Thätigkeit: der Grad des Wachens. Zuweilen erfolgt ſelbſt bei wiederholter Anwendung des Magnetismus kein höherer Grad, und doch tritt die Geneſung ein. Bei einigen zeigen ſich noch, außer den allgemeinen Wirkungen, örtliche Reactionen, z. B. Kälte, Schwere, Spannen, flüchtige Stiche und Schmerzen, Beklemmung, und dergl. m. Im zweiten Grade wird die Sinnesthätigkeit zum Theil unterdrückt, die Function des Geſichtsſinnes wird zurückgedrängt: der Halbſchlaf, oder die unvollkommene Criſe. Die vorigen allgemeinen und beſondern Wirkungen treten ſtärker hervor, die Wärme nimmt mehr zu und verbreitet ſich, dem Gefühle des Kranken nach, von dem Magen aus, wie aus dem Centralpunkte, über den ganzen Körper. Der Kranke empfindet eine Schwere in den Augenliedern und einen unwiderſtehlichen Trieb, ſie zu ſchließen, worauf ſie, wie feſtgeklebt an einander hängen, und von dem Kranken während der ganzen magnetiſchen Einwirkung nicht von ſelbſt wieder geöffnet werden können. Die übrigen Sinne bleiben indeſſen noch für Eindrücke empfänglich, ſind oft erhöht. Der Kranke bemerkt in dieſem Grade bisweilen eine Helligkeit vor den Augen oder lichte Scheine, den Blitzen gleich, ein Stechen in den Spitzen der Finger, Kälte und Schwere der Glieder, ein Weheſeyn um die Magengegend, Übelkeiten u. ſ. w., Schweiße, ſelbſt Fieberanfälle, örtliche und allgemeine Krämpfe, Lähmungen, Catalepſie, nebſt mehreren auffallenden Nervenzufällen. Verſteht der Magnetiſeur dieſe Zufälle gehörig zu leiten, zu beruhigen und zu ſeinem Zwecke zu beſtimmen, ſo wirken ſie für den Kranken als

heilſame Revolutionen, auf welche Ruhe und Erleichterung folgen. Im dritten Grade weicht die Sinnlichkeit ganz zurück, die magnetiſirte Perſon hat keine Wahrnehmung der Außenwelt durch die Sinne, kommt in den Zuſtand einer Betäubung, welche mit dem Namen des magnetiſchen Schlafes belegt wird. In dieſem Grade hört und fühlt der Menſch nicht und liegt in einem Zuſtand der völligen Erſtarrung; er hat zwar dabei die Erinnerung an den wachenden Zuſtand, nach dem Wachen ſelbſt aber keine an das, was ihm im magnetiſchen Schlafe vorgekommen iſt. Zu den beſondern Erſcheinungen dieſes Grades gehören vorzüglich Ohnmachten, allgemeines, convulſiviſches Zittern, Krämpfe, cataleptiſche und ſogar zuweilen dem Schlagfluß ähnliche Zufälle. Die beiden vorherigen Grade durchgeht der Magnetiſirte zuweilen ſchnell und oft unmerklich, wenn er in die höhern Grade verſetzt wird, dieſer aber zeigt ſich immer ſehr ſtark, ſelbſt dann, wenn der Menſch auch von ihm in den vierten Grad übergeht. Dies geſchieht, wenn er in dem magnetiſchen Schlafe, nicht aus ihm, erwacht, wobei ihm das Bewußtſeyn, wie aus einem verworrenen Traume zurückkehrt und er ſich und ſeinen Zuſtand allmälich deutlich erkennt. Er iſt dabei immer im Schlafe, den er nicht willkürlich aufzuheben vermag, allein es iſt keine Betäubung mehr, und ſelbſt der Schlaf iſt nur eine leichte Feſſel für ihn, welche das innerlich erwachende Bewußtſeyn, einem ſehr lebhaften Traume ähnlich, nicht mehr zu beſchränken vermag. Da es aber kein natürlicher, ſondern ein magnetiſcher Schlaf iſt, ſo iſt auch das Erwachen in ihm nur innerhalb der magnetiſchen Sphäre möglich, in deren Abhängigkeit er jetzt lebt. Dieſe Abhängigkeit bezieht ſich vorzüglich auf den Magnetiſeur, durch welchen er gewiſſermaßen empfindet, handelt, denkt, und darum gleichſam das Organ für ihn iſt, durch welches die Außendinge wieder auf ihn wirken. Dieſer Grad iſt alſo ein Schlafwachen, oder das ſogenannte Schlafwandeln, und wird mit dem Namen der vollkommenen Criſe oder des einfachen Somnambulismus belegt. Der in ſich ſelbſt erwachte, äußerlich aber noch ſchlafende Menſch gelangt wieder zu ſeinem vorigen Bewußtſeyn, aber ſein Verhältniß zu der Außenwelt iſt abgeändert, die äußern Sinne bleiben gänzlich geſchloſſen, oder treten unter einer andern Form hervor. Doch geſchieht dies nicht plötzlich, ſondern nach und nach in mehreren auf einander folgenden magnetiſchen Behandlungen, und dem gemäß entwickeln ſich nun auch die dieſem Zuſtande entſprechenden wunderbaren Erſcheinungen. Es kommt dem Kranken anfangs vor, als wenn er in Nebel gehüllt ſey; der in ſich vollkommen erwachte Somnambul unterſcheidet aber auch in der Folge nichts mit den Augen als Licht und Finſterniß. Gewöhnlich ſind die Augen geſchloſſen, wenn ſie aber auch in ſeltnen Fällen geöffnet ſind, ſo ſieht er doch nichts mit ihnen; denn der Augapfel iſt krampfhaft in die Höhe gezogen oder ſtarr, die Pupille erweitert und unempfindlich. Weder der Kranke, noch ein Anderer kann das Öffnen der geſchloſſenen Augen bewirken; will man die Augenlieder mit Gewalt aus einander ziehen, ſo erfolgen convulſiviſche Bewegungen der Geſichtsmuskeln. Deſſen ungeachtet ſieht der Somnambul, aber nicht mit den Augen; der Geſichtsſinn entwickelt ſich zuerſt im Getaſte, ſo daß der Somnambul durch daſſelbe die feinſten Geſichtsgegenſtände, ſowohl ihren Umriſſen als Farben nach, deutlich unterſcheiden kann. Am vorzüglichſten wird die

Magengegend, dem Sonnengeflechte des Nervenſyſtems gegenüber, der Sammelplatz aller Sinnesempfindungen, und hauptſächlich des Geſichtsſinnes. Der Somnambul ſieht und erkennt alles, was man ihm an die Herzgrube hält, in der Folge ſogar, wenn dieſes Wahrnehmungsvermögen erſt geübt iſt, wenn es dieſe nicht berührt, ſondern man es nur in einiger Entfernung der Herzgrube gegenüber hält, ja ſogar weiterhin, wenn Körper dazwiſchen gehalten werden; nur dürfen dieſe keine iſolirenden ſeyn. So wußte z. B. eine Somnambule genau, was der Magnetiſeur in der verſchloſſenen Hand hatte, ſobald er den Rücken derſelben auf ihre Herzgrube legte. Sie erkannte jede feſte oder flüſſige Subſtanz, die, in einem Behältniſſe verſchloſſen, ihr auf dieſelbe Stelle gelegt wurde. Einen auf dieſelbe Weiſe verwahrten Brief konnte ſie eben ſo leſen. Bei weiterer magnetiſcher Behandlung kann das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls für Geſichtseindrücke noch höher geſteigert werden, es beſchränkt ſich dann ſogar nicht mehr auf das Getaſte und die Herzgrube, ſondern es verbreitet ſich über die ganze Oberfläche des Körpers, tritt als erweitertes Gemeingefühl über das Hautorgan hinaus und vermittelt dem Somnambul auch von fernen Umgebungen eine Wahrnehmung. Es drückten ſich Somnambulen hierüber ſelbſt auf folgende Art aus, „daß ſie die Außendinge ſähen, aber mit keinem beſtimmten Organe, ſondern ſo, wie man im Traume ſieht; oder als wenn alles hell vor den Augen wäre, zuweilen gleichſam Blitze vorbei ſchöſſen; ſie ſähen nichts mit den Augen, bemerkten aber doch alles; es wäre als wenn ſie es auf andere Art als durch das Geſicht wahrnähmen." Der Somnambul weiß daher während ſeines magnetiſchen Schlafes bei ſeinem Herumwandeln allen im Wege ſtehenden Hinderniſſen im Hellen ſo gut als im Finſtern, ſo geſchickt auszuweichen, daß er nirgends anſtößt, läßt ſich auch durch niemand gern führen. Am deutlichſten offenbart ſich das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls in Rückſicht ſeines Magnetiſeurs; andere Perſonen müſſen erſt mit dieſem in Verbindung geſetzt werden, wenn der Somnambul ſie ſehen ſoll. Dieſes Wahrnehmungsvermögen kann ſo erhöht werden, daß der Somnambul Dinge bemerkt, die wegen ihrer Feinheit außer der gewöhnlichen Sphäre unſerer Sinne liegen, wie z. B. manche einen von dem Magnetiſeur ausgehenden Glanz wahrnehmen, der von dem Körper deſſelben, beſonders den Augen, Haaren und Fingerſpitzen, wie electriſches Feuer ausſtrömt. Auch das Gehör des Somnambulen erwacht wieder, aber es iſt auch dies kein Hören mit den Ohren, ſondern nur ein in der Herzgrube Statt findendes Wahrnehmen deſſen, was der Magnetiſeur, oder eine mit dieſem in Verbindung geſetzte Perſon, ſpricht. Das erhöhte Gefühl des Somnambulen äußert ſich noch auf manche beſondere Weiſe. Die innigſte Verbindung findet zwiſchen ihm und dem Magnetiſeur Statt; die Annäherung fremder Perſonen empfindet er ſogleich, ſchon auf 10 bis 15 Schritte, auf unangenehme Art, nur wenn ſie in Verbindung mit dem Magnetiſeur (in Rapport) ſtehen, kann er die Gegenwart jener ertragen. Auf die Berührung von einer fremden Perſon bekommt dieſelbe Lähmungen oder Krämpfe. Am widrigſten wirken Metalle auf ihn; berühren ſie ihn, ſo erfolgen Stiche, brennende Empfindungen, Unruhe, Angſt, Krämpfe, Convulſionen, Lähmung und Erſtarrung, ja ſelbſt Bewußtloſigkeit. In Bezug auf ihn ſelbſt äußern ſich bei den Somnambulen gleichfalls mehrere beſondre Erſcheinungen. Beinahe alle haben den freien Gebrauch ihrer Sprache, oder ſie bedienen

ſich doch der Schrift oder der Gebehrdenſprache; manche ſprechen in ganz ungewohnten Dialecten. Hat der Kranke dieſen Grad erſt einige Mal erreicht, ſo wird er in der Folge um ſo leichter in dieſe Criſe verſetzt, wenn ihn der Magnetiſeur nur anhaucht, oder ihn mit dem Blicke fixirt; ſogar von ſelbſt erfolgt dieſer Zuſtand nach gewiſſen Veranlaſſungen und Perioden. Die Dauer eines ſolchen magnetiſchen Zuſtandes iſt gewöhnlich nur eine oder einige Stunden; er kann aber auch länger, ſelbſt einige Tage, anhalten, mit dazwiſchen laufendem natürlichem Schlafe, ſo daß der Somnambul ſogar mancherlei Geſchäfte verrichten kann. Aber auch in dieſem Grade können heftige Reactionen, Krämpfe und Convulſionen eintreten, beſonders auf widrige Einwirkungen oder auf Störungen der Criſe. Im fünften Grade des magnetiſchen Zuſtandes bleibt der Somnambulismus, der Kranke geht aber wieder in ſich zurück zur innern Selbſtbeſchauung. Das Gemeingefühl, zugleich auch das Bewußtſeyn, wird in dem Grade erhöht, daß der Somnambul eine helle Erkenntniß ſeines innern Körper- und Gemüthszuſtandes bekommt, die als nothwendige Folge eintretenden Krankheitserſcheinungen auf das pünktlichſte vorausberechnet, und die wirkſamſten Mittel zu ihrer Beſeitigung beſtimmt. Dieſer Grad heißt die Selbſtbeſchauung, das Hellſehen, Clairvoyence; der Somnambul heißt nun Hellſehender, Clairvoyant. So ſehr die Erſcheinungen dieſes Grades bezweifelt worden ſind, ſo haben doch unwiderlegliche Beobachtungen ſie gewiß gemacht. Das innere Hellſehen erſtreckt ſich aber auch auf die durch magnetiſchen Rapport in Verbindung mit ihm ſtehenden Perſonen, beſonders auf den Magnetiſeur. Krankheitsgefühle, welche dieſen afficiren, fühlt der Clairvoyant mit, eine Taſchenuhr, welche z. B. der Magnetiſeur gegen ſein Ohr hielt, glaubte die Kranke vor ihrem eignen Ohre zu hören, dagegen ſie nichts vernahm, ſobald die Uhr wirklich gegen ihr Ohr gehalten wurde. Es können ſogar nicht bloß die Krankheitsgefühle, ſondern wirkliche Unpäßlichkeiten ſelbſt auf den Magnetiſirten übertragen werden, auch Gemüthsaffecte des Magnetiſeurs wirken auf ihn. Iſt der Clairvoyant ſchon weit gegen den folgenden Grad vorgerückt, ſo bedarf es nicht mehr der unmittelbaren Berührung, um einen andern Kranken mit ihm in Verbindung (in Rapport) zu ſetzen, ſondern beide können meilenweit von einander entfernt ſeyn, und dennoch kann der Magnetiſeur vermittelſt beſtimmter Zwiſchenkörper einen ſolchen Rapport zu Stande bringen, daß der Clairvoyant die innern Zuſtände des entfernten Kranken deutlich fühlt und erkennt. So iſt auch bei dieſem Grade die Gegenwart des Magnetiſeurs nicht erfoderlich, ſondern ein magnetiſcher Subſtitut verſetzt ihn ſchon in den Zuſtand der Clairvoyance. Im ſechsten Grade des magnetiſchen Zuſtandes (der allgemeinen Klarheit, Ecſtaſe oder Desorganiſation) tritt der Kranke wieder aus ſich heraus, und in eine höhere Verbindung mit der geſammten Natur. Das, was vorher bloß innere Selbſtbeſchauung war, verbreitet ſich nun über das Nahe und Entfernte, wird weder durch Raum, noch durch Zeit mehr beſchränkt. Mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit durchblickt er das Verborgne in der Vergangenheit und das in ſeinem Keime noch liegende Zukünftige. Was der Kranke auch nicht ſo deutlich erblickt, drängt ſich ihm dunkel als Ahnungsgefühl auf. Die ſchon im vorigen Grad erhöhte Geiſtesthätigkeit ſteigt hier noch höher, die Sprache des

Kranken veredelt ſich, die Fähigkeit, ſeinen innern Körper zu ſchauen, erweitert ſich ſowohl aus vergangnen Zeiten zurück, als auch auf künftige Krankheitserſcheinungen voraus. Um mit einem entfernten Kranken in Rapport geſetzt zu werden, braucht nur der Magnetiſeur ihn lebhaft zu denken. Es haben auf dieſe Weiſe Clairvoyants von entfernten Perſonen, die ſie vorher nicht kannten, augenblickliche Kunde bekommen. Die Größe der Entfernung ſcheint hierbei nicht ein Mal Einfluß zu haben. Die Verbindung mit dem Magnetiſeur iſt ſo innig, daß der Clairvoyant es nicht allein augenblicklich weiß, wenn die Gedanken deſſelben zerſtreut ſind, ſondern daß er auch in deſſen Seele zu leſen, und deſſen Vorſtellungen und Gedanken auf das deutlichſte zu erkennen vermag. Selbſt der fixirte Wille des Magnetiſeurs wirkt beſtimmt auf den Clairvoyant. In dieſem Zuſtande ſcheint der Körper dem Geiſte auf das innigſte angeeignet und mit ihm zur reinſten Harmonie verſchmolzen zu ſeyn. Allem Gröbern, Sinnlichen iſt er entrückt und in den Zuſtand einer ruhigen, ernſten und höhern Selbſtbetrachtung verſetzt. Das Gefühl des höchſten Wohlbefindens und der Zufriedenheit mahlt ſich auf dem Geſicht ab. Jede Unlauterkeit eines Fremden, ſich ihm Nahenden, ſtört dieſe Ruhe und Harmonie auf eine ſehr widrige Art, und oftmals zum größten Nachtheil des Kranken. — Dies iſt ungefähr die gradweis auf einander folgende Reihe der magnetiſchen Zuſtände. Indeſſen gelangt nicht jeder in die höhern Grade, auch iſt die Zeit, in welcher der Kranke die untern durchläuft nicht beſtimmt, ſondern der Eine verweilt längere, der Andere kürzere Zeit in ihnen; keiner aber gelangt zu den höhern Graden, ohne zuvor die niedern durchlaufen zu haben. Eine in allen Stücken genügende Erklärung dieſer Erſcheinungen kann hier nicht gegeben werden, indem eines Theils überhaupt manche derſelben nur hypothetiſch erklärt werden können, andern Theils aber der Raum es nicht erlaubt, weßhalb wir diejenigen Leſer, welche ſich näher hiervon unterrichten wollen, auf Kluge's lehrreiches Werk: Verſuch einer Darſtellung des animaliſchen Magnetismus (Berlin, bei Salfeld 1811) verweiſen. Indeſſen nur noch einige Andeutungen hierüber. Die geſammte Lebensthätigkeit des menſchlichen Organismus wird durch das Nervenſyſtem vermittelt. Die Verrichtungen deſſelben theilen es in das vegetabiliſche und animaliſche. (Vergl. den Artikel: Nervenſyſtem.) Das vegetabiliſche Nervenſyſtem iſt durch das Ganglienſyſtem größtentheils iſolirt, vom Gehirnſyſtem unabhängig und hat ſeine eigne Region im Unterleibe, wo es verſchiedne Nervengeflechte bildet, unter denen das Sonnengeflechte in der Gegend des Magens oder der Herzgrube das größte und das prädominirende iſt. Das Cerebral- und das Ganglienſyſtem ſtehen gewiſſermaßen im entgegengeſetzten Wechſelverhältniß, ſo daß im Wachen das erſtere, im Schlafe das letztere vorherrſcht. Durch Erhöhung der Thätigkeit des Ganglienſyſtems wird die Thätigkeit des Cerebralſyſtems herabgeſetzt, es entſteht der Schlaf. In dieſem ruht die Sinnesthätigkeit, aber das dem vegetativen Nervenſyſtem entſprechende Gemeingefühl wird erhöht, daher von dieſem durch die, beide Syſteme in Verbindung erhaltenden Nerven (vorzüglich den mit beiden in Gemeinſchaft ſtehenden ſympathiſchen Nerven) als Halbleiter, Empfindungen zum Gehirn kommen, welche Vorſtellungen erregen können, die, wenn ſie lebhaft werden, als Träume ſich bemerkbar machen und zum Bewußtſeyn kommen. Wird

die Phantaſie durch dieſelben ſo ſehr erregt, daß die dadurch entſtehenden Vorſtellungen den Schein der Wirklichkeit erhalten, und das Begehrungsvermögen aufreizen, ſo daß von dieſem die Muskelthätigkeit in Bewegung geſetzt wird, ſo entſteht ein Handeln im Traum (wie bei den Nachtwandlern), und wenn zugleich die ſenſible Nervenatmoſphäre des Menſchen vergrößert wird, ſo wird das Gemeingefühl zugleich ein neues Organ für Wahrnehmungen, das dem Gehirn einen Erſatz der ſchlafenden Sinnesorgane darbietet, und durch noch weitere Erhöhung, ſogar außer ſich heraustreten, und von äußern Gegenſtänden Wahrnehmungen verſchaffen kann. Durch die magnetiſche Einwirkung wird die Nerventhätigkeit des Ganglienſyſtems, vielleicht durch Überſtrömung des Nervenfluidums von Seiten des Magnetiſeurs, und durch Aufnahme und Aſſimilirung von Seiten des dafür empfänglichen Kranken, ſo erhöht, daß in verſchiedenen Graden erſt der magnetiſche Schlaf, dann das Übertreten der Empfindungen zum Gehirn, die Erhöhung des Gemeingefühls zu einem Wahrnehmungsorgan bis zum Hellſehen, das Außerſichtreten deſſelben bis zur allgemeinen Klarheit hervorbricht. Das Anhäufen des Nervenfluidums in dem Ganglienſyſtem, und die Steigerung der Thätigkeit deſſelben in den Unterleibsgeflechten erhöht das vorzüglichſte derſelben, das Sonnengeflechte, zu einem Centralorgane, welches, dem Gehirn ähnlich, die Senſationen in einem Punkte ſammelt, wodurch ſie die Klarheit der Sinnesanſchauungen erhalten können, daher in der Herzgrube der Somnambulen das Wahrnehmungsvermögen gleich als in einem Brennpunkte concentrirt erſcheint. — Die Anwendung des Magnetismus als Heilmittels iſt bis jetzt noch bloß auf Krankheiten beſchränkt geweſen, die dem Nervenſyſtem eigenthümlich, und noch mit keinen bedeutenden materiellen Fehlern des Organismus begleitet ſind. Er bewirkt ſowohl eine Verſtärkung der geſammten Lebensthätigkeit durch Übertragung des belebenden Nervenfluidums aus einem Körper in den andern, als auch eine geregelte Vertheilung der Lebensthätigkeit durch Ableitung jenes ätheriſchen Stoffes von einzelnen Organen zu andern. Er kann daher in Krankheiten von zu ſchwacher Nerventhätigkeit, und von exaltirter Reizbarkeit mit Mangel an Energie, und von unregelmäßiger Vertheilung der Nervenkraft, heilſam ſeyn. Seine beſtimmte Anwendung iſt indeſſen noch vielen Schwierigkeiten unterworfen und bedarf der größten Vorſicht, da er in die verborgenſten Tiefen des organiſchen Lebens eingreift, und eben ſowohl heilſame Wirkungen, als in der Hand des Unkundigen, Unvorſichtigen oder Unreinen furchtbare Zerſtörungen hervorbringen kann. H.

Magnetnadel iſt die in dem Compaß befindliche nadelähnliche Stahlplatte, welcher die magnetiſche Kraft mitgetheilt worden. (Man vergl. die Art. Compaß und Magnet.) Man nimmt dazu den feinſten und beſten Stahl, am liebſten das engliſche Stahlblech. Man vermeidet daran alle Hervorragungen und unregelmäßige Verzierungen, weil ſonſt die Pole nicht immer genau in die Axe fallen, und zieht die pfeilähnliche Form vor, weil ſie bei gleicher Länge, Dicke und Gewicht ein größeres magnetiſches Moment beſitzt, als die ſonſt gewöhnliche Form eines Parallelbogens. Die gewöhnliche Länge einer Nadel zu Seecompaſſen beträgt vier bis fünf Zoll; man macht aber auch längere. Außer den beiden Arten des Beſtreichens kann man den Magnetnadeln die magneti-

ſche Kraft auch durch Armirung (ſ. Magnet) mittheilen. Jede Nadel iſt indeß nur eines beſtimmten Grades von dieſer Kraft fähig, welcher nicht überſchritten werden kann. Viel kommt auf die ganz horizontale und völlig freiſchwebende Lage der Nadel an. Um alle Reibung zu verhüten, welche bei dem gewöhnlichen Auflegen der Nadel auf den Stift nicht ganz vermieden werden kann, hat man das Aufhängen derſelben mit glücklichem Erfolge verſucht. Nach Cavallo dient dazu eine feine Kette von Pferdehaaren, nach Bennet ein Faden aus dem Gewebe einer Kreuzſpinne am beſten. Ferner muß der Apparat, worin die Nadel hängt, ſo beſchaffen ſeyn, daß die Luft nicht auf den feinen Faden wirken kann. Man hat aber auch bemerkt, daß Kälte, Hitze, Blitze, überhaupt atmoſphäriſche Electricität und das Nordlicht Einfluß auf die Magnetnadel haben. Wenn aber auch alle dieſe Umſtände gänzlich entfernt bleiben, ſo hat doch die vielfältige Erfahrung bei dem Gebrauche des Compaſſes gelehrt, daß die allgemeine Regel: die beiden Enden der Magnetnadel richten ſich jederzeit nach den Polen der Erde, ihre großen Ausnahmen leidet. Bei der Umſeglung der Erde ſtößt man auf viele Stellen, wo die Nadel nicht mehr genau die Polgegenden anzeigt, ſondern merklich nach beiden Seiten abweicht. Dieſes merkwürdige Phänomen iſt unter dem Namen der Abweichung oder Declination der Magnetnadel bekannt. Sie iſt eigentlich der Winkel, welchen die Richtung dieſes Inſtruments mit der Mittagslinie eines Orts macht, wenn die Mittellinie eines Compaſſes genau über dem Meridian deſſelben ſteht. Bald iſt ſie öſtlich, bald weſtlich, bald größer, bald geringer, in den meiſten Fällen aber findet ſie Statt. Man hat bereits eine ſo große Menge von Beobachtungen der Abweichung auf der ganzen Erde gemacht, daß man Abweichungs- oder Declinationskarten hat entwerfen können. Aber dieſe Karten ſind nur für einige Zeit brauchbar, da ununterbrochne, eine lange Reihe von Jahren hindurch fortgeſetzte Beobachtungen zu London und Paris dargethan haben, daß die Abweichung an einerlei Ort veränderlich iſt. Sehr wahrſcheinlich iſt die Witterung, namentlich die Abwechſelung zwiſchen Wärme und Kälte und insbeſonderheit die Electricität dabei wirkſam. Faſt unwiderſprechlich führen darauf Sauſſure's meteorologiſche Beobachtungen und daraus gezogene Reſultate. — Eine andre ſonderbare Erſcheinung bei der Magnetnadel iſt ihre Neigung oder Inclination, welche ſich dadurch zeigt, daß die eine Spitze, bei völligem Gleichgewicht der Nadel, ſich gegen den Horizont neigt. Man nimmt ſie an den meiſten Orten der Erde, doch nicht überall auf gleiche Art und unter gleichem Winkel, wahr. Sie zu beobachten, hat man eigne Neigungscompaſſe. In dem größten Theil der nördlichen Halbkugel unſrer Erde iſt es der Nordpol der Magnetnadel, welcher ſich gegen den Horizont neigt. Dieſe Neigung, wobei ſich der Südpol hebt, wird die nördliche genannt. Sie nimmt zu mit der Annäherung an den Pol. In der ſüdlichen Halbkugel hebt ſich der Nordpol der Nadel, indem ſich der Südpol gegen den Horizont neigt. Dieſe Neigung heißt die ſüdliche. Sie nimmt ebenfalls zu, je mehr man ſich dem Südpol nähert. Es gibt Örter auf der Erde, wo ſich die Magnetnadel gar nicht neigt; dieſe fallen zwar nicht, wie man aus dem Bisherigen ſchließen möchte, unter den Äquator, doch aber in deſſen Nähe. Sie iſt ebenfalls veränderlich, aber nicht in dem Grade, wie die Abweichung. Die Urſach der Neigung

der Magnetnadel leiten die Phyſiker aus der magnetiſchen Kraft der Erde, die Urſach ihrer Veränderlichkeit aber aus dem Umſtande her, daß die magnetiſchen Pole der Erde ſich nach und nach in andere Stellen verrücken, welches allerdings auch aus der Abweichung der Magnetnadel zu erhellen ſcheint.

Mahagony. Unter den drei bis jetzt bekannt gewordnen Baumgattungen dieſes Namens zeichnet ſich der gemeine Mahagonybaum ſeines ſchätzbaren Holzes wegen aus. Sein Vaterland ſind die wärmern Länder des mittäglichen Amerika's, Jamaica und die caraibiſchen Inſeln. Das Holz iſt ein wichtiger Handelsgegenſtand. Es gibt davon viele Sorten. Man hat gewäſſertes, marmorirtes, gemaſertes und ganz glattes. Die anfangs gelbröthliche Farbe wird mit der Zeit braun und endlich ganz ſchwarz. Will man die eigenthümliche Farbe länger erhalten, ſo darf man es nicht zu ſtark mit Wachs bohnen, noch weniger aber mit Öl beſtreichen. Sein ſchönes Anſehn, die treffliche Politur, deren es fähig iſt, und die ausnehmende Härte verſchaffen dem Mahagonyholz einen der erſten Plätze unter den koſtbaren Hölzern und machen es zu Meubeln ſehr geſchickt. Die Spanier und Portugieſen in Amerika bauen Schiffe daraus, wozu es ſich beſſer ſchickt als das Eichenholz. Das falſche Mahagonyholz, bekannt unter dem Namen Madeiraholz, hat vor dem echten den Vorzug, daß es die Farbe beſſer behält. Die Rinde des Mahagonybaums iſt von mediciniſchem Gebrauche, unter andern gegen Wechſelfieber und periodiſches Kopfweh.

Mahlerei oder Mahlerkunſt, Theorie, Beſtandtheile der Mahlerei, Gattungen der Mahlerei, Geſchichte der Mahlerei und Mahlerſchulen. I. Mahlerei oder Mahlerkunſt nennen wir diejenige ſchöne, und zwar bildende Kunſt, welche das Schöne in ſichtbaren Geſtalten mittelſt der Farben auf Flächen darſtellt; und ein Kunſtwerk dieſer Art ein Gemählde (ſ. d. Art). Als ſchöne Kunſt hat ſie den Zweck, etwas Vollendetes für die Anſchauung hervorzubringen (ſ. Kunſt). Sie ſetzt alſo Genie voraus, welches durch harmoniſche Verſinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Iſt aber das innere Bilden nach Ideen Dichten, ſo muß jeder Mahler in gewiſſem Sinne Dichter ſeyn, d. h. er muß das Vollendete vorher in ſeiner Einbildungskraft erſchaffen haben, was er durch ſeine Kunſt äußerlich darſtellen will, und es muß das Dargeſtellte das innere Weſen, den lebendigen Charakter der Dinge (kurz das Idealiſche) ernſt oder ſcherzend ausdrücken. Daher man von poetiſchen oder unpoetiſchen Gemählden redet, und die poetiſche (oder äſthetiſche) Erfindung und Anordnung, oder die Compoſition, von der eigentlich mahleriſchen oder techniſchen Compoſition und Anwendung unterſcheidet. Selbſt bei den eigentlichen Copien der Natur ſollte nicht der einzelne Gegenſtand, als ſolcher, dargeſtellt oder der Natur lediglich nachgeahmt werden; ſelbſt das Portrait ſollte nur den intereſſanten Geiſt, den eigenthümlichen Charakter in eigenthümlich vollendeter Form darſtellen. Indeſſen hat die techniſche Fertigkeit in Behandlung eines Stoffs, namentlich die Behandlung der Farben, für die Meiſten einen ſo blendenden Reiz, daß über dieſem techniſchen Werthe, der innere oder äſthetiſche Werth, welcher ſich auf das Poetiſche des Gegenſtandes bezieht, ganz vergeſſen wird, und man oft den Werth des Gemähldes nach ſeiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne wirkliche Gegenſtände der Natur, deren Formen der

Künſtler ſich bedient, nicht auf die durch dieſelben darzuſtellenden Ideen beſtimmt. Daher gibt es auch eine techniſche und eine äſthetiſche Theorie dieſer Kunſt. Letztere gehört in der Kürze hieher. II. Als bildende Kunſt ſtellt die Mahlerei das Schöne in ſichtbaren Geſtalten für das Auge ruhend dar; der Künſtler ſoll alſo etwas Vollendetes für die äußere Anſchauung des Auges hervorbringen, iſt aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch beſchränkt, daß er das Sichtbare in einem beſtimmten Raume und zwar ſo darſtellt, wie ein Augenblick es zeigt, manches daher, weil er dieſen Moment feſthalten muß, nicht darſtellen kann und darf, was die in Bildern wechſelnde Darſtellung des Dichters wohl aufnehmen kann, z. B. das Schrecklichſte, das Schnellbeweglichſte, die kühnſten Contraſte. Dagegen iſt die Mahlerei als bildende Kunſt der Dichtkunſt darin überlegen, daß ſie die gleichzeitigen Züge und Eigenſchaften oder Gegenſtände mit erſchöpfender Kraft und Treue, Beſtimmtheit und Anſchaulichkeit aufzufaſſen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherem Sinne ſichtbare Gegenſtände darſtellt (ſ. Darſtellung); dahingegen der Dichter nur die bedeutſamſten und bezeichnendſten Merkmale des Gleichzeitigen heraushebt, und durch Nennung derſelben die Phantaſie zur ſelbſtthätigen Schöpfung des Bildes anzuregen ſucht. Am ſinnlichlebendigſten ſtellt unter allen bildenden Künſten die Mahlerei das individuelle Leben der Gegenſtände dar. Zwar bildet ſie nur ſcheinbare Körper, indem ſie durch Farben ſchildert, welche — vorzüglich in der Darſtellung lebendiger Weſen — nur auf der Fläche die Wirkungen einer ſchönen Kunſt hervorzubringen fähig ſind; ſie zeigt mithin die Körper, wie ſie dem Auge von einer einzigen Seite erſcheinen; aber ſie weiß durch Licht und Schatten und durch die Perſpective das Auge über dieſe Abweſenheit der Raumerfüllung ſo zu täuſchen, und durch Nachbildung der ätheriſchen Reize der Lichtwelt ihren Scheingeſtalten ein ſo lebendiges Daſeyn zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künſten die meiſte Illuſion (ſ. d. Art.) zuſchreibt, und daher dem Ausdruck Gemählde die Bedeutung der ausführlichſten Schilderung der Gegenſtände nach ihren eigenthümlichen ſinnlichen Beſchaffenheiten und Zügen (mit Unrecht nur dann, wenn man dies auf einzelne Naturerſcheinungen bezieht) beilegt. Dieſe Bedeutung wird nachher auf Werke der Dichtkunſt und Muſik, aber nur figürlich, übergetragen, und man redet von einem poetiſchen Gemählde oder mahleriſchen Gedicht, ſo wie von einem Tongemählde. Erſteres kann nur eine ausgeführtere, in ſich abgeſchloſſene poetiſche Schilderung, oder poetiſche Charakteriſtik heißen (z. B. eine Idylle, ein Familiengemählde, nur daß man bei letztern zu ſehr auf die gemeine Wirklichkeit und ihre Nachahmung zu ſehen pflegt), da überhaupt die Poeſie mehr das Innere und ſeine unmittelbaren Äußerungen ſchildert, in der ausführlichen Beſchreibung des Gleichzeitigen aber ihre natürlichen Gränzen überſchreitet. Aus letzterem Grunde gibt es keine eigentliche beſchreibende oder mahleriſche Poeſie als Dichtungsart (ſ. Poeſie), und jedes beſchreibende Gedicht hört auf, ein freies Werk der Phantaſie zu ſeyn, indem es vergeblich ſeinen Bildern die Beſtimmtheit zu geben ſtrebt, die nur den Sinnengegenſtänden möglich iſt, und dadurch in ein ängſtliches Nachbilden oder Herzählen der ſinnlichen Eigenſchaften verfällt, wobei kein poetiſches Ganzes und kein Totaleffect möglich, ſondern die Freiheit des Leſers zu ſclaviſchem Dienſte

gezwungen wird, und wobei, wie Jean Paul ſich ausdrückt, die Bühne handelt und die Perſonen zum Schauplatz werden. (Man vergleiche über die Art, wie der Dichter mahlt, die trefflichen Bemerkungen des Letzteren in ſeiner Vorſchule der Äſthetik. N. Ausg. im XIV. Programm.) Eben ſo kann ein Tonſtück nur analog oder vergleichungsweiſe, und zwar als charakteriſtiſche und lebendige Schilderung gewiſſer Gefühle, ein Tongemählde genannt werden; keinesweges aber als Nachahmung der hörbaren Klänge in der Natur, weil die Nachahmung der Natur überhaupt das Weſen der Kunſt nicht umfaßt, das Tonſtück aber ganz vorzüglich, als das Vollendetere, oder als Harmonie von Tönen, durch Nachahmung des Unvollendeten und Unharmoniſchen, d. i. einzelner hörbarer Veränderungen und Bewegungen in der Natur nothwendig ins Kleinliche verfallen, und ſich unter die Würde der Kunſt erniedrigen würde; noch weniger als Nachahmung des Sichtbaren, welches unmittelbar durch Töne niemals dargeſtellt werden kann. Den Fortſchritten, welche in der neuern Zeit die Tonkunſt gemacht hat, haben wir es zu verdanken, daß das eben gefällte Urtheil über die muſikaliſche Mahlerei jetzt faſt allgemein geworden, und die muſikaliſchen Compoſitionen einer Schlacht von Jena, Auſterlitz ꝛc., wie überhaupt die geſammte muſikaliſche Mahlerei mehr ein Gegenſtand der ſcherzenden Darſtellung, oder der Perſiflage geworden iſt. Doch wir kehren zur Mahlerei zurück. Die Mahlerei kann Körper nur dadurch auf der Fläche darſtellen, daß ſie dieſelben nach ihren perſpectiviſchen Umriſſen auf der Fläche zeichnet; ihr liegt alſo die Zeichenkunſt gleichſam zum Grunde, und ein Grundbeſtandtheil jedes Gemähldes iſt die Zeichnung. Die Mahlerei unterſcheidet ſich von der Zeichenkunſt nur dadurch, daß ſie die Gegenſtände mit ihren eigenthümlichen Farben darſtellt, mithin durch das Colorit, oder die Farbengebung und die höhere Vollkommenheit des Helldunkels, (ſ. Zeichnung, Zeichenkunſt); ſie iſt eine Zeichnung durch Farben, und man darf daher die Farbe in einem Gemählde nicht als etwas erſt Hinzukommendes anſehen (hierdurch unterſcheidet es ſich auch von einer illuminirten Zeichnung oder dem illuminirten Kupferſtich), ſondern die Zeichnung wird durch das Weſen der Farbe modificirt, wenn gleich Farbengebung ohne Zeichnung nicht möglich iſt. Die Zeichnung wird in der Mahlerei zu einem vollkommen belebten Ganzen, ſie beſtimmt den Charakter der Formen und gibt ihnen Beſtimmtheit, die Farbe gibt ihnen Leben und Seele; denn Licht und Farben ſind ja ſelbſt etwas Geiſtiges und Ätheriſches. Sie verhalten ſich alſo wie Objectives und Subjectives. Das Colorit hat, wie die Stimmung, aus welcher die Darſtellung hervorgeht und nach der herrſchenden Idee, eine Hauptfarbe, oder einen herrſchenden Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt, und die mannichfaltigen Lokalfarben verbindet, und hierauf beruht die Verwandtſchaft der Malerei mit der Muſik. Zeichnung und Colorit aber müſſen Eins und harmoniſch ſeyn, dahingegen, wo die Zeichnung vorherrſcht, der Styl hart und ſtreng, wo das Colorit zu ſtark hervortritt, der Styl weich und unbeſtimmt wird. (S. Styl.) Beide Erforderniſſe ſind einem Gemählde und dem Mahler gleich nothwendig, und es iſt irrig, wenn man oft das Weſen der Mahlerei lediglich in die Zeichnung geſetzt hat: wenn gleich das Colorit und der Coloriſt ohne Zeichnung nichts iſt (in dieſer Beziehung hat der Ausdruck Mahlerei ſogar eine üble Nebenbedeutung erhal-

ten), indem die Zeichnung doch abgeſondert von dem Colorit noch beſteht, und wenn gleich viele große Meiſter bald in dieſem, bald in jenem Elemente der Mahlerei herrſchten (z. B. Titian und die venetianiſche Schule im Colorit). Mit der Zeichenkunſt aber hat ſie dieſes gemein, daß ſie mittelſt ihrer perſpectiviſchen Darſtellung das Entfernteſte wie das Nächſte in ihre, durch Hintergrund und äußere Abſchließung begränzte, Schilderung aufnehmen kann. Sie übertrifft daher im Umfange ihrer Gegenſtände die Baukunſt, wie die Sculptur (oder Plaſtik im engern Sinn), indem ſie nicht nur die Gegenſtände derſelben ebenfalls in ihre Darſtellung aufnehmen kann, ſondern auch Gegenſtände darzuſtellen vermag, welche keine andere bildende Kunſt darzuſtellen im Stande iſt; Gegenſtände namentlich, welche nur durch Farben, oder Perſpective darſtellbar ſind. Hierdurch aber iſt die Mahlerei insbeſondere von der Plaſtik verſchieden, daß in dieſer das Raumerfüllende, die Maſſe und die reine Form vorherrſchend ſind, weßhalb ſie auch nur das Feſte, Unbeweglichere darzuſtellen vermag und das Nackte liebt, in jener die Maſſe nur angedeutet wird, der ſeelenvolle Ausdruck der Form das herrſchende, und das Feine, Leichtbewegliche und Schwebende leichter darſtellbar iſt, weil ſie die Bewegung nicht ſo materiell als die Plaſtik fixirt. Das Hauptgeſetz der Mahlerei könnte demnach heißen: der Mahler ſtelle Ideen durch ſichtbare Bilder anſchaulich dar, welche durch Farbe Reiz und Bedeutung erhalten; und mahleriſch (pittoresk) iſt daher, was namentlich durch Farbenreiz und Farbendarſtellung in der Anſchauung gefällt. Was nicht durch Farbe gefällt, oder durch dieſelbe ſogar mißfällt, z. B. Geißelungen, der Tod, ſollte daher auch nicht dargeſtellt werden. III. Eintheilungen der Mahlerei in verſchiedne Gattungen. Die Eintheilungen der Mahlerei ſind nach verſchiednen Beziehungen verſchieden. Zuerſt nach Verſchiedenheit der ſichtbaren Gegenſtände, welche in dem Gemählde die herrſchenden ſind, kann man die Gemählde eintheilen in Menſchendarſtellungen, Thierſtücke, und Darſtellungen der lebloſen Natur. Erſteren pflegt man gewöhnlich den Namen der hiſtoriſchen Gemählde beizulegen, wenn auch ihr Stoff nicht aus der Geſchichte entlehnt iſt, und man rechnet zur Hiſtorienmahlerei eben ſo wohl allegoriſche, mythologiſche als eigentlich geſchichtliche (hiſtoriſche) Darſtellungen, ja ſelbſt Bataillenſtücke, Converſationsſtücke, Charakterbilder und Portraits (ſ. d. Art. Hiſtoriſch). Die umfaſſendſte Gattung der Mahlerei iſt die Hiſtorienmahlerei; denn ſie zeigt den Menſchen, die höchſte uns bekannte Geſtalt der Schöpfung, nach ſeinen ſichtbaren Äußerungen, Zuſtänden oder Charakteren, am meiſten dann, wenn dieſe Menſchendarſtellung eine Handlung, durch Zuſammenſtellung mehrerer Perſonen, wenn gleich auf einen ſprechenden und anſchaulichen Moment zuſammengedrängt, ſchildert. Wie ſehr muß daher der Hiſtorienmahler die Menſchengeſtalt nach ihren verſchiednen, ja den flüchtigſten geiſtigen Ausdrücken und mahleriſchen Situationen kennen, um beſtimmte Ideen durch Menſchengeſtalten in Ruhe und Bewegung mannichfaltig auszuſprechen! Wie gegenſtändlich und klar müſſen vor ſeiner Phantaſie dieſe Gebilde ſtehen, um ſie mit Hülfe der techniſchen Fertigkeit auch äußerlich zu einem anſchaulichen und ſprechenden Ganzen zuſammenzureihen, welches Gefühl und Geiſt intereſſirt! Welchen poetiſchen Sinn und welche lebendige Erfahrung muß er beſitzen, um den Geiſt der hiſtoriſchen Begebenheit, oder den

Geiſt der Sage nicht nur aufzufaſſen, ſondern auch wahr, ſprechend und harmoniſch in den Geſtalten und ihrer Umgebung feſtzuhalten; wenn auch das poetiſche und mahleriſche Intereſſe jeder geſchichtlichen Nebenbeziehung vorgehen muß! Welchen tiefen Blick, um den Charakter des Individuums in dem Portrait frei von allem Wechſel und zufälligen Modificationen hinzuſtellen! — Nächſt der Hiſtorienmahlerei ſtehen dem Umfange und der Würde nach die mahleriſchen Darſtellungen der Naturgegenden, oder die Landſchaftsmahlerei im weitern Sinne, zu welcher auch die Stadtproſpecte und Seeſtücke gerechnet werden (nur ſollen dieſe nicht proſaiſche Nachbildungen der Natur ſeyn). Dem Landſchaftsmahler ſind die Gegenſtände der Natur mehr Mittel, ſein innerſtes Gefühl harmoniſch und anſchaulich auszuſprechen; dahingegen die Hiſtorienmahlerei wegen der größern individuellen Bedeutſamkeit der Menſchengeſtalt, weit objectiver und charakteriſtiſcher iſt. Der Mahler fixirt gleichſam ſein Gefühl in der Anſchauung und Darſtellung der mannichfaltigſten Naturerſcheinungen. Dadurch und in ihrer Wirkung iſt die Landſchaftsmahlerei vorzüglich der Muſik, und in der Poeſie der Lyrik zu vergleichen; doch darf das durch die Naturerſcheinung objectiv werdende Gefühl nicht unbeſtimmt bleiben, ſondern der Mahler muß die einzelnen Parthieen der Landſchaft ſo in Einklang zu bringen wiſſen, daß ſie eine herrſchende Stimmung beſtimmt und ſicher ausſprechen, wie ſie gleichſam durch die Natur in einem ihrer vollendetſten Erſcheinungsmomente angeregt wird. Dieſe Darſtellungen ſind übrigens ſo verſchieden als der Charakter der Naturgegenden und die dadurch erregten Stimmungen des Gemüths, deren gemäß auch die Staffirungen und Beiwerke der Landſchaft eingerichtet und angeordnet ſeyn müſſen. Auch allegoriſch und hiſtoriſch kann die Landſchaft werden durch Staffirung mit Figuren. Von erſterem hat der noch lebende Landſchaftsmahler Friedrich, von dem letztern die größten Landſchafter, Claude Lorrain nebſt Pouſſin, glänzende Beiſpiele aufgeſtellt; nur dürfen die Figuren nicht durch zu große Wichtigkeit der Handlung dem Eindrucke der Landſchaft ſchaden. Das vorzüglichſte Studium des Landſchaftsmahlers iſt die vegetabiliſche Natur, und keiner kann, wie er, des ganzen Reichthums der Farben zu einem magiſchen Ganzen ſich bedienen; auch iſt der Landſchaft das Helldunkel vorzugsweiſe eigen. (S. überdies d. Art. Landſchaft.) Übrigens würden wir die ſchöne Gartenkunſt eine lebendige Landſchaftsmahlerei nennen. Blumen- und Fruchtſtücke, Stillleben und Arabesken (ſ. d. Art.) ſchließen ſich an die genannten umfaſſendern Claſſen der Mahlerei mannichfaltig an. In jenen iſt Naturwahrheit und Meiſterſchaft in der feinſten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck; ſie ſtehen daher in äſthetiſcher Hinſicht ſehr tief; dieſe ſind als freie Spiele der ungebundnen Phantaſie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend, und eine liebliche Zugabe zur Kunſt. Die dritte Hauptgattung der Mahlerei iſt die Thiermahlerei, beſchränkter als jene, und nur dadurch von Intereſſe, daß ſie nicht einzelne individuelle Thiere, ſondern den Charakter der Thierkraft in Ruhe, oder gleichſam handelnd (durch Zuſammenſtellung mehrerer Thiere oder in Begleitung des Menſchen) ſprechend und mit mahleriſcher Mannichfaltigkeit darſtellt; der Fabel zu vergleichen, welche den Thiercharakter dem menſchlichen analog darſtellt. Außerdem werden die

Thiere auch als Beiwerke in hiſtoriſchen und landſchaftlichen Gemählden gebraucht. — Die Mahlerei iſt aber auch in eigentlich techniſcher Beziehung, nämlich in Hinſicht auf das Material und die äußere Behandlungsart verſchieden, und zwar enkauſtiſche oder eingebrannte Malerei (auch Enkauſtik), die, wie ſie bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt iſt, obwohl die neuere Wachsmahlerei, oder Enkauſtik (ſ. d. Art.) ihr nahe kommt, ferner die ihr verwandte Email- oder Schmelzmahlerei, nebſt Glas- und Porzellanmahlerei, Moſaik oder muſiviſche Mahlerei (muſiviſche Kunſt, muſiviſche Arbeit) verſchiedner Art, nebſt der Mahlerei durch Sticken, Weben und Stricken; in Beziehung auf das Farbematerial, Waſſermahlerei (wozu die Frescomahlerei oder die Mahlerei mit Waſſerfarben auf naſſem Kalkgrunde) und die Miniaturmahlerei gehört; Paſtellmahlerei und Ölmahlerei, ferner in Beziehung auf die Flächen, worauf die Farben aufgetragen werden, Tapeten- oder Wandmahlerei, Glas- und Porzellanmahlerei ꝛc., in Beziehung auf den Ort und die Beſtimmung der Gemählde Decken- oder Plafondmahlerei, ferner Stubenmahlerei, Theatermahlerei, u. ſ. w. IV. Die Geſchichte der Mahlerei hat zwei Hauptperioden. Sie zerfällt nämlich in die Geſchichte der alten (antiken), und der neuern oder chriſtlichen Kunſt: denn nach den vorherrſchenden und wichtigſten Erſcheinungen der Kunſt wird eine Geſchichte derſelben eingetheilt, wenn man auch von einer orientaliſchen Mahlerei vor der Zeit der griechiſchen und römiſchen Kunſt, und von den Mahlereien nichtchriſtlicher Völker in der neuern Zeit ſprechen möchte, von welchen nicht viel zu ſprechen iſt. — Überhaupt iſt die Mahlerei der frühern Völker gleichſam nur als Vorbereitung auf die Kunſt der Griechen anzuſehen. Wahre Kunſt, ſagt ein Kenner, kann nur den idealiſirenden Völkern griechiſcher Abſtammung zugeeignet werden; jenſeit dieſer Gränze finden wir nur Farbenſpiele zu Belebung größerer Maſſen, oder als Ergänzungen der Bilderſchrift, immer aber auf einen ſtumpfen, nur für das Grelle und Schreiende offnen Sinn berechnet, und den Foderungen des Herkommens und des Cultus unterworfen. Aber die Mahlerei fängt erſt da an, wo die Farbe ſelbſt Zeichnung wird und mit ihr ſich die Bedeutung ſelbſtſtändiger Formen verbindet. Nur in den Ländern, wo eine Buchſtabenſchrift beſtand, konnte die Mahlerei ſich zur Freiheit der Kunſt erheben. Die Bilderſchrift aber ging durch Verkürzung und Verallgemeinerung der Zeichen zur Hieroglyphe, von dieſer zur Buchſtabenſchrift über. Aber wo ſie ihrer urſprünglichen Beſtimmung als Mittlerin der Sprache treu blieb, mußte ſie, über dem Beſtreben nach dem möglichſt bedeutſamen Ausdruck, der Schönheit der Form entſagen. So bei den Völkern, die, ſchon früh im Beſitz eines leicht zu behandelnden Papierſtoffs, die Kunſt nur aus Bedürfniß mehr oder weniger als eine ſymboliſche Sprache übten, oder ſich wenigſtens nie zur Freiheit der Darſtellung erhoben. In Ägypten und Meriko ſcheint die Mahlerei nur auf das Bedürfniß nothdürftiger Verſtändlichkeit berechnet worden zu ſeyn. Der ungebildete Sinn der Hindu fand ſich durch den bunten Glanz ſeiner einheimiſchen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnung entſchädigt. Auch bei den Perſern war die Mahlerei unſtreitig, was ſie noch jetzt unter ihnen iſt, ein regelloſes Farbengemiſch, abenteuerliche Bilder, ohne Con-

tour und Haltung. Bei den Ägyptern, welche namentlich auf die Cultur der Griechen wirkten, wurde insbeſondere die Mahlerei durch religiöſe Bedürfniſſe veranlaßt und bedingt, und ſtand zur Sculptur und Architektonik immer in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältniſſe, beide auf Dauer ſowohl, als allgemeine Bedeutſamkeit berechnet. Man findet ägyptiſche Mahlereien aus der älteſten Zeit an Tempelwänden und in Begräbnißkammern, auf griechiſchen Reliefs, auf Mumiendecken und Mumienſärgen, und auf Papyrusrollen. Die erſteren (hieroglyphiſche oder hiſtoriſche Schildereien) ſind bemahlte Bildhauereien, in vertieften, mit Farben oder Metallen ausgelegten Umriſſen, wie die ſogenannte Iſistafel, das wichtigſte Denkmal dieſer Gattung. Die Wandgemählde in Tempeln und Catacomben ſind coloſſale bemahlte Figuren mit eingegrabenen Umriſſen, mit kleineren Wandgemählden eingefaßt. Auch hier erſcheinen die Foderungen des Geſchmacks dem Streben nach bildlicher Bedeutſamkeit untergeordnet, Dauerhaftigkeit der Farben ohne kunſtgemäße Behandlung, ohne Halbtinten und Schatten. Das Ausführlichere über die ägyptiſche Mahlerei, welche ſpäterhin zu Verzierungen in Rom wieder Mode ward, ſiehe in C. A. Böttigers Ideen zur Archäologie der Malerei (1. Th. Dresden 1811). Die älteſte griechiſche Mahlerſchule finden wir an den kleinaſiatiſchen Küſten auf den Inſeln. Ein Zuſammentreffen vieler glücklichen Umſtände macht die frühe Blüthe der Kunſt in dieſen geſegneten Ländern begreiflich, die ſchon im homeriſchen Zeitalter durch vorbereitende Verſuche in gefärbten Teppichen und Geweben begonnen wurde. Als das erſte namhafte Gemählde wird eine Darſtellung des Bularchus von der Schlacht der Magneter (719 vor Chr. Geb.) angeführt. Doch ſind wahrſcheinlich die Nachrichten davon übertrieben. Von hier aus ſollen auch die griechiſchen Pflanzſtädte an der Küſte von Italien und in Sicilien die Keime ihrer Kunſt empfangen haben. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Mahlerei urſprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plaſtik zu religiöſen Zwecken angewandt. Gewohnt von Alters her, die rohen Idole, denen der alte Grieche ſeine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanſtrich auszuſchmücken, glaubte man noch ſpäterhin, dieſes Hülfsmittels zur Belebung des farbloſen Stoffes ſich bedienen zu müſſen; zuletzt pflegte man noch die Augen zu mahlen, oder aus Schmelz oder Steinen künſtlich einzuſetzen. Aber unabhängig von der Plaſtik in heiligen Tempelgemählden zeigte ſich die Mahlerei erſt ſpät. Auch die Frieſe der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Gallerien und Seitenhallen wurden früher gemahlt, oder vielmehr bemahlt. Die eigentliche Mahlerei ging natürlich von der Zeichnung und dieſe von Schattenriſſen aus, die man bald auszuzeichnen anfing — Skiagramme und Monogramme. Von dieſen ſchritt man zu Monochromen fort. Zunächſt fing man an, die Umriſſe mit einer Farbe (geriebnem Scherbenſtaub) auszumahlen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittelſt Abſtufung der Farbe genauer auszudrücken. Älteſte Überreſte dieſer einfarbigen Mahlerei ſind die ſogenannten Vaſengemählde mit ſchwarzen ſilhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Auch ſpäter erhielt ſich dieſe Manier (S. d. Art. griechiſche Kunſt.) Für die Linearzeichnung, die nach der Anekdote von dem Wettſtreit des Apelles und Protogenes (ſ. Apelles) unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh, und

für die einfarbige Mahlerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das Polychrom, die mehrfarbige Zeichnung, ſetzte ein künſtlicheres Werkzeug voraus, — den Pinſel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den wenigen bekannten Künſtlern aus dieſer Periode iſt Penänus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias. Er war der erſte, der in den öffentlichen Spielen zu Corinth und Delphi um den Preis warb, welchen man für den Wettkampf in der Mahlerei angeordnet hatte. Seine Wandgemählde im Athenäum zu Elis, ſeine Gemählde im Jupiterstempel zu Olympia, die Ausmahlung der Pöcile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebſt den ioniſchen Bildniſſen der griechiſchen und perſiſchen Anführer, in mehreren Gemählden haben ſeine Namen erhalten, weniger vielleicht die Colorirung und Ausſchmückung der Statue des Jupiter. (Überhaupt macht der Einfall und die Beſiegung der Perſer in Griechenland in der Mahlerei, wie in aller Kunſt Epoche.) Früher vielleicht noch mahlte Micon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Pöcile, ſo wie das Theſeum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen und Centaurenkämpfe ausſchmückte. Aber erſt durch Polygnotus (ungefähr 420 v. Chr. Geb.) aus Thaſos erhob ſich die Kunſt zur Selbſtſtändigkeit. (S. Polygnotus.) Sein Verdienſt war, erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und die Charakteriſtik, ferner Mannichfaltigkeit der Draperie und ſymmetriſche Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schattens ſcheint Apollodor aus Athen (404 v. Chr. Geb.) die Kunſt weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob dieſe Kunſt der berühmte Zeuxis aus Heraklea (ungefähr 378 v. Chr. Geb.); einen Canon derſelben ſtellte er in ſeiner berühmten Helena auf (ſ. d. Art. Zeuxis). Sein Nebenbuhler Parrhaſius aus Epheſus neigte ſich mehr zur Anmuth, oder zum weiblichen Ausdruck der Schönheit hin. Seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt, als ſein anmuthiges Colorit. Das höchſte im Ausdruck und in der ſinnigen Erfindung erreichte Timanthes aus Samos. Apelles aus Cos (ſ. d. Art.) verband mit äußerſter Naturwahrheit, ein ſchmeichelndes Colorit, und wird als Meiſter im Portrait genannt. Nach ihm verfiel die Kunſt in Zierlichkeit, Künſtlichkeit und Trockenheit, ja ſie wendete ſich ſelbſt auf Darſtellung gemeiner Gegenſtände (Ryparographie). Andrer Künſtler zu gedenken würde hier nicht am Orte ſeyn. Unter den Römern fand dieſe Kunſt nur geringe Theilnahme. Früher kannten ſie nur die Mahlereien der Hetrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erthielt, ſteht einzig in den Kunſtannalen Roms. Späterhin wurden die Griechen Lehrer der Römer, als deren Bürgertugend ſchon verſchwunden war und weichliche Üppigkeit an deren Stelle trat. Viele Denkmale der alten Mahlerkunſt hat man in den Gräbern und Bädern von Rom und an andern Orten Italiens aufgefunden, welche größtentheils aus Frescomahlereien und muſiviſchen Arbeiten beſtehen. (S. römiſche Kunſt.) Überhaupt aber iſt die Anzahl der noch vorhandnen Denkmäler der griechiſchen und römiſchen Mahlerei ſo gering, daß die Archäologie dieſer Kunſt oft nur bei Vermuthungen ſtehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieſer Nationen in andern bildenden Künſten, und durch Zeugniſſe der claſſiſchen Schriftſteller einige Beſtätigung finden. Doch ſcheinen folgende

Reſultate über die antike Mahlerei von den gelehrten Kennern des Alterthums allgemein anerkannt zu werden. Erſtens, daß die Mahlerei überhaupt in dem claſſiſchen Alterthum, ſowohl in Hinſicht ihres Gebrauchs, als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plaſtik immer nachſtand und untergeordnet geblieben iſt. Daher die bekannte Behauptung, die Mahlerei ſey ſelbſt damals mehr plaſtiſch geweſen. Die Flächendarſtellung mußte ſich, als die abſtractere, überhaupt ſpäter entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechaniſche Hinderniſſe, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben; vorzüglich aber auch der Umſtand, daß die öffentliche Ausſtellung ihrer Werke beſchränkter war. Die Griechen namentlich ſtrebten, ihrem Charakter zu Folge, nach einer Objectivität; dieſe fanden und erreichten ſie am vollkommenſten durch die Plaſtik, der vollkommenſten Verkörperung der ſinnlichen Gegenwart, welche zugleich die impoſanteſten Symbole einer ſinnlichen Religion aufzuſtellen und der Verehrung zu widmen vermag, indem ſie die menſchliche Form, als die gottähnlichſte, am vollkommenſten ausbildet. Was Wunder, wenn ſich die Mahlerei nach dieſer, der Nationalreligion ſo innig verwandten Kunſt, richtete? Die Religion alſo veranlaßte ganz vorzüglich dieſen Vorzug und dieſe Herrſchaft der Plaſtik über die Mahlerei. Zweitens ſcheint unter den Beſtandtheilen der Mahlerei die Zeichnung der Contoure, als mit der Plaſtik am meiſten verwandt, und das Localcolorit in der antiken Mahlerei zu vorzüglicher Vollkommenheit gediehen zu ſeyn; weniger die Perſpective. Ja man hat bei der Dunkelheit der Berichte hierüber ſogar gezweifelt, ob die Alten die Perſpective gekannt haben. Da aber die Perſpective von einer Flächendarſtellung gar nicht getrennt, und die Bekanntſchaft der Alten mit Geometrie und Optik gar nicht geläugnet werden kann, auch dieſelbe unbezweifelt in andern zeichnenden Künſten angewandt werden mußte, ſo ſcheint dieſe Behauptung nur auf einen ſehr unvollkommenen Gebrauch derſelben in der Mahlerei beſchränkt werden zu müſſen. Mit mehr Gewißheit läßt ſich behaupten, daß die Alten das Helldunkel, dieſe Poeſie des Colorits, gar nicht gekannt haben. Hiermit hängt zuſammen, daß die Mahlerei der Alten größtentheils ſich auf Darſtellung hiſtoriſcher Situationen und Thiermahlerei beſchränkte — die Landſchaft aber nicht cultivirt wurde, deren Natur, wie oben geſagt worden, mehr lyriſch und ſentimental iſt, und deren Ausbildung auf die Vollendung des Colorits und des Helldunkels führen mußte. Über die Geſchichte der alten Mahlerei ſind übrigens zu vergleichen: Junius de pictura veterum, ed. Graevius 1694. Roterod.; Durand histoire de la peinture ancienne (nach Plinius), Lond. 1725; Turnbull treat on ancient painture etc. Lond. 1740; Vinc. Requeno saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' Greci e de' Romani pittori. N. ed. Parma 1787. 2 Voll. 8.; And. Riem über die Mahlerei der Alten. Berlin 1787. 4.; Grund über die Mahlerei der Griechen. Dresden 1810 und 11. 2 Bde; und Böttigers oben angeführte Schrift. Abbildungen, vorzüglich römiſcher Gemählde findet man in Bartoli's und Bellori's Werken (z. B. recueil des peintures antiques, Paris, 1757, und 1784 vermehrt), worin mehrere, z. B. in der casa di Tito gefundene Frescomahlereien beſchrieben und abgebildet ſind; ferner in Carletti's und Pance's Beſchreibungen der Bäder des Titus, und in der Sammlung der herculaniſchen Alterthümer. — Grö-

ßere Vollendung erreichte dagegen die Mahlerei in der neueren, chriſtlichen Zeit, ja ſie erlangte ſogar über die Plaſtik die Oberherrſchaft, welche man wie den Geiſt der neueren Poeſie und Kunſt überhaupt, im Gegentheil der antiken oft pittoresk genannt hat. „Als ſich," ſagt Jakobs in ſeiner trefflichen Rede über den Reichthum Griechenlands an plaſtiſchen Kunſtwerken, „die Kunſt an der Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion emporhob, mußte ſie ſich in neuere Geſetze fügen. Ihr Streben mußte zunächſt auf Bedeutſamkeit gehen, und da dieſe in der Mahlerei leichter zu erreichen war, ſo ſtieg dieſe Kunſt ſchon darum über die Plaſtik hinauf." In den chriſtlichen Zeiten, wo das Gemüth die herrſchende Richtung nach Innen gewann, wo es in dem äußerlich Hervorgebrachten mehr ſeine Empfindung abgeſpiegelt ſehen wollte, wurde daher die Mahlerei, als die ſich unendlich mehr dem Ausdruck der Empfindung eignet als die Plaſtik, mit der größten Liebe gepflegt, und zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Die neugriechiſche Schule oder Kunſt wird gewöhnlich für den gemeinſchaftlichen Namen der ganzen neuern Mahlerei in Europa, oder richtiger für die Kunſtſtufe angeſehen, durch welche die alte und neuere Malerei mit einander in Verbindung ſtehen. Mit Conſtantin wandelte die Kunſt in das neue Rom, das er an der Stelle des alten Byzanz (330 nach Chr. Geb.) gründete, und viele Kunſtwerke der Plaſtik und Mahlerei wanderten mit. (Vgl. Heyne in den Comment. Soc. Gotting. T. XI.) Sehr richtig ſagt Fiorillo von den ſpätern griechiſchen Mahlern: die Werke der Mahlerei aus den Zeiten Juſtinians müſſen uns freilich elend vorkommen; indeſſen erhielt ſich doch immer noch das Handwerk, wenn auch nicht die Kunſt. Muſiviſche Arbeiten werden in dieſer Zeit häufig erwähnt, z. B. eine Verklärung Chriſti in Moſaik für eine Kirche beſtimmt. Doch ſcheint auch die enkauſtiſche Mahlerei noch im Gange geweſen zu ſeyn, (Fiorillo Geſchichte der Mahlerei 1. Bd. S. 30). Im vierten Jahrhundert, noch mehr im fünften, verbreitete ſich der Gebrauch heiliger Gemählde in den Kirchen im Morgen- und Abendlande allgemeiner. Und dieſer heilige Gebrauch entflammte die Künſtler zu neuem Eifer, die chriſtliche Religion ward die Mutter der neueren Mahlerei; oft empfahl auch die Mahlerei jene bei ihrer Ausbreitung. Aber vieles mußte die Kunſt unter der Herrſchaft barbariſcher Nationen leiden. Doch hörte ſie nie ganz auf. Die Päpſte und Biſchöfe beförderten ſie ſehr. Vorzüglich aber wurden Gemählde religiöſer Art im Occident geſchätzt und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Urſprung damit in Verbindung geſetzt. Von 726 an aber erhoben ſich im Orient die zerſtörenden Verfolgungen gegen die heiligen Bilder, und viele griechiſche Künſtler wanderten nach Italien. Hier wurde die Kunſt vorzüglich bewahrt, jedoch wurden ſeit dem neunten Jahrhundert die Mahler ſeltner. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts aber beginnt in Italien eine neue Kunſt, die man, da ſie in einem gleichſam abgeſchloſſenen Cyclus (als deſſen Repräſentanten Michel Angelo, Correggio, Rafael, Titian und Guido Reni angeſehen werden können) einen eigenthümlichen Charakter entwickelte, im Gegenſatz der Mahlerei der übrigen Nationen die italieniſche Mahlerei oder Schule nennt. Ihr Streben war, die Schönheit in den edelſten Formen zu offenbaren, und das Ideal der Antike auf die Mahlerei überzutragen. Man pflegt die italieniſche Mahlerei oder Schule (ſ. d.

Art. Italien, italieniſche Kunſt) in Schulen einzutheilen, nach den Provinzen, wo ſie geblüht hat. V. Mahlerſchulen, Schulen der Mahlerei, nennt man überhaupt eine Reihe von Mahlern, welche durch Bildung nach einem gemeinſchaftlichen Meiſter, oder durch gemeinſchaftliche Nationalität, einen gewiſſen gemeinſchaftlichen Charakter in ihren Werken erhalten haben und verrathen. Die älteſte italieniſche Schule iſt die florentiniſche oder toscaniſche Schule. Cimabue wird als Stifter derſelben, ſo wie überhaupt als Vater der neuern Mahlerei genannt, weil er ſich zuerſt von jenen Härten entfernte, welchen man, wie Forillo ſagt, fälſchlich den Namen der griechiſchen Manier gibt, ein größeres Studium der Natur in ſeinen Gemählden verräth, und etwas Helldunkel hineinzubringen verſuchte; nicht aber, als habe es vor ihm keine italieniſchen Mahler gegeben. Die Mahlerei ſchritt vom herben zum großen Styl durch Michel Angelo, und Leonardo da Vinci fort. Die römiſche Schule, durch Peter Perugino geſtiftet, zeichnet ſich durch richtige Zeichnung und idealiſchen Ausdruck des Gemüths aus und erreichte ihre Blüthe in Rafael; die venetianiſche durch herrſchendes Colorit und ſinnlichen Reiz, erreichte ihre Blüthe in Titian; die lombardiſche durch Vollendung des Helldunkels in Correggio; und die zweite lombardiſche oder bologneſiſche Schule durch das Beſtreben der Carracci's und Guido's, dieſe Vorzüge zu vereinigen. Der italieniſchen Mahlerei oder Schule ſetzen mehrere die niederländiſche, deutſche, franzöſiſche, ſpaniſche, und engliſche entgegen. Andere behaupten, es gebe nur zwei (von einander weſentlich verſchiedene) Schulen, die italieniſche und die niederländiſche; die deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Künſtler aber (ſ. d. Art. franzöſiſche, engliſche Mahlerei) gehörten durch den Charakter ihrer Werke bald dieſer, bald jener an. Die Tendenz der niederländiſchen Schule, welche ſich wiederum in die flamändiſche und holländiſche theilt, iſt Naturwahrheit und Lebendigkeit des Colorits (ſ. darüber d. Art. Niederländer, und Flamänder, Joh. van Eyk, Lucas von Leyden, Rubens, van Dyk, Rembrant, Huyſum u. A.), und hierin entwickelte ſie ſich früher als die deutſche, (ſ. deutſche Mahlerei), in welcher Albrecht Dürer einzig ſteht in ſeiner Eigenthümlichkeit. Die neueren Beſtrebungen aller der genannten europäiſchen Nationen bilden kein ſo zuſammenhängendes Ganzes, wie wir in den Kunſtwerken der Griechen finden. Faſt überall iſt übrigens die Mahlerei mehr zur Stubenverzierung herabgeſunken wobei die Landſchaft und das Portrait das herrſchende ſind, und vielfältige Kupferſtiche die Werke früherer Productivität vervielfältigen. Von der Theorie der Mahlerei iſt der techniſche Theil, d. i. die Lehre von der Zeichnung, von der Perſpective, dem Colorit u. ſ. w., mehr als der äſthetiſche, deſſen Grundzüge wir im obigen angedeutet haben, ausgebildet worden. Beiträge zu dem letztern findet man in Leonardo da Vinci's und Mengs Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Du Bos, Richardſon, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Leſſing (in ſ. Laokoon), Winkelmann, Füßly, Fiorillo, Falk (in ſeinen kleinen Abhandlungen, die Poeſie und Kunſt betreffend, Weimar 1803), Fernow, Göthe (in ſ. Propyläen, und beſonders in ſ. Winkelmann und deſſen Jahrhundert, Tübingen 1805) manches hierin vorgearbeitet. T.

Mahmud, der jetzt regierende türkiſche Kaiſer, ſ. Türkei.

Mahomet (eigentlich Mohammed), mit dem Beinamen Abul Caſem, der Sohn Ab-dallahs und Aninahs, aus dem uralten arabiſchen Fürſtenſtamme der Koreiſchiten, wurde unweit Mecca, wo ſein Großvater Abdal Motalleb Beſchützer der heiligen Kaaba war, ums Jahr 580 der chriſtlichen Zeitrechnung, nach der Moslemin Behauptung am 21ſten Niſon oder Rabi (April) in einer Periode geboren, welche die Stiftung einer neuen Religion im Orient außerordentlich begünſtigte. Die orientaliſche Chriſtenheit war nämlich gerade durch den berühmten Drei-Capitel-Streit und die Monophyſiten-Fehde in die furchtbarſte Gährung gerathen, die einfache Geſtalt und Weiſe des Urchriſtenthums ſchon gänzlich ausgeartet und das Mönchsweſen in unaufhaltſamem Emporſteigen. Die Juden beſchäftigten ſich größtentheils nur mit jenen aberwitzigen Grübeleien der Miſchna und Gemarra, woraus der Talmud entſtand; und unter Mahomets Stammvolke wagte der blutgierige noch immer neue Menſchenopfer fodernde Aberglaube den letzten Kampf mit dem auch in Arabien aufgehenden Lichte. Verworrener noch ſah es in der politiſchen Welt aus, die Gräuel, welche die Regierung des ſogenannten großen Juſtinians beſchmutzten, hatten dem öſtlichen Römerreiche in ſeinen Grundfeſten die erſchütterndſten Stöße verſetzt; in Perſien kämpften Zerduſchts (Zoroaſters) Anhänger mit den chriſtlichen Apoſteln der Mönchswelt, und in Arabien bereitete die alte erbitterte Feindſchaft der Koreiſchiten und Haſchemiten, wie auch ein langer Krieg der freien Stämme mit dem großen Emir von Yaman die nahe Revolution vor. Mahomet, mit jener feurigen Einbildungskraft, die dem Araber eigen iſt und in einer hehren, mit erhabnen Naturwundern erfüllten Landſchaft, ſtets mächtiger noch befeuert wird, begabt, faßte leicht den Gedanken auf, von jenen Umſtänden Gebrauch zu machen, um ſein Volk und ſich ſelbſt durch eine politiſch-religiöſe Reform zum Herrn des Orients zu erheben. Wie ſeines Stammes Mitglieder alle, hatte er ſich dem Kriege und dem Handel gewidmet, und Abutaleb, ſein Großvater mütterlicher Seite, ihn früh als Factor in die Dienſte der reichen Witwe des Emirs Abu Halat gebracht. Er beſorgte emſig dieſes großen Handelshauſes weitläuftige Geſchäfte, führte die Caravanen nach Syrien, Yaman und ſelbſt nach Perſien, ſah und beobachtete, träumte oder baute Luftſchlöſſer und erhitzte durch ſtilles Brüten ſeine raſtlosarbeitende Phantaſie in der ſchaurigen Höhle des Bergs Heroc unweit Mecca, ſtatt daheim von den mühſeligen Reiſen auszuruhen! Mehr als wahrſcheinlich iſt es, daß durch den neſtarianiſchen Abt des Kloſters Abdo'l Kaiſi zu Basra im damasceniſchen Syrien Mahomet hinlängliche Kenntniß von dem, was damals Chriſtenglaube und Chriſtenthum hieß, erhielt; daß er mit jüdiſchen Rabbinen, beſonders zu Aden, zuſammentraf und ihre Vorſtellungen gleichfalls kennen lernte, und daß aus dieſem Gemiſch von chriſtlichen, altjüdiſchen und nationalen Stammreligionsideen ſich das Gebilde des Islams oder jener Religion in ſeinem Hirn zuſammenſetzte, welches er als die einzig wahre, zuerſt ſeinem Stamme, dann den Nachbarvölkern, endlich dem ganzen Oriente aufzudringen für Pflicht hielt. Die Tradition nennt einen chriſtlichen Mönch Neſtor und einen jüdiſchen Rabbi Warada Ebn Nawſal als Mahomets Gehülfen und Geheimſchreiber. Durch echt hiſtoriſche Kritik iſt dar-

über bis jetzt nichts ſicheres ausgemittelt, aber mehr als wahrſcheinlich bleibt es, daß Mahomet des Schreibens kundige Gehülfen früh gehabt, welche die überſchwengliche Fülle ſeiner Begeiſterungen, ſeiner Dichtungen, ſeiner rhapſodiſch zuſammengeworfenen Äußerungen über Chriſten-, Juden- und Moslems-Glauben niederſchrieben. Aus ſolchen Rhapſodien (Suren) iſt wenigſtens der Coran entſtanden, welchen nicht Mahomet ſelbſt, ſondern erſt ſein Nachfolger der Kalif Abu-Bekr ſammelte. Mahomet war durch Vermählung mit Khadigia, der reichen Witwe Abu Halats, die ihm aus dankbarer Liebe ihre Hand und ihr Vermögen ſpendete, der reichſte und wichtigſte Emir im Stamme Koreiſch zu Mecca geworden. Bis nach Perſien, Yaman und Alexandrien hin hatte er bereits Verbindungen angeknüpft, und zum Manne gereift, umfaßte nun erſt ſein Geiſt das Ganze des kühnen Plans, über welchen er lange gebrütet hatte. Alſo trat er zu Mecca als Prophet eines neuen Glaubens und einer neuen Lehre auf, die den blutigen Götzendienſt gänzlich verbannte. Aber an dieſen Götzendienſt hefteten ſich von uralten Zeiten her politiſche Ideen und die Herrſchaft jenes mächtigen Stammes Koreiſch, welcher als Wächter der heiligen Kaaba ſeit Jahrhunderten glänzte, welcher Tribut von den Wallfahrern empfing, und der den entſcheidendſten Einfluß auf die Unternehmungen der Stämme Arabiens, welche zur Kaaba kamen, hatte. Mahomet wurde daher von ſeinen eignen Vettern als raſender Schwärmer und als todeswürdiger Empörer gegen die Heiligkeit der alten Verfaſſung ſo ſehr verſchrien und verfolgt, daß er zur Gegenpartei (zu den Haſchemiten, der Koreiſchiten alten Nebenbuhlern) Zuflucht nehmen mußte. Dieſe ſchützten ihn wirklich; der Parteigeiſt entzündete ſich mächtiger, und für Religionseifer mußte gelten, was vielleicht bei den meiſten nur politiſcher Eigennutz war. Mahomet ſelbſt predigte unter der Betheurung — göttliche Offenbarungen vorzutragen, furchtlos fort, oder ſandte ſeine Anhänger in die Verſammlungen des Volks bei der Kaaba, um dort die Suren vorzuleſen, die der Geiſt Allahs dem Propheten eingehaucht haben ſollte. Sein Anhang wuchs, — denn der Araber liebt kühne Dichtung — bei vielen Tauſenden galt bald das Wort: nur Allah iſt Gott und Mahomet ſein Prophet! Den Juden, welche in Arabien unter dem größten Drucke lebten, hatte er Erleichterung und ſogar Theilnahme an ſeiner Herrlichkeit verſprochen, wenn ſie ihn unterſtützten. Natürlich fand er alſo viele Anhänger unter ihnen; dennoch war der Einfluß der Koreiſchiten in Mecca noch ſo groß, daß der Prophet ſich ums Jahr 622 zur Flucht nach Medina gezwungen ſah. Dieſe Flucht nennen die Moslemin in religiöſem Sinne die Hegira und ſie beſtimmt bis auf den heutigen Tag ihre Zeitrechnung. Es folgten ihm viele ſeiner Anhänger, und nun erſt machte er ſein Vorhaben, die wahre Religion mit Gewalt der Waffen einzuführen, bekannt, indem er ſeinem Oheim Hamza die große Standarte übergab und ihn zum Kriege gegen die Koreiſchiten ausſandte. Nach vielen und blutigen Gefechten, worin meiſtens der religiöſe Fanatismus ſeiner Anhänger ſiegte, bemächtigte er ſich im achten Jahre der Hegira der heiligen Stadt Mecca, und ſtarb drei Jahre nachher zu Medina, wahrſcheinlich im 64ſten Jahre ſeines Alters. Den Mann, welcher die folgenreichſte Revolution im Orient bewirkte, richtig und unparteiiſch zu beurtheilen, iſt äußerſt ſchwer, denn ſein Leben und ſeine Thaten haben die Moslemin mit einer

zahlloſen Menge von Fabeln durchwebt, im Gegentheil aber die chriſtlichen Schriftſteller des Mittelalters und ſelbſt der neuern Zeit ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, eine Menge lügenhafter Beſchuldigungen gegen den verhaßten Stifter des Islam vorzubringen. Ob er ſelbſt ehrlich geglaubt, was er vortrug als göttliche Offenbarung, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage. Am wahrſcheinlichſten hält man ihn für einen religiöſen Schwärmer, der ſich wirklich für inſpirirt durch die Gottheit hielt, dadurch aber doch nicht ſo ganz verblendet wurde, daß er die Mittel überſahe, wodurch er ſeine Lehre dem Volke angenehm machen und ſeine Herrſchaft über die Gemüther ſichern konnte. Daher die Dichtung von ſeinen Unterredungen mit dem Erzengel Gabriel; daher ſeine erträumte Reiſe durch die ſieben Himmel des Paradieſes, daher ſeine Nachſicht gegen die ſinnlichen Begierden eines ſinnlichen Volks. Der erſte Grundſatz ſeines Lehrſyſtems war und blieb jedoch: Nur einer (Allah) iſt Gott und Mahomet ſein Prophet. Dabei galten ihm Moſes und Chriſtus als gottbegeiſterte Lehrer der Vorwelt und er taſtete keinesweges die Glaubwürdigkeit der heiligen Geſchichten und Offenbarungen des alten Judaismus und Chriſtianismus an. Das Paradies, welches er den treuen Moslemin verhieß, war nichts als ein ſinnlicher Freudenhimmel; er ſelbſt ahnete vielleicht keinen andern. Seine Moral war aus der altjüdiſchen und chriſtlichen zuſammengeſetzt. Treue Verehrung Allahs, als des einigen Gottes, unverbrüchlicher Gehorſam gegen des Propheten Gebote; Wohlthätigkeit gegen Arme, Reinlichkeit und Enthaltſamkeit von verbotnen Genüſſen, Tapferkeit und ausharrender Muth für Gottes Sache bis zum Tode, und völlige glaubensvolle Ergebung in das unabwendbare Schickſal ſind die Hauptcapitel ſeiner Sittenlehre. An Ceremonien, Faſten und Gebräuchen durfte es in einer ſolchen Religion für ein ſinnliches Volk nicht fehlen; das Gebot der Wallfahrt nach Mecca und Medina war aber unſtreitig eine politiſche Maßregel, um den Stammſitz des Islam für immer zu heiligen und Arabiens politiſch-religiöſe Bedeutenheit dauernd zu ſichern. Eine der Haupturſachen der ſchnellen und gewaltſamen Verbreitung ſeiner Lehre und Herrſchaft lag freilich in der Waffengewalt, indem alle, welche ſich nicht gutwillig ihr unterwerfen wollten, mit der Schärfe des Schwerts dazu gezwungen wurden. Seltſam genug findet man in ſeiner Geſchichte keine Spur, daß er zur Ausführung ſeiner Plane ſich der Weiber bediente, obgleich er die Vielweiberei mit einiger Einſchränkung, und die Kebsweiberei ohne alle Grenzen zuließ. Daß er ſeiner erſten Frau vorſpiegelte, die Anfälle von Fallſucht, welche er hatte, ſeyen Entzückungen ins Paradies, und daß Khadigia durch Verbreitung dieſer Fabel ihm zuerſt Anhänger verſchafft habe, ſcheint von chriſtlichen Gegnern bloß erſonnen zu ſeyn, um allgemeine Verachtung gegen den Lügenpropheten zu bewirken. Gewiß iſt es, daß er ſelbſt frei erklärte, er thue keine Wunder; gleichwohl ſchrieben ihm ſeine Jünger die allerunſinnigſten Wunderwerke zu z. B. daß ein Theil des Mondes in ſeinen Ärmel gefallen und er ihn wieder an den Himmel geworfen habe; daß Waſſer aus ſeinen Fingern geträufelt; daß Steine, Bäume und Thiere ihn für Gottes wahren Propheten laut anerkannt u. ſ. f. — Tugendhaft im chriſtlichen Sinne, war Mahomet keinesweges; denn er predigte nur Toleranz, wo man ſich ihm unterwarf, Mord und Zerſtörung aber, wo man die Waffen gegen ihn ergriff. — Er war dabei un-

läugbar ein grenzenloſer Wollüſtling, indem er nicht nur 15 Weiber und Kebsweiber ſich zulegte, ſondern auch unverſchämt genug war, vorzugeben: Gott habe die Blutſchande bei allen andern Menſchen verboten, ihm aber ſolche aus beſonderer Gnade geſtattet. Nie kann er daher in moraliſcher Hinſicht mit dem göttlichen Stifter des Chriſtenthums verglichen werden; allein in Anſehung der politiſchen Erfolge und der Ausdehnung ſeines politiſch-religiöſen Syſtems erſcheint er größer und für die Menſchengeſchichte bedeutender als Chriſtus, denn unſtreitig iſt ein größerer Theil des bekannten Erdbodens von Mahomedanern, als von Chriſten bewohnt. Gewiß iſt auch die Ehrfurcht, welche die rechtgläubigen Moslmin dem Propheten und allem was ihn aufs entfernteſte angeht, beweiſen, eben ſo groß als nur irgend in der Chriſtenheit die Verehrung der Reliquien geweſen ſeyn mag. So z. B. iſt die Decke in der Moſchee zu Mecca, welche alle Jahre erneuert wird, noch jetzt ein Gegenſtand der heiligſten Verehrung; das Kameel, welches den Coran zur Kaaba trägt, wird als ein heiliges Thier verehrt, und in dem Gebiet von Mecca gibt es eine unzählige Menge Tauben, die nicht einmal von den Früchten verſcheucht, noch weniger getödtet werden dürfen, weil ſie von derjenigen Taube abſtammen ſollen, die ſich des Propheten Ohre näherte!!! Niemand als der blinde wunderſüchtige Pöbel glaubt indeſſen das Mährchen: Mahomets Grab hange in der Luft. Mahomet liegt vielmehr zu Medina begraben, wo er ſtarb, und eine, in der heiligen Capelle verſchloſſene Urne ſtellt ſein Grabmal vor, das mit eiſernem Gitterwerk umgeben iſt, und wozu niemand gelaſſen wird. So iſt auch das ſogenannte Teſtament Mahomets nichts als ein untergeſchobenes Machwerk ſpäterer Zeiten, und es ging mit Mahomets Lehre, wie mit der des Chriſtenthums: ſie war die fruchtbare Mutter vieler Secten, die ſich einander gegenſeitig bekämpften, und unter welchen die Sonniter und Schiiten als die vorzüglichſten, noch jetzt unter Perſern und Türken den heftigſten Religionshaß erhalten. Mahomets Lehren und Gebote ſind im Coran, in dem hohen prächtigen Ausdrucke, der ſeiner perſönlichen und nationalen Denkart gemäß war, enthalten, gemiſcht aus alter Landesreligion, Juden- und Chriſtenthum, jedoch mit Auslaſſung der allgemeinen und mit Verwerfung aller ſolcher Vorſtellungen und Gewohnheiten, die zum Götzendienſte wieder hinleiten, oder den Anſprüchen des Propheten entgegen ſeyn konnten. Geſammelt hat dieſe rhapſodiſtiſchen Belehrungen Mahomets Nachfolger, der erſte Kalif Abu-Bekr; dieſer und Aly, des Propheten Schwiegerſohn, waren die thätigſten Begründer und Verbreiter des ungeheuern Reichs (Kalifats), worin irdiſche und weltliche Gewalt mit unbeſchränkter Ausdehnung ſich in einer Perſon vereinten, und deſſen Paniere ſogar über die Meerenge von Gibraltar hinaus durch den Feldherrn Tarik nach Spanien getragen wurden. zz.

Mahomet II. (oder Mohammed II.) türkiſcher Kaiſer, mit dem Beinamen Bujuk, der Große, war zu Adrianopel 1430 geboren und folgte 1451 ſeinem Vater Amurat II. Er beſchloß ſogleich einen Krieg gegen die Griechen zu unternehmen und erſchien 1453 vor Conſtantinopel, das er zu Lande mit einem zahlreichen Heere und zu Waſſer mit 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen einſchloß und zu belagern anfing. Die Belagerten hatten ſtarke

eiſerne Ketten vor den Hafen gezogen und vertheidigten ſich tapfer und mit Vortheil. Als aber Mahomet einen Theil ſeiner Flotte nicht ohne große Anſtrengungen über Land in den Hafen ſchaffen und eine Schiffbrücke ſchlagen und mit Kanonen beſetzen ließ, unterlag die Tapferkeit der Griechen. Der Kaiſer Conſtantinus Dragaſes fiel mit den Waffen in der Hand und die Türken drangen in die Stadt. Die zügelloſen Sieger überließen ſich allen Gräneln und Ausſchweifungen. Während der Plünderung wurde vor Mahomet eine junge Fürſtin, Namens Irene, gebracht. Ohne die Thränen und die Unſchuld der Unglücklichen zu achten, überließ er ſich drei Tage lang in ihren Armen den Ausſchweifungen der rohſten Sinnlichkeit. Unwillig murrten einige Janitſcharen und ein Vezir wagte ſogar, ihm Vorwürfe darüber zu machen. Sogleich ließ Mahomet die Gefangne holen, ergriff ſie bei den Haaren und ermordete ſie vor den Augen der Unzufriednen mit den Worten: „Alſo behandelt Mahomet die Liebe." — Endlich hörte der Sieger auf die Stimme der Natur, machte dem Blutbad ein Ende, gab den Gefangnen die Freiheit wieder und ließ den Kaiſer mit der ſeinem Range gebührenden Pracht beſtatten. Er hielt einen triumphirenden Einzug in die Stadt, vertheilte reiche Spenden unter die Sieger und Beſiegten, bewilligte beiden freie Religionsübung, ſetzte ſelbſt einen Patriarchen ein und machte Conſtantinopel zur Hauptſtadt ſeines Reichs. Dieſe Stadt wurde unter ihm eine der blühendſten in der Welt. Seine Eroberungen fortzuſetzen, ſchickte Mahomet ſein ſiegreiches Heer gegen Scanderbeg, König von Albanien, der es in mehreren Schlachten beſiegte. Ein anderes Heer unter ſeinem Befehl drang bis an die Donau vor und belagerte Belgrad. Aber der berühmte Hunniad zwang ihn zum Rückzug. Der Tod dieſes großen Ungarnkönigs belebte Mahomets Muth aufs neue. Er bemächtigte ſich im J. 1458 Corinths, machte ſich den Peloponnes zinsbar, und vollendete ſeine Eroberungen im J. 1561 durch die Eroberung von Trapezunt und dem Theile Capadociens, der von den griechiſchen Kaiſern abhängig war. (Vergl. byzantiniſches Reich.) Mahomet erſchien darauf am ſchwarzen Meer, und wollte Caffa, das ehemalige Theodoſia, einnehmen. Die Venetianer ſchlugen ihn muthig zurück. Der erbitterte Sultan ſchwur allen Chriſten den Untergang, und ſagte, als er von der Vermählung des venetianiſchen Dogen mit dem adriatiſchen Meere hörte, daß er ihn bald in den Abgrund des Meeres hinabſchicken wolle, um ſeine Hochzeit zu vollziehn. Um ſeinen Plan auszuführen, griff er 1570 die Inſel Negropont an, eroberte die Hauptſtadt Chalcis, ließ ſie plündern und den Gouverneur Paolo Crizzo, dem er Schonung gelobt, mit einer Säge durchſchneiden. Zehn Jahre darauf erſchien er mit einer großen Flotte vor Rhodus. Die Tapferkeit der Ritter des heiligen Johannes von Jeruſalem, verbunden mit der Standhaftigkeit Peters von Aubuſſon, ihres Großmeiſters, zwang die Ungläubigen nach einem großen Verluſt an Menſchen und Schiffen zum Rückzug. Sich zu rächen, überfielen die Türken Otranto in Calabrien, nahmen es nach ſiebzehntägiger Belagerung und opferten ihrer Wuth zwölftauſend Einwohner, unter denen ſich der Gouverneur und der Biſchof befanden. Italien zitterte. Mahomet rüſtete ein neues Heer gegen daſſelbe und wollte zugleich ſeine Waffen nach Ägypten tragen, als der Tod im J. 1481 ſeinen Unternehmungen ein Ende machte. Er hatte während einer Regierung von 39 Jahren zwei Kaiſerthü-

mer umgeſtürzt, zwölf Königreiche und mehr als zweihundert Städte erobert. Auf ſein Grab hatte er die Worte zu ſetzen befohlen: „Ich wollte Rhodus einnehmen und Italien erobern;” wahrſcheinlich, um damit ſeinen Nachfolgern ihre Pflicht einzuſchärfen. Wenn glückliche Eigenſchaften und umfaſſender Ehrgeiz, beſonnener Muth und glänzende Erfolge einen großen Fürſten, und wenn dagegen unmenſchliche Grauſamkeit, ſchändliche Treuloſigkeit, ſtetes Hohnſprechen aller Geſetze einen Böſewicht machen, ſo muß man geſtehen, daß Mahomet II. das eine und das andere geweſen. Er ſprach griechiſch, arabiſch und perſiſch, verſtand lateiniſch, zeichnete und mahlte, hatte Kenntniſſe in der Geographie und Mathematik und war mit der Geſchichte der größten Männer des Alterthums bekannt. Kurz, er würde mit den erhabenſten Helden zu vergleichen ſeyn, wenn ſeine Grauſamkeiten nicht ſeinen Ruhm befleckt hätten. Die Politik hemmte zuweilen den Ungeſtüm und die Barbarei ſeines Charakters, aber nur zu oft wurde er davon hingeriſſen; wiewohl nicht alle Thatſachen, die man von ſeiner Unmenſchlichkeit anführt, beglaubigt ſind.

Mahomet III. (oder Mohammed III), türkiſcher Kaiſer, beſtieg den Thron 1595 nach ſeinem Vater, und fing ſeine Regierung damit an, daß er neunzehn ſeiner Brüder erdroſſeln und zehn Frauen ſeines Vaters, die man für ſchwanger hielt, erſäufen ließ. Dieſer tapfre Barbar behauptete Siebenbürgen gegen Rudolph II. und erſchien perſönlich an der Spitze von 200,000 Mann in Ungarn. Agria hatte ſich ihm auf Bedingung ergeben, dennoch wurde die ausziehende Beſatzung niedergehauen. Entrüſtet über dieſe Treuloſigkeit, ließ Mahomet den Janitſcharenaga enthaupten, der die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Der Erzherzog Maximilian, Bruder des Kaiſers Rudolph, marſchirte gegen ihn, nahm ſeine Artillerie, tödtete ihm zwölftauſend Mann und würde einen vollſtändigen Sieg davon getragen haben, wenn Mahomet, der durch einen italieniſchen Apoſtaten erfuhr, daß die Sieger ſich mit Plündern beſchäftigten, nicht den Kampf erneuert und ihnen den Sieg entriſſen hätte (1596). Die folgenden Jahre waren weniger glücklich für ihn. Seine Armeen wurden aus Ober-Ungarn, der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen vertrieben. Mahomet bat um Frieden, der ihm aber verweigert wurde. Sich in dieſen Widerwärtigkeiten zu zerſtreuen, überließ er ſich in ſeinem Serail einem ſteten Sinnenrauſch, ohne daß weder äußere, noch innere Kriege ihn daraus wecken konnten. Um die darüber murrenden Janitſcharen zu beſänftigen, gab er ſeine liebſten Freunde ihrer Wuth Preis und verbannte ſeine Mutter, die man für die Urheberin aller Unfälle anſah. Er ſtarb 1603 an der Peſt, in einem Alter von 39 Jahren, nachdem er ſeinen älteſten Sohn erdroſſeln und deſſen Mutter ertränken laſſen. Das Andenken dieſes Tyrannen flößt nur Abſcheu und Verachtung ein.

Mahomet IV. (oder Mohammed IV), geboren 1642, beſtieg den Thron 1649 nach dem tragiſchen Tode ſeines von den Janitſcharen erdroſſelten Vaters, Ibrahims I. Die Türken waren damals im Kriege mit den Venetianern. Der Anfang ſeiner Regierung war glänzend. Der Großvezir Coprogli, der bei Raab von Montecuculi geſchlagen worden, ſetzte alles an die Eroberung der Inſel Candia. Mehrere Jahre hindurch lahmte die Unternehmung wegen der Unruhen im Serail und der Einfälle der Türken in Ungarn, ohne daß ſie darum wäre unterbrochen worden. Endlich im J. 1667 belagerte Coprogli mit vielem Nachdruck das von Moro

ſini, Generalcapitän der venetianiſchen Seetruppen, und Montbrun, Commandanten der Landtruppen, tapfer vertheidigte Candia. Die Belagerten, unterſtützt von Ludwig XIV., der ihnen 6 bis 7000 Mann unter Beaufort und Noailles zu Hülfe ſchickte, trotzten faſt zwei Jahre den Anſtrengungen der Belagerer. Endlich im Sept. 1669 mußten ſie ſich ergeben. Der Duc de Beaufort war bei einem Ausfall geblieben. Coprogli zog mit Capitulation in das in Aſche gelegte Candia ein. Dem Sieger koſtete dieſe Eroberung 200,000 Mann. „Die Türken," ſagt Voltaire, zeigten ſich bei dieſer Belagerung ſelbſt den Chriſten in der Kenntniß der Kriegskunſt überlegen. Die größten Kanonen, die man je in Europa geſehen, wurden in ihrem Lager gegoſſen. Sie legten zum erſten Male Parallelen in den Laufgräben an; ein Verfahren, das wir von ihnen angenommen und das ſie von einem Italiener erlernt hatten." Der Strom der ottomaniſchen Macht brach darauf über Polen ein. Mahomet IV. marſchirte perſönlich 1672 gegen die Polen, entriß ihnen die Ukräne, Podolien, Volhinien, die Stadt Kaminiek, und gewährte ihnen den Frieden nur gegen einen jährlichen Tribut von zwanzigtauſend Thalern. Sobieski wollte einen ſo ſchimpflichen Vertrag nicht genehmigen; er rächte ſeine Nation im folgenden Jahre durch die völlige Niederlage der feindlichen Armee in den Gegenden von Choczim. Die zu wiederholten Malen geſchlagnen Ottomanen waren genöthigt, ihm 1676 einen ehrenvollen Frieden zuzugeſtehn. Als einige Jahre darauf der Graf Tekeli die Ungarn gegen den Kaiſer zum Aufſtand gebracht hatte, verſammelte der Sultan zur Unterſtützung der Rebellen ein Heer von 140,000 Mann unter dem Großvezir Kara Muſtapha. Dieſer drang bis Wien vor, das er 1683 belagerte und mit mehr Thätigkeit erobert haben würde. Sobieski hatte Zeit, ihm zu Hülfe zu kommen. Er warf ſich auf das Lager Muſtapha's, ſchlug ſeine Truppen, zwang ihn, alles im Stich zu laſſen und mit den Trümmern des Heers ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Mahomet ließ den Großvezir erdroſſeln. Mit dieſer Niederlage begann der Verfall der ottomaniſchen Macht. Die Coſaken, mit den Polen vereinigt, überwanden bald darauf ein türkiſches Heer von 40,000 Mann. Das Jahr 1684 begann mit einem Offenſiv= und Defenſivbündniß gegen die Türken zwiſchen dem Kaiſer, dem König von Polen und den Venetianern. Prinz Carl von Lothringen, Befehlshaber der kaiſerlichen Heere, ſchlug ſie völlig bei Mohatz 1687, während der venetianiſche Feldherr Moroſini den Peloponnes eroberte. Die Janitſcharen, die ſo viel Unglück der Trägheit des Sultans zuſchrieben, ſetzten ihn ab, und erhoben ſeinen Bruder, Soliman III., auf den Thron. Mahomet, der ſich der Unthätigkeit hingegeben ſah und ſein Hauptvergnügen, die Jagd, entbehren mußte, verzehrte ſich nach und nach und ſtarb 1691. Dieſem Fürſten fehlte weder Muth, noch Geiſt und Thätigkeit, und er übertraf darin bei weitem ſeine Vorgänger; auch war er trotz ſeines argwöhniſchen Charakters nicht grauſam.

Mähren, eine zwiſchen Böhmen, Schleſien, Ungarn und Öſterreich gelegene Markgrafſchaft, die von den drei erſten Ländern durch anſehnliche Gebirge getrennt wird, vorzüglich auf der Nordſeite, wo die ſogenannten Schneeberge ſich gegen 4400 Fuß über die Meeresfläche erheben. Die Größe wird auf 450 Quadratmeilen angegeben. Das Land gehört zu den vorzüglichſten der öſterreichi=

ſchen Monarchie. Im Gebirge wird die Viehzucht ſtark betrieben, im obern innern Lande mehr der Getraidebau, welcher, der ſtarken Bevölkerung ungeachtet, noch die Ausfuhr geſtattet. Die Einwohnerzahl betrug im Jahr 1801, ohne das Militär, 1,363,817 Seelen; darunter waren 27,000 Juden und ungefähr eben ſo viel Proteſtanten. Außer dem Getraide erzeugt das Land auch Flachs, Obſt, Wein und Gänſe in Menge und gibt aus ſeinen Bergen etwas Silber, Kupfer, viel Eiſen, Schwefel und andre Mineralien, auch Edelſteine. Unter den Manufacturen zeichnen ſich die Tuch- und Leinwandmanufacturen durch ihre Wichtigkeit aus; es finden ſich ferner auch Potaſchenſiedereien, Glashütten, Eiſenwerke, Salpeterſiedereien u. ſ. w. in großer Menge. Die Pferde- und Schafzucht iſt ſehr bedeutend. Die Einwohner beſtehn größtentheils aus Slaven; auch wird auf dem Lande meiſtens ſlaviſch geſprochen; in den Südgegenden aber und in den Städten wohnen Deutſche. Mähren hat noch ſeine Landſtände, welche aus der höhern Geiſtlichkeit, dem Herren-, Ritter- und Bauernſtande beſtehn; ſie bewilligen die Steuern. Von den 28 Herrſchaften des Landes beſitzt der Fürſt von Lichtenſtein 15 und der Fürſt von Dietrichſtein 7. Das Landesgoubernium zu Brünn verwaltet die Regierung; es dirigirt zugleich die Geſchäfte des öſterreichiſchen Antheils von Schleſien. Die geiſtliche Leitung beſorgen der Erzbiſchof von Olmütz und der Biſchof von Brünn. Die Landeseinkünfte laſſen ſich auf mehr als 7 Millionen Gulden berechnen. Das Land wird in ſechs Kreiſe getheilt, in den olmützer, brünner, iglauer, znaymer, hradiſcher und prerauer Kreis. Die Hauptſtadt des ganzen Landes iſt Brünn. — Von der Geſchichte des mähriſchen oder großen Reichs führen wir folgendes an. Das Land der alten Quaden, welches nach deren Abzuge nach Spanien die Scyren, die Rugier, die Heruler, und zuletzt bis um 548 die Longobarden eingenommen hatten, ward endlich von einer Colonie donauiſcher Slavonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrieben wurden, und von dem Fluſſe Morawa den Namen Morawer bekamen, aufs neue bevölkert. Bei dem nachmaligen Verfalle des avariſchen Staates konnten ſich die mähriſchen Slaven weiter ausbreiten und nach und nach ein Königreich errichten, welches unter dem Namen von Groß-Mähren weit mehr Länder als das heutige Mähren in ſich begriff. Carl der Große überwand die Mährner und nöthigte ihren König Samoſlav, ſich taufen zu laſſen, wiewohl erſt um das Jahr 856 Cyrillus (ſ. d. Art.) der wahre Apoſtel der Mährer wurde. Ludwig der Fromme legte dem König Megomir Tribut auf; Ludwig der Deutſche machte den König Radiſlav zum Gefangnen; Arnulph aber vergrößerte anfangs und ſtürzte hernach den mähriſchen Staat, denn er gab dem Zuatoplick (Swjatopluk) nicht nur Böhmen, ſondern auch andre Länder, auf der einen Seite bis an die Oder, und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; allein da ſich hernach Swjatopluk empörte, griff ihn Arnulph mit Hülfe der Böhmen und Ungarn ſo glücklich an, daß das mähriſche Reich außerordentlich geſchwächt und endlich unter Swjatobog, Swjatopulsk Sohne (908) völlig zu Grunde gerichtet wurde. Seitdem wurde es nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutſchen. Im J. 1056 erhielt Mähren ungefähr den heutigen Umfang und wurde böhmiſch, was es zum Theil ſchon zuvor war. Im J. 1085 bekam es den Titel einer Markgrafſchaft und wurde ſeitdem (bis auf Matthi-

Zeiten 1611) von den böhmiſchen Königen unter dieſem Titel von Zeit zu Zeit ihren Söhnen und Anverwandten zum Lehn gegeben.

Mähriſche Brüder. Vergl. d. Art. böhmiſche Brüder.

Mailand, ein Herzogthum in Ober-Italien, das zu den ſchönſten und fruchtbarſten Ländern von Europa gehört. Es gränzt gegen Weſten an Piemont und Montferrat, gegen Süden an das genueſiſche Gebiet, gegen Oſten an das Parmeſaniſche, Mantuaniſche und Venetianiſche, gegen Norden aber an die vier italieniſchen Vogteien der Schweizer und an Graubünden. Die Größe beträgt 180 Quadratmeilen und die Einwohnerzahl eine Million. Die Hauptproducte ſind Getraide, Reiß, Wein, Früchte und Seide. — Der erſte Herzog von Mailand war Johann Galeazzo Viſconti, welchen Kaiſer Wenzel im J. 1395 dazu ernannte; der Hauptfond des Herzogthums beſtand aus einer Menge der ſchönſten und blühendſten lombardiſchen Städte, in welchen die Viſconti theils durch Fehden, theils durch Begünſtigungen der Bürger und des Kaiſers die höchſte Macht erhalten hatten. Der Mannsſtamm der Viſconti ſtarb jedoch bald aus (1447), und wiewohl nun Frankreich die nächſten Anwartſchaftsanſprüche auf Mailand hatte, ſo gelang es doch dem Franz Sforza, dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Viſconti (1450), dieſes ſchöne Land für ſich und ſeine Familie zu erhalten. Doch behauptete ſich dieſelbe nur bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts ununterbrochen darin, denen ſeit Ludwig XII. von Frankreich ſeine Anſprüche 1499 geltend zu machen anfing, die ſein Nachfolger Franz I. noch eifriger verfocht — wodurch Italien zu Anfange des 16ten Jahrhunderts der Schauplatz eines verheerenden Krieges zwiſchen Frankreich und Spanien oder dem Kaiſer ward — war Mailand wechſelsweiſe im Beſitz der Franzoſen und der Sforza's. Als Franz I. im madrider Frieden (1526) alle italieniſchen Beſitzungen aufgeben mußte, und 1535 mit Maximilian Sforza (welcher Mailand vom Kaiſer als Reichslehn erhielt) der ſforzaiſche Mannsſtamm ausſtarb, gab Carl V. daſſelbe ſeinem Sohn Philipp II von Spanien, bei welcher Krone es auch bis auf den ſpaniſchen Succeſſionskrieg blieb. Durch denſelben kam es an Öſterreich. Durch den wiener Frieden 1735 und den wormſer Tractat 1743 wurden Stücke davon an den König von Sardinien überlaſſen. Im Jahr 1797 bemächtigten ſich die Franzoſen des Landes und erklärten es für einen Theil der cisalpiniſchen Republik. Und obgleich in der Folge die Öſterreicher und Ruſſen Herren des Landes wurden und die gemachten Verfügungen vernichteten, ſo blieb doch Bonaparte durch die Schlacht bei Marengo abermals Gebieter von Italien, änderte 1801 den Namen in **italieniſche Republik** und 1805 in **italieniſches Königreich** um, von welchem das Herzogthum Mailand einen wichtigen Theil ausmachte, bis die Ereigniſſe des J. 1814 daſſelbe auflöſten und die Öſterreicher zurückführten, welche in Folge einer mit dem bisherigen Vicekönig von Italien geſchloſſenen Übereinkunft das Land beſetzten und ſpäter förmlich in Beſitz nahmen. — Die Hauptſtadt des Herzogthums heißt ebenfalls **Mailand**. Sie iſt eine der größten, reichſten und bevölkertſten Städte in Italien, liegt in einer ſchönen Ebne zwiſchen den Flüſſen Teſſino und Adda, welche vermittelſt zweier Canäle mit der Stadt verbunden ſind, und zählt 120,000 Einwohner. Außer der hohen Mauer und dem Walle hat die Stadt ſelbſt

keine Befeſtigung; die Citadelle hingegen, Castello di porta Zobia genannt, war ehemals ſehr wichtig, iſt aber jetzt geſchleift. Mailand hat einen Erzbiſchof, eine von Maria Thereſia geſtiftete Univerſität, eine Akademie der bildenden Künſte, ſchöne Kunſt- und andre Sammlungen und mehrere gemeinnützige Anſtalten, unter denen ſich eine milde Stiftung (Conſervatorio) für unglücklich verheirathete Frauen auszeichnet. Merkwürdig daſelbſt iſt die Domkirche, nach der Peterskirche die größte in Italien; ſie iſt, ob man gleich beinahe 400 Jahre daran gearbeitet hat, noch nicht ganz ausgebaut; man zählt über 4000 an den verſchiednen Theilen der Kirche angebrachte Figuren. Neben der Sacriſtei iſt Agratius berühmte Statue des heil. geſchundenen Bartholomäus. Das Schauſpielhaus wird für das prächtigſte Gebäude gehalten, das in neuern Zeiten für öffentliche Vergnügungen errichtet worden. Die hieſige Bibliothek, Gemählde- und Münzſammlung ſind durch die franzöſiſchen Eroberer eines großen Theils ihrer Koſtbarkeiten beraubt worden. Während der Dauer des Königreichs Italien war Mailand die Hauptſtadt deſſelben und die Reſidenz des Vicekönigs.

Maillard (Demoiſelle), erſte Sängerin in der Akademie der Muſik zu Paris. Nachdem ſie ſeit ihrem zwölften Jahre in der komiſchen Oper in Paris und Petersburg mit vielem Beifall aufgetreten war, debutirte ſie 1781 in der königlichen Muſikakademie zu Paris. Ein majeſtätiſcher Wuchs, eine edle Haltung, eine ſonore und umfaſſende Stimme eigneten ſie für das Rollenfach der Königinnen, das ſie anfangs mit Madame Saint-Huberty theilte, und ſpäter, als dieſe berühmte Sängerin ſich zurückgezogen hatte, allein verſah. Ihr Talent iſt eben ſo ſehr in den bereits vor ihr geſpielten Rollen, als in denen, worin ſie zuerſt auftrat, anerkannt worden. Natur und Seelenausdruck ſind die Grundlage ihres Talents und geben ihrem Spiel das Gepräge der Vollendung. Noch vor einigen Jahren trat ſie aus Gefälligkeit gegen Lainé als Mathurine in Colinette à la cour auf, und trug hauptſächlich dazu bei, daß dieſe Oper ſo allgemein gefiel.

Maimon (Moſes Ben), ein berühmter Rabbine, geboren zu Cordova im J. 1539, ſtudirte unter den geſchickteſten Lehrern und vornehmlich unter Averroes. Nachdem er große Fortſchritte in den Sprachen und Wiſſenſchaften gemacht hatte, ging er nach Ägypten und wurde erſter Arzt des Sultans Saladin. Er ſtand bei dieſem Fürſten im höchſten Anſehn, und ſtarb, überhäuft mit Ruhm, Ehren und Reichthümern, im J. 1209. Er hat viele höchſt wichtige Werke hinterlaſſen, nämlich 1. einen trefflichen Commentar über die Miſchna, hebräiſch und lateiniſch, Amſterdam in 6 Fol.; 2. Jad Chazakha, ein Abriß des Talmud, Venedig, 4 Fol.; 3. More Nebochim (der Führer derer, die wanken) urſprünglich arabiſch geſchrieben, von einem Juden ins Hebräiſche und von Burtorf ins Lateiniſche überſetzt (1529, 4.). Dieſes Buch enthält einen Abriß der jüdiſchen Theologie; 4. Sepher Hammiſoth (das Buch der Lehren), hebräiſch und lateiniſch, Amſterdam 1640, 4., eine Erklärung der 613 affirmativen und negativen Lehren des Geſetzes. Ferner, ein Buch über den Götzendienſt, überſetzt von Voſſius, ein andres über Chriſtus, überſetzt von Genebrard, mehrere mediciniſche und andre Werke, Briefe und Abhandlungen, die ihm ſämmtlich zu großem Ruhme gereichen. Die Juden nennen ihn den wahrhaften Meiſter, den großen Adler, die Ehre des Morgenlandes, das Licht

des Abendlandes, und betrachten ihn als das größte Genie nach dem Geſetzgeber Moſes. Sie bezeichnen ihn, ihrer Sitte gemäß, oft mit den vier Buchſtaben R. M. B. M. (Rabbi Moſes Ben Maimon).

Main oder Mayn, ein großer deutſcher Fluß, welcher auf dem Fichtelberge in Bayreuth aus zwei Quellen, welche den weißen und rothen Main bilden, entſpringt. Nachdem beide ſich beim Schloſſe Steinhaus unter Culmbach vereinigt haben, nimmt er ſeinen gekrümmten Lauf durch ganz Franken und fällt über Maynz in den Rhein. Unterhalb Bamberg, wo ſich die Regnitz mit ihm verbindet, wird er für beträchtliche Fahrzeuge ſchiffbar.

Maine, (Anne-Louiſe-Bénédictine de Bourbon, Ducheſſe du), war 1676 geboren und erweckte früh die glücklichſten Hoffnungen. Eine Enkelin des großen Condé nährte ſie den Geiſt und die Geſinnungen ihres Großvaters. Im J. 1692 vermählte ſie ſich mit Louis-Auguſte de Bourbon, Duc du Maine, dem Sohne Ludwigs XIV. und der Madame Monteſpan, geb. 1670, der ſich ſchon in ſeiner Kindheit durch ſeinen Verſtand auszeichnete, und ſpäter mehrere hohe Militärämter bekleidete. So wenig auch die Herzogin ſchön war, ſo wußte ſie doch nicht nur das Herz ihres Gemahls zu gewinnen, ſondern ihn auch zu beherrſchen und nicht ſelten zu einem übermäßigen Aufwande zu verleiten. Sie wandte ihr ganzes Anſehn an, um ihrem Gemahl und ihren Kindern einen dem ihrigen gleichen Rang zu verſchaffen. Stufenweis gelangten ſie bis zum vollen Range der Prinzen von Geblüt und erhielten im Jahr 1714 von Ludwig XIV. ein Edict, das ihnen und ihren Kindern die Thronfolge zuſicherte. Dieſes Edict war zum Theil das Werk der Ducheſſe du Maine, welche den Schmerz hatte, ihr Gebäude zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwigs XV. erſchüttert zu ſehn. Während der Duc d'Orleans alles aufbot, ſich trotz der Verfügungen Ludwigs XIV. die Regentſchaft zu ſichern, war der Duc du Maine beſchäftigt, den Anti-Lucrez zu überſetzen. Dieſe Sorgloſigkeit verſchaffte Orleans den Sieg. Die Herzogin, aufgebracht, daß der Regent, wie ſie ſich ausdrückte, ihre Familie gedemüthigt habe, nahm Theil an der Verſchwörung des Fürſten Cellamare. Sie wurde 1718 verhaftet und nach dem Schloſſe Dijon, ihr Gemahl aber nach dem Schloſſe Dourlens gebracht; erſt im J. 1720 erhielten ſie ihre Freiheit wieder. Der Herzog ſtarb 1736; ſeine Gemahlin 1753 zu Sceaux, wo Gelehrte und Künſtler eine freigebige Beſchützerin an ihr gefunden hatten. „Nie hat jemand," ſagt Frau von Staël von ihr, „ſo genau, zierlich und geſchwind und zugleich ſo edel und natürlich geſprochen. Ihr Geiſt, der lebhaft von den Gegenſtänden getroffen wurde, war ein Spiegel, der ſie zurückwirft, ohne etwas hinzuzufügen, ohne ſie zu verſchönern, ohne ſie zu verändern?" — Sie hinterließ zwei Söhne, Louis-Auguſte de Bourbon, Prinz von Dombes, und Louis-Charles de Bourbon, Graf von Eu; beide ſtarben kinderlos, dieſer 1775, jener 1755. — Im Jahre 1805 erſchienen Lettres de Madame la Duchesse du Maine et de Madame la Marquise de Simiane. Voranſtehn hiſtoriſche und biographiſche Nachrichten.

Mainotten. Maina iſt eine Landſchaft am Fluſſe gleiches Namens im ſüdlichen Theile von Morea, deren Bewohner, die man, weil ſie ſich wie Unſinnige in die Feinde ſtürzen, Mainotten nennt, Nachkommen der alten Lacedämonier, und noch jetzt das tapferſte

Volk unter allen Griechen ſind. Ungeachtet man ihre Mannſchaft nicht höher als 12,000 Soldaten rechnet, ſind ſie doch nie bezwungen oder den Türken zinsbar geworden. Ihr Land iſt von allen Seiten durch Berge befeſtigt; ſie ſelbſt nähren ſich von Seeräuberei. Die Genueſer verpflanzten ehemals viele von dieſer Nation nach Corſica, und der Großherzog von Toscana nahm ebenfalls viele Mainotten in ſeine Staaten auf. Ihr Hauptort iſt Miſitra (Sparta). Der oberſte Befehlshaber des Landes heißt Bey. Er wird von den Einwohnern ſelbſt gewählt und vom Großherrn beſtätigt, deſſen Befehle er vollſtreckt. Sie bekennen ſich zur griechiſchen Religion. Ihnen gehören auch drei kleine, nicht weit vom Lande liegende Inſeln, deren jede von einem Capitain regiert wird.

Maintenon (Françoiſe d'Aubigné, Marquiſe de), war 1635 in einem Gefängniß von Niort geboren, woſelbſt ſich ihre Ältern, Conſtant d'Aubigné und Anne de Condillac, Tochter des Gouverneurs von Chateau-Trompette zu Bordeaux, eben befanden. Sie war beſtimmt, alle Wechſel des Glücks zu erfahren. Als ein dreijähriges Kind wurde ſie nach Amerika geführt, blieb durch die Nachläſſigkeit eines Domeſtiken am Ufer liegen, wo ſie faſt von einer Schlange getödtet worden wäre, kam als ein zwölfjähriges Mädchen nach Frankreich zurück, wurde mit größter Härte bei einer Verwandte, der Madame de Neuillant, erzogen, und mußte ſich glücklich ſchätzen, die Gattin Scarrons zu werden, der in ihrer Nachbarſchaft wohnte, und auf die Nachricht von ihrer bedrückten Lage großmüthig genug geweſen war, ihr den doppelten Vorſchlag zu machen, entweder die erfoderliche Summe für ſie zu bezahlen, wenn ſie Nonne werden wollte, oder ſie zu heirathen, wenn ſie ſich zu verheirathen wünſche. Sie wählte das letztere, und gab als ein ſechzehnjähriges Mädchen dem berühmten Burleskendichter Scarron ihre Hand. Dieſer ſonderbare Mann war nicht reich und an allen Gliedern gelähmt, aber ſeine Familie war von hohem Anſehn und ſein Haus bot allem, was der Hof und die Stadt Liebenswürdiges und Ausgezeichnetes beſaß, einen Vereinigungspunkt dar. Vivonne, Grammont, Coligni, Charleval, Pelliſon, Hénault, Marigni u. ſ. w. verſammelten ſich um ihn als einen geiſtreichen und heitern Kranken. Seine Gattin, die ihm eigentlich nur Freundin und Geſellſchafterin ſeyn konnte, erwarb ſich durch ihre geſellſchaftlichen Talente, ihren Geiſt und ihre Beſcheidenheit allgemeine Liebe und Achtung; ihre Tugend, ſagt man, war nicht Heuchelei, wenigſtens gibt die berühmte Ninon de Lenclos ihr die ehrenvollſten Zeugniſſe. Nachdem Scarron 1660 geſtorben war, ſank ſeine Witwe wieder in Noth zurück. Ein Marquis bot ihr ſeine Hand, aber ſie ſchlug die Verbindung mit einem Manne aus, in dem ſie nur einen albernen, laſterhaften Gecken erkannte. Ihre Bemühungen, die Penſion ihres Gatten für ſich zu erhalten, ſchlugen fehl, und dies beſtimmte ſie zu dem Entſchluß, ihr Vaterland zu verlaſſen. Eine in Paris erzogne Prinzeſſin von Portugal ſuchte durch den Geſandten eine Dame von Stande und Verdienſt zur Erzieherin ihrer Kinder. Madame Scarron bekam den Antrag und nahm ihn an. Als ſie von der Frau von Monteſpan Abſchied nahm, redete dieſe ihr zu, in Frankreich zu bleiben, und erbot ſich, dem Könige eine Bittſchrift um eine Penſion zu übergeben. Sie wurde bewilligt, und die Reiſe nach Portugal unterblieb. Frau von Monteſpan ließ

es jedoch nicht dabei bewenden, ſondern ſtellte ſie zugleich dem Kö-
nige vor, der zu ihr geſagt haben ſoll: „Ich habe Sie lange war-
ten laſſen; aber Sie haben ſo viel Freunde, daß ich allein dieſes
Verdienſt mir habe erwerben wollen.“ Ihre Lage verbeſſerte ſich
bald. Frau von Monteſpan, welche die Kinder, die ſie von dem
Könige hatte, verheimlichen wollte, warf die Augen auf Madame
Scarron, und ſo wurde dieſe die Gouvernante derſelben. Sie lebte
damals ſehr zurückgezogen mit ihrer Penſion von 2000 Livres und
zugleich mit dem Kummer, zu wiſſen, daß ſie dem Könige mißfalle.
Dieſer Fürſt war ihr abgeneigt, weil er ſie für eine Scheinheilige
und für einen ſchönen Geiſt hielt. Letztere konnte er nicht ausſtehn,
wenn ſie als ſolche glänzen wollten. Übrigens achtete er ſie, denn
als man ſich nach einer Perſon umſah, die den Herzog von Maine
in die Bäder von Barège begleiten ſollte, fiel ſeine Wahl auf ſie.
Madame Scarron wurde die Gouvernante dieſes Kindes, das mit
einem ungeſtalteten Fuß zur Welt gekommen war, und da ſie jetzt
dem Könige unmittelbar ſchrieb, gelang es ihr, nach und nach die
ungünſtigen Eindrücke auszulöſchen, die ſie früher auf den König
gemacht hatte. Ihr Zögling trug ebenfalls dazu bei. Der Monarch
ſpielte oft mit ihm und freute ſich über ſeine oft klugen Antworten.
„Du biſt recht verſtändig,“ ſagte er ihm einſt. „Das muß ich
wohl ſeyn,“ antwortete der Knabe, „ich habe ja eine Gouvernante,
die der Verſtand ſelbſt iſt.“ — „Geh,“ ſagte der König, „und zeige
ihr an, daß du ihr hunderttauſend Franken für deine Zuckerkörner
gibſt.“ — Sie erkaufte für dieſes Geld im J. 1674 das Landgut
Maintenon, deſſen Namen ſie annahm. Der König, der ſich nur
langſam an ſie gewöhnen konnte, ging von der Abneigung
zum Vertrauen und vom Vertrauen zur Liebe über. Frau von
Monteſpan ſelbſt trug durch ihren ungleichen, ſonderbaren, herrſch-
ſüchtigen Charakter viel zur Erhebung der Frau von Maintenon
bei, die, indem ſie den König von dieſer Verbindung abzog, ſich
in ſeinem Herzen des Platzes bemächtigte, den Frau von Monte-
ſpan einnahm. Ludwig XIV. gab ihr die Stelle einer Hofdame bei
der Dauphine, und bald darauf trug er ihr die Stelle einer Dame
d'honneur an. Letzteres lehnte ſie ab, um nicht, wie ſie ſagte, den
Neid auf ſich zu ziehn. Bald aber dachte der König darauf, ſie
noch höher zu erheben. Dieſer Fürſt war damals in dem Alter,
wo die Männer einer Frau bedürfen, in deren Bruſt ſie ihre Lei-
den und Freuden niederlegen können. Er wollte die Beſchwerden
der Regierung mit den unſchuldigen Annehmlichkeiten des Privatle-
bens miſchen. Der geſchmeidige Geiſt der Frau von Maintenon,
die von Jugend auf gelernt hatte, ſich fremden Charakteren anzu-
paſſen, verſprach ihm eine angenehme Gefährtin und eine zuverläſ-
ſige Vertraute. Der Pater La Chaiſe, ſein Beichtvater, ſchlug ihm
vor, ſeine Neigung durch die unauflöslichen Bande einer geheimen,
aber mit allen Kirchengebräuchen vollzognen Ehe zu legitimiren.
Dies geſchah gegen das Ende des Jahrs 1685. Der Erzbiſchof von
Paris, Harlay, traute beide in Gegenwart des Beichtvaters und
zweier Zeugen. Ludwig XIV. war damals 48, die Maintenon 50
Jahre alt. Am Hofe erſchien die Ehe immer räthſelhaft, ob-
gleich tauſend Anzeichen ſie verriethen. Sie hörte die Meſſe in ei-
ner von den Tribunen, die nur von der königlichen Familie einge-
nommen wurden; der König nannte ſie ohne Zuſatz Madame. Im
Innern des Schloſſes war es nicht zu verkennen, daß ſie die Ge-

mahlin des Königs ſey. Sie ſtand, wenn Monſeigneur oder Monſieur hereintraten, nur einen Augenblick auf. Die Prinzen oder Prinzeſſinnen von Geblüt wurden nur nach erhaltner Erlaubniß in ihr Zimmer gelaſſen, oder wenn ſie ſie rufen ließ, um ihnen einen trocknen Verweis zu geben. Sie nannte die Herzogin von Burgund nie anders als Mignonne, und wurde von dieſer Tante genannt. Das Glück der Frau von Maintenon war von kurzer Dauer. Sie ſelbſt äußert ſich darüber ſo: „Ich war ehrgeizig geboren; ich bekämpfte dieſe Neigung. Als die Wünſche, die ich nicht mehr hatte, erfüllt waren, hielt ich mich für glücklich; aber dieſer Rauſch währte nur drei Wochen." — Sie lebte ſeit ihrer Erhebung in einer Art von Abgeſchiedenheit von der Welt. Ludwig XIV. beſuchte ſie täglich nach der Mittagstafel und vor und nach der Abendtafel. Er arbeitete bei ihr mit ſeinen Miniſtern, während ſie las oder ſich ſonſt beſchäftigte. Wiewohl ſie dem Anſchein nach von den Staatsgeſchäften nichts wußte, noch wiſſen wollte, ſo hatte ſie doch oft den entſchiedenſten Einfluß darauf. So wurde durch ihre Mitwirkung Chamillart zum Miniſter, Marſin zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutſchland (1703) ernannt, Vendôme und Catinat aber exilirt. Das Publicum machte ihr einen Vorwurf aus ihren Fehlern, die ihre angeblich guten Abſichten nicht immer entſchuldigen konnten. In allem übrigen dem Willen Ludwigs XIV. unterworfen, war ſie einzig mit der Sorge beſchäftigt, ihm gefällig zu ſeyn; und dieſe Sclaverei in einem ſchon hohen Alter machte ſie unglücklicher als die Dürftigkeit, in welcher ſie ſich in ihrer Jugend befunden. Ihre Briefe enthalten darüber die merkwürdigſten Äußerungen. „Welche Marter," ſagte ſie einſt zu Frau von Bolingbroke, ihrer Nichte, „einen Mann zu unterhalten, der der Unterhaltung nicht fähig iſt!" — Der König, der ſie zuweilen mit übler Laune plagte, glaubte ſie durch Beweiſe von Hochachtung zu entſchädigen, wie er ſie nie einer Frau gegeben. Aber dieſe äußern Zeichen ſtillten nicht ihren innerlichen Gram. Die Mäßigung, die ſie ſich vorgeſchrieben hatte, vermehrte noch das Unglück ihrer Lage. Sie that für ihre Familie nicht, was ſie hätte thun können, weil ſie es fürchtete, die Blicke des Publicums zu ſehr auf ſich und die Ihrigen zu ziehn. Sie ſelbſt beſaß nichts als das Landgut Maintenon und ein Jahrgeld von 48,000 Livres. Sie weigerte ſich, mehr anzunehmen. Dagegen ſorgte ſie für ihre Freunde und für die Armen. Der Marquis Dangeau, Barillon, der Abt Teſtu, Racine, Despréaux, Bardes, Buſſi, Montchevreuil, Mademoiſelle de Scuderi, Madame des Houlières verdankten ihr Glück der Bekanntſchaft mit ihr. Die Wohlthätigkeit, die ſie üben konnte, erleichterte ihr manche Beſchwerde, die mit ihren Verhältniſſen verbunden war. Sobald ſie ihr Glück befeſtigt ſah, entwarf ſie den Plan zu einer Anſtalt für unbegüterte Mädchen von Stande. Auf ihre Bitte ſtiftete Ludwig XIV. im J. 1686 in der Abtei von Saint-Cyr (eine Stunde von Verſailles) eine Anſtalt, worin dreihundert junge Mädchen von ſechsunddreißig Nonnen und vierundzwanzig Laienſchweſtern unentgeldlich erzogen und unterrichtet und beim Austritt mit 1000 Thlrn. ausgeſtattet wurden. Die Maintenon gab dieſer Anſtalt ihre ganze Einrichtung. Sie entwarf die Reglements, die auch gedruckt erſchienen ſind. Die Erziehung von Saint-Cyr wurde unter ihren Augen ein wahres Muſter, und die Anſtalt wurde ihr um ſo lieber, einen je unerwartetern Erfolg ſie hatte.

Nach dem Tode des Königs (1715) zog ſie ſich ganz nach Saint-Cyr zurück, wo ſie ſelbſt an dem Unterricht, wie an den Spielen und Unterhaltungen Theil nahm und endlich 1719 ſtarb. „Das Grabmal der Frau von Maintenon in der Anſtalt von Saint-Cyr, die ſie geſtiftet hatte, wurde unter der revolutionären Regierung zerſtört. Die Überreſte wurden von Crouzet, dem Director des Hauſes, geſammelt und in dieſem Denkmale niedergelegt auf den Beſchluß der Adminiſtratoren des franzöſiſchen Prytaneums, Anſon, Hourier Eloi, Le Febvre, Corbinière, Laudigeois und Nicod, im dritten Jahre des Conſulats von Bonaparte." So lautet die Inſchrift, welche man gegenwärtig in der Anſtalt von Saint-Cyr auf einem Monumente lieſ't, auf deſſen Gegenſeite folgende Verſe ſtehn:

Les Elèves du collége de St. Cyr à Madame de Maintenon.

Elle fonda Saint-Cyr, édifia la France.
Son tombeau fut détruit, ses restes outragés:
La jeunesse en gémit et la reconnoissance
Elève une autre tombe à ses mânes vengés.

La Beaumelle hat die Briefe der Madame Maintenon nach ihrem Tode herausgegeben (Amſterdam 1756, 9 Bände 12.). Sie ſind mit Geiſt geſchrieben, aber auch mit ſo vieler Zurückhaltung, als hätte ſie das Bekanntwerden derſelben vorausgeſehn. Ihre trockne, präciſe und ſtrenge Schreibart iſt ein Bild ihres Charakters. Dennoch ſind dieſe Briefe köſtlich, weil ſie jene Miſchung von Religion und Galanterie, von Schwäche und Würde verrathen, die ſich ſo oft im menſchlichen Herzen findet. Dagegen iſt zu bedauern, daß der Herausgeber ſich eine Menge von Veränderungen erlaubt hat, die auf keine Weiſe zu rechtfertigen ſind. Die Ausgabe von 1807 in 6 Bänden 12. iſt unvollſtändiger als die vorhergehenden. Auch hat La Beaumelle Memoiren zur Geſchichte der Maintenon in 6 Duodezbänden herausgegeben, denen man jedoch mehr Genauigkeit wünſchen möchte. Briefe und Memoiren ſind 1778 in 16 Duodezbänden erſchienen. Man muß damit ein kleines ſeltenes Buch, Entretiens de Louis XIV et de Madame de Maintenon sur leur mariage, Marseille 1701, verbinden. Auch ſind Maintenoniana erſchienen. Caraccioli hat ihr Leben geſchrieben. Ihre Biographien von Regnault-Warin und der Genlis ſind Romane. Eine nach den Handſchriften verbeſſerte und um zweihundert Briefe vermehrte Ausgabe ihrer Briefe iſt in ſechs ſtarken Duodezbänden erſchienen und enthält: 1. Ihr Leben von Auger; 2. Notizen über die Damen Villarceaux, Ninon de Lenclos, Richelieu, Chanteloup d'Attigny, d'Heudicourt, Monteſpan, Frontenac, de Villette, Brion, du Perron, La Maiſonfort, Glapion, Laviefville, Caylus, Dangeau, Ventadour und die Herzogin von Burgund, ferner über den Duc de Noailles, den Abt Teſtu, den Abt Gobelin, den Grafen Saint-Géran, den Cardinal de Noailles und König Philipp V. von Spanien; 3. Unterhaltungen der Maintenon mit einigen Damen von Saint-Cyr; 4. Denkſchriften der Maintenon über die Zurückberufung der flüchtigen Proteſtanten und Hugenotten; 5. Ihre Werke in Verſen und Proſa; 6. Ihr Teſtament; 7. Briefe des Biſchofs von Chartres, Gobets des Marais, die ihre Vermählung mit Ludwig XIV. darthun; 8. Briefe des Königs an die Maintenon. — Von der Familie der Maintenon nennen wir ihren Bruder, den Grafen d'Aubigné, Lieutenant-général und Gouverneur

von Berri, deſſen Tochter der Duc und nachmalige Marſchall de Noailles heirathete; ferner eine Enklin ihrer Mutter-Schweſter, die ſich mit dem Marquis Caylus verheirathete und deren Sohn der berühmte Graf Caylus war.

Maire, die erſte obrigkeitliche Perſon einer Commune in Frankreich. Vormals führten dieſen Titel nur die erſten Magiſtratsperſonen einiger Städte, wie Paris, Bordeaux u. ſ. w. Auf ähnliche Weiſe heißen in England die Bürgermeiſter der vornehmſten Städte Mayor. Die Mayors von London und von York führen während ihrer Regierung den Lordstitel. Die Wahl des Lord-Mayors von London geſchieht gewöhnlich am 29ſten Sept. und ſeine feierliche Einſetzung am 29ſten Oct., welcher Tag deßwegen der Lord-Mayors-Tag genannt wird. Der Lord-Mayor begibt ſich an demſelben in einem prächtigen Zuge von Guildhall (dem Rathhauſe) nach Weſtminſter, legt dem Könige den Eid der Treue ab, und kehrt dann nach Guildhall zurück, wo eine koſtbare Mahlzeit den Tag, der in ganz London gefeiert wird, beſchließt. Die Gewalt des Lord-Mayors erſtreckt ſich über die ganze Stadt London, über deren Vorſtädte und einige Meilen über die Themſe. Er iſt der oberſte Richter daſelbſt, hat 26 Aldermänner zu Beiſitzern, und große Einkünfte, aber auch große Ausgaben, da er täglich offene Tafel zu halten ſchuldig iſt. Er bewohnt während des Jahres ſeiner Amtsführung das prächtige Manſionhouſe. Nach Verlauf deſſelben nimmt er ſeinen Platz unter den Aldermännern wieder ein. Wenn er im Glanze ſeiner Würde erſcheint, wird ihm ein Schwert nebſt zwei ſilbernen Sceptern vorgetragen. Am königlichen Krönungstage verſieht der Lord-Mayor, als einer der erſten Kronbeamten, die Function eines königlichen Mundſchenken.

Maittaire (Michel), ein berühmter Grammatiker und Bibliograph. Er war 1668 geboren, erhielt die zweite Lehrerſtelle an der Weſtminſterſchule und ſtarb 1747. Die gelehrte Welt dankt ihm eine Folge von guten Ausgaben der lateiniſchen Claſſiker, welche in 28 Duodezbänden von 1711-1719 zu London erſchienen; ferner die bekannten Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664. Dieſes ſchätzbare Werk hat 1797 Panzer in einer neuen Geſtalt herausgegeben, ohne es jedoch durch ſeine Bearbeitung überflüſſig zu machen, denn mehr als die Hälfte deſſelben beſteht aus Abhandlungen und Anmerkungen, von denen Panzer keinen Gebrauch gemacht hat. Im J. 1789 erſchien von Denys ein Supplement zum Maittaire, worin über ſechstauſend im funfzehnten Jahrhundert gedruckte Bücher nachgetragen ſind. Die übrigen Werke Maittaire's, als ſeine Historia Stephanorum, ſeine Historia typographorum aliquot Parisiensium, ſeine Graecae linguae Dialecti u. ſ. w., können hier nicht weiter berührt werden.

Maja, die älteſte Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Jupiter in der Höhle Cyllene in Arkadien den Mercur zeugte. Sie wurde zuletzt mit ihren übrigen ſechs Geſchwiſtern unter die Sterne verſetzt, wo ſie den gemeinſchaftlichen Namen der Pleiaden führen. — Auch die Römer verehrten eine Maja, welches jedoch die Mutter Erde war. Die Tuſculaner nannten ihren höchſten Gott Majus; ſo daß alſo hier die beiden höchſten Naturweſen in männlicher und weiblicher Geſtalt erſcheinen. Von ihnen ſoll der Monat May den Namen erhalten haben.

Majeſtät, Majeſtätsrechte, Majeſtätsverbrechen. Majeſtät iſt im eigentlichen Sinn die höchſte Würde im Staate, welche auf demjenigen ruht, dem die Obergewalt im Staate übertragen iſt, oder die Würde des Regenten, als ſolchem. In der äußern Anerkennung dieſer Würde beruht das Majeſtätsrecht, welches mehrere Beziehungen hat, die man Majeſtätsrechte nennt, und zu welchen hauptſächlich die perſönliche Unverletzlichkeit der regierenden Perſonen gehört. Denn es iſt natürlich, daß diejenigen vor allen geehrt werden, deren Thätigkeit das Beſtehen und Wohl des Ganzen bezweckt; auch würde ohne dieſes die höchſte Gewalt, deren Repräſentanten ſie ſind, ohne Wirkung ſeyn. Ein Verbrechen daher, durch welches die regierenden Perſonen und ihre Würde verletzt wird (crimen laesae majestatis, Verbrechen der beleidigten Majeſtät genannt), iſt eines der ſchwerſten Criminalverbrechen, und zu jeder Zeit und überall hart beſtraft worden. Einige nennen auch die Hoheitsrechte überhaupt, insbeſondre die abgeleiteten oder Regierungsrechte Majeſtätsrechte. (S. d. Art. Hoheit, Hoheiten.) Da in der Demokratie die Geſammtheit des Volks, in der Ariſtokratie ein Ausſchuß oder eine Claſſe deſſelben, in der Monarchie Einzelne regieren, ſo ſind hiernach auch die Majeſtätsrechte auf mehrere oder wenigere Perſonen verbreitet. Den größten Glanz hat die Majeſtät, wo ſie ſich auf einer Perſon gleichſam concentrirt, daher die monarchiſchen Verfaſſungen oder Majeſtätsrechte und Majeſtätsverbrechen von vorzüglicher Bedeutung ſind. (Siehe auch Hochverrath.) T.

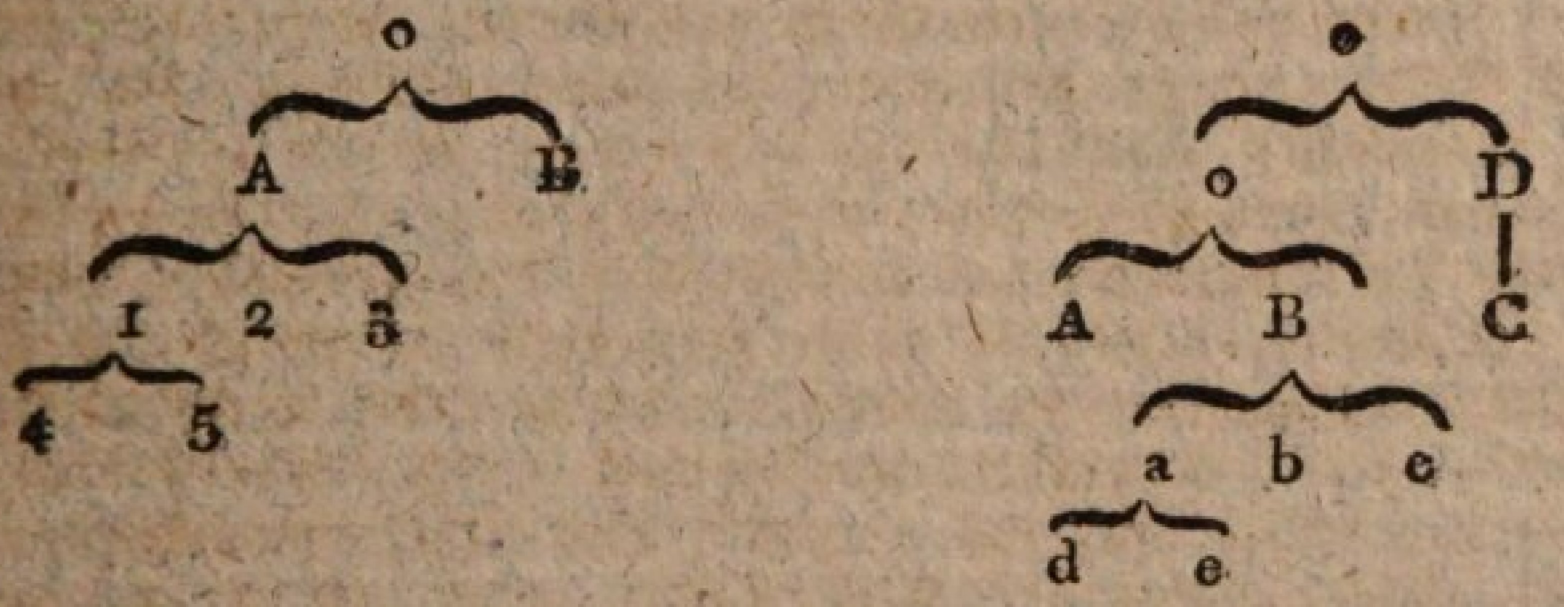
Majolika, eine ältere Benennung der Fayance, welche Einige von dem Namen des Erfinders, Andre aber von der baleariſchen Inſel Majorka, Mallorka, ableiten wollen.

Major Domus, der Titel des angeſehenſten Hofbeamten im alten fränkiſchen Reiche. (S. Pipin.)

Majorano (Gaetano). Dieſer unter dem Namen Caffarelli ſo berühmte Sopraniſt war gegen das J. 1703 zu Bari im Königreiche Neapel, wo ſein Vater ein Landmann war, geboren. Er wurde ein Schüler Porpora's wie Farinelli, dem er an Ruf und Talent, aber nicht an Beſcheidenheit glich. Man weiß, auf welche Weiſe Porpora dieſen Sänger unterrichtete, deſſen Anmaßungen ihm verhaßt waren. Fünf Jahre lang beſchäftigte er ihn ununterbrochen mit den erſten Elementen; erſt im ſechſten lehrte er ihn die Articulation, Ausſprache und Declamation. Am Ende dieſes Jahres überraſchte ihn Porpora mit der Erklärung, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe, indem er der erſte Sänger Italiens und der Welt ſey. — Gegen das Jahr 1730 begab ſich Caffarelli nach England, wo er alle Zuhörer in Erſtaunen ſetzte. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland ſang er auf mehreren Theatern mit einem außerordentlichen Beifall. Im Jahr 1740 ſang er zu Venedig; man führt an, daß er für einen einzigen Abend 700 Zechinen erhielt. Er brachte in kurzem ein ſo bedeutendes Vermögen zuſammen, daß er die Herrſchaft Santo Dorato kaufen konnte, von der er den Titel Duca annahm, und die er ſeinem Neffen vermachte. Nichts deſto weniger fuhr er fort, in den Klöſtern und Kirchen zu ſingen, und ſich theuer bezahlen zu laſſen. Unter andern beſuchte er auch Paris. Bei ſeinem Tode, welcher 1783 erfolgte, hinterließ er ſeinem Neffen 12,000 Ducaten jährlicher Einkünfte.

Majorat, im weiteſten Sinne, bezeichnet jede Erbfolgeordnung, die ſich nach dem Alter beſtimmt. Es gibt davon dreierlei Arten: 1. die Primogenitur oder das Erſtgeburtsrecht, nach welchem allemal der Älteſte der älteſten Linie zur Succeſſion gelangt. Von dieſer Art ſind die Majorate der Lords in England, und des neuen hohen Adels in Frankreich; überhaupt iſt nach dieſem Geſetz in faſt allen europäiſchen Reichen die Thronfolge geordnet; 2. das Majorat im engern Sinne ruft unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächſten ſind, den älteſten zur Erbfolge; 3. das Seniorat gewährt dieſelbe, ohne Rückſicht auf die Nähe der Verwandtſchaft, allemal dem älteſten in der ganzen Familie. Folgende Tafeln werden den Unterſchied dieſer Erbfolgeordnungen am beſten zeigen.

I. II.



I. Unter Descendenten. Stirbt A, nachdem ſein älteſter Sohn (1) vor ihm geſtorben, ſo ſuccedirt nach dem Erſtgeburtsrecht ſein älteſter Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat ſein zweiter Sohn (2), nach dem Seniorat ſein Bruder (B). II. Unter Seitenverwandten. Stirbt A, nachdem ſein Bruder (B) und deſſen älteſter Sohn (a) vor ihm geſtorben, ſo ſuccedirt nach dem Erſtgeburtsrecht der älteſte Großneffe (d), nach dem Majorat der zweite Neffe (b), nach dem Seniorat der Vaters-Brudersſohn (C), wenn nämlich der Oheim (D) früher geſtorben, lebte dieſer, ſo würde ihm nicht nur nach dem Seniorat, ſondern auch nach dem Majorat die Erbfolge gebühren. H. L.

Majorennität, Volljährigkeit, iſt dasjenige Alter, welches man nach zurückgelegter Minorennität erreicht, und in welchem man nach den Geſetzen berechtigt iſt, ohne Zuziehung eines Vormundes ſeine Angelegenheiten ſelbſtſtändig und nach eigner Willkür zu beſorgen. (S. Minorennität.)

Majorka (Mallorka), die größte von den baleariſchen Inſeln. Sie zählt auf 92 Quadratmeilen gegen 140,000 Einwohner, welche ſich durch ihre Arbeitſamkeit und Tapferkeit vortheilhaft auszeichnen. Die Hauptproducte ſind Wein, Getraide, Salz, Öl, Safran, Vieh und Wildpret. Die Nordküſte iſt gebirgig. Hin und wieder finden ſich an den Küſten Corallen. Die Hauptſtadt der Inſel heißt gleichfalls Majorka (Mallorca und ehemals Palma), iſt nach der neueſten Art befeſtigt, hat einen Hafen, eine Univerſität und ein Bisthum, welches unter Valencia gehört. So iſt ſie auch die Reſidenz des General-Capitains über die baleariſchen und pityuſiſchen Inſeln, die zuſammen das Königreich Mallorca ausmachen. Die Zahl der Einwohner beträgt 23,500. Man verfertigt hier grobes Tuch, Taffent und ſehr feine eingelegte Tiſchlerarbei-

ten. Der Hafen Porto Pi iſt trefflich und wird durch das Fort St. Carlos gedeckt.

Makrobiotik (aus dem Griechiſchen zuſammengeſetzt von makros, lang, bios. das Leben, biotica [ars], die Kunſt zu leben), die Kunſt, ein langes Leben zu führen, Lebensverlängerungskunſt. Das Leben zu verlängern, iſt nur in gewiſſer Rückſicht möglich. Die abſolute Lebensdauer iſt dem Menſchen beſtimmt nach den Geſetzen der Natur (ſ. den Art. Leben); allein höchſt ſelten erreicht er das Ziel des möglich längſten Lebens, ſondern durch mancherlei, dem Leben feindliche Einflüſſe wird dieſes verkürzt. Gleichwohl ſpricht langes Leben und Daſeyn jeden Menſchen ſo freundlich an; ſchon der von Natur eingepflanzte Trieb kettet den Menſchen an daſſelbe, daß der Wunſch, es ſo lang als möglich feſt zu halten, in eines Jeden Seele lebt. Von jeher war das Beſtreben der Menſchen dahin gerichtet, dieſen Wunſch in Erfüllung zu ſetzen; alle Nationen haben nach ihrem verſchiednen Grad von Cultur, nach ihren Kenntniſſen und Sitten hierzu Anleitung zu geben verſucht. Erfahrung lehrte die feindlichen Einflüſſe auf das Leben, ſo wie die ihm günſtigen erkennen, jene vermeiden, dieſe befördern. Da man zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens ſchon die Erhaltung der Geſundheit hinlänglich hielt, ſo faßte man dieſe beſonders ins Auge, und glaubte alles gethan zu haben, wenn nur die Geſundheit erhalten wurde, keine Krankheit aufkommen durfte, jede eingetretne ſo ſchnell als möglich entfernt wurde. Die Ärzte bemächtigten ſich daher ganz dieſes Feldes der Wiſſenſchaft, und betrachteten ſie als einen Anhang zur Medicin. Es entſtand daher die mediciniſche Diätetik, wozu man nach und nach ſehr viele Anleitungen hatte, die jedoch anfangs bloß eine Zuſammenſtellung verſchiedner Regeln, die Geſundheit zu erhalten, war. Dieſe Diätetik umfaßte aber noch nicht das Ganze der Makrobiotik, war vielmehr nur ein einzelner Theil derſelben, welche unter den höhern Standpunkt derſelben geordnet werden mußte. Die mediciniſche Diätetik umfaßt bloß den gegenwärtigen individuellen Geſundheitszuſtand des Menſchen, ſucht bloß deſſen relative Geſundheit zu erhalten, die Makrobiotik geht weiter, ſie ſucht das Leben ſelbſt bis zu ſeiner abſoluten Lebensdauer hin zu verlängern, alle Feinde des Lebens ſucht ſie zu erkennen und zu vermeiden, die der Lebensdauer günſtigen Einflüſſe auf den menſchlichen Körper zu befördern, und in ſo fern beſchränkt ſie zuweilen ſelbſt die Medicin in Anwendung mancher heroiſchen gefährlichen, der künftigen Lebensdauer nachtheiligen Mittel, ſelbſt in zu ſchneller Entfernung oder Unterdrückung mancher Krankheiten. Dieſes höhere Ziel der Makrobiotik faßte vorzüglich der vortreffliche Hufeland in ſeiner allgemein bekannten Schrift: die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, ins Auge, und er erreichte es mehr als irgend einer ſeiner Vorgänger. Sein eindringender, herzlicher Ton, die Klarheit ſeiner Darſtellung, die Gründlichkeit ſeiner Unterſuchungen über Lebensdauer der Geſchöpfe überhaupt, der Thiere, und des Menſchen insbeſondere, die Beſtimmung der abſoluten und relativen Lebensdauer des Menſchen, die genaue Unterſuchung des menſchlichen Lebens, ſeiner Hauptmomente und des Einfluſſes ſeiner höhern und intellectuellen Vollkommenheit auf die Dauer deſſelben, der ſpeciellen Grundlagen und Kennzeichen der Lebensdauer, ſo wie der Erfoderniſſe und Bedingungen zu einem langen Leben, endlich auch die heilſame Kritik der bisherigen

und neuern Methoden zur Verlängerung des Lebens, ſo wie die Feſtſetzung der einzig möglichen und auf menſchliches Leben paſſenden Methode, ſo wie die practiſche Abhandlung aller feindlichen Einflüſſe, welche das Leben verkürzen, und der wohlthätigen, welche es verlängern, vorzüglich die lebhafte Darſtellung der innigen Verbindung des ſittlichen und intellectuellen Lebens mit dem phyſiſchen, geben dieſem Buche unter allen andern über denſelben Gegenſtand den Vorzug, und rechtfertigen den allgemeinen Beifall, mit welchem es aufgenommen wurde. H.

Malabar oder Malebar, d. h. das Land um Male, eine große Landſchaft in der indiſchen Halbinſel dieſeit des Ganges, längs der weſtlichen Küſte. Gewöhnlich verſteht man bloß die Küſte ſüdlich von Goa bis an das Cap Comorin unter dieſer Benennung. Von dem vorzüglichſten Producte derſelben heißt ſie auch die Pfefferküſte. Sie iſt fruchtbar an Reiß, Obſt, Specereien, Pfeffer, Ingwer, Zimmet, Edelſteinen, und wird in verſchiedne Königreiche eingetheilt, davon die vornehmſten ſind Calecut, Cochin, Cananor, Cranganor, Angamele, Manigale, Tanor, Travancor u. ſ. w., welche von eignen Fürſten regiert werden. Die vier größten Flüſſe heißen Pergera, Panage, Cranganor und Cochin. Die Einwohner, welche auch Tamuler heißen, ſind von mehr ſchwarzer oder ſchwarzgelber als brauner Farbe und von ſehr guter gefälliger Geſichtsbildung. An natürlichen Fähigkeiten fehlt es ihnen nicht, aber ihre moraliſche Güte wird von den meiſten Beobachtern bezweifelt. Ihre Sprache iſt eine Hauptſprache in Oſtindien. Die Malabaren werden gleich den übrigen Bewohnern Hindoſtans in verſchiedne Caſten oder Stämme getheilt und die Parias ſind hier in ſo tiefer Verachtung, daß wenn einer einem von dem Stamme der Nairen oder Soldaten zu nahe kommt, dieſer das Recht hat, ihn auf der Stelle niederzuhauen. In Abſicht der Religion unterſcheiden ſie ſich nicht von den Hindus, nur verehren ſie mehr Götzenbilder als jene. Seit 1706 hat Dänemark Miſſionsanſtalten und einige Colonien daſelbſt angelegt. Gegenwärtig iſt das ganze Land mit ſeinen Fürſten von den Engländern abhängig.; vormals war der Handel größtentheils in den Händen der Portugieſen und Holländer.

Malacca, eine große Halbinſel in Aſien, welche den ſüdlichen Theil der indiſchen Halbinſel jenſeit des Ganges bildet. Von der Inſel Sumatra iſt ſie durch die Meerenge von Malacca getrennt. Sie hat drei kleine Könige, nämlich zu Ilhor, Pahang und Queda, welche dem Könige von Siam zinsbar ſind. Das Land iſt vorzüglich fruchtbar an Reiß und Pfeffer; ferner liefert es Elfenbein, ſpaniſches Rohr, etwas Gold u. ſ. w. Der Haupthandel beſteht aber in dem ſehr feinen Zinn, wovon die Holländer in den letzten Zeiten jährlich 20,000 Centner in China und 5000 Centner in Europa abſetzten. Außer der Stadt Malacca hatten die Holländer zu Pera, Queda, und Ligor auf der Oſtküſte der Halbinſel Factoreien. Die Einwohner von Malacca ſind die Malayen (ſ. d. Art.).

Malaga, eine anſehnliche, aber enggebaute Stadt mit einem ſchönen, durch einen langen Seedamm geſicherten Hafen an der Küſte des mittelländiſchen Meeres, im ſpaniſchen Königreiche Granada. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs, der unter dem Erzbiſchof von Granada ſteht, und zählt 50,000 Einwohner. Einen ausgebreiteten

Handel treibt ſie mit Wein, Öl, Feigen und andern Südfrüchten. Im Jahr 1803 liefen 3021 Fahrzeuge in den Hafen ein, worunter 2420 ſpaniſche waren. Malaga gehört zu den wenigen Städten Spaniens, die während der franzöſiſchen Occupation nie von den Franzoſen beſetzt worden ſind.

Malayen. Der Urſprung dieſes Volks, deſſen Sprache in einem großen Theile von Aſien, beſonders auf den Inſeln verſtanden wird, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Lange vor 1160 nach Chr. Geb. wohnten am Fluſſe Malaye (Malaju) auf Sumatra Fiſcher, welche unter dem Könige von Siam ſtanden und Urang Malaju, Leute von Malaju, genannt wurden. Um das J. 1760 wählten ſie ſich ein Oberhaupt, Siri Turi Bowana, und ließen ſich auf dem gegenüber liegenden feſten Lande nicht weit von Hutſchong Tanah (des Landes Ende) nieder. Von ihnen bekam das Land den Namen Tanah Malaju, das Land der Malayen, welcher ſich mit dem Volke bis Tenaſſerim ausbreitete. Hier bauten ſie die Stadt Singapura. Ein König eines Theiles von Groß-Java, das Madſchapahit hieß, bezwang einen Theil von Sumatra und fiel die Malayen oft an, die ſich aber tapfer vertheidigten und in dem Lande feſtſetzten. Um das J. 1252 aber mußten ſie Singapur verlaſſen und ſich nordwärts ziehn. Damals erbauten ſie auf der Weſtküſte die Stadt Malacca (Malaya). Im J. 1276 beſtieg Sultan Mahomet Shah den Thron von Malacca. Er führte die mahomedaniſche Religion ein und vergrößerte ſeine Macht durch Linga, Bintam, Djohor, Patani, Queda, Peira, und durch Campa und Aru auf Sumatra. Die folgenden Könige erweiterten das Reich nicht nur durch Heirathen, ſondern eroberten auch das Reich Andraghire auf Sumatra und Pahang, ſchloſſen mit China Bündniſſe, eroberten Paſi auf Sumatra, ſchlugen die Makaſſaren, und machten ſich im Oſtmeere und auf den Molukken berühmt. Unter Sultan Mahomet Shah eroberte 1511 Albuquerque Malacca. Seitdem war Dſchohor (Johor) die Reſidenz. Sultan Abdul Djalier Sjah III. verlegte um das Jahr 1700, da er von den Djohorern verlaſſen wurde, ſeinen Sitz nach dem Lande Pahang. Von ſeinen Nachfolgern wurde der 1785 regierende Fürſt den Holländern unterwürfig. Schon lange vor Albuquerque hatten ſich die Malayen als ein unternehmendes, gewinnſüchtiges, handelndes und tapferes Volk im ganzen öſtlichen Inſelmeere ausgebreitet; überall nahmen ſie Beſitz von den Küſten und drängten die Landesbewohner in das Innere zurück. Einige Malayen wurden bis nach den Ladronen, den Pelew-Inſeln, den Carolinen, und ſogar nach den freundlichen, Societäts-, Marqueſas-Inſeln und Neu-Seeland zerſtreut. Selbſt im Reiche Wydah an der afrikaniſchen Küſte von Guinea hat man handelnde Malayen gefunden, die quer durch Afrika von Cap Guardafuy dahin gekommen waren. Die Verfolgungen und Bedrückungen ihrer Großen, der Siamer, der madſchapahitiſchen Könige, der Portugieſen und Holländer, haben dieſe Nation noch mehr verſprengt, und veranlaßten, daß ſie ſich die ſchrecklichſte Rache und Treuloſigkeiten erlauben. Der Haß gegen andre Glaubensgenoſſen vermehrt ihre Mord- und Rachſucht. — Nach andern Schriftſtellern, z. B. Sprengel, kamen die ältern Malayen von dem feſten Lande von Indien vor 1276 nach Sumatra, und bevölkerten auch die andern oſtindiſchen, molukkiſchen, philippiniſchen Inſeln und Formaſa, ſelbſt die Südſee-Inſeln, und Mada-

gaſcar, welchen gemeinſchaftlichen Urſprung der daſigen Einwohner die Gleichheit ihrer Sprachen, z. B. der ſundaiſchen und javaiſchen mit dem Hochmalayſchen beweiſ't. Sie waren in den älteſten Zeiten die größte Handelsnation in Aſien, deren Fürſten große Flotten unterhielten.

Maldiven oder maldiviſche Inſeln, d. h. die um Male gelegenen Inſeln, heißt ein aus 1200 Inſeln beſtehender Archipelagus im indiſchen Meere vom 8ten Grad nördlicher Breite bis zum 4ten Grad Süderbreite. Die Portugieſen, welche 1512 dahin verſchlagen wurden, brachten ſie wegen ihrer Cocosnüſſe und Cauris (welche letztere als Scheidemünze dienen) bald in Ruf. Man findet auf ihnen viel Hirſen, Cocosnüſſe, andre Früchte, Schildkröten, ſchwarze Corallen und Ambra. Die meiſten aber ſind unbewohnte und unfruchtbare Sandbänke. Die in der Mitte gelegene Inſel Male iſt die größte und zugleich der Wohnſitz des Königs. Sie hat beinahe eine Meile im Umkreiſe. Die Malдiver ſprechen eine eigne Sprache. Das Arabiſche und Malayiſche lernen ſie des Handels wegen. Ihre Religion iſt die mahomedaniſche. Sie werden als geiſtreich, tapfer, zu Künſten und Wiſſenſchaften geneigt, betriebſam und geſchickt geſchildert. Beſonders ſind ſie berühmt in Verfertigung von Binſenmatten, Kattunen und ſeidnen Zeugen, die ſie verkaufen oder vertauſchen.

Malebranche, (Nicolas), wurde am 6ten Auguſt 1638 zu Paris geboren, wo ſein Vater königlicher Secretär und Schatzmeiſter war. Sein kränklicher Zuſtand wurde die Urſach ſeiner Menſchenſcheu und Liebe zur Einſamkeit, aus welcher er ſich im 22ſten Jahre ſeines Alters in die Congregation de l'Oratoire begab, wo er ſich ganz dem Studium der bibliſchen Geſchichte und Literatur und der Kirchenväter widmete. Die Lectüre des Werks des Descartes de homine, welches ihm durch einen Zufall in die Hände gerieth, erweckte wegen der Klarheit der Schreibart und der Neuheit und ſcheinbaren Gründlichkeit des Vortrags in ihm die entſchiedenſte Neigung zur Philoſophie, er wandte 10 Jahre auf das Studium der carteſianiſchen Grundſätze, und ſtellte endlich ſein berühmtes Werk de la recherche de la vérité (von Erforſchung der Wahrheit) ans Licht, welches durch ſeine tiefſinnige Originalität und die Eleganz der philoſophiſchen Schreibart großes Aufſehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner zuwege brachte. Er war übrigens ein Mann von dem edelſten Charakter und von einer faſt überſpannten Frömmigkeit. Nachdem er 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften geworden war, ſtarb er am 13ten October 1715 zu Paris in ſeinem 77ſten Jahre. Der Zweck des genannten, in ſechs Bücher getheilten, Werkes war, die allgemeinen Urſachen der Irrthümer anzugeben, denen die menſchliche Erlaubniß unterworfen iſt, aber auch zugleich zu beſtimmen, was in derſelben Wahrheit ſey, und worauf ſie ſich zuletzt gründe. Es iſt ein ehrwürdiges Denkmal eines tiefen, ruhigen, durchſchauenden Geiſtes, und enthält eine große Mannichfaltigkeit intereſſanter Beobachtungen und nützlicher Winke, wenn er ſich auch in ſeiner Beurtheilung der Irrthümer hier und da geirrt, und oft in religiöſen Myſticismus verloren hat. Daß ſeine moraliſche Theorie noch nicht ganz geläutert war, ſieht man daraus, daß er die Furcht vor der Hölle für ein eben ſo gutes Motiv zur Tugend erklärte, als den Wunſch nach Glückſeligkeit. Die erſte Ausgabe erſchien Paris 1674., 12., wie:

derholt ebendaſelbſt 1700, 3 Bde. 12. 1712, 2 Bde. 4. und 4 Bde. 12, lateiniſch von Lenfant, Genf 1753, 2 Bde. 4., deutſch, Altenburg 1776—86, 4 Bde. 8. mit Anmerkungen. Sein bemerkenswertheſter Gegner war Antoine Arnauld (des vraies et des fausses idées. Cologne 1683, 8.). Außerdem ſchrieb er noch: Traité de la nature et de la grace, Rotterd. 1684; Traité de Morale, ebendaſelbſt 1684. 12. u. ſ. w.; Oeuvres, Paris 1712. 11 Bde. in 12. A — s.

Malesherbes (Chretien-Guillaume Lamoignon), ſ. Lamoignon.

Malfilâtre (Jacques-Charles-Louis), geboren zu Saint-Jean de Caen im J. 1733, ſtudirte mit Auszeichnung bei den Jeſuiten dieſer Stadt, und entwickelte frühzeitig die Talente, durch welche er bei einem längern Leben ſich einen noch entſchiednern Ruhm erworben haben würde. Er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre zu Paris 1767. Malfilâtre widmete ſich der Dichtkunſt. Sein Gedicht: Narcisse dans l'île de Vénus, empfiehlt ſich durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache; in der Anlage bleibt manches zu wünſchen, aber die Details ſind geiſtreich und anmuthig. Seine Oden zeichnen ſich ſo wie ſeine Überſetzungen durch einzelne gelungene Stellen vortheilhaft aus; unter letztern ſind Ovids Metamorphoſen in Proſa die wichtigſte. Malfilâtre lebte in der größten Dürftigkeit; aber keine äußere Bedrängniß war im Stande, ſeinen von Natur ſanften, leutſeligen und heitern Charakter zu verändern. Seine Werke ſind in einer vollſtändigen Ausgabe erſchienen.

Malherbe (François de), geboren zu Caen gegen das J. 1555 in einer alten adeligen Familie, zog ſich in die Provence zurück, wo er in die Dienſte Heinrichs von Angouleme, eines natürlichen Sohnes Heinrichs II., trat, und ſich verheirathete. Keins ſeiner Kinder überlebte ihn. Er ſelbſt aber ſtarb als Kammerherr Heinrichs IV. im J. 1628, nachdem er unter ſechs franzöſiſchen Königen gelebt hatte. Malherbe wird als der erſte Dichter ſeiner Zeit angeſehn; er arbeitete mit außerordentlicher Sorgfalt und Langſamkeit. Er pflegte zu ſagen, daß man nach einem Gedicht von hundert Verſen, oder einer Rede von drei Bogen Jahre lang ausruhn müſſe. Auch ſind ſeine Poeſien nicht zahlreich. Sie beſtehen in Oden, Stanzen, Sonets, Epigrammen, Chanſons u. ſ. w. Malherbe hat es zuerſt verſucht, die franzöſiſche Sprache zur Majeſtät der Ode zu erheben. Die Nettigkeit ſeiner Gedanken, die glückliche Wendung ſeiner Phraſen, die Wahrheit ſeiner Beſchreibungen, die Richtigkeit und Auswahl ſeiner Vergleichungen, die ſinnreiche Anwendung der Fabel, die Mannichfaltigkeit ſeiner Bilder machen ihn zu dem Schöpfer dieſer Gattung. Bleibende Verdienſte hat er um die franzöſiſche Sprache und ihre Entwickelung. Mit Recht gibt ihm daher Boileau folgenden Lobſpruch:

Enfin Malherbe vint, et le premier en France
Fit sentir dans ses vers une juste cadence;
D'un mot mis à sa place enseigna le pouvoir,
Et réduisit sa Muse aux règles du devoir.
Par ce sage écrivain la langue réparée
N'offrit plus rien de rude à l'oreille épurée.
Les stances avec grace apprirent à tomber,
Et le vers sur le vers n'osa plus enjamber.
Tout reconnut ses lois; et ce guide fidèle

Aux auteurs de ce temps sert encore de modèle.
Marchez donc sur ses pas; aimez sa pureté,
Et de ſon tour heureux imitez la clarté.

Man erzählt viele Anekdoten von ſeinen Sonderbarkeiten, ſeinem Geiz und ſeinen Religionsmeinungen. Wir führen in der Kürze einige davon an. Seinem Bedienten gab er zwanzig Thaler Lohn und zehn Sous für die tägliche Ausgabe. Oft war dieſer damit nicht zufrieden und ſtellte vor, daß er nicht auskommen könne; damit aber machte er es nur ſchlimmer. „Mein Freund,“ ſagte dann Malherbe, „wenn man ſeinen Herrn beleidigt, beleidigt man Gott, und wenn man Gott beleidigt, muß man, um Vergebung ſeiner Sünden zu erlangen, faſten und Almoſen geben. Darum ziehe ich dir fünf Sous ab, die ich den Armen geben werde.“ Sein Zimmer war auf das ärmlichſte ausmöblirt; da er nur einen Stuhl hatte, ließ er nie mehr als einen Fremden ein, und rief denen, die anpochten, zu: „Wartet, ich habe keine Stühle für euch!“ — Über die Weiber ſprach er mit äußerſter Freiheit; eben ſo wenig achtete er die Religion. „Ordentliche Leute,“ ſagte er gewöhnlich, „haben Hochachtung nur gegen ihren Fürſten.“ Wenn die Armen ihn um Almoſen baten und dabei ſagten, daß ſie für ihn zu Gott beten wollten, pflegte er ihnen zu antworten: „Ihr mögt im Himmel nicht in großer Gunſt ſtehen; es wäre beſſer, ihr ſtündet in Gunſt bei Hofe.“ Er wollte in ſeiner letzten Krankheit nicht beichten, weil er, wie er ſagte, es nur zu Oſtern zu thun gewohnt ſey. Einer ſeiner Freunde und Schüler in der Dichtkunſt ſtellte ihm aber vor, daß da er gelobt habe, wie andre Menſchen zu leben, er auch wie ſie ſterben möchte. Auf dieſe Vorſtellung ließ er einen Geiſtlichen rufen, der unter andern von dem Glück des andern Lebens ſprach, ſich aber dabei ſchlechter und unfranzöſiſcher Ausdrücke bediente. Malherbe, der ſchon im Sterben war, unterbrach ihn, indem er ſagte: „Hören Sie auf davon; Ihr ſchlechter Ausdruck könnte mir's verleiden.“ —

Mallet du Pan (Jacques), geboren zu Genf im J. 1750, genoß in ſeiner Vaterſtadt des trefflichſten Unterrichts. Voltaire, der ihn früh kennen lernte und lieb gewann, verſchaffte ihm eine Profeſſur der ſchönen Wiſſenſchaften zu Caſſel. Mallet legte jedoch nach einiger Zeit ſein Amt nieder und warf ſich in die Politik. Er ging nach Paris, wo er zuerſt die Annalen von Linguet fortſetzte. Panckouke übertrug ihm bald darauf den politiſchen Theil des Mercure de France. So lange es ruhig blieb, gefielen die Anſichten, die Bemerkungen und die Unparteilichkeit des Journaliſten allgemein. Aber ſobald die Revolution ausgebrochen war, fingen die Republikaner an, ihn zu verfolgen, obgleich ſeine entſchiedne Neigung für eine gemiſchte Verfaſſung den Royaliſten nicht gefiel. Er verlebte vier Jahre, wie er ſagt, ohne zu wiſſen, wenn er ſich Abends niederlegte, ob er am nächſten Morgen noch leben oder frei ſeyn würde. Es wurden, wie er hinzuſetzt, hundert und funfzig Denunciationen, drei Verhaftsdecrete, vier Anfälle in ſeinem Hauſe gegen ihn gerichtet und zwei Verſiegelungen und die Einziehung aller ſeiner Habe verfügt. Vielleicht iſt in dieſer Aufzählung etwas Übertreibung. Da er weder in Frankreich, noch in der Schweiz mehr ſicher war, ging er nach London, wo er den brittiſchen Mercur herausgab. Dieſes Journal, das das Gleichgewicht zwiſchen allen Parteien halten ſollte, mißfiel allen, ſo eifrig es auch geleſen

wurde. Die Jacobiner erbitterte er durch die beſtändige Darſtellung ihrer Ausgelaſſenheiten; nicht minder erzürnte er die Emigranten durch ſeine Bemerkungen über die falſchen Maßregeln die man ergriffen, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Diejenigen, die ihm Unparteilichkeit abſprachen, geſtanden ihm wenigſtens große hiſtoriſche und politiſche Kenntniſſe und einen Styl zu, der bei mancher Incorrectheit und Unbehülflichkeit doch im Ganzen edel und kräftig ſei. Die Unparteiiſchen ſahen noch in ihm die Unabhängigkeit des Charakters, die jeder haben ſoll, der von öffentlichen Angelegenheiten ſpricht. Aber dieſe Geſinnung konnte das Andenken an ſein Unglück nicht auslöſchen; er hatte eine Bitterkeit gegen die Welt angenommen, die ſeine Geſundheit untergrub. Er litt an der Bruſt und ſtarb 1800 zu Richmond bei ſeinem Freunde Lally-Tolendal. Für ſeine Frau und fünf Kinder eröffneten ſeine Freunde eine Subſcription. Außer verſchiednen politiſchen Werken, als Considérations sur la nature de la révolution française et sur les causes qui en prolongent la durée; Correspondance politique pour servir à l'histoire du republicanisme français; Péril de la balance de l'Europe u. ſ. w., ſchrieb er früher einen Discours de l'influence de la philosophie sur les lettres u. ſ. w.

Malmaiſon, ein Luſtſchloß mit ſchönen Gärten und Waſſerkünſten, nordweſtlich von Paris, im Departement der Seine und Oiſe, Bezirk Verſailles, unweit des Fleckens Ruel. Bonaparte, deſſen Gemahlin die Beſitzerin war, wohnte hier einige Zeit als erſter Conſul.

Malmedy, eine ehemalige Benedictinerabtei im weſtphäliſchen Kreiſe, welche mit Stablo einen gemeinſchaftlichen Abt hatte, der des heiligen römiſchen Reichs Fürſt und Graf von Logne war. Im lüneviller Frieden kamen die Beſitzungen der Abtei an Frankreich und die Stadt Malmedy mit ihren 4300 Einwohnern, welche Tuch-, Leder- und Seidenfabriken haben, wurde der Hauptort eines Arrondiſſements im Departement der Ourthe. Gegenwärtig iſt das Schickſal dieſes an Deutſchland zurückgefallenen Landes noch nicht entſchieden.

Malpighi (Marcello). ein berühmter italieniſcher Arzt und Anatom, war 1628 zu Crevalcuore in der Nachbarſchaft von Bologna geboren. Seine Talente erwarben ihm 1656 eine Profeſſur der Medicin in der letztern Stadt. Der Großherzog berief ihn in der Folge nach Piſa; da er aber die dortige Luft nicht vertragen konnte, ging er 1659 nach Bologna zurück. Im J. 1662 begab er ſich abermals als erſter Profeſſor der Arzneikunde nach Piſa, kehrte aber vier Jahre nachher wieder nach Bologna zurück. Im J. 1669 ernannte ihn die königliche Geſellſchaft zu London zu ihrem Mitgliede. Er fuhr fort bis 1691, ſein Lehramt mit Ruhm zu verwalten. Als der Cardinal Antonio Pignatelli, der ihn zu Bologna während ſeiner Legation kennen gelernt, unter dem Namen Innocenz XII. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, berief er Malpighi als ſeinen erſten Leibarzt nach Rom. Als ſolcher ſtarb derſelbe im J. 1694 am Schlagfluß. Er hinterließ eine Menge lateiniſcher Werke, die mehr von Gelehrſamkeit als von Geſchmack zeugen. Die vorzüglichſten derſelben ſind: 1. Plantarum anatome, 2 Foliobände; 2. Epistolae variae. 3. Dissertatio epistolica de bombyce; 4. De formatione pulli in ovo; 5. Consultationes; 6. De cerebro, de linguâ, de externo tactus organo, de omento, de pinguedine et

adipoſis ductibus; 7. Exercitatio anatomica de viſcerum ſtructura; 8. Diſſertationes de polypo cordis et de pulmonibus u. ſ. w. Seine Werke ſind zu London in 2 Foliobänden erſchienen; ſeine nachgelaßnen Werke ſind mehrmals gedruckt worden. Eine vollſtändige Ausgabe erſchien 1733 zu Venedig mit Anmerkungen von Gavinelli. — Malpighi hatte die Beſcheidenheit, die meiſten ſeiner Entdeckungen ſeinem Freunde Borelli zuzuſchreiben.

Malta, eine im mittelländiſchen Meere zwiſchen Sicilien und der afrikaniſchen Küſte gelegene Inſel, 4¾ deutſche Meilen lang und 2¼ breit. Man hat Erde aus Sicilien dahin geführt, um die Felſen, aus denen die ganze Inſel beſteht, urbar zu machen. Obſt und Baumwolle gedeihen vortrefflich, aber gering iſt der Gewinn von Getraide und Wein. Dennoch leben auf Malta 150,000 Menſchen, ſo daß dieſe Felſeninſel wohl der bevölkertſte Landſtrich auf der Erde iſt. Die Sommerhitze wird durch die Seewinde gemäßigt; einen Winter kennt man nicht. Die Ausfuhr der Pomeranzen und andrer Südfrüchte, ferner der Baumwolle, welche meiſt geſponnen nach Barcelona geliefert wird, bringt jährlich gegen 3 Millionen Gulden fremdes Geld auf die Inſel, welche dagegen den größten Theil ihres Getraides auf Sicilien und der afrikaniſchen Küſte kaufen muß. Der Fiſch- und Corallenfang iſt beträchtlich. Von fließendem ſüßen Waſſer findet man nur eine einzige Quelle auf der Inſel. Auf dem Lande wird ein verdorbnes Arabiſch, in den Städten italieniſch geſprochen. Der Hauptort iſt La Valetta, eine in den Felſen gehaune Feſtung vom erſten Rang, mit einem trefflichen Hafen. Außerdem enthält die Inſel in ihrem Umfange noch neun zum Theil befeſtigte Häfen, und in allem 22 Flecken. Ferner gehören dazu die beiden kleinen Inſeln Gozo und Comino. — Malta wurde im J. 1530 von Carl V. dem Johanniterorden (ſ. d.) als ein Lehen des Königreichs Sicilien zugetheilt. Die Ritter hatten in ihrem neuen Sitz 1565 einen furchtbaren Angriff der Türken auszuſtehn, nöthigten ſie aber endlich nach großem Verluſt zum Abzug. Malta war bis zum J. 1798 im Beſitz des Ordens. Damals nahm Bonaparte auf ſeinem Zuge nach Ägypten die Inſel ein; Valetta ergab ſich verrätheriſcher Weiſe ohne Widerſtand. Im J. 1800 mußte ſich die franzöſiſche Beſatzung an die Engländer ergeben, welche durch eine ſtrenge Blokade die Inſel ausgehungert hatten. Im Frieden von Amiens war zwar die Rückgabe der Inſel an den Orden unter neutraler Garantie verſprochen, allein die Engländer trugen Bedenken, dieſe Bedingung zu erfüllen. Im Frieden von Paris verblieb ſie den Engländern, welche dadurch das mittelländiſche Meer völlig beherrſchen.

Maltheſer-Ritter, ſ. Johanniterorden.

Mälzl (J.), bekannt als der Erfinder des Panharmonicons, iſt aus Regensburg gebürtig, und erhielt den Titel eines k. k. öſterreichiſchen Hofmechanikers. Das von ihm erfundne Inſtrument vereinigt ein ziemlich vollſtändiges Orcheſter; beſonders iſt von Kennern die Kraft und Präciſion der Blasinſtrumente bewundert worden. Mälzl hat ſich damit an vielen Orten hören laſſen. namentlich 1807 zu Paris, wo er täglich mit allgemeinem Beifall der Muſikfreunde und Kenner Concerts d'harmonie gab. Im J. 1808 war er ebenfalls dort, um ein neues Kunſtwerk, einen Trompeterautomaten, hören zu laſſen.

Mameluͤcken, Sclaven, nannte man ſchon fruͤh die aus den Gegenden des Caucaſus herſtammenden Sclaven, die bei ihren Herren ehrenvolle Hausaͤmter verwalteten und ſich hernach zu den wichtigſten Staatswuͤrden emporſchwangen. Sie machten jedoch kein beſondres Corps aus. Als aber im dreizehnten Jahrhundert Dſchingischan den groͤßten Theil Aſiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sclaven wegfuͤhrte, kaufte Nodſchmaddin, Sultan von Ägypten, deren 12,000, Mingrelier, Tſcherkaſſen, meiſtens aber Tuͤrken aus dem Kaptſchak, ließ ſie in allen kriegeriſchen Geſchicklichkeiten unterrichten und bildete nachher aus ihnen ein Corps, das bald zuͤgellos und rebelliſch wurde. Schon unter ſeinem Nachfolger miſchten ſie ſich in Regierungsangelegenheiten, ermordeten den Sultan Turan Shah, und ſetzten einen andern Regenten ein. Dieſe Mameluckenregierung dauerte von 1254 bis auf die Eroberung Ägyptens durch Selim 1517. Die meiſten Sultane, die in dieſem Zeitraume regierten, waren vorher Sclaven geweſen. Selim ſetzte uͤber die mameluckiſche Voͤlkerſchaft einen osmaniſchen Paſcha, nahm ihre ſieben Oberhaͤupter zu Gliedern des Divans und ernannte aus ihnen die vierundzwanzig Statthalter oder Bey's von Ägypten. Dieſe Einrichtung beſtand uͤber 200 Jahre. Aber ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlangte das Anſehn der Mamelucken durch ihre Anzahl und ihre Reichthuͤmer ein ſolches Übergewicht uͤber die Osmanen, daß deren Macht voͤllig in nichts verſank. Dieſes Übergewicht verſchaffte ihnen vorzuͤglich ſeit 1766 Ali Bey, welcher mit unumſchraͤnkter Gewalt regierte und 1773 ermordet wurde. Auch zur Zeit der franzoͤſiſchen Invaſion ſpielten die Mameluckenbey's, namentlich Murad Bey, eine wichtige Rolle. Die Mamelucken, deren Anzahl ſich auf 6- bis 8000 belaͤuft, pflanzen ſich meiſtens durch Sclaven fort, die aus den Gegenden zwiſchen dem ſchwarzen und caspiſchen Meere nach Cairo gebracht werden. Man zwingt ſie zum Glauben Mahomets und bildet ſie zu Kriegern. Sie gelangen hernach zu Staatsaͤmtern und werden oft ſelbſt Bey's; denn nur Mamelucken koͤnnen dieſe Stelle erhalten und ſind daher als die eigentlichen Beherrſcher Ägyptens anzuſehen.

Mammut, Mammutsknochen nennt man die ungeheuern Thierknochen, welche in Sibirien, in Deutſchland und andern europaͤiſchen Laͤndern, beſonders aber am Ohio in Nordamerika ausgegraben werden. Der Name ſcheint aus Momotowakoſt, einem ſibiriſchen Worte, verſtuͤmmelt zu ſeyn. Man belegte damit das unbekannte Ungeheuer, dem die foſſilen Knochen gehoͤren ſollten, bevor man ihre Ähnlichkeit mit den Knochen des Elephanten und des Nashorns erkannte, die ſich wenigſtens an den in Sibirien und zum Theil in Deutſchland vorgefundnen Knochengerippen ergab. Die ungeheuern Knochen am Ohiofluſſe in Nordamerika, die daſelbſt in Menge ausgegraben werden, gehoͤren einem von dem jetzt lebenden Elephanten ganz verſchiednen Landthiere, welches allein ſchon aus der beſondern Form der Backenzaͤhne erhellt. Beſtimmbar iſt uͤbrigens dieſes Thier nicht, ob es gleich Cuvier den Ohioelephanten zu nennen pflegt.

Man, eine zu England gehoͤrige Inſel zwiſchen England, Schottland und Irland. Sie iſt ungefaͤhr ſechs deutſche Meilen lang und zwei breit. Sie hat keinen fuͤr den Ackerbau guͤnſtigen Boden, aber gute Viehzucht, betraͤchtliche Fiſcherei und uͤber 20,000 Einwohner. Unter den fuͤnf kleinen Staͤdten, die ſie enthaͤlt, iſt Ramſay die vor-

zůglichſte. Die Lage der Inſel iſt ſehr bequem für den Schleichhandel, der in frühern Zeiten, wo ſie nicht der Krone, ſondern der gräflichen Familie Derby gehörte, ſehr beträchtlich war, aber auch jetzt noch fortdauert. Der Biſchof von Man, der zugleich das Bisthum von Sodor beſitzt, und unter dem Erzbiſchof von York ſteht, iſt kein Pair des Reichs. Bei dieſer Inſel wurde am 26ſten Febr. 1760 die kleine Escadre des franzöſiſchen Seecapitains Thurot geſchlagen und erobert.

Mänaden (von μαινομαι, ich raſe), hießen die Bacchantinnen, die Prieſterinnen des Bacchus, ſ. d. Art.

Mancheſter, eine große, unregelmäßig gebaute Stadt in der engliſchen Landſchaft Lancaſhire am Zuſammenfluſſe des Irk und Irwell. Durch Brücken über letztern Fluß iſt ſie mit Salford verbunden. Man zählte 1801 über 84,000 Einwohner. Da Mancheſter urſprünglich ein Dorf war, ſo hat es im Parlament keinen Repräſentanten. Es iſt als der Mittelpunkt der in England vorhandnen Baumwollenfabriken anzuſehn, und dankt dieſen Flor nicht ſowohl der Nähe der Steinkohlenbergwerke, als dem Canale des Herzogs von Bridgewater, wodurch es die Kohlen um die Hälfte wohlfeiler erhält als vorher und mit allen Hauptplätzen und Häfen des Königreichs in bequemer Verbindung ſteht. Die vielfältigen Erfindungen und Verbeſſerungen in allen Theilen der Behandlung der Baumwolle bis zum vollendeten Zeuge ſind erſt als Folge jener Grundlage zu betrachten.

Manco-Capac, der Stifter und erſte Inca des peruaniſchen Reichs, deſſen Bewohner zu der Zeit, als die Spanier mit ihnen bekannt wurden, noch ſein Andenken in hoher Verehrung hielten. Er hatte ſie civiliſirt und mit verſchiednen nützlichen Beſchäftigungen, namentlich mit dem Ackerbau, bekannt gemacht. Er war unter ihnen aufgetreten als ein Sohn der Sonne, und lehrte innerlich und als höchſte, aber unbekannte Gottheit, Pachacamac, d. h. die Seele oder Stütze der Welt, äußerlich aber und als eine untergeordnete, jedoch ſichtbare und bekannte Gottheit, die Sonne, ſeine Mutter, verehren, und befahl, Letzterer für die Wohlthaten, womit ſie die Menſchen überhäufe, Opfer darzubringen.

Mandarin iſt eigentlich ein portugieſiſches Wort (von mandare), und bezeichnet jeden öffentlichen Beamten im chineſiſchen Reiche, ſeine Würde ſey groß oder klein, militär oder civil. Das chineſiſche Wort dafür iſt Quang oder Quang-fu. Die Grade des Mandarinats ſind verſchieden, wie es die vielen Würden in einem ſo großen Reiche ſeyn müſſen. Man erkennt den Grad der Würde an der Farbe der Knöpfe, welche die Mandarinen auf der Mitte ihrer Hüte tragen: roth iſt die erſte, dann folgen blau, weiß und vergoldet. Roth und blau haben Unterabtheilungen in dunkel und durchſichtig. Außer den Knöpfen und Pfaufedern an den Hüten, aus denen man den Rang eines jeden Mandarinen erkennen kann, ſieht man bei Hofe noch zwei andre Kennzeichen der höhern Würde. Die Staatsgewänder aller Mandarinen haben auf der Bruſt und auf dem Rücken viereckige reiche Stickereien; aber Unterkönige, Colao's (d. i. Cabinetsminiſter), und Prinzen haben runde, nicht nur auf der Bruſt und dem Rücken, ſondern auch auf den Schultern ihrer Gewänder. Ferner ſieht man viele in Gelb gekleidet, eine Farbe, die bloß von den Vornehmſten und von ſolchen getragen wird, denen der Kaiſer Erlaubniß dazu ertheilt, als Miniſtern, Vi-

ſekönigen, Verſchnittenen. Die Abſtufungen der Mandarinen werden durch ihre verſchiedenfarbigen Knöpfe auf den Mützen angezeigt, ſo daß die runden purpurrothen den erſten Grad, und die ſilbernen oder verſilberten den unterſten bezeichnen.

Mandat, Territorial-Mandat, ein neues franzöſiſches Wort für eine Gattung Papiergeld, das zur Zeit der republikaniſchen Verfaſſung in Frankreich in Umlauf geſetzt wurde. Nachdem die Aſſignaten (ſ. d. A.), denen Robespierre einen gezwungnen Cours zu erhalten gewußt hatte, nach deſſen Hinrichtung durch die Gewalt der öffentlichen Meinung zu nichts herabgeſunken und dadurch die Nationalgüter, die man als eine Hypothek für ihre Einlöſung angewieſen hatte, wieder frei geworden waren, und nachdem die Regierung vergebens eine Anleihe zur Beſtreitung der Kriegskoſten und andrer dringenden Staatsausgaben eröffnet hatte, ſchuf ſie ein neues Papiergeld unter dem Namen der Mandaten, die im Grunde nichts anders als ebenfalls Aſſignaten waren, denn auch ſie waren Anweiſungen auf den künftigen Verkauf der Nationalgüter, hatten jedoch vor den Aſſignaten einen doppelten Vorzug. Erſtlich hatten die Mandaten eine ſpecielle Hypothek auf einzelne, auf einer Tafel namentlich aufgeführte Güter, da die Aſſignaten nur im Allgemeinen auf die Nationalgüter fundirt waren; zweitens konnten die Mandaten jeden Augenblick realiſirt werden, indem deren Inhaber, ohne alle Weiterungen und Formalitäten, in jedes auf der Unterpfandstafel verzeichnete Gut, ſobald er ſich deßhalb meldete und den vierten Theil des Preiſes hinterlegen würde, ſofort eingeſetzt werden ſollte. Es wurden ihrer anfänglich für 600 Millionen, aber bald darauf — den 18ten März 1796 — für 2,400,000,000 erſchaffen. Man gab ihnen zwar einen allgemeinen gezwungnen Cours, wodurch es der Regierung gelang, die Koſten des bevorſtehenden Feldzugs damit zu beſtreiten, allein kaum war dies geſchehn, als ſie ebenfalls faſt zu nichts herabſanken; ſie wurden daher theils eingewechſelt und vernichtet, theils verſchwanden ſie ohnedies. Statt unter ſeiner Laſt zu erliegen, verdankte Frankreich dieſem Papiergelde ſeine Rettung. Das übel trug durch ſein übermaß ſein Heilmittel zugleich in ſich, und auch hier wie im ganzen Laufe der Revolution waren die Wirkungen immer im Gegenſatz mit ihren Urſachen.

Mandeville (Bernard de), ein holländiſcher Arzt, welcher zu Dortrecht 1670 geboren war und 1733 ſtarb, machte ſich durch ſeine irreligiöſen Werke bekannt, welche der Abdruck ſeines Lebens waren. Man hat von ihm 1. ein Gedicht, betitelt The grumbing Hive. Er behauptet unter andern, daß auch der Luxus und die Laſter der Einzelnen zum Wohl und Vortheil der Geſellſchaft gereichen, und daß ſelbſt die Verbrechen nützlich ſeyen, in ſo fern ſie dazu dienen, eine gute Geſetzgebung einzurichten; 2. freie Gedanken über die Religion, die Kirche und das Glück der Nation, welche ebenfalls großes Aufſehn machten; 3. Unterſuchungen über den Urſprung der Ehre und über den Nutzen des Chriſtenthums im Kriege, in welchem Werke er vielen ſeiner frühern Ideen und Anſichten widerſpricht.

Mandoline (italieniſch Mandola, Mandora), ein kleines, mit vier Saiten bezognes lautenartiges Inſtrument, welches ſowohl mit einem Federkiel als mit einem einzigen Finger der rechten Hand geſpielt wird. Man hat auch dergleichen Inſtrumente mit ſechs und mehr Saiten, welche, da ſie der Laute noch ähnlicher ſind, Mandores luthées genannt werden.

Mandſchu, Mandſchuren oder Bogdier. Zwei Nationen, die eigentlichen Mandſchuren und die Tunguſen, deren gemeinſchaftlicher Urſprung an ihren Traditionen, ihrer Sprache und Körperbildung zu erkennen iſt, gehören zu dem mandſchuriſchen Völkerſtamm, der im öſtlichen Sibirien und in der nördlichen Mongolei weitläuftige Länder und Wüſten inne hat, und auch noch jetzt ſehr mächtig iſt, da eine mandſchuriſche Fürſtenfamilie über China herrſcht. In den älteſten Zeiten waren ſie unter dem Namen Kin oder Njudſchen bekannt; ſeit 926 den Kitanen zinsbar, und wohnten im Norden von Corea in der öſtlichen Tartarei bis ans Oſtmeer und den Amur. Sie empörten ſich 1114 unter Okota gegen die Kitanen und ſtifteten 1118 das Reich der Kin in China, das von dem Namen des Stifters der Dynaſtie ſo genannt wird, indem ſie jenen einen Theil ihrer Länder abnahmen. Taitſong machte 1125 dem Reiche der Kitanen in Nordchina ein Ende, griff aber hernach die Song, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, ſelbſt an, entriß ihnen Petſcheli und Chenſi und zwang Weytſong, ihm einen Theil von China, und deſſen Nachfolger, ihm das übrige Nordchina abzutreten, ſo daß dieſem nur noch Südchina verblieb. Die Mongolen, bisher Vaſallen der Kin, fielen unter Taitſongs Nachfolgern ab, und nöthigten ſie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. Im J. 1208 verweigerte Dſchingiskan ihnen den Tribut, ſchlug ſie 1212 und 1213 völlig, machte ſich von der Abhängigkeit los und legte dagegen den Kin Tribut auf. Dieſen verſagte nun auch 1215 Ningtſong, China's Beherrſcher aus der Dynaſtie Song. Durch Dſchingiskan verlor jenes Volk Chenſi 1221; Oktai ſetzte den Krieg gegen daſſelbe fort (1230) und eroberte ihr Reich unter Gnaitſong. Nach der Vertreibung der Kin aus China erſchienen ſie erſt im ſechzehnten Jahrhundert wieder (1556), unter dem Namen der Mandſchu. Sie hatten in dem angeführten Jahre in Leatong (einem Erblande der kaiſerlichen Familie in Pina, zwiſchen der Scharra-Mongolei und Corea) Aufnahme gefunden; aber ſchon 1616 fielen ſie unter Tienming in China ein und machten hier große Eroberungen. Die Zerrüttungen zu vermehren, trat der Empörer Li auf, griff den Kaiſer Whaytſong 1643 in ſeiner Reſidenz an, und beſiegte ihn. Der Kaiſer erhenkte ſich und in ihm erloſch die Dynaſtie Ming, die letzte eingeborne Regentenfamilie von China. Jetzt verglich man ſich mit den Mandſchu. Tſonte vertrieb den Li aus Peking, ſtarb aber mitten unter ſeinen Eroberungen, welche ſein Sohn 1644 vollendete, ſeit welcher Zeit die Mandſchu Regenten dieſes Landes ſind. — Unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehen keine Mandſchu, denn als die Ruſſen nach Sibirien kamen, verließen ſie zum Theil ihre Wohnplätze, die ſie in Oſtſibirien vom Baikal bis an das mongoliſche Gebirge und um den Amurfluß inne hatten, und zogen hinab nach dem Amur und China; die aber blieben und ſich der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfen hatten, kamen vermöge des Friedens von Nertſchinsk an China, in welchem Rußland den ganzen Amur und alle ihm unterworfnen Mandſchuren abtrat. Jetzt macht das Gebirge Stannowoi Chrebet die Gränze, in welchem Tunguſen wohnen, die theils China, theils Rußland zinsbar, theils auch frei ſind.

Manelli (Pietro), ein berühmter komiſcher Sänger Italiens, gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Er trug beſonders zu der Revolution bei, welche um dieſe Zeit mit der alten franzöſiſchen Muſik zu Paris vorging. Manelli ſtand um das J. 1750 als

erſter Sänger an der Spitze einer Geſellſchaft von Sängern italieniſcher Intermezzo's. Sein komiſches Talent zog unaufhörlich das Publicum in ſeine Vorſtellungen und erwarb ihm einen ſolchen Anhang, daß eine Art von Bürgerkrieg daraus entſtand. Er debutirte mit der Serva Padrona von Pergoleſi, die einen ungemeinen Enthuſiasmus erregte. Bald aber bildete ſich eine Gegenpartei, welche die alte franzöſiſche Muſik gegen dieſe Neuerer in Schutz nahm. So entſtanden die Bouffoniſten und Antibouffoniſten. Unter den Schriftſtellern und Schöngeiſtern, die an dieſem Streit Theil nahmen, bemerkte man vornehmlich J. J. Rouſſeau und Grimm. Ohne hier in dieſen Gegenſtand, den wir an andern Orten erwähnt haben, weiter einzugehn, führen wir nur an, daß es beſonders Manelli war, der zuerſt den Geſchmack der Franzoſen für die neuere Muſik empfänglich machte, ſo daß Gluck, als er auftrat, bereits zahlreiche Anhänger der italieniſchen Muſik fand.

Manes, ein berühmter Ketzer des 3ten Jahrhunderts, der Stifter der Secte der Manichäer. Geboren in Perſien in der Sclaverei, war er von der Natur mit einnehmenden Gaben des Geiſtes und Körpers ausgeſtattet. Eine Witwe, deren Sclave er war, gewann ihn lieb, adoptirte ihn und ließ ihn von den Magiern in der Philoſophie der Perſer unterrichten. Manes fand bei ſeiner Wohlthäterin die Bücher des Terebinthus, und ſchöpfte aus ihnen die extravaganteſten Lehrſätze, die er anfangs in Perſien ausſtreute, wo ſie ſich ſchnell verbreiteten. Er nannte ſich einen Apoſtel Chriſti und den heiligen Geiſt, den jener zu ſenden verſprochen habe. Er verrichtete Wunder, und gewann theils dadurch, theils durch ſeine ſtrengen Sitten, die Meinung des Volks für ſich, das ihm Gewalt über alle Geiſter zuſchrieb. Sein Ruf kam bis an den Hof des perſiſchen Königs Sapor, der ihn rufen ließ, als einer ſeiner Söhne gefährlich darniederlag. Manes entfernte alle Ärzte und verſprach den Kranken durch ſeine Gebete wiederherzuſtellen. Da aber der junge Fürſt in ſeinen Armen ſtarb, ließ der Vater den vorgeblichen Wunderthäter in Ketten legen. Er war noch im Gefängniß, als zwei ſeiner Schüler, Thomas und Buddas, erſchienen, um ihm von ihrer Sendung nach Ägypten und Indien Bericht zu erſtatten. Erſchrocken über den Zuſtand, worin ſie ihren Lehrer fanden, beſchworen ſie ihn, an die Gefahr zu denken, die ihm drohte. Er aber beruhigte ſie, erweckte ihren Muth, entflammte ihre Einbildungskraft, und flößte ihnen einen blinden Gehorſam gegen ſeine Befehle und eine Seelenſtärke ein, die allen Gefahren trotzte. Thomas und Buddas erzählten ihm, daß ſie keine furchtbarern Feinde gefunden als die Chriſten. Manes fühlte die Nothwendigkeit, ſie mit ſich auszuſöhnen und beſchloß ſeine Lehrſätze mit dem Chriſtenthum zu vereinigen. Manes las in der heiligen Schrift, daß ein guter Baum keine ſchlechten Früchte, noch ein ſchlechter Baum gute Früchte tragen könne. Darauf gründete er die Nothwendigkeit eines guten und böſen Princips in der Welt, wodurch Gutes und Böſes hervorgebracht würde. Er fand, daß Satan das Princip der Finſterniß und der Feind Gottes ſey; er machte demnach aus ihm den Urheber des Böſen. Endlich ſah er im Evangelium, daß Jeſus ſeinen Jüngern verſprach, ihnen den Paraclet zu ſenden, der ſie alle Wahrheiten lehren würde; er glaubte, daß der Paraclet zur Zeit des Apoſtels Paulus noch nicht gekommen ſey, weil dieſer ſagt:

Unſer Wiſſen iſt unvollkommen, aber wenn die Vollkommenheit gekommen ſeyn wird, dann wird alles Unvollkommne vernichtet ſeyn. — In der Meinung, daß die Chriſten den Paraclet noch erwarteten, glaubte er ſeiner Lehre Eingang bei ihnen zu verſchaffen, wenn er dieſe Eigenſchaft annähme. Während er ſo im Allgemeinen mit dem Plan zur Gründung ſeiner Secte beſchäftigt war, hörte er, daß Sapor ſeinen Tod beſchloſſen habe. Er entfloh aus dem Gefängniß, wurde wieder erlangt und auf des Königs Befehl geſchunden. Die Lehre des Manes, deren Apoſtel im zweiten Jahrhundert ſchon Cerdon geweſen, handelte dem bereits Geſagten zu Folge beſonders von dem Unterſchiede zweier höchſten, von einander unabhängigen Principien, eines guten und böſen. Der Menſch hatte auch zwei Seelen, eine gute und eine böſe. Das Fleiſch war nach ihm das Werk des böſen Princips; demnach waren die Ehe und die Zeugung zu verhindern. Sie waren verbrecheriſch. Auch das alte Geſetz ſchrieb er dem böſen Princip zu, und behauptete, daß alle Propheten verdammt ſeyen. Er verbot, Almoſen zu geben, erklärte die Verehrung der Reliquien für Abgötterei und läugnete, daß Chriſtus Menſch geworden und wirklich gelitten habe. Er lehrte, daß wer eine Pflanze ausreiße oder ein Thier tödte, in dieſe Pflanze oder in dieſes Thier verwandelt werde. Seine Schüler pflegten, bevor ſie ein Brot anſchnitten, denjenigen zu verfluchen, der es bereitet, indem ſie ihm wünſchten, geſät, geerntet und gebacken zu werden, wie dieſe Speiſe. Dieſe Abgeſchmacktheiten, ſtatt den Fortſchritten der Secte zu ſchaden, dienten nur dazu, ſie noch mehr zu verbreiten. Der Manichäismus iſt von allen Ketzereien diejenige, die am längſten beſtanden hat. Gegen das 10te Jahrhundert kamen die Manichäer nach Italien und ſetzten ſich beſonders in der Lombardei feſt, von wo ſie Prieſter ausſchickten, die viele Proſelyten machten. Die neuen Manichäer hatten Veränderungen in ihrer Lehre gemacht. Viele von ihnen waren Enthuſiaſten, welche die vermeintliche Erhabenheit ihrer Moral anzog. Dahin gehörten die Domherrn von Orleans, die einen großen Ruf der Frömmigkeit hatten. König Robert verurtheilte ſie zum Feuer, und ſie ſtürzten ſich mit Entzücken in die Flammen (1022). Am meiſten machten die Manichäer in Languedoc und in der Provence Fortſchritte. Man verſammelte mehrere Concilien gegen ſie, konnte aber ihre Secte mit den härteſten Maßregeln nicht ausrotten. Sie drangen ſogar nach Deutſchland und gingen nach England über. Allenthalben fanden ſie Anhänger, aber allenthalben bekämpfte man ſie. Der Manichäismus, der trotz aller Hinderniſſe beſtand, artete unmerklich aus und erzeugte im 12ten und 13ten Jahrhundert jene Menge von Secten, welche die Religion und die Kirche zu verbeſſern vorgaben. Die urſprünglichen Manichäer waren in zwei Claſſen getheilt: die Hörer, die ſich des Weins, des Fleiſches, der Eier und des Käſes enthalten mußten, und die Erwählten, die außer einer ſtrengen Enthaltſamkeit das Gelübde der Armuth thaten. Dieſe Erwählten hatten allein das Geheimniß aller Myſterien, d. h. der ungereimteſten Schwärmereien der Secte. Es waren zwölf unter ihnen, die man Meiſter nannte, und ein dreizehnter, welcher das Haupt aller Andern war, nach des Manes Muſter, der, indem er ſich den Paraclet nannte, zwölf Apoſtel erwählt hatte. — Unter den Kirchenvätern hat die Manichäer der heilige Auguſtin, der ſelbſt zu ihnen gehört hatte, am nachdrücklichſten und kräftigſten bekämpft.

Manen, bei den Römern die abgeſchiednen Seelen der Verſtorbnen. Man nannte ſie Laren, wenn ſie wohlthuend, Larven oder Manien (Larvae vel Maniae), wenn ſie ſchädlich waren. Einige hielten ſie auch für die böſen und guten Genien der Menſchen, welche dieſe bei ihrem Leben begleiteten. — Man zählte die Manen zu den unterirdiſchen Göttern, glaubte aber, daß ſie bisweilen auf der Erde erſchienen und als Geſpenſter ſichtbar würden. Insbeſondre ſollten ſie an drei Tagen des Jahres, den 30ſten Auguſt, 4ten October und 7ten November, die Oberwelt beſuchen; daher dieſe Tage bei den Römern für unglücklich galten. Der allgemeine Volksglaube, daß die Geiſter der Verſtorbnen auf das gute oder böſe Schickſal der Lebenden, beſonders derer, mit denen ſie ehemals genau verbunden geweſen, den mächtigſten Einfluß hätten, flößte eine allgemeine Furcht vor ihnen ein, und man hütete ſich ſehr, ſie zu beleidigen. Da man annahm, daß ſie jeden Störer der Ruhe des Leichnams verfolgten, ſo verehrte man die Begräbniſſe ſehr und brachte den Manen Opfer und Libationen; ja man errichtete, wenn man nicht wußte, ob ein Todter begraben wäre, ein Cenotaphium, und lud die Manen deſſelben unter feierlichen Ceremonien ein, ſich dahin zur Ruhe zu begeben, aus Furcht, daß ſie außerdem noch lange auf der Oberwelt zur Qual der Lebendigen herumirren und den Körper ſuchen möchten. Man glaubte ferner, daß ſie an Blut Wohlgefallen hätten, ſchlachtete ihnen daher beim Scheiterhaufen verſchiedne Thiere, beſonders ſolche, die dem Verſtorbnen lieb geweſen waren, und verbrannte ſie mit dem Leichnam.

Manichäer, die Anhänger des Manes ſ. d. und Secten.

Manier und manierirt. Mit dieſen Ausdrücken im weiteſten Sinn bezeichnet man in den Künſten alle diejenigen Eigenſchaften eines Kunſtwerks, die nicht aus ſeinem Weſen ſelbſt, ſondern aus der Individualität des Künſtlers hervorgegangen ſind, mithin tadelhafte Eigenſchaften, da, gewiſſe Fälle ausgenommen, die Kunſt nach möglichſter Objectivität ſtreben ſoll; im engern Sinn ſind ſie gleichbedeutend mit Künſtelei, und gekünſtelt. In einem andern Sinne ſpricht man von Manieren in der Muſik und verſteht alsdann diejenigen Verzierungen darunter, die entweder durch ein angenommnes Zeichen über den Noten, oder vermittelſt kleinerer Noten zwiſchen den gewöhnlichen Noten vorgeſtellt werden. Dahin gehören der Triller, Pralltriller, Mordent, Doppelſchlag, Schleifer, Vorſchlag, Nachſchlag, Battement, Bebung und das Durchziehn, für welches Letztere kein beſtimmtes Zeichen angenommen iſt. Oft theilt man die Manieren auch ein in Setz- und Spielmanieren. Zu jenen gehören alle diejenigen Noten, die aus der Zergliederung der melodiſchen Hauptnoten und aus der Vermiſchung derſelben mit Nebennoten entſtehn, und von welchen man einige mit beſondern Namen bezeichnet hat, wie z. B. den Laufer, die Walze, den Schwärmer u. ſ. w. Zu dieſen gehören theils die vorhin angezeigten beſtimmten Manieren, theils auch Veränderungen der Melodie von unbeſtimmter Form, womit die Melodie einer Soloſtimme, beſonders in Adagioſätzen, oft verziert wird.

Maniſeſte. Mit dieſem Namen pflegt man die Erklärungen der Mächte zu bezeichnen, die vornehmlich im Anfange eines Krieges bekannt gemacht und in denen die rechtfertigenden Urſachen des Kriegs dargeſtellt werden. Es ſind dieſe Erklärungen gewöhnlich an alle und jede, an das geſammte Publicum gerichtet und ſollen

das Unrecht des Gegners und die eignen Beſchwerden gegen denſelben ins Licht ſtellen. Die Form, in der die Manifeſte aber abgefaßt werden, iſt die der offnen Briefe, das heißt, ſie beginnen mit einer kurzen Anrede an das geſammte Publicum und ſind mit der einfachen Unterſchrift des Regenten verſehen. Verſchieden von ihnen ſind die Deductionen und Darſtellungen der Beweggründe, oder die ſogenannten Exposes des motifs: erſtre ſind gleichfalls officielle, an das geſammte Publicum gerichtete, aber nur ſelten im Namen des Regenten abgefaßte und von ihm nicht unterſchriebne Schriften in Form eines juriſtiſchen Libells; wogegen ſich dieſe, die gewöhnlich in franzöſiſcher Sprache abgefaßt ſind, durch ihre weniger juriſtiſche Form unterſcheiden; letztere ſind, mit Ausnahme von Deutſchland, beinahe nur allein noch in den letztern Zeiten im Gebrauche geblieben. Der Gebrauch der Manifeſte dagegen hat ſich allgemein bis auf unſre Tage bei allen Mächten erhalten; nur Frankreich, das ſich über ſo viele bis dahin allgemein für nothwendig geachtete Formen hinwegſetzte, erließ in den letzten Zeiten keine Manifeſte mehr, ſondern es erfolgten nur Botſchaften des Kaiſers an den Senat, Proclamationen an die Armee und oft ſehr pöbelhafte Ausfälle im Moniteur; denn freilich was konnte die franzöſiſche Regierung auch der Welt ſagen, das dieſe nicht ſchon längſt wußte, ſelbſt der Verſuch, ein ſo heilloſes Syſtem zu beſchönigen, mußte unmöglich werden. — Was den Werth oder den Unwerth der Manifeſte betrifft, ſo weiß man freilich, daß in denſelben nicht immer die Sprache der Wahrheit geſprochen ward, daß jeder Theil ſich in ihnen nur gar zu gern als den Beeinträchtigten, ſeinen Gegner aber als den Beleidiger darzuſtellen ſuchte, daß man alſo die Manifeſte nur mit großer Vorſicht als hiſtoriſche Quellen brauchen kann. Jedoch machen hiervon die in den letzten Kriegen gegen Frankreich erlaßnen Manifeſte eine rühmliche Ausnahme, indem ſie mit vollem Rechte als hiſtoriſche Quellen angeſehen werden können, und bei ihnen vielmehr der entgegengeſetzte Fall eintritt, daß in ihnen, ſtatt Übertreibungen, eine im Verhältniſſe zu den Unbilden, die ſich Frankreich der Reihe nach gegen alle Staaten des Continents erlaubte, eher zu gemäßigte Sprache herrſcht. C. z.

Manillen oder **maniliſche Inſeln**, ſ. Philippinen.

Manlius (Titus), mit dem Beinamen **Torquatus**, ein berühmter römiſcher Conſul und Feldherr, war ein Sohn des Manlius Imperioſus. Bei einem lebhaften Geiſte gebrach ihm das Talent, gut zu ſprechen. Sein Vater, der ihn nicht in die Stadt zu bringen wagte, hielt ihn auf dem Lande unter den Sclaven zurück. Dies Verfahren ſchien dem Volkstribunen Marcus Pomponius ſo ungerecht, daß er ihn vorladen ließ, um ſich deßhalb zu verantworten. Der Sohn, der mit Unwillen ſeinen Vater ſeinetwegen verfolgt ſah, eilte mit dem Dolch in der Hand zu dem Tribunen und ließ ihn ſchwören, von ſeiner Anklage abzuſtehn. Dieſe Kindesliebe rührte das Volk, das ihn im nächſten Jahre zum Tribunus militaris erwählte. Er zog mit dem Heere gegen die Gallier, deren einer den tapferſten Römer zum Zweikampf foderte. Manlius nahm die Ausfoderung an, erlegte ſeinen Gegner und ſchmückte ſich mit der goldnen Halskette deſſelben. Davon erhielt er den Beinamen **Torquatus**, der auf ſeine Nachkommen überging. Einige Jahre nachher wurde er zum Dictator ernannt; er war der erſte Römer, der, ohne Conſul geweſen zu ſeyn, dieſe Würde beklei-

dete. Darauf ward ihm mehrmals das Conſulat ertheilt; unter andern war er Conſul im J. 340 vor Chr. Geburt, während des Krieges der Lateiner. Gegen die ausdrückliche Verordnung des Manlius, daß ohne Befehl und außer ſeinem Gliede kein Römer ſich in ein Gefecht einlaſſen ſolle, nahm ſein Sohn, eingedenk des Sieges ſeines Vaters, einen Zweikampf an, zu dem einer der feindlichen Anführer ihn herausfoderte. Er war ſiegreich und legte die Beute des Feindes ſeinem Vater zu Füßen. Dieſer aber wendete ſich unwillig von ihm, übergab ihm einen Siegerkranz, und befahl zugleich dem Lictor, die Todesſtrafe, der er verfallen ſey, an ihm zu vollziehn. Dieſes Beiſpiel der Strenge verſchaffte dem Manlius den pünktlichſten Gehorſam. Er beſiegte wenige Tage darauf die Feinde am Viſiris, während ſein Mitconſul, Decius Mus, ſich für das Vaterland dem Tode widmete. Der Senat bewilligte ihm die Ehre des Triumphs. Er trat darauf in den Privatſtand zurück, den er bis an ſeinen Tod nicht verließ. Man nannte nach ihm ſprichwörtlich Manliana edicta alle Verordnungen, in denen eine ſo ſtrenge Gerechtigkeit gehandhabt wurde.

Manna heißt der eingetrocknete klebrige, blaßgelbe, durchſichtige, ſchleimichtſüße Saft, den einige Gattungen der Eſche im ſüdlichen Europa, beſonders in Calabrien und Sicilien, liefern. Man könnte eine ähnliche Subſtanz auch aus verſchiednen andern Gewächſen, z. B. aus den Runkelrüben, gewinnen. In den Morgenländern gibt es dieſer Manna liefernden Gewächſe mehrere, welche man zum Theil noch nicht einmal näher kennt. Eine dieſer Pflanzen gehört zum Geſchlechte des Hahnenkopfs (Hedysarum) und man vermuthet, daß ihr Manna dasjenige geweſen ſey, welches die Israeliten auf ihren Wanderungen in der arabiſchen Wüſte genoſſen. Auch in Amerika gibt es Gewächſe, die Manna liefern. Die Manna von Briançon kommt vom gemeinen Lerchenbaume.

Mannheim, vormals die Hauptſtadt in der untern Pfalz, jetzt die Hauptſtadt des Großherzogthums Baden, liegt am öſtlichen Ufer des Rheins, wo der Neckar hineinfällt. Churfürſt Friedrich IV. fing 1606 an, aus dem alten Dorf und Schloß Mannheim eine Stadt zu erbauen, und bevölkerte ſie mit Niederländern, welche wegen der Gewiſſensfreiheit ihr Vaterland verlaſſen hatten. Zwar wurde 1622 die neue Stadt von den Bayern und 1688 von den Franzoſen verwüſtet; aber die Churfürſten Johann Wilhelm und Carl Philipp, welcher Letztere 1720 wegen der Religionsſtreitigkeiten mit den Reformirten ſeine Reſidenz von Heidelberg dahin verlegte, ſtellten ſie wieder her, ſo daß ſie jetzt zu den ſchönſten Städten Deutſchlands gehört. Sie iſt ganz offen; vormals war ſie mit Wällen und Gräben eingefaßt und durch dreizehn Bollwerke verwahrt, aber durch die Ereigniſſe des Revolutionskriegs wurden die Feſtungswerke vernichtet. Unter den Plätzen ſind der Markt und der Paradeplatz, und unter den Kirchen die ungemein prächtige Kirche, die den Jeſuiten gehörte, und die Schloßcapelle am ausgezeichnetſten. Ferner ſind ſehenswerth das Kaufhaus, Rathhaus, Zeughaus, die Münze, verſchiedne Hoſpitäler, das Komödienhaus, der botaniſche Garten, das Obſervatorium, das Zucht- und Waiſenhaus u. ſ. w. Das Schloß iſt groß und prachtvoll und enthält verſchiedne koſtbare Sammlungen; auch iſt daſelbſt der Verſammlungsſaal der daſigen Akademie. Die Zahl der Einwohner iſt in den letztern Zeiten bis auf 18,000 geſunken. Handel und Fabriken werden zwar ſehr begünſtigt, wollen dennoch aber nicht be-

ſonders gedeihen. In dem Kriege Deutſchlands gegen Frankreich zu Anfang der Revolution litt die Stadt durch Belagerung und gegenſeitige Beſetzung; ſelbſt ein Flügel des Schloſſes wurde vernichtet. Statt der ehemaligen Schiffbrücke geht jetzt eine fliegende Brücke über den Rhein.

Mannrecht hieß ehedem dasjenige Recht, nach welchem adelige Vaſallen gerichtet wurden — das Lehnrecht. Dann bezeichnete man auch damit das Lehngericht, vor welchem ſich der Vaſall, wenn zwiſchen dem Lehnherrn und ihm Streit entſtanden war, ſtellen mußte. Daher rühren auch die Benennungen: Mannrichter, der Richter bei einem ſolchen Gericht; Mannbote, Manntag u. ſ. w. Doch ſind dieſe Ausdrücke jetzt nicht mehr gebräuchlich.

Mannus, einer der berühmteſten alten Helden bei den Deutſchen, ein Sohn Thiskons, welcher nach ſeinem Tode als ein Schutzgott verehrt wurde. Er war der Mars der Deutſchen. Sein Bildniß, in der Rieſengeſtalt eines altdeutſchen Kriegers, mit einer Thierhaut bekleidet, einen Schild an der Seite, und unter einer Eiche, dem Symbol der Stärke, ſtehend, wurde lange bei den Rugiern verehrt. Kritiker haben ihn bald für den Adam, bald für den Noah in der bibliſchen Geſchichte gehalten. Von ihm bedeutet das Wort Mann einen mit Kraft und Muth ausgerüſteten Menſchen.

Manometer, oder Dichtigkeitsmeſſer, iſt ein Werkzeug, das die Veränderungen anzeigen ſoll, welche die Dichtigkeit der Luft durch den Einfluß der Kälte und Wärme, ſo wie der Feuchtigkeit beſtändig erleidet. Otto Guerike gab das erſte Manometer an. Es beſteht aus einer Kugel von einem Fuß im Durchmeſſer, welche, nachdem die Luft herausgepumpt worden, mit einem, dem Umfange nach, möglichſt kleinen Gegengewicht an einer Wage ins Gleichgewicht gebracht wird. Sobald nun die äußere Luft dünner wird, als ſie vorher war, ſo trägt ſie natürlich nur einen geringern Theil vom Gewichte der Kugel als vorher, und dadurch erhält die Kugel den Ausſchlag; wird aber die Luft dichter als ſie vorher war, ſo trägt ſie einen größern Theil vom Gewichte der Kugel als vorher, und dadurch erhält ihr Gegengewicht den Ausſchlag. Um zu erfahren, wie viel die Luft dünner oder dichter geworden iſt, legt man entweder genau abgenehne Gewichte zu, bis das geſtörte Gleichgewicht wieder hergeſtellt iſt, oder man bringt oberhalb des Wagebalkens einen in Grad und Minuten abgetheilten Halbkreis an, an welchem die Zunge ſelbſt jedesmal den Winkel anzeigt, um welchen ſie von der Verticallinie abweicht. — An dieſem Werkzeuge hat man nachher anſehnliche Verbeſſerungen angebracht; beſonders iſt es unter Jouchy's Händen zu großer Vollkommenheit gediehen, welcher ſeinem Manometer den gleichbedeutenden Namen Daſymeter beilegt. Dagegen gibt Sauſſure dem gemeinen Barometer, das er in eine gläſerne Kapſel brachte, um die Elaſticität der darin befindlichen Luft bei verſchiednen Wärme- und Feuchtigkeitsgraden zu beſtimmen, mit Unrecht den Namen Manometer.

Manſtein (Chriſtoph Hermann von), wurde zu St. Petersburg den 1ſten Sept. 1711 geboren, erhielt von ſeinem Vater, welcher zuletzt Generallieutenant und Gouverneur zu Reval war, Unterricht in der Mathematik, und beſuchte daneben die Schule zu Narva bis in ſein dreizehntes Jahr. Um dieſe Zeit kam er in das Cadettencorps zu Berlin, wo er drei Jahr zubrachte, und ſodann als Werbeoffizier gebraucht wurde. Auf einer Reiſe zu ſeinen Ältern

ſtellte ihn der ſchwediſche Miniſter der Kaiſerin Anna vor, welche ihm ſo geneigt wurde, daß ſie ihm am preußiſchen Hofe ſeinen Abſchied auswirkte, und zum Grenadierhauptmann bei dem St. petersburgiſchen Regimente ernannte, mit welchem er ſich zur Armee des Feldmarſchalls Grafen von Münnich begab, der damals in die Crimm einrücken wollte. Er fand in dieſem Feldzuge ſolche Gelegenheit ſich auszuzeichnen, daß er bald erſter Oberſtwachtmeiſter und Generaladjutant des Feldmarſchalls wurde. Bei ſeiner Rückkehr nach St. Petersburg wurde er zum Oberſtlieutenant ernannt, aber kurz darauf im Jahr 1740 ſtarb ſeine Gönnerin, die Kaiſerin. Nach ihrem Tode nahm er auf Befehl des Grafen von Münnich den Herzog von Curland und ſeinen Bruder Carl Biron gefangen, und zog ſich zwar dadurch den Haß des Grafen Beſtuſchef zu, erwarb ſich aber zugleich die Gnade der Großfürſtin Anna, die Stelle eines Oberſten beim aſtrachaniſchen Regimente, und einige Güter in Ingermannland, mit denen die Großfürſtin ihn beſchenkte. In dem Kriege mit Schweden 1741 trug er zu dem Siege bei Wilmanſtrand vieles bei, ward auch dabei verwundet. Als Eliſabeth den Thron beſtieg, verlor er plötzlich ſeine Güter und ſein Regiment, und erhielt Befehl, ſich ſogleich nach St. Annen, nicht weit von Tſcherkask im woroneſiſchen Gebiet, zu begeben, wo man ihm ein andres Regiment ertheilte. Durch Vermittlung ſeiner Freunde erhielt er indeß Urlaub auf ein Vierteljahr, welches er in Liefland zubrachte, wo er auch blieb, da er das zweite moskowiſche Regiment erhielt. Mit dieſem wohnte er 1743 den Seezügen wider die Schweden bei, und kehrte nach dem aboiſchen Frieden wieder nach Liefland zurück. Hier klagte ihn ein ruſſiſcher Offizier der Verrätherei an, und ob ihn gleich das Kriegsgericht zu Dorpat, vor welches er geſtellt wurde, frei ſprach, ſo foderte er doch ſeinen Abſchied, den ihm jedoch die Kaiſerin in den gnädigſten Ausdrücken verſagte, und ihm hingegen Urlaub ertheilte. Nun reiſ'te er 1744 nach Berlin, und bat von hier aus abermals vergeblich um den Abſchied. Da er ihn nicht erhielt (nach andern Nachrichten erhielt er ihn endlich), ſo trat er in preußiſche Dienſte, wohnte 1745 als Freiwilliger dem preußiſchen Feldzuge wider die Öſterreicher bei, und zeichnete ſich in demſelben ſo aus, daß ihn der König zu ſeinem Adjutanten, und im Jahr 1754 zum Generalfeldwachtmeiſter ernannte. Neue Beweiſe ſeiner Tapferkeit gab er in dem kurz darauf ausbrechenden ſiebenjährigen Kriege, deſſen Ende er aber nicht erlebte. Denn als er auf königlichen Befehl, um ſich von einer in der Schlacht bei Collin am Arm erhaltnen Schußwunde heilen zu laſſen, nach Dresden reiſ'te, ſtieß er bei Welmina unweit Leitmeritz auf einen beträchtlichen Haufen öſterreichiſcher Huſaren und Kroaten, welche Laudon anführte. Es kam zum Handgemenge, und Manſtein, der ihnen nicht gewachſen war, büßte in demſelben am 27ſten Junius 1757 durch einen Schuß in die Bruſt ſein Leben ein. In ihm verlor der König von Preußen einen eben ſo tapfern, treuen und erfahrnen, als menſchlichen und gebildeten Krieger. Einen Beweis ſeiner Kenntniſſe liefern ſeine Mémoires historiques, politiques et militaires sur la Russie depuis 1727 — 1744. Avec la vie de l'auteur par Mr. Huber. Leips. 1771. 8., engliſch überſ. London 1770, 8. und 1773. Auch gibt es zwei teutſche Überſetzungen. Leipzig 1771, 8. und Bremen 1771, 8. A—s.

Manumiſſion, bei den Römern der feierliche Act, wodurch ein Sclave freigelaſſen wurde; ſ. Freigelaſſene.

Manſard (François), ein berühmter Baumeiſter, geboren zu Paris 1598. Auch ſein Vater, Pierre François, war Baumeiſter, ſtarb aber ſo frühzeitig, daß er den Unterricht ſeines Sohnes nicht vollenden konnte. François erwarb durch ſein glückliches Genie bald einen großen Ruf; ſeine Arbeiten ſchmücken nicht nur Paris und deſſen nächſte Umgebungen, ſondern auch die Provinzen. Die Kirche Val de Grace iſt nach ſeinen Zeichnungen bis an das große Geſims (Corniche) aufgeführt worden; und es iſt zu bedauern, daß es ſeinen Neidern gelang, ihn ſpäter davon zu entfernen. Manſard ſtarb als erſter königl. Baumeiſter 1666, und ward in der Kirche St. Paul beigeſetzt. Die Prachtgebäude, die nach ſeinen Zeichnungen aufgeführt wurden, ſind eben ſo viele Denkmale ſeiner Talente. Er entwickelte in ſeinen Entwürfen edle und prächtige Ideen, einen feinen Geſchmack, und eine genaue Kenntniß aller einzelnen Theile ſeiner Kunſt. Dabei war er ſo ſtreng in ſeinen Foderungen an ſich ſelbſt, daß er der letzte war, der ſeinen Werken Beifall gab. Colbert foderte ihn auf, einen Plan für den Palaſt des Louvre zu entwerfen, und fand die Arbeit Manſards ſo vortrefflich, daß er das Verſprechen von ihm verlangte, daß er ſeinen Entwurf ohne Abänderung ausführen wolle. Manſard verweigerte dieſe Zuſage, um ſich die Freiheit vorzubehalten, ſeine Arbeit noch verbeſſern zu können. Das Luſtſchloß Maiſons wird für ſein Meiſterwerk gehalten. Von ihm haben die gebrochnen Dächer, die er zuerſt angab, den Namen Manſarden.

Mansfeld, eins der älteſten gräflichen und fürſtlichen Geſchlechter in Deutſchland, das von den edeln Herren von Querfurt abſtammt und von dem Schloſſe Mansfeld ſeinen Namen hat. Es iſt in viele Linien getheilt, und erzeugte mehrere verdienſtvolle Helden und Staatsmänner. Unter den alten mansfeldiſchen Grafen hat ſich Hojer, der 1115 in dem Treffen bei Welfsholz blieb, um den Kaiſer Heinrich V. verdient gemacht. Albrecht, Graf von Mansfeld, erklärte ſich für Luthern und war in dem Religionskriege eine der vornehmſten Stützen der Proteſtanten. Er zwang 1547 Heinrich von Braunſchweig, die Belagerung von Bremen aufzuheben, und ſtarb 1560 im 80ſten Jahre. Volrath, Graf von Mansfeld, ſein 5ter Sohn, zeichnete ſich ſehr in den Kriegsheeren aus, befand ſich im Treffen von Montcontour und rettete durch einen ſchönen Rückzug einen Theil der deutſchen Reiterei. Er ſtarb den 30ſten Dec. 1578. Man muß ihn nicht mit dem Grafen Peter Ernſt von Mansfeld verwechſeln, der 1552 in Ivry gefangen wurde, wo er nach dem Treffen von Montcontour den Oberbefehl hatte. Er hatte nachher an den wichtigſten Geſchäften Theil, wurde Statthalter von Luxemburg und Brüſſel, und ſtarb 1604 in ſeinem 87ſten Jahre mit dem Titel eines Fürſten des römiſchen Reichs. Carl, Prinz von Mansfeld, ſein rechtmäßiger Sohn, that ſich im flandriſchen und ungariſchen Kriege hervor, und ſtarb 1595 ohne Nachkommen. Ernſt von Mansfeld, des Letztern natürlicher Bruder, den Peter Ernſt von Mansfeld mit einem Frauenzimmer von Stande zu Mecheln erzeugte, wurde von ſeinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernſt von Öſterreich, in der catholiſchen Religion erzogen, und leiſtete, nebſt ſeinem Bruder Carl, dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kai-

ſer in Ungarn wichtige Dienſte, daher ihn Kaiſer Rudolph II. legitimirte. Weil man ihm aber die Würde ſeines Vaters und die Güter, die er in den ſpaniſchen Niederlanden beſeſſen hatte, wider das gegebne Verſprechen vorenthielt, ward er ſo mißvergnügt darüber, daß er ſich 1610 zu den proteſtantiſchen Fürſten ſchlug, die reformirte Religion annahm, und einer der gefährlichſten Feinde des Hauſes Öſterreich wurde. Dieſes nannte ihn den Attila der Chriſtenheit. Er ſetzte ſich 1618 an die Spitze der empörten Böhmen, nahm 1619 Pilſen ein, und obgleich ſeine Völker in verſchiednen Treffen geſchlagen wurden, ſo ging er doch in die Pfalz, eroberte viele Plätze daſelbſt, verheerte Elſaß, nahm Hagenau ein und ſchlug die Bayern. Endlich ward er im April 1666 von Wallenſtein bei Deſſau gänzlich geſchlagen. Nachdem er die Völker, die ihm noch übrig geblieben waren, an den Herzog von Weimar überlaſſen hatte, wollte er in die venetianiſchen Staaten reiſen, wurde aber in einem Dorfe zwiſchen Zara und Spalatro krank, und ſtarb daſelbſt 1626 im 46ſten Lebensjahre, wahrſcheinlich an Gift. Man rechnet ihn unter die geſchickteſten Feldherrn ſeines Jahrhunderts. Er war unermüdet, und zur Arbeit, zum Wachen, zur Kälte und zum Hunger bis aufs äußerſte abgehärtet. Er brachte Armeen auf die Beine und verheerte die feindlichen Länder mit unglaublicher Geſchwindigkeit. Heinrich Franz, Graf von Mansfeld, aus eben dieſem Geſchlechte, zeichnete ſich im ſpaniſchen Succeſſionskriege aus, und ſtarb zu Wien 1715 in ſeinem 74ſten Jahre als Fürſt des römiſchen Reichs und von Fondi, Grand von Spanien und kaiſerlicher Generalfeldmarſchall. Er war auch Generalfeldzeugmeiſter, Geſandter in Frankreich und Spanien, Präſident des Hofkriegsraths und Großkämmerer des Reichs geweſen.

Mansfeld, eine Grafſchaft in Ober-Sachſen, welche gegen Norden an das Anhaltſche, gegen Oſten an das Magdeburgiſche, gegen Weſten an Stollberg und gegen Süden an Thüringen gränzt. Sie hatte ihre eignen Grafen, die aber ſchon im 16ten Jahrhundert in große Schulden verfielen. Die Folge davon war, daß die beiden Lehnsherrn, Churſachſen und Magdeburg, die Grafſchaft 1570 in Sequeſtration nahmen, jedoch den Grafen an ihrer Reichsſtandſchaft und an ihrem Sitz und Stimme, welche ſie auf den Reichs- und oberſächſiſchen Kreistagen hatten, unbeſchadet. Im J. 1716 wurde die Sequeſtration in Anſehung des unter magdeburgiſcher Landeshoheit ſtehenden Antheils aufgehoben; die churſächſiſche Adminiſtration dauerte fort. Graf Heinrich Franz erhielt 1690 von König Carl II. von Spanien das neapolitaniſche Fürſtenthum Fondi, und vom Kaiſer Leopold die Reichsfürſtenwürde, welche 1696 und 1709 beſtätigt und 1711 öffentlich bekannt gemacht wurde. Das Haus Mansfeld beſtand zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus zwei Linien, der bornſtädtiſchen oder catholiſchen, und der eislebiſchen oder lutheriſchen, wovon dieſe 1710, jene 1780 in den männlichen Erben erloſch, worauf die Gräfin Colloredo, geborne Fürſtin von Fondi und Mansfeld die Allodialerbſchaft überkam; die Grafſchaft aber Sachſen und Preußen in Beſitz nahmen. Im J. 1807 hatte der preußiſche Antheil das Schickſal aller preußiſchen Länder auf dem linken Elbufer, fiel aber 1814 an Preußen zurück. Das Land iſt auf der Nordſeite gebirgig und weniger fruchtbar. Dagegen hat es viele Bergwerke auf Kupferſchiefer, auch auf Silber, deren Ausbeute in frühern Zeiten ſehr

beträchtlich war. Die Schafzucht iſt nicht unbedeutend, die Waldungen ſind trefflich. Der ſächſiſche Antheil beträgt 6½ Quadratmeilen mit 23,600 Einwohnern, der preußiſche aber 6 Quadratmeilen mit 26,500 Einwohnern. Der Hauptnahrungszweig derſelben iſt der Bergbau.

Mansfield (William Murray, Graf von), geboren zu Perth in Schottland 1705, kam ſchon in ſeinem dritten Jahre nach London, ſtudirte zu Oxford, bereiſ'te Frankreich und Italien, widmete ſich nach ſeiner Rückkunft gerichtlichen Geſchäften und wurde bald als Redner allgemein bewundert. Nach einer zehnjährigen Praxis in der Kanzlei wurde er 1742 Sollicitorgeneral, 1756 Lordoberrichter der Kingsbench; der König verſetzte ihn zugleich in den geheimen Rath, und in jeder Art von Geſchäften, die er betrieb, zeichnete er ſich ruhmvoll aus. Er beſaß das Talent, die verwickeltſten Fälle mit Ruhe zu durchſchauen und ſie mit Klarheit und Präciſion vorzutragen. Im Argumentiren war er zierlich, einnehmend und bündig, und er beſaß einen unerſchöpflichen Schatz claſſiſcher, hiſtoriſcher und geſetzlicher Stellen. Seine Aufſätze waren klar, eindringend und ſeine Beredſamkeit unwiderſtehlich. Er hatte eine mit Grazie begleitete Manier und eine ſchöne Stimme. Im geheimen Rath verließ man ſich faſt ganz allein auf ſeinen Ausſpruch in Beſtimmung aller Streitigkeiten, welche die Colonien oder Priſen betrafen. Im Oberhauſe vertheidigte er ſtets Duldung und Religionsfreiheit und nur ſelten ſah er ſeine Ausſprüche umgeſtoßen. Zuweilen ging aber doch ſein Eifer für die Sache des Königs in Parteilichkeit über und im J. 1780 wäre er faſt das Opfer einer Volksbewegung geworden, in deren Folge plötzlich ſein Haus überfallen und in Brand geſteckt wurde. Nachdem er das Amt eines Oberrichters 31 Jahre lang verwaltet hatte, legte er es 1788 nieder, zog ſich in die Einſamkeit zurück und ſtarb 1793 auf ſeinem Landſitze zu Ken-Wood unweit Hampſtead.

Manſo (Johann Kaſpar Friedrich), geboren zu Zella im Herzogthum Gotha, im J. 1759, erhielt den erſten Unterricht, der ſich größtentheils auf die alten Sprachen beſchränkte, im väterlichen Hauſe von Privatlehrern. Dadurch wurde er früh mit den römiſchen Claſſikern vertraut. Noch vor ſeinem ſiebzehnten Jahre hatte er die meiſten von ihnen, ſelbſt den bändereichen Livius, mehrmals durchgeleſen, und im Griechiſchen, welches er meiſtens durch eignen Fleiß erlernen mußte, den Heſiod und Theokrit überſetzt. Zu frühen Verſuchen in der Poeſie weckten ihn theils die romantiſchen Umgebungen der Natur, theils die Bekanntſchaft mit J. Fr. Schmidt, dem bekannten Überſetzer des Horaz, der ihm durch Rath und Kritik nützlich wurde. Im ſiebzehnten Jahre beſuchte er das Gymnaſium zu Gotha, konnte aber den trefflichen Unterricht des Rectors Geißler nur ein Jahr genießen. In Jena, wo er fünftehalb Jahre, zuletzt als Erzieher im Hauſe des berühmten Rechtsgelehrten Hellfeld, lebte, ging er von der Theologie zur Philologie und Philoſophie über. Am meiſten wirkten hier auf ihn Schütz und Ulrich, und nächſt dieſen einige geiſtreiche Jugendfreunde, als die beiden Jacobs, Grabner und Schatz. Von der Univerſität kehrte er zurück nach Gotha, wo er eine Hauslehrerſtelle annahm und zugleich ſeit 1783 am Gymnaſium, zuerſt als Mitarbeiter und ſpäter als Profeſſor, lehrte. Im J. 1790 wurde er als Prorector an das Maria-Magdalenen-Gymnaſium in Breslau berufen, und übernahm

drei Jahre darauf, als erſter Profeſſor und Rector, die Leitung dieſer Anſtalt. In wie engen Freundſchaftsverhältniſſen er hier mit Garve lebte, erhellt vorzüglich aus den Briefſammlungen, die nach Garvens Tode erſchienen ſind. Manſo iſt als Dichter und Proſaiker, als Überſetzer, Humaniſt und äſthetiſcher Kunſtrichter aufgetreten. Von ſeinen Überſetzungen ſind die bekannteſten Virgils Landbau, Bion und Moſchus, der König Ödipus des Sophokles, und das befreite Jeruſalem; letzteres unvollendet. Wenn es auch Kunſtrichter gibt, die dem Überſetzer erlauben, mit ſeinem Original frei (wie ſie es nennen) umzugehn und willkürlich zu ändern, was ihnen nicht gefällt oder nicht mundgerecht iſt, ſo beſitzen wir doch gegenwärtig zu viele gelungne Überſetzungen, welche in Form und Inhalt dem Original ſtreng folgen, als daß noch ein Streit über die Pflichten eines Überſetzers ſeyn könnte. Aus dieſem Geſichtspunkte können wir weder Manſo's Ödip in Alexandrinern, noch ſeinen Taſſo in wielandſchen Stanzen, deren Inhalt dem Taſſo eben ſowohl gehört als nicht gehört, noch auch ſeinen Virgil, Bion und Moſchus in ziemlich unvollkommnen Hexametern mit beſonderm Beifall nennen, wiewohl in dieſen Arbeiten gelehrte Kenntniſſe und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen ſind. Unter ſeinen eignen Gedichten iſt ſeine Kunſt zu lieben, ein Lehrgedicht in drei Büchern, das bedeutendſte, deſſen Werth ſich größtentheils auf einen gewiſſen zierlichen Anſtand, welcher Verſtandesproduct iſt, und auf Correctheit des Ausdrucks beſchränkt. Ein gleiches gilt von der Epiſtel an Garve, über die Verleumdung der Wiſſenſchaften, die als philoſophiſches Gedicht nicht ohne Verdienſt iſt. Auch in den zwei Bänden ſeiner vermiſchten Schriften finden ſich unter dem Namen, poetiſche Wälder, zwei Bücher vermiſchter Gedichte. Es ſind didaktiſche und lyriſche Stücke, Elegien, Madrigale und Epigramme, theils Originale, theils freie Nachbildungen, unter denen manches durch Zartheit und Innigkeit anſpricht. Von Manſo's proſaiſchen Schriften nennen wir ſeine Verſuche über einige Gegenſtände aus der Mythologie der Griechen und Römer, ferner Sparta, ein Verſuch zur Aufklärung der Geſchichte und Verfaſſung dieſes Staats. In beiden finden ſich ſchätzbare Materialien und manche neue Anſicht. Eine Menge kleinerer Abhandlungen, deren mehrere in Sulzer abgedruckt ſind, u. dgl. übergehen wir.

Mantua, italieniſch Mantova, ein ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, welches, mit Einſchluß der kleinen Fürſtenthümer Caſtiglione und Solferino, auf einem Flächenraum von 46 Quadratmeilen über 200,000 Einwohner zählte. Es hatte als ein kaiſerliches Reichslehn ſeine eignen Herzoge aus dem Hauſe Gonzaga. Der letzte Herzog Carl IV. wurde, weil er in dem ſpaniſchen Succeſſionskriege die franzöſiſche Partei gehalten, 1708 von dem Kaiſer in die Acht und Oberacht erklärt, und ſtarb bald hernach zu Padua ohne Erben. Seit dieſer Zeit blieb Öſterreich in dem Beſitz des Landes, und vereinigte es zu Anfang des Jahrs 1785 ganz mit den mailändiſchen Landſchaften, mit denen es die öſterreichiſche Lombardei bildete. Im J. 1797 wurde es von Bonaparte mit zur ciſalpiniſchen Republik gezogen, und machte nachher den größten Theil vom Departement des Mincio im Königreich Italien aus, bis Öſterreich 1814 wieder Beſitz davon nahm. Die Hauptſtadt Mantua liegt in einem großen See, welchen der Mincio bildet. Man

gelangt nur vermittelſt zweier Dämme oder Hauptbrücken in die Stadt, beide aber können von eben ſo viel Forts und andern aufgeworfnen Werken beſtrichen werden. Um die Stadt ſelbſt geht eine ſtarke Mauer, und überdies iſt ſie durch eine Citadelle gedeckt. So iſt Mantua durch Natur und Kunſt eine Feſtung vom erſten Rang. Die Gaſſen ſind meiſtens breit und gerade, und zum Theil mit ſchöngebauten Häuſern beſetzt. Der Biſchof ſtand ehemals unmittelbar unter dem Papſt und wurde 1770 für ſich und ſeine Nachfolger in den Reichsfürſtenſtand erhoben; nachher ſtand er unter dem Erzbiſchof von Ferrara. Die ehemalige Kirche und Bibliothek der Franciscaner, die Kirche der vormaligen Jeſuiten mit ihrem zum aſtronomiſchen Obſervatorio eingerichteten Thurme, der ehemalige herzogliche Palaſt und Palazzo della Giustizia, die Gebäude der 1625 geſtifteten Univerſität, das Zeughaus, die Judenſynagoge, die Mühle der zwölf Apoſtel, der in Geſtalt eines T erbaute Palaſt Pitti mit ſeiner Gemähldegallerie, die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, und die damit vereinigte Mahler- und Bauakademie gehörten und gehören zum Theil noch zu den Merkwürdigkeiten der Stadt. Die blühende Stadt wurde äußerſt verwüſtet, als durch Verſchulden Balduins del Monte die Kaiſerlichen im J. 1630 in dem damaligen Erbfolgeſtreit ſich mit ſtürmender Hand ihrer bemeiſterten. Nachher erholte ſich Mantua wieder, aber ſeitdem kein Hof mehr daſelbſt war, hat es an Einwohnern und Fabriken ſehr abgenommen. Die Zahl der Einwohner, welche 1780 ſich auf 30,000 belief, verminderte ſich in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts um ein ganzes Drittel, weil die wichtige Feſtung Mantua damals eine große Rolle in den Kriegen zwiſchen Frankreich und Öſterreich ſpielte. Im J. 1796 eroberten ſie die Franzoſen durch eine enge Blokade, indem ſie Wurmſer zwangen, ſich wegen Mangels an Lebensmitteln zu ergeben. Im J. 1799 wurde ſie den Franzoſen von den Öſterreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung wieder entriſſen, aber im Anfang des J. 1801 mußte ſie den Franzoſen in Folge des nach der Schlacht von Marengo geſchloßnen Waffenſtillſtandes wieder übergeben werden. Nach dem pariſer Frieden räumten ſie die Franzoſen, ohne daß eine Belagerung Statt gefunden hatte.

Manual oder Memorial nennt der Kaufmann das Handlungsbuch, in welches alles in der Handlung täglich Vorkommende ſogleich eingetragen wird. (S. Buchhalterei.) An der Orgel heißt Manual die Claviatur für die Hand, im Gegenſatz des Pedals, welches mit den Füßen getreten wird.

Manufacturen heißt man Werkſtätte, wo Waaren im Großen verfertigt werden, und wobei eine Theilung der verſchiedenen Arbeiten Statt findet. Man macht nach dem Sprachgebrauch einen Unterſchied zwiſchen Fabrik und Manufactur (ſ. Art. Fabrik) und nennt dergleichen Werkſtätte, wo das Artefact vorzüglich durch Feuer und Hammer hervorgebracht wird, Fabrik, die, wo es mehr durch Hände und Maſchinen geſchieht, Manufaktur. Im gemeinen Leben wird indeß dieſer Unterſchied wenig beobachtet, und man ſpricht hier ſo gut von einer Schuhfabrik, als von einer Eiſenwaarenmanufactur. Die Manufacturarbeiten ſind zwar in Deutſchland jetzt nicht ſelten, doch haben ſie ihre größte Vollkommenheit in England erreicht. Und ſie ſind es, nicht die von einigen deutſchen Fabrikanten fälſchlich vorgegebne Unterſtützung

der Manufacturen von Seiten der engliſchen Regierung, welche verurſachen, daß die engliſchen Waaren nicht nur von beſſerer Qualität als die unſrigen, ſondern auch wohlfeiler ſind. Denn je weiter die Theilung der Arbeit geht, deſto vollkommner wird nicht nur jeder Arbeiter in ſeiner Beſchäftigung, ſondern es wird auch mehr Product in ein und derſelben Zeit geliefert und der Erzeugungspreis muß mithin geringer ſeyn. Dazu kommt noch, daß ſich nur bei der in den Manufacturen und Fabriken möglichen Theilung der Arbeit Maſchinen am beſten und vortheilhafteſten anwenden laſſen, welche ebenfalls nicht bloß zur Vollkommenheit der Erzeugniſſe, ſondern auch zur Niedrigkeit ihres Preiſes beitragen. Man kann übrigens ſämmtliche Manufacturen und Fabriken eintheilen, entweder nach den Erzeugniſſen, die ſie liefern, oder nach den darin wirkenden Kräften. BC.

Manuſcripte (Handſchriften). Aus der Lehre von ihnen, welche einen Haupttheil der Diplomatik ausmacht, kann hier nur das hauptſächlichſte erwähnt werden. Alle noch vorhandne Manuſcripte ſind entweder auf Pergament oder Papier geſchrieben. Das Papier iſt theils ägyptiſches (aus der eigentlichen Papyrusſtaude verfertigtes), theils Baumwollen- oder Seidenpapier (charta bombycina, ums J. 706 n. Chr. Geb. im Orient erfunden, das bis zu Einführung des Linnenpapiers gebraucht wurde, und ſich in Gemeinſchaft mit dieſem noch bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, jedoch mehr in griechiſchen als lateiniſchen Handſchriften, erhalten hat), theils Linnenpapier (deſſen Erfindungszeit, welche man in die erſte Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ſetzt, indem man ſich auf ein auf daſſelbe geſchriebnes Document vom Jahr 1243 ſtützt, noch immer ſtreitig iſt). Die früheſte Erwähnung der Schreibfedern findet man im ſiebenten Jahrhundert. Von den Dinten war die ſchwarze die gewöhnlichſte, und iſt ſehr alt; nur war die älteſte nicht mit Vitriol verſetzt, wie die unſrige, ſondern ſie beſtand gewöhnlich aus Ofenſchwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebnen Kohlen u. ſ. w. Auch rothe Dinte findet man ſchon in alten Zeiten, gewöhnlich in den Handſchriften in einer blendenden Schönheit. Mit ihr wurden die Anfangsbuchſtaben, die erſte Zeile und Inhaltsanzeigen (daher Rubrik, und der Schreiber Rubricator) geſchrieben. Etwas ſeltner, doch häufig genug, findet man in alten Handſchriften auch blaue Dinte, noch ſeltner grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber ſchrieb man entweder ganze Handſchriften (welche jedoch wegen ihrer Koſtbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören), oder man belegte doch die Anfangsbuchſtaben damit. In Anſehung der äußern Geſtalt theilen ſich die Manuſcripte in Rollen (Volumina, die älteſte Art, auf welche in ſpätern Zeiten noch die Troubadours in Frankreich ihre Gedichte ſchrieben) und in geheftete Bücher oder Bände (eigentliche Codices). Die Schreiber der Manuſcripte waren bei den Alten meiſtentheils Freigelaßne oder Sclaven (scribae, librarii), in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren beſſerten und ſchmückten nachher die Handſchriften aus. Aber von weit größerer Wichtigkeit als dieſe äußern Umſtände und Merkmale ſind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. ſ. w. einer Handſchrift die innere, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchſtaben, mit denen ſie geſchrie-

den ſind. Die Beurtheilung des Alters der griechiſchen Manuſcripte nach den Schriftzügen iſt ſchwerer, als die der lateiniſchen. Nur ſo viel läßt ſich von ihnen hier im Allgemeinen bemerken, daß die Züge einer griechiſchen Handſchrift deſto leichter, gefälliger und flüchtiger ſind, je älter ſie iſt, daß ſie aber im Fortgehn der Jahrhunderte immer ſteifer werden. Der Mangel oder das Daſeyn der griechiſchen Accente iſt unbeſtimmt und entſcheidet nichts. Übrigens wird man nicht leicht ältere griechiſche Handſchriften, als aus dem 7ten, höchſtens 6ten Jahrhundert finden. Die Schriftzüge der lateiniſchen Manuſcripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derſelben (Majuskeln, Minuskeln), theils nach der verſchiednen Geſtalt und dem Charakter, welche ſie bei verſchiednen Völkern oder in gewiſſen Zeiträumen annahmen (scriptura Romana antiqua Merovingica, Longobardica, Carolingica etc., wozu ſeit dem 12ten Jahrhundert die ſogenannte gothiſche kam, welches eine künſtlich abgeſchärfte und eckige Minuskel iſt), eingetheilt, und bei jeder dieſer Schriftarten wieder einzelne Regeln feſtgeſtellt, nach welchen man das Alter einer Handſchrift beurtheilen kann. Wegen ihrer Menge können nur folgende allgemeinere hier erwähnt werden. Vor dem 8ten Jahrhundert wird man ſelten Interpunctionen antreffen, auch nach eingeführter Punctation können aus dem 13ten und den folgenden Jahrhunderten noch Manuſcripte ohne Interpunction, aber mit Abſetzen der Worte vorkommen. Handſchriften, die keine Capitel- oder andre Abtheilungen haben, ſind immer alt; der ſogenannte Cuſtos, Wurm, oder die Wiederholung des erſten Worts des folgenden Hefts am Ende des vorgehenden, gehört in das 12te und ſpätere Jahrhunderte. Je wenigere und leichtere Abbreviaturen eine Handſchrift hat, deſto älter iſt ſie. Endlich hängen in den älteſten Handſchriften die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen an einander; erſt ſeit dem 9ten Jahrhundert iſt das Abtheilen der Worte zum allgemein herrſchenden Gebrauch geworden. Auch die Geſtalt der arabiſchen Ziffern, welche man im Allgemeinen zuerſt in Manuſcripten aus der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handſchrift bei. Verſchiedne Manuſcripte haben am Ende eine deutliche Beſtimmung, wann, gewöhnlich auch, durch wen ſie geſchrieben worden ſind (datirte Codices). Doch muß man die Richtigkeit dieſer Unterſchriften nicht gleich für erwieſen annehmen, da ſie oft bloß die Abfaſſung des Buchs anzeigen, oder ſich bloß auf einen Theil der Handſchrift beziehen oder gar erdichtet ſind. Welches die älteſte noch vorhandne Handſchrift ſey, läßt ſich nicht beſtimmen; nur ſo viel iſt gewiß, daß, auch ſeitdem wir die Proben der herculaniſchen Manuſcripte haben, alle unſre Handſchriften nicht über das erſte chriſtliche Jahrhundert hinausreichen. Übrigens iſt noch zu bemerken, daß man im Mittelalter ganze auf Pergament geſchriebne Bücher auslöſchte und abkratzte, um neue darauf zu ſchreiben, die unter die Seltenheiten gerechnet werden (codices rescripti, rasi). Doch hörte dieſer Gebrauch im 14ten Jahrhundert auf, wahrſcheinlich weil nun das Papier mehr aufkam. — Das beſte Handbuch über dieſe ganze Materie iſt: D. Aug. Friedr. Pfeiffer über Bücherhandſchriften überhaupt. Erlangen 1810. 8. A—s.

Manutius (Aldus, Paulus und Aldus), eigentlich Manuzio oder Manuzzi, Vater, Sohn und Enkel, drei in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt und überhaupt der Gelehrſamkeit höchſt ausgezeich-

Bayerische

nete Männer. Ausgerüſtet mit weitverbreiteten gelehrten Kenntniſſen und unermüdlicher Thätigkeit haben ſie in den Zeiten, wo die Wiſſenſchaften wieder erwachten und die Buchdruckerkunſt erſt zu wirken anfing, eine Folge von trefflichen Ausgaben der griechiſchen und römiſchen Claſſiker, die faſt alle Meiſterwerke der alten Literatur umfaßt, und außerdem eine Menge, theils eigner, theils fremder Werke herausgegeben, und dadurch zur Erleichterung und Verbreitung der Studien in ganz Europa mächtig gewirkt. — Aldus Pius Manutius Romanus, auch Aldus der Ältere genannt, war 1446 zu Baſſano geboren, ſtudirte hier und zu Ferrara, und ward Erzieher des jungen Fürſten zu Carpi, Albertus Pius, der ihm neben andern Gunſtbezeigungen den Beinamen Pius ertheilte. Erſt im männlichen Alter ſtudirte er das Griechiſche zu Verona unter Guarini und legte 1488 in Venedig eine Druckerei an. Die Buchdruckerkunſt wurde durch ihn ungemein vervollkommnet. Er ſchaffte die bisher gebräuchliche Mönchsſchrift ab und führte die ſogenannte Antiqua ein, erfand die Curſivſchrift, verbeſſerte die Unterſcheidungszeichen und gebrauchte zuerſt Cola und Semicola. Er ließ ſich ſehr angelegen ſeyn, nicht nur ſchön und correct, ſondern auch richtig in Abſicht auf den Text zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in ſeinem Hauſe eine gelehrte Geſellſchaft, in welcher über die abzudruckenden Schriftſteller und über die Verbeſſerung des Textes geſprochen wurde. Die griechiſche Grammatik von Conſtantinus Lascaris und das Gedicht des Muſäus waren 1494 die erſten griechiſchen von ihm gedruckten Bücher, und auf dieſe folgte eine beträchtliche Reihe griechiſcher und römiſcher Claſſiker, die noch gegenwärtig ſehr geſchätzt werden. Von ſeinen eignen Schriften ſind, außer Anmerkungen und Vorreden zu mehreren Schriftſtellern, bemerkenswerth: Institutt. grammat. gr. 1515, 4.; Dictionar. gr. 1497 (und Basil. 1519) Fol.; Institutt. gr. lat. 1501. 1508. 4; Introduct. perverbis ad hebr. ling. zuerſt bei Lascaris Grammatik, 1501, 4. Er verlor ſein Leben 1516 durch drei Mörder, die ihn tödtlich an dem Kopf verwundeten. In die Fußtapfen des Vaters trat ſein Sohn, Paulus Manutius, geboren zu Venedig den 1ſten Juli 1512. Er ſtudirte beſonders die lateiniſche Sprache, die er vortrefflich ſchrieb, hatte in Rom die Aufſicht über die apoſtoliſche Druckerei beim Druck der Kirchenväter und wurde auch bei der venetianiſchen Bibliothek gebraucht. In der Folge beſorgte er ſeines Vaters berühmte Buchdruckerei, lieferte viele treffliche Ausgaben griechiſcher und römiſcher Claſſiker und ſtarb 1574. Seine Editionen, beſonders von den Werken des Cicero, werden überaus hochgeſchätzt, und unter ſeinen eignen Schriften zeichnen ſich, außer den Anmerkungen zu verſchiednen lateiniſchen Autoren, aus ſeine Epistolae et Praefationes, 1558 und oft wiederholt. — Gleich rühmlich zeigte ſich ſein Sohn, Aldus Manutius der Jüngere, geboren 1547. Schon in ſeinem vierzehnten Jahre ſchrieb er einen Tractat von der lateiniſchen Orthographie, lehrte dann die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Piſa und Rom und ſtarb daſelbſt 1597 ſehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeit lang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Salluſt, Cäſar, Eutrop, mehrere Abhandlungen über römiſche Alterthümer, welche ſich in Grävius und Sallengre's Theſaurus finden u. ſ. w. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher iſt ein Anker, um den

ſich ein Delphin ſchlingt, bisweilen mit der Beiſchrift: Sudavit et alsit.

Mara (Gertrud Eliſabeth), geborne Schmehling, geboren zu Caſſel, unſtreitig eine der größten und ausgezeichnetſten Sängerinnen unſrer Zeit. Ihr Vater, ein Tonkünſtler, brachte ſie in ihrer zarteſten Kindheit nach London, wo ſie die Cither lernte, und ſich darauf ſchon in ihrem zehnten Jahre vor der Königin hören ließ. Auf Anrathen einer Hofdame legte ſie jedoch dieſes Inſtrument bei Seite und wurde dem Unterricht eines alten Sopraniſten, Paradiſi, übergeben, unter deſſen Leitung ſie ſich ſchon im vierzehnten Jahre als Sängerin bei Hofe mit großem Beifall hören ließ. Nach einigen Jahren reiſ'te ihr Vater mit ihr nach Caſſel zurück, und von da, wo man ſie eben keiner großen Aufmerkſamkeit würdigte, im J. 1766 nach Leipzig, wo ſie beim Concert als erſte Sängerin engagirt und bald der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung wurde. Im J. 1767 erhielt ſie den Ruf an den Hof nach Dresden, um in einem am Geburtstage des Fürſten aufzuführenden Stücke eine Rolle zu übernehmen. Die verwitwete Churfürſtin, Maria Antonia, ſelbſt eine große Kennerin der Muſik, übernahm es, ſie zuvor in der Action zu unterrichten; und Dem. Schmehling reiſ'te nach dieſer Vorſtellung geehrt und belohnt zu Anfang des J. 1768 nach Leipzig zurück. Hier bildete ſie ſich noch einige Jahre unter Hillers Anleitung, und ward zugleich Virtuoſin auf dem Clavier. Im J. 1770 wurde ſie darauf nach Potsdam berufen. Friedrich II., welcher bekanntlich deutſchen Sängern und Sängerinnen nicht geneigt war, hatte ſich zwar durch die Bewunderer der Künſtlerin endlich bewegen laſſen, ſie zu ſich einzuladen, erwartete jedoch ſo wenig, daß er das Concert nur im Nebenzimmer abzuwarten Willens war. Kaum aber hatte der Geſang begonnen, als der König näher rückte und nach und nach bis dicht an die Sängerin vorſchritt. Nach geendigter Arie lobte er ſie laut, und fragte, ob ſie ſich eine andre Arie vom Blatte zu ſingen getraue; auf ihr Bejahen ſuchte er ihr eine der ſchwerſten Arien aus, die ſie, wie alle übrigen, die er ihr nach und nach vorlegte, mit der größten Fertigkeit ſang. Sie wurde ſogleich mit 3000 Thlrn. Gehalt engagirt, und trat 1771 in Haſſens Intermezzo Piramo e Tisbe zum erſten Male in Berlin auf. Sie wetteiferte um den Preis mit dem großen Virtuoſen Concialini. Hier bildete ſie ſich neben Concialini und unter Porpora's Anleitung zugleich zur empfindungsvollen Adagio-Sängerin und guten Actrice, und genoß die allgemeine Bewunderung. Aber durch ihre Verbindung mit dem Violoncelliſten Mara (1774) wurde ſie in unzählige Verdrüßlichkeiten verwickelt. Sie wußte ſich zwar mit ihrem Gatten, der ſich durch ſeine Unbeſonnenheiten ſehr oft des Königs Ungnade zuzog, durch ihre Virtuoſität immer wieder zu behaupten; endlich aber kam es doch ſo weit, daß ihr der König, nach einigen vergeblichen Verſuchen von ihrer Seite, den Abſchied zu erlangen, ſie 1780 im höchſten Unwillen entließ; worauf ſie nach Sachſen, auch wieder nach Leipzig, und 1782 nach Wien, von da aber durch die Schweiz und 1783 nach Paris reiſ'te, wo ſelbſt die Todi, bis dahin der Gegenſtand der höchſten Bewunderung der Franzoſen, an der Mara eine überwiegende Nebenbuhlerin fand, und wo dieſe den Titel einer erſten Concert-Sängerin der Königin erhielt. Im J. 1784 ging ſie wieder nach London, wo ſie mit dem höchſten Enthuſias-

mus aufgenommen wurde, und gleich anfangs für dreizehn Abende im Pantheon-Concert 1000 Guineen erhielt. In dem berühmten Concert, das jährlich Händeln zu Ehren veranſtaltet wird, war ſie allemal die erſte Sängerin; auch wurde ſie im Winter 1785 und 86 am londner Operntheater engagirt. So einſtimmig aber die Lobeserhebungen von ihr als Künſtlerin waren, ſo groß ſind die Klagen über ihren Eigenſinn geweſen, den man, wenigſtens in England, beſonders auch in Oxford, auf ſehr ernſtliche Art geahndet hat. Im J. 1788 beſuchte ſie Turin und Venedig auf kurze Zeit; die Hoffnung, ſie im folgenden Jahre in Deutſchland zu hören, wurde durch anderweit eingegangne Verbindungen wieder vereitelt. Dagegen ging ſie 1802 nach Paris und beſuchte 1803 ihr Vaterland. Sie ließ ſich an mehrern Orten hören, als Frankfurt, Gotha, Weimar, Leipzig, Berlin, und entzückte allenthalben durch den Schmelz und Zauber ihres bis zur Vollendung ausgebildeten Geſanges. Sie wandte ſich darauf nach Petersburg, von wo ſie wieder nach England zu ziehen gedachte. Im J. 1808 befand ſie ſich aber noch zu Moskau, wo ſie nach dem Tode ihres Mannes, der in demſelben Jahre bei Rotterdam im Elende ſtarb, ihrem Begleiter, Florio, ihre Hand gab. — Der Ruhm dieſer großen Sängerin gründet ſich nicht bloß auf die Stärke und Fülle ihres Tons, und auf den außerordentlichen Umfang der Stimme (der ſich vom geſtrichnen G bis zum drei geſtrichnen F in völliger Gleichheit erſtreckt), ſondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung der Paſſagen, womit ſie die ſchwierigſten Stellen überwindet.

Marat, (Jean Paul). Dieſer mit verdienter Schmach und Verachtung gebrannmarkte Böſewicht, der Frankreich mit einem Blutdurſt und einer Mordluſt heimſuchte, daß ein heldenmüthiges Mädchen zu dem Entſchluß gebracht wurde, ſich ſelbſt aufzuopfern, um ihr unglückliches Vaterland von ihm zu befreien, war 1744 zu Baudry in dem Fürſtenthum Neufchâtel geboren. Sein unruhiger Charakter bewog ihn, ſeine Familie und ſeine Heimath zu verlaſſen. Er kam nach Paris ohne Mittel zum Unterhalt, ſtudirte die erſten Anfangsgründe der Medicin und Chirurgie und zog als Charlatan umher, indem er ein Gerüſte beſtieg und dem Volke öffentlich Kräuter verkaufte. Bald ſtieg ſein Ehrgeiz; er bereitete ein Waſſer, das er für ein Mittel gegen alle Krankheiten ausgab, und verkaufte das Fläſchchen um zwei Louisd'or. Bei dieſem hohen Preiſe fanden ſich wenig Abnehmer. Um ſich dem Elend zu entreißen, ſchmeichelte er auf das kriechendſte den Großen und brachte es endlich mit vielen Bitten dahin, daß ihn der Graf Artois zu ſeinem Roßarzt ernannte. Einige Werke, in denen er ſonderbare mediciniſche und phyſikaliſche Sätze behauptete, machten ihn bekannt. Dahin gehört ſeine Schrift De l'homme ou des principes de l'influence de l'ame sur le corps et du corps sur l'ame, das Voltaire einer derben Kritik würdigte; ſeine Découverte sur le feu, l'électricité et la lumière (deutſch von Weigel) und einige ähnliche Werke, welche dieſelben Gegenſtände behandeln. Er äußerte ſogar, daß er mit einer Schrift beſchäftigt ſey, nach deren Erſcheinung man alle Werke Newtons ins Feuer werfen würde. Er beſuchte England, wo er mit dem ſich in London aufhaltenden Duc d'Orleans in enge Verbindung trat, und kam zu Anfang der Revolution nach Paris zurück. Hier gab er Pamphlets zu Gunſten

des Grafen Artois, dann Monſieurs, heraus, und ergab ſich nach ihrer Abreiſe aus Frankreich ganz der orleaniſchen Partei. Sein erſtes Journal: Le Publiciste parisien, griff die erſten Beamten, namentlich Necker, an, den er einen Chevalier d'induſtrie nannte. Dieſem Journal folgte L'ami du peuple, worin der Verfaſſer jeden Tag Mord, Plünderung und Aufruhr predigte, mit einer Kühnheit, wovon man noch kein Beiſpiel hatte. Er ſuchte die conſtitutionelle Garde und die Bürger zu entzweien; er verfolgte den General Lafayette, den Gegner des Duc d'Orleans; er foderte die Armeen auf, ihren General umzubringen, die Armen, über das Vermögen der Reichen herzufallen. Sein Journal wurde die Urſach der Ermordung des Commandanten von Caen, Belſunce. Marat wurde mehrmals denuncirt, aber er entging jedesmal, bald durch die Flucht, bald durch Kühnheit und Unverſchämtheit. Im J. 1789 machte er bei der Nationalverſammlung Reclamationen gegen die Gewaltthätigkeiten, die, wie er ſagte, wegen der Herausgabe ſeines Journals an ihm verübt würden. Im J. 1790 verfolgte ihn die Gemeinde von Paris; der Diſtrict der Cordeliers nahm ihn in Schutz. Bald darauf belagerte La Fayette ſein Haus, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Er flüchtete zu einer Schauſpielerin und von da zu dem Pfarrer von Verſailles. Den 1ſten Auguſt 1790 übergab er der Verſammlung einen Plan zu einer Criminalgeſetzgebung; den 22ſten wurde er von Malouet denuncirt, weil er geſagt hatte, man ſolle in den Tuilerien achthundert Galgen errichten, und alle Verräther daran hängen, zuerſt aber den ältern Mirabeau. Aber dieſer ließ voll Verachtung zur Tagesordnung ſchreiten. Im Mai 1792 denuncirten mehrere Deputirte der Girondepartei die Auffoderungen, welche Marats Blätter anfüllten. Damals faßte er den unverſöhnlichſten Haß gegen die Gironde und gegen diejenigen, die er Staatsmänner nannte. Das Haus des Fleiſchers Le Gendre und die unterirdiſchen Räume der Kirche der Cordeliers dienten ihm zur Zuflucht, um ſich ſeinen Verfolgern zu entziehn. Er fuhr von dort aus fort, ſeine Blätter in die Welt zu ſchleudern. Dantons Schutz und der Club der Cordeliers verſchafften ihm ſtets den Triumph. Umſonſt ließ die Obrigkeit ſeine Preſſen aufheben; er erlangte einen Befehl, daß ihm vier in der königlichen Druckerei eingeräumt wurden. Bald that er ſich aufs neue am 10ten Auguſt 1792 hervor, welcher über die Monarchie entſchied. Marat wurde damals Mitglied der nach dieſem Tage benannten Municipalität und Präſident jenes ſchrecklichen Ausſchuſſes zur Aufſicht über die Gemeinde, der ſich bald aller Gewalt bemächtigte und die Metzelei in den Gefängniſſen veranſtaltete. Marat gab zuerſt den Rath zu den ſchrecklichen Blutbädern am 2ten und 3ten September 1792. Er ſchlug ein Umlaufsſchreiben an alle Stadträthe Frankreichs vor und unterzeichnete es, um ſie zur Nachahmung dieſer Metzeleien einzuladen. Es waren damals zwei Anklagedecrete gegen Marat vorhanden, dennoch wurde er zum Deputirten von Paris für den Convent ernannt und nahm ſogleich ſeinen Platz ein. Als er am 25ſten September die Rednerbühne beſteigen wollte, wurde er von mehrern Mitgliedern unterbrochen und behandelt, wie er es verdiente; aber von andern unterſtützt, behielt er ſeine ganze Kühnheit, griff ſeine Feinde an, rechtfertigte Dantons und Robespierre's Vorſchlag einer Dictatur, geſtand, daß er darauf angetragen, und bot mit eherner Stirn allem Hohn und Spott, womit ihn faſt der ganze Convent über-

häufte, Trotz. Am 24ſten Oct. wurde er angeklagt, unaufhörlich Anarchie zu predigen und noch 200,000 Köpfe verlangt zu haben. Weit entfernt, dieſen ſcheußlichen Antrag abzuläugnen, geſtand er öffentlich, daß dies ſeine Meinung ſey. Am 6ten December machte er die Motion, „daß man den König durch namentlichen Aufruf richten und eine Überſicht der Abſtimmung öffentlich anſchlagen ſolle, damit das Volk die Verräther im Convent kennen lerne.“ Er denuncirte zugleich die Exiſtenz einer großen Verſchwörung, um den König zu retten „deren Häupter,“ wie er ſagte, „Volksrepräſentanten, Geiſtliche, Journaliſten, Edelleute und ſogar Conventmitglieder wären.“ Unzufrieden mit dem Bericht, den am 10ten ein Deputirter gegen den König erſtattete, beſtieg er die Bühne, ſtrömte die gröbſten Schmähungen über den König aus, und widerſetzte ſich den folgenden Tag, daß dem Könige Rathgeber bewilligt werden ſollten, indem er hinzuſetzte: „Ich verlange, daß das Urtheil und die Hinrichtung nicht mehr vier und zwanzig Stunden verſchoben werden.“ In ſeinem Journal fuhr er fort, die Wuth des Volks anzureizen. „Mordet,“ heißt es darin, „mordet 200,000 Anhänger der vorigen Regierung und reducirt die Mitglieder des Convents auf ein Viertel.“ Als es ihm am 2ten Januar 1793 nicht gelingen wollte, die Permanenz der Sectionen decretiren zu laſſen, ſchalt er die Mehrzahl Schurken, ſchändliche Lumpenhunde u. ſ. w. Am 26ſten Februar klagten ihn die Deputirten der Gironde an, zum Raube aufgefodert zu haben, und betrieben mit Eifer ein Anklagedecret gegen ihn. Er, wie gewöhnlich, rühmte ſich ſeiner Verbrechen und antwortete mit den gröbſten Schmähungen. Mit Erſtaunen hörte man ihn am 12ten März Dumouriez vertheidigen. Als er aber am 21ſten alle Anführer als Verräther, und alle Armeen als unfähig, dem Feinde zu widerſtehen, denuncirte, foderte ein Deputirter, daß man ihn für toll erklären ſolle. Am 4ten April drang er auf die Bildung des allgemeinen Sicherheitsausſchuſſes, um die Verdächtigen zu arretiren, und erklärte ſeinen Collegen nach vielen Vorwürfen, daß ſie ſich betrügen, als ob ſie dem Irrenhauſe entſprungen wären. Am 6ten verlangte er, man ſolle 100,000 Anverwandte von Emigranten als Geißeln für die Sicherheit der von Dumouriez dem Feinde ausgelieferten Commiſſarien in Beſchlag nehmen. Am 11ten trug er darauf an, auf die Köpfe der flüchtigen Bourbons einen Preis zu ſetzen, welchen Vorſchlag er in der Folge noch einmal erneuerte. Bald darauf präſidirte er in dem Jacobinerclub und unterzeichnete als Präſident die berüchtigte Adreſſe an das Volk, um es gegen die Mehrzahl des Convents zur Inſurrection zu reizen. Die Girondiſten griffen ihn deßhalb an und bewirkten ſogar am 13ten ein Anklagedecret. Marat verbarg ſich damals und ſchrieb an den Convent, um ihm anzuzeigen, „daß er ſich ſeinem Decret nicht unterwerfe, daß bereits 47 Departements die Ausſtoßung der Deputirten, die für die Appellation an das Volk geſtimmt hätten, gefodert haben, und daß die andern unverzüglich ein gleiches thun und alsdann die Nation ihre Feinde beſtrafen würde.“ Nachdem er ſeine Banden abgerichtet und alles in Bereitſchaft geſetzt hatte, erſchien er am 18ten vor dem Tribunal, wurde losgeſprochen, im Triumph in den Convent getragen, und erſchien mi Lorbeern gekrönt auf der Tribune. Jetzt ſuchte er an ſeinen Fe den Rache zu nehmen. Zu Anfang des Juni wurden 27 Deputirte auf ſeinen Antrieb verhaftet und nachher enthauptet. Der

Tod, den er am 14ten Juli 1793 von Charlotte Corday's Hand empfing (ſ. Corday), machte endlich ſeinen Ruchloſigkeiten ein Ende; auch ohnedies würde ſein durch das Gift früherer Ausſchweifungen zerrütteter Körper in kurzem haben unterliegen müſſen. Als einem Martyrer der Freiheit wurde ihm faſt göttliche Ehre erwieſen. Triumphbogen und Mauſoleen erhoben ſich auf allen Plätzen von Paris. Man erkannte ihm das Pantheon zu, und Dichter verherrlichten ihn. Als aber dem berauſchten Volke die Vernunft zurückkehrte, zerſchlug man ſeine Büſten, riß ſeine Aſche aus dem Pantheon und warf ſie in die Cloake Montmartre. Marat war nur fünf Fuß hoch; ſein Kopf war unförmlich dick, ſein Blick wild, ſein Geſicht häßlich. Seine ſchmutzigen Kleider und fettigen Haare, ſo wie der Name Ami du peuple, den er ſich ſelbſt gab, vermehrten nur ſeine Gunſt beim Volke.

Marathon, ein Flecken in Attika, 140 Stadien von Athen entfernt, berühmt durch den Sieg, welchen hier im 3ten Jahre der 72ſten Olympiade die Athenienſer unter Miltiades über die Perſer erfochten (S. Miltiades.)

Maratta (Carlo), ein berühmter Mahler und Kupferſtecher, geboren 1627 zu Camerino in der Marc Ancona, verrieth ſchon in frühſter Kindheit große Liebe zur Mahlerei, indem er mit dem Safte von Kräutern und Blumen allerlei Figuren, die er auf die Mauern des väterlichen Hauſes zeichnete, ausmahlte. In ſeinem elften Jahre kam er nach Rom. Hier blieb er bis zu ſeinem neunzehnten Jahre in der Schule des Sacchi, ſtudirte die Werke Rafaels, der Carracci und des Guido Reni und bildete ſich nach ihnen eine eigenthümliche Manier, mit der er großen Ruhm erwarb. Für Ludwig XIV. mahlte er ſein berühmtes Bild der Daphne. Mehrere Päpſte benutzten ſeinen Pinſel. Clemens XI. bewilligte ihm eine Penſion und ernannte ihn zum Chriſtusritter und zum Aufſeher der venetianiſchen Zimmer. Er ſtarb 1713 in einem hohen und geehrten Alter. Beſcheidenheit und Gefälligkeit waren die Hauptzüge ſeines Charakters. Nicht zufrieden, zur Erhaltung der Mahlereien Rafaels im Vatican und Carracci's in dem farneſiſchen Palaſt beigetragen zu haben, ließ er dieſen Meiſtern Denkmäler in der Kirche Della Rotonda ſetzen. Als Künſtler verdient Maratta den Namen des letzten Mahlers der römiſchen Schule. Er war ein großer Zeichner; ſeine Gedanken waren erhaben, ſeine Anordnung war ſchön, ſein Ausdruck gefällig, ſeine Behandlung verſtändig und ſein Colorit lebhaft. Er verſtand die Geſchichte, Architektur und Perſpective, und wußte in ſeinen Gemählden einen guten Gebrauch davon zu machen. Vornehmlich bewundert man die Grazie, die in allen ſeinen Werken herrſcht, und die herrliche Zeichnung in ſeinen Händen und Füßen. Seine Hauptwerke ſind in Rom; auch ſieht man ein ſchönes Gemählde von ihm in dem Palaſt Michaïlow zu Petersburg. Er hat außerdem mehrere treffliche Blätter geätzt, unter andern das Leben der Maria in zehn Vorſtellungen. Von ſeinen Schülern ſind die bekannteſten Chiari, Berettoni und Paſſori.

Maratten, ein hindoſtaniſches Volk, welches die innern gebirgigen Gegenden der Halbinſel dieſſeit des Ganges und ein großes Stück Landes von Surate bis Goa und an die malabariſche Küſte inne hat. Sie gränzen nordwärts an Hindoſtan, oſtwärts an den bengaliſchen Meerbuſen, ſüdwärts an Golconda und weſtwärts an das Meer. Ihr Gebiet beträgt ungefähr 28,000 deutſche

Quadratmeilen. Die Hauptſtadt war ſonſt Satara oder Settarah. Die Maratten gehören zu den Rasbutten, einem alten kriegeriſchen Volke, und ſingen erſt im 17ten Jahrhundert an, ſich hervorzuthun. Der Stifter ihres Staats war Sewagi, welcher 1680 ſtarb. Seine Nachkommenſchaft ſtarb 1777 aus. Im achtzehnten Jahrhundert vergrößerte ſich die Macht der Maratten beträchtlich, und ihr Staat war bis 1739 eine vollkommne Monarchie. Als aber 1740 der ſchwache Ram Rajah den Thron beſtiegen hatte, theilten ſeine beiden Hauptminiſter, der Peiſchwah oder Civilminiſter Bajirow und der Bukſchi oder Kriegsminiſter und Oberfeldherr Ragogi, das Reich. Der Peiſchwah eignete ſich die Herrſchaft der weſtlichen Provinzen zu und nahm ſeinen Sitz zu Punah, der Bukſchi nahm die öſtlichen Provinzen und wählte Nagpur in Berar zur Reſidenz. Ram Rajah wurde in der Feſtung Sattarah gefangen gehalten, wo er 1777 ſtarb. So entſtand ein doppeltes Reich: der Punah-Maratten und der Berar-Maratten. Die andern Fürſten folgten dem Beiſpiel der Miniſter, jeder riß ein größeres oder kleineres Gebiet an ſich, und die Eine unumſchränkte Monarchie zerſiel in einen Staat von vielen föderirten Fürſten. Das Punah- und Berarreich wurden von ihren Uſurpatoren abgeſondert und unabhängig von einander regiert. Nur gleich nach ihrer Gründung thaten ſie (zwiſchen 1742 und 44) einen gemeinſchaftlichen Einfall in Bengalen, zu welchem jeder 80,000 Reiter ſtellte. Aliverdy Chan hatte (kurz vor 1738) Bengalen zu einem unabhängigen Reiche gemacht und bisher die ganzen Einkünfte bezogen. Nun war ihnen der Chout auch in Bengalen eingeräumt, deſſen Rückſtände die beiden Marattenhäupter, als ihnen gemeinſchaftlich zugehörig, mit gewaffneter Hand foderten. Eiferſucht und Uneinigkeit machten ihren Einfall weniger furchtbar, als er ſonſt geweſen ſeyn würde. Erſt 1744 zogen die Maratten mit reicher Beute ab; aber auch nachher wurde der Chout nie regelmäßig eingefodert. — Folgendes iſt ein kurzer Abriß der Geſchichte der beiden Marattenſtaaten. 1. der Staat der Punah-Maratten. Er nahm die ganze Küſte Concan von Goa bis Camboja ein, und war von Myſore, Golconda, Berar und den marattiſchen Fürſtenthümern Guzerate, Ugein und Endore umgeben. In demſelben lagen die vornehmſten Beſitzungen der Präſidentſchaft Bombay. Die jährlichen Einkünfte des Peiſchwah betrugen über 30 Millionen Thaler. Bajirow machte verſchiedne Eroberungen. Sein Sohn Ballagi, der ihm 1759 in der Würde eines Peiſchwah folgte, ſetzte dieſe Eroberungen bis in den Penjab und zu den Ufern des Indus fort. Aber durch dieſe Vergrößerung des Punahſtaats kam er in Berührung mit den von Abdallah, einem vormaligen Generale Nadir Shahs, regierten Ländern. Der Peiſchwah beſchloß, alle Mahomedaner zu vertreiben, und die Marattenherrſchaft über ganz Indien zu verbreiten. Das ganze Land theilte ſich (1759—61) in zwei Parteien zu einem allgemeinen Kampfe: die Mahomedaner ſchloſſen ſich an Abdallah an, und erſchienen 150,000 Mann ſtark in den Ebnen von Carnawl und Panniput; die Maratten, in Verbindung mit den Jats, führten 200,000 Mann dahin. Nach langem mörderiſchen Kampfe wichen die Letztern, und mit dieſer Schlacht verloren ſie die Oberherrſchaft über Indien, wonach ſie ſtrebten. Seitdem erholten ſich die Maratten nie wieder ganz. Ballagi ſtarb bald darauf, ſein Sohn Maderow ſchon im J. 1772 und ſein Enkel Narain Row ward das Jahr darauf von ſeinem Oheim Ragobah er-

mordet. Doch gelangte dieſer nicht zur Peiſchwahwürde, weil der Knabe, den die Witwe des ermordeten Narain nach ſeinem Tode geboren haben ſollte, auch für deſſen Sohn erkannt wurde. Nun bot Ragobah der Präſidentſchaft Bombay die Inſel Salſette an, wenn ſie ſeine Abſichten gegen ſeine Gegenpartei unterſtützen würde. Aber der Rath zu Bengalen mißbilligte einen Krieg mit den Maratten und ſchloß 1776 einen Vertrag, nach welchem Ragobah ſeinen Foderungen entſagte, die Engländer aber im Beſitz von Salſette blieben und außerdem einen Diſtrict von drei Lak Rupien jährlicher Einkünfte erhalten ſollten. Ragobâh blieb zu Bombay; die Engländer behaupteten, der ihnen eingeräumte Strich bringe nicht die bedungene Summe ein; Ragobahs Freunde hatten die Partei des jungen Peiſchwah zu Punah geſtürzt, und die Räthe von Bombay ſchickten mit Einwilligung des Raths von Bengalen den Ragobah (1778) mit einer engliſchen Armee nach Punah. So brach der zweite Krieg zwiſchen England und den Maratten aus (von 1778—82). Die Engländer erfochten große Vortheile und drangen weit vor; dennoch war ihnen der Friede, des Kriegs mit Hyder-Ali wegen, wünſchenswerth. Sie ſchloſſen ihn 1782 und gaben alle Eroberungen, bis auf Salſette und die benachbarten Inſeln, zurück. Maderow, der Sohn des ermordeten Narain Raw, geb. 1774, wurde als Paiſchwah anerkannt. 2. Der Staat der Berar-Maratten. Er ward weniger in auswärtige Kriege verwickelt, aber deſto häufiger durch innere Unruhen zerrüttet. Die Provinz Berar, ſein Hauptgebiet, iſt 200 indiſche Meilen lang und 170 breit. Einige Jahre nach der Streiferei, die Ragogi mit dem Peiſchwah nach Bengalen unternahm, entriß er dem Uſurpator von Bengalen, Aliverdy, den beſten Theil von Oriſſa. Von Bengalen nur durch einen ſchmalen Fluß getrennt, ſtreiften die Berar-Maratten häufig in die Gränzprovinzen dieſes ſchönen Landes. Erſt nachdem Choſſim Ali, Nabob von Bengalen (1761), die Provinzen Burdwan und Midnapur den Engländern abgetreten hatte, hörten dieſe Plünderungen auf, wiewohl ſie ihre Anſprüche auf den ihnen nach Aurengzebs Tode in Bengalen verwilligten Chout von 16 Lak Rupien (1200,000 Thlrn.) nicht aufgegeben haben. Es fehlt jedoch an der Erhebung, und ſelbſt während des faſt allgemeinen Kriegs 1780 wurde nur ſchwach auf die Entrichtung des vierten Theils gedrungen. Ragogi, der erſte Berar-Rajah, hinterließ nach einer langen Regierung vier Söhne. Der älteſte folgte dem Vater, ſtarb aber kinderlos; die beiden folgenden, Sebagi und Modagi, bekriegten ſich über die Erbfolge. Der erſte fiel, worauf der zweite Rajah wurde. Der jüngſte Bruder, Bembagi, verwaltet unter ihm die Provinzen Ruttunpur und Sumbulpur.

Marburg, die Hauptſtadt in Ober-Heſſen mit ungefähr 5500 Einwohnern und einem Schloſſe, an der Lahn gelegen. Sie hängt gleichſam an einem Berge, auf welchem oben das Schloß liegt. Im J. 1527 wurde hier eine Univerſität geſtiftet, welche unter der Regierung des jetzigen Churfürſten anſehnliche Verbeſſerungen erhalten hat. Sie hat unter andern ein ſtaatswirthſchaftliches und ein chirurgiſches Inſtitut. Unter den lutheriſchen Kirchen iſt die St. Eliſabethkirche mit ihren ſchönen Denkmälern die ſehenswertheſte. Die Stadt hat einige Manufacturen. — Im J. 1757 beſetzten die Franzoſen das Schloß; die Alliirten nahmen es ihnen aber durch Belagerung 1759 wieder ab. Im J. 1760 eroberten es die Fran-

zoſen von neuem und behaupteten ſich 1761 gegen einen heftigen Angriff der Alliirten. Während der Dauer des Königreichs Weſtphalen war Marburg die Hauptſtadt des Werra-Departements.

Marc Aurel, ſ. Antoninus.

Marcaſit wird eine metallartige Subſtanz genannt, von welcher es vielerlei Gattungen gibt. Am häufigſten benennt man damit einen metalliſchglänzenden, ins Goldgelbe, wohl auch ins Stahlgraue ſpielenden Schwefelkies, welcher meiſtens ſo hart iſt, daß er am Stahle Funken gibt, und welcher, außer dem durch Schwefel vererzten Eiſen, zuweilen auch Gold, Silber, Arſenik u. ſ. w. hält. Übrigens nennen die Materialiſten und Apotheker auch den Wismuth Marcaſit, ſo wie endlich die Alchymiſten allem unreifen Metall denſelben Namen beilegen.

Marcello (Benedetto), ein berühmter Muſiker und trefflicher Dichter, geboren zu Venedig im J. 1680 von adeligen Ältern. So leidenſchaftlich er auch die Muſik liebte und ſich ihr widmete, ſo entzog er ſich doch auch nicht dem Dienſte der Republik. Mehrere Jahre bekleidete er das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern. Hierauf wurde er Provveditor zu Pola und endlich Schatzmeiſter zu Brescia, wo er 1739 (nach Fabroni 1732) ſtarb. Seine Motetten, Cantaten, Pſalmen und übrigen Werke erlangten einen ungemeinen Ruf, und verdienten ihn wegen ihrer edeln Simplicität und Erhabenheit. Aber ſein Geſang iſt von faſt unüberſteiglichen Schwierigkeiten, und erfodert eine Stimme vom weiteſten Umfang, welche die ungewöhnlichſten Intervallen nicht ſcheut. Er hat für die Kirche, das Theater und die Kammer componirt und außerdem verſchiedne theoretiſche und andre Werke geſchrieben. Zu ſeinen Schülerinnen gehörte die berühmte Fauſtina Bordoni, nachmalige Haſſe. Auch ſeine Gemahlin war eine treffliche, von ihm gebildete Sängerin.

Marcellus (M. Claudius), ein berühmter römiſcher Feldherr, der im zweiten puniſchen Kriege zuerſt glücklich gegen Hannibal focht. Schon früher hatte er während ſeines Conſulats im J. Roms 531 die größten Proben von Muth und Tapferkeit gegeben, indem er den Anführer der Gallier, der ihn zum Zweikampf foderte, beſiegt und dadurch die überlegne galliſche Armee ſo muthlos gemacht hatte, daß ſie vor dem kleinen Römerheer die Flucht ergriff. Die Folge dieſes Sieges war die völlige Beſiegung Ober-Italiens. Marcellus triumphirte, weil er, ſo lautete der Senatsbeſchluß, die Inſubrier und Germanen bezwungen habe. Das iſt das erſte Mal, daß in der römiſchen Geſchichte die Germanier genannt und das letzte Mal, daß des perſönlichen Zweikampfs der Feldherrn erwähnt wird. Als bald darauf der zweite puniſche Krieg ausbrach, trat er nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä gegen den Hannibal auf, indem er als Prätor das Commando über die übriggebliebnen Truppen zu Canuſium an des Terentius Varro Stelle übernahm. Auf die Nachricht, daß Hannibal ſich gegen Nola wende, eilte er ihm zuvor, und warf ſich in die Stadt, ſie zu vertheidigen. Er zwang die Carthaginienſer, ſich mit Verluſt zurückzuziehn. Seine Wahl zum Conſul, die inzwiſchen erfolgt war, wurde auf Anſtiften der eiferſüchtigen Patricier von den Auguren für ungültig erklärt. Marcellus blieb daher zu Nola, das Hannibal aufs neue mit aller Macht beſtürmte, und beſchloß endlich, da der Ort unhaltbar wurde, eine Hauptſchlacht in freiem Felde zu

wagen. Sein an Zahl geringeres Heer hatte den Vortheil längerer Speere. Nach einem harten Kampfe wurde Hannibal gezwungen, ſich in ſein Lager zurückzuziehn. Endlich wurde er im J. Roms 539 zugleich mit dem berühmten Fabius Maximus Cunctator zum Conſulat erhoben. Er vereitelte einen dritten Verſuch Hannibals auf Nola und bot demſelben eine Schlacht an, die dieſer nicht anzunehmen wagte. Eine Krankheit unterbrach auf einige Zeit ſeine Thätigkeit. Nachdem er geneſen war, ging er in ſeine Provinz Sicilien, wo er mehrere tapfere Thaten verrichtete, unter denen die Belagerung von Syracus die merkwürdigſte iſt. Nachdem er vergebens alles verſucht hatte, ſich dieſer Stadt, welche Archimedes durch ſeine kunſtreichen Maſchinen mit ſiegendem Erfolge vertheidigte, mit Gewalt zu bemächtigen, beſchränkte er ſich auf die Blokade, vereitelte alle Verſuche der Carthaginienſer, ſie zu entſetzen und war ſo glücklich, ſich ihrer nach und nach theils durch Liſt, theils durch die Waffen zu bemächtigen. Da die Stadt ohne Bedingung übergegangen war, konnte er die Plünderung nicht verhindern. Er befahl aber, keinen Syracuſaner zu tödten. Dennoch wurden von den erbitterten Soldaten viele Einwohner ermordet; unter dieſen auch Archimedes. Marcellus bedauerte ſehr den Tod deſſelben, verlieh ſeinen Anverwandten große Vorrechte und ließ ihn feierlich beſtatten. Nachdem er den größten Theil der Inſel unterworfen und noch einen vollſtändigen Sieg über die Carthager davon getragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehre einer Ovation erhielt. Im J. 543 wurde er mit dem M. Valerius Lävinus zum Conſulat erhoben und ſollte wieder das Commando in Sicilien erhalten, aber die Syracuſaner ſandten Abgeordnete nach Rom, welche ſich über ſeine Grauſamkeit beſchweren und einen andern Feldherrn erbitten mußten. Marcellus wurde zwar freigeſprochen, tauſchte aber die Provinzen freiwillig und blieb in Italien. Als ſpäter die Syracuſaner Reue empfanden und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, vergab er ihnen nicht nur, ſondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alten Freiheiten zurückgegeben und ſie als Bundesgenoſſen Roms angeſehn wurden. Jene erklärten ſich aus Dankbarkeit für Clienten des marcelliſchen Hauſes. Marcellus führte indeß in Italien den Krieg gegen Hannibal. Bei Numiſtrum lieferte er eine unentſchiedne Schlacht; im folgenden Jahre wurde er bei Canuſium von Hannibal geſchlagen, erneuerte aber, die Flüchtlinge ſammelnd und mit Muth befeuernd, den Tag darauf den Kampf und ſiegte, wiewohl mit großem Verluſt. Im J. Roms 545 erhielt er das Conſulat zum fünften Mal mit T. Quinctius Criſpinus. Beide Conſuln vereinigten ſich am Liris, aber Hannibal lehnte die von ihnen angebotne Schlacht ab. Die Römer waren im Begriff, einen kleinen Berg zur bequemen Lagerſtätte zu beſetzen, als ſie ſich plötzlich vom Feinde umringt ſahen. Dennoch würden ſie ſich vielleicht durchgeſchlagen haben, wenn nicht die Hetrurier, welche den größten Theil der Cavallerie ausmachten, ſich ſogleich ergeben hätten. Marcellus ſelbſt blieb; ſein Sohn und der andre Conſul ſchlugen ſich durch. So ſtarb dieſer große Feldherr, der das Schwert Roms genannt wurde, wie Fabius der Schild deſſelben hieß. Sein Geſchlecht blühte lange, und zählte mehrere conſulariſche Männer, bis es mit dem Sohne der Octavia, der Schweſter Auguſts, den Virgil verherrlicht hat, ausſtarb.

Marcheſi (Luigi), auch Marcheſini genannt, einer der berühmteſten Sopraniſten, war um das J. 1755 zu Mailand geboren. Schon in der zarteſten Kindheit zeigte er ſich als Virtuoſen auf dem Waldhorn; allein von Kunſtverſtändigen aufgefodert, verließ er heimlich ſeinen Vater, ging nach Bergamo und unterwarf ſich hier der Operation. Ungeachtet er hier vielfältigen Unterricht genoß, ſo ſcheint er doch ſeine höchſte Bildung in Deutſchland und zwar in München, wohin er von 1775 bis 1777 ging, erhalten zu haben; denn als er von dort in ſein Vaterland zurückgekehrt war, erregte er allenthalben Erſtaunen und Entzücken. Beſonders wurde er 1779 zu Florenz und 1780 zu Mailand mit dem höchſten Enthuſiasmus aufgenommen, und 1782 mit einer Denkmünze beehrt, welche die Akademie zu Piſa ihm zu Ehren hatte prägen laſſen. In Turin, wohin er mit tauſend Ducaten Gehalt berufen wurde, bot ihm der Kaiſer von Rußland als Großfürſt bei ſeiner damaligen Anweſenheit 5000 Ducaten Gehalt, wenn er ihm nach Petersburg folgen wollte; dennoch ſcheint er dieſem Ruf erſt 1786 (nachdem er ſich zu Rom, Lucca und auch 1785 zu Wien hören laſſen) gefolgt zu ſeyn. Berlin hörte ihn 1787, und im folgenden Jahre war er zu London, wo er von den Unternehmern der italieniſchen Oper für einen Winter 1500 Pf. Sterling, eine Benefizvorſtellung, und freie Station erhielt. Seine Stimme wurde als überaus rein und hell bewundert; in Anſehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli vor. Dabei rühmte man ſeine Declamation und Action, ſo wie auch ſeine Einſichten in die Muſik. Er ſtarb 1792 zu Mailand.

Marcolini (Camillo, Graf), königlich ſächſiſcher Cabinetsminiſter, ſtarb, 76 Jahre alt, im J. 1814 zu Prag. Über das Leben dieſes in der ſächſiſchen Geſchichte denkwürdigen Hofmannes iſt wenig Beglaubigtes öffentlich vorhanden. Als Günſtling des Königs Friedrich Auguſt hatte er Einfluß auf den Hof und auf das ganze Land. Je höher er von Stufe zu Stufe ſtieg, und je länger er das Vertrauen ſeines Souverains beſaß, deſto ſtrenger beurtheilte ihn die öffentliche Stimme. Aber ſelbſt ſeine Feinde bekennen, Graf Marcolini war ein Mann von großem natürlichen Verſtande, richtiger Urtheilskraft, vieler Erfahrung, ſichrem Tact, treuer Ergebenheit gegen den König, und ohne Falſch; für einen Günſtling wahrlich ein großes Lob. Er ſtammt aus einem italieniſchen Geſchlecht. Als jüngſter Sohn des Hauſes war er ohne Vermögen. Er wurde in Dresden als churfürſtlicher Edelknabe erzogen, wo er in den nächſten Umgebungen des damaligen Churprinzen und nachmaligen Königs Friedrich Auguſt ſich befand. Seine äußre Bildung, ſein geſundes Urtheil und ſein gerades Weſen, verbunden mit jener feinen Biegſamkeit des Italieners, gewannen ihm bald die Zuneigung des Churprinzen. Er wurde beim Austritt aus dem Pagenhauſe Kammerjunker, blieb fortwährend in Hofdienſten, erhielt endlich die bedeutende Stelle eines Kämmerers, wodurch mehrere Hofſtäbe und die Gallerien unter ſeine oberſte Leitung kamen. Zugleich erhielt er den Rang eines wirklichen geheimen Raths, ward Director der Porcellanmanufactur, Generaldirector der Künſte und Kunſtakademien in Sachſen, Oberſtallmeiſter, und nachdem der poſener Friede den Catholiken gleiche bürgerliche Rechte mit den Lutheranern ertheilt hatte, Cabinetsminiſter, ohne jedoch als Staatsſecretär einem beſondern Departement vorgeſetzt zu ſeyn. Die letz-

tere Ernennung machte Aufſehn, weil Graf Marcolini nie ein eigentliches Staatsamt bekleidet, auf alle Staatsgeſchäfte alſo bisher nur mittelbaren Einfluß gehabt hatte. Beim Hofſtaate ſelbſt konnte ohne ihn und gegen ſeinen Willen nichts geſchehn. Der König hörte und achtete ſeinen Rath; und ſeit des Miniſters Gutſchmid Tode beſaß kein Miniſter in dem Grade die perſönliche Achtung und das Vertrauen des Königs. Um ihn herum bildete ſich daher ein beſonderer Hof; und die erſten Staats- und Militärbeamten ſchloſſen ſich an den klugen und mächtigen Hofmann an. Er mißbrauchte ſein Anſehn nicht. Zwar erwarb er ein anſehnliches Vermögen; allein ſeine vielen, einträglichen Hofämter, und ſeine italieniſche Haushaltungskunſt erklären dies auf eine unverdächtige Weiſe. Dem Herkommen gemäß, behielt er ſeinen als Page gezognen Kammerjunker-Gehalt von 300 Thlr. jährlich bis zum J. 1813. Auch waren ſeine Häuſer in Dresden von der Einquartierungslaſt frei, weßhalb ſeine Erben einen beträchtlichen Nachſchuß zahlen mußten. Auch erbte er, da ſeine ältern Brüder ſtarben, die große Majorat-herrſchaft Fano in Italien. So ſchlicht und einfach ſein Äußeres war, ſo wenig handelte er als Hof- und Staatsdiener leidenſchaftlich; er war ein Feind der Ungerechtigkeit; er kannte die Menſchen, und behandelte ſie ohne Günſtlingsſtolz, mit gutmüthiger Würde. War er ſpröde in Verſprechungen, ſo war er noch karger in Bewilligungen; und eine gewiſſe Kälte, wo nicht Härte verwundete zuweilen die Bittenden. Auch will man öfters Vorliebe für Italiener und Fremde, ſo wie die Einwirkung der Geiſtlichkeit in ſeinen Entſchließungen wahrgenommen haben. Auf das politiſche Syſtem des Königs hatte er anfangs einen entſchiednen Einfluß; doch war er zu erfahren, als daß er nicht im Frühjahr 1813 ſelbſt geſchwankt und die Trennung von Frankreich und dem Rheinbunde für nothwendig erachtet hätte. Die ihn genau beobachteten, verſichern, er ſey dem Syſtem Napoleons nicht aufrichtig ergeben geweſen. Indeß wurde er Großadler der kaiſerl. Ehrenlegion; auch erhielt er den ſächſiſchen Orden der Rautenkrone, und den kaiſerl. ruſſiſchen St. Andreasorden. Als die Verwaltung des Königreichs Sachſen vom Fürſten Repnin angetreten wurde, erhielt Graf Marcolini den Befehl, ſich nach Bautzen zu begeben, und von da die Erlaubniß, in Prag ſeinen Aufenthalt zu wählen. In der geheimen Geſchichte des dresdner Hofes war ſeine Rolle die erſte, die wichtigſte und die dauerndſte. Man erzählt, daß er durch die vom preußiſchen Hofe zuerſt dem Churfürſten mitgetheilte Entdeckung der gegen die Perſon des Churfürſten gerichteten Hofintrigue, in welche der ſächſiſche Oberſt Agdelo, ein geborner Italiener, verwickelt war, der zeitlebens als Staatsgefangner auf die Feſtung Königsſtein kam, zuerſt das unerſchütterliche Vertrauen ſeines Souverains ſich erworben habe. Auch hatte er den Charakter des Königs ganz ſtudirt, und richtete ſich in der Regel ſtets nach deſſen Anſichten; daher liebte er keine Neuerungen und ließ Alles ſo lange als möglich in dem gewohnten Gange fortgehn; doch war er einleuchtenden Verbeſſerungen, vorzüglich im Ökonomiſchen nicht entgegen. In den letzten Jahren machten ſein Alter und die ſchwierigen Verhältniſſe des Staats durchgreifende Abänderungen in allem, was unter ſeiner Direction ſtand, unmöglich. Unter ihm ſtanden eine lange Zeit und zum Theil bis zum Jahr 1813, die königliche Bibliothek, das grüne Gewölbe und die Kunſtſchätze, oder die Cabinetter und Gallerien, das Ober-Stallamt

und die königlichen Stutereien u. ſ. w. Seine Geſchäftskenntniß war bloße Erfahrung. Er kannte Sachſen, die Rechte und die Verfaſſung nicht genau; in der Literatur und im Gebiete der ſchönen Kunſt war er fremd, oder bewies keine rege Theilnahme; auch verließ er ſich ganz auf das Gutachten derer, die ſein Vertrauen beſaßen. Die Porzellanmanufactur brauchte unter ſeiner Direction ſeit längerer Zeit ſchon einen monatlichen Zuſchuß aus der Staatscaſſe von 5000 Thlrn. Jetzt erhält ſie ſich durch ihren eignen Betrieb. Auch die Stutereien koſteten dem Staate unverhältnißmäßig große Summen, ſo daß jetzt ein Beträchtliches in dieſem Verwaltungszweige erſpart wird. Ein Verdienſt, das ſich Graf Marcolini erwarb, war die Cultur eines großen ſandigen Landſtrichs vor Neuſtadt an der bautzner Straße, wo er eine ſchöne Meierei und andre Anlagen mit vielen Koſten für ſich einrichtete. Dieſe Pflanzung allein wird ein Denkmal ſeines Namens ſeyn, den man ſtets unter ausgezeichneten Fürſten-Günſtlingen mit Achtung nennen wird. Dp.

Marcus, der Evangeliſt, iſt nach der Angabe alter Kirchenſchriftſteller derſelbe, den man aus der Apoſtelgeſchichte unter dem Namen Johannes Marcus als den vieljährigen Begleiter der Apoſtel Paulus und Petrus auf ihren Reiſen kennt. Seine Mutter Maria war gewöhnlich im Gefolge Jeſu und ſein Haus zu Jeruſalem die Herberge der Apoſtel. Er hatte daher theils ſelbſt erlebt, theils von Augenzeugen erfahren, was er in ſeinem Evangelio von Jeſu erzählt und es verdient nicht weniger Glauben als die übrigen. Offenbar ſchrieb er für Chriſten aus dem Heidenthume, jedoch iſt es nicht ausgemacht, ob ſein Evangelium zuerſt zu Rom oder zu Alexandrien, wo er Gemeinden geſtiftet hatte, oder zu Antiochien geleſen worden iſt. Es unterſcheidet ſich von den übrigen durch eine bündige Kürze, die vieles, was mit der Meſſiaswürde Jeſu zuſammenhing und zunächſt nur den Judenchriſten wichtig ſeyn konnte, mit Stillſchweigen übergeht. Seine Echtheit iſt niemals mit einigem Grunde bezweifelt worden. E.

Maréchal (Pierre-Sylvain), geboren zu Paris 1750, practicirte anfangs als Juriſt, widmete ſich aber nachher ausſchließlich der Literatur. Er wurde Aufſeher der Bibliothek des Collège Mazarin, und gab mehrere gelehrte und reichhaltige Werke heraus, die zum Theil mit Intereſſe aufgenommen worden ſind. Er war überaus fleißig, von Charakter beſcheiden und anſpruchslos, und ſtarb im Jahr 1805. Die wichtigſten ſeiner Werke ſind: Des Bergeries; Le Temple de l'Hymen; Bibliothèque des amans; Tombeau de J. J. Rousseau; Le livre de tous les ages; Fragmens d'un poëme moral sur Dieu; L'age d'or (eine Sammlung angenehmer Geſchichtchen); Prophetie d'Armalek; Livre échappé au déluge (Pſalmen im morgenländiſchen Geiſte von der reinſten Moral; dennoch verlor er ihrentwegen ſeine Bibliothekarſtelle); Recueil des poetes moralistes français; Costumes civils actuels de tous les peuples; Tableau de la fable; Paris et la Province ou Choix des plus beaux monumens d'architecture en France; Catéchisme du Curé Meslier: Dictionnaire d'Amour; Le Panthéon ou les Figures de la fable avec leurs histoires; Almanac des honêtes gens (der Verfaſſer ſetzt darin Chriſtus an die Seite von Spinoza und der Ninon, und kam dafür einige Zeit in Verhaft); Décade du cultivateur; Voyage de Pythagore (eine Nach-

ahmung von Anarchiſis Reiſen, die ihrem Muſter jedoch weder an Gelehrſamkeit, noch in der Schreibart gleich kommt; der Verfaſſer läßt den Pythagoras 600 Jahr vor Chr. Geb. Ägypten, Chaldäa, Indien, Sicilien, Creta, Sparta, Rom, Carthago und Gallien bereiſen); Lucrèce français (eine Sammlung von Gedichten und Sentenzen); Dictionnaire des athées (ein Werk, wodurch ſich der Verfaſſer eine Menge von Anfeindungen zuzog) u. ſ. w. Der Revolution zollte er ſeinen Tribut mit mehreren Broſchüren und einem ſchlechten Roman, La femme abbé betitelt.

Marengo, ein Städtchen in der Ebne zwiſchen Aleſſandria und Tortona in Ober-Italien, iſt für die Geſchichte durch die in ſeiner Nähe am 14ten Junius 1800 vorgefallne entſcheidende Schlacht höchſt merkwürdig geworden. Bonaparte hatte am 8ten März die Errichtung einer neuen, bei Dijon zu ſammelnden Reſerve-Armee von 60,000 Mann beſchloſſen, welches man für eine unausführbare Prahlerei hielt, auch von der Seite her ſchlechterdings keine Operation nach Italien vermuthete. Indeſſen war nicht nur binnen ſechs Wochen jene Reſerve-Armee verſammelt, ſondern ſie ging vom 16ten bis zum 27ſten Mai ſchon über die Alpen; nämlich Bonaparte und Berthier mit dem Hauptcorps über den großen St. Bernhard, die Diviſion Chabeau über den kleinen St. Bernhard gegen Aoſta, die Diviſion Tourreau über den Mont Cenis, die des Generals Berthencourt über den Simplon; und die des Generals Moncey über den Gotthard nach Piemont. Nun, da es zu ſpät, öffnete der öſterreichiſche Feldherr die Augen. Bonaparte eroberte am 2ten Juni das Felſenſchloß Bardo am Eingange des Thals von Aoſta, Murat rückte nach Mailand, Suchet nahm Nizza, und Berthier ſchlug in ſcharfem Treffen bei Monte Bello den Feldmarſchall-Lieutenant von Ott. Am 13ten Juni kam der berühmte Deſaix aus Ägypten in Bonaparte's Hauptquartieren; die Hauptcorps unter Berthier, Murat, Victor, Lasnes, Gardenne, Dupont und Marmont waren bei Marengo vereinigt; Deſaix commandirte die Kerntruppen der Conſulargarde, und ſo gedieh es am 14ten Juni zu der blutigen, lange mit zweifelhaftem Glücke gefochtenen Schlacht, worin Deſaix Tapferkeit (der hier den Tod fand) zuletzt den Sieg entſchied und das öſterreichiſche Heer unter Melas, mit einem Verluſt von 7000 Gefangnen und 1200 Todten, bis über die Bormida zurückgetrieben wurde. Unmittelbare Folge dieſer Niederlage war die Waffenſtillſtands-Convention zu Aleſſandria zwiſchen Bonaparte und Melas, nach welcher die öſterreichiſche Armee binnen 14 Tagen die Citadellen von Aleſſandria, Tortona, Mailand, Turin, Pizzighetona, Arona und Piacenza, nebſt den Feſtungen Genua, Coni, Cova, Savona und Urbino räumen, auch ſich über Piacenza zwiſchen den Po und Mincio zurückziehn mußte. Bonaparte organiſirte nun in Mailand die proviſoriſche Regierung der wiederhergeſtellten cisalpiniſchen Republik, erhob Maſſena zum Obergeneral der geſammten franzöſiſchen Armee in Italien, und kehrte nach Paris zurück, wo ſchon am 23ſten Juli als Folgen jener unglücklichen Schlacht, die Friedens-Präliminarien von Talleyrand und St. Julien unterzeichnet wurden, welche Duroc dem deutſchen Kaiſer zur Ratification überbrachte.

Maret (Hugues Bernard), Herzog von Baſſano, bis zu Napoleons Sturz Miniſter-Staatsſecretär, geboren zu Dijon 1758. Er widmete ſich der Diplomatik und ward zu Ende des Jahrs 1792 von der franzöſiſchen Regierung nach London geſandt, um Englands Beitritt zur Coalition zu verhindern. Seine Bemühungen blieben jedoch fruchtlos und er erhielt im Februar 1793 ſeine Depeſchen vom Lord Grenville uneröffnet zurück und zugleich Reiſepäſſe mit dem Befehl, nebſt ſeinem Secretär das Königreich binnen drei Tagen zu verlaſſen. Bei ſeiner Zurückkunft nach Frankreich hatte die ſchnelle Folge der Begebenheiten die Gunſt, die er vorher unter dem Schutze des Miniſters Lebrun genoſſen, vermindert, und er verlor ſelbſt damals ſeine Stelle als Departementschef im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten. Doch ernannte man ihn bald darauf zum Botſchafter am neapolitaniſchen Hofe; als er ſich aber zu ſeiner Beſtimmung begeben wollte, wurde er nebſt Semonville am 25ſten Juli von kaiſerlichen Truppen in Graubünden arretirt und nach Kufſtein gebracht, von wo er den 25ſten December 1795 zugleich mit den von Dumouriez den Öſterreichern überlieferten Deputirten zu Baſel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechſelt wurde. Im Juni 1797 ernannte ihn das Directorium zu einem der drei Commiſſäre, welche mit Malmesbury zu Lille unterhandeln ſollten; die Revolution vom 18ten Fructidor veranlaßte jedoch, daß er zurückberufen und von andern Unterhändlern abgelöſ't wurde. Im J. 1798 geſtand ihm der große Rath von Mailand Entſchädigungen für den Verluſt zu, den ihm ſeine Gefangenſchaft verurſacht hatte. Im J. 1799 ward er Secretär vom Staatsrathe der Conſuln, eine Stelle, die nachher unter dem Titel Staatsſecretariat zu einem Miniſterium erhoben wurde. Im Februar 1805 erhielt er das rothe Band, begleitete Napoleon nach Deutſchland, half den Frieden mit Öſterreich ſchließen und kehrte im Januar 1806 nach Paris zurück. Im preußiſchen Feldzuge, im Kriege gegen Öſterreich 1809, und im letzten Kriege von 1812, 13 und 14 begleitete er allemal Napoleon, dem er bis ans Ende ſeiner Regierung mit Eifer diente. Seine Gemahlin war bei der Kaiſerin Joſephine Ehrendame, und bei der Kaiſerin Luiſe Palaſtdame. Beide ſind gegenwärtig ohne Anſtellung.

Marforio, eine ziemlich große, in etwas verſtümmelte ſteinerne Statue, welche in dem Hofe des einen Flügels vom Campidoglio an der Wand ſteht, und an welcher ſonſt häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden.

Margarethe, Waldemars III., Königs von Dänemark, Tochter, und Hakons VIII., Königs von Norwegen, Gemahlin, beſtieg 1387 nach ihres Sohnes Olaus Tode, der Norwegen und Dänemark in ſeiner Perſon vereinigt hatte, den Thron beider Königreiche. Da noch von Waldemars Zeiten her Dänemark mit Schweden in Krieg verwickelt war, ſetzte ſie, von den unzufriednen Ständen dieſes Reichs aufgefodert, denſelben fort, und war ſo glücklich, den ſchwediſchen König Albrecht nach einer ſiebenjährigen hartnäckigen Gegenwehr zu beſiegen und in der Schlacht bei Falköping gefangen zu nehmen, worauf ſie im J. 1394 auch den Thron von Schweden einnahm. Jetzt, da ſie in ihrem vierunddreißigſten Jahre die Kronen der drei nordiſchen Reiche auf ihr Haupt geſetzt hatte, dachte ſie darauf, die Vereinigung derſelben auch dauernd zu machen. Sie berief die däniſchen, ſchwediſchen und norwegiſchen Stände im J.

1397 nach Calmar zuſammen, und bewog ſie, ein feierliches Geſetz zu geben, das aus allen drei Königreichen eine einzige Monarchie machte. Dieſe berühmte Urkunde, die unter dem Namen der calmariſchen Union bekannt iſt, beruhte auf drei Hauptpunkten. Nach dem erſten ſollte der König ein Wahlkönig bleiben; nach dem zweiten ſollte der Regent verpflichtet ſeyn, abwechſelnd in den drei Reichen zu reſidiren; nach dem dritten ſollte jedes Reich ſeinen Senat, ſeine Geſetze und ſeine Privilegien behalten. — Dieſe auf den erſten Blick ſo vortheilhafte Verbindung der drei Reiche wurde die Quelle ihrer Unterdrückung und ihres Unglücks. Margarethe ſelbſt verletzte alle Bedingungen der Vereinigung und reizte beſonders die Schweden zu gerechten Beſchwerden. Nach ihrem Tode (1412) folgten langwierige Kriege, durch welche endlich die Union vernichtet wurde. Ihr nächſter Nachfolger war ihr Neffe Erich XIII., Herzog von Pommern. Margarethe vereinigte mit den Talenten einer Heldin einige Herrſchereigenſchaften. Sie ließ das Geſetz mit lobenswerther Feſtigkeit beobachten, ſo lange es nicht mit ihren Planen in Widerſtreit kam; nach ihrem perſönlichen Intereſſe liebte ſie die öffentliche Ordnung am meiſten. Ihre Sitten waren nicht eben regelmäßig, aber ſie ſuchte die Meinung des Volks durch reiche Geſchenke, die ſie der Kirche machte, aufrecht zu halten. Ihr Geiſt würde weiter gereicht haben, wenn er gebildeter geweſen wäre. Sie ſprach mit Kraft und mit Anmuth, und bediente ſich mit Vortheil der von der Natur empfangnen Gaben, der weiblichen Schönheit und des männlichen Muths. Verſchwenderiſch in ihren Luſtbarkeiten und prachtvoll an ihrem Hofe, hatte ſie ſich den Beinamen der nordiſchen Semiramis erworben. Im Ganzen gebührt ihr mehr der Ruhm einer großen als einer tugendhaften Königin. Ihre Politik war gewandt und oft ränkevoll. Ihr Intereſſe leitete alle ihre Handlungen und nicht alle waren untadelhaft.

Margarethe von Anjou, Tochter René's von Anjou, Königs von Sicilien. Als Heinrich VI., König von England, ein ſchwacher und beſchränkter Fürſt, ſein 23ſtes Jahr erreicht hatte, dachten der Cardinal von Winchester und der Herzog von Glocester, die bisherigen Reichsverweſer, daran, ihm eine Gemahlin zu geben. Die Partei des Cardinals ſiegte und Heinrich vermählte ſich 1443 mit Margarethe von Anjou. Dieſe Fürſtin von ſeltner Schönheit verband einen männlichen Charakter mit einem lebhaften und tiefen Verſtande. Sie beſaß die Talente eines Regenten und die Tugenden eines Kriegers. Die neue Königin verband ſich eng mit der Partei, die ſie auf den Thron berufen hatte; dagegen wurde ſie eine Feindin des Herzogs von Gloceſter, und kam ſogar in den Verdacht, in die Ermordung deſſelben im J. 1447 eingewilligt zu haben. Es war geheime Bedingung bei der Vermählung Margarethens geweſen, daß ihr Oheim, Carl von Anjou, wieder in den Beſitz der Grafſchaft Maine eingeſetzt würde, die in den Händen der Engländer war. Dies geſchah gleich nach Gloceſters Tode; die Leichtigkeit, mit welcher die Franzoſen nunmehr in die Normandie eindringen konnten, verurſachte zwei Jahre darauf den Verluſt dieſer Provinz. Die Offiziere und Soldaten, welche ſie vertheidigt hatten, kehrten mißvergnügt, daß man ſie ohne Unterſtützung gelaſſen, nach England zurück. Sie ſchrieben der Schwäche des Königs und der Herrſchaft, die Margarethe unter ſeinem Namen ausübte, die erlittnen Unfälle zu, und der größte Theil ihrer Lands-

leute war derſelben Meinung. Dieſe Stimmung der Gemüther erinnerte an die Uſurpation des Hauſes Lancaſter, von welchem Heinrich VI. abſtammte, und weckte das Andenken an die unbeſtreitbaren Rechte, welche Richard, Herzog von York, auf die Krone hatte; ſie bewog die Communen, dem Herzog von Suffolk, Margarethens Lieblingsminiſter und Unterhändler der Heirath, des Hochverraths anzuklagen. Der König rief die Sache vor ſein Conſeil und verbannte Suffolk auf einige Zeit; aber der Herzog wurde, noch ehe er England verlaſſen hatte, ermordet, und ſein Tod blieb ungerächt. Die Revolte, die im J. 1450 Statt fand, ſchreckte die Miniſter, die in Heinrichs Namen regierten, und erweckte einigen Argwohn gegen den Herzog von York; dennoch wurde dieſer im Jahr 1454 an die Spitze des Königreichs geſtellt, in einem Augenblicke, wo Heinrichs Geiſtesſchwäche durch Krankheit noch vermehrt wurde. Als der König im folgenden Jahre wieder hergeſtellt war, widerrief er die dem Herzog von York ertheilte Vollmacht. Dieſer griff zu den Waffen, ſchlug Heinrichs Truppen, nahm ihn ſelbſt gefangen und zwang ihn, die Macht wieder in ſeine Hände zu legen. Dies war der Anfang der Kriege zwiſchen der weißen und rothen Roſe; erſtere war das Zeichen der Anhänger des Hauſes York, letztere hatte das Haus Lancaſter gewählt. Im J. 1456 benutzte Margarethe die Abweſenheit des Herzogs, und führte den König in die Kammer der Pairs, wo er aufs neue die dem Herzog von York ertheilte Vollmacht vernichtete. Der Krieg brach wieder aus, und wurde mit wechſelndem Erfolg geführt. Endlich wurden 1460 die Lancaſtriſchen zu Northampton durch den berühmten Grafen von Warwick geſchlagen und Heinrich abermals gefangen genommen. Margarethe floh mit ihrem noch unerwachsnen Sohn in das nördliche England, und wußte durch ihr Unglück einen ſolchen Enthuſiasmus zu erregen, daß ſich, obgleich London und das Parlament ihr entgegen waren, der Adel für ſie erklärte und in kurzem ein Heer von 20,000 Mann verſammelt war. Der Herzog von York marſchirte nur mit 5000 Mann gegen ſie, und fand ſich zu Wakefield umringt. Sein Heer wurde in Stücke gehauen und er ſelbſt in dem Gefecht erlegt. Margarethe ließ ſeinen Kopf mit einer Papierkrone auf das Thor von York aufſtecken. Im J. 1461 ſchlug ſie den Grafen Warwick in einer zweiten Schlacht bei St. Albans, und befreite ihren Gemahl. Aber ſie befleckte ihren Sieg durch nachherige blutige Hinrichtungen. Trotz der Niederlage ſeiner Partei war indeſſen der älteſte Sohn des Herzogs von York unter dem Namen Eduard IV. zu London als König proclamirt worden, und Margarethe ſah ſich genöthigt, ſich in den Norden von England zurückzuziehn. Alles ſtrömte unter ihre Fahnen, wo die größte Zügelloſigkeit und Ungebundenheit herrſchten; ſie ſtand in kurzem an der Spitze von 60,000 Mann. Aber dieſes Heer wurde bei Towtown vernichtet. Margarethe und ihr Gemahl flohen nach Schottland; Eduard berief ein Parlament, ließ ſeine Rechte auf die Krone anerkennen, und Heinrich VI., ſeine Gemahlin, ihren Sohn und alle Anhänger des Hauſes Lancaſter proſcribiren. Margarethe eilte, da ſie in Schottland keine Unterſtützung erlangen konnte, nach Frankreich und bewog Ludwig XI. durch das Verſprechen, ihm Calais zu überliefern, ihr ein Hülfscorps von 20,000 Mann zu geben, womit ſich einige Schotten und die Anhänger ihrer Partei in England vereinigten. Dieſes Heer wurde 1464 bei Exham geſchla-

gen. Margarethe, von Allen verlaſſen, ſuchte mit ihrem Sohne Zuflucht in einem Walde, wurde hier von Räubern überfallen, ihrer Koſtbarkeiten beraubt, entkam ihnen aber glücklich, während ſie über die Theilung der Beute in Streit gerathen waren. Hunger und Ermattung hatten ſie aufs äußerſte gebracht, als ein andrer Räuber mit entblößtem Schwert auf ſie zukam. Entſchloſſen ging ſie ihm entgegen und übergab ihm den Prinzen mit den Worten: „Ich vertraue euch den Sohn eures Königs an.“ — Der Räuber, erſtaunt und gerührt, nahm ſie in Schutz, hielt ſie verborgen und verſchaffte ihr die Mittel, nach Flandern zu entkommen. Heinrich VI., minder glücklich, wurde Eduard IV. ausgeliefert und in den Tower von London geſetzt. Bald nachher aber erregte Eduards Vermählung mit Eliſabeth Gray die Unzufriedenheit des Grafen von Warwick und des Herzogs von Clarence. Sie empörten ſich im J. 1470, mußten aber, da ſie ſich verlaſſen ſahn, nach Frankreich flüchten, wo Ludwig XI. ſie mit Achtung aufnahm und eine Vereinigung zwiſchen ihnen und Margarethen zu Stande brachte, kraft welcher ſie vereinigt alles anwenden wollten, Heinrich VI. wieder auf den Thron zu ſetzen. Noch in demſelben Jahre landete Warwick, von dem Herzog begleitet, in England und eroberte es in elf Tagen. Eduard IV. flog nach Holland, Heinrich beſtieg den Thron, und Warwick und der Herzog von Clarence führten die Regentſchaft. Aber ſchon nach ſechs Monaten erſchien Eduard, unterſtützt von Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, wieder in London und nahm den unglücklichen Heinrich gefangen. Warwick wurde bei Barnet durch den Verrath des Herzogs von Clarence geſchlagen und blieb im Handgemenge. An demſelben Tage landete Margarethe und ihr achtzehnjähriger Sohn mit Hülfstruppen zu Weymouth. Ihr Muth verließ ſie zum erſten Male, als ſie Warwicks Niederlage und Tod erfuhr. Als indeß die Trümmer ihrer Partei ſich um ſie ſammelten, fing ſie wieder an zu hoffen. Eduard zögerte nicht zu erſcheinen. Es kam bei Tewkesbury zur Schlacht. Margarethe wurde vollkommen geſchlagen und ſelbſt nebſt ihrem Sohn gefangen. Der junge Prinz wurde faſt unter ihren Augen von Eduards Brüdern durchbohrt, Margarethe aber in den Towr geſetzt, wo einige Tage darauf ihr Gemahl von Mörderhänden ſtarb. Erſt nach vier Jahren erlangte Margarethe durch den Tractat von Pecquigny ihre Freiheit wieder. Ludwig XI. löſ'te ſie mit 50,000 Thalern. Sie kehrte nach Frankreich zurück, wo ſie 1482 ſtarb, nachdem ſie als Königin, Gattin und Mutter großes Unglück erfahren, und mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertragen und bekämpft hatte.

Margarethe von Frankreich, Tochter Heinrichs II., geboren im J. 1552, wurde 1572 an den Prinzen von Béarn, ſpäter ſo berühmt unter dem Namen Heinrich IV., vermählt. Dieſe mit Pracht vollzogne Vermählung war der Vorläufer der ſchrecklichen Bartholomäusnacht, die mitten unter den Luſtbarkeiten verabredet wurde. Die junge Fürſtin war damals in der Blüthe der Jahre und Reize; aber nicht ihr Gemahl, ſondern der Herzog von Guiſe beſaß ihr Herz. Heinrich, ſtatt es gewinnen zu wollen, ſchenkte das ſeinige verſchiednen Geliebten. Zwei Gatten von ſolcher Denkart konnten nicht in gutem Einverſtändniß leben. Margarethe, die 1582 an den Hof von Frankreich gekommen war, überließ ſich frei der Galanterie. Die Mißbilligung ihres Bruders,

Carls IX., bewog ſie jedoch, für einige Zeit in ſich zu gehn. Heinrich verbarg ſeine Geſinnungen nicht gegen eine Frau, die er ihrer Zügelloſigkeit wegen verachtete. Margarethe dagegen nahm den von Sixtus V. gegen ihren Gemahl geſchleuderten Kirchenbann zum Vorwand, und ließ ſich zu Agen nieder, von wo ſie ihrer ſchlechten Sitten und ihrer Bedrückungen wegen verjagt wurde. Sie floh nach Auvergne und führte ein unſtetes unregelmäßiges Leben, bis ſie auf dem Schloſſe Uſſon feſtgeſetzt wurde, deſſen ſie ſich jedoch bemächtigte, nachdem ſie das Herz des Marquis von Canillac, der ſie daſelbſt feſtgenommen, gewonnen hatte. Nachdem Heinrich König geworden, ließ er ihr vorſchlagen, zum Wohle des Staats ihre kinderloſe Ehe trennen zu laſſen. Sie willigte ein, und machte weiter keine Bedingungen als daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anſtändiges Jahrgeld ausgeſetzt würde. Die Trennung geſchah 1599 durch Clemens IX. Margarethe verließ Uſſon im J. 1605 und ließ ſich in Paris nieder, wo ſie in der Rue de Seine ein großes Schloß mit weitläuftigen Gärten längs des Fluſſes erbaute. Hier lebte ſie im Umgange mit Gelehrten und in frommen Übungen und ſtarb 1615, als der letzte Sprößling des Hauſes Valois. Abgeſehn von ihren jugendlichen Verirrungen, hatte Margarethe ein edles Herz, viel Verſtand und ſeltne Reize. Sie ſchrieb und ſprach beſſer als irgend eine Frau ihrer Zeit. Ihr Haus war der Sammelplatz der ſchönen Geiſter, die ſie mit Wohlthaten überhäufte. Aber oft war ſie ungerecht, um großmüthig zu ſeyn; ſie borgte ohne zu bezahlen und hinterließ ungeheure Schulden. Sie hatte zu Paris das Kloſter der Petits-Auguſtins erbaut und dotirt; in der Kirche deſſelben wurde ihr Herz beigeſetzt. Im J. 1790 wurde dies Gebäude zu einem Muſeum hiſtoriſcher Denkmäler Frankreichs eingerichtet. Man ſieht daſelbſt noch einen ſchwarzen Marmor, in welchen folgende Verſe der Königin, worin ſie ihr Unglück ſchildert, eingegraben ſind:

Cette brillante fleur de l'arbre des Valoys,
En qui mouruſt le nom de tant de puiſſans roys,
Marguerite, pour qui tant de lauriers fleurirent,
Pour qui tant de bouquets chez les muſes se firent,
A vu fleurs et lauriers sur sa tête sécher,
E par un coup fatal les lys s'en détacher.
Las! le circle royal dont l'avoit couronnée
En tumulte et sans ordre un trop prompt hymenée,
Rompu du meſme coup devant ses pieds tombant,
La laiſsa comme un tronc dégradé par les vents.
Espouse sans espoux et royne sans royaume,
Vaine ombre du passé, grand et noble fantosme,
Elle traisna depuis les restes de son sort,
Et viſt jusqu'à son nom mourir avant sa mort.

Wir beſitzen von ihr Poeſien und Memoiren von 1565 bis 1582. Margarethe ſchildert ſich in letztern als eine Veſtalin. Der Styl iſt naiv und angenehm und die Anekdoten anziehend und unterhaltend.

Margarethe von Valois, Königin von Navarra, Schweſter Franz I. und Tochter Carls von Orleans, Herzogs von Angoulême und Luiſens von Savoyen, war zu Angoulême 1492 geboren, vermählte ſich 1509 mit Carl, letztem Herzog von Alençon, erſtem Prinzen von Geblüt und Connetabel von Frankreich, der zu Lyon nach dem Überfall von Pavia 1525 ſtarb. Sie empfand den

tiefſten Schmerz bei der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls und der Gefangennehmung des Königs. Aus zärtlicher Liebe zu letzterm begab ſie ſich ſelbſt nach Madrid, um ihn während ſeiner Krankheit zu pflegen, und trug durch ihre Vorſtellungen dazu bei, daß ihm mit der ſeinem Range gebührenden Hochachtung begegnet wurde. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich bezeigte ihr Franz ſeine Dankbarkeit auf das freigebigſte. Er bewilligte ihr ſehr große Vortheile, als ſie ſich mit Henri d'Albert, König von Navarra, vermählte. Jeanne d'Albert, die Mutter Heinrichs IV., war die glückliche Frucht dieſer Ehe. Ihre Maßregeln auf dem Thron waren eines großen Fürſten würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künſte, beſchützte die Gelehrten, verſchönerte und befeſtigte die Städte. Aus Begierde, ſich von allem zu unterrichten, lieh ſie einigen proteſtantiſchen Theologen ihr Gehör und ſog ihre Grundſätze ein. Sie legte dieſelben im J. 1533 in einer kleinen Schrift, Miroir de l'ame pécheresse betitelt, nieder, die von der Sorbonne verurtheilt wurde. Dieſe Strenge flößte ihr nur noch mehr Intereſſe für die Ketzer ein, die ſie als unglückliche und verfolgte Menſchen betrachtete. Sie ſchenkte ihnen ihr Vertrauen und wandte ihr ganzes Anſehn an, um ſie der Strenge der Geſetze zu entziehn. Auf ihre Empfehlung ſchrieb Franz I dem Parlament zu Gunſten mehrerer ihrer Religionsmeinungen wegen verfolgten Gelehrten. Gegen das Ende ihres Lebens kehrte ſie indeß zur catholiſchen Religion zurück. Sie ſtarb 1549 auf dem Schloſſe Odos in Bigorre. Margarethe verband einen männlichen Geiſt mit theilnehmender Güte und ſehr umfaſſende Kenntniſſe mit aller Anmuth ihres Geſchlechts. Sie war ſanft ohne Schwäche, prachtliebend ohne Eitelkeit, den Geſchäften wie den geſelligen Vergnügungen freund, ohne eins über das andre zu vernachläſſigen, gegen Franz I. eine eben ſo zärtliche Schweſter als ihm unterwürfig und ergeben. Sie liebte die Künſte und übte ſelbſt einige nicht ohne Erfolg. Sie ſchrieb mit Leichtigkeit in Verſen und in Proſa. Ihre Poeſien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muſe und der vierten Grazie. Wir führen folgendes kleine Gedicht von ihr an, das ſie als Antwort für Helene von Tournon an den Dichter Marot richtete, der ſich über die Menge ſeiner Gläubiger beklagt hatte:

Si ceux à qui devez come vous dites,
Vous connoissoient comme je vous cognois,
Quitte seriez des debtes que vous fites
Au temps passé, tant grandes que petites,
En leur payant un dizain toutefois,
Tel que le vôtr', qui vaut mieux mille fois,
Que l'argent deu par vous en conscience:
Car estimer on peult l'argent au poix;
Mais on ne peult (et j'en donne ma voix)
Assez priser votre belle science.

Sie hat folgende Werke hinterlaſſen: 1. Heptaméron ou les Nouvelles de la reine de Navarre, Erzählungen im Geſchmack des Boccaz, deren Freiheit mit der damaligen Sitte übereinſtimmte und zu keinen falſchen Schlüſſen auf den Charakter der Verfaſſerin verleiten darf. Brantôme erzählt, daß auch die Königin Mutter und die Prinzeſſin von Savoyen ähnliche Werke abgefaßt, daß ſie ſie aber verbrannt hätten, als ſie die Erzählungen Margarethens geſehn; er ſetzt hinzu, daß es Schade darum ſey, da von ſo geiſtrei-

chen Frauen nur etwas recht Schönes, Gutes und Ergötzliches habe kommen können; 2. Les Marguerites de la Marguerite des princesses, geſammelt von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye. Man findet in dieſer Sammlung von Gedichten vier religiöſe Komödien und zwei Farcen, nicht ohne Naivetät, ferner ein langes Gedicht: Le triomphe de l'Agneau u. ſ. w.

Maria, die Mutter Jeſu, iſt der Nachwelt nur durch wenige, aber die Achtung, mit der ſie genannt wird, hinlänglich begründende Züge bekannt. Die evangeliſche Geſchichte gedenkt ihrer zuerſt als einer Jungfrau aus dem verarmten Stamme Davids, die zu Nazareth, einem galiläiſchen Städtchen, in ſtiller Verborgenheit lebte und mit einem Zimmermanne, Namens Joſeph, verlobt war. Daß ſie zu den edelſten ihres Geſchlechts gehörte, zeigt ihr Benehmen bei dem Vorgange der Verkündigung Jeſu, in dem wir lieber eine höhere, wenn auch wunderbare Wirklichkeit, als die poetiſche Ausſchmückung einer für ſie und ihren Sohn entehrenden Thatſache erkennen mögen. Ein Himmelsbote tritt mit dem Gruße der ehrfurchtsvollſten Huldigung in ihre Einſamkeit und ſie erſchrickt jungfräulich über die ungewohnte Erſcheinung, ihr beſcheidner Sinn weiß ſich den auszeichnenden Gruß nicht zu deuten. Der Engel verkündigt ihr, ſie ſey Gott wohlgefällig, und werde einen Sohn gebären, der Gottes Sohn heißen und der Retter ſeyn werde, den das jüdiſche Volk in der Perſon des Meſſias erwartete. Aber nicht die Größe des ihr hier verheißnen Glücks, das einer Jüdin das Höchſte ſeyn mußte, nur die Seltſamkeit der Anmuthung, als Jungfrau Mutter zu werden, erſchüttert ihr unſchuldiges Herz. Wie ſoll das zugehn, antwortet ſie, da ich von keinem Manne weiß? Beruhigend fährt der Engel fort, die Allmacht Gottes werde ſie befruchten und das Unmögliche wirklich machen, wie es bei ihrer betagten, als unfruchtbar bekannten Freundin Eliſabeth geſchehen ſey. Und demüthig unterwirft ſie ſich dem Willen des Höchſten. „Ich bin des Herrn Magd, mir geſchehe, wie du geſagt haſt.“ Die Sprache der wahren Natur, der reinſten Jungfräulichkeit und des unbeſchränkteſten Gottvertrauens, die aus Mariens Antworten redet, bedarf keiner Auslegung. Ihr Herz iſt durch das Gefühl der höchſten und wunderbarſten Beſtimmung über jede Bedenklichkeit erhoben und der Lobgeſang, in den ſie ſich beim Zuſammentreffen mit ihrer Freundin Eliſabeth ergießt, drückt die freudige Begeiſterung aus, mit der ſie den Segen dieſer Beſtimmung vorempfindet. Das Wenige, was weiter bei der Geburt Jeſu, da die Hirten ihn begrüßen und bei ſeiner Darſtellung im Tempel von ihren Empfindungen geſagt wird, beſtätigt nur, wie lebendig jenes durch die Verkündigung angeregte Gefühl bei ihr blieb. Sie ſieht den Zuſammenhang der Engelerſcheinung, die die Hirten erzählen, mit dem, was ſie ſchon wußte, und Simeons ahnungsvoller Segen ſetzt ſie nicht in Erſtaunen, wenn auch bei dem Gedanken, daß der Göttliche, den ſie an der Bruſt trug, nicht ohne harte Leiden durch das Leben gehen werde, ein Schwert des herbſten Schmerzes in ihr Mutterherz dringt. Als eine zärtlich beſorgte, doch weiſe und ſchonende Mutter zeigt ſie ſich, da der 12jährige Jeſus von ihrer Seite gewichen und in Jeruſalem zurückgeblieben war. Sie beſtürmt ihn beim Wiederfinden nicht mit Vorwürfen, nur ſeine kindliche Liebe ſpricht ſie mit den Worten an: „Warum haſt du uns das gethan?“ Da er nun Mann geworden, und auf die Höhe der öffentlichen

Wirkſamkeit getreten iſt, beſcheidet ſie ſich willig, daß er der Welt mehr als ſeinen Verwandten angehören müſſe, und bei der Hochzeit zu Cana, wo ſie mit weiblicher Beſorglichkeit ſeine Wunderkraft in Anſpruch nimmt, um den Neuvermählten eine Beſchämung zu erſparen, beleidigt es ſie nicht, ſich ſeiner tiefern Einſicht zu unterwerfen; auch wird ſie darum nicht an ihm irre, daß er, einſt im Lehren begriffen, ſie und ſeine Brüder nicht zu ſich ließ. Ohne Zweifel hat ſie ihn auf dem gefahrvollen Wege ſeines Berufs mit zärtlich wachſamen Augen begleitet; denn endlich unter ſeinem Kreuze finden wir ſie im ſtummen Schmerze neben Johannes wieder. An der Hand dieſes Jüngers, den ihr Jeſus zum Sohne gab, verſchwindet ſie aus der Geſchichte, die nur von den hier berührten Auftritten und Zügen aus Mariens Leben, aber nichts von ihren fernern Schickſalen und von der Himmelfahrt weiß, mit der die Legende ihren Tod ausgeſchmückt hat. Doch wer kann zweifeln, daß ſie in den Himmel, in dem ihr Sinn ſchon auf Erden war, eingegangen ſey! Leicht konnte die Poeſie und mit ihr die catholiſche Kirche das Bild Mariens zu einem Ideale der Weiblichkeit geſtalten, denn wenn Frauen Heilige ſind, ſo wird immer eine Maria an Unſchuld, Demuth und Frömmigkeit die erſte unter ihnen ſeyn. Mit der Heiligenverehrung kam natürlich auch der Mariendienſt auf, und von jeher haben ſich chriſtliche Frauen am liebſten an dieſe Fürbitterin gewandt. Man kann es der Andacht auch verzeihen, daß ſie in der verklärten Marie eine Himmelskönigin, ja etwas Ähnliches von einer Göttin ſieht und ſie die Mutter Gottes nennt. Aber die Ehre, die ſchwärmeriſche Mönche ihr durch die Behauptung, ſie hätte Jeſum ohne Verletzung ihrer Jungfrauſchaft geboren, anthun zu müſſen glaubten, bekommt doch nur dann einen Sinn, wenn von der ewigen Jungfräulichkeit ihres Gemüths die Rede iſt; denn dieſe konnte auch durch die nachfolgenden Geburten der Söhne, die Joſeph nach einer noch jüngſt von Herder unterſtützten Meinung mit ihr gezeugt haben ſoll, und die daher die Brüder Jeſu heißen, nicht verletzt werden. Hinausgerückt aus dem Felde der Geſchichte und emporgehoben in das Gebiet der Religion erſcheinen ſie daher immer als die Krone und Sonne der Frauen und jede über ſich eben ſo fleißig in der Nachahmung ihrer Tugenden, als die Künſtler wetteifern, uns das Bild ihrer Holdſeligkeit vor Augen zu ſtellen. Aber auch den Männern bleibt ſie um des Sohnes willen, den ſie groß gezogen, an die Quellen der ältern Offenbarungen Gottes geführt und mit ihren Tugenden, die ſo mild an ihm wiederſtrahlen, ausgeſtattet hat, heilig und der Verehrung werth. (Vergl. d. Art. Jeſus.) Als Sterne des zweiten Ranges erſcheinen neben ihr in der evangeliſchen Geſchichte noch mehrere Marien. 1. Maria von Bethanien, die Schweſter des Lazarus, Jeſu gelehrigſte Schülerin und zärtlichſte Verehrerin, die er ſelbſt ſeiner Freundſchaft würdigte und mit unvergänglichem Ruhme belohnte, Matth. 26, 13. 2. Maria von Magdala oder Magdalena, die Jeſu ihre Heilung von einer ſchweren Krankheit ſchuldig war und ihren Dank durch die treueſte Anhänglichkeit gegen ihn bewies. Sie diente ihm mit ihrem Vermögen, ſie begleitete ihn auf ſeinen Reiſen, ſie weint unter ſeinem Kreuze, ſie iſt die letzte bei ſeiner Beerdigung und die erſte, die am Oſtermorgen zu ſeinem Grabe eilt und den Auferſtandnen wiederſieht. Ein verjährter, durch die Kunſt wie durch die Kirche geheiligter Irrthum verwech-

ſelt ſie mit der nicht genannten Sünderin zu Nain, die Jeſus für ihre Reue und für die Aufopferung, mit der ſie ſeine Füße ſalbte, der Vergebung ihrer Sünden verſicherte, Luc. 7, 36 = 50. 3. Maria, des Cleophas Frau, die Mutter des Apoſtels Jacobus und 4. Maria, die Schweſter der Mutter Jeſu, die wir beide unter dem Kreuze und beim Grabe Jeſu ſehn, in deſſen Gefolge ſie wahrſcheinlich ſchon früher geweſen waren. E.

Maria I., Königin von England, geboren 1515, war die Tochter Heinrichs VIII. und Catharinens von Aragon. Ihre, wiewohl kurze, Regierung macht Epoche in der Geſchichte Englands. Als die Tochter einer verſtoßnen Königin hatte ſie früh das Unglück kennen gelernt, ohne davon gebeugt zu werden; ſie war, wie ihre Mutter, dem Proteſtantismus abgeneigt, von ihrem Vater hatte ſie den finſtern argwöhniſchen blutdürſtigen Charakter. Mit dieſen Eigenſchaften beſtieg ſie nach ihres Bruders, Eduards VI., Tode, in ihrem 37ſten Jahre den Thron. Außer ihr machten noch drei Prinzeſſinnen Anſprüche darauf, nämlich Eliſabeth, die zweite Tochter Heinrichs, und in der Linie Heinrichs VII. Johanna Gray und Maria Stuart; die erſtere eine Proteſtantin und durch Eduards Teſtament zur Erbin beſtimmt, die zweite eine Catholikin, deren Recht jedoch eben ſo ſchwach war als ihre Mittel, es geltend zu machen. Maria, als Heinrichs VIII. älteſte Tochter, hatte unſtreitig die gültigſten Anſprüche auf den Thron; dennoch beſtieg ſie ihn erſt, nachdem ſie ſich feierlich zur Aufrechterhaltung der proteſtantiſchen Religion verpflichtet hatte, die unter Eduard als herrſchende Religion eingeführt worden war. Der erſte Gebrauch, den ſie von ihrer Gewalt machte, war, daß ſie ihre Schweſter Eliſabeth einkerkern, die unglückliche Johanna Gray, die wider ihren Willen zehn Tage lang den königlichen Titel angenommen, ſammt denen, die ſie dazu gezwungen hatten, hinrichten ließ. Gleich darauf öffnete ſie die Gefängniſſe der Catholiken und verſtattete ihnen Gewiſſensfreiheit. Das war gerecht; aber gegen ihre ausdrückliche Verpflichtung, gegen das politiſche Intereſſe und höchſt verdammlich wegen der Mittel, die ſie dazu anwandte, war es, daß ſie die römiſch = catholiſche Religion förmlich wiederherſtellte. Nach Hume's Angabe wurden binnen drei Jahren fünf Biſchöfe, einundzwanzig Geiſtliche, acht Edelleute, vierundachtzig Bürger, hundert Landleute, Dienſtboten und Handwerker, fünfundfunfzig Frauen und vier Kinder der Religion willen verbrannt. Aber auch in Fällen, wo nicht der Religionseifer ſie hinriß, verfuhr ſie nicht minder mit tyranniſcher Willkür. Eine Jury hatte wegen Mangels an Beweis einen angeblichen Anſtifter einer Verſchwörung losgeſprochen; Maria ließ die Geſchwornen einkerkern, belegte ſie mit 1000 und 2000 Pfund Sterling Strafe und hielt den Losgeſprochnen zwei Jahre lang gefangen. Ihre Vermählung mit Philipp II. ſtimmte weder mit dem Intereſſe der Nation und Europa's, noch mit ihrer Perſönlichkeit überein, da Maria um mehr als zwölf Jahre älter als dieſer Fürſt war. Aber das Beiſpiel deſſelben feuerte ſie noch mehr zur Verfolgung der Proteſtanten an. Überdies machte ſie Anleihen, zum Theil gezwungene, und erlaubte ſich Expreſſungen aller Art, um die Ausbeute davon nach Flandern zu ſchicken, wohin Philipp 1554 zurückgekehrt war. Sie ſchrieb Liebeselegien und vergoß Thränen über die Abweſenheit und Kälte ihres Gemahls, während dieſer, der nur ein Jahr mit ihr ver-

lebt hatte, ſie ſelten einer Antwort würdigte. Marie hatte 1553 zu regieren angefangen, 1554 ſich vermählt, 1555 die Verfolgungen verdoppelt und ſtarb, ohne Kinder geboren zu haben, 1558, in einem Alter von 43 Jahren. Calais wurde ihr von dem Herzog von Guiſe entriſſen, und ſo verloren in wenigen Wochen durch Mariens Schuld die Engländer alles, was ihnen von ihren alten Eroberungen in Frankreich noch übrig geblieben war. — Betrachtet man alle Leiden, die ſie ihrem Vaterlande in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren theils zugefügt, theils vorbereitet hat, ſo findet man wenige verabſcheuenswerthere Tyrannen. Die gemäßigten Geſchichtſchreiber behandeln ſie mehr mit Verachtung als mit Haß. „Sie vereinigte in ſich alles," ſagt der geiſtreichſte, „was eine abergläubige Andächtlerin macht; ihre äußerſte Unwiſſenheit machte ſie eben ſo unfähig, Meinungen zu bezweifeln, die ſie gefaßt hatte, als Nachſicht mit Andrer Meinungen zu haben." Und an einer andern Stelle ſagt derſelbe Schriftſteller: „Um dieſe Fürſtin zu ſchildern, bedarf es nicht vieler Worte; ſie hatte wenige liebens- oder achtungswerthe Eigenſchaften, und ihre Perſon ſtimmte mit ihrem Charakter würdig überein. Eigenſinnig, abergläubig, heftig, boshaft, rachſüchtig, tyranniſch, verrieth ſie in allen ihren Neigungen und Handlungen ihr böſes Naturel und die Beſchränktheit ihres Geiſtes."

Maria Stuart, die Tochter Jacobs V., Königs von Schottland, und der Maria von Lothringen, erbte den väterlichen Thron acht Tage nach ihrer Geburt im J. 1542. Heinrich VIII., König von England, deſſen Urnichte ſie war, wollte ſie mit ſeinem Sohn Eduard vermählen, um beide Reiche zu vereinigen. Da aber dieſe Verbindung nicht zu Stande kam, vermählte ſie ſich im J. 1558 mit dem Dauphin Franz, dem Sohn und Nachfolger Heinrichs II. Das ſchönſte Loos ſchien einer Fürſtin beſchieden, die das Glück wie die Natur mit Gunſtbezeigungen überhäufte, die in ihrem ſiebzehnten Jahre die doppelte Krone von Frankreich und Schottland trug und Eliſabeth den Thron von England und Irland ſtreitig machen konnte, die mit hoher Schönheit einen gebildeten Geiſt und ein edles, großmüthiges Herz verband, geliebt von ihrem Gemahl, angebetet von den Franzoſen und verehrt von einem Hofe, der bei der Neigung für die Wiſſenſchaften noch die feine Sitte und Galanterie bewahrte, die Franz I. eingeführt hatte. Hôpital, Ronſard, Du Bellay und alle Dichter jener Zeit prieſen wetteifernd die bezaubernde Anmuth, die ſanften Tugenden, den Geiſt und die Talente der jungen Königin und erblickten für ſie in der Zukunft eine lange Verkettung von Glückſeligkeiten. Dieſe Täuſchung verſchwand nach achtzehn Monaten. Franz II ſtarb; Carl IX. folgte ihm und Catharina von Medicis erlangte ihr ganzes Anſehn wieder. Maria Stuart erkannte bald, daß ſie nur noch in Schottland Königin ſey und war genöthigt, dahin zurückzukehren. Sie hatte ihren Schmerz über den Tod ihres Gemahls in einer rührenden Elegie ausgelaſſen; bei ihrer Abreiſe drückte ſie ihren Kummer und ihr banges Vorgefühl in den bekannten Verſen aus:

Adieu, plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus chérie,
Qui a nourri ma jeune enfance:
Adieu, France! adieu nos beaulx jours!
La nef qui desjoint nos amours,

N'a eu de moi que la moitié,
Une part te reste, elle est tienne:
Je la fie à ton amitié,
Pour que de l'autre il te souvienne.

Nach ihrer Rückkehr in Schottland verheirathete ſie ſich in zweiter Ehe mit Heinrich Stuart Darnley, ihrem Vetter. Dieſer Prinz hatte alle äußern Liebenswürdigkeiten, um ein junges unerfahrnes Herz anzuziehn. Maria gab ihm, in dem erſten Entzücken der Liebe, den Titel als König und ſetzte ſeinen Namen neben den ihrigen in allen öffentlichen Urkunden. Aber ſie entdeckte bald in ihrem Gemahl einen anmaßenden, heftigen, unentſchloßnen, leichtgläubigen, niedrigen, in ſeinen Vergnügungen brutalen Mann, der von den elendeſten Schmeichlern beherrſcht wurde. Sie wollte ſich jetzt mehr zurückhalten; darüber wurde er aufgebracht und allen, die das Vertrauen der Königin hatten, höchſt abgeneigt. Ein italieniſcher Sänger, David Rizzio, war damals der Rathgeber dieſer Fürſtin. Heinrich, darüber eiferſüchtig und empört, dringt mittelſt einer geheimen Treppe mit einigen Bewaffneten in das Zimmer, wo ſeine Gemahlin ſpeiſ't, und außer dem Sänger und der Gräfin Argyle niemand bei ſich hat. Man ſtürzt den Tiſch um und tödtet Rizzio vor den Augen der Königin, die ſeit fünf Monaten ſchwanger und umſonſt den Unglücklichen zu retten ſich bemühte. „Ich will nicht mehr weinen," ſagte ſie nach dieſer ſchrecklichen Scene, „ich will nur auf Rache denken." Rizzio war gewiß nur der Vertraute und der Liebling Mariens geweſen. Ein gefährlicherer Mann nahm ſeinen Platz ein, der Graf Bothwell. Dieſe neue Verbindung mit einem heftigen und laſterhaften Manne wurde die Urſach zum Tode des Königs, der zu Edinburg in einem einzeln ſtehenden Hauſe in die Luft geſprengt wurde. Maria vermählte ſich darauf mit ihrem Liebhaber, der allgemein für den eigentlichen Mörder ihres Gatten galt. Dieſe unglückliche Verbindung brachte Schottland wider ſie auf. Verlaſſen von ihrer Armee, war ſie gezwungen, ſich den Conföderirten zu ergeben und die Krone ihrem Sohne abzutreten. Man erlaubte ihr, einen Regenten zu ernennen, und ſie erwählte den Grafen Murray, ihren natürlichen Bruder, der ſie nichts deſto weniger mit Vorwürfen und Schmähungen überhäufte. Der herriſche Charakter des Regenten verſchaffte der Königin einen Anhang. Sie entfloh aus dem Gefängniß, verſammelte 6000 Mann, wurde aber beſiegt und genöthigt, in England eine Zuflucht zu ſuchen, wo ſie ſtatt deſſen eine achtzehnjährige Gefangenſchaft und endlich den Tod auf dem Blutgerüſte fand. Eliſabeth ließ ſie zwar ehrenvoll in Carlisle empfangen, gleich darauf aber ihr andeuten, daß, da die öffentliche Stimme ſie der Ermordung ihres Gemahls anklage, ſie ſich deßhalb zu rechtfertigen habe. Man ernannte Commiſſarien und brachte ſie in Haft nach Tewksbury, um den Prozeß gegen ſie einzuleiten. Das Unglück Mariens war, daß ſie in ihren Leiden Freunde hatte. Täglich bildeten ſich, ſey es nun wirklich oder vorgeblich, Complotts gegen Eliſabeth, um die Königin von Schottland wieder einzuſetzen. Ein Prieſter, Namens John Ballard, würde beſchuldigt, einen jungen Edelmann, Babington mit Namen, zur Ausführung dieſes Plans aufgefodert zu haben. Einige andre traten mit in den Bund. Der Anſchlag wurde entdeckt und ſieben der Schuldigen hingerichtet. Dieſe Verſchwörung diente nur dazu, Mariens Schickſal zu beſchleunigen. Man verbreitete täglich beunruhigende Gerüchte. Eine ſpa-

niſche Flotte, ſagte man, ſey angekommen, ſie zu befreien, die Schotten haben einen Einfall gemacht, eine Armee unter dem Herzog ſey in der Provinz Suſſex gelandet. Eliſabeth, beunruhigt oder beunruhigt ſcheinend, ließ Marien, die ihres Gleichen war, richten, als ob ſie ihr unterthan ſey. Zweiundvierzig Parlamentsglieder und fünf Richter des Königreichs verhörten ſie in ihrem Gefängniß zu Fotheringay. Sie proteſtirte, aber ſie antwortete. Nie gab es ein incompetenteres Gericht, nie ein unregelmäßigeres Verfahren. Man legte ihr Copien von ihren Briefen vor, nie die Originale; man machte das Zeugniß ihrer Secretäre gegen ſie geltend, aber man ſtellte ſie ihr nicht gegenüber; man gab vor, daß ſie durch die Ausſage dreier Verſchwornen überführt worden, die man hingerichtet hatte, und deren Tod man hätte aufſchieben müſſen, um ſie mit ihr und vor ihr zu befragen. Kurz, wäre man in den Formen verfahren, welche die Billigkeit für den geringſten Menſchen fodert, und hätte man auch beweiſen können, daß Maria ſich um Hülfe und Rath allenthalben bemühe, ſo würde man ſie doch nicht haben des Todes für ſchuldig erklären können. Eliſabeth hatte kein gültiges Richteramt über ſie; ihr Recht war das Recht des Stärkern über den Schwachen und Unglücklichen. Aber ihre Politik foderte dies Opfer. Maria wurde zum Tode verurtheilt, und ſie ertrug ihn mit großer Seele. „Der Tod, der meinen Leiden ein Ende machen wird," ſagte ſie, „iſt mir willkommen. Ich halte die Seele für unwerth der himmliſchen Herrlichkeit, die zu ſchwach iſt, den Körper auf dem Hinübergange in die Wohnung der Seligen zu unterſtützen." In ihren letzten Tagen verband ſie die Übungen einer muthvollen Frömmigkeit mit der zärtlichſten Sorgfalt für ihre Diener. Nachdem ſie Geſchenke unter ſie ausgetheilt und zu ihren Gunſten an Heinrich III. und den Herzog von Guiſe geſchrieben hatte, verlangte ſie, daß man ſie Zeugen ihres Todes ſeyn laſſe. Der Graf von Kent verweigerte es mit Härte. Gekränkt rief Maria aus: „Ich bin die Muhme eurer Königin, ich bin aus dem königlichen Blute Heinrichs VIII., ich war Königin von Frankreich durch Heirath und als Königin von Schottland geweiht." — Statt ihr einen catholiſchen Beichtvater zu geben, den ſie verlangte, ſchickte man ihr einen proteſtantiſchen Geiſtlichen, der ſie mit der ewigen Verdammniß bedrohte, wenn ſie nicht ihrer Religion entſagte. „Beunruhigen Sie ſich darüber nicht," ſagte ſie ihm mehrere Male mit Lebhaftigkeit, „ich bin in der catholiſchen Religion geboren, ich habe darin gelebt, ich will darin ſterben." — Ein Crucifix, das ſie in der Hand hielt, bewog den Grafen Kent zu der Äußerung, daß ſie den Chriſtus lieber im Herzen als in den Händen haben ſolle. Sie antwortete mit Würde, daß es ſchwer ſei, den Erlöſer in der Hand zu haben, ohne daß das Herz davon lebhaft gerührt würde. Man erlaubte nur wenigen von ihren Dienern, ſie zu begleiten. Sie wählte vier männliche und zwei weibliche Perſonen aus ihrer Dienerſchaft. „Lebe wohl, Melwill," ſagte ſie zu dem einen derſelben, „Du wirſt das lang erſehnte Ende meines Unglücks ſehn. Verkündige es, daß ich unerſchütterlich in der Religion geſtorben bin, und daß ich den Himmel für diejenigen um Gnade bitte, die nach meinem Blute gedürſtet hat. Sage meinem Sohn, daß er ſeiner Mutter gedenken ſolle; noch einmal lebe wohl, Melwill," fügte ſie hinzu: „deine Gebieterin, deine Königin empfiehlt ſich deinem Gebet." — Nachdem ſie am 18ten

Februar 1587 zwei Stunden vor Tagesanbruch aufgeſtanden war, um die Vollziehung des Urtheils nicht zu verzögern, kleidete ſie ſich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich an. Sie legte ein ſchwarzes Sammtkleid an, um auch äußerlich wie eine Königin zu erſcheinen. Sie ging darauf in ihr Betzimmer, wo ſie nach einigem Gebet ſich ſelbſt das Abendmahl reichte, mittelſt einer geweihten Hoſtie, welche der Papſt ihr geſandt hatte. Als die Commiſſarien eintraten, dankte ſie ihnen für ihre Sorgfalt und ſetzte hinzu: „Die Engländer haben mehr als einmal ihre Hände in das Blut ihrer Könige getaucht. Ich bin aus demſelben Blute; ſo iſt denn in meinem Tode und ihrem Betragen nichts Ungewöhnliches." — Man führte ſie in einen Saal, wo ein ſchwarz ausgeſchlagenes Blutgerüſt aufgerichtet war. Die Zuſchauer, die ihn erfüllten, ſahen mit Erſtaunen die Faſſung dieſer Königin, die in einer ſo vieljährigen Gefangenſchaft noch einen Theil ihrer Schönheit behalten hatte. Sie erlaubte nicht, daß der Scharfrichter ſie entkleidete, indem ſie äußerte, daß ſie nicht gewohnt ſey, zu dergleichen Dienſten Männerhände zu gebrauchen. Nachdem ſie noch gebetet hatte, bot ſie ihren Hals dar, ohne die mindeſte Furcht zu zeigen. Erſt auf den zweiten Streich fiel ihr Haupt, das der Scharfrichter von dem Blutgerüſte herabzeigte, als den Kopf einer Verbrecherin. Dies war das tragiſche Ende einer der ſchönſten Fürſtinnen Europa's, die faſt die Hälfte ihrer Lebenszeit im Gefängniſſe geſchmachtet hatte. Ihre Anhänglichkeit an der catholiſchen Religion und ihre Rechte auf England waren in Eliſabeths Augen ihre Hauptverbrechen. Ihre Schönheit, ihre Talente, der Schutz, den ſie den Wiſſenſchaften angedeihen ließ, der Erfolg, womit ſie ſelbſt ſich ihnen widmete, ihre Feſtigkeit in ihren letzten Augenblicken, ihre Frömmigkeit haben über ihre Fehler einen Schleier gezogen, und man gedenkt heut nur ihres Unglücks. — Wir ſind in dieſer Erzählung dem wahrheitliebenden de Thou und dem geiſtreichen Hume gefolgt, welche mit Sorgfalt die Gründe der Lobredner und der Tadler Mariens geprüft haben. Die Menſchheit wird ihrem unglücklichen Tode eine Thräne nicht verſagen; ſie erlitt ihn wie eine chriſtliche Heldin; aber ihr Leben war nicht durchaus einer chriſtlichen Frau würdig. So lange nicht de Thou widerlegt, und dem, was er von dem Tode Heinrich Stuarts, Grafen von Darnley, von ihrer Vertraulichkeit mit David Rizzio, von ihrer Vermählung mit Bothwell, dem Mörder Darnley's, ſagt, etwas gründliches entgegengeſetzt iſt, werden eben ſo viel Flecken in dem Leben Mariens zurückbleiben, ohne daß wir, um ihren Charakter in Schatten zu ſtellen, nöthig haben, ihr aus ihren Galanterien, aus ihrer Liebſchaft mit Damville, dem Sohn des Connetabels von Montmorency, der ihr nach Schottland folgte, aus ihrem Abenteuer mit Chaſtelard, der mit einer verbrecheriſchen Kühnheit ſich in ihrem Schlafzimmer verborgen hatte, und den ſie ihrer Ehre nur aufopferte, weil ſie nicht anders handeln konnte, ein Verbrechen zu machen. Auch übergehen wir ihre Poeſien und ihre Briefe an Bothwell und gründen unſer Urtheil auf bis jetzt noch unwiderlegte Thatſachen, wobei wir jedoch zugeben, daß der Tod ihres Gemahls und ihr Antheil daran vielleicht noch ein hiſtoriſches Problem ſind. — Sie hinterließ von ihrem zweiten Gemahl, Heinrich Stuart, Jacob I., König von England, und von ihrem dritten Gemahl, Bothwell, eine Tochter, die in Notre-Dame von Soiſſons Nonne wurde.

Maria von Medicis, die Tochter Franz II. von Medicis, Großherzogs von Toscana, geboren zu Florenz 1573, wurde 1600 an Heinrich IV., König von Frankreich, vermählt. Nach Heinrichs Tode trat ſie 1610 als Regentin an die Spitze des Königreichs. Der Duc d'Epernon hatte das Parlament gezwungen, ihr die Regentſchaft zu ertheilen, ein Recht, das bisher nur die Generalſtände gehabt hatten. Maria, zugleich Regentin und Vormünderin über ihren minderjährigen Sohn, Ludwig XIII., verabſchiedete den großen Sully und ließ ſich von italieniſchen und ſpaniſchen Günſtlingen leiten. Der Staat verlor ſein Anſehn von außen und wurde im Innern von den mächtigen Großen zerfleiſcht. Ein im J. 1614 geſchloßner Vertrag bewilligte den Mißvergnügten alles, was ſie foderten; dennoch erwachte der Parteigeiſt bald aufs neue. Man war allgemein unzufrieden mit dem Betragen Mariens, die ſich ganz dem Marſchall d'Ancre und ſeiner Gemahlin Galigai hingab, den unverſchämteſten Günſtlingen, die je einem Throne nahe gekommen. Der Tod des Marſchalls, der auf Befehl Ludwigs XIII. ermordet wurde, erſtickte den Bürgerkrieg. Maria wurde nach Blois verwieſen, von wo ſie nach Angoulême ging. Richelieu, damals Biſchof von Luçon und ſpäter Cardinal, verſöhnte 1619 die Mutter und den Sohn. Aber Maria, unzufrieden mit der Nichtvollziehung des Vertrags, entzündete einen neuen Krieg, mußte ſich aber bald unterwerfen. Nach dem Tode des Connetabels de Luynes, ihres Verfolgers, ſtand ſie an der Spitze des Staatsraths; um ihr beginnendes Anſehn zu befeſtigen, führte ſie Richelieu, ihren Günſtling und Oberintendanten, in ſelbigen ein. Kaum aber hatte der Cardinal den Gipfel der Größe erreicht, als er ſeiner Wohlthäterin zeigte, daß er nicht mehr von ihr abhange. Dieſe verſäumte nichts, ihn wieder zu ſtürzen, und als Ludwig XIII. zu Lyon gefährlich krank geworden, entriß ſie ihm das Verſprechen, den Cardinal zu entfernen. Um ſich dieſem Verſprechen zu entziehn, ſuchte der König nach ſeiner Geneſung beide zu verſöhnen. Maria war nicht zu bewegen und dieſe Hartnäckigkeit mißfiel dem König, welcher einwilligte, ſie aufzuopfern. Es wurde ein geheimer Staatsrath gehalten, deſſen Seele der Cardinal war. In einer langen, aber nicht gar zu wohl abgefaßten Rede zeigte er, daß entweder die Königin oder er entfernt werden müſſe; dann ſprach er von den Gefahren, welche dem Staate von außen und innen drohten, und wußte dem Könige ſo bange zu machen, daß dieſer ſich ohne die Stütze ſeines erſten Miniſters für verloren hielt. Alle, die der Berathſchlagung beiwohnten, beſtärkten theils aus Schmeichelei, theils aus Furcht den König in ſeiner Meinung, der um ſo feſter darin beharrte, als der Cardinal ihm vorgeſpiegelt hatte, daß ſeine Mutter ihren zweiten Sohn Gaſton auf den Thron heben wolle. Demzufolge wurde ihr im J. 1631 das Schloß zu Compiegne zum Aufenthaltsort angewieſen; alle ihre Freunde und Anhänger aber exilirt oder in die Baſtille geſetzt. Sie fühlte bald, daß ſie zu Compiegne in einer wahren Gefangenſchaft lebe, entfloh noch in demſelben Jahre nach Brüſſel, foderte mehrere Male vom Parlament Gerechtigkeit, und ſtarb 1642 in großer Dürftigkeit zu Cöln. — Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxemburg, ſchöne Waſſerleitungen, und die öffentliche Promenade Cours-la-Reine. — Das Mißgeſchick dieſer Fürſtin entſprang aus ihrem eiferſüchtigen, hartnäckigen und ehrgeizigen Charakter. Sie war unter Heinrich IV. nicht glücklicher

geweſen als unter Ludwig XIII. Die Liebſchaften ihres Gemahls verurſachten ihr den größten Kummer, und die Eiferſucht führte oft die heftigſten Scenen herbei. Mit einer unbegränzten Leidenſchaftlichkeit verband ſie alle Schwächen des Weibes. Sie war ehrgeizig aus Eitelkeit, vertrauend aus Mangel an Einſicht, rachſüchtig aus Eigenſinn und geizte mehr nach Anſehn als nach Macht. — Ihre Lebensgeſchichte iſt 1774 zu Paris in 3 Bänden erſchienen.

Maria Thereſia, ſ. Thereſia (Maria).

Maria Antoinette, ſ. Antoinette (Maria).

Mariana (Juan), ein berühmter ſpaniſcher Geſchichtſchreiber, geboren zu Talavera im J. 1536. Er widmete ſich früh dem geiſtlichen Stande und trat in den Jeſuiterorden. Seine Studien vollendete er auf der berühmten Univerſität zu Alcala; hier erwarb er jenen reinen Geſchmack, jene Beredſamkeit und Genauigkeit, die den Hauptcharakter ſeiner Schriften ausmachen; dieſe Eigenſchaften befeſtigten ſich in ihm durch den Beſuch der Schulen mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, unter andern des P. Cyprian de Huerga, eines beſonders in den orientaliſchen Sprachen ſehr bewanderten Ciſterzienſers. Mariana ging ſodann auf Reiſen und lehrte die Theologie mit Auszeichnung in Rom, Sicilien und Paris. Da jedoch die Beſchaffenheit der Luft in letzterer Stadt, noch mehr aber der anhaltende Fleiß, womit er ſeinen Geſchäften oblag, ſeine Geſundheit erſchütterten, kehrte er 1574 nach Spanien zurück und nahm ſeine Wohnung in dem Jeſuitercollegium zu Toledo, nachdem er dreizehn Jahre ſeines Lebens dem öffentlichen Unterricht im Auslande gewidmet hatte. Er ſchrieb jetzt ſeine Historia de rebus Hispaniae, ein Werk, wie es ſeinem Vaterlande noch fehlte. Er verfaßte es in lateiniſcher Sprache, damit der Ruf von den Großthaten der Spanier bei allen Völkern dadurch bekannt werden möchte. Die erſte Ausgabe, Toledo 1592 enthält 20 Bücher, zu denen er in den beiden folgenden Ausgaben noch 10 Bücher hinzufügte. Die günſtige Aufnahme, die ſein Werk allgemein fand, die wiederholten Auffoderungen ſeiner Freunde, die Furcht, daß eine ſchlechte Überſetzung erſcheinen möchte, alle dieſe Rückſichten bewogen Mariana, ſein Werk ſelbſt ins Spaniſche zu überſetzen. Vier Ausgaben der Überſetzung erſchienen bei Lebzeiten des Verfaſſers, jede mit neuen Veränderungen, Zuſätzen und Berichtigungen. Mariana's übrige Schriften ſind 1. ſeine berühmte Abhandlung De rege et regis institutione, welche elf Jahre nach ihrer Erſcheinung als aufrühreriſch von dem Parlament zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde, und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog. Mariana behauptet in dieſem Werke, daß es erlaubt ſey, ſich eines Tyrannen zu entledigen. Die Originalausgabe dieſes Buchs iſt ſehr ſelten geworden. 2. De ponderibus et mensuris; 3. Sieben Abhandlungen, welche zuſammen in einem Foliobande 1609 in Cöln erſchienen ſind. Die letzten Lebensjahre widmete Mariana ſeinen Scholien über das alte und neue Teſtament, deren Beendigung Krankheit und Altersſchwäche verhinderten. Dennoch ließ er ſie 1619 zu Madrid drucken. Er ſtarb 1623 zu Toledo in einem Alter von 87 Jahren.

Marie Louiſe Leopoldine Caroline, älteſte Tochter des Kaiſers Franz II. aus zweiter Ehe mit Maria Thereſia, Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, iſt geboren den 12ten December 1791, und wurde dem Kaiſer Napoleon vermählt den 11ten März 1810. Man empfing ſie in Frankreich mit den

glänzendſten Feſten, und unzählige Broſchüren verkündigten, daß nun durch Verſchwägerung der Napoleoniden mit dem alten Stamme Habsburg der Continentalfriede auf immer befeſtigt und geſichert ſey. Napoleon führte ſeine junge Gemahlin gleichſam im Triumph durch die Provinzen ſeines großen Reichs; aller Orten empfing ſie Bewunderung und Verehrung, ein ſchützender Genius ſchien ſogar die Flammen in Schwarzenbergs Ballſaale von ihr abgewandt zu haben, und ſchon am Ende des Jahrs verkündete Napoleon freudig ſeinen Völkern, daß Maria Louiſe ihren ſehnlichſten Wunſch erfüllen, den längſt erſehnten Thronerben gebären würde. Dieſes prophetiſche Wort ging wirklich in Erfüllung. Am 20ſten März 1811 gebar Maria Louiſe den König von Rom, und die ganze franzöſiſche Welt jubelte laut; denn nach den Ausdrücken des Moniteurs dachte jedermann an die gränzenloſe Zukunft von Macht, Ruhm und Glückſeligkeit, welche ſich an die Wiege dieſes Kindes knüpfte!!! Der Hofſtaat der Kaiſerin wurde nun noch glänzender als zuvor; er zählte allein ſechsundzwanzig vornehme Palaſtdamen u. ſ. f. — Im folgenden Jahre begleitete Maria Louiſe ihren kaiſerlichen Gemahl nach Dresden, von wo ſie mit ihren kaiſerlichen Ältern eine Zeit lang die geliebte Heimath beſuchte, dann unter feierlichem Prunk wieder in die Hauptſtadt des großen Reichs zurückkehrte, wo unter den ſich drängenden Siegsberichten von der großen Armee ihr der verfehlte Contre-Revolutionsverſuch in Paris und die Erſcheinung des 29ſten Bülletins die erſten ängſtlichen Augenblicke verurſachten. Doch als Napoleon ſelbſt erſchien, war bald alle Furcht beſeitigt. Er ernannte ſeine theure Gemahlin feierlichſt zur Regentin des Reichs vor ſeiner Abreiſe zum neuen entſcheidenden Kampfe, doch unter ſo genau abgemeſſenen Inſtructionen und Beſchränkungen, daß ſie über die Maximen und die Art ihres Betragens als Stellvertreterin des Monarchen nie zweifelhaft ſeyn konnte. Sie erfüllte ihre Pflichten mit faſt beiſpielloſer Gewiſſenhaftigkeit, wovon die letzten Reden, welche ſie in der großen Rathsverſammlung nach der unglücklichen Schlacht bei Leipzig hielt, Documente liefern, welche der Geſchichte ſtets wichtig bleiben werden. In dem Unglück ihres Gemahls kann man ihr durchaus das Lob eines edlen, würdigen Betragens nicht verſagen; ihm zu folgen, war ihr nicht vergönnt; eine Zuſammenkunft mit ihrem Vater beſtimmte fortan ihr Verhalten; ſie ſchied von Napoleon, und unter dem Titel einer Herzogin von Parma lebt ſie jetzt mit ihrem Sohne, dem ehemaligen Könige von Rom, verehrt am Hofe ihres Vaters, der durch ſein Benehmen bei dieſer intriguaten Angelegenheit doppelt ruhmvoll als Friedensſtifter erſcheint. zz.

Marie Louiſe (Königin von Spanien), Prinzeſſin von Parma, ward geboren am 9ten December 1751, und mit Carl IV. wider deſſen Willen, auf ausdrücklichen Befehl ſeines Vaters, vermählt am 4ten September 1765. Sie iſt eine kluge, höchſtgewandte und ihrem Gemahle an Geiſteskraft weit überlegne Frau. Frühzeitig wußte ſie es dahin zu bringen den ſtürmiſchen Sinn Carls, der anfänglich ſogar in thätliche Beleidigungen gegen ſie ausbrach, ſich unterthänig zu machen und ſelbſt die ſpaniſche Etikette in ſo fern zu mildern, daß ſie ſich dem Könige zu jeder Zeit nahen durfte. Von allem, was in Staatsangelegenheiten vorging, war ſie bald ſehr gut unterrichtet, oft wohnte ſie der Ausfertigung geheimer Staatsacten im geheimen

Rathe bei und nicht ſelten mußten die Miniſter Beförderungsdecrete, welche zur Unterſchrift ſchon bereit lagen, zurücknehmen, wenn Maria Louiſe einen andern Candidaten befördert wiſſen wollte. Sie war nämlich klug genug, ihre Günſtlinge nur von ſolchen Seiten zu empfehlen, die den König am meiſten einnahmen, auch dann erſt ſich öffentlich zu dem Empfohlenen hinzuneigen, wenn Carl IV. ihm ſeine Gunſt ſchon geſchenkt hatte, ſie alſo nur dem Befehle ihres Gemahls und Gebieters Gehorſam zu leiſten ſchien, wenn ſie den von ihm Begnadigten gleichfalls auszeichnete. Auf dieſem Wege erhielt ſie völlige Herrſchaft über ihren Gemahl und ſchon als Prinzeſſin von Aſturien hatte ſie eine Intrigue mit dem ältern Godoy, dem Sohn eines armen Edelmanns in Eſtremadura. Allein der kluge König Carl III. hatte die Gewohnheit, ſobald er dergleichen Liebesintriguen bei ſeiner Schwiegertochter entdeckte, den Günſtling ſchnell zu entfernen, und ſo mußte auch Godoy der ältere den Hof und Madrid verlaſſen. Bald kam jedoch in die offene Stelle ſein jüngerer Bruder Don Manuel Godoy, damals Leibgardiſt, ein ſchöner, angenehmer Mann, ein trefflicher Guitarrenſpieler und Höfling. Maria Louiſe wußte ihre neue Liebe dem ſcharfſichtigen Schwiegervater zu verheelen und Don Manuel bei ihrem Gemahle dergeſtalt in Gunſt zu ſetzen, daß er gar bald deſſen erſter Liebling wurde. Nachdem alſo Carl IV den Thron ſeines Vaters beſtiegen, rückte Godoy ſchnell von einer Stufe der Macht zur andern, ward endlich ſelbſt einer Prinzeſſin aus königlichem Geblüte vermählt und mit dem Titel Principe de la Paz zum Generaliſſimus der ſpaniſchen Landmacht und zum Generaladmiral der ganzen ſpaniſchen Marine ernannt. Maria Louiſe und Godoy regierten Spanien unumſchränkt, und ihr beiderſeitiges Streben ging darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand und deſſen Partei beim alten Könige verdächtig zu machen, damit ſie ungeſtört das Ruder fortführen könnten. Aus dieſen Hofcabalen, an welchen unläugbar Maria Louiſe aus unnatürlichem Widerwillen gegen ihren eignen Sohn thätigen Antheil nahm, entſpann ſich mit Hülfe franzöſiſcher Intriguen und gegenſeitiger Aufhetzungen jene ſeltſame die ſpaniſche Thronrevolution vorbereitende Cataſtrophe vom 29ſten October 1807, wobey der alte König ſeinen Sohn und Thronfolger vor aller Welt des Verbrechens beleidigter Majeſtät, projectirter Empörung und unnatürlicher Gewaltthat gegen ſeinen Vater beſchuldigte. Verächtlicher noch für des Königs Majeſtät wurde dieſer ſchimpfliche Handel, weil Maria Louiſe und ihr Liebling des Volks Stimme fürchteten, wieder beigelegt und der Prinz, welcher auf Godoy's dringende Vorſtellung einen demüthigen Brief wie ein gezüchtigter Schulknabe an Vater und Mutter geſtellt, zu Gnaden angenommen. Seine bekannten Anhänger, Infantado und Escoiquiz aber blieben vom Hofe verwieſen. Dem ſchimpflichen Vorſpiele folgte bald die große Tragödie ſelbſt; ſchon am 18ten März 1808 brach die weltbekannte Revolution von Aranjuez aus. Ferdinand warf ſeinen Vater vom Throne, nöthigte ihn zur feierlichen Entſagung der Krone, drohte ſeiner Mutter Aufführung ſtrenger Unterſuchung zu unterwerfen, und ſetzte ſich mit allgemeinem Volksjubel auf Spaniens Thron. Maria Louiſe hatte jetzt, da Godoy verhaftet und der wildeſten Volkswuth Preis gegeben war, keinen andern Rückweg, als ſich dem Kaiſer Napoleon und ſeinem Oberfeldherrn, Joachim Murat, der ſchon mit beträchtlicher Heeresmacht nach Madrid vor-

gerückt war, in die Arme zu werfen. Carl IV. mußte daher ins geheim am 21ſten März gegen ſeine Thronentſagung proteſtiren, und durch Murats Adjutanten, Demouthion, wurde jene Correſpondenz mit Murat eingeleitet und fortgeſetzt, die ein ewiger Schandfleck für Marie Louiſe bleiben wird, indem ſie ſelbſt in einem eigenhändig am 18ten März geſchriebnen Briefe ihren Sohn beſchuldigte, er habe ein ſehr ſchlechtes Herz, ſey blutdürſtig und habe nie Vater und Mutter geliebt. Murat wußte mit Gewalt den Liebling der Königin aus den Händen ſeiner Feinde zu retten, Carl IV., Marie Louiſe und Godoy erſchienen, von franzöſiſchen Truppen escortirt, ſämmtlich zu Bayonne vor Napoleons Thron, als Ankläger Ferdinands VII., und die ſchändliche Intrigue, wobei Duroc einer der thätigſten Mitgehülfen geweſen, entwickelte ſich alſo, daß Ferdinand durch Todesdrohung zur feierlichen Entſagung des ſpaniſchen Throns zu Gunſten der Verfügung Napoleons gezwungen und als Gefangner ins innere Frankreich nach Valençay abgeführt, Carl IV., Marie Louiſe, Godoy und die Königin von Etrurien aber mit königlichem Pompe nach Frankreich begleitet und eigentlich daſelbſt auch als Staatsgefangne bewacht wurden. Man veränderte dort mannichfaltig ihren Aufenthaltsort; zuletzt war es Marſeille, von wo ſie nach Rom im vorigen Jahre abreiſten. Mehr als wahrſcheinlich iſt jetzt auch die Königin Anſtifterin der erneuerten Proteſtation ihres Gemahls gegen ſeinen, zum zweitenmal auf Spaniens Thron erhobnen Sohn. zz.

Marie Louiſe Joſephine, Tochter Carls IV. und Marien Louiſens, war geboren den 6ten Juli 1782 und mit Ludwig, Infanten von Spanien, vermählt, der durch die Convention von 21ſten März 1801 das Herzogthum Toscana unter dem Titel Königreich Etrurien erhielt. Nach ſeinem Tode war ſie Vormünderin des unmündigen Prinzen Carl Ludwig und Regentin des Landes, welches durch den Tractat von Fontainebleau vom 27ſten October 1807 Napoleon cedirt, und der Königin dagegen die portugieſiſche Provinz Entre Minho e Douro zugeſichert wurde. An den Intriguen der Revolution von Aranjuez hatte ſie großen Antheil, führte den lebhafteſten vertraulichen Briefwechſel mit Murat, und begleitete ihre Ältern nach Frankreich, iſt jetzt auch bei ihnen zu Rom. zz.

Marine. Das Wort Marine wird oft überhaupt mit dem Ausdrucke Flotten gleichbedeutend gebraucht; man ſpricht von einer Handels- und einer Kriegsmarine. Vornehmlich werden jedoch unter Marine die Flotten von Kriegsſchiffen verſtanden, die in Europa gegenwärtig von mehreren Mächten ausſchließlich zum Kriege gehalten werden. Ihr Urſprung datirt ſich im Allgemeinen von der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Seewegs nach Oſtindien. Hatten gleich vorher auch die Staaten Europa's ſchon Kriege zur See geführt und Seeſchlachten gefochten, ſo hatten ſie dagegen noch keine ausſchließlich zu dieſem Endzwecke beſtimmten Flotten unterhalten; man bediente ſich gewöhnlicher Handelsſchiffe, die man für den Augenblick bewaffnete. So beſtanden die erſten Flotten der Spanier und Portugieſen, mit denen ſie die entfernteren Meere befuhren, aus Handelsſchiffen, die zugleich zum Handel und zum Kriege gerüſtet waren. England und Holland waren es, die zuerſt eine eigene Kriegsmarine in Europa errichteten; ein Beiſpiel, das die übrigen ſeefahrenden Staaten bald mehr oder weniger glücklich nachahmten. Die engliſche Ma-

rine, vom Anfange an eine königliche, entſtand ſchon unter Heinrich VIII., ward aber erſt unter Eliſabeth von Wichtigkeit, während die holländiſche ſich in dem Kriege mit Spanien bildete und ſeit der direct.n Fahrt nach Oſtindien einen nicht unwichtigen Zuwachs durch die Seemacht der oſtindiſchen und übrigen großen Compagnien erhielt. In der Folge der Zeit erhielt die Seemacht, je mehr ſich das Mercantilſyſtem über Europa verbreitete, eine immer ſteigende Wichtigkeit und durch Colbert trat auch Frankreich in kurzer Zeit als eine neue furchtbare Seemacht auf, die auf dem Wege, eine entſchiedene Superiorität zu erlangen, nur durch den Seeſieg der Britten bei la Hogue im Jahre 1692 gebrochen ward, und nie wieder in der Folge auf eine gleiche Stufe der Macht ſich erhob. Der Zeitraum Ludwigs XIV. war es zugleich, der die politiſche Wichtigkeit der Seemächte als ſolcher, — gleichfalls eine natürliche Folge des immer mehr ausgebreiteten und ausgebildeten Mercantilſyſtems und der ſteigenden Wichtigkeit des Handels überhaupt, — dauernd begründete. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts ward zugleich Rußland im Norden von Europa, wo bisher Schweden ſeit dem Verfalle der Hanſe einen beinahe unbeſtrittenen Prinzipat zur See geübt hatte, als Seemacht wichtig; Peter errang mit ſelbſtgebauter Flotte die Herrſchaft der Oſtſee. Doch blieben die Seemächte im Weſten im vorzüglichſten Sinne, England und Holland, fortdauernd die erſten ihrer Art in Europa, bis ſeit der Mitte des 18ten Jahrhunderts, vorzüglich ſeit der Epoche des ſiebenjährigen Kriegs, das rüſtige England eine allmälich immer entſcheidendere Superiorität über ſeine alten Nebenbuhler, die Holländer, zur See errang, die durch alle folgenden Kriege befeſtigt und durch den franzöſiſchen Revolutionskrieg vollendet, England endlich in unſern Tagen zur alleinigen präponderirenden Seemacht in Europa gemacht hat. — Damit überhaupt ein Staat eine beträchtliche Kriegsmarine halten könne, ſind zwei Bedingungen weſentlich nothwendig: daß er theils eine ausgedehnte Handelsſchiffahrt beſitze und, was davon größtentheils abhängt, daß er ſich leicht die zur Erbauung und Ausrüſtung von Schiffen erfoderlichen Materialien verſchaffen könne. Die erſte dieſer Bedingungen ſetzt ihn allein in den Stand, zu jeder Zeit nicht nur viele, ſondern auch, worauf es hier vorzüglich ankommt, geübte Seeleute zu haben. So lange daher ein Staat größtentheils nur paſſiv Handel treibt, wie z. B. Rußland, werden auch alle ſeine Verſuche, eine Seemacht zu werden, für ihn nur theilweiſe Erfolge haben können. Die zweite unerlaßlich nothwendige Bedingung hängt theils von ausgedehnten Handelsverbindungen, theils und vorzüglich von der geographiſchen Lage des Landes ab; in beiden Rückſichten beſitzt England unläugbar große Vorzüge vor den übrigen europäiſchen Staaten. Was den Nutzen einer Seemacht betrifft, ſo gewährt dieſelbe, ſo wie der Gewinn von Seeſchlachten, mehr einen negativen als poſitiven Vortheil. Eine mächtige Seemacht dient zum Schutze des Handels und der Colonien, ungleich weniger aber zu Eroberungen; gewonnene Seeſchlachten mögen drohende Gefahren abwenden, werden aber nicht leicht ſelbſt zu wichtigen poſitiven Reſultaten führen. Schon hieraus ergibt ſich, wenn dies anders noch eines Beweiſes bedürfte, daß ein Prinzipat der Seemächte nie die Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der Nationen des Continents von

Europa fährden könne, wie dies allerdings wohl von einer vorherrſchenden Continentalmacht zu fürchten iſt. Cz.

Marini (Giambattiſta) oder Marino, war 1569 unter dem ſchönen Himmel Neapels geboren. Dem Willen ſeines Vaters zuwider, der ihn zu einem Juriſten bilden wollte, folgte er ſeiner Neigung zur Dichtkunſt. Er verkaufte ſeine juriſtiſchen Bücher, um ſich Gedichte anzuſchaffen, und ward ſelbſt ſeiner Liebhaberei nicht untreu, als ſein erzürnter Vater ihm ſein Haus verbot und ihm jede Unterſtützung verſagte. Er hatte ſich durch mehrere Arbeiten bereits ſo vortheilhaft bekannt gemacht, daß er wegen ſeines Fortkommens unbeſorgt war. Es fanden ſich auch bald Bewunderer ſeiner Talente, die ſeine Liebe zu den Muſen nährten. Der Herzog Bovino gab ihm eine Wohnung in ſeinem Palaſt, und bald nachher nahm ihn der Prinz von Conca, Großadmiral des Reichs, in ſeine Dienſte. Hier lernte er Torquato Taſſo kennen, der ſich in der letzten Periode ſeines Lebens zu Neapel aufhielt. Der Umgang mit dieſem großen Dichter war für ſeine Bildung nicht ohne Vortheile, ſo ſehr auch Unglück bereits ſeinen Geiſt abgeſtumpft hatte. Er hatte ſich verſchiedne Jahre in dieſer Lage befunden, als eine jugendliche Unbeſonnenheit ihn ins Gefängniß brachte. Obwohl ſeine Freunde ihn bald wieder befreiten, ſo verließ er doch Neapel und ging nach Rom, wo er in dem Cardinal Pietro Aldobrandini einen Beſchützer fand. Im Gefolge deſſelben kam er nach Turin, wo er ſich durch ein ſchmeichelhaftes Gedicht auf den Herzog von Savoyen, unter dem Titel: il ritratto, eine günſtige Aufnahme zu verſchaffen wußte. Unter andern Beweiſen, die ihm Carl Emanuel von ſeinem Wohlwollen gab, erhielt er den Orden des heiligen Mauritius und Lazarus, und den Titel eines herzoglichen Secretärs. Seine Eitelkeit und ſatiriſche Laune verwickelten ihn aber bald in allerlei verdrießliche Händel, die ihn endlich nöthigten, auch Turin zu verlaſſen. Er begab ſich nach Paris, wohin ihn Margaretha, die geſchiedne Gemahlin Heinrichs IV., eingeladen hatte. Da dieſe unterdeß verſtorben war, fand er eine Beſchützerin an Maria von Medicis, der zweiten Gemahlin dieſes Königs, die ihm einen Jahrgehalt von 2000 Kronenthalern ausſetzte. Er bezeigte ihr ſeine Dankbarkeit durch ein Gedicht Il Tempio, wofür er neue Belohnungen erhielt. Die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande zog ihn gegen das Ende des Jahrs 1622 nach Italien zurück. Er hielt ſich erſt einige Zeit zu Rom auf, wo ihn die Academia degli Umoristi zu ihrem Vorſteher ernannte, und begab ſich alsdann nach ſeinem Geburtsort. Hier wählte er den ſchönen Hügel von Poſilippo zu ſeinem Aufenthalt, und hoffte, ſeine erworbnen Güter in Ruhe zu genießen, als der Tod ihn 1625 wegraffte. Er wurde in der Kirche der Theatiner zu Neapel begraben, die Humoriſten aber feierten ihm Exequien, die eines Fürſten würdig waren, und ließen folgende Inſchrift auf ſein Grab ſetzen: Equiti Johanni Baptistae Marino, poetae sui saeculi maximo, cujus Musa a Parthenopaeis cineribus enata, inter lilia efflorescens reges habuit Maecenates, cujus ingenium foecunditate felicissimum terrarum orbem habuit admiratorem, Academici Humoristae principi quondam suo posuere. Anno 1625. Marino's berühmteſte Arbeit iſt ſein heroiſches Gedicht Adone in zwanzig Geſängen, das mit eben ſo vielem Enthuſiasmus bewundert, als bitter getadelt worden iſt. Getadelt hat man die Anlage und Ausführung, und nicht mit Un-

recht, auch manche wollüſtige Gemählde, weßhalb der Adone in Italien zu den verbotenen Büchern gehörte. Ferner hat man ihm vorgeworfen, daß er, die edle Einfachheit der frühern Dichter verlaſſend, ſeine Schreibart durch Schwulſt, erkünſtelte und ungeheure Metaphern und überfeine Pointen und Wortſpiele (ſogenannte Concetti) verunſtaltet habe; dieſem Vorwurf aber liegt zum großen Theil Einſeitigkeit und Pedantismus zum Grunde. Zwar wollen wir es nicht übernehmen, den Marino allenthalben zu rechtfertigen, geſchweige denn als Muſter aufzuſtellen, wozu jedesmal nur die einfache Größe ſich eignet; aber wir ſchätzen und bewundern ſeinen Scharfſinn, ſeine geiſtreichen Spiele des Witzes, ſeine kühnen Verknüpfungen und Vergleichungen, wodurch er auch dem Alltäglichen neue Reize zu leihen weiß. Nicht ſowohl Marino, als ſeine Nachfolger verdienen Tadel, welche ohne Geſchmack und Geiſt ihn zu copiren glaubten, wenn ſie ſich bis zum Abenteuerlichen verirrten. — Werthes hat die ſchönſten Stellen des Adone im Auszuge zuſammengeſtellt. — Die übrigen Werke Marino's beſtehn in einem erzählenden Gedichte La strage degli innocenti, und aus einer großen Anzahl vermiſchter Gedichte, die theils unter dem Titel La Lira, theils unter der Überſchrift La Sampogna verſchiedentlich gedruckt ſind, ferner aus Lettere grave, argute, facete und andern Sachen in Proſa und Verſen. Die meiſte Aufmerkſamkeit verdienen noch ſeine Sonette, worunter einige zu den vorzüglichſten gehören, welche die italieniſche Sprache beſitzt.

Marino (S.), eine kleine Republik in Italien, welche im Kirchenſtaate auf einem Gebirge liegt, das von den Herzogthümern Romagna und Urbino umgeben iſt, und welche unter päpſtlichem Schutze ſteht. Sie hat ſchon über dreizehn und ein halbes Jahrhundert gedauert, und ſoll auf folgende Art entſtanden ſeyn. Ein Mauermeiſter, Namens Marino, begab ſich auf den hieſigen einſamen Berg und führte ein einſiedleriſches Leben. Er kam in den Ruf großer Heiligkeit, und die damalige Beſitzerin des Bergs ſchenkte ihm den Berg. Nun bauten ſich hier allerlei Leute an, die mit der Zeit einen eignen Staat ausmachten, und denſelben nach jenem Einſiedler San Marino nannten. Im J. 1100 kaufte die Republik das Schloß Pennaroſta in der Nachbarſchaft und im J. 1170 ein anderes Namens Caſolo. Ungefähr 290 Jahre nachher leiſtete ſie dem Papſte Pius II. Beiſtand, der ſie daher anſehnlich beſchenkte. Damals war ſie im größten Flor, allein gegenwärtig iſt ſie wieder in ihre alten Gränzen eingeſchränkt. Im J. 1739 wurde ſie zwar auf Verlangen einiger Unterthanen von dem Cardinal Alberoni, päpſtlichem Legaten zu Ravenna, dem römiſchen Stuhle unterwürfig gemacht, aber auf die vom Rathe geführten Klagen kurz vor dem Tode Papſts Clemens XII. wieder in ihre Freiheit eingeſetzt. Die Regierung beſteht aus einem Rathe von 60, zur Hälfte adeligen, zur Hälfte bürgerlichen Perſonen. Bei wichtigen Angelegenheiten verſammelt ſich der groſſe Rath, wozu jede Familie eine Perſon gibt. Die vornehmſten Beamten ſind zwei Capitani, die ihr Amt ſechs Monate verwalten, und der Commiſſarius oder Civil- und Criminalrichter, der den Capitani zugegeben, allemal ein auswärtiger Rechtsgelehrter iſt, und auf drei Jahre angenommen wird. Alle waffenfähige Mannſchaft ſteht unter einem Kriegstribun, den das Volk wählt, und der unabhängig von den Capitani iſt. Die ganze Republik von ½ Quadratmeile enthält in den 10 Kirchſpielen der

Stadt S. Marino und den zwei dazu gehörigen Dörfern 7000 Einwohner. Ihr Wappen iſt ein Berg, auf dem drei Caſtelle ſtehn.

Mariette (Jean), Zeichner, Kupferſtecher und Buchdrucker, geſtorben zu Paris 1742 in einem Alter von 82 Jahren. Er ſtudirte die Mahlerei mit Erfolg unter ſeinem Schwager Jean-Baptiſte Corneille; aber der Rath ſeines Freundes Lebrun ließ ihn die Kupferſtecherkunſt vorziehn, in welcher er vortreffliche Arbeiten geliefert hat. — Sein Sohn Pierre-Jean, welcher 1774 in einem Alter von 80 Jahren zu Paris ſtarb, war von ſeinem Vater in der Kupferſtecherkunſt unterrichtet worden und hatte ſich auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland und Italien vervollkommnet. Er verkaufte 1750 ſeinen Bücherverlag und kaufte ſich die Charge eines königlichen Secretärs und Kanzelleicontroleurs. Er beſchäftigte ſich nunmehr einzig mit Vervollkommnung ſeiner Kupferſtichſammlung. Wir beſitzen von ihm: 1. Traité du cabinet du roi, Paris 1750, 2 Fol. Bde. voll gelehrter Unterſuchungen; 2. Lettres à M. de Caylus; 3. Lettres sur la fontaine de la rue de Grenelle; 4. die Beſchreibungen in der Sammlung von Kupferſtichen nach Cazots Gemählden, 1729, 2 Foliobände; 5. Description sommaire des statues, figures, vases etc. deſſelben Cabinets, Paris 1750, 8. 6. Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles. Paris 1744, Fol. — Die Talente und Charakterliebenswürdigkeit von Mariette hatten ihn in Geſchäftsverbindung und nachher in Freundſchaft gebracht mit Caylus, Barthelemy und La Borde, von denen er den Auftrag bekam, bei der Herausgabe des Recueil des peintures antiques, nach den Zeichnungen des Pietro Santo-Bartoli die Aufſicht zu führen. Außerdem hat Mariette mehrere wichtige Werke herausgegeben, z. B. die Beſchreibung der Arbeiten bei dem Guß der reitenden Statue Ludwigs XV.

Marionetten, eine Gattung künſtlicher Puppen, welche an Fäden oder Drathen gezogen und gelenkt werden und mit welchen man auf kleinen dazu erbauten Theatern Schauſpiele aufführt, indem die hinter den Couliſſen befindlichen Perſonen die Worte dazu ſprechen. Sie waren ſchon bei den Griechen und Römern bekannt, indem Herodot, Xenophon, Ariſtoteles u. A. ſolcher in Bewegung geſetzter hölzernen Figuren, die mit Fäden gezogen werden u. ſ. w. Erwähnung thun. Man brauchte auch öfters dergleichen, um den Kindern Schrecken einzujagen, den Pöbel aus einander zu treiben u. ſ. w. In neuern Zeiten haben die Marionettenſpiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden; ja man wollte ſogar die Erfindung derſelben einem Franzoſen, Brioché, einem Zahnausreißer zu Paris, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts zuſchreiben, der ſie aber nur vervollkommnet hatte. Selbſt eine Marionetten-Oper gab es 1674 zu Paris, welche vielen Beifall fand. Auch in Deutſchland gibt es dergleichen herumziehende Marionettentheater, die zum Theil durch ihre mechaniſche Fertigkeit, zum Theil durch ihre zwar derben, aber echtkomiſchen, aus dem Leben gegriffenen Späße ſelbſt ein gebildetes Publicum zu ergötzen vermögen.

Mariotte (Edme), Prior von St. Martin ſous Beaune, wurde 1666 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen und ſtarb den 12ten Mai 1684, nachdem er die Phyſik und Mechanik mit vielen Entdeckungen bereichert und verſchiedne geſchätzte Schriften herausgegeben hatte. Er hatte ein beſondres Talent im Experimentiren. Er wiederholte die Verſuche Pascals über die Schwere, und machte

Beobachtungen, die jenem großen Genie entgangen waren. In der Hydraulik machte er eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abgang der Gewäſſer nach der verſchiednen Höhe der Behälter. Er ſtellte ſodann Unterſuchungen über die Leitung des Waſſers an, und über die Stärke, welche die Röhren haben müſſen, um dem Druck zu widerſtehn. Auch beſtimmte er die Geſetze des Gleichgewichts flüſſiger Körper. Die von Ch. Wren zuerſt bearbeitete Lehre vom Stoße bearbeitete er genauer und vollſtändiger. Seine Werke ſind 1717 zu Leiden in 2 Quartbänden erſchienen. Die wichtigſten derſelben ſind: Traité du choc des corps; Essai de physique; Traité du mouvement des eaux; Nouvelles découvertes touchant la vue; Traité du nivellement; Traité du mouvement des pendules; Expériences sur les couleurs.

Marius (Cajus). Dieſer berühmte Römer war aus dem Lande der Arpnier im Gebiete der Volſcer gebürtig und ſtammte von geringen Ältern ab. Ohne ſeinen Geiſt durch wiſſenſchaftlichen Unterricht, noch ſelbſt ſeine Sitten durch Erziehung gebildet zu haben, hielten dieſe ihn von Jugend auf zu harten Landarbeiten an. Aber er beſaß bei einem kraftvoll entwickelten Körper viel natürlichen Verſtand, Entſchloſſenheit und Unternehmungsgeiſt. Mit dieſen Eigenſchaften wählte er die kriegeriſche Laufbahn, und legte die erſten Proben ſeines Muthes unter Scipio dem Afrikaner vor Numantia ab. Sein Verdienſt hob ihn von Stufe zu Stufe, und Scipio ahnte ſchon den großen Feldherrn in ihm. Unter dem Conſulat des Cäcilius Metellus und L. Aurelius Cotta bewarb er ſich um das Tribunat und erhielt es auf des Metellus Verwendung. Mit welcher Energie er zu handeln geſonnen ſey, zeigte er ſchon hier. Um die Mißbräuche beim Votiren der Comitien zu verhindern, ſchlug er vor, den Weg zu dem Stimmungsplatze zu verengern, und dadurch die hinaufgehenden Bürger vor dem Andringen der Candidaten und ihrer Freunde zu ſichern. Die Patricier, über ein Geſetz erbittert, das ihnen Eintrag that, foderten von Marius Rechenſchaft vor dem Senat. Beide Conſuln erklärten ſich gegen ihn; er aber drohte unerſchrocken, ihnen die Gewalt ſeines Amts zu beweiſen, und gab, ohne Rückſicht, daß er dem Metellus dieſes Amt verdankte, dem Lictor Befehl, den Conſul ins Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit ſiegte und gewann ihm eben ſo ſehr die Liebe des Volks als die Patricier in ihm einen Feind ihres Anſehns zu haſſen anfingen. Bald aber lernten ſie ihn auch achten, als er gegen den Vortheil des Volks, aber zum Beſten der Staatscaſſe, den Vorſchlag des Gracchus wegen der Austheilung des Getraides an die armen Bürger milderte. Um die Ädilwürde bewarb er ſich vergebens. Dagegen erhielt er im J. der Stadt 638 die Prätur. Von der Beſchuldigung, daß er ſich der Beſtechung dabei bedient habe, wurde er freigeſprochen. Er verwaltete ſein Amt ziemlich zu allgemeiner Zufriedenheit, indem er den Mangel an gelehrten Kenntniſſen durch ſeinen natürlichen Verſtand zu erſetzen wußte. In der Proprätur von Spanien, die ihm auf das folgende Jahr ertheilt wurde, erwarb er ſich ebenfalls großen Beifall. Er ſäuberte das Land von Straßenräubern und ſuchte die noch wilden Einwohner zu einem geſitteten Leben zu führen. Nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich wieder den Angelegenheiten des Staats und verband ſich durch Heirath der Julia, einer Tante des Julius Cäſar, mit dem ange-

ſehnen Geſchlechte der Julier. Endlich kam die Zeit, wo ihm eine größere Laufbahn aufgethan wurde. Der Conſul Q. Cäcilius Metellus nahm ihn als Legaten in den jugurthiniſchen Krieg mit. Seine Tapferkeit, ſeine Standhaftigkeit in Ertragung aller Beſchwerden, worin er ſich dem gemeinſten Soldaten gleich ſtellte, erwarben ihm eben ſo ſehr die Achtung des Metellus, als die Liebe des Heers. Bald aber hatte Metell Urſach, ſeine Wahl zu bereuen; denn Marius war undankbar genug, den Mann, der ihn aus der Dunkelheit auf die Bahn des Ruhms geführt hatte, theils ſelbſt, theils durch Andere herabzuſetzen, um ſich durch ſeinen Sturz zu heben. Die Erbitterung zwiſchen beiden ſtieg immer höher und Marius bat endlich den Metell, ihn nach Rom zurückkehren zu laſſen, wo er ſich um das Conſulat bewerben wolle. Nicht ohne Spott griff dieſer ſeine hochſtrebenden Plane an und verweigerte die Erlaubniß. Jener aber ſetzte dem Widerſtand Ausdauer entgegen und ließ nicht ab, bis er, noch wenige Tage vor der Wahl der neuen Conſuln, jenem die Erlaubniß zur Abreiſe abgedrungen hatte. In ſechs Tagen eilte er nach Rom, und wußte theils durch Verläumdungen des Metellus, theils durch große Verheißungen von ſich ſelbſt das Volk dergeſtalt zu gewinnen, daß er nicht nur einmüthig zum Conſul erwählt, ſondern auch, ob man gleich den Metellus ſchon in dem Proconſulat von Numidien für das dritte Jahr beſtätigt hatte, zum Oberbefehlshaber in dieſer Provinz ernannt wurde. Dies geſchah im J. Roms 646; ſein Mitconſul war L. Caſſius Longinus. Da Marius wohl einſah, daß er als ein Plebejer nicht hoffen dürfe, ſich die Gunſt der Patricier zu erwerben, und er ſein Anſehn nur auf einen mächtigen Anhang im Volke gründen könne, trat er als ein entſchiedner Gegner der Vornehmen auf, denn ſchon dadurch war er des Beifalls der Menge gewiß. Je heftiger ſeine Reden den Adel angriffen, deſto mehr gewannen ſie beim Volke Beifall. Er rüſtete ſich unverzüglich zum Kriege und verſammelte ein Heer. Um bei der Abneigung der Reichen, ſich anwerben zu laſſen, ſeine Legionen vollzählig zu machen, nahm er ſeine Zuflucht zur letzten Bürgerclaſſe, den capite censis, welche man bisher nur im äußerſten Nothfall gebraucht hatte. Mit Blitzesſchnelle erſchien er bei Utica und begann den Feldzug. Noch immer war der numidiſche Krieg nicht ſeinem Ende nahe. Vielmehr hatte Jugurtha an dem König von Mauritanien, Bocchus, einen neuen Bundesgenoſſen bekommen. Sie ſtanden mit zwei Heeren den Römern entgegen. Marius vermied im erſten Sommer eine Hauptſchlacht, bis die Unzufriedenheit der Soldaten ihn dazu nöthigte. Da drang er auf einmal durch die numidiſchen Wüſten gegen Capſa, die Hauptſtadt des Landes, vor, erſtürmte und zerſtörte ſie. Erſchreckt durch dieſes Beiſpiel barbariſcher Strenge, unterwarf ſich alles, wohin er kam, den Römern; was widerſtand, wurde mit Gewalt der Waffen gezwungen. Während Marius dieſen Krieg fortſetzte, kam L. Cornelius Sylla als Quäſtor mit der Reiterei zur Verſtärkung an, und erwarb ſich ſchnell durch Tapferkeit, Ausdauer bei Widerwärtigkeiten und ſtrenge Lebensweiſe die Freundſchaft des Oberfeldherrn, der anfangs über ſeine Erſcheinung mißvergnügt geweſen war. Nach der Eroberung von Mulucha zog Marius ſich an die Meeresküſte zurück, um ſeine Truppen in die Winterquartiere zu führen. Auf dieſem Marſche griffen Bocchus und Jugurtha ihn an, und ſchloſſen ihn, als er ſich auf

zwei Berge zurückgezogen und dort verſchanzt hatte, ein. Die Römer ſchienen verloren, als Marius die vom Tanzen und Schmauſen ermüdeten Feinde im erſten Schlafe überfiel und faſt gänzlich aufrieb. Auf dieſe Niederlage verſöhnte ſich Bocchus mit den Römern und lieferte ihnen den Jugurtha aus; Marius aber theilte einige Länder deſſelben unter den Bocchus, Hiempſal und Mondreſtal und machte die andern zur römiſchen Provinz. Er war noch nicht nach Rom zurückgekehrt, als er mit der freudigen Nachricht überraſcht wurde, daß er zum zweiten Mal zum Conſul erwählt ſey. Das Volk, durch die andringenden Cimbern und Teutonen geſchreckt, hatte dieſe Wahl gegen die Geſetze durchgeſetzt. Marius eilte nach Rom, wo er triumphirend einzog. Unverzüglich ging er darauf zu ſeinem Commando nach Gallien jenſeit der Alpen ab und ſein Mitconſul, C. Fulvius Fimbria, nach Ober-Italien. Da aber die Cimbern und Teutonen, ſtatt nach Italien zu gehn, nach Gallien und Spanien gegangen waren, ſo mußte ſich Marius begnügen, ſeine Armee durch ſtrenge Kriegszucht zu bilden. Das Lob, das er ſich dadurch erwarb, und die fortdauernde Furcht vor den Cimbern machten, daß er hinter einander noch zum dritten und vierten Mal das Conſulat erhielt. Nur nach einer ſcheinbaren vergeblichen Weigerung nahm er die Wahl an. Jetzt aber waren die Barbaren von ihrem Zuge nach Spanien zurückgekehrt und drohten, von zwei Seiten in Italien einzudringen. Marius nahm mit ſeinem Heere eine Stellung am Zuſammenfluß der Rhone und Iſere, während ſein Mitconſul, Luctatius Catulus, am Fuße der nordiſchen Alpen daſſelbe thun ſollte. Da die Mündung der Rhone die Paſſage der Schiffe nicht erlaubte, ſo legte er einen Canal, die bekannte Foſſa Mariana an, durch den er das Waſſer der Rhone leitete, ſo daß er nun Lebensmittel vom Meere aus bekommen konnte. Kaum war dieſe Arbeit vollendet, als das fürchterliche Heer der Teutonen und Cimbern erſchien und ſich den Römern gegenüber lagerte. Marius blieb unbeweglich in ſeiner Stellung, denn er trug Bedenken, ſo überlegnen Feinden in offnem Felde zu begegnen, und hoffte ſie durch Abſchneidung der Lebensmittel wo nicht aufzureiben, doch zuvor zu ſchwächen. Die Barbaren aber, des Wartens überdrüſſig, beſchloſſen, ihren Marſch, ohne des römiſchen Heers zu achten, fortzuſetzen. Marius folgte ihnen und holte ſie bei Aquä Sextiä ein. Er griff zuerſt die Ambronen, und zwei Tage nachher die Teutonen an, deren er 200,000 erſchlug und 90,000 zu Gefangnen machte. Auf die Nachricht von dieſem großen Siege brachten ihm Geſandte aus Rom die Botſchaft, daß ihm ein fünftes Conſulat und die Ehre des Triumphs zuerkannt worden. Letztere wollte er nur annehmen, wenn er ſich durch Beſiegung der Cimbern ihrer würdig würde gemacht haben. Dieſen, die von der Oſtſeite in Italien eingedrungen waren, zu begegnen, vereinigte er ſich mit Luctatius. Die Cimbern, welche den Römern gegenüber gelagert, die Ankunft der Teutonen und Ambronen erwarteten, foderten durch eine Geſandtſchaft, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweiſen ſolle; Marius gab ihnen Nachricht von der gänzlichen Niederlage ihrer Bundesgenoſſen. Statt muthlos zu werden, ergrimmten die Barbaren nur noch mehr, und ihr König Bojorix foderte den Marius auf, Zeit und Ort zu einer entſcheidenden Schlacht zu beſtimmen. Dieſer wählte eine Ebne, Campi Raudii genannt, unweit Verona, die dem cimbriſchen Heere, das

aus 300,000 Mann Fußvolk und 15,000 Reitern beſtand, nicht erlaubte, ſich gehörig auszubreiten, und beſtimmte den dritten Tag zur Schlacht. Das Römerheer war 52,000 Mann ſtark. Obgleich Marius aus Ehrgeiz ſich ſelbſt den Hauptangriff vorbehalten hatte, ſo fügte es doch der Zufall, daß Luctatius und Sylla die eigentliche Entſcheidung bewirkten. Die Niederlage der Barbaren war vollſtändig; 150,000 blieben, 60,000 ergaben ſich, die übrigen zogen einen freiwilligen Tod der Sclaverei vor. Marius und Luctatius zogen triumphirend in Rom ein, und erſterer erbaute einen Tempel der Ehre und Tapferkeit. Seine Bewerbung um das ſechste Conſulat konnte dem gefeierten Sieger nicht fehlſchlagen, obgleich der große Metellus Numidicus ſein Nebenbuhler war. Er verband ſich jetzt mit dem vorjährigen Tribunen, Apulejus Saturninus, und dem Prätor Servilius Glaucia, und dieſe drei ſuchten alle Mittel hervor, das Volk zu gewinnen und die Patricier ihrer Vorrechte und ihrer Gewalt zu berauben. Dies geſchah beſonders durch das Geſetz, daß jede Volksverordnung fünf Tage nach ihrer Bekanntmachung vom Senat beſtätigt werden ſolle. Die Senatoren mußten dies Geſetz beſchwören, und Metellus, der ſich deſſen weigerte, wurde ins Exil geſchickt. Indeß hatte Marius ſich durch ſeine Zweizüngigkeit bei beiden Parteien verdächtig und verhaßt gemacht, und bei der neuen Conſulwahl wurde er übergangen; Saturninus und Glaucia aber kamen in einem Volksaufſtand um. Aus Verdruß über die Zurückberufung des ihm verhaßten Metellus verließ Marius Rom und ging nach Aſien, unter dem Vorwande, der Cybele dort ein Opfer zu bringen, eigentlich aber, um durch Anzettelung eines neuen Krieges neue Wichtigkeit zu erlangen. Mit Erſtaunen fand er bei ſeiner Rückkehr ſich faſt vergeſſen, und dagegen den Sylla in hohem Anſehn beim Volke. Dies entflammte ſeinen Haß, der ſchon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn nicht die Conſuln ihn im Keime erſtickt hätten. Bald darauf brach der Bundesgenoſſenkrieg aus, in welchem Marius als Unterfeldherr zwar einige Siege erfocht, im Ganzen aber weniger Ruhm einerntete, als man hätte erwarten ſollen. Alter und Kränklichkeit hatten ſeine Kraft geſchwächt; er legte daher ſeine Feldherrnſtelle noch im Laufe des Kriegs nieder. Kaum war dieſer gefährliche Krieg beendigt, als der Bürgerkrieg zwiſchen Marius und Sylla begann. Beide bewarben ſich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Conſuln ſich auf des ruhmgekrönten Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstribun P. Sulpitius, der dem Marius anhing, ſie mit bewaffneter Hand, und trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt Marius das Commando und benachrichtigte davon durch Abgeordnete das Heer. Dieſes aber, dem Sylla anhängend, ſetzte ſich unter Anführung deſſelben nach Rom in Marſch, wo Marius an Sylla's Freunden alle Gewaltthätigkeiten ausübte. Ohne Widerſtand zu finden, zog Sylla in Rom ein, aus dem Marius mit ſeinem Sohne geflohen war, und erklärte beide in die Acht. Dieſer hatte auf ſeiner Flucht mit tauſend Gefahren und Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Von ſeinem Sohne getrennt, irrte er an der Küſte Italiens, von allem entblößt, umher, und war mehrmals ſeinen Verfolgern entgangen, als endlich ein Trupp Reiter ihn aus einem Sumpfe hervorzog, in welchem er ſich vor ihnen zu verbergen gehofft hatte. Sie führten ihn nackt nach Minturnä, wo der Magiſtrat nach einigem Bedenken beſchloß, dem Befehle Sylla's und des Senats zu gehor=

chen. Aber der Soldat, dem die Vollziehung aufgetragen war, ließ bei des Marius Anblick und Anrede das Schwert fallen, und kehrte unverrichteter Sache zurück. Dies bewog die Minturner zum Mitleid; ſie widerriefen ihr Urtheil, und brachten ihn an die Seeküſte, von wo ein Schiff ihn nach Afrika hinüberführte. Er landete in dem Hafen des zerſtörten Carthago, und vereinigte ſich hier mit ſeinem Sohne, der vergebens in Numidien Hülfe geſucht hatte. Beide verlebten den Winter auf der Inſel Cercina, als ſie die Nachricht erhielten, daß durch Cinna die marianiſche Partei wieder den Sieg in Italien gewonnen habe. Er eilte dahin zurück, lehnte die ihm angetragnen Ehren ab, und vereinigte ſich mit Cinna und Sertorius. Sie beſchloſſen einen Angriff auf Rom, welches Octavius vertheidigte. Da es in der Stadt an Lebensmitteln und Soldaten fehlte, erbot ſich der Senat gegen das Verſprechen, daß kein Römer ohne Urtheil getödtet werden ſolle, die Thore zu öffnen. Dies geſchah. Anfangs wollte Marius nicht vor Aufhebung ſeines Exils die Stadt betreten und ſchon waren die Bürger dazu verſammelt, als er mit ſeinem zügelloſen Anhange eindrang, und ein fürchterliches Blutbad anrichtete, dem endlich Cinna und Sertorius ſelbſt ein Ende machten. Er hatte alle zu ermorden befohlen, deren Begrüßungen er nicht auf gleiche Weiſe erwiedern würde. Alle Senatoren, die ſich der Volkspartei widerſetzt hatten, wurden ermordet und ihr Vermögen conſiscirt. Nur wenige entkamen dem allgemeinen Blutbade. Als Cinna's Conſulat zu Ende war, ernannte dieſer ſich und den Marius eigenmächtig zu Conſuln. Marius, jetzt 70 Jahre alt, bekleidete dieſe Würde zum ſiebenten Mal, aber er ſtarb ſchon nach den erſten ſiebzehn Tagen, erſchöpft von den überſtandnen Beſchwerden, und niedergebeugt von den Sorgen, die des herbeieilenden Sylla Drohungen in ihm erwecken mußten. Rom freute ſich des Todes ſeines Tyrannen, ward aber nur zu bald die Beute nicht minder ehrgeiziger Bürger.

Marivaux (Pierre Carlet de Chablain de), geboren zu Paris 1688, erhielt von ſeinen wohlhabenden Ältern eine ſorgfältige Erziehung, die ſeine Talente früh entwickelte. Das Theater feſſelte ſeinen Geſchmack; da er aber im Felde der Charakterſtücke nichts Neues mehr liefern zu können glaubte, widmete er ſich der Abfaſſung von Intriguenſtücken. Er brach auf dieſem vielfach betretnen Wege eine neue Bahn, indem er die Naivetät unwillkürlich ſich verrathender Regungen, die recht eigentlich in die komiſche Sphäre gehört, glücklich auffaßte und darſtellte. Feinheit des Geiſtes iſt ihm nicht abzuſprechen, nur iſt ſie mit einer gewiſſen Kleinlichkeit des Geiſtes gepaart. Charaktere weiß er eigentlich eben ſo wenig zu ſchildern als Intriguen zu erſinnen. Die Verwickelung iſt gewöhnlich ſo loſe und durchſichtig, daß man ihre Auflöſung ſchon im erſten Augenblicke erwarten möchte. Dabei iſt er in ſeinen Motiven ſo einförmig, daß man ſcherzhaft ſagte, wenn die Schauſpieler nur ſeine Stücke ſpielten, würden ſie gar nicht zu wechſeln ſcheinen, und ſo manierirt, daß die Franzoſen eine eigne Benennung, das marivandage, dafür erfunden haben. Bei ihrer Erſcheinung fanden Marivaux Stücke vielen Beifall, aber nur einige haben ſich auf dem Theater erhalten. Ohne uns auf die Herzählung derſelben einzulaſſen, führen wir nur an, daß ſie geſammelt in 5 Duodezbänden 1758 erſchienen ſind. Außerdem hat Marivaux geſchrieben: 1. Le spectateur françois, welcher jedoch dem engliſchen Zuſchauer

weit nachſteht; 2. Vie de Marianne, einer der beſten franzöſiſchen Romane, reich an intereſſanten Situationen, wahren Schilderungen und zarten Empfindungen, aber etwas zu wortreich; 3. Le paysan parvenu, geiſtreich und luſtig, aber eben ſo wenig wie der vorgenannte Roman von Marivaux beendigt; 4. L'Homère travesti; 5. Le philosophe indigent; 6. Pharsamon, ſämmtlich von geringerm Werth. — Im Ganzen gebührt ſeinen guten Romanen der Vorzug vor ſeinen Theaterſtücken. Sie drehen ſich nicht, wie dieſe, in dem engen Kreiſe einer ſich verbergenden Liebe. Man erblickt in ihnen die Raffinements der Coquetterie, ſelbſt in einem jungen und edeln Herzen, die Windungen der Eigenliebe bis in den Schooß der Demüthigung, die empörende Härte der Wohlthäter oder ihr noch empörenderes Mitleid; das Gebaren der Heuchelei und ihre Schlangenwege; die Liebe in dem Herzen einer Betſchweſter gepaart mit Falſchheit, vorzüglich ſchön aber den edeln und muthigen Stolz der Tugend im Unglück. Dabei iſt jedoch nicht zu verkennen, daß ſeine Gemählde von Leidenſchaften mehr Zartheit als Energie haben, daß ſie oft ins Kleinliche gehn und dadurch ermüdend werden. Seine Schreibart in den Romanen iſt eben ſo tadelhaft wie in den Komödien. — Übrigens war Marivaux angenehm im Umgang und von großer Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit und Beſcheidenheit. Nothleidenden half er mit der größten Selbſtaufopferung. Die Gunſt der Großen ſuchte er nie; aber eben ſo wenig ſcheute er ſich anzunehmen, was ihm das Glück darbot. Er ſtarb zu Paris im J. 1763.

Mark, eine Grafſchaft im weſtphäliſchen Kreiſe, welche gegen Norden an das Fürſtenthum Münſter, gegen Oſten an das Herzogthum Weſtphalen und gegen Süden und Weſten an das Herzogthum Berg gränzt. Sie hat einen Flächeninhalt von 31 Quadratmeilen und wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern ſüdlichen Theil getheilt. Jener iſt äußerſt fruchtbar, hat auch ſtarken Getraidebau und Viehzucht; dieſer iſt rauh, felſicht, und wenig fruchtbar, hat aber dagegen viele Eiſenerze und vorzüglich einen großen Vorrath ſehr guter Steinkohlen, welche bei den vielen Manufacturen deſto willkommner ſind, da es wenig Holz gibt. Die Manufakturen im Sauerlande, welche Metallwaaren aller Art liefern, ernähren über 5000 Menſchen. Im J. 1801 betrug die Einwohnerzahl 138,000, deren größter Theil lutheriſch iſt; die Einkünfte ſchätzte man auf 400,000 Thaler. Die gemeinſchaftliche cleviſch-märkiſche Regierung befand ſich zu Cleve, nachher zu Münſter, die Kriegs- und Domänenkammer aber zu Hamm. Die Grafſchaft Mark fiel aus der jüliſchen Erbſchaft an Churbrandenburg; der große Churfürſt verſprach den Einwohnern, daß ſie ſtets bei ſeinem Hauſe bleiben ſollten. Seit dem befand ſich das Land ſehr glücklich, und als 1805 und 6 verſchiedne Ländertauſche Statt fanden, erinnerten die getreuen Markaner, beſorgt, daß ihnen ein gleiches Schickſal bevorſtehe, Friedrich Wilhelm III. an das Wort ſeines großen Ahnherrn, der daſſelbe auch feierlich beſtätigte. Nur die eiſerne Nothwendigkeit konnte ihm im tilſiter Frieden auch die Abtretung der Grafſchaft Mark abnöthigen. Sie wurde zum Großherzogthum Berg geſchlagen und machte den beträchtlichſten Theil des Ruhrdepartements aus, bis ſie 1813 von den Preußen wieder in Beſitz genommen wurde.

Mark heißt einmal die fettige Subſtanz, welche ſich inwendig in den Knochen befindet und durch die allenthalben in denſelben eindringenden Arterien abgeſetzt wird; dann aber auch das zellichte Gewebe, welches man bei Gewächſen in der Mitte des Stamms und der Äſte antrifft. Dieſes Pflanzenmark verbreitet ſich auch noch durch andre Theile der Gewächſe, und hat mit dem zellichten Gewebe der Rinde die größte Ähnlichkeit. Es beſteht aus den feinſten Fäſerchen der Gewächſe, die nach allen Richtungen durch einander laufen und ſo ein feines Gewebe bilden, in welchem ſich ſehr kleine Höhlen oder Zwiſchenräume befinden. Dieſe Höhlen erſcheinen nicht nur in verſchiednen Pflanzen, ſondern auch in den verſchiednen Theilen derſelben Pflanzen in veränderter Geſtalt. Mit dem zellichten Gewebe der Rinde ſteht das eigentliche Mark in Verbindung, und bei Bäumen dringt es durch das Holz in den Splint, und macht einen Theil des netzförmigen Gewebes der Rinde ſelbſt aus. Es verbreitet ſich bis in die Blätter und Blüthen und endigt ſich gleichſam im Samen, mit welchem die Pflanze ihre äußerſten Markſpitzen abwirft. Das Mark ſcheint der weſentlichſte Theil der Gewächſe zu ſeyn, der zum Wachsthume unentbehrlich iſt. Vermindert es ſich, ſo wird auch das Wachsthum geſchwächt, und wenn die Pflanze oder ein Theil derſelben abſtirbt, ſo verſchwindet das Mark gänzlich. Wegen ſeiner zellichten Bildung iſt das Mark zur Einſaugung und Bewegung des Nahrungsſtoffes der Vegetabilien ganz beſonders eingerichtet. Wenn die Gefäße ohne Mark wären, ſo würde auch die Ernährung nicht von Statten gehn; dies erhellt, wenn ſich das Mark zuſammenzieht und an den innern Wänden der Gefäße anlegt; das Wachsthum der Pflanze iſt ſodann zu Ende. Die Halme des Getraides bilden zur Zeit der Reife leere Röhren. Bei den Bäumen verliert ſich das Mark in den innern Holzringen und wird hart. Seine Faſern vereinigen ſich genauer mit einander, und dadurch werden die Holzringe nicht nur feſter, ſondern auch enger mit einander verbunden; während das Mark in den äußern Ringen noch ſeine Dienſte thut, bis der Baum gänzlich abſtirbt.

Mark. In frühern Zeiten machte eine Mark Silber 8 Unzen, und eine Unze 1 Rthlr. Im 14ten Jahrhundert aber änderte ſich die Rechnung, und eine Mark löthiges Silber betrug nur 3 Gulden. Gegenwärtig beträgt die feine cölniſche Mark 13 Thlr. 8 Gr. Sächſiſch oder 14 Thlr. Preußiſch. Außerdem ſind unter den heutigen Marken die gewöhnlichſten die lübiſche zu 8 Gr., jetzt aber über 9 Gr. oder 41 Kreuzer Reichsgeld; und die däniſche zu 4 Gr. Die engliſche Mark iſt $\frac{2}{3}$ Pfund Sterling. Eine Mark löthiges Goldes macht 36 Ducaten.

Markbriefe heißen außerordentliche Erlaubnißſcheine, welche beſonders in England den Befehlshabern der Kauffahrteiſchiffe oder den Kapern ertheilt werden, um gegen feindliche Fahrzeuge kreuzen und ſie auf der See und in Häfen wegnehmen zu dürfen.

Markgraf war urſprünglich ein Befehlshaber an der Gränze (Mark) oder in einem Gränzlande, um ſolches gegen Auswärtige zu beſchützen. Obgleich ſchon zu Carls des Großen Zeiten Marken und Markgrafen vorkommen, ſo gab es deren in Deutſchland doch erſt im 10ten Jahrhundert durch Kaiſer Heinrich I. Ordentlicher Weiſe ſtanden ſie unmittelbar unter den deutſchen Königen und Kaiſern und nicht unter den Herzogen, zu deren Land die ihnen anver-

traute Gränze gehörte; doch gab es auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Insgemein wurden ſolche Herrn zu Markgrafen beſtellt, die ſelbſt in den ihnen zur Beſchützung übergebnen Diſtricten anſehnliche eigenthümliche Güter hatten. Nach und nach wurde die markgräfliche Stelle erblich und endlich reichsfürſtlich, ſo daß ein Markgraf in Anſehung ſeiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzog war.

Markland (Jeremias), Mitglied des Collegiums St. Peter zu Cambridge, deſſen Senior er zuletzt wurde, und einer der berühmteſten engliſchen Kritiker. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt. Er war 1693 geboren, bekleidete nie ein Amt, da er es vorzog, in gelehrter Muße zu leben, und ſtarb, nachdem er lange an der Gicht gelitten hatte, im J. 1776. Als Kritiker verband er tiefe und ausgebreitete Gelehrſamkeit mit einer glücklichen Combinationsgabe. Im J. 1728 erſchien von ihm eine Ausgabe des Statius, worin er gegen 500 Stellen durch ſcharfſinnige Conjecturen herſtellte. Ferner ſind von ihm anzuführen: Lysiae Oratt. 1763, 4.; Max. Tyrii Dissertatt. 1740, 4.; Epistola critica ad Franc. Hare, in qua Horatii et all. loca illustr. 1723, 8.; De Graecorum quintâ declinatione etc.; Remarks on the Epistles of Cicero to Brutus, 1745, 8., welchen eine Diſſertation angehängt iſt, worin er die Echtheit von vier ciceronianiſchen Reden mit vielem Scharfſinn angreift. Im J. 1771 gab er ſehr ſchätzbare Anmerkungen zu den beiden Iphigenien des Euripides heraus. Außerdem hat er Antheil an der Ausgabe des Lyſias und Demoſthenes von Taylor, an der Ausgabe des Hippolyt von Musgrave, und des Sophokles von Bowyer.

Markomannen, eine der vornehmſten alt-deutſchen Völkerſchaften, deren Name ſo viel als Gränzvolk bedeutet. Sie wohnten ſeit Cäſars Tode an der Südſeite der Donau in Öſterreich und Ober-Ungarn. Nachdem die Römer Noricum und Pannonien erobert hatten und den Markomannen durch ihre Nachbarſchaft zu gefährlich wurden, bemächtigten ſich dieſe, unter ihrem berühmten König Maroboduus, des einſt ſo mächtigen Reichs der Bojer im heutigen Böhmen, Bojenheim von den Deutſchen genannt. Die Markomannen wurden von Zeit zu Zeit durch neue Ankömmlinge aus den innern Ländern verſtärkt; Maroboduus aber vereinigte bald eine Menge Völker mit Liſt und Gewalt und machte ſich zum Oberhaupt eines den Römern äußerſt gefährlichen Völkerbundes, der 70,000 Mann wohl diſciplinirter Truppen ins Feld ſtellte. Die Römer wurden durch einen Aufſtand der Pannonier gehindert, ihn anzugreifen; ſpäter aber ſchlugen ihn die Cherusker und bewirkten, daß ihn zwei Jahre nachher die Seinen vertrieben. Gleiches Schickſal hatte ſein Nachfolger, der Gothe Catualda. Beide flüchteten zu den Römern, welche ihnen Ravenna und Aquileja zum Wohnort anwieſen, ihre Begleiter aber in Ober-Ungarn unter dem Quaden Vannius ſich anſiedelten. Anverwandte des Maroboduus beherrſchten die Markomannen, die ſich bis auf Domitian aller Feindſeligkeiten gegen die Römer enthielten, obgleich dieſelben von Auguſta Vindelicorum bis Carnuntum keine Feſtungen hatten. Seitdem wagten ſie Einfälle in das römiſche Gebiet. Trajan und Hadrian hielten ſie in Schranken; unter Aurelius brachen ſie gegen Pannonien ein, und nur nach einem langen Kampfe wichen ſie über die Donau zurück und ſchloſſen Frieden. Sie hielten ihn aber nur ſo lange, als man ihnen ihre Jahrgelder zahlte oder Rom einen entſchloßnen Regenten hate; ſonſt ver-

heerten ſie Noricum und Rhätien, und drangen ſelbſt durch die Alpenpäſſe. Unter Aurelian ſetzten ſie ganz Italien in Schrecken. Dieſe Angriffe dauerten im dritten und vierten Jahrhundert fort. Aber im fünften hörten ſie auf und der Name der Markomannen verſchwand. Die Völkerwanderung, die immer neue Völker in dieſe Gegenden vordrängte, brachte die Namen der alten Bewohner in Vergeſſenheit. Erſt nach der Zerrüttung der großen Monarchie des Attila ſehen wir die Länder der zeitherigen Markomannen wieder für die Geſchichte offen. Aber ſtatt der Markomannen finden wir die Rugier, Heruler, Scyren, Turcilinger. Dagegen finden wir ein mächtiges Volk, die Bajoarier, in den Bergen von Noricum und Rhätien, welches Mannert aus ſehr triftigen Gründen mit den Markomannen, die von den Rugiern, Longobarden u. ſ. w. gedrängt, hier einwanderten, für einerlei hält. Die Bojoarier ſind die Vorfahren der Bayern (ſ. d. Art.). Sie lebten lange als ein freies Volk unter eignen Fürſten, die ſich Könige nannten. Theuderich, der Oſtgothen König, ſtand mit ihnen im Bunde. Aber mit dem oſtgothiſchen Reiche ſank auch ihr Anſehn, bis die Franken ſie unterwarfen, und endlich ihr letzter Herzog, wie ihre Könige jetzt hießen, mit Namen Thaſſilo, gezwungen wurde, ſich in ein Kloſter zurückzuziehn. Sie gehörten ſeitdem zum fränkiſchen Reiche.

Markſcheidekunſt nennt man die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf den Bergbau. Ihre Benennung iſt unſtreitig aus den altdeutſchen Worten Mark oder Mar (Gränze) und ſcheiden (theilen) entſtanden. Sie iſt eine dem Bergmann unentbehrliche Kunſt und von dieſem auch zuerſt erfunden worden. So wie viele andre nützliche Künſte dem Deutſchen ihre Entſtehung verdanken, ſo iſt dies auch hier der Fall. Das erſte Werk über Bergbau, worin auch dieſe Kunſt abgehandelt wird, erſchien 1556 von G. Agricola in lateiniſcher Sprache. Am vollſtändigſten ſchrieb jedoch über dieſe Kunſt zuerſt N. Voigtel 1686. Seit jener Zeit bis auf uns hat ſich dieſe Kunſt, ſo wie die Bergbaukunde überhaupt, ſehr ausgebildet und vervollkommnet. BC.

Marlborough (John Churchill, Herzog von), einer der größten Feldherrn und Staatsmänner, welche England hervorgebracht hat, war geboren 1650 zu Aſh in Devonſhire. Er kam früh an den Hof und erwarb ſich ſchon in einem Alter von 12 Jahren die Gunſt des Herzogs von York. In ſeinem 16ten Jahre machte ihn dieſer zum Fähndrich. Die erſte kriegeriſche Unternehmung, der er beiwohnte, war die Entſetzung von Tanger, welches die Mohren belagerten. Im J. 1672 zeichnete er ſich unter dem Herzog von Monmouth im niederländiſchen Kriege, vorzüglich bei Nimwegen, aus, und bei der Eroberung von Maſtricht erwarb er ſich ſchon ſo glänzenden Ruhm, daß ihm der König von Frankreich im Angeſicht der Armee für ſeine Tapferkeit dankte. Er ward Oberſter und beſorgte für den Herzog von York mehrere wichtige Aufträge in Flandern und Schottland. Als dieſer 1685 unter dem Namen Jacob II. den engliſchen Thron beſtieg, ſchickte er den Baron Churchill als Botſchafter nach Frankreich. Dies hinderte ihn jedoch nicht, gleich nach der Landung des Prinzen von Oranien zu dieſem überzugehn, welcher Churchills Fähigkeiten ſo gut einſah, daß er ihn ſogleich zum Generallieutenant erhob. Überall handelte er mit ſo vielem Verſtand und Eifer für das gemeine Beſte, daß der König ihn 1689 in den geheimen Rath aufnahm und gleich darauf zum Grafen von

Marlborough ernannte. Im J. 1690 ging er als Befehlshaber der Armee nach Irland, und zwang die ſtarken Beſatzungen von Cork und Kinſale, ſich gefangen zu geben. Allein ſeine Thaten machten den Neid rege und Wilhelm wurde ſo ſehr gegen den Helden eingenommen, daß er ihm ſeine Ehrenſtelle nahm, und ihn bis 1698 ohne Auszeichnung und Belohnung ließ. Aber in dieſem Jahre rief ihn der König zur größten Verwunderung des Hofes zurück und machte ihn zum Hofmeiſter des Herzogs von Gloceſter. Seit dieſer Zeit bemühte ſich der König, dem Grafen ſeine lange Abweſenheit und Ungnade zu vergüten. Er machte ihn zum Lordrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum oberſten Anführer der ganzen engliſchen Macht in Holland, und zum außerordentlichen Geſandten und Bevollmächtigten im Haag. Als die Königin Anna 1702 den Thron beſtieg, ertheilte ſie ihm den Hoſenbandorden, und beſtätigte ihn in allen ſeinen Würden. Seine Talente wurden bereits ſo allgemein anerkannt, daß alle Alliirte Englands ihre Truppen ſeinem Befehl unterordneten. In dem Feldzuge dieſes Jahres mußten die Franzoſen, die ſeit einem Jahrhundert immer ſiegreich geweſen, vor Marlborough fliehn, und ihm ihre Feſtungen überlaſſen. Den nächſten Feldzug eröffnete er mit der Belagerung von Bonn, das er zu capituliren zwang. In demſelben Jahre endigte er den flandriſchen Feldzug und im folgenden marſchirte er mit einem Heere nach Deutſchland, um den Churfürſten von Bayern zu hindern, ſich auf den deutſchen Kaiſerthron zu ſetzen. Nach vielen mehr oder weniger wichtigen Vorfällen kam es bei Donauwerth mit den Franzoſen und Bayern zu einer entſcheidenden Schlacht, in welcher die Engländer und Öſterreicher ſiegten. Im Auguſt 1704 vereinigte ſich Marlborough mit dem Prinzen Eugen, und ſchon zwei Tage darauf lieferte er die große Schlacht bei Höchſtädt. Der Feind verlor über 40,000 Mann, 121 Standarten und 179 Fahnen. Nach dieſem glorreichen Treffen, durch welches das deutſche Reich gerettet und ganz Bayern erobert ward, ſetzte Marlborough ſeine Unternehmungen fort, bis er die Franzoſen nöthigte, über den Rhein zurückzugehn. Dann reiſ'te er nach Berlin, legte durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwiſchen dem Könige von Preußen und den Holländern bei, und ging nach London, wo er mit dem glänzendſten Jubel empfangen wurde. Aber ſchon im März 1705 eilte er wieder nach Holland und führte mehrere Unternehmungen aus, die den Feldzug eines andern Generals berühmt gemacht haben würden, die aber bei Marlborough kaum berührt zu werden verdienen. Im Herbſt machte er eine Reiſe an die Höfe von Wien, Berlin und Hannover. Kaiſer Joſeph I. belohnte ſeine Verdienſte durch Ertheilung des Fürſtenthums Mindelheim. Durch neue Siege verherrlichte er ſeinen Namen auch in den folgenden Jahren. Die wichtigſten waren 1706 bei Ramillies und 1709 bei Malplaquet. Der franzöſiſche Marſchall Villars mußte ihm trotz der tapferſten Gegenwehr nach und nach gänzlich unterliegen. Aber mitten im Laufe dieſer Siege untergrub die Cabale Marlboroughs Größe und ſtürzte ihn endlich. Es verlor nicht nur ſeine Gemahlin Sara, die Favorite der Königin, durch ihren unerträglichen Stolz alle Liebe der Monarchin, und machte zugleich ihren Gemahl verhaßt, ſondern es ſiegte auch die Partei der Tories (die Volkspartei), welche eifrig den Frieden wünſchte, über die Gegenpartei der Whigs, welche auf Fortſetzung des Kriegs drang und zu welcher Marlborough vorzüglich

gehörte, dem alle Vorſchläge Ludwigs XIV. nicht genügten. Die Königin Anna willigte in einen Separatfrieden, der 1713 zu Utrecht geſchloſſen wurde, und durch den England zwar gewann, aber treulos an ſeinem Bundesgenoſſen, dem Kaiſer, handelte. Marlborough wurde aller ſeiner Stellen entſetzt, der Untreue, der Unterſchlagung von Geldern und andrer Verbrechen beſchuldigt, und wählte ein freiwilliges Exil. Erſt nach Annens Tode 1714 kehrte er in ſein Vaterland zurück, bekam von Georg I. alle ſeine Ämter wieder, konnte ſie aber wegen ſeiner Altersſchwäche nur kurze Zeit verwalten, und ſtarb 1722 zu Windſorledge im 73ſten Jahre ſeines thatenvollen Lebens.

Marly, ehemals mit dem Beinamen le Roi (nachher Marly la Machine genannt), ein franzöſiſches prächtiges Luſtſchloß und Flecken von 312 Feuerſtellen und 1227 Einwohnern an der Seine, mitten in einem Luſtwalde, eine franzöſiſche Meile von Verſailles. Man bewunderte daſelbſt die Waſſermaſchine, mittelſt welcher das Waſſer nach Verſailles geleitet wurde. Ludwig XV. ließ Marly mit großen Unkoſten ausbeſſern. Während der Revolution iſt das künſtliche Werk faſt gänzlich verfallen, man hat es aber in neuern Zeiten durch eine weniger zuſammengeſetzte Maſchinerie wieder in brauchbaren Stand geſetzt.

Marmont (Vieſſe de), Herzog von Raguſa und Marſchall von Frankreich, geboren um das J. 1770, ſtammt aus einer adeligen Familie und empfing eine gute Erziehung. Man widmete ihn dem Artilleriedienſt. Er diente in der Armee von Italien, als Bonaparte ihn zu einem ſeiner General-Adjutanten wählte. Muth und Einſicht erwarben ihm das Vertrauen des Oberbefehlshabers, deſſen oft ſchwierige Aufträge er mit Glück vollzog. Er war noch Bataillonschef, als er 1796 nach Paris geſandt wurde, um dem Directorium 22 den Öſterreichern unter Wurmſer abgenommne Fahnen zu übergeben. Bei dieſer Gelegenheit pries er in einer langen pathetiſchen Rede die Thaten der italieniſchen Armee und das Genie ihres Anführers. Zur Zeit der Gründung der italieniſchen Republik überbrachte er die Beſchlüſſe Bonaparte's dem Congreß von Reggio; er befand ſich bei der Expedition gegen Rom. Nach dem Frieden von Campo Formio kehrte er nach Paris zurück, und verheirathete ſich mit der einzigen Tochter des durch Reichthum und Rechtſchaffenheit gleich ausgezeichneten Banquiers Peregaux. Als Bonaparte nach Ägypten ging, folgte ihm Marmont. Bei der Einnahme von Malta commandirte er eine der gelandeten Colonnen, ſchlug die Malteſer zurück, erbeutete die Ordensfahne, und ward dafür zum Brigadegeneral ernannt. Bei dem Angriff auf Alexandria und auf dem Marſch nach Cairo leiſtete er weſentliche Dienſte. Zur Zeit der Expedition nach Syrien löſ'te er den General Kleber in dem Commando von Alexandria ab. Er hatte hier nicht nur die Vertheidigung der Küſten gegen jeden Landungsverſuch der Türken, ſondern auch die Correſpondenz mit Frankreich und ins geheim die Vorbereitungen zur etwanigen Abreiſe Bonaparte's zu beſorgen. Letzterer Auftrag iſt ein Beweis der großen Vertraulichkeit, die damals zwiſchen Beiden Statt fand. Nachdem er mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt war, beförderte er aufs thätigſte die Revolution vom 18ten Brumaire. Er erhielt vom erſten Conſul das Commando der Militärſchule, ward zum Staatsrath für das Kriegsdepartement und zum Diviſionsgeneral ernannt, und erhielt den Oberbefehl der Artillerie bei der Reſervearmee, die zur Wiederer-

oberung Italiens beſtimmt war, ſich bei Dijon verſammelte und zu Anfang Mai's 1800 zu Genf eintraf. Bei dem Übergang über den Bernhard entwickelte er eben ſo viel Kenntniſſe als Entſchloſſenheit. Er leitete den höchſt beſchwerlichen Transport des Geſchützes und der Munition über dieſen Berg, befand ſich allenthalben, wo die Schwierigkeiten am größten waren, perſönlich, und führte glücklich eine der außerordentlichſten Unternehmungen in der neuern Kriegsgeſchichte aus. In der Schlacht von Marengo unterſtützte Marmont den entſcheidenden Angriff Deſaix auf das kräftigſte, indem er ſeine Artillerie bis auf Musketenſchußweite gegen die feindliche Linie vorrücken ließ. Er wohnte dem Feldzug bis zu ſeiner Beendigung gleich thätig bei. Darauf wurde er General-Inſpector der Artillerie und General en Chef der Armee von Holland; aber jetzt zeigte ſich auch eine große Veränderung in ſeinem Charakter. Stolz und übermüthig als einer der reichſten, und von dem erſten Conſul am meiſten begünſtigten Feldherrn in der Armee machte er ſich ſeinen Soldaten eben ſo ſehr als den Holländern verhaßt, welche dem Himmel dankten, als er 1805 zur großen Armee berufen wurde, um das zweite Corps zu befehligen. Er nahm an den Begebenheiten von Ulm Theil; während der Schlacht bei Auſterlitz hatte er ſeine Beſtimmung in Steiermark, um die Armee des Erzherzogs Carl im Rücken zu beunruhigen. Nach dem Frieden wurde er zum Herzog von Raguſa ernannt. Er blieb mit ſeinem Corps in Ober-Italien ſtehn. Beim Ausbruch des Kriegs im J. 1809 ſtand Marmont in Dalmatien, und ſchien verloren, als die Unfälle bei Regensburg den Erzherzog Johann in Italien zum Rückzug zwangen. Er konnte ſich hierauf mit der italieniſchen Armee vereinigen, mit der er ſiegreich gegen die Donau vordrang. In der Schlacht von Wagram befand er ſich mit ſeinem Corps im Centrum. Nach Maſſena's Rückzug aus Portugal wurde ihm der Oberbefehl der gegen dieſes Reich operirenden Armee übertragen. Seine Vereinigung mit Soult nöthigte Wellington, die Belagerung von Badajoz aufzugeben, aber die Franzoſen vermochten oder verſtanden nicht, ihre Vortheile zu verfolgen. Selbſt als Marmont ſich mit Dorſenne unter den Mauern von Ciudad Rodrigo vereinigt hatte, wagte er nicht, den Engländern eine Schlacht anzubieten, die ſich in der Folge freiwillig zurückzogen. Als ſpäter Wellington wieder vorrückte, kam es am 22ſten Juli 1812 zu einer blutigen Schlacht bei Salamanca, welche Marmont, der ſelbſt verwundet wurde, verlor. Er war noch nicht ganz wiederhergeſtellt, als er 1813 zur Armee nach Deutſchland berufen wurde. Hier und in Frankreich focht er bis zur Einnahme von Paris, deſſen Vertheidigung ihm übertragen war. Nach der Entſetzung Napoleons aber war er einer der erſten, die ſich für Ludwig XVIII. erklärten. Er wurde zum Pair erhoben, und ſteht bei der neuen Regierung in Gunſt und Anſehn.

Marmontel (Jean-François), Mitglied der Akademie françaiſe, war 1719 zu Bort geboren. „Ich habe das Glück gehabt," ſagt er, „an einem Orte geboren zu werden, wo die Ungleichheit des Ranges und Vermögens nicht fühlbar war. Ein kleines Eigenthum, einige Induſtrie oder ein kleiner Handel war der Nahrungszweig faſt aller Bewohner. Daher wurde der Muth, die Freiheit des Charakters durch keine Art von Demüthigung unterdrückt. Ich kann ſagen, daß ich während meiner Kindheit, obgleich ich in der Dunkelheit geboren worden, nur meines Gleichen gekannt habe, daher

vielleicht etwas Unbiegſames, das ich in meinem Charakter behalten habe, und das die Vernunft ſelbſt und das Alter nie gehörig gemildert haben." Sein Vater war ein Schneider und beſaß ein Landhaus, wo ſein Sohn die Kindheit verlebte, und die Natur lieb gewann. Seine glücklichen Anlagen bewogen ſeine Ältern, um einen Freitiſch anzuhalten, den ſie auch auf dem Collegium von Toulouſe erhielten. Der Jüngling glänzte in der Philoſophie durch ein bündiges Räſonnement und eine genaue Ideenfolge; aber er nahm dabei einen ſteifen und pedantiſchen Ton an, den der Umgang mit der Welt und ſein langer Aufenthalt in der Hauptſtadt nie ganz vertilgen konnten. Nachdem er einige Preiſe in den Blumenſpielen (jeux floraux) von Toulouſe gewonnen und einige Zeit das Abbékleid getragen hatte, kam er 1745 nach Paris. Hier lebte er in mäßigen Glücksumſtänden. Er wohnte mit einigen ebenfalls unbegüterten Schriftſtellern zuſammen, mit denen er die Einrichtung getroffen hatte, daß jeder der Reihe nach einen Tag für die gemeinſchaftlichen Ausgaben ſorgte. Durch Fürſprache erhielt der junge Dichter eine Penſion von 1500 Livres als Historiographe des bâtimens du roi (Geſchichtſchreiber der königlichen Bauten) und auf zwei Jahre das Privilegium des Mercur. Er gewann damit 40,000 Livres. Eine ſehr luſtige Parodie einer Scene aus Cinna, worin ein Vornehmer angegriffen war, wurde ihm fälſchlich zugeſchrieben; um ihn dafür zu beſtrafen, verlor er das Privilegium und wurde auf einige Zeit in die Baſtille geſetzt. Er hatte ſeine literariſche Laufbahn mit Tragödien und Opern eröffnet. Seine Contes moraux, die bald darauf erſchienen, erwarben ihm Ruf; er behauptete ihn durch andre Werke. Er trat in die franzöſiſche Akademie und war deren beſtändiger Secretär, als 1789 die Revolution ausbrach. Während der erſten Stürme zog er ſich auf ein Landhaus, einige Stunden von Paris, zurück, wo ſein edles und ſanftes Herz die Übel beſeufzte, deren Zeuge er ſeyn mußte. Was er erworben hatte, ging ihm verloren. Seine Ehe mit einer liebenswürdigen Nichte des Abbé Morelet linderte einigermaßen ſeine Leiden und gewährte ihm Troſt in ſeiner Abgeſchiedenheit. Im May 1797 wurde er von dem Departement de l'Eure in den Rath der Alten gewählt. Marmontel war Philoſoph geweſen, aber er ſchien jetzt religiös. Nach dem 18ten Fructidor des Jahres V wurde ſeine Wahl caſſirt; er zog ſich nach Abbovílle, einem Dorfe im Departement der untern Seine zurück, und ſtarb daſelbſt 1798 unter einem Strohdach, wo er einſam, arm und vergeſſen gelebt hatte. Marmontel hat ein bedeutendes ſchriftſtelleriſches Talent in ſeinen zahlreichen Werken entwickelt, welche in 32 Bänden (in 8. und 12.) erſchienen ſind, und von welchen wir nur folgende nennen: Contes moraux, 3 Bände, welche Muſter der Erzählung, voll Anmuth und Feinheit, und daher auch vielfältig gedruckt und überſetzt worden ſind; Bélisaire, zu trocken und ermüdend; Les Incas ou la destruction de l'empire de Pérou, wenigſtens theilweis intereſſant und anziehend; Elémens de littérature, eins der beſten didaktiſchen Werke in der franzöſiſchen Sprache; Nouveaux contes moraux, wiewohl minder berühmt als die frühern, doch nicht ohne großes Verdienſt; endlich eine bedeutende Menge von Tragödien, komiſchen Opern, lyriſchen Tragödien und verſchiedne Überſetzungen, Gedichte, Abhandlungen u. ſ. w.

Marmor, ein Kalkſtein, der ſich durch Feinheit und Feſtigkeit unterſcheidet, und eine ſchöne Politur annimmt. Man fing daher ſchon früh an, ihn zu allerhand Kunſtarbeiten anzuwenden. Es gibt bunte und einfarbige Marmorarten. Der ganz weiße iſt der geſchätzteſte und koſtbarſte. Der pariſche Marmor, den man ſonſt auf der Inſel Paros brach und zu den koſtbarſten Kunſtwerken verarbeitete, deren mehrere auf unſre Zeiten gekommen ſind, hat eine dem gebleichten Wachſe ähnliche Farbe und ein feines ſchuppig glimmerndes Korn. Heut zu Tage ſteht der weiße carrariſche Marmor in gleichem Anſehn. In Deutſchland findet man zwar auch weißen Marmor, er iſt jedoch von grobem Korn. Einfarbig grauer Marmor iſt ſelten und daher theuer. Es gibt auch blauen, gelben, rothen, grauen und ſchwarzen einfarbigen Marmor. Am häufigſten iſt der bunte, der ſich mit allerlei Farben geſtreift, gefleckt, geädert, gewölkt u. ſ. w. in vielen Ländern und beſonders auch in Deutſchland findet. Manche Marmorarten haben dendritiſche, d. i. baumartige Zeichnungen; andre dagegen, die man Bildermarmor nennt, ſtellen gleichſam alte Ruinen und allerlei andre Figuren vor. Hin und wieder, wiewohl ſelten, findet man Marmor, welcher Verſteinerungen enthält und Muſchelmarmor heißt. — In den neuern Zeiten hat man die Kunſt erfunden, einen künſtlichen Marmor zu verfertigen. Man nimmt dazu feines Gypsmehl, von Marienglas gebrannt, und Hornleim. Aus dieſer Maſſe kann man den Marmor von allen Farben haben. Von jeder Farbe wird ein beſondrer Teig gemacht, den man dann in beliebigen Verhältniſſen unter den weißen Teig knetet. Wenn dieſer die gehörige Form erhalten hat und trocken iſt, polirt man ihn.

Marmorchronik (arundelianiſche oder pariſche), ſ. Oxford.

Marocco, das afrikaniſche Kaiſerthum Fez und Marocco gränzt an das mittelländiſche und atlantiſche Meer, an das Atlasgebirge und Algier, und beſteht aus den Reichen Fez, Marocco, Suß, und den Ländern Tafilet, Dra (Darah), Segelmeſſa, Sarah, einem Theile der Wüſte gleiches Namens und Tremezen. Man ſchätzt die Größe auf 7425 Quadratmeilen mit 3 Millionen Menſchen. Das Clima gehört zu den angenehmſten, da hier faſt ein ewiger Frühling herrſcht. An der Seeküſte iſt der Boden ſandig und wenig bewohnt, im Innern aber fruchtbar und wohlangebaut. Aus den Seehäfen Salee, Mogador, Saffy, St. Croix, Larache, Tetuan und Tanger werden von den Europäern jährlich anſehnliche Quantitäten von Getraide, Wolle, Öl, Gummi, Häuten, Mandeln, Datteln und rohem Kupfer ausgeführt. Unter den Fabrikaten ſind Saffian und Seidenzeuge die vorzüglichſten. Der Kaiſer, welcher ſich einen Herrn des Weſten nennt, erkennt die Oberherrſchaft des türkiſchen Kaiſers nicht an, und wird durch keinen Divan eingeſchränkt. Er herrſcht völlig despotiſch in geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten. Man ſchätzt ſeine Einkünfte auf eine Million Piaſter. Die Landmacht beſteht aus 6000 Negern und 6000 Arabern; die Seemacht aus 24 Fahrzeugen von 45 bis 4 Kanonen. Die Bewohner des Landes ſind: 1. Mauren, die Bewohner der Städte; 2. Araber, die Bewohner des Landes (wobei auf die Abſtammung nicht geſehen wird). Beide haben die mahomedaniſche Religion und arabiſche Sprache gemein, und heißen Befreite oder Rechtgläubige; 3. Breber, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, Amazig, die von den Fremdlingen in die Ge-

birge gedrängten Abkömmlinge der alten Bewohner, die größtentheils unter eignen Fürſten, die ſie Amgár nennen, ſtehn. Sie ſind auch Mahomedaner, aber ihre Sprache hat mit der arabiſchen nur die Buchſtaben gemein; 4. Neger, etwa 24,000 an der Zahl und im ganzen Lande zerſtreut. Sie ſind keine Sclaven, ſondern ſtammen aus einem Lande jenſeit des Atlas her, das der Sultan Ismael eroberte, und dienten anfangs als Soldaten; 5. Juden, die ſich ſelbſt Philiſter, d. h. Leute aus Paläſtina, nennen. Sie ſind äußerſt verachtet und gedrückt; 6. Renegaten von Juden und Chriſten, unter welchen letztern die Spanier die zahlreichſten ſind; 7. Chriſten, die als Kaufleute, Künſtler oder Sclaven dort leben. — Die Hauptſtadt Marocco, von einem arabiſchen Fürſten, Namens Juſſuf, um die Mitte des 11ten Jahrhunderts erbaut, zählt 20,000 Einwohner, und iſt die gewöhnliche Reſidenz. Sie iſt ſehr unreinlich und ſchlecht gebaut. — Von der Geſchichte des Landes mag folgendes hinreichen. Das Reich, das anfangs einen Theil der öſtlichen afrikaniſchen Beſitzungen der Califen ausmachte, kam ſeit 1551 in die Gewalt des Scherifs, oder angeblichen Nachkommen Mahomets. Um die Zeit, da Fez und Marocco in die neuere Geſchichte eintritt, wurden dieſe Länder von den letzten Fürſten aus dem Hauſe der Merinen beherrſcht. Das Reich ſelbſt war in mehrere kleine Staaten zerſtückelt, deren Beherrſcher alle zur merinidiſchen Dynaſtie gehörten. Die aus einer ſolchen Zerſplitterung entſtandene Schwäche gab ſchon den Portugieſen leichte Eroberungen; noch mehr aber reizte ſie die benachbarten Scherife vom Hauſe Saadi, ſich des ganzen Staats der Marinen zu bemächtigen, die Fez und Marocco auch von 1551 bis 1654 beherrſchten. Die Brüder Ahmed und Mehemmed hatten ſich anfänglich in die Länder getheilt; aber ſie bekriegten ſich und letzterer behauptete ſich allein (von 1550 bis 1556). Als er 1556 ermordet wurde, hinterließ er ſeinem Sohne Abdallah ein Reich, das die beiden Mauritanien, den größten Theil von Numidien und noch 14 andre Provinzen enthielt. Sein Sohn und Nachfolger, Mulei Mahomet, ward von ſeinem Oheim Abdelmelec des Reichs beraubt. Nachdem beide auf dem Schlachtfelde geblieben waren, kam das Reich ungetheilt an Ahmed Scherif, Abdallahs dritten Bruder, unter dem es ſeine größte Ausdehnung erhielt. Seine fünf Söhne bekriegten ſich der Thronfolge wegen, bis endlich der älteſte, Mulei (Prinz) Zidan, wieder Herr aller maroccaniſchen Länder wurde. Während ſeiner Regierung vertrieb Philipp III. (1610) 90,000 Maranen, die ſich größtentheils in Fez und Marocco niederließen, und hier neues Leben verbreiteten. Nach Mulei Zidans Tode (1654) ließ ſich der Araber Krom Elhadſchi zum König des Reichs ausrufen, und alle Sprößlinge der ſaadiſchen Scherife vertilgen. Gegen ihn erhob ſich Scherif Mulei Ali aus Janbo in der Nähe von Medina, der Stifter der alidiſchen Scherife aus Janbo (von 1654 bis auf unſre Zeiten). Er wurde König von Tafilet. Während ſeiner milden Regierung erholte ſich das hart mitgenommne Land. Ihm folgte (1658) ſein Sohn Mulei Mahomet, deſſen friedliche Regierung durch die Empörung ſeines Bruders Reſchid beunruhigt wurde. Nach Mahomets Tode (1664) war Reſchid nicht nur Herr von Tafilet, ſondern er eroberte Fez, Marocco, Mekinos u. ſ. w. aufs neue und war der mächtigſte und reichſte Regent von Afrika. Unter ihm und ſeinem Sohne Mulei Ismael war Fez und Marocco ein halbes Jahrhundert lang eine Blutbank der Unterthanen. Bei Mulei Reſchids Tode trennte ſich das Reich. Mulei Is-

mael erhielt Fez; Tafilets bemächtigte ſich ſein Bruder Harran, und ſeinem Neffen Mulei Ahmed verſchaffte Mulei Harran Dra (Dera) als ein eignes Königreich. Ismael theilte nach wiederhergeſtelltem Frieden ſeine Zeit zwiſchen Weibern, deren er 8000 hatte, mit denen er 1200 Kinder gezeugt haben ſoll, und zwiſchen Blutbefehlen. Um ſich auf dem Throne zu ſichern, errichtete er ein Heer von Negern, mit dem er Tanger (1684) und andre auf der Küſte gelegne Plätze nach und nach beſetzte. Mulei Ismael endigte ſeine lange Regierung in einem Alter von 81 Jahren (1727) unter den Empörungen ſeiner Söhne. Sein Nachfolger ward endlich Mulei Ahmed, der ſeinen Bruder Abdul Melic erdroſſeln ließ, bald darauf aber ſelbſt ſtarb (1729). Die Neger ſchalteten nun über den Thron. Mulei Bufaris, des Vorigen Sohn, der das meiſte Recht zur Nachfolge hatte, wurde von ſeinem Oheime, Mulei Abdallah, Mulei Ismaels Sohn, verdrängt, der eben ſo launevoll und grauſam wie ſein Vater herrſchte (von 1729 bis 1757). Er wurde fünf Mal abgeſetzt; während der letzten Jahre, wo er ſeine Zeit zwiſchem Trinken und Hinrichtungen theilte, beſorgte ſein einziger Sohn und Thronerbe, Sidi Mahomet, die Staatsgeſchäfte. Er befeſtigte die Ruhe im Reiche, fuhr nach ſeines Vaters Tode fort die Statthalter von ſich unabhängiger zu machen, und ſuchte Induſtrie und Handel zu beleben. Aber dadurch, daß er zu früh ernten wollte, brachte er ſich um die Früchte ſeiner lobenswerthen Anſtrengungen. Beſſer gelang es ihm, ſeine Einkünfte durch Friedensverträge mit den europäiſchen Mächten zu vermehren. Dennoch wollten die Einkünfte zur Beſtreitung der Ausgaben nicht hinreichen. Er bot daher ſchon 1778 ſeinem älteſten Sohne, Mulei Ali, und als dieſer ihn ausſchlug, ſeinem jüngern Sohne, Mulei Jezid, den Thron an. Nach dem Tode des Vaters, der ſchon die Negermacht vernichtet hatte, war ſeine Thronerhebung mit wenigern Unruhen verbunden als in frühern Zeiten. Wegen der Erſchöpfung des Schatzes mußten die europäiſchen Mächte, um Frieden mit Marocco zu behalten, ſich zu neuen Geſchenken verſtehn. Er belagerte Ceuta, die Spanier bombardirten Tanger (1791) und in Marocco ſelbſt brach ein Aufruhr aus, wobei Mulei Jezid tödtlich verwundet ward (reg. von 1790 bis 92). Unter den verſchiednen Thronprätendenten behauptete ſich ein Bruder des vorigen Sultans, Mulei Soliman, als Hauptregent von Fez und Marocco, neben dem aber mehrere königliche Prinzen als Unterregenten in den Provinzen beſtanden. Zu dem Kriege der Pforte gegen Frankreich in Ägypten ſtellte Mulei Soliman ein anſehnliches Contingent. Faſt alle europäiſchen Nationen erkaufen den Frieden dieſer Seeräuber durch jährliche vorgeſchriebne Geſchenke.

Maroniten heißt eine Partei orientaliſcher Chriſten, deren Entſtehung eine Folge der monotheletiſchen Streitigkeit war. Im 7ten Jahrhundert war die Meinung, daß Chriſtus nur mit einem Willen gewirkt habe (Monotheletismus), unter den Orientalen aufgekommen und ſelbſt von einigen Kaiſern unterſtützt worden. Da aber ihr letzter Beſchützer, der Kaiſer Philippicus Bardanes 713 ſtarb, wurden die Monotheleten feierlich verdammt und von ſeinem Nachfolger Anaſtaſius II. vertrieben. Die Überreſte dieſer Partei ſammelten ſich um ein Kloſter, d. h. Maro in Syrien unter einem Patriarchen Johannes Maro oder Marum, der ihnen eigne kirchliche Geſetze und Verfaſſungen gab. Daher erhielten ſie den

Namen **Maroniten.** Von den Melchiten oder kaiſerlich geſinnten Chriſten gedrängt und als Rebellen behandelt, wuchſen ſie in der Gegend des Gebirges Libanon, die jetzt Kesruan heißt, zu einem kriegeriſchen Bergvolke zuſammen, das ſeine politiſche wie ſeine kirchliche Selbſtſtändigkeit auch gegen die Mahomedaner tapfer zu vertheidigen wußte und ſie bis jetzt unter türkiſcher Oberherrſchaft gegen Erlegung eines Tributs, wie die Druſen, behauptet. Die politiſche Verfaſſung der Maroniten iſt die eines militäriſchen Freiſtaats; von alten Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von außen bewahrt, nähren ſie ſich zwiſchen ihren Bergen vom Ackerbau und vom Ertrage des Weinſtocks und Maulbeerbaums. Gemeingeiſt hält ſie zuſammen, an Einfalt der Sitten, Frugalität und Gaſtfreiheit gleichen ſie den alten Arabern, auch gilt unter ihnen noch die Blutrache und zum Zeichen ihres Adels tragen ſie den grünen Turban. Ihre kirchliche Verfaſſung erinnert ſehr an die Gebräuche der alten griechiſchen Kirche. Seit dem 12ten Jahrhundert haben ſie ſich mehrere Male dem Papſte unterworfen und an die römiſche Kirche angeſchloſſen, ohne ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es Clemens XII., daß ſie bei einer in ihrem Stammkloſter Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltenen Synode die Beſchlüſſe der tridentiniſchen Kirchenverſammlung annahmen. Bis dahin hatten ſie das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt genoſſen, und ſich dabei, wie die Griechen, ſchlichter Brote bedient, und nach dieſer Synode blieb ihnen noch die Prieſterehe nach Art der griechiſchen Kirche und der Gebrauch der arabiſchen Landesſprache beim Gottesdienſte, nur die Meſſe wird in altſyriſcher Sprache geleſen. Ihr Oberhaupt nennt ſich Patriarch von Antiochien, ob er gleich im Kloſter Kanobin auf dem Libanon reſidirt, und legt dem Papſte allemal nach 10 Jahren Rechenſchaft von dem Zuſtande der maronitiſchen Kirche ab. Unter ihm ſtehen die Biſchöfe und übrigen Cleriker, die in ſieben Graden aufſteigen. In Kesruan ſind über 200 maronitiſche Manns- und Frauenklöſter, die der Regel des heiligen Antonius folgen und ſich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Zur Bildung der Cleriker beſteht ſeit 1548 ein maronitiſches Collegium zu Rom; doch iſt es bis jetzt weder durch dieſe Anſtalt, noch durch die Sendung päpſtlicher Nuntien gelungen, dieſer Partei den Geiſt der römiſchen Kirche ganz einzuflößen und ſowohl die in Kesruan, als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern lebenden Maroniten ſind immer bei ihren alten Gewohnheiten und ſelbſt hier und da bei der alten Liturgie geblieben. E.

Marot (Clement), ein franzöſiſcher Dichter, der ſich beſonders im Epigramm ausgezeichnet hat. Er war 1495 zu Cahors geboren und kam früh nach Paris, wo er, wie ſein Vater, Kammerdiener Franz I und Page der Herzogin von Alençon, Margarethe von Frankreich, wurde. Er folgte 1525 dem König nach Italien, und wurde in der Schlacht von Pavia verwundet und gefangen genommen. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris kam er in den Verdacht, ein Anhänger Luthers zu ſeyn, mußte Gefangenſchaft und Verfolgungen erdulden, floh endlich 1543 nach Genf und ging von da nach Turin, wo er 1544 ſtarb. Marot beſaß bei einem ernſten und philoſophiſchen Äußern eine angenehme und fruchtbare Phantaſie und einen lebhaften Witz. Man hat von ihm Briefe, Elegien, Rondeaux, Balladen, Sonette und Epigramme. Alle ſeine Gedichte, ſo wie auch ſeine in Geſellſchaft des Beza verfertigte Überſetzung der Pſalmen, die lange in

den proteſtantiſchen Kirchen Frankreichs gebraucht worden iſt, ſind im epigrammatiſchen Styl abgefaßt. Natur und Naivetät ſind der Charakter dieſes Styls, der unter dem Namen Style Marotique bei den Franzoſen eine eigne Gattung der poetiſchen Schreibart macht, in der verſchiedne der beſten Köpfe gearbeitet haben. Seine Werke ſind mit den Werken ſeines Vaters Jean und ſeines Sohns Michel, die ebenfalls Dichter waren, zuſammen erſchienen.

Marpurg (Friedrich Wilhelm), Kriegsrath und Lottodirector zu Berlin, war 1718 zu Seehauſen geboren. Er verband mit dem Studium der Wiſſenſchaften ein gründliches Studium der Muſik, der er ſeine meiſte Zeit widmete, auch nachdem er 1763 das obige Amt erhalten hatte, welches er bis an ſeinen Tod 1795 bekleidete. Er war ein eben ſo ſcharfſinniger als fruchtbarer muſikaliſcher Schriftſteller, der alle Theile der muſikaliſchen Wiſſenſchaften gründlich bearbeitete, beſonders aber die Lehre von der Harmonie aufklärte. Gerber nennt ihn unſern erſten muſikaliſchen Literator und Tonlehrer. Von ſeinen ſehr zahlreichen Schriften nennen wir ſeine Anleitung zum Clavierſpielen in zwei Bänden, ſeine Abhandlung von der Fuge, ſeine hiſtoriſch kritiſchen Beiträge zur Aufnahme der Muſik, ſein Handbuch bei dem Generalbaß und der Compoſition, ſeine Anfangsgründe der theoretiſchen Muſik, ſeine Anleitung zur Singcompoſition, ſeine kritiſche Einleitung in die Geſchichte und Lehrſätze der alten und neuen Muſik, ſeine kritiſchen Briefe über die Tonkunſt, und ſeinen Verſuch über die muſikaliſche Temperatur. Seine Geſchichte der Orgel, die ihn in ſeinen letzten Lebensjahren beſchäftigte, blieb unvollendet. Als Componiſt war er weniger ausgezeichnet.

Marqueterie iſt eine Art der moſaiſchen oder muſiviſchen Arbeit, da man mit Hölzern, die theils von Natur verſchiedne Farben haben, theils mit Farben gebeizt, theils zum Schattiren an den Seiten in warmem Sand oder Kalk angelaufen oder angebrannt ſind, ganze Gemählde zuſammenſetzt. Dieſe Kunſt war ſchon den Alten bekannt und wurde theils durch Philipp Bruneleſchi (geb. zu Florenz 1377, geſt. 1446), theils durch den Julianus da Majano (geb. zu Neapel 1387, geſt. 1457) wieder hergeſtellt. Letzterer verfertigte in verſchiednen Kirchen Italiens mit Giuſto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn ſeine Schüler Guido del Servellino und Dominicus di Mariotto unterſtützten. Benedetto da Majano (geb. zu Florenz 1444, geſt. 1498) übertraf in der mit Holz eingelegten Arbeit alle Künſtler ſeiner Zeit; er verfertigte Perſpectiven, Laubwerk und Figuren von eingelegter Arbeit auf Möbeln, und wurde dazu ſelbſt ins Ausland berufen. Johannes da Verona (geb. 1469, geſt. 1537), der bei Philipp Bruneleſchi gelernt hatte, wurde zu Rafaels Zeit in Rom durch ſeine eingelegten Arbeiten von Holz berühmt. Er erfand die Kunſt, dem Holze mit durchdringenden Ölen und ſiedendheißen Farben alle Arten der Farben zu geben und dann mit dieſen gefärbten Hölzern beſonders Häuſer, Perſpective und andre Mahlereien täuſchend nachzuahmen. Auch in neuern Zeiten hat man dergleichen Arbeiten ausgeführt. So wurden zu Neuwied Holztapeten für den Prinzen Carl von Lothringen verfertigt, welche den Sabinerinnenraub vorſtellten.

Marquis (ital. Marcheſe), iſt ein Prädicat, das ohne alle weitere Veränderung ſeiner Verhältniſſe jeder von niederm Adel

haben kann, und folglich mit der Würde eines Markgrafen in deutſchem Sinne nicht zu verwechſeln iſt.

Mars, Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Krieges. Nach den älteſten Dichtern war er ein Sohn des Jupiters und der Juno, nach ſpätern der Juno allein, die ihn durch eine von der Flora überreichte Blume empfing. Noch andre nennen ihn einen Sohn des Jupiters und der Enyo. Eigentlich iſt Mars eine pelasgiſche Gottheit, welche in Thrazien urſprünglich verehrt wurde, und von da aus zu den Griechen kam. In den früheſten Zeiten war er das Symbol der Macht der Gottheit, und bei den Griechen das Symbol des Krieges, in ſo fern nur Stärke, Kühnheit und Brutalität dazu gehören; dahingegen Minerva als Kriegsgöttin das Symbol der mit Überlegung und Kenntniß des Kriegsweſens verbundnen Tapferkeit iſt. Die Römer erhielten ſeinen Dienſt ſchon in den früheſten Zeiten von den Griechen. Die Stifter ihrer Stadt, Romulus und Remus, waren von ihm mit der Rhea Silvia erzeugt worden. Außer mehrern Tempeln war ihm zu Rom auch das Marsfeld gewidmet. Seinen Dienſt verrichteten beſondre ihm gewidmete Flamines und das Collegium der Salier, welche ſeinen vom Himmel gefallnen Schild (ancile) aufbewahrten. Am zwölften Mai und am erſten Auguſt wurden ihm Spiele gefeiert. Ihm waren bei den Römern das Feuer, die Soldaten und Fechter, deßgleichen auch die Pferde, deren ihm den 15ten October zu Rom geopfert wurden, die Stoßvögel, Geier, Hähne, Spechte und Wölfe heilig; auch die Suovetaurilia wurden ihm dargebracht. In Friedenszeiten nannten ſie ihn Quirinus; ſeine Gemahlin und Schweſter war bei ihnen die Bellona. Die Griechen hingegen ſchreiben ihm keine eigentliche Gemahlin zu; aber er erzeugte einige Kinder mit der Venus und verſchiednen andern Geliebten. Die Umarmung der erſtern wurde vom Helios dem Vulkan verrathen. Dieſer verfertigte ein künſtliches, überaus feines Netz, warf es über beide, die er eben auf dem Lager beiſammen fand, rief ſodann alle Götter herbei und gab die beſchämten Gefangnen dem Spotte derſelben Preis. Die Venus gebar ihm die Harmonia, den Deimos (Schreck) und den Phobos (Furcht). Auch nennt Simonides noch den Eros als einen Sohn des Mars und der Venus. — Phobos iſt ſein ſteter Kriegsgefährte; er und Deimos ſpannen ſeinen Kriegswagen an und lenken ihn im Gefechte; Enyo und Eris wandeln im Kampfe neben ihm her. — Die Fabel erzählt verſchiedne einzelne Thaten von ihm. Im Gigantenkriege kommt er nur bei den ſpätern Dichtern vor. Nach Claudian griff er die Rieſen zuerſt an und erlegte den Pelorus und Mimas. Vor dem Typhorus mußte er aber wie die andern Götter fliehen, und um verborgen zu bleiben, verwandelte er ſich in einen Fiſch. Im Gefechte mit den Aloiden Otus und Ephialtes wurde er von ihnen gefangen genommen und in ein ehernes Gefängniß gelegt, wo er 13 Monate ſchmachten mußte. Die Mutter der Aloiden verrieth aber ſeinen Aufenthalt dem Hermes und dieſer befreite ihn wieder. Mit dem Hercules gerieth er zwei Mal in Kampf, indem er ſeinen Söhnen gegen ihn beiſtehn wollte. In dem einen Kampfe wurde der Gott ſelbſt verwundet, den andern trennte Jupiter, indem er ſeinen Blitz zwiſchen die Fechtenden ſchleuderte. Dagegen tödtete Mars den Halirrhotius, Neptuns und der Nymphe Euryte Sohn, weil er ſeiner Tochter Alcippe Gewalt anthun wollen.

Neptun verklagte ihn deßhalb bei den zwölf Göttern, welche ihn auf einem Hügel bei Athen richteten und losſprachen. Da Mars der erſte war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, ſo bekam daſſelbe nach ihm den Namen Areopagus. Im trojaniſchen Kriege ſtand Mars den Troern gegen die Griechen bei. Unter andern kämpfte er einſt gegen die Minerva, in deren Ägide er ſeinen Speer ſchleuderte, wogegen ſie ihn mit einem Steinwurf zu Boden ſchmetterte. Abgebildet wird Mars als ein junger männlicher Krieger in voller Rüſtung, von kräftigem Körperbau. Helm, Speer und Schild ſind ſeine Attribute.

Mars, ſ. Planeten.

Marſch iſt ein kurzes Tonſtück von ernſthaftem und feierlichem Charakter, in einer geraden Tactart und einem gemäßigten Zeitmaße, welches vorzüglich zu militäriſchen Aufzügen beſtimmt iſt. Weil der Marſch nicht bloß die Abſicht hat, den Aufzug feierlicher zu machen, ſondern auch zugleich die Gleichförmigkeit der Schritte zu erleichtern, ſo muß der Rhythmus dabei ſehr ſtark markirt und herausgehoben werden.

Marſchall, alt Marſchalk, franzöſiſch Maréchal. Man hat vielerlei Meinungen über die Etymologie dieſes Worts. Manche haben es von Mars, dem Kriegsgotte, und Schalk, einem feinen, liſtigen Diener, hergeleitet, ſo daß es gleichſam einen im Kriege wohlerfahrnen Diener bezeichne; Andre von Mar, Pferd, und Schalk, alſo, der bei den Pferden angeſtellt wäre, Stallmeiſter (daher auch im Franzöſiſchen Maréchal, der Hufſchmid); endlich noch Andre von Mehrer oder Mayer (einem Vorſteher, Verſorger) und Saal, Hof, um damit einen oberſten Vorſteher des Hofs, einen Oberhofmeiſter anzudeuten. Die letztere Bedeutung ſcheint allerdings mit der, welche man heutiges Tags mit dem Hofmarſchall verbindet, übereinzukommen, welcher an fürſtlichen Höfen einen der vornehmſten Hofbedienten ausmacht, von welchem die ganze innre Haushaltung des Hofs, der Küche, des Kellers u. ſ. w. und die Aufſicht über die Hofbedienten abhängt, ſo daß er den gewöhnlichen Aufgang, die vorfallenden Gepränge beim Empfang fremder Gäſte, bei beſondern Feierlichkeiten und Feſten beſtreiten und beſorgen muß; daher es auch ein beſondres Hofmarſchallamt gibt, welches jenem untergeordnet iſt. — So iſt denn auch der Reichsmarſchall, Land-Erbmarſchall auf einem Reichs- oder Landtage derjenige unter den Reichs- oder Landſtänden, welcher auf die äußre Ordnung bei den Verſammlungen der Stände ſieht, den Vorſitz dabei führt, den Vortrag hält u. ſ. w. Er heißt Erbmarſchall, in ſo fern dies Amt bei einem gewiſſen Geſchlechte erblich iſt. — Bei öffentlichen Feierlichkeiten, Aufzügen u. dergl. pflegen Marſchälle gewählt zu werden, welche den Zug oder Abtheilungen deſſelben anführen, für Ordnung ſorgen, und zum Zeichen ihrer Würde einen Marſchallſtab tragen. — Der Feldmarſchall iſt der oberſte Befehlshaber bei den Landtruppen. — Endlich erwähnen wir noch der ehemaligen Würde eines Reichs-Erzmarſchalls des deutſchen Reichs, welcher als ein vornehmer Erzbeamter für die Ordnung bei Reichstagen und außerordentlichen Feierlichkeiten ſorgen mußte, und ſein Amt wieder durch einen Erbmarſchall verwalten ließ. Dieſes Erzamt kam dem Churfürſten von Sachſen zu.

Marſchländer, ſo nennt man tiefliegende, beſonders an Meeresufern befindliche Ländereien, die ſich durch einen ſehr fruchtbaren, gewöhnlich ſchwarzen, tiefen, feuchten aber doch ſtark zuſammenhängenden Erdboden auszeichnen. Dergleichen Ländereien ſind gewöhnlich der Rückſtand ausgetrockneter Gewäſſer, daher auch die große Fruchtbarkeit derſelben. Ähnliche Ländereien finden ſich an den Ufern der größern Ströme entweder natürlich ausgetrocknet, oder durch Deiche (Dämme) trocken gelegt. Dieſe nennt man aber nicht ſowohl Marſchländer, welche Benennung nur an den Meeresküſten üblich iſt, ſondern Bruchland. An der Nordſee ſind die dittmarſchen die bekannteſten. BC.

Marſeille, die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements der Rhonemündungen, eine große und ſchöne Handelsſtadt an der Küſte der Provence, mit einem Freihafen. Sie wird in die alte und neue Stadt getheilt. Berühmt iſt die ſchöne Ausſicht (Viſta) auf einer Anhöhe vor Marſeille, von welcher man das mittelländiſche Meer vor ſich, und zur linken unzählige Luſthäuſer (Baſtiden genannt) überſieht. Marſeille zählte vor der Revolution gegen 100,000 Einwohner, hatte beträchtliche Fabriken von Alaun, Seide, Galanteriewaaren, Seife, Corallen u. ſ. w. und trieb einen anſehnlichen Handel nach der Levante, nach Italien und Spanien und nach der nordafrikaniſchen Küſte. Der Hafen, deſſen Eingang wegen verborgner Klippen gefährlich iſt, kann mehrere tauſend Schiffe faſſen; für Kriegsſchiffe iſt er jedoch zu ſeicht. Die Citadelle auf der einen und das Fort St. Jean auf der andern Seite decken ihn. Außerdem beherrſcht das auf einem ſteilen Felſen liegende Fort Notre Dame de la Garde die auf der Landſeite nicht befeſtigte Stadt. Das Trinkwaſſer wird durch Waſſerleitungen herbeigeſchafft. Zu den Sehenswürdigkeiten gehören einige jetzt aufgehobne Klöſter, die Domkirche (vormals ein Dianentempel), das Rathhaus, das Hoſpital, der Palaſt des Gouverneurs, das Zeughaus und das neue Arſenal. Ferner ward allda 1726 eine Akademie der ſchönen Künſte, und 1803 ein Lyceum errichtet, mit welchem eine öffentliche Bibliothek verbunden iſt. Marſeille gehört übrigens zu den älteſten Städten von Europa; es wurde zu den Zeiten des Tarquinius Priſcus von einer Colonie der Phocäer erbaut, hatte eine freie ariſtokratiſche Verfaſſung, und war ein Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften, bis die Barbaren Südgallien überſchwemmten.

Marſer. Mit dieſem Namen werden zwei verſchiedne Völker bezeichnet: einmal ein kriegeriſches Volk in Mittel-Italien, das ſich in dem Bundesgenoſſenkrieg, der auch nach ihm der marſiſche heißt, hervorthat; zweitens ein deutſches Volk vom Stamme der Iſtävonen, das nach der Niederlage des Varus in die Gegenden am Rhein vordrang, und ſich beſonders an beiden Ufern der Lippe niederließ, bei den folgenden Kriegen der Römer aber ſich wieder in das Innere zurückzog. Es ſcheint, daß die Marſer zu den Cheruskern gehörten, und nur kurze Zeit als ein eignes Volk auftraten.

Marſigli (Lodovico Fernando, Graf von), geboren zu Bologna im J. 1658, war von Jugend auf mit den berühmteſten Gelehrten Italiens in allen Wiſſenſchaften in Verbindung. Eine Reiſe, die er im J. 1679 mit dem venetianiſchen Geſandten nach Conſtantinopel machte, verſchaffte ihm Gelegenheit, ſich ſelbſt von dem Zuſtand der ottomaniſchen Kriegsmacht zu unterrichten. Nachdem er

elf Monate in der Türkei verweilt hatte, kam er nach Bologna zurück und ſammelte dort die auf ſeinen Reiſen gemachten Beobachtungen. Kaiſer Leopold war damals im Krieg mit den Türken. Marſigli trat in ſeinen Dienſt und zeigte große Kenntniſſe in der Kriegs- beſonders in der Befeſtigungskunſt. Verwundet und zum Gefangnen gemacht beim Übergang über die Raab im J. 1683, ſchätzte er ſich glücklich, von zwei Türken gekauft zu werden, die ihn weniger durch ihre Grauſamkeit als durch ihr Elend peinigten. Nachdem er im folgenden Jahre ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, wurde er 1684 zum Obriſten ernannt. In demſelben Jahre wurde er zwei Mal nach Rom geſandt, um Innocenz XI. und Alexander VIII. die Siege der chriſtlichen Waffen zu melden. Als endlich der Kaiſer und die Republik Venedig einer, und die ottomaniſche Pforte andrer Seits Frieden zu ſchließen gedachten, wurde Marſigli zu den Gränzbeſtimmungen zwiſchen den drei Mächten gebraucht. Im J. 1701 begann der ſpaniſche Erbfolgekrieg. Marſigli befehligte unter dem Grafen Arco in Breiſach, welches ſich 1703 nach einer kurzen Gegenwehr an den Herzog von Burgund ergab. Beide Commandanten wurden vor ein Kriegsgericht geſtellt, nach deſſen Ausſpruch Arco des Todes ſchuldig war, Marſigli aber aller Ehren und Würden beraubt und ihm der Degen zerbrochen werden ſollte. Marſigli hatte in ſeinem Unglück den Troſt, daß man allgemein dieſes Urtheil für eine Wirkung der Politik hielt, welche, um die Ehre des Oberbefehlshabers, des Prinzen von Baden, zu retten, Arco und ihn aufopferte. Er nahm ſeine Zuflucht zu den Wiſſenſchaften, die er den Degen in der Hand unter Gefahren und Strapazen ſtudirt hat. Er bereiſ'te die Schweiz, um die Gebirge, er beſuchte Marſeille, um das Meer genau kennen zu lernen. Im J. 1709 berief ihn Papſt Clemens XI. zu ſich, um ihm das Commando einer Armee zu geben, die er gegen den Kaiſer Joſeph mobil machte. Marſigli glaubte in Provence, wohin er 1728 zurückgekehrt war, ſeine Tage zu beſchließen, als Familienangelegenheiten ihn nach Bologna riefen und er daſelbſt 1730 am Schlage ſtarb. Sein Vaterland verdankt ihm die Errichtung der unter dem Namen des Inſtituts von Bologna bekannten Akademie, welche 1710 entſtand und 1714 eröffnet wurde. Außer einer Schrift über das Meer, einer andern über den Caffée, über den militäriſchen Zuſtand der ottomaniſchen Pforte und verſchiednen andern, iſt ſein Hauptwerk Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis u. ſ. w. 6 Foliobände. Er beſchreibt darin die Donau von dem Kalenberg in Öſterreich bis zur Verbindung mit der Jantra in der Bulgarei. Der erſte Band enthält eine Generalkarte der Donau von ihrem Urſprung bis zu ihrer Mündung. Dieſe Karte zerfällt in 19 Specialkarten, welche die Städte, Dörfer, Schlöſſer, Inſeln u. ſ. w. enthalten, die an der Donau liegen. Man findet hier eine geographiſche Beſchreibung von Ungarn, aſtronomiſche und hydrographiſche Beobachtungen mit einem Verzeichniß aller Flüſſe, die in die Donau fallen, u. ſ. w. Der zweite Band enthält die Alterthümer an der Donau; der dritte beſchreibt die Mineralien in der Gegend der Donau; der vierte die Fiſche der Donau, nebſt ihren Abbildungen; der fünfte liefert eine Beſchreibung der Vögel, welche die Donauufer beſuchen, mit 74 Kupfern; der ſechste endlich enthält vermiſchte Beobachtungen, ein Verzeichniß

der Pflanzen, der vierfüßigen Thiere u. ſ. w., welche ſich in der Nähe der Donau finden.

Marſyas, ein Sohn des Olympus, Oagrus oder Hyagnis. Die Fabel erzählt: Als Minerva die von ihr erfundene Flöte, unwillig, daß ſie das Geſicht beim Spielen entſtelle, weggeworfen, und den, der ſie wieder aufnehmen würde, mit dem härteſten Fluch belegt habe, ſey zufällig Marſyas der Finder dieſes Inſtruments geweſen, auf dem er durch Übung bald eine ſolche Vollkommenheit erlangt, daß er es gewagt habe, den Apoll zum Wettkampf herauszufodern. Zu Kampfrichterinnen ſeyen die Muſen herbeigerufen worden. Anfangs habe wirklich der ſtärkere Flötenton die ſanften Töne der Lyra, welche der Gott geſpielt, übertäubt, und ſchon ſey Marſyas im Begriff geweſen, den Sieg zu gewinnen, als Apollo die Zither umgewandt und ſein Spiel mit Geſang begleitet habe. Dies habe ihm Marſyas mit ſeiner Flöte nicht nachthun können, und die Muſen darauf für Apollo entſchieden, welcher den Vermeſſenen getödtet, indem er ihm lebendig die Haut abgezogen habe. Alſo ſey der Fluch der Minerva in Erfüllung gegangen. — Viele Künſtler der alten und neuen Zeit haben den Wettkampf, ſo wie die Strafe des Marſyas dargeſtellt.

Martialis (Marcus Valerius), der berühmteſte römiſche Epigrammendichter, war zu Bilbilis in Celtiberien (dem heutigen Biera in Aragonien) 40 J. nach Chr. Geb. geboren, kam als ein zwanzigjähriger Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom, und verlebte dort unter Galba's und der folgenden Kaiſer Regierung, deren einige ihm Freundſchaft und Achtung bewieſen, fünfunddreißig Jahre. Domitian ernannte ihn zum Tribun. Martial vergötterte den Kaiſer während ſeines Lebens, brandmarkte ihn aber nach ſeinem Tode. Man findet in den Anmerkungen eines alten Commentators des Juvenals ein Epigramm von ihm, das alſo lautet:

> Flavia gens, quantum tibi tertius abstulit haeres,
> Paene fuit tanti non habuisse duos.

Trajan, der die Satiriker nicht liebte, bewies ihm nicht gleiches Wohlwollen, und dies bewog ihn, ſich in ſein Vaterland zurückzuziehn. Er, der Rom, den Mittelpunkt der Künſte, verließ, um fortan in einer kleinen Stadt zu leben, wo weder Geſchmack noch Gelehrſamkeit einheimiſch waren, empfand daſelbſt Langeweile und Überdruß. Auch wurde er von Eiferſüchtigen und Tadlern angefeindet. Um die Reiſe machen zu können, hatte ihm Plinius eine Summe Geldes gegeben. Dies beweiſ't ſeine Armuth, die er auch ſelbſt bekennt:

> Sum, fateor, semperque fui, Callistrate, pauper.

Später verheirathete er ſich mit einer Spanierin, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte,

> Has Marcella domos parvaque regna dedit.

Er ſtarb im J. 101. Als ein Beweis der Achtung, worin er zu Rom ſtand, wird angeführt, daß ein Patricier, Stertinius, ihm eine Bildſäule in ſeiner Bibliothek ſetzen ließ, welche Ehre den größten Schriftſtellern erſt nach ihrem Tode wiederfuhr. Schmeichelhafter noch war es für den Dichter, daß der Kaiſer Verus ihn ſeinen Virgil nannte, wiewohl man die Ähnlichkeit zwiſchen beiden Dichtern nicht ganz leicht einſieht. — Martials Ruhm gründet ſich auf 14 Bücher Epigrammen, von denen er ſelbſt mit Beſcheidenheit ſagt:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura.

In der That gibt die Menge und der verhältnißmäßige Werth ſeiner Epigramme einen hohen Begriff von dem faſt unerſchöpflichen Witz des Dichters. Die meiſten derſelben ſind ungemein ſcharfſinnig und treffend, viele voll Anmuth und attiſchen Salzes, viele aber auch, in denen er die Laſter ſeiner Zeit beſpottet, nach unſern Begriffen höchſt unzüchtig und ſchamlos. — Eine Auswahl martialiſcher Epigramme hat Ramler ins Deutſche überſetzt.

Martin (der heilige), war zu Subaria in Pannonien (jetzt Stain in Nieder-Ungarn), um das J. 316 geboren. Sein Vater war Tribunus militum, hatte aber das Chriſtenthum nicht angenommen, und nöthigte den Sohn mit dem 15ten Jahre auch die Waffen zu nehmen. Bald darauf ging er nach Gallien, wo er als ein Muſter aller Tugenden erſchien. Er theilte unter andern ſein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete. Man breitete aus, daß Chriſtus ihm in der folgenden Nacht, mit der Hälfte dieſes Kleides bedeckt, erſchienen ſey. Martin war damals Catechumene; er wurde bald darauf getauft, entſagte ſeinem Stande und verlebte mehrere Jahre in der Zurückgezogenheit, bis der heilige Hilarius, Biſchof von Poitiers, ihn in den Orden der Exorciſten aufnahm. In Pannonien, wohin er zurückkehrte, bekehrte er ſeine Mutter und widerſetzte ſich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrſchten. Er mußte dafür eine öffentliche Geißelung erdulden, wobei er die Standhaftigkeit der erſten Märtyrer zeigte. Er ließ ſich darauf bei Poitiers nieder, wo er eine Menge von Religioſen unter ſeiner Leitung verſammelte. Im J. 374 wurde ihm das Bisthum von Tours übertragen. Um ſich mehr der Welt zu entziehn, erbaute er zwiſchen der Loire und einem ſteilen Felſen das berühmte Kloſter von Marmoutiers, wo er 80 Mönche verſammelte, und im J. 400 ſtarb. Man hält dies Kloſter für die älteſte Abtei Frankreichs. Der heilige Martin iſt der erſte, dem die römiſche Kirche öffentliche Verehrung erwieſen hat. Die Anekdote, daß einſt der Kaiſer Maximinus bei einem Gaſtmahle, wo er ihn zu ſeiner Rechten ſitzen ließ, ihm den Becher zuerſt habe reichen laſſen, um ihn aus ſeiner Hand nach ihm zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht; ſein Feſt, das auf den 11ten November fällt, wurde ehemals durch Schmauſereien und Trinkgelage, wobei es eben nicht mäßig zuging (wie die alten Ausdrücke Martiner und le mal saint Martin für zu viel trinken und Trunkenheit beweiſen), gefeiert. Es ſchreiben ſich die Martinsgänſe und Martinshühner daher, die das Volk zu dieſem Tage den Geiſtlichen zu ſchenken pflegte. — Die dem heiligen Martin beigelegte Professio fidei de trinitate wird für ein untergeſchobnes Werk gehalten.

Martin iſt der Name von fünf Päpſten, unter denen folgende zwei die wichtigſten ſind. — **Martin I.**, aus Todi in Toscana gebürtig, genoß einer ſorgfältigen Erziehung und wurde 649 zum Papſt erwählt. Er hielt ſogleich eine Synode von italieniſchen Biſchöfen in der Laterankirche zu Rom, und ließ die Monotheliten, den Kaiſer Heraclius und zwei landesherrliche Verordnungen verurtheilen. Zur Beſtrafung dieſes Schrittes wurde er gefangen nach Conſtantinopel geführt, und daſelbſt als ein Majeſtätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Auf die Bitte des Patriarchen Paulus verwandelte man indeß die Todesſtrafe in Verbannung.

Martin wurde aller Zeichen ſeiner Würde beraubt, dem Hohne des Volks und der Soldaten Preis gegeben, und ſodann nach dem Cherſones verwieſen, wo er 655 ſtarb. Seiner beſtandnen Leiden willen wurde er unter die Heiligen verſetzt. Man hat von ihm achtzehn Briefe von geringer Wichtigkeit. — Martin V., aus dem alten Geſchlecht der Colonna, wurde im November 1417, nach Gregors XII. Entſagung und Benedicts XIII. Abſetzung, während der coſtnitzer Kirchenverſammlung, zum Papſt erwählt. Keiner ſeiner Vorgänger oder Nachfolger iſt je mit ſolcher Feierlichkeit eingeweiht worden. Er ritt auf einem weißen Roſſe, das der Kaiſer und der Churfürſt von der Pfalz, beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürſten und eine ganze Kirchenverſammlung bildeten den Zug. Sein erſtes Geſchäft war, eine Bulle gegen die Huſſiten zu erlaſſen. Dieſe Bulle iſt darum merkwürdig, weil darin der Papſt die Obergewalt der Concilien anzuerkennen ſcheint. Im J. 1418 ſchloß er das coſtnitzer Concilium, obgleich eine Menge von Beſchwerden noch nicht abgeſtellt waren. Die Spaltung in der Kirche war noch nicht geendigt. Benedict XIII. lebte noch, und als er 1424 ſtarb, wurde ein neuer Gegenpapſt in Clemens VIII. gewählt, welcher erſt 1429 ſeinen Anſprüchen entſagte und als Entſchädigung das Bisthum von Majorka erhielt. Eine Kirchenverſammlung, welche Martin V. nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, wurde aufgelöſt, ohne etwas feſtgeſetzt zu haben. Bald darauf ſtarb er (1431). Er hatte das Verdienſt, die Einheit in die Kirche zurückgeführt und Italien beruhigt zu haben. Wir beſitzen von ihm einige Werke.

Martin, Sänger an dem königlichen Theater der Opéra-Comique zu Paris und erſter Tenoriſt der Capelle, iſt 1770 zu Paris geboren. Erzogen, in dem Hauſe ſeines Oheims, der ſich durch ſeine Lackarbeiten zu ſeiner Zeit einen Namen gemacht hatte und außerdem ein unterrichteter und gebildeter Mann war, wurde er früh in der Mahlerei, Muſik und Tanzkunſt unterrichtet. Er hatte die Muſik mit ſeinem ſiebenten Jahre angefangen, und ſang anfangs den Sopran in Geſellſchaftsconcerten. Als aber ſeine Stimme im Übergange zur Mannbarkeit ſich verlor, widmete er ſich der Geige, und erlangte darauf eine ausgezeichnete Fertigkeit. Er ſuchte, jedoch vergebens, in das Orcheſter der Oper zu kommen. Seine Stimme fand ſich inzwiſchen wieder ein; er ſang jetzt Baryton, ließ ſich in Privatconcerten hören, und erwarb ſich als Sänger Ruf. Der Umgang mit den beſten Sängern berichtigte ſeinen Geſchmack und vervollkommnete ſeine Kenntniſſe. Sein Wunſch war, bei der Oper als Sänger angeſtellt zu werden, aber die Vorſteher derſelben wieſen ihn aus dem thörichten Grunde zurück, weil ſeine Stimme nicht Stärke genug habe. Dies war unſtreitig zu ſeinem Vortheil, denn gleich darauf trat er in die ſich bildende Operngeſellſchaft von Monſieur. Er debutirte als zwanzigjähriger Jüngling in dem Marquis Tulipano zu Ende des Jahrs 1758. Sein Geſang entzückte allgemein. Die Arien Je croyais ma belle; Pauvre d'atours; Je le jure à toute la terre hörte man allenthalben ertönen. Martin war der erſte, der in Paris den italieniſchen Geſang bei franzöſiſchen Texten anwandte. Im Spiel leiſtete er damals weniger, indeß konnte man ſein komiſches Talent ſchon im Nouveau Don Quixote deutlich erkennen. Die Oper Les Visitandines bot ihm bald neue Erfolge als Komiker dar, und er würde als ſolcher

ſchnellere Fortſchritte gemacht haben, wenn er früher bei den Italienern wäre engagirt geweſen. Gegenwärtig zeichnet er ſich auf gleiche Weiſe als Tenoriſt und komiſchen Schauſpieler aus. Auch hat er ſeine Kenntniß in der Compoſition, die er unter Candeille ſtudirte, durch mehrere Romanzenſammlungen und eine komiſche Oper, Les Oiseaux de mer, welche 1796 auf dem Theater Feydeau gegeben worden, beurkundet.

Martini (Giam-Battiſta), ein geſchickter Componiſt und ſehr gelehrter Muſiker, geboren zu Bologna 1706. Er trat ſchon in ſeiner Jugend in den Franciscaner-Orden. Ob er vor oder nach dieſem Schritt mehrere Länder von Europa und ſelbſt Aſien beſuchte, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern, wiſſen wir nicht genau. Wie dem auch ſey, nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich der Muſik und ſtudirte dieſe Kunſt unter mehrern Meiſtern, namentlich unter dem berühmten Ant. Perti. Seine Fortſchritte in der Compoſition waren ſo ſchnell, daß er ſchon 1725 in einem Alter von 19 Jahren zum Capellariſten des Franciscanerkloſters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an ſeinen Tod verwaltete. Zuletzt eröffnete er eine muſikaliſche Schule, welche damals die gelehrteſte in Italien war und aus welcher eine um ſo beträchtlichere Anzahl großer Componiſten hervorging, als ſchon anerkannte Künſtler ſich beeiferten, ſeinen Unterricht zu benutzen, unter andern der berühmte Jomelli. Mit dem Talent, gute Schüler zu bilden, verband Martini das Talent des Componiſten. Seine Kirchenmuſiken, noch mehr aber ſeine Duetten und Canons für das Clavier oder die Orgel, werden trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Tiefe, und ihres guten Geſchmacks hochgeſchätzt. Aber den meiſten Ruhm erwarb ſich Martini durch ſeine Schriften über die Muſik, vornehmlich durch ſeinen Saggio fondamentale pratico di contrappunto und ſeine Storia della Musica, wiewohl beide Werke für uns einen großen Theil ihres Werths verloren haben. Für das zweite Werk, das er unvollendet gelaſſen, hatte er eine muſikaliſche Bibliothek von 7000 gedruckten und 300 geſchriebnen Werken geſammelt, wobei der berühmte Farinelli ihn ſehr freigebig unterſtützt hatte. Martini ſtarb 1784 an der Bruſtwaſſerſucht. Wie es heißt, hat er ſeine Materialien dem Abt Mattei hinterlaſſen, welcher die Geſchichte der Muſik beendigen wird.

Martini (Friedrich Heinrich Wilhelm), practiſcher Arzt in Berlin, geboren zu Ohrdruf im Gothaiſchen den 31ſten Auguſt 1729, bildete ſich in Jena, Berlin und Frankfurt an der Oder, kam 1757 nach Berlin zurück, erhielt daſelbſt ein Phyſikat, nachdem er vier Jahre im Mannsfeldiſchen glücklich practicirt hatte, und ſtarb 1778. Die Naturgeſchichte war von frühen Jahren an ſeine Lieblingswiſſenſchaft, ihr widmete er ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und erwarb ſich dadurch mannichfaltiges Verdienſt, da er in ſeinem Fache ſehr ausgebreitete Kenntniſſe und einen glücklichen Beobachtungsgeiſt beſaß. Viele gute Bemerkungen von ihm findet man in folgenden Zeitſchriften, deren Herausgeber und vornehmſter Verfaſſer er war: Berliniſches Magazin u. ſ. w. 4 Bände 1765, 8.; Berliniſche Sammlungen zur Beförderung der Arzneiwiſſenſchaft, der Naturgeſchichte u. ſ. w. 10 Bände, 1769, 8.; Mannichfaltigkeiten, eine gemeinnützige Wochenſchrift, 4 Jahrg. 1770, 8.; Neue Mannichfaltigkeiten, 4 Jahrg. 1774, 8.; Neueſte Mannichfaltigkeiten, 4 Jahrg. 1778, 8. (auch nach ſeinem Tode von Andern fortgeſetzt, unter dem

Titel: Allerneueſte Mannichfaltigkeiten, 4 Jahrg. 1781—85, 8.) Von Buffons Naturgeſchichte fing er an eine deutſche Bearbeitung herauszugeben, die durch Verbeſſerungen und Zuſätze weſentliche Vorzüge vor dem Original erhielt, aber ſeine allgemeine Geſchichte der Natur in alphabetiſcher Ordnung mit vielen Kupfern, Berlin 1774. 8., wovon er 4 Bände herausgab und die nach ſeinem Tode bis zum 10ten fortgeſetzt wurde, war zu weitläuftig angelegt und blieb unbeendigt. Das meiſte Verdienſt hat ſein neues ſyſtematiſches Conchyliencabinet, 1768—88, 10 Bände, 4., mit vielen illuminirten Kupfern und Vignetten, vom 4ten Bande an von Chemnitz fortgeſetzt; ein für die Conchyliologie claſſiſches Werk, das zugleich ſeiner typographiſchen Schönheit wegen unter die deutſchen Prachtwerke gehört. Martini war auch Stifter der noch beſtehenden Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin, die 1773 zuſammentrat.

* Martinique, die wichtigſte unter den Caraiben (ſ. d.), ſüdwärts von Dominica, zwiſchen dem 14ten und 15ten Grad nördlicher Breite. Sie iſt meiſtens bergig, beſonders im Innern. Die Küſten haben eine Menge Bayen und Buchten, von denen die meiſten den Schiffen vollkommne Sicherheit gewähren. Die Spanier, welche dieſe ergiebige Inſel entdeckten, vernachläſſigten ſie, und bis zur Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts war ſie bloß der Wohnſitz von Caraiben, welche ſich nach der nordöſtlichen Küſte der Inſel begaben, als 1635 eine franzöſiſche Colonie von St. Chriſtoph herüberkam und ſich in dem ſüdweſtlichen Theile derſelben anſiedelte. Nach vielen blutigen Scenen und Gewaltthätigkeiten zwiſchen den Coloniſten und den Ureinwohnern wanderten 6000 Caraiben nach den Inſeln St. Dominica und St. Vincent aus und 1658 waren die Franzoſen Herrn der ganzen Inſel. Die erſte Nation die ſie ihnen entreißen wollte, waren die Holländer, aber der Admiral Ruyter wurde zurückgeſchlagen. Eben ſo wenig richteten die Engländer 1693 aus. Glücklicher waren ſie ſeit 1761. Sie eroberten Martinique, deſſen Wiedererlangung einer der Hauptgründe war, die Frankreich 1763 zum Frieden geneigt machten. Zum zweiten Male fiel die Inſel 1794 den Engländern in die Hände. Sie behaupteten den Beſitz bis zum Frieden von Amiens 1802, durch welchen Frankreich dieſe Colonie wieder erhielt. Zum dritten Male eroberten ſie die Engländer zu Anfang des J. 1809 und behielten ſie bis zum pariſer Frieden 1814. Anfangs pflanzte man auf Martinique bloß Tabak und Baumwolle, dann auch Cacao und Indigo. Hierauf folgte der Anbau des Zuckers und im J. 1718 der des Caffees. Der Caffee von Martinique ſtammt aus Mokha in Arabien ab; man zählt jetzt über 700,000 Cafféebäume. Im J. 1788 wurden von Martinique ausgeführt: Rohzucker 18,795 Centner (686,000 Franken); gereinigter Zucker 137,945 Centner (8,02,000 Franken); Zucker in Hüten 119,453 Centner (5,049,000 Franken); Caffee 68,161 Centner (8,315,000 Franken); Baumwolle 11,550 Centner, Indigo 10 Centner. Schon 1776 beſchäftigte der Handel des Mutterlandes mit dieſer Colonie 122 Schiffe. Martinique hat einen Flächenraum von 50 franzöſiſchen Quadrat-Lieues; ihr Umkreis beträgt ungefähr 34 deutſche Meilen. Im J. 1789 beſtand die Bevölkerung aus 12,500 Weißen, 3000 Mulatten und 78,000 Negerſclaven. Später gab man die geſammte Bevölkerung auf 110,000 Seelen an.

Martinique hat drei feſte Punkte, St. Pierre, Fort Royal und Fort Trinité.

Märtyrer, Zeugen, werden vorzugsweiſe diejenigen Bekenner des Chriſtenthums genannt, die in den Zeiten der Verfolgung ſich lieber umbringen ließen, als daß ſie ihren Glauben verläugnet hätten. Der Enthuſiasmus, den der Glaube, wo er Widerſpruch findet und unterdrückt werden ſoll, in edlen Gemüthern erzeugt, hat der chriſtlichen Kirche viele heroiſche Vorbilder dieſer Art gegeben, und in allen Zeiten und Gegenden haben Religionsbedrückungen den Muth zum Märtyrerthume, d. h. zur Aufopferung des Lebens für den Glauben, wieder erweckt. Über die Verehrung der Märtyrer vergl. d. Art. Heilige. E.

Maſaniello, eigentlich Tommaſo Aniello, war zu Amalfi geboren und nährte ſich als Fiſcher und Fiſch- und Obſthändler zu Neapel. Obgleich er in der größten Armuth lebte, ſo hatte er doch einen hohen, ſtolzen und unternehmenden Geiſt. Liebe zur Freiheit und öftere lebhafte Äußerungen über den gränzenloſen Druck, den das Königreich Neapel ſeit langer Zeit von Spanien erleide, hatten ihm einen großen Anhang unter dem gemeinen Volke verſchafft, das ſeine Kühnheit bewunderte. Es bedurfte nur eines Anlaſſes, ihn als Haupt des großen Haufens auftreten zu ſehn, und dieſer Anlaß ereignete ſich im J. 1647. Maſaniello hatte einen Korb Früchte zur Stadt gebracht, von dem die Einnehmer den Impoſt verlangten. Er weigerte ſich, und da ſie ihn bedrängten, warf er ſich auf die Erde und rief das Volk zu Hülfe gegen die Gewaltthätigkeit der Einnehmer. Sogleich verſammelte ſich eine aufrühreriſche Menge, an deren Spitze er mit dem Ausruf: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der ſchlechten Regierung!" auf das Acciſe-Bureau drang. Von da liefen die Aufrührer zum Schloſſe des Vicekönigs, Ducq di Arcos, und verlangten von ihm, daß er Maſaniello zum Collegen nehmen ſolle. Das Volk war nicht minder gegen den Adel als gegen die Spanier erbittert. Umſonſt ſuchte der Cardinal Filomarini, Erzbiſchof von Neapel, die Wüthenden zu beruhigen, umſonſt erſchien Johann von Öſterreich, ein natürlicher Sohn Philipps II., mit zweiundzwanzig Galeeren im Hafen; der Aufruhr ſtieg nur noch höher. Maſaniello, der Gouverneur der Stadt geworden war, ließ ſechzig der anſehnlichſten Paläſte in Aſche legen, ohne daß man das geringſte rettete. Alle Zeichen des Königthums verſchwanden. Der Mordbrennerei folgte bald das Blutbad. Alles war Maſaniello verdächtig, dem es weder an Muth, noch an Beredſamkeit fehlte, und der Tod folgte ſeinem leiſeſten Argwohn auf den Fuß. Sieben Tage verfloſſen unter dieſen Schreckniſſen, bis man endlich vom Frieden ſprach. Man kam überein, daß die Fruchtzölle ganz abgeſchafft und die alten Freiheiten wieder hergeſtellt werden ſollten. Die Genehmigung des Königs von Spanien wurde binnen einer gewiſſen Zeit verſprochen. Maſaniello legte hierauf die Waffen nieder, und kehrte, ohne irgend eine Belohnung oder Auszeichnung zu fodern, in ſeinen vorigen Stand zurück. Aber deſſen ungeachtet behielt er viel Anſehn und zeigte ſeine Herrſchſucht und ſeinen Stolz bei manchen Gelegenheiten. Der Vicekönig, der ſein Verſprechen keineswegs zu erfüllen gemeint war, faßte den Entſchluß, Maſaniello aus dem Wege zu räumen. Er lud ihn zu ſich und miſchte ihm wahrſcheinlich Gift unter den Wein; es tödtete ihn zwar nicht, aber machte

ihn raſend, wozu jedoch auch ſeine Leidenſchaft für hitzige Getränke beigetragen haben mag. Der Unglückliche rannte durch die Straßen von Neapel, erſchoß ſeine beſten Freunde und beging die äußerſten Ausſchweifungen. Das Volk, das in ſeinem Retter einen neuen Unterdrücker zu ſehen glaubte, und durch ſeine Gegner wider ihn aufgebracht wurde, ſtrömte haufenweis gegen ihn, jauchzte dem Vicekönig Beifall zu und verlangte Maſaniello's Tod. Er floh in ein Carmeliterkloſter; aber vier Verſchworne, ehemalige Freunde von ihm, ſtürzten ſich auf ihn und ſtreckten ihn mit einer Kugel zu Boden (1647.) Der Leichnam wurde von dem wüthenden Pöbel gemißhandelt. Bald aber äußerten ſich die wahren Geſinnungen des Vicekönigs, und als eines Tages die Brote ungewöhnlich klein waren, fürchtete das Volk die Erneuerung der vorigen Bedrückungen und fing die Unruhen wieder an. Man gedachte jetzt des Märtyrers der Freiheit, den man ſelbſt aufgeopfert hatte. Seine Mörder wurden ein Opfer der Volkswuth, ſein Körper aber mit den höchſten Ehrenbezeigungen und zugleich unter dem ſchrecklichſten Tumult begraben und einige Zeit für heilig gehalten. Neapel blieb noch länger der Schauplatz unruhiger Auftritte; aber das Volk richtete nichts weiter aus. — Meißner hat dieſe Begebenheit in der Form eines Romans behandelt.

Maſchinen nennt man in den Werken der epiſchen und dramatiſchen Poeſie alle jene außerhalb des Kreiſes unſerer Erfahrung hergenommenen Weſen, als da ſind Götter, Engel, Teufel, abgeſchiedne Geiſter, Zauberer, Feen u. ſ. w., durch deren Einführung theils das Wunderbare der Darſtellung erhöht, theils der ſonſt nicht lösbare Knoten gelöſ't werden ſoll. Der Ausdruck ſchreibt ſich von der griechiſchen Bühne her, auf welcher zu ſolchem Behuf Götter und Göttinnen gewöhnlich in Flugmaſchinen erſchienen. So z. B. in dem Jon und dem Hippolytos des Euripides. Horaz ſchon gab den dramatiſchen Dichtern ſeiner Zeit den guten Rath: Auch ſoll kein Gott ſich in die Handlung miſchen, wofern der Knoten ſeine Zwiſchenkunft nicht unvermeidlich macht, und deſſen würdig iſt. Wenn man daraus ſchließt, daß ſich, was die Äſthetiker Maſchine nennen, eigentlich nur auf die Entwickelung des Knotens beziehe, ſo hat man ganz Recht. Indeß hat man den Ausdruck weiter ausgedehnt, und ihn beſonders auf das epiſche Gedicht bezogen, worin man alle darin mitwirkenden höheren Weſen Maſchinen nennt. Man hat gefragt, ob dieſe dem Epos weſentlich ſeyen oder nicht. Weil ſie in den epiſchen Gedichten Homers vorkamen, glaubte man ſo feſt an ihre Unentbehrlichkeit, daß man, allem Volksglauben zuwider, lieber durch die kälteſten perſonificirten Abſtracta Kälte über die ganze Darſtellung hauchte, als ſie wegließ. Daß dies geſchehen könne ohne alle Beeinträchtigung, ja zum Vortheil eines epiſchen Gedichtes, hat uns Göthe's Herrmann und Dorothea gezeigt. Nur würde man von der andern Seite wieder zu weit gehen, wenn man gleich behaupten wollte, ſie müßten überall wegbleiben. Alles aber, was in dieſer Beziehung von ihnen geſagt werden kann, gehört unter den Art. Wunderbar. Ob Maſchinen bei uns im Drama gebraucht werden dürfen, hängt wohl von dem behandelten Stoffe ab, ob dieſer aus dem Kreiſe der Religion, der romantiſchen oder natürlichen Welt genommen iſt. In Stoffe aus der natürlichen Welt ſie einzumiſchen, wird immer etwas Anſtößiges behalten. Aber

auch in den andern Stoffen dürfen ſie der innern und pſychologiſchen Wahrſcheinlichkeit nicht ermangeln. dd.

Mascov (Johann Jacob) ein berühmter Publiciſt und Hiſtoriker, geboren zu Danzig 1689, ſtudirte zu Leipzig, wurde daſelbſt, als er von einigen Reiſen zurückgekommen war, 1714 Collegiat des kleinen Fürſtencollegiums, erhielt 1718 die juriſtiſche Doctorwürde in Halle, wurde 1719 in Leipzig außerordentlicher Profeſſor und Rathsherr, und in der Folge nach einander ordentlicher Profeſſor der Rechte und Geſchichte, Beiſitzer im Conſiſtorium und im Oberhofgericht, Canonicus und Dechant des Stifts Zeitz, Hof- und Juſtizrath, Stadtrichter und Proconſul. Er ſtarb 1761. Um die deutſche Reichsgeſchichte, und ſchon dadurch auch um das Staatsrecht hat er ſich bleibende Verdienſte erworben. Er brachte ſowohl durch ſeiner deutſchen als lateiniſchen Schriften mehr Intereſſe in dieſes Studium, indem er alles belegte, mit tüchtigen Beweiſen unterſtützte, kritiſch ſichtete, ordnete, und angenehm und deutlich vortrug. Sein Ruf zog viele Studirende aus den höhern Ständen nach Leipzig, die er im Staatsrecht und in der Geſchichte unterwies. Seine vornehmſten Schriften ſind: 1. Abriß einer vollſtändigen Hiſtorie des deutſchen Reichs, Leipzig 1722—30, 4. und unter dem Titel: Einleitung zu der Geſchichte des römiſch-deutſchen Reichs, 1752, 4.; 2. Geſchichte der Deutſchen bis zu Anfang der fränkiſchen Monarchie, Leipzig 1726, 4. 2 Theile, Ebendaſ. 1737, 4.; ſein Hauptwerk, aber unvollendet. Als Fortſetzung gehören dazu drei lateiniſche Commentarii de rebus imperii romano-germanici, Lips. 1741, 48 und 53; 3. Principia juris publici imperii rom. germ. Lips. 1729. 8.; Ed. VI. studio Franckii. Lips. 1769. Dieſes zu ſeiner Zeit beliebte Lehrbuch des Staatsrechts wurde auf vielen Univerſitäten gebraucht und durch Commentare erläutert.

Maſern, eine fieberhafte Krankheit mit einem an Farbe, Geſtalt und Verlauf beſtimmten Ausſchlage (ſ. Exanthem) auf der Haut verbunden, durch Anſteckung von einem Menſchen zu andern ſich fortpflanzend und ihn nur einmal überfallend. Es iſt eine fremde Krankheit, welche aus dem Süden zu uns verpflanzt worden iſt, (ſ. Blattern) und nun bloß durch ein eignes Anſteckungsgift ſich fortſetzt. Jeder Menſch iſt ihr ausgeſetzt, hat wenigſtens Empfänglichkeit dafür, jedoch hat auch dieſe Krankheit, wie die Blattern u. a. m., das Eigenthümliche, daß ſie die Empfänglichkeit für ſich ſelbſt verlöſcht, und den Menſchen nur einmal befällt. In der Regel iſt ſie zwar gelind, doch hat man auch Maſerepidemien gehabt, welche ſehr tödtlich geweſen ſind. So ſollen z. B. nach engliſchen Todtenliſten im J. 1670 295 Perſonen, im Jahr 1674 795 Perſonen, im Jahr 1742 bis auf 981 geſtorben ſeyn. In Stockholm ſollen 1713 viele Menſchen davon hingerafft worden ſeyn. Eine bösartige Maſerepidemie herrſchte 1732 in Wien, wo bei den meiſten Kranken der Brand im Halſe entſtand, und ſie am dritten oder vierten Tage ſtarben. In Edinburg ſtarb der zwölfte Menſch daran, ob man gleich dieſe Epidemie noch für gelind hielt. Sehr oft kommt auch bei gelind ſcheinenden Fällen die meiſte Gefahr erſt hinterher, indem Zufälle zurückbleiben, welche oft noch in ſpäter Folge tödtlich werden. Die Maſern kündigen ſich an durch trocknen Huſten, Nieſen, Augenentzündung, Schnupfen und Fieber. Andere Zufälle ſind nicht weſentlich und hängen von der Eigenthümlichkeit der jedesmal herrſchenden epidemiſchen Conſtitution ab.

Nach drei Fieberanfällen, gewöhnlich am vierten Tage, kommen zuerſt im Geſicht kleine rothe Flecken von verſchiedner Geſtalt, die ſich in den drei folgenden Tagen von da über den ganzen Körper verbreiten. Nachdem ſie drei Tage geſtanden haben, verſchwindet die Röthe, die Haut ſchält ſich in kleienartige Schuppen ab. Weder bei dem Vorhandenſeyn des Exanthems, noch nach deſſen Verſchwinden hört der Huſten und das Fieber auf. Sehr oft wird das Letztere wieder ſtärker, Bruſtzufälle nehmen zu, und ein hektiſcher Zuſtand folgt. Das Maſergift ergreift vorzüglich die pneumatiſche Seite des Hautſyſtems, ſetzt ſich bis in das Innere der Luftröhre und Lunge fort, erhöht die Reizbarkeit des Lungenſyſtems, und gibt daher nicht ſelten zu Lungenentzündung Veranlaſſung. So gelinde daher auch die Krankheit erſcheint, ſo iſt doch immer ein genaues Verhalten, gelinde Wärme, gute Diät, und vorzüglich die zeitige Hülfe eines Arztes nothwendig, um gleich anfangs allen übeln Folgen vorzubeugen. H.

Maſiniſſa, ein berühmter König der Maſſylier in Numidien. Er wurde in Carthago erzogen. Schon in einem Alter von ſiebzehn Jahren bewies er eine heldenmüthige Tapferkeit gegen den numidiſchen König Syphax, der ſich mit den Römern verbunden hatte. Nachdem er denſelben aus dem Felde geſchlagen hatte, ging er mit den Carthaginienſern nach Spanien über, um mit ihnen gegen die Römer zu fechten. Anfangs war ihm das Glück günſtig. Nachdem er aber nebſt dem Asdrubal und Mago bei Bätula in Spanien von dem großen Scipio Africanus gänzlich geſchlagen worden, unterhandelte er mit den Römern und trat in Folge eines Bündniſſes zu ihnen über. Inzwiſchen war des Maſiniſſa Vater geſtorben und Mezetulus, ein Feind ſeines Hauſes, hatte ſich der Herrſchaft unter dem Namen eines Vormundes bemächtigt. Auf die Nachricht davon eilte Maſiniſſa nach Afrika zurück und war ſo glücklich, das väterliche Reich zu erobern. Carthago und Syphax hatten ſich während der Zeit mit einander verſöhnt, und Asdrubal ſeine Tochter Sophonisbe, die vorher dem Maſiniſſa verſprochen geweſen, dem Syphax gegeben. Dieſer griff jetzt, von Asdrubal angereizt, den Maſiniſſa an und ſchlug ihn dergeſtalt, daß er ſich mit wenigen Reitern auf den Berg Balbus flüchten mußte. Syphax eroberte ſodann ganz Maſſylien, und beorderte ſeinen Feldherrn Bochar gegen Maſiniſſa, der ihn dergeſtalt in die Enge trieb, daß er nur mit vier ſeiner Begleiter ſchwer verwundet entkam, indem er über einen ſchnellen Fluß ſetzte. Da zwei von ſeinen Begleitern bei dieſem Unternehmen im Fluſſe ertranken, ſo glaubte man, daß Maſiniſſa ein gleiches Schickſal gehabt habe. Dieſer aber hatte ſich mit den zwei noch übrigen in einer Höhle geborgen, wo er vom Raube lebte, bis ſeine Wunde geheilt war. Dann begab er ſich an die Gränzen von Maſſylien, wo viele der Einwohner ſich zu ihm ſchlugen, mit deren Hülfe er nicht nur ſein Erbe eroberte, ſondern auch in Maſſäſylien einfiel. Syphax rückte abermals gegen ihn an und ſchlug ihn ſo vollkommen, daß Maſiniſſa nur mit 70 Reitern nach der kleinen Syrtis entkam. Hier verweilte er bis zur Ankunft der Römer in Afrika. Carthago bewog jetzt in ſeiner Bedrängniß den Syphax, dem Maſiniſſa ſein Reich zurückzugeben, um ihn für ſich zu gewinnen; allein dies gelang nicht. Er ſtieß zwar zum Schein mit ſeiner numidiſchen Reiterei zum Asdrubal, hielt aber von Zeit zu Zeit geheime Unterredungen mit dem Scipio und verrieth

dieſem die feindlichen Plane, bis er öffentlich auf ſeine Seite trat. Jetzt wurde es ihm vergönnt, an dem Syphax Rache zu nehmen. Er ſchlug ihn in Verbindung mit den Römern mehrere Male, verfolgte ihn in ſein eignes Land, und nahm ihn endlich nebſt ſeinem Sohne gefangen. Durch die Beſitznahme der Hauptſtadt vollendete er die Eroberung. Hier fiel auch ſeine ehemalige Geliebte Sophonisbe in ſeine Gewalt. Obgleich er beſchloſſen hatte, ſie für ihre Untreue zu beſtrafen, ſo erwachte doch ſeine erſte Liebe, als ſie zu ſeinen Füßen um den Tod flehte, der allein ſie von der ſchimpflichen Gefangenſchaft der Römer befreien könne. Er wählte ſie zu ſeiner Gemahlin, in der Meinung, den Römern dadurch alles Recht auf ſie zu nehmen. Aber er hatte ſich geirrt. Scipio erklärte ihm in einer geheimen Unterredung, daß ſeine Heirath nicht gültig ſeyn könne, da Sophonisbe die Gefangne der Römer ſey. Der unglückliche Fürſt, der ſich ganz in der Gewalt der Römer befand, ſah jetzt kein andres Rettungsmittel für ſie als den Tod. Er ſandte ihr den Giftbecher, den ſie mit der Äußerung leerte, daß ſie gern ſterbe, da es auf ſeinen Befehl geſchehe, daß er ihre erſte und ſtets einzige Liebe geweſen. Scipio ehrte den Schmerz des Maſiniſſa und ſuchte ihn durch glänzende Ehrenbezeigungen zu mildern. Er ernannte ihn vor dem verſammelten Heere feierlich zum Könige, übergab ihm eine goldne Krone, einen curuliſchen Stuhl u. ſ. w. und bewirkte die Beſtätigung der Königswürde vom Senat. Maſiniſſa blieb bei dem römiſchen Heere und erwarb ſich in der Schlacht bei Zama gegen Hannibal neue Lorbern. In dem Frieden mit Carthago bekam er nicht nur alle frühern Beſitzungen zurück, ſondern auch einen Theil von dem Reiche des Syphax. Sein Haß gegen Carthago dauerte fort und er machte auf Koſten deſſelben noch manche Eroberungen, worin die Römer ihn beſtätigten. Einige Jahre vor dem Ausbruche des dritten puniſchen Krieges kam es zum öffentlichen Bruch zwiſchen Maſiniſſa und Carthago. Der König blieb trotz ſeines achtzigjährigen Alters Sieger. Gegen das Ende ſeines Lebens fing der dritte puniſche Krieg an; als Maſiniſſa die Annäherung ſeines Todes fühlte, ließ er den jungen Scipio Ämilianus zu ſich kommen und gab ihm Vollmacht, mit ſeinem Reiche ſolche Verfügungen zu treffen, als er zum Beſten ſeiner Kinder für nöthig erachten würde. Er ſtarb in einem Alter von 90 Jahren und hinterließ den Ruhm eines tapfern und aufgeklärten Fürſten. Seine Unterthanen machte er geſitteter und lehrte ſie die Vortheile des Ackerbaues kennen.

Maske (die eiſerne). Mit dieſem Namen bezeichnet man einen unbekannten Gefangnen, der unter dem größten Geheimniß auf das Schloß von Pignerol und von da nach der Inſel St. Margarethe gebracht wurde. Es war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Größe und ſehr wohlgeſtaltet. Seine Haut war ſehr weich, aber etwas braun. Er liebte feine Wäſche, Spitzen und Flitterſtaat, ſpielte die Guitarre, und verrieth eine ſehr gute Erziehung. Seine Stimme war einnehmend. Über ſeinen Zuſtand klagte er nie, noch ließ er merken, wer er eigentlich ſey. Wenn er krank war, ſo daß ihn ein Arzt oder Wundarzt beſuchen mußte, und wenn er von einem Orte zum andern gebracht wurde, trug er eine ſammetne Maske, die dergeſtalt mit Federn eingerichtet war, daß ſie ihm zu eſſen und zu trinken erlaubte. Es war Befehl gegeben, ihn zu tödten, wenn er ſich demaskire; dies durfte er nur, wenn er allein

war. Dann unterhielt er ſich damit, ſich die Barthaare mit einer ſtählernen Zange auszuraufen. Er blieb zu Pignerol, bis der Commandant des Schloſſes, Saint Mars mit Namen, ein vertrauter Offizier, die Statthalterſchaft der Inſeln unter dem Winde erhielt, und ihn dorthin mitnahm. Als derſelbe ſpäter Commandant der Baſtille wurde, folgte ſein Gefangner ihm auch dorthin. Er bekam in dieſem Gefängniß eine möglichſt gute Wohnung. Man verſagte ihm nichts, was er verlangte. Man gab ihm die ſchönſten Kleider, das köſtlichſte Eſſen, und der Gouverneur, der mit abgenommnem Hut mit ihm ſprach, ſetzte ſich ſelten in ſeiner Gegenwart. Der Marquis Louvois, der ihn vor ſeiner Abreiſe nach Paris auf St. Margarethe beſuchte, betrug ſich mit einer Achtung gegen ihn, die an Ehrfurcht gränzte. Bewundernswürdig iſt es, daß nach ſeiner Verhaftung in Europa kein Mann von Bedeutung vermißt wurde. Auf Margarethe trug der Gouverneur ihm die Speiſen ſelbſt auf, und entfernte ſich dann, nachdem er ihn ſorgfältig eingeſchloſſen hatte. Eines Tages ſchrieb der Gefangne auf einen ſilbernen Teller mit einem Meſſer, und warf den Teller aus dem Fenſter nach einem Fahrzeuge hin, das am Ufer, nahe am Fuße des Thurms, lag. Der Fiſcher, dem das Fahrzeug gehörte, nahm ihn auf und trug ihn zum Gouverneur. Erſchrocken fragte dieſer, ob er geleſen, was darauf ſtehe, und ob irgend jemand es geſehen habe. Ich kann nicht leſen, antwortete der Fiſcher, und niemand hat es geſehn. Der Mann wurde erſt frei gelaſſen, nachdem ſich der Gouverneur von der Wahrheit ſeiner Ausſage überzeugt hatte. La Grange-Chancel erzählt in einem Briefe an den Verfaſſer der Année litteraire, daß als Saint-Mars die eiſerne Maſke nach der Baſtille führte, der Gefangne gefragt habe: „Will mir der König ans Leben?“ darauf habe jener geantwortet: „Nein, mein Prinz, Ihr Leben iſt geſichert, Sie dürfen ſich nur führen laſſen.“ — Ich habe, ſetzt jener hinzu, von einem gewiſſen Dubuiſſon, der ebenfalls in der Baſtille und auf St. Margarethe gefangen war, erzählen hören, daß er ſich mit einigen andern Gefangnen in einem Zimmer gerade unter dem Unbekannten befunden, und daß ſie mittelſt der Kamineſſe mit einander hätten ſprechen können. Auf die Frage von ihrer Seite, warum er ihnen ſo hartnäckig ſeinen Namen und ſeine Schickſale verſchweige, habe er geantwortet, daß dieſe Mittheilung ihm und ihnen das Leben koſten würde. Alles beweiſ't, daß die eiſerne Maſke ein höchſt wichtiger Gefangner war. Die Verhaftnehmung deſſelben fällt nach Vergleichung mehrerer Thatſachen zwiſchen die Jahre 1666 und 1671. Von der Zeit bis 1687 war er zu Pignerol, dann bis 1698 auf St. Margarethe in einem eigens dazu erbauten Gefängniß, und vom 18ten September 1698 bis an ſeinen Tod, den 19ten November 1703, in der Baſtille gefangen. Er ſtarb nach einer Krankheit von wenigen Stunden. Der todte Körper wurde dergeſtalt verſtümmelt, daß es unmöglich war, etwas daran zu erkennen. Um alles zu vertilgen, was er möglicher Weiſe irgend wo hätte verbergen können, um eine Nachricht oder Auskunft über ſich zu geben, verbrannte und zerſtörte man alles, was er in Gebrauch gehabt hatte, unterſuchte den Fußboden und weißte die Decke und die Wände ſeines Gefängniſſes. Im Todtenſchein wurde er Marchiali genannt und 45 Jahre alt angegeben. Er ſelbſt hatte kurz vor ſeinem Tode dem Arzt geſagt, daß er glaube, er ſey 60 Jahre alt. Die Regiſter der Baſtille, die ſeinen Eintritt

in dieſes Schloß conſtatirten, nahm man weg, ob ſie gleich kein Kennzeichen angaben; wie man aus einer Copie erſieht, die ſich davon erhalten hat. Die Frage, wer dieſer Gefangne geweſen und welche Gründe Ludwig XIV. bewogen haben, ihn mit einer faſt beiſpielloſen Sorgfalt und mit einer ſo ſtrengen Verheimlichung ſeines Standes zu bewachen, ohne ihn ermorden zu laſſen, iſt auf verſchiedne Weiſe beantwortet worden. Erwägt man aber einer Seits eben dieſe Umſtände, und wirft man andrer Seits einen Blick auf das Verhältniß, das zwiſchen Ludwig XIII. und ſeiner Gemahlin Statt fand, und berückſichtigt dabei, daß beide die erſten 23 Jahre in kinderloſer Ehe und 12 Jahre außer aller ehelichen Gemeinſchaft lebten, daß die Königin eine galante Dame war, die mit mehrern Männern, namentlich mit dem Bruder ihres Gemahls, mit Buckingham, Montmorency, Mazarin, in Vertraulichkeit ſtand; ſo wird es mehr als wahrſcheinlich, daß der Gefangne ein älterer Bruder Ludwigs XIV. war. Der Verfaſſer einer 1790 erſchienenen Abhandlung über die eiſerne Maske hat dies bis zur Evidenz dargethan. Minder bündig iſt ſein Beweis, daß Buckingham der Vater geweſen ſey. Wohl nicht der unmerkwürdigſte Umſtand dieſer merkwürdigen Erſcheinung iſt es, daß trotz der langen Gefangenſchaft des Unbekannten, und trotz der nothwendigen Mitwiſſenſchaft einer und der andern Perſon um das Geheimniß, doch niemand es gewagt hat, eine Aufklärung darüber zu geben oder zu hinterlaſſen.

Maskelyne (Nevil), ein berühmter engliſcher Gelehrter und Aſtronom, war 1731 geboren und ſtarb 1811. Nachdem er ſchon früh Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit als Mathematiker und Aſtronom gegeben hatte, wurde er nach Barbadoes geſchickt, um Harriſons Marine-Zeitmeſſer, wofür der Erfinder den vom Parlament ausgeſetzten Preis in Anſpruch nahm, zu prüfen. Sein erſtes Werk war The British Mariner's Guide 1763, wodurch er ſeinen Ruf ſo vollkommen begründete, daß er nach Nathanael Bliß Tode 1765 zum königlichen Aſtronomen ernannt wurde. Im J. 1767 erſchien ſein Bericht über Harriſons Uhr. Im J. 1774 gab die königliche Geſellſchaft in einem Foliobande ſeine Tabellen heraus, um den ſcheinbaren Ort der Firſterne zu berechnen und die Beobachtungen der Planeten zu reduciren. Von ſeinen aſtronomiſchen Beobachtungen, ſeit 1765 auf der königlichen Sternwarte zu Greenwich angeſtellt, erſchien der erſte Band 1776, und dieſes wichtige Werk wurde ſeit dem auf des Königs Befehl fortgeſetzt. Im J. 1792 beſchenkte Maskelyne das Publicum mit den ſchätzbaren Logarithmentafeln, welche der unermüdliche Michael Taylor bis auf wenige Blätter vollendet hatte. Er fügte eine meiſterhafte Einleitung hinzu, wodurch das Werk ein treffliches Ganze wird. So ausgezeichnet Maskelyne als Gelehrter war, eben ſo achtungswerth war er als Menſch wegen ſeiner Redlichkeit, Gefälligkeit und Anſpruchloſigkeit.

Masken. Die Masken, von Pappe oder einer andern leichten Materie gemachte Geſichter, oder ganze hohle Köpfe deren allgemeinen Gebrauch man nur noch in Italien bei den Carnevalsbeluſtigungen und auf dem italieniſchen eigentlichen Volkstheater findet, ſuchen ihren Urſprung in dem graueſten Alterthume. Hier wurden ſie beſonders bei den Proceſſionen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht. Wie es bei den Einweihungen in die Orgien drei Grade gab: den Grad des Satyrn, der Silenen und des bärtigen Bacchus, ſo hatte auch jeder dieſer Grade ſeine eigenthüm-

liche ihn charakteriſirende Maske. Man findet dieſelben ausgezeichnet häufig auf den alten Vaſen dargeſtellt. Bei dieſer religiöſen Bedeutſamkeit, welche den Masken im Alterthum eigen war, iſt es nicht auffallend, daß die Masken, als jene ſich noch nicht verloren hatte, in Verbindung mit dem Phallus, dem Symbol der Fruchtbarkeit, als ein wirkſames Mittel gegen Zaubereien gebraucht wurden. Ein alter Schriftſteller erklärt die zauberabwehrende Kraft der Masken dadurch, daß ihre lächerliche Verzerrtheit, den ſchädlichen Blick des Zaubernden auf ſich ziehend, ihn von den Perſonen abwendete, die jene an ſich trügen. Daher läßt ſich auch vielleicht die ſchauerliche Mißgeſtaltung, der widerwärtig weit geöffnete Mund der älteſten Masken erklären. Unmöglich war es aber dem Griechen, deſſen Höchſtes in allem Seyn und Wirken die Schönheit war, nicht auch auf die Masken ihren veredelnden Einfluß wirken zu laſſen, und ſo entſtanden endlich auch aus jenen ungeſtalten Maskenbildern gefälligere Silenen- und Satyrmasken und mannichfach andere anmuthig ſcherzhafte Künſtlerphantaſien, die nach und nach die Groteske und Arabeske veranlaßten. Wie der Urſprung der griechiſchen Tragödie im genaueſten Zuſammenhange mit dem Cultus des Bacchus ſteht, ſo waren auch gleich anfangs in erſterer die Masken gebräuchlich. Wer ſie zuerſt in der Komödie eingeführt hat, in welcher ſie jedoch auch bald durchgängige Aufnahme fanden, iſt unbekannt. Man würde irren, wenn man ſich die griechiſchen Masken den heutigen italieniſchen durchaus gleich vorſtellte; anſtatt dieſe nur das Geſicht bedecken, beſtanden jene in einem Überzug über den ganzen Kopf. Sie waren verſchieden, ſo wie die Perſonen verſchieden waren, welche unter ihnen vorgeſtellt wurden. Sie hatten meiſtens ſehr große Mundöffnungen, die inwendig mit Metallſtangen oder andern tönenden Körpern verſehen waren, um den Ton von des Schauſpielers Stimme zu verſtärken; eine Vorkehrung, die bei der ganzen Einrichtung der alten Theater und ihren ungeheuern Dimenſionen ſehr zweckmäßig war. Kunſtrichter und ſogenannte Kunſtkenner, ohne allen Sinn für die Eigenthümlichkeiten der griechiſchen Bühne, beſonders bei ſeichten Franzoſen, ihren Voltaire an der Spitze, ſind unerſchöpflich, die Alten wegen des Gebrauchs der Masken im Schauſpiele zu tadeln, weil dadurch alle Mimik und ſogar die dem Schauſpieler zum Ausdruck der Leidenſchaften nöthige Biegſamkeit der Stimme verloren gegangen ſey. Sie bedenken nicht, daß, da die ganze tragiſche Mimik der Alten vor allem andern auf die höchſte Würde und Anmuth gerichtet, d. i. idealiſch war, jene Darſtellung der Individualität, in welche die Modernen ihrer Schauſpieler Meiſterſchaft zu ſetzen gewohnt ſind, ihnen durchaus das Letzte ſeyn mußte, zu deſſen Darſtellung ihr Theater herabſinken konnte. „Die Griechen wollten lieber an der Lebendigkeit der Darſtellung einbüßen, als an der Schönheit. Der Gebrauch der Masken war dieſem Streben zufolge nicht blos zu rechtfertigen, ſondern durchaus weſentlich, und weit entfernt, daß er ein Nothbehelf geweſen wäre, hätten es die Griechen unfehlbar mit Wahrheit für einen Nothbehelf erklärt, einen Schauſpieler mit gemeinen unedlen, auf jeden Fall mit allzu individuellen Zügen, einen Apoll oder Hercules darſtellen zu laſſen, ja dies hätte ihnen für eine wahre Entweihung gegolten.“ Hiezu kommt, daß den Griechen bei der coloſſalen Größe ihrer Theater unſere heutige Mimik wohl ſo größten-

theils verloren gegangen ſeyn würde. Wie das römiſche Theater faſt in allen ſeinen Beſtandtheilen auf Nachahmung des griechiſchen berechnet war, ſo fügte es auch im Gebrauch der Masken wenig Neues hinzu. Höchſt intereſſant und beſonders durch die zahlreich beigefügten Kupfer belehrend iſt das italieniſche Werk des Francesco de' Ficoroni über die Theatermasken und komiſchen Perſonen der alten Römer. Nur das italieniſche komiſche Volkstheater, die ſogenannte Commedia dell' arte, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin ſie mit den altrömiſchen Mimen und Pantomimen ſteht, noch den Gebrauch der Masken. Denn jene Poſſenſpiele Roms, keiner beſonders gelehrten und dichteriſchen Bildung bedürftig, konnten ſich unterbrochen auch während der Herrſchaft der Barbaren erhalten. Der Harlekin in ſeinem buntſcheckigen Kleide und glatgeſchornem Kopfe ſcheint die nämliche Gattung von Masken, feſtſtehenden komiſchen Theaterperſonen zu ſeyn, welche die Alten Planipedes nannten. Auch die Benennung Zanni, welche die beſten italieniſchen Schriftſteller dem Harlekin geben, und welche, wie ſich erweiſen läßt, von dem lateiniſchen Worte Sannio herſtammt, deutet auf denſelben antiken Urſprung hin. Die übrigen ſtehenden Theatermasken der Italiener aber, der Pantalone, der Burattino, der Doctor Gratiano, der Capitain Spavento, und noch einige andere ſcheinen moderner Erfindung zu ſeyn. Ruzante darf für denjenigen gelten, welcher (1530) dieſe Masken zuerſt einführte. Die Maskaraden des Carnevals gaben ihm wahrſcheinlich die Idee zur Kleidung und den Charakteren ſeiner Perſonen. Die Idee ſie in verſchiednen Dialecten ſprechen zu laſſen (den Pantalone im Venetianiſchen, den Doctor Gratiano im Bologneſiſchen u. ſ. w.) könnte er dem Plautus verdanken. Im 2ten Theile von Riccoboni's Geſchichte des italieniſchen Theaters findet man ſehr gute und genaue Kupferſtiche von den ſtehenden Theatermasken der italieniſchen improviſirten Komödie. Dm.

Maſora iſt der Name einer Sammlung verſchiedner kritiſchen, grammatiſchen und exegetiſchen Bemerkungen ſpäterer jüdiſchen Gelehrten des dritten und der folgenden Jahrhunderte nach Chriſtus über die Bücher des alten Teſtaments. Nachdem ſich dieſe lange Zeit hindurch bloß mündlich fortgepflanzt hatten (daher auch der Name, welcher ſo viel als Überlieferung bedeutet), wurden ſie zu Anfang des ſechsten Jahrhunderts zu Tiberias, wo ſich eine berühmte jüdiſche Akademie befand, in dieſe Sammlung vereinigt, und ſpäterhin von Zeit zu Zeit mit neuen Zuſätzen vermehrt. Man theilt ſie in die große und kleine Maſora; erſtere enthält die ganze Sammlung in eignen für ſich beſtehenden Büchern, die andere iſt ein Auszug aus jenen Bemerkungen, welcher dem Rande der bibliſchen Handſchriften beigeſchrieben wurde. Sie iſt für die Kritik des alten Teſtaments wichtig wegen der Verzeichnung der verſchiednen Lesarten, und enthält auch zur Erklärung einzelner Stellen manche ſehr ſchätzbare Beiträge; — leider verloren ſich aber auch zugleich die Verfaſſer und Sammler derſelben in den mühſamſten und unnützeſten Spielereien, zählten die Verſe, die Worte, ja ſelbſt die einzelnen Conſonanten, ſuchten die mittelſten Worte und Buchſtaben eines jeden Buchs auf, bemerkten die Verſe, in welchen alle Conſonanten des hebräiſchen Alphabets vorkommen u. ſ. w. Da die Sammlung theils durch die nach und nach hinzugekommenen Zuſätze, theils durch Schuld der Abſchreiber in die größte Unordnung gekom-

men war, ſo brachte ſie zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts R. Jacob ben Chajim für den venediger Buchdrucker, Daniel Bomberg, in Ordnung (biblia rabbinica hebr. Vened. 1518, 1521, 1525—28. Fol.), und hundert Jahr darauf ergänzte Joh. Buxtorf der ältere die Arbeit ſeines Vorgängers (Baſel 1618, Fol.) A—s.

Maſſe nennen wir die Menge der beweglichen Theile in einem beſtimmten Raume, d. h. die Menge aller Subſtanzen, woraus die Materie beſteht. Die Atomiſten ſtellen ſich jeden Körper als eine Summe von Atomen vor, deren Zahl die Maſſe des Körpers ausmacht. Da es unmöglich iſt, die Atomen zu zählen, ſo kann man nach dem atomiſtiſchen Syſtem die Maſſe eines Körpers nur durch Vergleich mit andern Maſſen beſtimmen. Nach der Theorie der Dynamiſten kann die Menge der Materie, d. h. die Maſſe, in Vergleich mit jeder andern nur durch die Größe der Bewegung bei gleicher Geſchwindigkeit geſchätzt werden; denn da nach dieſer Theorie die Materie bis ins Unendliche theilbar iſt, ſo läßt ſich auch die Menge keiner Materie durch die Menge der Theile unmittelbar beſtimmen; vergleicht man aber eine Materie mit der andern, ſo kann man zwar bei gleichartigen Materien die Verhältniſſe der Maſſen beſtimmen, indem die Quantität der Materie mit der Größe des Umfangs proportionirt iſt; allein es wird ſich doch kein Verhältniß der einen Materie zu einer andern mit jener ſpecifiſch verſchiednen angeben laſſen. Man hat alſo weder mittelbar, noch unmittelbar ein gültiges Maß, durch Vergleichung die Menge der Materie zu ſchätzen, ſo lange ihre Bewegung nicht in Betracht gezogen wird; es bleibt mithin kein Maß als die Größe der Bewegung übrig. Hierbei aber muß die Geſchwindigkeit der Materie als gleich angenommen werden, und in dieſer Vorausſetzung laßt ſich die Quantität der Materie, d. h. die Maſſe, in Vergleichung mit jeder andern nur durch die Bewegung bei gleicher Geſchwindigkeit ſchätzen. — Die Erfahrung lehrt, daß alle Theile eines Körpers von der Schwere afficirt werden, und daß es keinen materiellen Stoff gibt, der nicht gegen die Erde, in ſo fern er mit ihr in unmittelbarer Verbindung ſteht, ſchwer ſeyn ſollte. Nur an der electriſchen, magnetiſchen, ſo wie an der Licht- und Wärmematerie hat man bis jetzt noch keine Schwere entdecken können.

Maſſena, Fürſt von Eßlingen und Herzog von Rivoli, Marſchall von Frankreich, Großadler und Chef der vierzehnten Cohorte der Ehrenlegion u. ſ. w. Er war in der Grafſchaft Nizza geboren und ſtand beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution noch als Unteroffizier unter den ſardiniſchen Truppen. Als aber die Krieger der neuen Republik den Mont-Cenis überſtiegen hatten, geſellte er ſich zu ihnen und machte ſich bald durch Muth und Einſicht bemerkbar. Er ward Oberoffizier, und ſchon 1793 ſtand er an der Spitze einer republikaniſchen Brigade. Hier, ohne Meiſter, lernte er in kleinen Gefechten vom Kriege den Krieg. Er ſchlug die Piemonteſer bei Caſtel-Geneſte (Nov. 93) nach Figaretto weg, zerſtreute bei Ponte di Neva ein Corps Öſterreicher, bemeiſterte ſich Ormea's, und trug das meiſte zum Siege bei Saorgio bei. Im April 1794 wurde er Diviſionsgeneral und fuhr fort, als ſolcher noch manchen Erfolg zu erfechten, bis 1796 Bonaparte Oberbefehlshaber des italieniſchen Heeres wurde. Maſſena war ſein unzertrennlicher Waffengefährte; um die Thaten deſſelben in Bonaparte's zwei erſten italieniſchen Feldzügen zu erzählen, müßte man ihre ganze

Geſchichte von den Schlachten bei Montenotte, Milleſimo und Lodi bis zur Schlacht bei Rivoli und zu den Kämpfen in den Gebirgen von Tarvis und Klagenfurt liefern. Bei Lonato war er bereits von den öſterreichiſchen Colonnen umzingelt und lief Gefahr, gefangen zu werden, als Bonaparte ihn rettete. Er wurde von dem Oberfeldherrn nach Wien geſandt, um die Friedensunterhandlungen zu beenden, und dann nach Paris, um ſie ratificiren zu laſſen. Die Hauptſtadt empfing ihn mit Jubel und feierte ihm glänzende Feſte. Während Bonaparte in Ägypten focht, waren Maſſena und Moreau Frankreichs Hoffnung. Er hatte als Diviſionsgeneral bisher nur diejenigen Talente entwickeln können, die zur glücklichen Ausführung fremder Entwürfe gehören; aber im Feldzuge von 1799 bewies er in der Schweiz ſeine Fähigkeit auch als Oberbefehlshaber. Zwar mußte er nach einer glücklichen Eröffnung des Krieges bis zum Albis zurückweichen, hier aber erwartete er in einer feſten Stellung den günſtigen Augenblick, und kam durch die Schlacht bei Zürich der Vereinigung Korſakows und Suwarows, der bereits den Gotthard überſtiegen hatte, zuvor. Dieſer Sieg, der das halbe ruſſiſche Heer aufrieb und in deſſen Folge Rußland ſich von Öſterreich trennte, rettete Frankreich. Als Maſſena die helvetiſchen und rhätiſchen Alpen wieder erobert hatte, ſandte ihn das Directorium im J. 1800 nach Italien, wo allenthalben die Öſterreicher ſiegend vordrangen. Statt einer Armee fand er einen ſchwachen Haufen Soldaten, die, von Frankreichs elender Regierung vergeſſen, ohne Geld, Lebensmittel und Munition gegen einen ſieggewohnten überlegnen Feind das Feld behaupten ſollten. Maſſena eilte, Genua zu erhalten. Seine Vertheidigung dieſer Stadt gehört zu den außerordentlichen. Zur See von den Engländern, zu Lande von einem ſtarken öſterreichiſchen Heere belagert, hatte er mit Peſt und Hunger im Innern zu kämpfen und ein den Franzoſen abgeneigtes Volk im Zaum zu halten. Erſt als alle Vertheidigungsmittel erſchöpft waren, nahm Maſſena, zehn Tage vor der Schlacht von Marengo, eine ehrenvolle Capitulation an; aber dieſe Schlacht ſchlug Öſterreichs Heer zu Boden, und der Conſul Bonaparte, der nach Paris zurückeilte, übergab dem Vertheidiger Genua's den Oberbefehl der Armee. Bald darauf erfolgte der Friede. Maſſena wurde vom Seinedepartement in den geſetzgebenden Körper gewählt und Frankreichs neuer Kaiſer erhob ihn zum Reichsmarſchall. Im J. 1805 erhielt Maſſena den Oberbefehl in Italien; dem überlegnen Genie des deutſchen Helden Carls gegenüber, unterlag er in der Schlacht bei Caldiero. Als aber dieſer durch das Unglück der deutſchen Waffen in Franken und Bayern zum Rückzug in das Innere Öſterreichs gezwungen war, verfolgte er ihn, jedoch ohne ihm einen Vortheil abgewinnen zu können. Der Friede von Preßburg wurde geſchloſſen, und Maſſena eilte auf Napoleons Befehl nach Neapel, um dieſes ſchwach vertheidigte Königreich für Joſeph in Beſitz zu nehmen. Hier blieb er, bis ihn 1807 Napoleon nach Polen berief, um den rechten Flügel der weitgedehnten franzöſiſchen Heeresmacht zu befehligen. Er beſtand den mörderiſchen Kampf bei Pultusk, und am 12ten Juni 1807 erſtürmte er die Linien von Oſtrolenka. Der Friede von Tilſit hatte kaum auf dieſer Seite Ruhe gewährt, als 1808 der Krieg in Spanien ſich entzündete. Mit dem Titel eines Herzogs von Rivoli betrat er dieſen Kriegsſchauplatz, von dem er 1809 nach Deutſchland abgerufen wurde. Hier kämpfte er die

großen Schlachten bei Regensburg, Aſpern und Eßlingen und bei Wagram mit. In der zweiten rettete ſeine Standhaftigkeit und Ausdauer das franzöſiſche Heer vom gänzlichen Untergange, und Napoleon belohnte ihn mit der Würde eines Fürſten von Eßlingen. Bald nach dem Frieden eilte er aufs neue nach Spanien, um Englands unbeſiegtem Feldherrn ſich entgegenzuſtellen. Dieſer zog ſich vor der franzöſiſchen Übermacht zurück und begnügte ſich in einer felſenfeſten Stellung die Hauptſtadt Portugals zu vertheidigen, bis der Mangel dem feindlichen Heere den längern Aufenthalt unmöglich machte. Maſſena würdigte ſeinen Gegner zu richtig, um einen Angriff auf ihn zu wagen, und zog ſich zurück. Sein Heer litt bedeutend, ſowohl durch Hunger als durch den thätig verfolgenden Gegner. Napoleon, mißvergnügt über dieſe ihm unerwünſchten Reſultate eines prahleriſch angekündigten Feldzugs, rief Maſſena zurück, und ließ ihn bis zu ſeinem Sturze ohne Anſtellung; eine Erſcheinung, welche die höchſte Spannung zwiſchen beiden vermuthen läßt. Die neue franzöſiſche Regierung hat Maſſena außer den Allen bewilligten Vortheilen nicht weiter begünſtigt und ihn ebenfalls ohne Anſtellung gelaſſen.

Maſſenbach (v.), königl. preußiſcher Obriſt, Generalquartiermeiſterlieutenant und Ritter des Ordens pour le merite. Aus dem Wirtembergiſchen gebürtig und um das Jahr 1782 bei der preußiſchen Armee angeſtellt, zeichnete er ſich frühzeitig als Schriftſteller aus. Zu ſeinen erſten literäriſchen Producten gehörte ein kleines Werk über die Differentialrechnung. Seinen erſten Feldzug machte er bei Gelegenheit der preußiſchen Expedition nach Holland im J. 1787. Den Feldzügen am Rhein vom J. 1792 bis zum baſeler Frieden wohnte er ſämmtlich als Offizier des Generalquartiermeiſterſtabes bei, und verfertigte während dieſer Zeit mehrere Memoires, ſowohl über ſtreng militäriſche als auch politiſche Gegenſtände, in welchen Letztern er ſtets die Anſicht geltend zu machen bemüht war: daß Preußens Wohl und dauernde Größe nur auf einer genauen Allianz mit Frankreich beruhe. Nach dem baſeler Frieden übergab er mehrere Memoires, die Organiſation des Generalquartiermeiſterſtabes betreffend, die zum Theil berückſichtigt wurden. Er unterhielt einen fortdauernden Briefwechſel mit dem Herzog von Braunſchweig, den er, wie auch andre bedeutende Männer des preußiſchen Staats, für ſeine Anſichten zu gewinnen bemüht war, dabei aber viele Schwierigkeiten fand. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich wurde er als Generalquartiermeiſterlieutenant bei der Armee des Prinzen von Hohenlohe angeſtellt, und theilte durch die Capitulation zu Prenzlow am 28ſten October 1806 mit ſeinem Feldherrn das Loos der Gefangenſchaft. Verſchiedne ihm vorgeworfene Verſehen veranlaßten ihn zur Herausgabe ſeiner hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Verfalls des preußiſchen Staats ſeit dem Jahre 1794, denen er als eine Ergänzung Memoiren über ſeine Verhältniſſe zum preußiſchen Staat, und insbeſondre zum Herzog von Braunſchweig in drei Bänden folgen ließ. Beide Werke enthalten eine Menge intereſſanter Darſtellungen und Anekdoten, und wenn, wie billig, Preußens wieder aufgelebter Ruhm und neue Größe jene Unglücksfälle gewiſſermaßen aus dem Gedächtniß der lebenden Generation gern vertilgt ſieht, ſo werden die Erzählungen des wahrheitsliebenden Mannes, für welchen Maſſenbach ſtets zu halten iſt, doch für den Geſchichtforſcher und

Staatsmann nie ihren Werth verlieren. Übrigens lebt der Obriſt von Maſſenbach ſeit ſeiner Gefangennehmung im Privatſtande. LR.

Maſſillon (Jean Baptiſte), geboren im J. 1663 zu Hières in der Provence, trat 1681 in die Congregation des Oratoriums, und gewann ſich die Herzen allenthalben, wohin er geſchickt wurde, durch ſein einnehmendes Betragen, wie durch ſeinen Geiſt und ſeinen Charakter. Aber er zog dadurch auch den Neid ſeiner Mitbrüder auf ſich; man beſchuldigte ihn einiger Intriguen mit Frauen, und ſuchte ihn aus der Congregation zu entfernen. Wirklich ſoll er ſich auf einige Monate in die Abtei von Saint-Fonds zurückgezogen haben. Der Beifall, den ſeine Leichenrede auf den Erzbiſchof Henri de Villars allgemein fand, bewog den damaligen General ſeiner Congregation, La Tour, ihn nach Paris zu berufen. Er mußte gehorchen und gegen ſeine eigentliche Neigung die Kanzel beſteigen, auf der ſein Genie bald in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit ſich entwickelte, ohne von den großen Kanzelrednern, die neben ihm glänzten, und unter denen Bourdaloue einer der ausgezeichnetſten war, etwas anzunehmen. Da er wohl einſah, daß die Wahrheiten der Religion ein frommes, für ſie empfängliches und von ihnen durchdrungnes Herz verlangen, um diejenige Rührung hervorzubringen, die, indem ſie den Menſchen auf ſich ſelbſt zurückführt, die Keime des Guten weckt, und daß da, wo ein ſolches Herz fehlt, alle Dialectik ſich vergebens bemüht, ſprach er mit jener mächtig ergreifenden Einfalt, der nur gänzliche Gefühlloſigkeit widerſteht. Auch entging es Ludwig dem XIV. nicht, daß Maſſillon ſich von allen andern Predigern unterſcheide, und als er zum erſten Mal im Advent zu Verſailles gepredigt hatte, ſagte der König zu ihm: „Wenn ich andre Prediger gehört habe, war ich ſehr wohl mit ihnen zufrieden; aber da ich Sie gehört habe, bin ich ſehr unzufrieden mit mir ſelbſt geweſen.“ — Seine Declamation trug nicht wenig zu der Wirkung ſeiner Worte bei. Mit ſcheinbarer Kunſtloſigkeit, ja Nachläſſigkeit, rührte und belehrte er ſicherer, als Andre durch einen pathetiſchen Vortrag, deſſen Erkünſteltes der Zuhörer oft mit Widerwillen wahrnimmt. Der berühmte Schauſpieler Baron brach einſt am Schluß einer Predigt Maſſillons, der er beigewohnt, in die merkwürdigen Worte aus: „Das iſt ein Redner, wir ſind nur Komödianten.“ — Im Jahr 1704 erſchien Maſſillon zum zweiten Mal am Hofe und fand denſelben Beifall wie das erſte Mal. Der König ſagte ihm, daß er ihn alle zwei Jahre zu hören wünſche. — Seiner philoſophiſchen und friedliebenden Geſinnungen wegen wurde er gewählt, um den Cardinal Noailles mit den Jeſuiten wieder zu verſöhnen; allein er mißfiel beiden Parteien und machte die Erfahrung, daß es leichter ſey, Sünder zu bekehren als Theologen auszuſöhnen. Der Regent, der ſein Verdienſt kennen gelernt hatte, ernannte ihn 1717 zum Biſchof von Clermont. Er würde dies Amt nicht haben annehmen können, wenn nicht ein Freund die damit verbundnen Koſten bezahlt hätte. Als er im folgenden Jahre vor Ludwig XV., der erſt neun Jahre alt war, predigen ſollte, verfaßte er jene unter dem Titel Petit-Carême (Faſtenpredigten) bekannten Reden, die ein Meiſterwerk der Kanzelberedſamkeit ſind. Unter den wichtigen Wahrheiten, die er darin einſchärft, iſt auch die: daß nicht die Fürſten, ſondern das Geſetz über die Völker herrſchen ſolle; daß erſtere nur die Diener und Bewahrer des letztern ſind; daß die Völ-

ker ſie, auf Gottes Befehl, zu dem gemacht, was ſie ſind, und daß ſie das, was ſie ſind, nur für die Völker ſeyn ſollen; daß die Fürſten an Macht verlieren, wenn ſie mächtiger ſeyn wollen als das Geſetz, und daß alles, was die Oberherrſchaft verhaßt macht, ſie entkräftet und vermindert. — Im Jahr 1719 trat Maſſillon in die Akademie françaiſe. Der Cardinal Du Bois wirkte ihm die Prälatur von Sevigny aus. Seine letzte Rede, die er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Ducheſſe von Orleans. Seit dem verließ er ſeine Diöceſe nicht mehr, wo ſeine Tugenden, beſonders ſeine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinſte Liebe gewannen. Er ſtarb 1742. Schon oben haben wir den Hauptcharakter ſeiner Beredſamkeit angegeben. Indem er das Gefühl allem andern vorzog, erfüllte er die Seele mit jener lebendigen und heilſamen Rührung, wodurch die Liebe zur Tugend geweckt wird. Glänzende Ideen, gewählte und harmoniſche Ausdrücke, lebhafte und natürliche Bilder, Deutlichkeit und Fülle des Styls charakteriſiren ſeine Beredſamkeit, beſonders in dem Petit-Carême. Der Neffe dieſes berühmten Mannes hat eine vollſtändige Ausgabe der Werke ſeines Oheims beſorgt.

Maſſon (Charles-François-Philibert), Mitglied des Inſtituts von Frankreich, der philotechniſchen Geſellſchaft u. ſ. w. Generalſecretär der Präfectur von Coblenz, geboren 1762 zu Blamond im Gebiet von Montbelliard. Er trat ſehr jung in ruſſiſche Dienſte und wurde geheimer Secretär bei dem Großfürſten Alexander, jetzigem Kaiſer. Paul I. entfernte ihn aus Rußland als einen Theilnehmer an der franzöſiſchen Revolution. Maſſon ſtarb im J. 1807. Man hat von ihm: 1. Cours mémorial de géographie, à l'usage du corps d'artillerie des cadets, Berlin 1787, und Petersburg 1790; 2. Elmine ou la fleur qui ne se flétrit jamais, Berlin, 1790; 3. Mémoires secrets sur la Russie, 1802 u. ſ. 4 Bände. Dieſe, in mehrere Sprachen überſetzten Memoiren machten zur Zeit ihrer Erſcheinung großes Aufſehn; neue Anſichten von dieſer Autocratie, geheime Anekdoten, und ſchneidende Epigramme auf Paul I. machten das Werk anziehend. Man konnte indeß dem Verfaſſer vorwerfen, die Stimme des Unwillens zu ſehr gehört und ſeine Gemählde überladen zu haben; 4. Les Helvétiens, ein Gedicht in zehn Geſängen, 1800, 1 Band. Es iſt von ſehr mittelmäßigem Werth; 5. La nouvelle Astrée, Ritterroman in 2 Bänden. — Außerdem hat man von Maſſon Oden, deren eine auf die Gründung der Republik im J. 1802 von dem Inſtitut gekrönt wurde.

Maſtalier (Carl), geboren zu Wien im J. 1731, war Mitglied der im J. 1773 aufgehobnen Geſellſchaft Jeſu, Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften auf der Univerſität, wie auch Mitglied der Akademie der bildenden Künſte zu Wien und ſtarb daſelbſt 1795. Nur zu einer dürftigen Nachahmung fremder Dichterwerke konnte ſich Maſtalier erheben, in deſſen Oden ſelbſt ſeine Bewunderer poetiſche Kraft und lyriſches Feuer vermiſſen, dagegen aber das finden, was ſie Correctheit und guten Geſchmack nennen. Wer die Zeit und den Ort kennt, wo und wann er ſchrieb, der wird es übrigens begreiflich finden, daß man in ihm einen würdigen Nachahmer und Nebenbuhler des Horaz erblicken und bewundern konnte. Für uns hat er nichts als ein ſehr geringes hiſtoriſches Intereſſe.

Maſtricht, eine wohlgebaute und befeſtigte Stadt an der Maas, die vermittelſt einer ſteinernen Brücke mit der gegenüber liegenden Stadt Wyck zuſammenhängt. Sie liegt im ehemaligen Stifte Lüttich, wurde aber ſeit 1648 zu der alten holländiſchen Barriere von Brabant gerechnet. Nach der franzöſiſchen Beſitznahme war ſie die Hauptſtadt im Departement der Niedermaas, und hatte im J. 1802 gegen 18,000 Einwohner. Im Frieden von 1814 wurde ſie wieder abgetreten. Die Einwohner ſind theils reformirt, theils catholiſch. Man bemerkt hier die langen und ſchönen Straßen, den Marktplatz und den mit Bäumen beſetzten Veythof, die catholiſchen zwei Collegiat- und vier Pfarrkirchen, 20 nun aufgehobne Klöſter und das ehemalige Jeſuitercollegium, die lutheriſche Kirche, die drei reformirten Kirchen, das reformirte Gymnaſium, die ehemalige Commenthurei des deutſchen Ordens, das Rathhaus mit ſeiner Bibliothek, die Häuſer des Gouverneurs und der Deputirten der Generalſtaaten, die Tuch- und Gewehrfabriken u. ſ. w. Die Generalſtaaten hatten allein das Beſatzungsrecht. Im J. 1761 litt die Stadt durch eine Pulverexploſion. Nicht weit von hier iſt der hohe St. Petersberg mit einer von den Holländern 1703 angelegten Citadelle, St. Pierre, welche die Stadt beherrſcht, und mit einem wichtigen Steinbruch, deſſen unterirdiſche Gänge wohl 40,000 Menſchen faſſen können, wie ſich denn auch in Kriegszeiten die Einwohner mit ihren Habſeligkeiten hieher zu flüchten pflegten.

Maſuriſch, **Maſure**, iſt ein polniſcher Nationaltanz, deſſen Melodie in den Dreiviertelta ct geſetzt wird, und wobei die Grundſtimme immer auf einem Tone liegen bleibt, oder ſich in gebrochnen Octaven, wie bei der Murky, bewegt.

Matador, wörtlich ein **Todtſchläger**. Dieſer Name, den man gegenwärtig noch in einigen Kartenſpielen, als L'Hombre, Tarock, Solo, und von wichtigen Perſonen braucht, ſchreibt ſich von den Matadoros, einer Compagnie freiwilliger Spanier her, welche die Bewohner Barcelona's zu Anfang dieſes Jahrhunderts errichteten, als ſie wider Philipp V. ſtritten, und welche die Beſtimmung hatten, beſtändig die Straßen zu durchziehn und das geringſte Murren wider die Regierung mit dem Tode zu beſtrafen.

Materie oder **körperlicher Stoff** iſt dasjenige, was den Raum ausfüllt. Jeder Körper muß in einem Raume enthalten ſeyn, daher iſt die Vorſtellung von Ausdehnung jedesmal damit verbunden. Deſſen ungeachtet iſt der Raum nicht als Eigenſchaft der Körper zu betrachten, ſondern bloß als Form der äußern ſinnlichen Anſchauung. Die Materie iſt Erſcheinung unſrer äußern Sinne überhaupt. Von dem Weſen der Materie und von der Art, wie ſie auf uns wirkt, hat man ſich von je her die verſchiedenſten Vorſtellungen gemacht. In den älteſten Zeiten nahm man ſeelenähnliche Kräfte in der Materie an, vermöge welcher die materiellen Theile auf uns wirkten. Leucipp und Democrit ſetzten den leeren Raum und Atomen an ihre Stelle und erklärten daraus die ganze lebendige Natur durch Einwirkung äußrer Kräfte. In den ſpätern Zeiten unterſchied Descartes das Materielle durchaus von dem Einfachen oder Geiſtigen, und ſetzte das Weſen der Materie bloß in die Ausdehnung. Nach ihm iſt die Materie nicht einfach, ſondern zuſammengeſetzt, und zwar aus Theilen, welche in der Wirklichkeit zwar untheilbar oder Atomen, im Verſtande oder in

der Vorſtellung aber noch theilbar und ausgebehnt wären. Newton, der in metaphyſiſche Unterſuchungen nicht einging, führt bloß an, daß er die Materie als eine Zuſammenhäufung der kleinſten Theilchen betrachte, die ſelbſt wieder materiell und ausgedehnt ſind und nur durch eine unbekannte Kraft ſehr ſtark unter ſich zuſammenhängen; woraus folgt, daß er auch zu den Atomiſten gehört. — Der Dualismus des Descartes verwickelte die Metaphyſiker wegen der Verknüpfung des Geiſtigen mit dem Materiellen in große Schwierigkeiten, und veranlaßte mehrere metaphyſiſche Syſteme. Eins der merkwürdigſten iſt das idealiſtiſche oder der Idealismus (ſ. d. Art.), nach welchem alle Materie ſchlechterdings geläugnet, alle Vorſtellungen aber, die man ſich von der Materie macht, für nichts weiter erklärt werden, als für Ideen oder Vorſtellungen, welche die Gottheit in der Seele des Menſchen erweckt. Malebranche gründete darauf die Meinung, daß wir alle Dinge in Gott ſehen, und daß uns ſelbſt der Glaube berechtige, alle Dinge außer Gott und die Geiſter überhaupt zu läugnen. Er betrachtet die Wirkung der Materie auf unſern Geiſt als Einwirkung der Gottheit. Spinoza und Hume gehn im Idealismus noch weiter. Der erſtere ſetzte eine einzige Subſtanz feſt, welche nach ihm in unendlicher Denkkraft und Ausdehnung beſteht, ſo daß alle geiſtigen Erſcheinungen Zuſtände dieſer einzigen Denkkraft und alle materiellen Phänomene Zuſtände eben dieſer einzigen Ausdehnung ſind. Hume nimmt weder Subſtanzen noch Subjecte oder ſonſt ſelbſtſtändige Weſen an, ſondern betrachtet alles Geiſtige und Materielle als eine Reihe vorübergehender Erſcheinungen. Leibnitz, welcher einſah, wie ſchwer ſich der Einfluß der Materie auf uns aus Dualismus, Idealismus und Materialismus erklären laſſe, ſtellte die Lehre von den Monaden auf. Er hielt dafür, daß nur etwas Geiſtiges auf unſre Seele wirken könne, und daß alle unſre Begriffe von Materie ſich zuletzt in bloße Begriffe von Erſcheinungen und Eigenſchaften auflöſen müßten. Er verwarf die Atomen, und behauptete, daß ſie wenigſtens im Verſtande theilbar ſeyn müßten, mithin keine wahren Einheiten wären. Die Eigenſchaften der Materie ſah Leibnitz für bloßen Schein an, und den phyſiſchen Körper, ſo wie er ſich unſern Sinnen darſtellt, als ein verworrnes Phänomen der Wirkungen einfacher Subſtanzen auf die Organe unſrer Sinne. Die einfachen Subſtanzen, d. i. die Monaden, ſind den geiſtigen ähnlich, beide aber Vorſtellungskräfte, wovon jede ihre Grundbeſtimmung hat. Die ganze Welt macht nach Leibnitz eine zuſammenhängende Reihe ſolcher Vorſtellungskräfte aus, deren Größe und Beſchaffenheit verſchieden iſt. Die ruhenden Vorſtellungskräfte ſind die Subſtanzen der ſcheinbaren Materie; die wachenden aber ſind Geiſter; die vollkommenſte aller möglichen und wirklichen Vorſtellungskräfte iſt die Gottheit ſelbſt, die ſich alle mögliche Subſtanzen mit ihren Eigenſchaften und Verhältniſſen auf das deutlichſte und ohne vorbildende Außendinge vorſtellt. Prieſtley bildete die Meinung Boscowichs, daß die Materie bloß aus phyſiſchen Punkten beſtehe, welche einander anziehn und abſtoßen, weiter aus, und ſagte, die Materie ſey ein bloßes Anziehn und Abſtoßen, welches ſich auf gewiſſe mathematiſche Punkte im Raume beziehe. Seinem Dafürhalten nach läßt ſich die Seele recht wohl aus einer veredelten Materie erklären, welche bloß aus Kräften beſtehe, und ungeachtet ihrer Materialität dennoch das Vermögen zu denken und zu empfinden

beſitze. Dem widerſpricht De Luc, der übrigens ein Vertheidiger der atomiſtiſchen Vorſtellungsart, und dem Dualismus zugethan iſt. Wir könnten noch mehrere Meinungen über die Natur und das Weſen der Materie anführen, wenn nicht aus dem Bisherigen genugſam erhellte, daß mit Beſtimmtheit nichts darüber geſagt werden kann.

Materialismus, diejenige philoſophiſche Behauptung oder ſyſtematiſche Anſicht, vermöge welcher die Materie, oder die körperliche Subſtanz als Grundprincip der Dinge angeſehn wird; wer ihr zugethan iſt, heißt Materialiſt, z. B. Mirabeau, der Verfaſſer des Système de la nature u. A. In Beziehung auf die Seelenlehre insbeſondre iſt Materialismus die Annahme, die Seele ſey eine materielle Subſtanz (pſychologiſcher Materialismus). Der Materialismus iſt ſomit dem Spiritualismus oder Immaterialismus entgegengeſetzt; beide aber ſind Arten des moniſtiſchen Dogmatismus (ſ. d. Art.). Jener kann nun wie dieſer entweder empiriſch ſeyn, wenn er ſeine Behauptung auf Erfahrungen von der Sinnenwelt zu gründen, und alſo die innern Erſcheinungen aus den Erſcheinungen des äußern Sinnes abzuleiten verſucht, — oder transcendental, wenn er über dieſen letztern Unterſchied ſelbſt, als durch die Erfahrung gegeben, hinausgeht. Beide aber, der Spiritualismus ſowohl, als der Materialismus, ſind Einſeitigkeiten und enthalten keine zureichenden Erklärungsgründe der entgegenſtehenden Erfahrung. Der Materialismus iſt aber verſchieden, je nachdem er die Materie an ſich, oder die Organiſation derſelben zu dem Urſprünglichen macht, und im erſtern Falle bald eine ätheriſche Materie, ein unſichtbares Fluidum, bald das Licht, das Waſſer ꝛc. als die Grundmaſſe annimmt, wie auch nach den beſondern Hypotheſen, durch welche er das Entſtehen aller Dinge daraus erklärt. In beſondrer Beziehung auf die Seele behauptet der Materialiſt daher, die Materie bringe an ſich geiſtige Veränderungen hervor, oder ſie ſey Reſultat der ganzen körperlichen Organiſation, durch welche die Materie verfeinert und zum Geiſte veredelt werde. Allein dadurch bleibt immer unerklärt, wie die Materie denken und die phyſiſche Bewegung geiſtige Veränderungen hervorbringen könne, die wir an ſo vielen organiſirten Weſen nicht wahrnehmen, wie namentlich eine Vorſtellung von ſeiner eignen Thätigkeit entſtehen könne. Man erfand daher viele eben ſo unerweisliche Hülfshypotheſen. Am meiſten aber ſtreitet gegen eine ſolche Annahme das Bewußtſeyn der Identität und Freiheit des Menſchen, welche durch dieſelbe aufgehoben wird, indem die Materie durch das Geſetz der Naturnothwendigkeit unbedingt beherrſcht, und das freie Weſen dadurch zur Maſchine erniedrigt wird. Auch geht der Materialismus in der practiſchen Philoſophie nothwendig in den Eudämonismus über, ſo wie er in religiöſer Beziehung zum Atheismus oder zum Pantheismus und Fatalismus führen muß. Wie er ſich zum Realismus verhalte, mit welchem er oft verwechſelt wird, ſ. in dem Art. Realismus. Übrigens iſt der Materialismus eine ſehr alte Vorſtellungsart, und die herrſchendere in der ältern griechiſchen Philoſophie, Mythologie und Poeſie: denn die Sinnenwelt regt zuerſt das Nachdenken auf, der Menſch bildet ſich zuerſt ſinnlich aus, auch ging darum der poetiſche Materialismus dem philoſophiſchen vorher; nur wurden beide

von einem phantaſiereichen und ſinnigen Volke ſehr verfeinert und poetiſch ausgebildet. T.

Mathematik, von den Griechen vorzugsweiſe Lehre oder Wiſſenſchaft genannt, da ſie keiner Erfahrung zu ihrer Begründung bedarf, umfaßt alle Größenverhältniſſe, die ſich entweder als Gegenſtände der bloßen Abſtraction, mit deren wiſſenſchaftlichen Darſtellung ſich die reine Mathematik beſchäftigt, oder als Gegenſtände der Erfahrung darbieten, die das Gebiet der angewandten Mathematik conſtituiren. Wie überhaupt Größe erkannt, und gewiſſen Operationen des Denkens, einer Vergleichung und Verbindung oder Trennung, unterworfen werden könne, hat eine Philoſophie der Mathematik zu zeigen, die Größe jenen Operationen wirklich zu unterwerfen, iſt der Zweck der Mathematik ſelbſt. Alle Größen ſind entweder zählbare (discrete, mathematiſche) oder meßbare (indiscrete, ausgedehnte, geometriſche). Erſtere werden durch das Vermögen des Zählens erhalten, und in der Arithmetik oder Zahlenwiſſenſchaft betrachtet; letztere entſtehen durch Beſtimmung der Ausdehnung im Raume, und machen den Gegenſtand der Geometrie aus. Beide zerfallen in mehrere Abtheilungen, wie die Arithmetik in allgemeine und beſondre; jene wieder in Analyſis des Endlichen und Analyſis des Unendlichen, dieſe in niedre und höhere Arithmetik (ſ. d. beſondern Artikel). Die Geometrie wird ebenfalls in niedere und höhere eingetheilt. Einen beſondern Theil der Mathematik macht die Syntaktik, Combinationslehre oder Ordnungslehre aus, welche die möglichen Anordnungen einer gewiſſen Zahl von verſchiednen Dingen lehrt und worauf die Wahrſcheinlichkeitsrechnung beruht. In der Mechanik oder Bewegungslehre wird die Zeit betrachtet, in welcher Körper einen beſtimmten Raum durchlaufen, oder die Geſchwindigkeit nebſt der dazu erfoderlichen Kraft. Die reine Mechanik umfaßt als beſondre Theile, Statik und Mechanik der feſten Körper, Hydroſtatik und Hydraulik oder Hydrodynamik und Aërometrie (ſ. d. beſ. Art.). Die angewandte Mathematik betrachtet jene Wiſſenſchaften, in ſo fern ſie auf Gegenſtände des gemeinen Lebens angewendet oder auf Erfahrungsſätze gegründet werden, und dann machen jene genannten Theile der reinen Mathematik Theile der angewandten Mathematik aus. — Die Mathematik hat übrigens, obgleich ſie, bloß auf Principien a priori gegründet, gleich anfangs in einer gewiſſen Vollendung aus dem menſchlichen Geiſte hätte hervorgehn können, daſſelbe Schickſal mit allen übrigen Wiſſenſchaften gemein gehabt, daß ſie, von geringen Anfängen an, erſt ſehr allmälich ſich emporgehoben hat. Wahrſcheinlich haben ſie zuerſt Indier und Ägypter cultivirt, von denen ſie auch zum Theil zu den Griechen mag übergegangen ſeyn, wo ſich Pythagoras, Plato und Eudoxus die erſten vorzüglichen Verdienſte um ſie erworben haben. Ihnen folgten die berühmteſten griechiſchen Mathematiker, Euklides, Archimedes, Eratoſthenes, Apollonius, Conon, Nicomedes, Hipparchus und andre vor Chr. Geb., und nach Chr. Geb. Nicomachus, Ptolemäus, Diophantus, Pappus, Theon und ſeine Tochter Hypatia, Proclus, Eutocius. Doch hob ſich vorzüglich nur die Geometrie, während die Arithmetik noch ziemlich unvollkommen blieb, und die übrigen Theile der Mathematik noch völlig unbekannt waren. Unter den Römern hat

dieſe Wiſſenſchaft nie ſonderlichen Eingang gefunden, um ſo mehr aber bei den Arabern, wo ſie vorzüglich vom 10ten bis zu Ende des 12ten Jahrhunderts blühte, und von denen die Trigonometrie und Algebra erfunden wurde. Von hier drang ſie durch die Nacht der Barbarei auch endlich nach Europa, wo ſich ſchon im 13ten Jahrhundert König Alphons von Caſtilien durch die Herausgabe der alphonſiniſchen Tafeln von mehrern Gelehrten, die er an ſeinem Hofe verſammelt hatte, bleibende Verdienſte um die Mathematik erwarb. Im 15ten Jahrhundert betrieben ſie zuerſt in Deutſchland Johann von Gmünden, Peurbach, Ragiomontan mit vielem Eifer, von welcher Zeit an ſie ſchnelle Fortſchritte machte, ſo daß das 16te Jahrhundert ſchon mehrere vorzügliche Mathematiker, wie Cardanus, Vieta, Ludolph van Ceulen, Peter Nunez, Juſtus Byrge u. A. aufzuweiſen hatte. Doch erſt das 17te und 18te Jahrhundert zeichneten ſich durch glänzende Entdeckungen aus: das erſtere durch Erfindung der Logarithmen, der Differenzial- und Integralrechnung, durch Männer, wie Galiläi, Toricelli, Paſcal, Descartes, L. Hoſpital, Caſſini, Huyghens, Neper, Harriot, Wallis, Barrow, Newton, Halley, Leibnitz, Jacob und Johann Bernoulli und viele Andre; das 18te Jahrhundert durch Erfindung der Combinationslehre und der Variationsrechnung und durch große Vervollkommnung aller Theile der Mathematik, durch einen Manfredi, Nicoli, Nicol. und Dan. Bernoulli, Leonh. Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moiven, Clairaut, d'Alembert, Lambert, Tob. Mayer, Käſtner, Hindenburg, La Grange, La Place, Le Gendre, Gauß und mehrere noch Lebende, durch deren Bemühungen die meiſten einzelnen Theile der Mathematik zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt ſind. L.

Mathildis, Markgräfin von Toscana, geboren 1046, war eine Tochter des Marquis Bonifaz von Toscana und vermählte ſich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn des Herzogs von Lothringen. Aber ſie lebten faſt beſtändig getrennt. Mathildis mochte das ſchöne Clima Italiens nicht mit einem nordiſchen Himmel vertauſchen. Nachdem ſie in ihrem dreißigſten Jahre Witwe geworden, trat ſie auf die Seite der Päpſte Gregor VII. und Urban II. gegen den Kaiſer Heinrich IV., ihren Vetter, und trug bedeutende Vortheile über dieſen Fürſten davon. Vermöge eines förmlichen Teſtaments vermachte ſie alle ihre Beſitzungen dem heiligen Stuhl. Sie beſaß Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einen Theil von Umbrien, das Herzogthum Spoletro, Verona, faſt alles, was heutiges Tags das Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Orviero, mit einem Theil der Mark Ancona. Als aber nach ihrem im Jahr 1115 erfolgten Tode der Papſt Paſcal III. ſich dieſer Länder bemächtigen wollte, widerſetzte ſich ihm der Kaiſer Heinrich IV., indem er behauptete, daß die meiſten Länder der Gräfin Lehen des Reichs wären. Dieſe Streitigkeiten gaben zu neuen Kriegen zwiſchen dem Reich und dem Papſt Anlaß, welche endlich damit endigten, daß ein Theil der Erbſchaft der Gräfin Mathilde dem heiligen Stuhl überlaſſen wurde.

Matrikel heißt eigentlich jedes förmliche ſchriftliche Verzeichniß gewiſſer Perſonen, welche zu Einem Stande gehören. So iſt alſo bei der Univerſität die Matrikel das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Univerſität eingetragen werden; bei den Soldaten die Muſterrolle; bei den Geiſtlichen

das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, ſo wie der Getauften, Geſtorbnen, Getrauten, auch der bei einer Pfarre befindlichen Einkünfte; ferner die Reichsmatrikel, ehedem das Verzeichniß aller Stände des deutſchen Reichs nach ihrer Ordnung und ihrem Vermögen. Daher Matricular-Anſchlag, die Beſtimmung deſſen, was ein Reichsſtand zu den allgemeinen Bedürfniſſen beizutragen hatte.

Matrize heißt eigentlich bei Schraubenwerken die Mutter oder das Stück, in welchem die Spindel auf- und abgeht; bei den Schriftgießern heißt es die kupferne Form, worin Buchſtaben abgegoſſen werden.

Matthäi (Friedrich), geboren in Dresden um 1775, Sohn des Bildhauers und jetzigen Inſpectors über das dortige mengſiſche Gypscabinet, bildete ſich zur Kunſt unter Anleitung ſeines Vaters, und auf der daſigen Akademie unter Caſanova. Im Jahr 1796 wurde er zum Penſionär dieſer Akademie aufgenommen, und trat um dieſe Zeit mit einem ſein Talent zur Kunſt bewährenden Gemählde, das Urtheil des Paris vorſtellend, auf. Nach Caſanova's Tode ging er nach Wien und ſetzte ſeine Studien auf der Akademie daſelbſt unter Füger mit großem Fleiße fort. Von dort aus ſendete er zwei Gemählde, beide mit halben Figuren, den Cato von Utica und den Brutus, dem ſein böſer Genius erſcheint, nach Dresden, welche auf der Kunſtausſtellung mit vielem Beifall betrachtet wurden. Noch mehr Lobſprüche erhielten ſeine im Jahr 1800 aufgeſtellten Gemählde, Caſtor und Pollux, und eine Scene aus der Sündfluth nach Geßners Dichtung. Im Jahr 1802 verließ Matthäi Wien, um ſich in Italien nach den Meiſterwerken der Kunſt weiter auszubilden; er blieb zuerſt einige Zeit in Florenz, und lieferte zu der dortigen Preisvertheilung im Jahr 1803 ein Gemählde, welches denſelben Gegenſtand, wie das letzterwähnte behandelt. Er erwarb ſich durch daſſelbe nicht allein den erſten Preis, ſondern wurde auch zum Profeſſor honorarius der Akademie ernannt. Späterhin ſendete er aus Italien mehrere Gemählde nach Dresden, die daſelbſt öffentlich ausgeſtellt waren; beſonders großen Beifall erhielt im Jahr 1807 ſeine Ermordung des Ägiſtus, und ſeine Copie einer Grablegung Chriſti von Rafael, welche er im folgenden Jahre bei ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland mitbrachte, im Jahr 1812 aber ein dort ausgeſtelltes Gemählde, Chriſtus, der die Kinder ſegnet. Matthäi iſt ſeit 1809 Profeſſor an der dresdner Mahlerakademie. Wenn auch die von ihm erſchienenen Werke nicht von gleichem Gehalt ſind, ſo bewährten doch ſchon die früheſten Arbeiten ſeinen Beruf für die Kunſt, ſeine Liebe zu derſelben und ſeinen Fleiß. Man rühmte darin beſonders die Compoſition, die richtige Zeichnung und großartige Draperie, vor allem aber ſein Colorit, welches ſich der alten florentiniſchen Schule näherte. Eine gewiſſe Härte und Kälte, ein Mangel an Anmuth und tiefem Gefühl wurde an denſelben damals gerügt, allein an ſeinen neuern Arbeiten hat man dieſe Mängel weniger bemerkt, und ſie in aller Art lobenswerth befunden. Auch im Leben zeichnet ſich dieſer Künſtler als ein unterrichteter, durch Reiſen gebildeter, und im Umgang höchſt angenehmer Mann vortheilhaft aus.

Matthäus, der Evangeliſt und Apoſtel, war vor ſeiner Berufung zu dieſem Amte ein Untereinnehmer bei dem römiſchen Zoll am See Tiberias und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die

Nachrichten, die die Legende von ſeinen Lebensumſtänden und Reiſen gibt, ſind unverbürgt. Merkwürdig iſt er beſonders als Verfaſſer des erſten Evangeliums, das er um das Jahr 60 nach Chr. Geb. für paläſtinenſiſche Chriſten aus dem Judenthume zum Erweis der Meſſiaswürde Jeſu, ohne ſtrenge chronologiſche Ordnung, jedoch mit ziemlicher Ausführlichkeit geſchrieben hat: Daß er es urſprünglich hebräiſch ſchrieb, iſt durch die Unterſuchungen der neuern Kritik, welche auch die Echtheit der erſten beiden Capitel in Zweifel ſetzt, wahrſcheinlich geworden. E.

Mattheſon (Johann), einer der vorzüglichſten Componiſten, Sänger und Clavierſpieler, war 1681 zu Hamburg geb. Er erhielt eine ſehr gute Erziehung, und componirte ſchon in ſeinem 9ten Jahre; im ſiebzehnten trat er mit ſeiner erſten Oper, Plejades, auf, die er nicht nur allein dirigirte, ſondern in der er auch die Hauptrolle ſang. Dem Umgange mit Hendel verdankte er vieles. Nachdem er mehrere Jahre die Stelle des erſten Sängers am hamburger Theater bekleidet hatte, wurde er 1706 Geſandtſchaftsſecretär beim engliſchen Geſandten. Er wurde über 40 Jahre lang in Geſandtſchaftsgeſchäften gebraucht, und erhielt den Charakter eines großbritanniſchen Legationsraths. Dabei aber blieb er der Muſik treu, und ward zum Capellmeiſter, Canonicus und Muſikdirector am Dom zu Hamburg ernannt. Die letztere Stelle legte er ſeines harten Gehörs wegen nieder. Nach und nach wurde er ganz taub und ſtarb 1764. In ſeinem Teſtamente vermachte er 44,000 Mark hamburger Courant zum Orgelbau in der Michaeliskirche zu Hamburg. Ungeachtet ſeiner vielen Amtspflichten war er doch ein ſehr fruchtbarer und thätiger Schriftſteller und Componiſt, und verfaßte über 88 Schriften über Geſchichte, Moral und beſonders Muſik, und hinterließ deren noch ungleich mehr im Manuſcripte, die er dem hamburgiſchen Gymnaſium ſchenkte. Unter ſeinen gedruckten Werken ſind die vorzüglichſten: die große Generalbaßſchule 1731, und der Capellmeiſter 1739.

Matthias Corvinus, König von Ungarn, war der zweite Sohn des durch ſeine Tapferkeit berühmten Hunnyad, und erwarb ſich durch ſeine Kriegesthaten den Beinamen des Großen. Die Feinde ſeines Vaters hielten ihn in Böhmen gefangen, aber im J. 1458 wurde er als ein ſechzehnjähriger Jüngling auf den Thron von Ungarn berufen. Mehrere ungariſche Große widerſetzten ſich ſeiner Wahl und luden Friedrich III. ein, ſich krönen zu laſſen. Die Türken, dieſe Spaltungen benutzend, waren in Ungarn eingefallen und verheerten es. Aber ſobald Matthias Corvinus den Kaiſer Friedrich gezwungen, ihm die Krone des heiligen Stephanus, deren er ſich bemächtigt hatte, und ohne welche er nach der abergläubigen Vorſtellung des Volks nur dem Namen nach König war, zurückzugeben, eilte er gegen die Türken herbei, und vertrieb ſie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er ſich in einem nicht gerechten Kriege gegen Georg Podiebrad Schleſiens, Mährens und der Lauſitz (1468-1478), ſiegte gegen Polen, und eroberte, da der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen war, einen Theil von Öſterreich nebſt der Hauptſtadt. Allein dieſe Kriege nöthigten ihn auch, ſeinen Unterthanen große Laſten aufzuerlegen, überhaupt aber regierte er mit großer Willkür. Nichts deſto weniger war er ein Mann von außerordentlicher Geiſtesgröße, der neben den größten Männern ſeiner Art als einer der erſten glänzt. Er zeigte wäh-

rend ſeiner ganzen, faſt unter ſteten Unruhen und Kriegen geführten Regierung nicht nur, daß er die Wiſſenſchaften ehre, ſondern daß er auch ſelbſt gern ſich mit ihnen beſchäftige und ſie geſchickt zu befördern wiſſe. Leider wurde der koſtbare Bücherſchatz, den er in ſeinem geliebten Muſentempel Ofen zuſammengebracht hatte, zwanzig Jahre nach ſeinem Tode von den Türken vernichtet. Hier ruhte er von ſeinen Kriegsbeſchwerden in wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen aus, und verſammelte Gelehrte und Künſtler um ſich. Auf ſeinem Reichstage, den er 1488 zu Ofen hielt, gab er mehrere Geſetze gegen die Zweikämpfe, die Chikane in den Prozeſſen und mehrere andre Mißbräuche. Er war mit neuen Kriegsrüſtungen gegen die Türken beſchäftigt, als er 1490 zu Wien ſtarb. Die Nation verlor in ihm ihren größten König. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der umſonſt ſich bemühte, ſeinem Vater auf dem Throne zu folgen. Die Ungarn wählten unter vielen Bewerbern König Wladislav VII. von Böhmen.

Matthiſſon (Friedrich von), wurde 1761 zu Hohenbodeleben bei Magdeburg geboren, und nach ſeines Vaters Tode von einem verwandten Landprediger zu Krakau, einem Dorfe bei Magdeburg, bis in ſein vierzehntes Jahr erzogen und unterwieſen. Er beſuchte darauf die Schule zu Kloſterberge, ſtudirte ſodann auf der Univerſität zu Halle Theologie, wurde Lehrer an dem Erziehungsinſtitute zu Deſſau, nachher Hofmeiſter einiger jungen Liefländer zu Heidelberg, ging auf Reiſen, und wurde 1794 zum fürſtlich heſſen-homburgiſchen Hofrathe, ſo wie 1801 zum markgräflich badenſchen Legationsrathe ernannt. Im J. 1794 wurde er Lector und Reiſegefährte der regierenden Fürſtin von Anhalt-Deſſau, und befand ſich 1795 und 96 in Rom und Neapel, 1799 theils im ſüdlichen Tyrol, theils im nördlichen Italien, und 1801 in der franzöſiſchen Schweiz. Er trat 1809 in die Dienſte des Königs von Wirtemberg und lebt gegenwärtig in Stuttgart als Geheimer Legationsrath, Mitglied der Hoftheater-Oberintendance, Privat-Oberbibliothekar und Ritter des Civilverdienſtordens. — Matthiſſon war als lyriſcher Dichter eine Zeit lang der Liebling des deutſchen Publicums. Eine trübe Schwermuth, die er ſeinen Naturgemählden einzuhauchen wußte, gefiel, da ſie in Einklang war mit den dunkeln Gefühlen der meiſten Leſer. Die Kritik aber kann aus eben dieſem Grunde ein nicht gleich vortheilhaftes Urtheil fällen, und höchſtens die Sorgfalt loben, womit die äußere Form abgeglättet iſt. In ſeinen ſpätern Poeſien, z. B. in dem Dianenfeſt bei Bebenhauſen, iſt von jener Innigkeit, die ſeine frühern Werke auszeichnete, kaum eine Spur und an ihre Stelle kalte Förmlichkeit getreten. Auch als Proſaiker iſt Matthiſſon aufgetreten, einmal in ſeinen Briefen, dann in ſeinen Erinnerungen. Beide Werke enthalten intereſſante Details über die Örter und Gegenden, welche der Herausgeber theils flüchtig durchzog, theils auf längere Zeit zu ſeinem Aufenthalt wählte, und lehrreiche Nachrichten von mehreren berühmten Männern, die er kennen lernte. Dabei ſpricht ſich allenthalben ein edler Sinn aus. Die Schreibart würde durch Einfachheit und Natürlichkeit gewonnen haben. Am wenigſten können wir die lyriſche Anthologie, welche Matthiſſon in 20 Bänden herausgegeben hat, billigen, indem, abgeſehn von der Auswahl und Unvollſtändigkeit, hier ſeine Feile auf eine unzweckmäßige Weiſe

gewaltet und oft den trefflichſten Dichtern der Vergangenheit ihr Charakteriſtiſches genommen hat.

Maupeou (Nicolas-René-Charles-Auguſtin de), war im Jahr 1768 Kanzler von Frankreich, und arbeitete dahin, die Gewalt des Königs auszudehnen, und das Anſehn des Parlaments zu vermindern. Im J. 1771 wurden die Ämter der Mitglieder dieſer Gerichtshöfe aufgelöſ't und der Kanzler ſetzte die Richter des Grand-conſeils an die Stelle der Magiſtrate des Parlaments von Paris. Dieſes Verfahren veranlaßte eine Menge von Flugſchriften gegen Maupeou. Ludwig XVI., dem allgemeinen Wunſche nachgebend, rief die alten Magiſtrate zurück und verwies den Kanzler auf ſein Landgut von Tuy in der Normandie. Dieſer aber weigerte ſich ſtandhaft, den Titel als Kanzler abzulegen, den man ihm nicht nehmen konnte, ohne ihm den Prozeß zu machen, und ſtarb 1792.

Maupertuis (Pierre Louis Moreau de) geboren zu St. Malo im J. 1698 von vornehmen Ältern, zeigte bereits in ſeiner Jugend viel Neigung für die Mathematik und Kriegswiſſenſchaften. Er trat 1718 in die Musketiergarde, und widmete alle Muße, die ihm der Dienſt übrig ließ, dem Studium. Nachdem er zwei Jahre in dieſem Corps geſtanden, erhielt er eine Escadron in dem Cavallerieregiment La Roche-Guyon, nahm aber bald ſeinen Abſchied, um ſich nach ſeiner Neigung ganz dem Studium der ſtrengen Wiſſenſchaften widmen zu können. Im J. 1723 trat er in die Akademie der Wiſſenſchaften. Vier oder fünf Jahre nachher führte ihn die Begierde, ſich zu belehren, nach London, wo die königliche Geſellſchaft ſich ihm öffnete. Nach ſeiner Rückkehr begab er ſich nach Baſel, um mit den berühmten Brüdern Bernoulli in Verbindung zu treten. Neue Anſichten und die Freundſchaft dieſer großen Mathematiker waren die Frucht dieſer Reiſe. Sein Ruf und ſeine Talente lenkten im J. 1736 auf ihn die Wahl, um an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach dem Norden ſchickte, um die Geſtalt der Erde zu beſtimmen. Maupertuis leitete dieſe Unternehmung, die in einem Jahre mit Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten glücklich ausgeführt wurde. Zuerſt, erzählt ein Geſchichtſchreiber, ſuchten ſie nach einem für ihr Vorhaben günſtigen Ort an den Küſten des bothniſchen Meerbuſens; ſie fanden keinen. Dies nöthigte ſie, ſich in das Innre des Landes zu begeben, und den Torneafluß von der Stadt Torno, nördlich vom Meerbuſen, bis zum Kittesgebirge über den Polarkreis hinaus aufwärts zu gehn. Hier mußten ſie ſich vor den ſcheußlichen Fliegen ſichern, welche der Schrecken der Lappländer ſind, und in ſolcher Menge über den Menſchen herfallen, daß ſie ihn in kurzer Zeit tödten würden; ſie verunreinigten außerdem alle Speiſen. Die unter dieſem Clima ſehr zahlreichen und ſehr kühnen Raubvögel entführten nicht ſelten das für die Akademiker beſtimmte Fleiſch; wie Äneas waren ſie mitten unter Harpyien. Man mußte über die Waſſerfälle des Fluſſes ſetzen, ſich mit der Axt in der Hand durch einen ungeheuern Wald durcharbeiten, der den Meſſungen im Wege ſtand, alle Berghöhen erklettern, ihre Gipfel von den Baumſtämmen befreien, die ſie dem Anblick entzogen, auf den Spitzen der höchſten Signale aufrichten, die mehrere Stunden weit ſichtbar waren, um nach ihnen die erfoderlichen Dreiecke zu beſtimmen. Man mußte eine Baſis auf einem gefrornen und mit einem trocknen, ſehr feinen

und mehrere Fuß hohen Schnee bedeckten Fluß meſſen. Dieſer dem Sande ähnliche Schnee rollte unter den Füßen fort, und entzog dem Auge die Abgründe, in die man hinabſtürzen, und unter ihnen begraben werden konnte. Man mußte einer ſo ſtrengen Kälte Trotz bieten, daß ſelbſt die daran gewöhnten Bewohner des Landes zuweilen einen Arm oder ein Bein dadurch verlieren. Das einzige Getränk, das nicht gefror, war der Branntwein, aber wenn man das Gefäß damit an die Lippen brachte, hing es augenblicklich feſt daran, und man konnte es nicht ohne Verletzung wieder losmachen. Nichts ſchreckte die Akademiker zurück. Jeder machte ſeine eignen Beobachtungen; alle ſtimmten mit einer Genauigkeit überein, die ihre Richtigkeit beweiſt. Und nach allen dieſen Beſchwerden, Mühſeligkeiten und Arbeiten litten ſie noch zuletzt in dem bothniſchen Meerbuſen Schiffbruch und hätten faſt mit dem Leben die Frucht einer ſo ſchwierigen und mühſamen Unternehmung verloren. Nachdem Maupertuis mit ſeinen Collegen glücklich nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde er im J. 1740 von Friedrich II. berufen, um die Präſidentenſtelle und die Direction der Berliner Akademie zu übernehmen. Dieſer Monarch war damals mit Öſterreich im Kriege. Maupertuis wollte die Gefahren deſſelben theilen, und ſetzte ſich in der Schlacht von Molwitz ſo aus, daß er von den Huſaren gefangen genommen und geplündert wurde. Er kam nach Wien, wo der Kaiſer ihn mit Auszeichnung aufnahm. Als er dem Kaiſer erzählte, daß er unter den ihm abgenommnen Sachen beſonders ungern eine Uhr von Graham einbüße, die ihm bei ſeinen aſtronomiſchen Beobachtungen von großem Nutzen geweſen, überreichte ihm der Kaiſer eine ihm gehörige, mit Diamanten beſetzte deſſelben Meiſters, indem er ſagte: „Die Huſaren haben Ihnen einen Streich ſpielen wollen; ſie haben mir Ihre Uhr gebracht, und ich ſtelle ſie Ihnen hier wieder zu.“ Seine Gefangenſchaft war weder ſtreng, noch von Dauer. Mit vielen Zeichen der Achtung und Güte überhäuft, erhielt er die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Maupertuis beſuchte Frankreich, wo ſeine Freunde ihn zu behalten hofften; aber er ging wieder nach Preußen, war jedoch kaum dort angekommen, als er es bereute, ſeinem Vaterlande entſagt zu haben; Friedrich entſchädigte ihn für ſeine Verluſte durch Wohlthaten und durch ſein Vertrauen, aber geboren mit einer unſeligen Geiſtesunruhe, war er unglücklich im Schooße der Ehre und Freude. Einem ſolchen Charakter iſt kein friedliches Leben beſtimmt; auch hatte Maupertuis mehrere Streitigkeiten, vornehmlich mit dem Profeſſor König in Franeker und durch dieſen mit Voltaire. Er hatte unter die Memoiren der Akademie für das J. 1746 einen Aufſatz über die Geſetze der Bewegung und der Ruhe nach dem metaphyſiſchen Princip des mindern Grades von Thätigkeit aufgenommen. König griff dieſen Aufſatz nicht nur an, ſondern legte die Idee dazu Leibnitz bei, indem er einen Brief anzog, den derſelbe einſt an den Profeſſor Hermann in Baſel geſchrieben haben ſollte. Um die Beſchuldigung eines Plagiats von ſich abzuwenden, foderte Maupertuis die Vorlegung des Originalbriefes, und bewirkte, als Hermann dieſen nicht beibringen konnte, deſſen Ausſtoßung aus der Akademie, deren Mitglied er war. Mehrere Schriften waren die Folge dieſes Kriegs, in den ſich jetzt auch Voltaire miſchte. Dieſer war anfänglich ein genauer Freund Maupertuis, den er als ſeinen Lehrer in der Mathematik betrachtete; ſpäter aber entzweite ſie gegenſeitige Eifer-

ſucht. Voltaire, erzürnt über einige Handlungen Maupertuis, benutzte dieſen Streit, um ſeine Galle auszulaſſen. Vergebens befahl ihm der König von Preußen, neutral zu bleiben; er trat zuerſt mit einer ſehr bittern Antwort eines berliner an einen pariſer Akademiker, betreffend den Streit des Präſidenten der berliner Akademie mit dem Profeſſor in Franeker, auf. Dieſer erſten Satire folgte die Diatribe des Doctor Akakia, eine beißende Kritik der Perſon und der Werke ſeines Feindes, voll feiner Ironie und Laune. Der Verfaſſer zieht eine Menge von Ideen durch, die ſich in den Werken, beſonders in den Briefen ſeines Gegners finden. Er verlacht beſonders das Project, eine Stadt anzulegen, wo lateiniſch geſprochen würde, die Ärzte nicht zu bezahlen, wenn die Kranken nicht geſund würden, das Daſeyn Gottes durch eine algebraiſche Formel zu beweiſen, das Gehirn von Rieſen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu machen u. ſ. w. Dieſe auf den Unternehmer der Reiſe nach dem Pol geſchleuderten Pfeile ſetzten ſeine Freunde in Erſtaunen. Man ſtellte den Satiren Voltaire's die Lobſprüche entgegen, die er früher ſeinem Feinde ertheilt hatte. Im J. 1738 war Maupertuis ein erhabnes Genie, der größte Mathematiker Frankreichs, ein Archimedes, ein Columbus in Entdeckungen, auf den Voltaire unter andern folgende Verſe gemacht hatte:

> Le globe mal connu qu'il a su mesurer,
> Devient un monument où sa gloire se fonde;
> Son sort est de fixer la figure du monde,
> De lui plaire et de l'eclairer.

Und im J. 1752 war er ein bizarrer Kopf, ein ausgelaßner Räſonneur, ein unſinniger Philoſoph. Voltaire kühlte zwar durch dieſe Satiren ſeine Rache, allein er verlor zugleich an der Achtung des Publicums und der Gunſt des Königs. Die Unannehmlichkeiten, die er erfuhr, bewogen ihn ſogar, 1753 den preußiſchen Hof zu verlaſſen; er ſuchte Troſt in neuen Satiren, und ſchilderte Maupertuis als einen alten in einen Philoſophen verkappten Rittmeiſter, zerſtreut und übereilt, mit runden kleinen Augen, mutziger Naſe, die Perücke in die Quere, ſchlechter Phyſiognomie, platten Geſichts und eitler Gemüthsart. Maupertuis ſchickte ihm eine Ausfoderung, aber Voltaire antwortete mit Spott. Das Poſſenſpiel endigte endlich damit, daß der König Voltaire ſammt ſeiner Nichte in Frankfurt arretiren ließ, und Maupertuis kam in den Verdacht, dieſe Maßregel veranlaßt zu haben. Bruſtbeſchwerden und Blutauswurf bewogen ihn, abermals nach Frankreich zu reiſen. Er blieb hier von 1756 bis zum Mai 58, und begab ſich von da nach Baſel, wo er im J. 1759 in den Armen ſeiner Freunde Bernoulli ſtarb. — Maupertuis war von außerordentlicher Lebhaftigkeit, die ihm, verbunden mit ſeiner Art ſich zu kleiden, ein ſonderbares Äußere gab. Er war übrigens höflich, ſelbſt einſchmeichelnd, und ſprach mit Geiſt und Leichtigkeit. Aber dieſer Vorzüge ungeachtet führte er ein trauriges Leben. Eine zu empfindliche Eigenliebe, und ein hitziger, mürriſcher, herriſcher Charakter, das äußerſte Beſtreben, emporzukommen, ſchadeten ihm ſehr. In ſeinem Styl ahmte er zuweilen Fontenelle nach, beſſer wäre es geweſen, wenn er ihm in ſeinem Betragen nachgeahmt hätte. Als Schriftſteller zeigt er ſich geiſtreich, voll Feuer und Phantaſie, aber oft auch geſucht, ſteif, paradox. Er war mehr Gelehrter als ſchö-

ner Schriftſteller. Seine Werke, faſt ſämmtlich theils philoſophiſchen, theils mathematiſchen Inhalts, ſind zu Lyon 1756 in 4 Octavbänden erſchienen. Wir ſchließen dieſe Skizze mit dem Urtheil Condorcets, welcher ſagt: Maupertuis, ein Mann von vielem Verſtande, ein mittelmäßiger Gelehrter und noch mittelmäßigerer Philoſoph, wurde von jener Begierde nach Ruhm gequält, welche verleitet, auch kleine Mittel zu wählen, wenn uns die großen fehlen, Ungereimtheiten zu ſagen, wenn man nichts pikantes findet, was wahr iſt; im Allgemeinen zu ſprechen, wenn man nichts zu erfinden weiß, und Paradoxen aufzutiſchen, wenn man keine neuen Ideen hat.

Mauren. Dieſen Namen führt ein altes, noch jetzt in Afrika vorhandenes Volk, das ſeine ehemaligen Wohnſitze an der am weiteſten weſtwärts gelegenen Nordküſte Afrika's nebſt einem Landſtrich am atlantiſchen Meere hinunter noch jetzt im Beſitz hat. Die Römer, ihre erſten Unterjocher, nannten dieſen weitläuftigen Landſtrich Mauritanien. Sie wurden von den Vandalen bezwungen; dieſe mußten wieder den Griechen weichen, welche aber auch bald von den Arabern oder Saracenen vertrieben wurden. Als im J. 711 die Araber Spanien eroberten, waren viele Mauren, die indeß Mahomedaner geworden waren, als Unterthanen in ihrem Heere und lebten bis zum elften Jahrhundert unter ihrer Herrſchaft. Aber zu dieſer Zeit vertrieben ſie die Araber aus ihren alten Beſitzungen in Afrika, und ſtifteten hier das Königreich Feß und Marocco. In Spanien verjagten ſie faſt um dieſelbe Zeit die Araber aus den meiſten Ländern, vereinigten ſich aber bald mit den überwundnen ſo feſt, daß beide Ein Volk auszumachen ſchienen. Man nannte ſie Mauren. Allein ihre ganze Herrſchaft wurde im 13ten Jahrhundert durch die Siege der Chriſten auf das einzige Königreich Granada eingeſchränkt. Sie waren in der That ein treffliches Volk. Wo ſie herrſchten, blühte Ackerbau und Induſtrie; ſie liebten Künſte und Wiſſenſchaften; kein Feudalſyſtem, das in dem chriſtlichen Spanien ſo viel Unheil verbreitete, ſtörte ihren Wohlſtand, und ihre Toleranz und Friedfertigkeit gegen die Chriſten iſt um ſo lobenswürdiger, je mehr es die ſpaniſchen Könige ſich angelegen ſeyn ließen, ſie ganz auszurotten. Zuerſt unternahm Ferdinand der Catholiſche dieſes der Kirche wohlgefällige Werk, benutzte die innern Unruhen in Granada, eroberte nach zweijährigem, ungemein tapfern Widerſtande das Reich ſammt der gleichnamigen Hauptſtadt (im J. 1492), und zwang die überwundnen, entweder ſich taufen zu laſſen, oder Sclaven zu werden. Sie wählten das erſtere, und erhielten ſeitdem den Namen Moriſko's oder Maranen. Insgeheim aber blieben ſie der mahomedaniſchen Religion getreu. Philipp II., in ſeinem grauſamen Eifer für das Chriſtenthum, beſchloß ihren gänzlichen Untergang. Seine Bedrückungen und Verfolgungen hatten einen bewaffneten Aufſtand der Moriſko's zur Folge, nach deſſen Dämpfung über 100,000 derſelben verjagt wurden. Philipp III. endlich vertrieb ſie (1609 und 10) gänzlich. Die Bedrängten flohen über das Meer in ihr Vaterland zurück; aber mit ihnen floh Induſtrie und Wohlſtand aus den Wohnungen der Sieger, die ihre geſchickteſten, arbeitſamſten und wohlhabendſten Mitbürger verbannt hatten. Spanien verlor faſt eine Million ſeiner Bewohner. Wirklich iſt die Vertreibung der Moriſko's eine

Haupturſache des innern Verfalls Spaniens und die nachtheiligen Wirkungen werden noch jetzt empfunden.

Maurepas (Jean Frédéric Phelypeaux, Graf von), geboren im J. 1701, wurde ſchon in ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre Miniſter des Königs über das Departement der Marine, und in einem Alter von ſechsunddreißig Jahren Decan des Conſeils. Ein wenig berauſcht von dieſem ſchnellen Glück, mochte er wenig hören, um deſto mehr ſelbſt zu ſprechen, behandelte Kleinigkeiten mit Ernſt und wichtige Gegenſtände leicht, und beſchloß, ehe er die Gründe gehörig hatte erwägen können. Ohne Plan und Vorausſicht hing er vom Augenblick ab. Mit dieſem Leichtſinn verband er ein glückliches Faſſungsvermögen und Gedächtniß. Durch die Intriguen der Pompadour, auf die er ein anzügliches Gedicht gemacht haben ſollte, wurde er 1749 nach Bourges verwieſen. So wenig er auch Philoſoph war, ſo ertrug er ſein Mißgeſchick doch mit Anſtand und Gleichmuth. Schon am zweiten Tage war er, wie er ſelbſt verſichert, darüber getröſtet. Er genoß der Freuden der Geſellſchaft in einem großen Kreiſe von Freunden, die ihn nicht verließen. Von Ludwig XVI. im J. 1774 zurückgerufen, trat er wieder in das Miniſterium und erwarb ſich das ganze Vertrauen des Königs. Frankreich verdankt ihm manche Verbeſſerungen in der Marine, namentlich im Bau der Schiffe. Er ſtarb im November 1781. Intereſſant, wiewohl nachläſſig geſchrieben, ſind ſeine Memoiren, verfaßt von Salé und herausgegeben von Soulavie.

Mauritanien, ein ehemaliges Königreich in Afrika, das in ſeiner weiteſten Ausdehnung vom Fluß Amphages bis an den weſtlichen Ocean reichte und anfänglich das alte Numidien mit in ſich begriff. Die Einwohner waren theils Abkömmlinge Phuts, theils phöniciſche Coloniſten, und nach dem Zeugniß der Römer gute Reiter und Bogenſchützen. Die Nachkommen des Syphax, des Stammvaters der numidiſchen Könige, werden erſt ſeit 349 vor Chr. Geb. bekannt. Nach Bochus Tode, der ganz Mauritanien beſeſſen hatte, wurde es (26 vor Chr. Geb.) eine römiſche Provinz, hatte unter Juba II. noch eigne Regenten und wurde 41 J. nach Chr. Geb. den Römern zum zweiten Mal unterwürfig. Der Kaiſer Claudius theilte es in Mauritania Cäſarienſis und Tingitana. — In der Folge wurden hier und in Numidien Germaner, vom Stamme der Vandalen, welche die Römer (428 bis 434) verdrängten, herrſchend. Die Weſtgothen gründeten in einem Theile Mauritaniens (511 bis 20) ein Reich, das ſie bis 714 behaupteten. (Vergl. Numidien.)

Maurus, Rabanus (auch Hrabanus und Rhabanus), mit dem Beinamen Magnentius, von ſeiner Vaterſtadt Maynz, wurde 776 geboren, trat im Kloſter Fulda, wo er auch ſeinen Unterricht erhielt, in den Mönchsorden, wurde 801 Diaconus, und 802 von ſeinem Abt zum Alcuinus nach Tours geſchickt, um den Curſus der höhern Wiſſenſchaften zu machen. Nach ſeiner Rückkehr ward er Lehrer der Schule zu Fulda, welche unter ihm ſehr berühmt ward. 814 ward er zum Prieſter geweiht, und ſcheint um dieſe Zeit eine Reiſe nach Paläſtina gemacht zu haben. 822 ward er Abt zu Fulda, dankte aber 842 ab und begab ſich auf den Petersberg bei Fulda, von wo aus man ihn 847 als Biſchof nach Rom berief, in welcher Würde er am 4. Febr. 856 ſtarb. Er war ein Mann von den mannichfaltigſten und ausgebreitetſten Kennt-

niſſen, und hat ſo viel Schriften geſchrieben, daß man nicht einſehen kann, wie er bei ſeinen vielen Amtsgeſchäften dazu Zeit gehabt hat. Sie betreffen theils die Erklärung der Bibel, theils die kirchliche Diſciplin, theils philoſophiſche (libri XXII. de universo), mathematiſche (liber de computo), und philologiſche (glossaria latino-theotisca) Gegenſtände, ſind aber noch nicht alle gedruckt. Sein Buch De laudibus s. crucis (Lob des h. Kreuzes, herausg. von Wimpfeling zu Pforzheim 1503, Fol.), iſt ſowohl wegen ſeiner ungemeinen Seltenheit als wegen der vielen ſinnreichen, aber oft ans Spielende gränzenden in mancherlei Geſtalten abgefaßten Gedichte merkwürdig. Seine Werke erſchienen zu Cöln 1627, 6 Bde, Fol., welche Sammlung 44 Schriften enthält. Eine neue Ausgabe, zu welcher Joh. Baptiſt Enhueber, Prior am Reichsſtift S. Emmeram zu Regensburg, ſorgfältig ſammelte, und welche 1783 ſchon faſt zum Druck vorbereitet war, iſt nicht erſchienen. A—s.

Maury (Jean Siffrein), geb. den 26ſten Juni 1746 zu Valéras. Seine Vorfahren waren meiſtens Kaufleute oder Advocaten; er ſelbſt widmete ſich dem geiſtlichen Stande, und erhielt ſchon frühzeitig mehrere Beneficien. Durch ſeine großen Predigertalente und ſeine beredten Kanzelvorträge hatte er ſich bereits vor der Revolution einen ſo großen Ruf erworben, daß er ſchon vor Ausbruch derſelben einer der königlichen Cabinets-Prediger, Prior von Lyon, Abt von Frenada, und Mitglied der franzöſiſchen Akademie war. Er bewies der Regierung, die ihn mit ſo vielen Wohlthaten überhäuft hatte, ſeine Dankbarkeit, indem er ſeinen Muth und ſeine Beredſamkeit ganz der Vertheidigung des Throns widmete. Im Jahr 1789 wurde er zum Deputirten der Geiſtlichkeit von Peronne zu der Verſammlung der Generalſtände erwählt, und war durch ſeine große Beredſamkeit, ſeine ausgebreitete und gründliche Gelehrſamkeit und beſonders durch ſeine Geiſtesgegenwart und ſeinen nicht zu erſchütternden Muth ein furchtbarer Gegner der ſich damals erhebenden Oppoſition gegen die Regierung. Mit großem Nachdruck widerſetzte er ſich in der Kammer der Geiſtlichkeit der Vereinigung der drei Stände in Eine Nationalverſammlung, und als dieſe dennoch beſchloſſen wurde, verließ er die Verſammlung und Verſailles, wurde zu Peronne verhaftet, aber auf Befehl der nunmehr conſtituirenden Verſammlung wieder frei gelaſſen und erſchien bald wieder in derſelben als eins ihrer thätigſten Mitglieder. Am 9ten September hielt er eine lange kräftige Rede für die Nothwendigkeit der königlichen Sanction; am 13ten October vertheidigte er die Geiſtlichkeit in dem Beſitze ihrer Güter, die für Nationalgüter erklärt werden ſollten, mit einer Beredſamkeit, in der er ſich ſelbſt zu übertreffen ſchien, und ſprach noch einmal am 30ſten October über denſelben Gegenſtand mit neuen Gründen und neuem Nachdruck. Als am 9ten November der Gegenſtand zum dritten Male zur Verhandlung kam, veranlaßte Maury einen ſehr unruhigen Auftritt in der Verſammlung, indem er den Präſidenten der Parteilichkeit für die linke Seite beſchuldigte, und ihn zur Ordnung wies. Er beſtieg, des Widerſtandes der Mehrheit ungeachtet, mit Gewalt die Rednerbühne, und ſprach mit noch glühenderm Feuer für die Rechte ſeines Standes. In dieſer ſtürmiſchen Sitzung war es, wo eine junge Frau während des Lärms rief: „Man will den Herrn ja nur den Bart ſcheren; wenn ſie nicht ſtill halten, wird man ihnen die Kehle abſchneiden.“ Als er darauf die Ver-

ſammlung verließ, wurde er von dem Volke mit dem Schreckensrufe: „à la lanterne!" verfolgt, worauf er mit der größten Kaltblütigkeit antwortete: „Vous n'en serez plus éclairés!" und als ein Haufen Fischweiber ihm nachjubelte: „Le Clergé est f.....!" wandte er ſich lächelnd zu ihnen und ſagte: „Vous savez qu'on n'en meurt pas!" Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Geiſtesgegenwart ihm damals das Leben gerettet hat. Denn ſtatt ſeine gewiß ſehr ernſtlich gemeinte Drohung gegen ihn auszuführen, begleitete ihn der Pöbel mit ſchallendem Beifallsklatſchen und wildem Gelächter nach ſeiner Wohnung. Indeſſen ſchlug dieſer Vorfall ſeinen Muth durchaus nicht nieder, denn er ſprach, ſo oft es die Gelegenheit ergab, mit dem nämlichen Eifer für die Rechte des Throns und ſeines Standes. Aber auch über andre nicht minder wichtige Gegenſtände ſprach er aus der Fülle ſeiner Kenntniſſe mit dem nämlichen beredten Nachdrucke, und vertheidigte die von ihm für beſſer anerkannten Grundſätze gegen die herrſchende Mehrheit mit der warmen Lebendigkeit ſeines Charakters. So ſprach er in der Sitzung des 23ſten Decembers 1789 gegen die Ertheilung der bürgerlichen Rechte an die Juden, die Schauſpieler und die Nachrichter. Im Januar 1790 foderte er die conſtituirende Verſammlung auf, ſich endlich einmal ernſthaft mit der Nationalſchuld zu beſchäftigen, die Abgaben von den Bedürfniſſen erſter Nothwendigkeit zu vermindern, und ſie vielmehr auf die Gegenſtände des Luxus zu legen. Am 19ten Juni deſſelben Jahrs ſprach er für die Beibehaltung des Adels, und bewies die genaue Verbindung dieſes Standes mit der monarchiſchen Verfaſſung. Am 10ten Juli erhob er ſich gegen die Deputirten von Avignon, verlangte, daß man ihren Bericht über die ermordeten Gefangnen nicht anhören ſolle, und ſchwur ihnen, als Abgeordneten einer Mörderbande, ewige Verfolgung. Am 17ten Januar 1791 hielt er eine ſehr gelehrte Rede über die Einrichtung der Criminaljuſtiz; am 22ſten März über die Organiſirung der Regentſchaft; am 13ten Mai über die große Frage der Zulaſſung der farbigen Leute zu den bürgerlichen Rechten, wobei er mit einer Logik und einer ruhigen Klarheit, die auch ihrer Wirkung auf die Verſammlung nicht verfehlte, bewies, daß es eben ſo gefährlich ſeyn werde, dieſen Menſchen auf Ein Mal die bürgerlichen Rechte zu ertheilen, als ſie gänzlich davon auszuſchließen. Er wollte, ſie ſollten nur ſchrittweiſe dazu gelangen, wie dieſes in andern wohleingerichteten Staaten geſchehen ſey. Es würde zu weitläuftig ſeyn, hier alle Gelegenheiten zu erwähnen, bei welchen der Abbé Maury ſeine Talente und ſeine Beredſamkeit entwickelte, die ihn als einen der erſten Redner der conſtituirenden Verſammlung auszeichneten, welche ſo reich an beredten Männern war. Nach der Auflöſung dieſer Verſammlung im Jahr 1792 verließ er, unzufrieden mit dem Gange, den die franzöſiſche Revolution genommen hatte, Frankreich, und begab ſich nach Rom, wo er mit offnen Armen aufgenommen wurde. Der Papſt gab ihm den biſchöflichen Titel und ſchickte ihn noch in dem nämlichen Jahre als apoſtoliſchen Nuntius zur Krönung Franz II. nach Frankfurt. Bald darauf ernannte er ihn zum Biſchof von Nicea, und am 21. Februar 1794 zum Cardinal. Bei den fortdauernden Stürmen der Revolution in ſeinem Vaterlande, während welcher faſt alle Glieder ſeiner Familie ihren Tod auf dem Blutgerüſte fanden, blieb Maury nun in Rom, und beſchäftigte

ſich bloß mit den Pflichten ſeines biſchöflichen Amtes und mit den Wiſſenſchaften. Indeſſen unterließ er nicht, bei jeder Gelegenheit in ſeinen Hirtenbriefen und Circularen ſeinen Abſcheu vor den in Frankreich verübten Gräueln laut auszuſprechen und der Familie der Bourbons ſeine Anhänglichkeit und Treue aufs neue zu beweiſen. Der Abbé und nunmehrige Cardinal Maury hatte bis dahin eine Feſtigkeit des Charakters behauptet, die ihm die Achtung auch derer, die mit jenen Grundſätzen nicht übereinſtimmten, ja ſelbſt ſeiner erklärten Gegner erwarben. Aber auch ihm ſollte die Stunde einer Verſuchung ſchlagen, der er nicht zu widerſtehn vermochte. Als Bonaparte im J. 1804 die kaiſerliche Würde angenommen hatte, hielt er die Sache der Bourbonen für rettungslos verloren, und glaubte, daß auch ihm die Klugheit rathe, ſich der von der ganzen franzöſiſchen Nation und faſt allen Mächten Europa's anerkannten kaiſerlichen Regierung zu unterwerfen. Er konnte dieſen Schritt einigermaßen vor ſich ſelbſt mit ſeiner ſtets bewieſenen Anhänglichkeit an den monarchiſchen Grundſätzen entſchuldigen; er konnte allein auf dieſe Weiſe hoffen, der Erweiterung der hierarchiſchen Gewalt, die ihm ſtets vor Allem am Herzen gelegen, und die durch das am 15ten Juli geſchloßne und am 10ten September 1801 ausgewechſelte Concordat in Frankreich ſehr beſchränkt worden, förderlich zu ſeyn; vielleicht ſchmeichelte ſich auch der ehrgeizige Mann mit der Hoffnung, noch auf dieſem Wege zu der höchſten Würde in der Chriſtenheit gelangen zu können: kurz, er ſchrieb in ſehr ergebenen Ausdrücken an den Kaiſer Napoleon, bezeugte ihm ſeine große Achtung für ſeine erhabenen Eigenſchaften, ſeine hohe Bewunderung ſeiner Thaten, und leiſtete ihm als Franzoſe förmlich die Huldigung. Den Stolz des Thronräubers mußte die Unterwerfung eines ſolchen Mannes mehr ſchmeicheln, als die Eroberung einer Provinz. Es iſt daher ſehr begreiflich, daß er eine huldreiche Aufnahme fand. Im Laufe des Jahrs 1804 reiſ'te er in dem Gefolge des Papſtes nach Paris, und aſſiſtirte bei der am 2ten December erfolgenden Kaiſerkrönung. Im Jahre 1808 wurde er darauf zum Erzbiſchof von Paris erhoben. Von nun an war er einer der ergebenſten Diener ſeines Herrn. Alle ſeine Hirtenbriefe, alle ſeine Reden predigten den unbedingteſten Gehorſam für ſeine Decrete, und ſeine Anreden und Adreſſen an ihn erſchöpften alles, was die niedrigſte Schmeichelei, die in Frankreich eine wahre Wiſſenſchaft geworden war, zu leiſten vermochte. Natürlich konnte ihm dieſes Verfahren bei der im Frühling 1814 erfolgten glücklichen Veränderung nicht vortheilhaft ſeyn. Er erhielt daher auch keinen Zutritt bei Ludwig XVIII., vielmehr mußte er, ſeines Widerſtrebens ungeachtet, den erzbiſchöflichen Palaſt in Paris räumen, der zu einem andern Zwecke eingerichtet wurde. Das Capitel wollte ihn auch nicht als Erzbiſchof anerkennen, da er, zufolge des Concordats, kein päpſtliches Breve hatte. Um es zu erhalten, reiſ'te er nach Rom, fand aber auch hier keine ſonderliche Aufnahme und gelangte nicht einmal bei dem heiligen Vater zur Audienz. Er hat darauf nach den neueſten Nachrichten Rom verlaſſen, und man weiß noch nicht, wo er ſeinen künftigen Aufenthalt nehmen wird.

Mauſoleum hieß das prächtige Denkmal, welches etwa viertehalbhundert Jahre vor Chr. Geb. dem Mauſolus, Könige von Carien, von ſeiner Gemahlin und Schweſter Artemiſia in ihrer

Hauptſtadt Halicarnaſſus errichtet wurde. Pracht und Schönheit wieſen ihm einen Platz unter den ſogenannten ſieben Wundern der Welt an, und alle prächtigen Grabmäler erhielten von ihm in der Folge den Namen Mauſoleen. Die erſten Bildhauer Griechenlands hatten daran gearbeitet. Briaxis, Scopas, Leochares und Timotheus machten die Verzierungen an den vier Seiten des Gebäudes; von Pythes war das Viergeſpann, welches die kegelförmige Spitze des Gebäudes zierte. Nach Vitruv arbeitete auch Praxiteles daran. Nach der Artemiſia Tode vollendeten es die Künſtler unentgeldlich, um nicht auch die Ehre ihres Fleißes einzubüßen.

Mauvillon (Jacob), zuletzt herzogl. braunſchweigiſcher Ingenieur-Obriſtlieutenant und Profeſſor der Kriegswiſſenſchaften am Collegio Carolino in Braunſchweig, wurde am 8ten März 1743 zu Leipzig geboren. Seine Ältern, welche aus Frankreich ſtammten, hatten in Leipzig ein Erziehungshaus, wo vorzüglich die franzöſiſche Sprache gelehrt wurde, und ſein Vater war ein beſonders geehrter franzöſiſcher Sprachlehrer bei der dortigen Akademie. Schon von Jugend auf ſchwächlich, hinterließ ein unglücklicher Fall, worauf noch eine ſchwere Krankheit folgte, bleibende Spuren an ſeinem durchaus verwachſenen Körper. Da ſein Vater wünſchte, daß er Theologie ſtudiren möchte, ſo widmete er ſich dieſer Wiſſenſchaft, doch nicht lange, da er beim Leſen mehrerer theologiſcher Werke ſeine Meinung ſchon zu ſehr abweichend fand. Dennoch blieb, wie man das in ähnlichen Fällen oft bemerkt, Theologie ſein Lieblingsſtudium. Er hat nachher ein weitläuftiges Werk über die Trugſchlüſſe der chriſtlichen Religion geſchrieben. Da aber die Verlagshandlung noch vor dem Drucke deſſelben Banquerott machte, konnte das Manuſcript, aller Mühe ungeachtet, nicht wieder herbeigeſchafft werden. Sein Werk, das zum Theil einzige wahre Syſtem der chriſtlichen Religion (Berlin 1787), iſt durch Reminiscenzen aus jenem frühern Werke entſtanden, und darauf bezieht es ſich wohl auch, wenn er in demſelben ſagt, es ſey dies ein Werk, an welchem er ſeit langer Zeit gearbeitet habe. Als ſein Vater im Jahr 1756 den Ruf als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache an das Carolinum nach Braunſchweig erhielt, genoß Mauvillon daſelbſt von ſeinem dreizehnten Jahre an den beſten Unterricht von den vielen berühmten Männern, welche damals das Collegium Carolinum zierten, von Jeruſalem, Gärtner, Ebert und Andern. Von nun an ſollte er die Rechte ſtudiren, wozu er aber nicht die allergeringſte Neigung hatte. Dagegen liebte er vorzüglich das Sprachſtudium, das Zeichnen und die Mathematik. Daneben hatte er, obgleich ſchwächlich, klein und verwachſen, eine entſchiedene Neigung für den Militärſtand, und als der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen war, ließ er ſich vom General Walmoden als Ingenieur anwerben und trat in hannöveriſche Dienſte. Da er nach erfolgtem Frieden keine nahe Ausſicht auf eine Beförderung in dieſem Dienſte hatte, und ſein Vater immer noch wünſchte, daß er die Rechte ſtudiren möchte; ſo entſchloß er ſich, ſeinen Abſchied zu nehmen und in jener Abſicht nach Leipzig zu gehn. Als er aber dort von einer ſehr niedrigen Handlung eines Rechtsgelehrten Zeuge wurde, fand er ſich dadurch bewogen, plötzlich von ſeinen Studien der Rechtswiſſenſchaft abzugehn. Im Jahr 1765 erſchien von ihm die Überſetzung der Briefe der Frau

von Sévigné, und einige Zeit nachher ſchrieb er die Briefe über die kochiſche Schauſpielergeſellſchaft, welche ihm, der Freimüthigkeit wegen, mit welcher er über die Verhältniſſe einiger Mitglieder derſelben geſchrieben hatte, vielfachen Verdruß zuzogen. Er kam im Jahre 1766 als Collaborator an die Schule nach Ilefeld. Außer daß er hier noch unter dem Rector Pätz die alte Literatur und beſonders die lateiniſche Sprache ſtudirte, ſchloß er mit den beiden Unzern aus Wernigerode eine enge Freundſchaft. Mit dem jüngern Unzer hatte er die Verabredung getroffen, daß derjenige, der von ihnen beiden am erſten ſterben würde, dem andern erſcheinen ſollte, um ihm zu beweiſen, daß die Seele noch nach dem Tode auf die Erde zurückwirken könnte. Als nun der jüngere Unzer geſtorben war, und ſich keine ſolche Erſcheinung zugetragen hatte, ſo glaubte Mauvillon hierin eine Beſtätigung ſeiner Zweifel über die Unſterblichkeit der Seele zu erhalten. Kurz darauf ward er durch Empfehlung als Weg- und Brücken-Ingenieur und zugleich als Lehrer der Kriegsbaukunſt bei dem Carolinum in Caſſel angeſtellt. Er war um dieſe Zeit Mitarbeiter an der lemgoer Bibliothek, an dem caſſeler Zuſchauer, und ſchrieb auch damals Briefe über den Werth deutſcher Dichter. Dieſes Werk, ſo wie ſeine freien Äußerungen in den von ihm verfaßten Recenſionen zogen ihm viele Feinde zu. Im J. 1775 gab er die Stelle als Wegebau-Ingenieur auf und blieb nur noch bei dem dortigen Collegium Carolinum. Er überſetzte jetzt Raynals Geſchichte der beiden Indien und den Arioſt, arbeitete an verſchiedenen Journalen, ſchrieb ſeine Aufſätze über Gegenſtände der Staatskunſt und überſetzte Turgots Werke. Als der damalige Landgraf das Cadetten-Corps errichtete, wurde Mauvillon dabei als Hauptmann angeſtellt. Um dieſe Zeit ſchrieb er die phyſiocratiſchen Briefe (Braunſchweig, 1780), die Einleitung in die militäriſchen Wiſſenſchaften, über den dreißigjährigen Krieg und über den Einfluß des Pulvers in den neuern Kriegen. Da aber ſeine Geſchäfte bei dem Cadetten-Corps immer drückender wurden, ſo reiſ'te er nach Potsdam, um Friedrich dem Großen, den er leidenſchaftlich liebte, ſeine Dienſte anzubieten. Dieſer trug ihm die Stelle als Capitain bei dem Ingenieur-Corps mit 600 Thalern Beſoldung und noch andern kleinen Vortheilen an. Mauvillon brach aber die Unterhandlungen ab, da ſeine Frau gegen einen Aufenthalt in den preußiſchen Staaten war, und blieb in Caſſel. Nun arbeitete er ſein Religions-Syſtem (Berlin 1787) aus, nahm Theil an dem militäriſchen Journale, entwarf den Plan zu ſeinen dramatiſchen Sprichwörtern (Leipzig, 1785) und fing an, eine Geſchichte des Feldzugs in den Niederlanden von 1745 zu ſchreiben, welches Werk nachher im Manuſcript vollendet worden iſt. Im J. 1785 erhielt er einen Ruf nach Braunſchweig als Major bei dem Ingenieur-Corps und als Lehrer an dem dortigen Carolinum. Gleich nach ſeiner Ankunft daſelbſt überſetzte er Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs ins Franzöſiſche, welche Überſetzung aber nicht gedruckt worden iſt. Im folgenden Jahre reiſ'te Mirabeau durch Braunſchweig. Hiermit entſpann ſich für letztern eine Bekanntſchaft, die Epoche in dem Leben deſſelben macht. Mauvillon überſchätzte Mirabeau, und daraus läßt ſich das Intereſſe, welches letzterer, als ein ſehr eitler und ruhmſüchtiger Mann, an ſeinem Lobredner nahm, leicht erklären. Viel-

leicht aber fand auch Mirabeau an Mauvillon Eigenſchaften des Kopfes, die er für ſeine ſich durchkreuzenden und mannichfaltigen Zwecke benutzen zu können glaubte; genug, die Freundſchaft unter beiden Männern wurde ſehr vertraut und von Mauvillon aus ſogar herzlich. Von dem Umfange dieſer Freundſchaft geben die Lettres du Comte de Mirabeau à un de ses amis en Allemagne écrites durant les années 1786-90 (Brunsv. 1792), welche Mauvillon drucken ließ, einen deutlichen Beweis. Gleich zu Anfange ihrer Bekanntſchaft hatte Mirabeau ſeinem neuen Freunde den Plan vorgelegt, gemeinſchaftlich ein politiſch-philoſophiſches Werk über den preußiſchen Staat, in ſeinen innern und äußern Verhältniſſen betrachtet, zu ſchreiben. Mauvillon ging ein in dieſe Idee und widmete dem Werke, zu welchem ihm Mirabeau von Berlin aus poſttäglich gedruckte und geſchriebene Hülfsquellen überſandte, alle ſeine Muße. Um aber eine Zeit lang gemeinſchaftlich an dem Werke arbeiten zu können, kam Mirabeau im Junius 1787 nach Braunſchweig und blieb bis zum Auguſt da, welche Zeit er meiſtens und ausſchließlich mit Mauvillon verlebte. Nun ging Mirabeau über Hamburg zur See nach Paris, ordnete dort das Werk zu einem Ganzen, und gab es unter ſeinem Namen heraus. Dies iſt die Entſtehung des Werks *über die preußiſche Monarchie*. Mauvillon überſetzte es ins Deutſche und zeigte dabei, daß dem Grafen Mirabeau die Idee deſſelben, mancher Beitrag nebſt der Einkleidung, ihm aber die Darſtellung und Ausführung des Einzelnen gehöre. Eines Urtheils über dieſes Werk, welches in jedermanns Hände gekommen iſt, können wir uns um ſo eher enthalten, da daſſelbe in der Zeit zur Genüge ſchriftlich und mündlich beſprochen worden iſt. Mirabeau's Tod trennte eine Freundſchaft, die vielleicht, wäre er leben geblieben und hätte ſein Einfluß auf die Begebenheiten Frankreichs Fortgang gehabt, in dem Leben Mauvillons eine bedeutende Veränderung hervorgebracht haben würde. Ungeachtet ihm die mit Mirabeau gemeinſchaftlich unternommnen Arbeiten viel Zeit koſteten, ſo fand er dennoch Raum für andre literariſche Unternehmungen. Als im Jahre 1787 *Brandes Werk über die Weiber* erſchien, war Mauvillon über die darin aufgeſtellten Grundſätze aufs höchſte entrüſtet. Mauvillon hatte nämlich von Jugend auf mit Weibern gelebt und war von den klügern derſelben, trotz der Häßlichkeit ſeiner Perſon, ſtets ausgezeichnet worden. Kein Wunder alſo, daß ſein Unwillen über Brandes Werk zur höchſten Lebhaftigkeit ſtieg. Er ließ ſogleich alle andre Arbeit liegen, um jenen Schriftſteller durch ſein Werk, *Mann und Weib*, zu widerlegen. Dennoch brachte dieſe Schrift nicht die Wirkung hervor, welche er von derſelben erwartet hatte. Als ihm nun die franzöſiſche Revolution Gelegenheit gegeben hatte, ſich mit vieler Lebhaftigkeit für Freiheit und Gleichheit zu erklären, ſo entfernten dieſe Grundſätze eine Menge ſeiner Bekannten und Freunde von ihm, und er war gezwungen, ſeinen Umgang meiſtens auf ſich und ſeine Familie zu beſchränken. Eben dieſe Grundſätze zogen ihm ſowohl öffentlich, als in ſeinen bürgerlichen und Staatsverhältniſſen viele Unannehmlichkeit zu. Jetzt erſchien *Bahrdt mit der eiſernen Stirn*, jene Spottſchrift, welche, wie es hernach bewieſen und eingeſtanden worden, Kotzebue und Markard verfertigt hatten. Bekanntlich wurde in derſelben auch Mauvillon auf eine derbe und ziemlich ſittenloſe Weiſe angegriffen. Da die hannöveriſche Ju-

ſtizkanzlei eine Unterſuchung begonnen, um den Verfaſſer dieſer Schrift zu entdecken, und Mauvillon öffentlich geſagt hatte, er halte Zimmermann in Hannover für den Urheber derſelben, ſo requirirte jene Kanzlei das Kriegscollegium in Braunſchweig mit der Bitte, man möge dem Obriſtlieutenant Mauvillon ſeine Gründe für jene Behauptung abfragen. Mauvillon weigerte ſich, dieſe Gründe zu ſagen, indem er erklärte, daß, da er ſelbſt in der Schrift angegriffen ſey, es ſcheinen könne, als handle er aus Rache, und daß kein redlich denkender Mann eine ſolche Vermuthung auf ſich ziehen müſſe. Damit war aber die Juſtizkanzlei zu Hannover nicht zufrieden und requirirte zum zweiten Male. Nun bat ſich Mauvillon eine Friſt von vier Wochen aus, und gab dann einen ſchriftlichen Aufſatz zu Protocoll, mit dem Titel: des Obriſtlieutenants Mauvillon gründliche Vermuthungen und geſammelte Data, nach welchen er feſt überzeugt iſt, daß der Verfaſſer der Schrift, Bahrdt mit der eiſernen Stirn, kein andrer ſey, als der Herr Ritter von Zimmermann. Dieſe Schrift wurde nachher auch gedruckt dem Publicum vor Augen gelegt (Braunſchweig, 1791) wofür jedoch Mauvillon auf vierundzwanzig Stunden Arreſt bekam. Ob nun gleich die ſcharfſinnigen Deductionen, an welchen dieſe Schrift ſo reich iſt, derſelben einen Werth an ſich ſelbſt verleihen, ſo machte ſie dennoch, da kurz darauf der wahre Verfaſſer bekannt wurde, Mauvillon ſehr viele unangenehme Stunden. Trotz deſſen aber, daß Zimmermann durch das Anerbieten eines ſchauderhaften Eides, den er, auf einzelne kleine Blätter gedruckt, ſeinen Freunden zuſandte, ſich von jenem Pasquill losſagte, blieb Mauvillon dennoch der Meinung, daß Zimmermann von der Schrift gewußt habe, und verſicherte dies noch kurz vor ſeinem Tode. In wie fern dieſe Meinung gegründet ſeyn möge, können wir nicht entſcheiden; doch haben unterrichtete Leute in der letzten Zeit wirklich behaupten wollen, Kotzebue ſey, durch die Verunglimpfungen, welche man Zimmermann habe wiederfahren laſſen, zu der Rechtfertigung jener Schrift veranlaßt worden. Im Jahre 1792 fing Mauvillon an, die Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig zu ſchreiben; vielleicht, was den Styl anbetrifft, das beſte unter allen ſeinen Werken. In Leipzig, wohin er 1793 auf ein halbes Jahr mit Urlaub gegangen war, verfertigte er den dritten Theil über die preußiſche Monarchie und lieferte, außer der Überſetzung der Briefe von Malouet über die franzöſiſche Revolution, auch die Geſchichte des Erbfolgekriegs für den göſchenſchen Almanach. In Folge einer Erkältung, welche er ſich auf dem Rückwege nach Braunſchweig, auf welchem er Hamburg beſuchte, zugezogen hatte, zeigten ſich bei ihm alle Folgen einer Waſſerſucht, die nicht mehr zu heilen war, und an welcher er kurz nach ſeiner Zurückkunft nach Braunſchweig 1794 ſtarb.

Maxen, ein ſächſiſches Dorf im Amte Pirna im meißner Kreiſe, wo am 21ſten November 1759 der preußiſche General Fink ſich mit 15,000 Mann an die Öſterreicher ergeben mußte. In der Nähe ſind gute Stein- und Marmorbrüche.

Maximilian I., römiſcher Kaiſer, ein Sohn Kaiſer Friedrichs III., geboren 1459, vermählt 1477 mit Maria von Burgund, der Erbin Herzog Carls des Kühnen, mit welcher er den Erzherzog Philipp, den Vater Carls V. und Ferdinands I. zeugte. Er wurde

1486 zum römiſchen Könige gewählt und beſtieg den Kaiſerthron 1493. Unter ſehr ungünſtigen Umſtänden trat er die Regierung an; unter dem ſchwachen und unbeſtändigen Friedrich III., der zum Unglück des Reichs faſt ein halbes Jahrhundert regiert hatte, war Deutſchland in Verwirrung und Kraftloſigkeit verſunken. Maximilian hatte ſich aus Staatsklugheit mit Maria, der einzigen Erbin von Burgund, vermählt, und dadurch die weitläuftigen Beſitzungen Carls des Kühnen an das Haus Öſterreich gebracht. Aber bei der geringen Unterſtützung, die er von ſeinem Vater erhielt, konnte er ſie nicht insgeſammt gegen den herrſchſüchtigen Ludwig XI., König von Frankreich, behaupten, welcher ihm Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund entriß. Zwar hatte ſich Maximilian als unternehmend, ſtaatsklug, edel, uneigennützig und perſönlich tapfer gezeigt; dennoch erblicken wir auch in ihm einen unentſchloßnen, verſchwenderiſchen und unbeſonnenen Fürſten, der oft durch unzeitige Hitze und Mangel an Beharrlichkeit die beſten Plane verfehlte, und durch ſchlechte Verwaltung der Finanzen, wodurch ein beſtändiger Geldmangel verurſacht wurde, nicht ſelten die Früchte großer und glücklicher Thaten auf einmal verlor. Seine Regierungsgeſchichte liefert eine ununterbrochne Reihe von Kriegen. Es gelang ihm, die 1493 eingefallnen Türken zurückzuſchlagen, und ſie ſein ganzes Leben hindurch von ſeinen Erblanden abzuhalten; dagegen konnte er es nicht hindern, daß ſich die Schweiz nach einem, 1498 und 99 ſehr unglücklich geführten blutigen Krieg vom deutſchen Reiche losriß. Sein Plan, Ludwigs XII., Königs von Frankreich, große Macht in Italien einzuſchränken, und zugleich ihn zur Aufhebung ſeiner Anſprüche auf Mailand mit den Waffen in der Hand zu zwingen, veranlaßte unaufhörliche Kriege, welche die beſten Kräfte des Reichs erſchöpften, ohne ihm den Beſitz von Mailand zu ſichern. Eben ſo verunglückte ſein großes Bündniß zu Dämpfung des gefährlichen Übermuths der Republik Venedig, 1508 zu Cambray mit Spanien, Frankreich, Mantua, Modena und dem Papſte wider dieſelbe geſchloſſen. Es ſchien um die Exiſtenz der Republik geſchehen zu ſeyn, als Uneinigkeit die Alliirten bewog, Separatfriedensſchlüſſe einzugehn. Maximilian zog endlich ſelbſt gegen Frankreich zu Felde, und trat ſogar, um Geld zu erlangen, dem aufs neue triumphirenden Venedig Verona gegen 200,000 Ducaten ab. — Weit ruhmvoller ſind ſeine Thaten im Innern des deutſchen Reichs, das ſeit Jahrhunderten ein Schauplatz der wüthendſten Fehden, der ſchrecklichſten Barbarei und der zerſtörendſten Anarchie geweſen war. Was ſeit mehr als 300 Jahren vergebens verſucht worden, das vollbrachte ſein großer Geiſt allein, trotz der unabläſſigen äußern Kriege und trotz des hartnäckigen Widerſtandes der unruhigen Großen, in dem kurzen Zeitraum einer fünfundzwanzigjährigen Regierung. Schon 1495 machte er auf dem merkwürdigen Reichstage zu Worms durch den ewigen Landfrieden, wodurch allen Befehdungen ein Ziel geſetzt wurde, den innern Unruhen und Gewaltthätigkeiten größtentheils ein Ende, und übte gegen die Übertreter die gerechteſte Strenge aus. Um der Unſicherheit und Mangelhaftigkeit der deutſchen Rechte und den entſetzlichen Juſtizmißbräuchen abzuhelfen, nahm er auf eben dieſem Reichstage das römiſche und canoniſche Recht als ſubſidiariſche Entſcheidungsquellen auf; eine Beſtimmung, die für die damaligen Zeiten von dem entſchiedenſten Werth war; und ſtiftete das Reichskammergericht als höchſten und feſtſtehenden

Gerichtshof. Auch ſchaffte er die ungeheuern Mißbräuche der weſtphäliſchen oder Vehmgerichte ab, obgleich er ihre gänzliche Aufhebung nicht zu Stande bringen konnte. Auch die Stiftung der deutſchen Kreiſe, wodurch er den Frieden und die Sicherheit im Innern zu befeſtigen ſuchte, rührt von ihm her. Anfangs (1500) ſtiftete er deren ſechs: den bayriſchen, fränkiſchen, ſchwäbiſchen, oberrheiniſchen, weſtphäliſchen und niederſächſiſchen; erſt 1512 kamen der öſterreichiſche, burgundiſche, churrheiniſche und oberſächſiſche hinzu. Ferner führte Maximilian zuerſt ſtehende Truppen unter dem Namen Lanzknechte ein, verbeſſerte das grobe Geſchütz, gab vortreffliche Polizeigeſetze, bildete die Verfaſſung der Reichstage mehr aus, demüthigte den gefährlichen Übermuth der Großen, führte Poſten und andre gemeinnützige Einrichtungen ein, liebte und beförderte die Wiſſenſchaften, belohnte, ſo gut er konnte, die Gelehrten, ſuchte den Univerſitäten zu Wien und Ingolſtadt aufzuhelfen und ſtiftete auf der erſtern eine Profeſſur der Dichtkunſt, die er ſelbſt übte. Auch hatte er verſchiednen Gelehrten eine umſtändliche Beſchreibung ſeines Lebens unter erdichtetem Namen in die Feder dictirt. Davon war die Hälfte 1512 fertig; 1514 befahl der Kaiſer ſeinem Geheimſchreiber Treitzſaurwein von] Erntreitz das Buch mit Schrift und Gemel in Ordnung zu bringen. Aber nach dem Tode des Kaiſers, welcher 1519 zu Wels in Ober-Öſterreich erfolgte, wurde das Buch vergeſſen, und die vollendeten Formen blieben vermuthlich in den Händen der Künſtler. Erſt in neuerer Zeit wurden dieſe zu Grätz entdeckt und dem Druck übergeben, unter dem Titel: Der Weiß Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaiſers Maximilian I., von Marx Treitzſaurwein auf deſſen Angaben zuſammengetragen, nebſt den von Hannſen Burgmair dazu verfertigten Holzſchnitten. Wien 1775, Fol.

Maximilian II., römiſcher Kaiſer, ein Sohn Ferdinands I., geboren zu Wien 1527, zum römiſchen Könige gewählt 1562, folgte ſeinem Vater 1564 in der Kaiſerwürde. Er war das Muſter eines weiſen, klugen und gütigen Regenten. Aus den Zeiten ſeiner Erziehung hatte er mehrere lutheriſche Glaubenslehren als wahr erkannt und angenommen, ohne ſich jedoch auf irgend eine Art zu denſelben zu bekennen; aber er gab ſeinen Erbunterthanen größere Religionsfreiheiten, war überall ſehr tolerant, und beſtätigte 1566 den Religionsfrieden. Der türkiſche Kaiſer, Soliman II., bekriegte Maximilian zur Unterſtützung Johann Sigismunds, Fürſten von Siebenbürgen, in ſeinen Anſprüchen auf Ungarn. Solimans Tod endigte den Krieg 1567. Johann Sigismund blieb erblicher Fürſt von Siebenbürgen, und hatte 1571 Stephan Batori, und als dieſer 1575 König von Polen wurde, deſſelben Bruder, Chriſtoph Batori, zum Nachfolger. Selim brach den Waffenſtillſtand 1576, aber Maximilian ſtarb in demſelben Jahre zu Regensburg. Vielleicht hätte er länger gelebt, wenn er ſich nicht der Cur eines Weibes anvertraut hätte, die wegen ihrer Wunhereſſenzen in Ruf ſtand. In einem einzigen Falle während ſeiner Regierung kann man ihm vielleicht den Vorwurf der Härte machen, bei der unabbittlich ewigen Gefangenſchaft des Herzogs zu Sachſen, Johann Friedrichs, welchen die grumbachiſchen Händel ins Unglück geſtürzt hatten. Vielleicht aber handelte er hier nicht ganz nach ſeinem Willen. Er hinterließ von ſeiner Gemahlin Maria, der Tochter Carls V., außer zwei Töchtern ſechs Söhne, die aber alle unbeerbt ſtarben. Der äl-

teſte, Rudolph, folgte ihm allein in den geſammten öſterreichiſchen Erblanden, welches vermuthen läßt, daß Maximilian das Recht der Erſtgeburt im Hauſe Öſterreich eingeführt habe.

Maximilian der Große, Churfürſt von Bayern, ein Sohn Herzogs Wilhelm V., geboren zu Landshut im J. 1573, brachte daſelbſt ſeine Jugend zu, lernte die lateiniſche, franzöſiſche und italieniſche Sprache fertig ſprechen, verſtand auch die ſpaniſche, ſtudirte bis 1591 zu Ingolſtadt, machte dann Reiſen, und trat 1596 die Regierung des Herzogthums Ober- und Nieder-Bayern an, welche ihm ſein 1626 verſtorbner Vater aus Frömmigkeitseifer abtrat. Von der Natur mit trefflichen Geiſtes- und Herzensgaben ausgerüſtet, gebildet durch ſtrenges Studium und Reiſen, und durchdrungen von dem Wunſche, der Vater ſeines Volks zu ſeyn, hätte er Bayern bei Ruhe von außen auf die höchſte Stufe von Macht und Blüthe erhoben. Allein die fortdauernden Religionszwiſte, verbunden mit Öſterreichs Streben nach Unabhängigkeit, führten den verheerenden 30jährigen Krieg herbei, und brachten auch Bayern um einen großen Theil der ſchönen Früchte, die es von Maximilians weiſer Regierung zu erwarten hatte. Der Kaiſer übertrug ihm 1606 die Achtsvollziehung gegen die Stadt Donauwerth, welche dadurch wieder unter bayerſche Oberherrſchaft kam. Die catholiſche Ligue wählte Maximilian zu ihrem Oberhaupte. Er verband ſich hierauf mit Kaiſer Ferdinand II, gegen den pfälziſchen Friedrich, brachte Ober-Öſterreich zum Gehorſam, ſiegte auf dem weißen Berge 1619, und eroberte die Ober- und Unter-Pfalz. Der Kaiſer räumte ihm zur Vergütung für 13 Millionen Kriegskoſten nicht nur die Churwürde, ſondern auch das ganze Land des unglücklichen Friedrichs ein. Nach der Schlacht bei Leipzig rückte Guſtav Adolph 1632 nach Bayern, nahm Donauwerth und München in Beſitz, mußte aber, von Wallenſtein genöthigt, ſich nach Ingolſtadt zurückziehn. Zuletzt aber behaupteten die Franzoſen und Schweden ſo ſehr die Oberhand in Bayern, daß ſich Maximilian 1647 zur Neutralität bequemen mußte; ſein Land wurde aber jetzt noch mehr als zuvor verwüſtet. Der weſtphäliſche Friede gewährte ihm die Ober-Pfalz, die Grafſchaft Cham und die Churwürde nebſt dem Erztruchſeßamt (1648). Während dieſes langen verheerenden Kriegs war Maximilian dennoch für das Aufblühen ſeines Staates raſtlos beſorgt; er baute die Reſidenz, das Zeughaus und das Joſephsſpital in München, legte daſelbſt den Hofgarten an, zog die merkwürdige Soleleitung von Reichenhall nach Traunſtein 1616, baute die Jeſuitencollegien zu Amberg, Burghauſen, Mindelheim, Heidelberg, und ließ dem Kaiſer Ludwig in der Frauenkirche zu München das prächtige Denkmal errichten. Im J. 1651 ſtarb er zu Ingolſtadt; ihm folgte ſein Sohn Ferdinand Maria.

Maximilian Emanuel, Churfürſt von Bayern, ein Sohn des Churfürſten Ferdinand Maria, geboren 1662, wurde zu allen ritterlichen Übungen erzogen, worin er auch eine vorzügliche Fertigkeit erlangte, und kam durch den Tod ſeines Vaters 1679 in den Beſitz der Regierung. Er war anfangs ein treuer Bundesgenoſſe Öſterreichs, zog 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien mit 11,000 Mann zu Hülfe, und focht gegen Öſterreichs Feinde nicht nur in Ungarn, ſondern auch am Rhein, welches dem bayriſchen Lande 30,000 tapfere Männer und 32 Millionen Gulden koſtete. Er vermählte ſich mit Kaiſer Leopolds I. Tochter, Maria

Antonia, der Mutter des Königs Philipps IV. von Spanien Tochter war. Dies verſchaffte ihm einige Anſprüche auf die ſpaniſche Monarchie, doch hinderte ihn der frühzeitige Tod ſeines Sohns, ſie geltend zu machen. Beim Ausbruche des ſpaniſchen Erbfolgekriegs verband er ſich ins geheim mit Frankreich, räumte die ſpaniſchen Niederlande, deren Statthalter er war, franzöſiſchen Kriegsvölkern ein, und bemächtigte ſich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Hierüber wurde er von dem Kaiſer für einen Reichsfeind erklärt, und nach zwei verlornen Schlachten, auf dem Schellenberge und bei Höchſtädt, ſein Land zu verlaſſen genöthigt. Dieſes wurde nach ſeiner Achtserklärung unter mehrere getheilt (1706). Im raſtadter Frieden wurde ihm jedoch alles zurückgegeben. Seitdem war er dem Hauſe Öſterreich getreu und ſchickte demſelben 1717 ein Hülfscorps unter ſeinem Churprinzen, Carl Albert, wider die Türken. Im J. 1724 verglich er ſich mit Pfalz wegen der Reichsverweſung, die nun von beiden gemeinſchaftlich geführt wurde. Er ſtarb 1726.

Maximilian Joſeph, Churfürſt von Bayern, ein Sohn des Churfürſten Carl Albrecht, geboren 1727, genoß eine ſorgfältige, religiöſe und gelehrte Erziehung, und war erſt 13 Jahre alt, als ſein Vater nach Kaiſer Carls VI. Tode Anſprüche auf die Erbſchaft machte. Als er nach dem plötzlichen Abſterben ſeines Vaters ſchon in ſeinem 17ten Jahre zur Regierung gekommen war, verſuchte er gegen die Truppen der Kaiſerin Maria Thereſia noch einmal das Glück der Waffen, und entſagte, da ihm der Erfolg nicht günſtig war, in dem Frieden zu Füßen 1745 allen ſeinen Anſprüchen auf Öſterreich, wogegen er ſeine verlornen Länder zurückerhielt. Der Segen des Friedens kam nun ſeinem unglücklichen, verheerten und erſchöpften Lande zu gute. Seine erſte Angelegenheit war, durch Einſchränkung des Hofſtaats, durch Einziehung eines Theils ſeiner Truppen, und durch die Überlaſſung eines andern Theils derſelben an die Seemächte, überhaupt durch ſtrenge und weiſe Staatswirthſchaft dem Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsſchulden wurden 1749 durch eine Commiſſion unterſucht, welche Mittel zu ihrer Tilgung ausfündig machen ſollte. Die inländiſchen Fabriken wurden emporgebracht, und kein Hofbedienter durfte ſich in Tücher kleiden, die nicht im Lande gemacht waren. Im J. 1753 führte er eine neue Gerichtsordnung ein. Der Ackerbau wurde von ihm möglichſt durch gute Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an durch Urbarmachung öder Plätze befördert. Die Wiſſenſchaften hatten ſich ſeiner Unterſtützung zu erfreuen, Schulen und Univerſitäten wurden verbeſſert, und 1760 die Akademie der Wiſſenſchaften in München geſtiftet. Vieles trug zu dieſen wohlthätigen Einrichtungen Kreitmaier, Ickſtadt, Lori u. A. bei. Bei aller Anhänglichkeit, die der Churfürſt für die catholiſche Kirche hatte, verminderte und beſchränkte er doch die Klöſter, geſtattete den Proteſtanten in München den Gebrauch ihres Gottesdienſtes, und war einer der erſten Fürſten, welche das Abolitionsbreve der Jeſuiten in Erfüllung brachten. Man überreichte ihm einſt eine Liſte von ſogenannten Freigeiſtern mit der Bitte, dieſe gefährlichen Leute zu entfernen. „Gerade die beſten Köpfe,“ antwortete er und warf das Papier ins Feuer. Er ſtarb, als das Opfer ungeſchickter ärztlicher Behandlung am Ende des J. 1777, und mit ihm erloſch der wittelsbach=

bayriſche Stamm, ſo daß nach ſeinem Tode ſeine Länder an Churpfalz fielen.

Maximilian I. (Joſeph), König von Bayern, ward den 27ſten Mai 1756 zu Schwetzingen, unweit Mannheim, geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, öſterreichiſcher Feldmarſchall, und ſeine Mutter, Franzisca, Tochter Johann Carls von Sulzbach. Von Schwetzingen kam Maximilian im 6ten Jahre ſeines Alters nach Zweibrücken unter die Aufſicht des Herzogs Chriſtian, ſeines Oheims. Der Regierungsrath Heiß war in der deutſchen Sprache, der Abt Salabert in der franzöſiſchen ſein Lehrer. In ſeinem 9ten Jahre erhielt er zum Hofmeiſter den Franzoſen Keralio, von dem er im militäriſchen Dienſte, im Geſchäftsſtyl und Zeichnen, und den Profeſſor Exter, von dem er in der Geſchichte und Erdbeſchreibung unterrichtet wurde. Seine Herzensgüte bewies der junge Fürſt ſchon damals durch thätige Unterſtützung der Armen und Nothleidenden. Im J. 1777 ward er als franzöſiſcher Obriſt zu Straßburg ſeinem Regimente Elſaß vorgeſtellt, 1778 zu einem franzöſiſchen General-Major erhoben, und mit dem Ludwigskreuze geziert. Nach mehrern Reiſen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution 1789 in Straßburg, worauf er nach Mannheim ging. Im J. 1795 ſtarb Carl II., Herzog von Zweibrücken und ihm folgte in der Regierung ſein Bruder Maximilian. Obgleich anfänglich durch Einmiſchungen der Franzoſen in ſeine Erbſchaft gekränkt, regierte er doch zum Glücke des Landes. Nach dem Erlöſchen des pfalzſulzbachiſchen Stammes mit dem Hintritte des Churfürſten Carl Theodor den 16ten Februar 1799, gebührte die Erbfolge in Pfalzbayern zunächſt der neuen pfalzzweibrückiſchen Linie. So trat Maximilian Joſeph unter dem Namen des Vierten in dem nämlichen Jahre die Regierung in Pfalzbayern an. Seine erſte Sorgfalt war auf Veredlung des Bodens gerichtet. Auf eigne Koſten ließ er 1802 das ſogenannte Donaumoos zwiſchen Ingolſtadt und Neuburg, 56,000 Tagewerke groß, urbar machen und zog neue Anſiedler dahin. Güter und Gemeindeweiden wurden vertheilt, und von den bayriſchen Bauern das von Fremden gegebne Beiſpiel nachgeahmt, ſo daß ſeit dem Regierungsantritte Maximilians bis zum letzten December 1804 in dem nur 514 Quadratmeilen großen Herzogthume 1570 neue meiſtens ſteinerne Häuſer erbaut, 232,866 Tagewerke urbar gemacht, 493 große Güter zertheilt und 640 Landwirthſchaften ordentlich arrondirt waren. Ein landwirthſchaftlicher Verein wurde geſtiftet, deſſen ausſchließlicher Zweck Beförderung der practiſchen Landwirthſchaft iſt. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden manche zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landſtraßen angelegt u. ſ. w. Im J. 1805 ſchloß ſich Bayerns Fürſt, um ſeinem Lande die Verheerungen des Krieges möglichſt zu erſparen, an Frankreich an, und proclamirte ſich den 1ſten Januar 1806 zum Könige. Nachdem er dadurch vollkommne Staatsgewalt erlangt hatte, griff er kräftig ein, um ſeinem Volke Einheit und weiſe Geſetze zu geben. Die Gerichtsverfaſſung, beſonders das Criminalrecht, ſchon früher 1802 verbeſſert, erhielt eine zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verſchiedenheiten der Verfaſſungen, das landſchaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807; die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 geſichert gegen Mißgriffe durch die Dominial-Fideicommiß- und Schulden-Pragmatik, der Staatsdienſt durch

die Dienſtpragmatik. Höchſt wichtig für den Geſchäftsgang waren die Organiſation des geheimen Rathscollegiums, durch das organiſche Edict 1808, die Eintheilung des Landes in Kreiſe, die Anordnung der Generalkreiscommiſſariate 1808 und 1810, und die Organiſation der Sectionen in den Miniſterien. Alle drei Religionsparteien genoſſen freie übung ihres Cultus. Ein Hauptaugenmerk mußte auf die Finanzen gerichtet ſeyn. Es wurden das Familienſchutzgeld und das Poſtweſen regulirt, 1808; eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 feſtgeſetzt und 1811 modificirt; Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen, 1811; und um die in den frühern Kriegen aufgelaufnen Laſten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derſelben angeordnet. Noch größere Verdienſte hat ſich Maximilian in Hinſicht auf Beförderung wahrer Volkscultur, des öffentlichen Unterrichts, der Wiſſenſchaften und Künſte erworben. Die aus den aufgehobnen Klöſtern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu einem Fond für Beſoldung der Lehrer und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt; die Univerſitäten zu Landshut und Würzburg 1803 zweckmäßig und die zu Insbruck analog jener zu Landshut 1808 organiſirt; Schullehrerſeminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt, für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 ganz neue errichtet u. ſ. w. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu München wurde 1807 vervollkommnet und ihr jährlicher Etat auf 80,000 Fl. feſtgeſetzt; 1808 eine Akademie der bildenden Künſte geſtiftet und für die Beſorgung und Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanſtalten eine eigne Section beim Miniſterium des Innern angeordnet. Um alle dieſe Einrichtungen für die Folgezeit zu ſichern, wurden ſie in die Conſtitution aufgenommen. — Obſchon Napoleon den bayriſchen Staat ganz für ſich zu gewinnen, und deſſen Regenten durch die Bande der Verwandtſchaft an ſich zu feſſeln geſucht hatte, ſo verkannte doch Maximilian nicht das wahre Intereſſe der Deutſchen, und ſein übertritt zur allgemeinen Sache 1813 war von den entſchiedenſten heilſamen Folgen. Dadurch hat er ſich die Dankbarkeit und Verehrung aller Deutſchen erworben. — Gefällige Herablaſſung, menſchenfreundliche Milde und anſpruchloſe Einfachheit der Sitten zeichnen Maximilians Charakter ſowohl im öffentlichen als im Privatleben aus. Rührend iſt es zu ſehn, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreiſe der Seinen lebt, wie das Volk voll patriotiſchem Enthuſiasmus überall, wo er ſich zeigt, froh und jubelnd ſich zu ihm drängt und ihn als ſeinen Vater liebt und verehrt.

Maximum (das Größte), bezeichnet überhaupt diejenige Größe, über welche hinaus keine Vergrößerung oder Vermehrung Statt findet oder Statt finden ſoll. Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution wurde für alle Lebensmittel eine Taxe, ein höchſter Preis, über den ſie nicht verkauft werden durften, beſtimmt, und dieſer hieß das Maximum. Man hielt anfänglich dieſe Beſtimmung für ſehr heilſam; bald aber zeigte ſie ſich ſo nachtheilig für landwirthſchaftliche Induſtrie und Handel, daß man ſie im dritten Jahre der Republik wieder abſchaffte. Indeß waren die bei dieſer Gelegenheit gefertigten Tabellen, da ſie Beſchreibungen von dem Zuſtande des Ackerbaus, der Induſtrie, der Manufacturen und des Handels jedes einzelnen Orts in Frankreich enthielten, von großer Wichtigkeit.

Mayer (Johann Tobias), ein berühmter Aſtronom, geboren zu Marbach im Wirtembergiſchen im J. 1723, wurde in Eßlingen in Dürftigkeit erzogen, bildete ſich, ohne eine Akademie zu beſuchen, durch Privatfleiß zum Mathematiker, und war ſchon durch ein Paar ſchriftſtelleriſche Verſuche in dieſem Fache bekannt, als er 1746 in die homanniſche Officin nach Nürnberg kam, und ſich durch die Beſorgung und Verbeſſerung neuer Karten ſehr rühmlich bekannt machte. Er bekam daher 1751 einen Ruf als Profeſſor der Mathematik nach Göttingen, wo er 1762, zu früh für die Wiſſenſchaften, ſtarb. Er hat ſich durch ſeine Mondstafeln, wofür ſeine Witwe einen Preis von 3000 Pfund Sterling aus England erhielt, als Aſtronom unſterblich gemacht. Auf dieſen Gegenſtand beziehn ſich ſeine Theoria lunae juxta ſyſtema Newtonianum, Lond. 1767, und ſeine Tabula motuum ſolis et lunae, ebend. 1770. Die Zeichnungen, die er zu einer neuen Mondkarte mit der äußerſten Genauigkeit und Sauberkeit gemacht hatte, und ſeine beträchtlichen Handſchriften werden auf der göttinger Sternwarte aufbewahrt. Nur einiges iſt von Lichtenberg herausgegeben worden: Opera inedita. Vol. I. 1774, Fol.

Maynard (François), ein franzöſiſcher Dichter, einer der vierzig der Akadémie françaiſe, war gegen das J. 1582 zu Toulouſe geboren. Er kam als Jüngling an den Hof und wurde Secretär der Königin Margarethe. Er gab damals ein Gedicht in fünf Büchern, Philandre betitelt, heraus, das von der Liebe handelt. Wahrſcheinlich verfertigte er auch damals ſeine Priapées, welche jedoch nie gedruckt worden ſind. Noailles, der als Geſandter nach Rom ging, nahm ihn 1634 mit ſich dahin. Nach ſeiner Rückkehr machte er verſchiednen Großen den Hof, wiewohl ohne ſonderlichen Erfolg. Er wurde jedoch Präſident des Landgerichts von Aurillac in Auvergne, Mitglied der Akademie der Blumenſpiele von Toulouſe, und gegen das J. 1632 Akademiker. Unter der Regentſchaft der Königin Anna von Öſterreich erſchien er wieder am Hofe, und da er auch bei dieſer nicht glücklich war, zog er ſich in ſeine Provinz zurück, wo er 1646 mit dem Titel eines Staatsraths ſtarb. Einige Zeit vor ſeinem Tode unternahm er eine Reiſe nach Paris. Seine Freunde machten ihn vielfältig im Geſpräch auf veraltete Worte aufmerkſam, deren er ſich gegen den Gebrauch noch bediente. Dies geſchah ihm ſo oft, daß er endlich folgende vier Verſe darauf machte:

En cheveux blancs il me faut donc aller
Comme un enfant tous les jours à l'école!
Que je ſuis fou d'apprendre à bien parler,
Lorſque la mort vient m'ôter la parole!

Über die Thür ſeines Zimmers hatte er dieſe Verſe geſchrieben:

Las d'eſpérer et de me plaindre
Des muſes, des grands et du ſort;
C'eſt ici que j'attends la mort,
Sans la déſirer ni la craindre.

Überhaupt war das Epigramm die Gattung, die ihm am beſten gelang; außerdem haben wir von ihm Lieder, Oden und Briefe. Maynard führte zuerſt den regelmäßigen Abſchnitt in der Mitte des Alexandriners ein.

Mayor, ſ. Maire.

Maynz, ein ehemaliges Erzſtift im niederrheiniſchen Kreiſe, welches ſich in die Wetterau, wie auch in Franken und von der Grafſchaft Spanheim bis an das Wirtembergiſche erſtreckte. Die Größe deſſelben wurde auf 150 Quadratmeilen und die Bevölkerung nach der Zählung von 1776 auf 208,000 Seelen angegeben. Es gehörte aber noch dazu das Eichsfeld, welches 84,000 und das erfurter Gebiet, welches 46,000 Einwohner zählt, ſo daß die geſammte Volksmenge ſich auf 340,000 belief. Die Einkünfte ſchätzte man auf 1400,000 Gulden. Der Erzbiſchof von Maynz war zugleich einer der drei geiſtlichen Churfürſten und des heil. römiſchen Reichs Erzkanzler in Deutſchland. Als ſolcher hatte er das Reichsſiegel und das Reichsarchiv in ſeiner Verwahrung. Die Reichskanzlei, die maynziſche Kanzlei auf dem Reichstage und die Kammergerichtskanzlei hingen von ihm ab. Er hatte das Directorium auf dem Reichstage und im Churfürſtencollegium, wie auch bei dem Wahlgeſchäft; er viſitirte die Reichsgerichte, ſchrieb Deputations- und Churfürſtentage aus und ſetzte den Reichsvicekanzler und alle zur Reichshofkanzlei gehörigen Perſonen. Zu einem Römermonat gab Maynz 1927 Gulden 5⅕ Kreuzer und zu einem Kammerziel 900 Thaler 21½ Kr. Die vier Hofämter des Erzſtifts bekleideten 1. die Landgrafen von Heſſen als Erbmarſchälle nebſt ihren Verweſern, den Freiherrn von Heiſenſtein; 2. die Pfalzgrafen von Zweibrück als Erbtruchſeſſe nebſt ihren Verweſern, den Freiherrn Greifenklau von Vollrath; 3. die Grafen von Schönborn als Erbſchenken nebſt ihren Verweſern, den Freiherrn von Kronberg; 4. die Grafen zu Stollberg als Erbkämmerer nebſt ihren Verweſern, den Grafen von Metternich in Winneburg und Beilſtein. — Über die Schickſale des Churfürſtenthums Maynz nach dem lüneviller Frieden ſehe man den Art. Frankfurt (Großherzogthum).

Maynz, die ehemalige Haupt- und Reſidenzſtadt des gleichnamigen Erzſtifts, am weſtlichen Ufer des Rheins gelegen, wo ſich der Mayn in denſelben ergießt. Sie iſt eine alte und anſehnliche Stadt und zählte vormals 27,000 Einwohner; im J. 1803 fanden ſich deren noch 21,583. Seit dem lüneviller bis zum pariſer Frieden gehörte Maynz zu Frankreich und war die Hauptſtadt im Departement des Donnersbergs. Als Feſtung iſt es von großer Wichtigkeit; die Werke ſind von den Franzoſen noch ſehr verſtärkt und vergrößert worden. Die Gaſſen der Stadt ſind meiſt eng und winklicht, doch erblickt man unter den Häuſern auch hin und wieder anſehnliche Paläſte. Das ehemalige Reſidenzſchloß Martinsburg wurde von den Franzoſen zum Niederlagsplatz für den maynzer Handel beſtimmt. Dem Einfluſſe des Mayns gegenüber lag die churfürſtliche Favorita mit ihrem Garten, Waſſerkünſten und der vortrefflichen Ausſicht über den Rhein und Mayn. Durch die mehrmaligen Belagerungen aber während der letztern Kriege ſind jenes Luſtſchloß, die Domgebäude, einer von den großen Thürmen der Domkirche, die Jeſuiterkirche und viele andre öffentliche und Privatgebäude zerſtört worden. Die Domkirche enthielt einen koſtbaren Schatz und viele ſchöne Grabmäler, welche aber größtentheils nicht mehr vorhanden ſind. Die Klöſter ſind aufgehoben und zum Theil zerſtört, wie die Carthauſe. Von den Hoſpitälern beſieht man das zu St. Roch mit ſeiner Buchdruckerei, Strumpf- und Zeugfabrik, von weltlichen Gebäuden aber das Rathhaus, Zeughaus, Redouten- und Ballhaus, das adelige Geſellſchaftshaus, die Reit-

ſchule u. ſ. w. Von Antiquitäten bemerkt man vorzüglich das Monumentum Drusi oder den Eichelſtein nahe am Walle vor Maynz. Die Univerſität, welche 1477 geſtiftet und 1746 mit neuen Statuten und Privilegien, ingleichen mit einer ſchönen Bibliothek, mediciniſchem Garten und anatomiſchem Theater verſehn und von dem Churfürſten Friedrich Carl ſo verbeſſert worden war, daß 1784 eine feierliche Inſtauration derſelben Statt fand, ward 1798 von den Franzoſen in eine Centralſchule und 1802 dieſe in ein Lyceum verwandelt. Im Jahr 1803 wurde hier eine von den fünf großen Arzneiſchulen Frankreichs angelegt. Die bei Maynz über den Rhein gehende Schiffbrücke, welche 450 Schritte lang iſt, führt zu dem gegenüberliegenden Städtchen Caſſel. Nach dem pariſer Frieden wurde Maynz, das bisher blockirt gehalten worden, an die Deutſchen übergeben, und iſt jetzt von Preußen und Öſterreichern beſetzt. Der wiener Congreß wird das künftige Schickſal von Maynz beſtimmen.

Mazarin (Jules), geboren zu Piſcina in Abruzzo im J. 1602, nahm, nachdem er zu Alcala de Henares die Rechte ſtudirt und promovirt hatte, unter den päpſtlichen Truppen Kriegsdienſte. Er befand ſich mit ſeinem Corps im Veltlin, als ihm ſein General, Torquato Conti, auftrug, zu unterhandeln, ſey es nun mit dem Herzog vom Feria, Gouverneur von Mailand, ſey es mit dem franzöſiſchen General d'Eſtrées, Marquis von Coeuvres. Der Nuncius Bagni, der 1628 nach Frankreich gekommen war, ſtellte Mazarin dem Könige und dem Cardinal Richelieu als einen ausgezeichneten Mann vor. Als der Krieg über die Erbſchaft des Herzogthums Mantua ausgebrochen war, hatte Mazarin als päpſtlicher Miniſter mehrere Zuſammenkünfte mit Richelieu und begab ſich ſelbſt nach Grenoble zu Ludwig XIII. Vermöge ſeiner Verbindungen mit Frankreich und Spanien war er geſchickt, zwiſchen beiden zum Unterhändler zu dienen. Die Franzoſen, welche vor Caſal ſtanden, waren im Begriff, die Feindſeligkeiten zu erneuern und waren nur noch 500 Schritte von den ſpaniſchen Linien, als Mazarin, mit einem Tuche winkend ihnen mit dem Zuruf entgegenkam: „Friede! Friede! Macht Halt da!" — Er erklärte, unter welchen Bedingungen man bereit ſey, Caſal zu räumen; die franzöſiſchen Anführer nahmen ſie an. Durch dieſe Unterhandlung erwarb er ſich die Freundſchaft Richelieu's und das Wohlwollen Ludwigs XIII. Dieſer Fürſt ließ ihn von Urban VIII. zum Cardinal erheben, und ernannte ihn nach Richelieu's Tode zum Staatsrath und einem der Vollzieher ſeines Teſtaments. Als Ludwig XIII. ein Jahr darauf geſtorben war (1643), übertrug ihm die Königin Anna von Öſterreich als Regentin die Regierung des Reichs. Mazarin wurde damals allgemein für den Geliebten der Königin gehalten, und Einige haben aus dieſer Vertraulichkeit den Urſprung der eiſernen Maske (ſ. d.) ableiten wollen. Er trat anfangs mit vieler Beſcheidenheit und Einfachheit auf, ohne allen äußern Pomp, ſelbſt ohne Trabanten. Aber ungeachtet dieſer Mäßigung, die nicht von Dauer war, bildete ſich eine mächtige Partei gegen ihn. Man haßte ihn ſchon als Ausländer auf dem höchſten Poſten, und machte ſeine Perſon, ſeine Sitten, ſeine ſchlechte Ausſprache lächerlich. Überdies ſeufzte das Volk unter ſchweren Abgaben. Dieſe Umſtände machten es dem Duc de Beaufort, dem Coadjutor von Paris, dem Prinzen von Conti, der Ducheſſe de Longueville leicht, einen Volksaufſtand zu

bewirken. Das Parlament hatte ſich geweigert, neue Geldfoderungen zu genehmigen; der Cardinal ließ den Präſidenten Blancmesnil und den Parlamentsrath Brouſſel ins Gefängniß ſetzen. Dieſer gewaltſame Schritt gab Anlaß zu den erſten Ausbrüchen der bürgerlichen Unruhen im J. 1648. Das Volk griff zu den Waffen und bald wurden, wie zu den Zeiten der Ligue, die Straßen von Paris mit Ketten geſperrt. Es kam zu Thätlichkeiten, die in der Geſchichte unter dem Namen des Barricadenkrieges bekannt ſind. Die Königin war genöthigt, mit dem König und dem Miniſter, welchen letztern das Parlament als einen Störer der öffentlichen Ruhe proſcribirte, von Paris nach St. Germain zu flüchten. Spanien nahm auf die Einladung der Rebellen Theil an den Unruhen; der Erzherzog, Gouverneur der Niederlande, verſammelte Truppen. Die Königin, mit Recht beunruhigt, harrte auf die Vorſchläge des Parlaments, da ſie den Krieg weder führen konnte, noch mochte. Man vereinigte ſich zu Ruel 1649 und die Ruhe kehrte zurück. Das Parlament behielt die Freiheit, ſich zu verſammeln, die man ihm hatte nehmen wollen, und der Hof behielt ſeinen Miniſter, welchem Volk und Parlament den Untergang geſchworen hatten. Der Prinz Condé hatte das Verdienſt, dieſe Ausſöhnung bewirkt und den Staat gerettet zu haben, aber er zeigte allen Parteien wenig Mäßigung. Mazarin, dem er gedient, wurde von ihm lächerlich gemacht, die Königin, die er nach Paris zurückgeführt, mit Trotz behandelt und die Regierung, die er vertheidigt hatte, verhöhnt. Mazarin, gezwungen, undankbar zu ſeyn, bewog die Königin, ihn nebſt ſeinem Bruder, dem Prinzen Conti, und dem Herzog von Longueville arretiren zu laſſen. Man führte ſie nach Vincennes, dann nach Marcouſſi und von da nach Havre-de-Grace. Das Parlament erließ 1651 einen Beſchluß, der Mazarin aus dem Reiche verbannte und die Freilaſſung der Prinzen mit ſolcher Feſtigkeit foderte, daß der Hof gezwungen war, ihre Gefängniſſe zu öffnen. Sie zogen wie im Triumph in Paris ein, während der Cardinal nach Cöln flüchtete. Aber von ſeinem Exil aus regierte dieſer Miniſter Frankreich und den Hof. Als der Sturm ſich gelegt hatte, kehrte er das Jahr darauf nach Frankreich zurück, „weniger wie ein Miniſter," ſagt Voltaire, „der ſeinen Poſten wieder einnahm, als wie ein Herrſcher, der ſich wieder in Beſitz ſeiner Staaten ſetzte." Er wurde von einem kleinen Heere von ſiebentauſend Mann, das er auf eigne Koſten, das heißt mit dem Gelde des Staats, das er ſich zugeeignet, aufgerichtet hatte, begleitet. Auf die erſte Nachricht von ſeiner Rückkehr hob Gaſton d'Orleans, Ludwigs XIII. Bruder, der die Entfernung des Cardinals verlangt hatte, Truppen in Paris aus, ohne genau zu wiſſen, wozu ſie gebraucht werden ſollten. Das Parlament erneuerte ſeine Beſchlüſſe, proſcribirte Mazarin und ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf." Der Prinz Condé, mit den Spaniern im Bunde, ſetzte ſich in Marſch gegen den König; Turenne, der die Spanier verlaſſen hatte, befehligte die königliche Armee. Mehrere kleine Schlachten wurden ohne Entſcheidung geliefert; der Krieg ruhte und begann wieder zu verſchiednen Malen; das Ganze glich mehr einer Farce als einem ernſten Kampfe. Der Cardinal ſah ſich genöthigt, aufs neue den Hof zu verlaſſen. Zur Vermehrung der Schmach erließ der König, der ihn dem allgemeinen Haſſe aufopferte, eine Erklärung, nach welcher er ſeinen Miniſter entließ, indem er ſeine Dienſte rühmte und ſein Exil bedauerte.

Die Ruhe kehrte zurück, und dieſe Ruhe war eine Folge der Verbannung Mazarins. Und dennoch rief ihn der König, der ihn kaum entfernt hatte, zurück. Mazarin zog ruhig und allmächtig im Februar 1653 in Paris ein. Ludwig XIV. nahm ihn wie einen Vater, das Volk wie einen Herrn auf. Die Prinzen, die Geſandten, das Parlament, das Volk eilte, ihm aufzuwarten. Seine Macht war jetzt unbegränzt. Ein wichtiger Dienſt, den er nach ſeiner Rückkehr Frankreich leiſtete, war, daß er ihm den Frieden gab. Er unterhandelte ihn ſelbſt im J. 1659 auf der Faſaneninſel mit dem ſpaniſchen Miniſter Haro. Dem Frieden folgte die Vermählung des Königs mit der Infantin. Beide Verhandlungen, die er leitete und zu Stande brachte, machten ſeinem Genie wie ſeiner Politik die größte Ehre. Im J. 1660 brachte der Cardinal den König und die Königin nach Paris. Jetzt war er mächtiger und eiferſüchtiger auf ſeine Macht als je; er trat mit königlichem Pomp auf; außer ſeinen Trabanten folgte ihm eine Compagnie der Mousketiergarde. Die Königin Mutter verlor ihr Anſehn, da er ihrer nicht mehr bedurfte. Aber nichts geſchah in dieſer Zeit der Ruhe für die Rechtspflege, für den Handel, die Seemacht, die Finanzen. Die ſeinigen waren in guter Verfaſſung, während der Staat oft das Nöthigſte entbehrte. Erſt Colbert (ſ. d.) ſtellte die Ordnung wieder her. Mazarin bezeichnete acht Jahre einer unbeſchränkten und ruhigen Herrſchaft auch nicht durch ein einziges rühmliches oder nützliches Inſtitut; das Collège des Quatre-Nations war eine Verfügung ſeines Teſtaments. Mazarin verwaltete die Finanzen wie der Intendant eines verſchuldeten Herrn. Er häufte mehr als 200 Millionen auf, wobei er oft Mittel gebrauchte, die nicht nur eines Miniſters, ſondern auch eines ehrlichen Mannes unwürdig ſind. Dies beunruhigte ihn, als er ſein Ende herannahen fühlte. Seine Verlegenheit zu endigen, rieth ihm Colbert, dem Könige eine Schenkung mit ſeinem geſammten Vermögen zu machen, der ſie ihm unfehlbar zurückgeben würde. Er folgte dieſem Rath; der König nahm die Schenkung an, und ſchon fing Mazarin an, ſich zu beunruhigen, als der König ſie ihm nach Verlauf von drei Tagen zurückgab. Er ſtarb 1661. Mazarin hinterließ als Erben ſeines Namens und ſeiner Güter den Marquis de La Meilleraie, welcher ſeine Nichte Hortenſe Mancini heirathete und den Titel Duc de Mazarin annahm. Außerdem hatte er einen Neffen, den Duc de Nevers und vier andre Nichten, welche der Prinz von Conti, der Connetable Colonna, der Duc de Mercoeur und der Duc de Bouillon heiratheten. Carl II. hatte zur Zeit ſeiner Noth um eine derſelben angehalten, aber von Mazarin eine abſchlägige Antwort erhalten; als ſpäter ſich ſeine Angelegenheiten gebeſſert hatten, bot ſie ihm Mazarin an, bekam aber jetzt ſeiner Seits eine abſchlägige Antwort. — Man hat häufig Mazarin und Richelieu mit einander verglichen. „Mazarin,“ ſagt Hérault, „war eben ſo ſanft als der Cardinal Richelieu heftig; eins ſeiner größten Talente war, die Menſchen genau zu erkennen. Der Charakter ſeiner Politik war mehr Feinheit und Geduld als Gewalt. Letztere glaubte er nur in Ermangelung andrer Mittel anwenden zu müſſen und ſein Verſtand rüſtete ihn mit dem zu den Umſtänden paſſenden Muth aus. Kühn zu Caſal, ruhig und thätig zu Cöln, unternehmend, als er die Verhaftung der Prinzen verfügte, aber unempfindlich gegen den Spott der Feinde und die Prahlereien des Coadjutors, hörte er das Murren des Volks, wie man

vom Ufer den Lärmen der Meereswogen hört. In Richelieu war etwas Größeres, Umfaſſenderes, minder Gezwungenes; in Mazarin mehr Gewandtheit, mehr Abgemeßnes und weniger Abweichungen. Den einen haßte, des andern ſpottete man; aber beide waren Gebieter des Staates." — „Mazarin," ſagt Thomas, „wurde viel weniger gelobt als Richelieu; er hatte weder jenen Glanz der Größe, welcher verblendet, noch jenen ſtolzen Charakter, der, indem er Hochmuth und Rache athmet, durch den Schrecken ſelbſt unterwirft. Man verehrt in dem Maße, worin man fürchtet." Mazarin war im Allgemeinen ſchwach und furchtſam; er ſchmeichelte den Feinden, denen Richelieu den Kopf hätte abſchlagen laſſen. Mit einem ſolchen Benehmen wird man zwar weniger gehaßt, aber man erſcheint dadurch nicht größer. Von vielen wird das mit Glanz vollbrachte Böſe eher verziehn als das mit Schwäche gethane Gute. Die Rolle, die er in der Fremde ſpielte, ſeine mehrmalige Flucht, der Spott, deſſen Gegenſtand er wurde, alles wirkte nachtheilig für ihn. Dazu kam, daß ſeine Talente nicht hervorſtechend genug waren, um ſeine Fehler zu verdecken. Er hatte nicht unter den Parteien den ſtolzen Muth, den romantiſchen, imponirenden Geiſt des Cardinals Retz, noch in den Geſchäften die Thätigkeit und den überblick Richelieu's, noch in den ökonomiſchen Anſichten die Grundſätze Sully's, noch in der Verwaltung die Kenntniß der Details wie Colbert, noch in den Planen die Kühnheit Alberoni's. Sein größtes Verdienſt war die Kunſt zu unterhandeln. Er beſaß ganz die dazu nöthige Feinheit, Geſchmeidigkeit und Menſchenkenntniß, und zeigte ſie im weſtphäliſchen und pyrenäiſchen Frieden. Er brachte den Elſaß an Frankreich und ſah es vielleicht voraus, daß Frankreich einſt über Spanien gebieten könne. Die Briefe Mazarins über die Unterhandlungen des pyrenäiſchen Friedens, welche mehrmals gedruckt worden, ſind ſehr belehrend und intereſſant über dieſen Gegenſtand.

Mead (Richard), ein berühmter engliſcher Arzt, war 1673 zu Stepney bei London, wo ſein Vater Prediger war, geboren und ſtudirte zu Utrecht und nachher unter Hermann und Pitcairn zu Leyden, da ſein Vater von der biſchöflichen Partei genöthigt worden war, das Vaterland zu verlaſſen. Nach vollendeten Studien bereiſ'te Mead Italien und promovirte zu Padua. Darauf kehrte er nach London zurück, wo er ſeine Kunſt mit großem Erfolg übte. Er verband mit gründlicher Theorie die ausgebreitetſte Praxis. Er wurde Mitglied der königlichen Geſellſchaft in London und die Univerſität Oxford beſtätigte ſein Doctordiplom. Von allem Parteigeiſt entfernt, war er gleich verbunden mit Garth, Arbuthnot und Feind. Auch mit Pope, Halley und Newton ſtand er in freundſchaftlichen Verhältniſſen. Im J. 1727 erhielt er die Würde eines königlichen Leibarztes. Man verſichert, daß er jährlich 20= bis 30,000 Thaler verdiente; dennoch hinterließ er keine überaus großen Reichthümer, denn er war freigebig und großmüthig. Seine Thür ſtand dem Armen wie dem Reichen offen; den Bedürftigen unterſtützte er nicht nur mit Rath, ſondern auch mit Geld. Er ſtarb im J. 1754. Seine hinterlaſſenen Schriften beweiſen ſeine gründliche Gelehrſamkeit. Die wichtigſten derſelben ſind ſeine Medicina sacra sive de morbis insignioribus, qui in bibliis commemorantur, worin er unter andern zeigt, daß die Beſeſſenen natürlich krank waren; Monita et praecepta medica; Mechanical account of poisons;

De imperio solis et lunae u. ſ. w. Geſammelt ſind ſie unter dem Titel Mead's medical works mehrmals gedruckt worden.

Mecca. Dieſe berühmte, volkreiche und mit ſchönen Häuſern verſehene Stadt liegt in der arabiſchen Provinz Hedſchas, zwei Tagereiſen von dem arabiſchen Meerbuſen. Sie iſt eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Ägypten und Italien. Jährlich wird ſie von vielen Caravanen von Pilgern und Kaufleuten beſucht. Sie iſt der Geburtsort Mahamets, der es den Anhängern ſeiner Lehre zur Pflicht machte, wenn es ihnen irgend möglich ſey, wenigſtens einmal in ihrem Leben Mecca zu beſuchen. Diejenigen, welche die Reiſe nicht ſelbſt machen wollen oder können, ſchicken Andre ſtatt ihrer. Zu Mecca befindet ſich die heilige Kaaba, ein altes arabiſches Gebäude, von welchem Mahomet vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerſtört, und durch Abraham und Ismael wieder hergeſtellt worden, in der Abſicht, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In dieſem Gebäude iſt ein ſchwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenſtand der Abgötterei der heidniſchen Araber war. Dieſer Stein ſoll, nach der Erdichtung der Mahometaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieſes Tempels überbracht worden und anfangs ſchneeweiß geweſen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menſchen vergoß, ſchwarz geworden ſeyn. Der Prophet machte ihn zur Kebla d. h. zum Gegenſtande der Richtung des Geſichts unter dem Gebete, und die Pilgrimme berühren dieſen Stein mit großer Ehrfurcht und küſſen ihn. Bei der Kaaba iſt auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verſchmachten wollte. Die Kaaba hat eine ganz ſilberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden ſind, hinaufklettern muß. Sie wird jährlich nur zwei Mal geöffnet. Von außen wird ſie alle Jahre mit einem neuen ſchwarzen Seidenzeuge umhängt, in welchen Sprüche aus dem Coran mit Golde eingenäht ſind. Dieſer Umhang kommt jährlich aus Cairo als ein Geſchenk des Großſultans. Die Kaaba hat überaus reiche Einkünfte, indem ihr in vielen Städten und Ländern Häuſer, Ländereien, Grundzinſen u. ſ. w. gewidmet ſind. Nicht-Mahometaner dürfen ſich Mecca nur auf neun Meilen nähern. Die Stadt mit ihrem Gebiet ſteht unter einem Fürſten, welcher ein Abkömmling Mahomets iſt und der Sherif von Mecca heißt. Der Sultan führt den Titel eines Schutzherrn der heiligen Städte Mecca und Medina, ſetzt den Sherif ein und ab (doch muß er ihn aus des Propheten Geſchlecht wählen), ſchickt Cadi's oder Richter und Soldaten dahin, welche letztere mit den Arabern die Beſatzung bilden, hat aber übrigens auf die Landesregierung wenig Einfluß.

Mechain (Pierre-François-André), Mitglied des Inſtituts von Frankreich, vorher der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, war geb. zu Laon im J. 1744. Er ließ ſich 1772 zu Paris nieder, wo er ſich zuerſt zwei Jahre darauf durch ein Memoire über eine Finſterniß, die er am 11ten April zu Verſailles beobachtet hatte, bekannt machte. Mechain, der damals bei dem Depot der Marine angeſtellt war, unternahm ungeheure Rechnungen zur Vervollkommnung der Karten. Er entdeckte und berechnete mehrere Cometen. Im J. 1782 gewann er den von der Akademie

auf den Cometen von 1661, deſſen Rückkehr man 1790 erwartete, ausgeſetzten Preis. Er wurde noch in demſelben Jahre als Mitglied aufgenommen. Die Connaissance des temps wurde jährlich mit ſeinen Arbeiten bereichert. Im J. 1792 wurde ihm und Delambre die Meridiansausmeſſung von Dünkirchen bis Barcelona übertragen. Er kam 1798 zurück, reiſ'te aber 1803 wieder ab, um ſie bis zu den baleariſchen Inſeln fortzuſetzen. Über dieſer Arbeit raffte ihn 1804 ein Fieber weg, das jährlich an der Küſte von Valencia herrſcht. Seine und Delambre's Beobachtungen ſind auf Befehl des Inſtituts 1800 zu Paris gedruckt worden. Außerdem nennen wir von Mechain ſeine Description de la sphère armillaire, dénombrement des constellations anciennes et modernes, avec l'ascension droite, et la déclinaison des principales étoiles, réduite pour l'année 1790, suivant l'Atlas de Flamstead, corrigée et augmentée de plus de 1200 étoiles, Paris 1791.

Mechanik iſt die Wiſſenſchaft, welche von den Geſetzen des Gleichgewichts und der Bewegung der Körper und von den Kräften handelt, durch welche die Körper auf einander wirken. Sie iſt ein Zweig der angewandten Mathematik, und umfaßt wieder mehrere einzelne Wiſſenſchaften, z. B. die Statik, Hydroſtatik, Aeroſtatik oder Aerometrie, die Hydraulik, Pneumatik, Dynamik, Hydrodynamik u. ſ. w.

Mecheln, eine ſchöne Stadt mit breiten Gaſſen und vielen anſehnlichen Paläſten in dem ehemaligen öſterreichiſchen Brabant an der Dyle, zwiſchen Löwen, Brüſſel und Antwerpen. So lange ſie zu Frankreich gehörte, war ſie der Hauptort eines Arrondiſſements im Departement der Deux Nettes. Die Volkszahl, welche ſich im J. 1785 auf 26,000 Seelen belief, war bis 1802 auf 16,612 herabgeſunken. Der Erzbiſchof führte den Titel als Primas der Niederlande. Seit 1801 erhielt ſein erzbiſchöflicher Sprengel noch größere Ausdehnung, denn er umfaßte außer den ehemaligen Niederlanden auch die vier Rheindepartements, und es gehörten zu demſelben die Biſthümer Namur, Tournay, Aachen, Trier, Gent, Lüttich und Maynz. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören der große und ſchöne Markt, das Zeughaus, das Rathhaus, die erzbiſchöfliche Kirche, das ehemalige Franciscanerkloſter, der große Beguinenhof, das alten Palais u. ſ. w. Man verfertiget hier die beſten brabanter Spitzen und Leinwand, ingleichen Damaſtzeuge, Hüte und ſehr gutes Bier. Bei hoher Fluth können ſchwer beladne Schiffe aus der Schelde bis vor die Stadt kommen. Das umliegende Gebiet hieß ſonſt die Grafſchaft Mecheln.

Mecheln (Israel von) oder von Mecker, (vielleicht zwei Künſtler, Vater und Sohn, unter einem und demſelben Namen), Goldſchmid und einer der älteſten und vorzüglichſten Kupferſtecher, wurde zu Mecheln bei Bocholt um das Jahr 1426 geboren. Ungeachtet man keine gewiſſen Nachrichten vorfindet, bei welchem Meiſter er den früheſten Unterricht in der Zeichnung und Kupferſtecherkunſt genoſſen hat, ſo läßt ſich doch aus ſeiner Zeichnung vermuthen, daß er ein Schüler des berühmten van Eyk geweſen ſey. Überhaupt ſind ſeine genauern Lebensumſtände faſt gänzlich unbekannt; man weiß bloß, daß er ſich ſpäterhin nach Bocholt wendete, und um das Jahr 1503 daſelbſt verſtorben iſt. Eben ſo ungewiß bleibt es, ob er ſich je mit der Mahlerei ſelbſt beſchäftigt habe, denn die Kenner zweifeln daran, daß mehrere Gemählde,

die man in den Gallerien zu Wien, zu München, und in ſeinem Aufenthaltsort für die ſeinigen ausgibt, wirklich von ſeiner Hand herrühren. Seine Kupferſtiche ſind ſehr ſelten und geſucht; ſie tragen noch ganz das Gepräge des ſteifen unbeholfenen Geſchmacks, des Mangels an richtiger Zeichnung, an Haltung, an Kenntniß der Perſpective u. ſ. w. an ſich, wodurch ſich die damalige Kunſtperiode charakteriſirt. Auch in Hinſicht der Gemüthlichkeit, der frommen Einfalt, welche ungeachtet jener Mängel die Arbeiten der Zeitgenoſſen dieſes Meiſters, beſonders des Martin Schön, ſo intereſſant machen, ſtehen dieſes Künſtlers Arbeiten weit zurück, und ſie ſind mehr wegen des ungemeinen Fleißes in der Behandlung, und in Hinſicht auf die Geſchichte der Kunſt, ſchätzbar. BC

Mecheln (Chriſtian von), geboren zu Baſel 1737, erlernte die Kupferſtecherkunſt in Nürnberg bei Heumann und Preißler, und in der Folge bei Pinz in Augsburg, ging aber im Jahr 1757 nach Paris, wo er mehrere Jahre lang unter unſers berühmten Landsmanns Wille Anleitung arbeitete, und bis zum Jahr 1764 daſelbſt verweilte. Während dieſer Zeit erwarb er ſich durch einen, auf das Jubiläum der Univerſität ſeiner Vaterſtadt gefertigten Kupferſtich nicht allein den Beifall der Kenner, ſondern auch die Würde eines Kupferſtechers der Stadt und Univerſität Baſel, wurde ſogar nach ſeiner Rückkehr dahin zum Mitglied des Rathes aufgenommen. Auf ſeiner im J. 1765 von da aus angetretenen Reiſe nach Italien nahm ihn die Akademie zu Florenz zum Mitglied auf, und bei ſeinem ſpätern Aufenthalt in Rom gewann er durch ſeine Verdienſte die Freundſchaft des großen Winkelmann. Als er hierauf nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt war, errichtete er ſelbſt die erſte Kunſthandlung in der Schweiz, und eine Zeichen- und Kupferſtecherſchule. Mit Hülfe ſeiner Schüler gab er mehrere vorzügliche Werke heraus, worunter ſich ein Catalog der düſſeldorfer Gallerie mit Kupfern, eine Sammlung von Kupferſtichen nach den beſten Werken Holbeins, eine ähnliche nach Zeichnungen von Israel von Mecheln und andern Meiſtern vorzüglich auszeichneten. Er wurde nun auch zum churpfälziſchen Hofkupferſtecher ernannt, und 1778 als Rath der Akademie nach Wien berufen, wo man ihm die Ordnung der Gallerie des Belvedere übertrug. Nach vollendeter Arbeit kehrte er 1783 nach Baſel zurück, gab hier ſeinen Catalog jener Gallerie heraus, und ſetzte ſein Geſchäft als Kupferſtecher und Verleger eifrig fort. Durch den Ausbruch der Revolution darin geſtört, wendete er ſich 1803 nach Berlin, wo er im Jahre 1806 als Mitglied der Akademie aufgenommen wurde, und auch dort ſich mit Herausgabe einzelner bedeutender Blätter beſchäftigt.

Medaille. Unter dem Worte Medaille verſteht man eine mit vorzüglicher Kunſt gearbeitete Schau- oder Denkmünze, welche dazu beſtimmt iſt, das Andenken an ein merkwürdiges hiſtoriſches Ereigniß, oder die Verdienſte eines ausgezeichneten Mannes auf die Nachwelt zu bringen. Durch dieſen Zweck unterſcheidet ſich hauptſächlich die Medaille von der Münze, deren Hauptbeſtimmung iſt, ein Ausgleichungsmittel im Handel und Wandel zu ſeyn. Indem wir in Hinſicht desjenigen, was die Medaillen mit den Münzen gemein haben, auf den Artikel: Münzen verweiſen, fügen wir hier noch einiges über die Medaillen insbeſondre bei. Die Medaillen zeichnen ſich auch gewöhnlich durch ihre Größe vor den Münzen aus. Dieſe Größe war nothwendig, um den Figuren einen grö-

ßern Raum zu geben und ſie auf den erſten Blick verſtändlich zu machen. Unter den römiſchen Goldmünzen betrachtet man gewöhnlich diejenigen als Medaillen, welche größer und dicker ſind als der goldne Denarius, unter den ſilbernen diejenigen, welche größer ſind als der Denarius, und unter denen von Erz diejenigen, welche den Seſtertius an Umfang übertreffen. Dieſe letzteren zeigen die größte Mannichfaltigkeit in ihren Aufſchriften und ſind gewöhnlich in einem vortrefflichen Styl gearbeitet. Griechiſche Denkmünzen dieſer Art, welche vor der Römer Zeit geſchlagen worden, ſind äußerſt ſelten, aber griechiſche Denkmünzen auf römiſche Kaiſer ſind noch zahlreicher als die römiſchen. Diejenigen, welche nach der Regierung des Hadrian geſchlagen worden, ſtehen in Hinſicht der Arbeit den frühern weit nach, indeſſen werden ſie wegen ihrer Seltenheit und der Mannichfaltigkeit ihrer Inſchriften ſehr geſchätzt. Seit dem dritten Jahrhundert nach Chriſto ging die Kunſt, große Denkmünzen zu ſchlagen, nach und nach ganz verloren, und blieb es beinahe tauſend Jahre. Ob Denkmünzen auf Carl den Großen (800) nicht ſpäter geſchlagen worden ſind, iſt noch ungewiß. Im 14ten Jahrhundert findet man die erſten ſichern Spuren von medaillenförmigen Bildniſſen. Victor Piſani, oder Piſanello, ein Mahler aus St. Vigilio im Veroneſiſchen, der in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts lebte, wird, ungeachtet früherer Verſuche von Andern, wegen ſeiner vorzüglichen Geſchicklichkeit für den Wiedererfinder der Kunſt, Schaumünzen zu gießen, gehalten. Victor Gambello, der ſich auf den Münzen Victor Camelio nennt, aus Vicenza im Venetianiſchen gebürtig war, und vor und unter der Regierung des Pabſtes Sixtus IV. (1431—1484) arbeitete, iſt der erſte, der die Medaillen in Eiſen oder Stahl ſchnitt. In Frankreich zeichnete ſich unter der Regierung Ludwigs XIII. Jean Varin (1604—1672) aus Lüttich durch ſeine Kunſt in Verfertigung von Medaillen aus. Die erſte engliſche Denkmünze ließ im Jahre 1480 ein engliſcher Privatmann in Italien auf die Belagerung von Rhodus durch die Türken ſchlagen. Ob diejenige Denkmünze, welche man für die älteſte in Deutſchland ſeit Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften hält, und welche auf den 1415 zu Coſtnitz verbrannten Huß geſchlagen worden, nicht ſpäter geprägt ſey, ſcheint noch zweifelhaft. Die neuern Medaillen ſind gewöhnlich mit einem Rande eingefaßt, der aus einigen Reifen beſteht. Wenn eine Medaille von außerordentlicher Größe iſt, ſo nennt man ſie Medaillon. Der Sprachgebrauch hat auch zuweilen mit dem Worte Medaillon jedes kleine Migniaturgemählde unter Glas bezeichnet, welches die Damen zuweilen am Halſe oder auf dem Buſen zu tragen pflegen. Ma.

Medea, die Tochter des Königs Äetes von Colchis. Als Mutter wird von Einigen die Idyia, des Oceanus Tochter, von Andern die Hecate und von noch Andern noch Andre genannt. Die Fabelgeſchichte legt ihr eine tiefe Kenntniß von den geheimen Kräften der Kräuter bei, durch welche ſie Zauberei übte. Obwohl ſie dieſelbe oft zum Schaden Andrer anwendete, ſo war doch ihr Herz nicht ohne Mitleid und Menſchenliebe. Sie rettete durch ihre Bitten oder ihren Beiſtand vielen Fremden, welche ihr Vater Äetes hinrichten zu laſſen pflegte, das Leben, zog ſich aber dadurch den Verdacht ihres Vaters zu, und wurde von ihm in ein Gefängniß gelegt, aus dem ſie in den Tempel der Sonne flüchtete. Vorzüglich ward ſie merkwürdig durch ihre Verbindung mit dem Anführer

der Argonauten, Jaſon, für den ſie, als er die Kinder des Phryxus und ihrer Schweſter Chalciope nach Colchis zurückbrachte, die zärtlichſte Liebe faßte. Sie fand Gegenliebe, ſchwur ihm Beiſtand durch ihre Kunſt in allen Gefahren und folgte ihm in ſeine Heimath, wo ſie den Pelias, der des Jaſon Vater vertrieben hatte, ermordete und dieſen wieder auf den Thron ſetzte. Nach des Vaters Tode ging Jaſon, das väterliche Reich dem Acaſtus überlaſſend, mit ihr nach Corinth und verlebte zehn Jahre in glücklicher Ehe, bis die Reize der Tochter des Königs Creon eine neue Leidenſchaft in ihm entzündeten, und er die Unglückliche verſtieß. Unter dem Scheine duldender Ergebung ſann ſie in ihrem Herzen auf Rache. Sie ſandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitsgeſchenk, welches, als ſie es anlegte, ſie mit einer verzehrenden Flamme umgab, ſo daß ſie des qualvollſten Todes ſtarb. Creons Palaſt legte ſie durch einen Feuerregen in Aſche, ihre beiden mit Jaſon erzeugten Kinder ermordete ſie, beſtieg dann ihren Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab ſie ſich zum Hercules, nach Andern zum Könige Ägeus, mit dem ſie den Medus zeugte. Auch von hier mußte ſie fliehn und kam endlich in ihre Heimath zurück, wo ſie ihren Vater, den ſein Bruder Perſes entthront hatte, wieder in ſein Reich einſetzte, und ſtarb, nachdem ſie ſich, nach ſpätern Erzählungen, mit Jaſon ausgeſöhnt hatte.

Mediatiſirte Fürſten. (Vgl. Rheinbund). Der weſtphäliſche Friede führte in das deutſche Staatsrecht den Begriff der Säculariſation ein, welchem der lüneviller Vertrag ſeine Vollendung gab; der preßburger Friede bereitete auf den Rheinbund vor, welcher das deutſche Reich auflöſ'te, und als Ziel, Belohnung und Unterpfand der gänzlichen Trennung des tauſendjährigen Reichsverbandes die Mediatiſirung erfand. Napoleon gab nicht allein die Unterthanen der Rheinbundesglieder der Souverainetät dieſer Fürſten zu freier Verfügung hin, ſondern er unterwarf auch von Paris aus, den 12ten Juli 1806, Fürſten, die an Gebiet, Menſchen, Einnahme und Anſehn weit über einzelnen Bundesgliedern ſtanden, der Oberhoheit dieſer, von ihm zum Abfall von der deutſchen Reichsverbindung verleiteten, Souveräne. Man kannte vorher im deutſchen Staatsrechte den Unterſchied zwiſchen reichsmittelbar und reichsunmittelbar. Die unmittelbaren Geſchlechter und deren Beſitzungen ſtanden unter Kaiſer und Reich, ohne daß eine landesherrliche Gewalt zwiſchen beiden eintrat; die mittelbaren hingegen waren einem Landesherrn, der unmittelbar unter Kaiſer und Reich ſtand, für ihre Perſon und ihre Güter unterworfen. Der Reichsunmittelbare konnte nach den Reichsgeſetzen dieſe politiſche, allein der Majeſtät des Reichs untergeordnete Selbſtſtändigkeit nur im Falle eines Treubruchs verlieren, d. h. aus einem Vaſallen des Reichs der Vaſall eines andern Reichsvaſallen werden. Napoleon handelte im entgegengeſetzten Sinn. Er erkannte die Reichsunmittelbaren, welche nach dem deutſchen Staatsrechte durch ihren Abfall vom Reiche jene Eigenſchaft verloren hätten, als Souveräne an; während andere, die mit demſelben Rechte, wie jene, Landesherren waren, dafür, daß ſie nicht vom Reiche ſich trennten, ihre Unmittelbarkeit und landesherrliche Gewalt verloren. Dies geſchah, ohne ſie zu hören, ohne ſie zu entſchädigen, im tiefſten Frieden, und was die Erniedrigung des Zeitalters ganz ausſpricht, ohne lauten Widerſpruch der öffentlichen Meinung. So wurden mediatiſirt

die fürſtlich öttingenſchen Beſitzungen, 24 Quadratmeilen mit 60,000 Einwohnern; die fürſtlich fürſtenbergiſchen, 30 Quadratmeilen mit 74,000 Einwohnern; die fürſtlich leiningenſchen, 27½ Quadratmeilen mit 83,000 Einwohnern; die fürſtlich hohenloheſchen 33 Quadratmeilen mit 100,000 Einwohnern; ſelbſt der Fürſt von Naſſau-Diez oder Fulda, der Prinz von Oranien, der ein Gebiet von 100 Quadratmeilen mit 248,000 Einwohnern beſaß, wurde ohne Weiteres mediatiſirt, und der größte Theil ſeiner Beſitzungen unter die Landeshoheit des Großherzogs von Berg gegeben. Auch zwei der noch übrig gebliebnen freien Reichsſtädte traf dieſes Loos: Nürnberg kam an Bayern, Frankfurt an den Fürſten Primas. Unter den übrigen Reichsgliedern, die ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, beſaß die ſchwäbiſche Reichsritterſchaft 65 Quadratmeilen, 150,000 Einwohner; die fränkiſche Reichsritterſchaft 76 Quadratmeilen, 190,000 Einwohner; die noch vorhandene rheiniſche Reichsritterſchaft 12 Quadratmeilen, 25,000 Einwohner; der Fürſt von Thurn und Taxis 16 Quadratmeilen, 40,000 Einwohner; die Fürſten und Grafen Löwenſtein 26 Quadratmeilen, 58,000 Einwohner; die Grafen von Bentheim 32 Quadratmeilen, 45,000 Einwohner; die Grafen von Salm (Horſtmar) 30 Quadratmeilen, 55,000 Einwohner. Außer den genannten wurden noch mediatiſirt: das Johanniter-Fürſtenthum Heitersheim, der Fürſt von Schwarzenberg, die Grafen von Caſtell, die Fürſten und Grafen Fugger, die Fürſten und Grafen von Truchſes-Waldburg, von Königsegg, die Grafen von Metternich, Fürſt von Salm Reiferſcheid, Graf von Walmoden-Gimborn, der Herzog von Looz, die Grafen von Erbach, der Landgraf von Heſſen-Homburg, der Fürſt von Wied-Runkel, der Fürſt von Wied-Neuwied u. A. m., ſo daß die ſämmtlichen durch den Rheinbund mediatiſirten Länder ein Areal von 547 Quadratmeilen mit 1,385,000 Einwohnern, oder nach den in Wien übergebnen Liſten eine Maſſe von 1 Million und 400,000 Einwohnern enthalten, wovon 42 Quadratmeilen mit 156,000 Einwohnern zu Nürnberg, Frankfurt und Heitersheim, das übrige aber altfürſtlichen oder gräflichen Häuſern gehört. Unter den Souveränen, welche über mediatiſirte Häuſer die Hoheit erhielten, waren am reichlichſten bedacht: Berg, Wirtemberg, Bayern, Baden, Heſſen-Darmſtadt und Naſſau. Es iſt wahr, einige Souveräne räumten ihren ehemaligen Reichsmitſtänden und nunmehrigen Vaſallen mehrere Vorrechte ein, und behandelten ſie zum Theil als Standesherren; allein deſto drückender war ihr Staatsverhältniß in Hinſicht auf Steuerpflichtigkeit, Militärdienſt und Hofordnung. Die unterdrückten Häuſer mußten ſich in ihr Schickſal fügen. Als aber im J. 1813 der Rheinbund aufgelöſ't und im pariſer Frieden vom 30ſten Mai 1814 alles, was mit jenem in Verbindung ſtand, aufgehoben war, wandten ſich die mediatiſirten Häuſer an den Congreß in Wien, und ſuchten um die Wiedereinſetzung in den vorigen Stand unter dem Schutze des Reichs und eines Reichsoberhauptes nach. Eine Deputation derſelben, die aus dem Fürſten von Wied-Neuwied, dem Grafen von Erbach-Erbach, dem Landgrafen von Fürſtenberg und der Fürſtin Vormünderin von Fürſtenberg beſtand, hatte den 22ſten October 1814 beim Kaiſer von Öſterreich Audienz. Die Fürſtin führte das Wort, und erhielt vom Kaiſer Franz die Verſicherung, daß er

mit aller Kraft für ihre gerechte Foderung thätig ſeyn wolle. Indeß ſcheint jene Wiedereinſetzung, ſo viel Theilnahme auch die erſten deutſchen Mächte, Öſterreich und Preußen, den mediatiſirten Häuſern beweiſen, nicht ausführbar, da eines Theils die alte Form des Reichs nicht wiederhergeſtellt werden kann, indem die neue Geſtaltung Deutſchlands nach einem höhern politiſchen Geſichtspunkte, der jede Zerſtückelung der Einheit des Ganzen durch Vielherrſchaft ausſchließt, entworfen werden ſoll, andern Theils aber durch frühere Verträge mit mehreren in den Bund gegen Frankreich aufgenommenen Rheinbundesfürſten ihr voller Länderbeſitz ihnen gewährleiſtet worden iſt. Gleichwohl wird man auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen den Mediatiſirten einigen Erſatz zu verſchaffen ſuchen. Sie ſelbſt haben durch eine an die Fürſten von Metternich und von Hardenberg gerichtete Note ihre ehemaligen Gerechtſame wieder in Anſpruch genommen, und den Wunſch erklärt, daß ihnen Mitwirkung bei den Berathungen über die Verfaſſung geſtattet, der bisherige gefährliche Zwiſchenzuſtand aber aufgehoben, ein Bundesgericht hergeſtellt und die erbliche Kaiſerwürde dem Hauſe Öſterreich übertragen werde. Zwei mediatiſirte Fürſten, der Erbprinz von Solms und der Fürſt von Wied-Neuwied, haben überdies in einer Note vom 27ſten December 1814 gegen die vom Hauſe Naſſau im September 1814 aufgerichtete landſtändiſche Verfaſſung, nach welcher ſie als Unterthanen des Hauſes Naſſau erbliches Sitz- und Stimmrecht auf der adeligen Bank der Stände haben ſollten, ausdrücklich in Wien proteſtirt, und gegen jedes Unterthanenverhältniß zu dem Hauſe Naſſau aufs feierlichſte ſich verwahrt. Die Entſcheidung dieſer Angelegenheit war im Januar 1815 noch nicht erfolgt. So augenſcheinlich das den mediatiſirten Häuſern wiederfahrne Unrecht iſt, ſo gewiß iſt es doch auch, daß die allgemeine Wohlfahrt des deutſchen Bundes zunächſt auf der Kraft einiger wenigen mächtigen Schutzſtaaten beruht; wollte man die alte Vielherrſchaft der deutſchen Dynaſten wieder herſtellen, ſo könnten ſämmtliche freie Reichsſtädte mit gleichem Rechte daſſelbe verlangen; die Sicherheit des Ganzen aber würde durch eine ſolche Zerſplitterung der Macht mehr als je gefährdet ſeyn. K.

Mediceer. Nicht eben ſelten iſt es, Geſchlechter aus dem Bürgerſtande durch Gewerbfleiß und Glück zu großem Reichthum gelangen zu ſehn. Reichthum aber gewährt Einfluß, und dieſer Rang und Anſehn, welche ihn noch vermehren. So iſt es denn in demokratiſchen Freiſtaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutendem Namen nach einigen Generationen plötzlich unter den Regierern des Staats, ja wohl allein an der Spitze deſſelben zu finden. Die Geſchichten der griechiſchen und italieniſchen Republiken ſind voll von Beiſpielen der Art. Aber gewöhnlich ſehen wir, nach der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichthums auf der einen und der Volksgunſt auf der andern Seite, ſolche Häuſer eben ſo ſchnell als ſie geſtiegen, auch wieder fallen und andern, die ſich indeß gehoben, Platz machen. Wenn aber ein ſolches Bürgerhaus ſich Jahrhunderte im Flor erhält, unter ſtetem Wechſel einander verſchlingender Parteien immer oben aufſchwimmend, wenn ſein Einfluß in dieſer Zeit allmälich, aber unaufhörlich gewachſen, endlich zur Alleinherrſchaft wird, und als ſolche wieder Jahrhunderte ſich behauptet, ſo daß ſein fürſtlicher Glanz erſt mit der Exiſtenz des Geſchlechtes aufhört: in einem ſolchen höchſt ſeltnen

Falle dürfen wir mit Zuverſicht ſchließen, daß nur eine unausgeſetzte Aufeinanderfolge mehrerer mit ungemeiner Klugheit und Bravheit ausgeſtatteter Familienhäupter ein ſolches Haus ſo zu ſchmücken und zu befeſtigen vermocht. Dies iſt der Fall bei dem erlauchten Hauſe der Mediceer, deſſen letzte Sprößlinge bis in die Zeiten unſerer Väter, und lange, nachdem ſie ſelbſt keine Tugend mehr hatten, geblüht, und das Glück, welches die Tugenden ihrer großen, aus der Volksmaſſe emporgeſtiegnen Ahnherrn ihnen als Vermächtniß hinterlaſſen, bis zu ihrem Ausſterben ungeſtört genoſſen haben. Wir können die Anfänge des mediceiſchen Hauſes nicht ſo weit verfolgen, als etwa die eines ähnlichen, wenn gleich nicht ſo hoch geſtiegnen, deutſchen republikaniſchen Geſchlechtes, der Fugger zu Augsburg, deſſen fürſtliche Sprößlinge dem Gedeihen und Entſtehen ihres Familienflors bis zu dem armen Leinweber rückwärts nachgehen können, der mit einem Schubkarren zu Augsburg einfuhr, und deſſen Fleiß die erſten Gulden zu dem Capitale ſammelte, das jetzt in weitverbreiteten Herrſchaften feſt begründet iſt. Wo in der florentiniſchen Geſchichte die Medici zuerſt auftreten, da erſcheinen ſie ſchon als reich und bedeutend, doch als unlängſt nur durch Handel zum Wohlſtand gelangt. Es iſt dies zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Als Corſo Donato, das Haupt der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war, die Weißen aus Florenz zu vertreiben, ſich von ſeinen frühern Freunden, den Häuptern des Adels, vernachläſſigt und ſeinen Einfluß ſchwinden ſah, ſchloß er, um eine neue Partei zu bilden, ſich an einige reiche Familien aus dem Volke an. Unter dieſen, die dadurch bedeutend zu werden anfingen, werden die Medici zuerſt genannt, wiewohl nach Andern ſie auch die Abſichten des Cardinals von Prato, die verwieſenen Weißen zurückzuberufen, unterſtützt haben ſollen. Wie dem ſey, ſie wußten ſich ſo klug zu benehmen, daß ſie in Corſo's Unglück nicht mit verwickelt wurden, ſondern waren vielmehr von nun an unter den Familien, die die plebejiſche Oligarchie von Florenz conſtituirten. So trugen denn auch ſie hauptſächlich bei zur Berufung Walthers von Brienne, Herzogs von Athen, der aber bald ſeiner erlangten großen Gewalt ſich zur Demüthigung jener herrſchenden Geſchlechter bediente, und unter andern den Johann von Medici, der Lucca gegen die Piſaner nicht ſtandhaft genug vertheidigt, 1342 enthaupten ließ. Die Medici ließen ſich daher mit einigen andern Geſchlechtern in eine Verſchwörung gegen ihn ein, welche Matteo di Marozzo ihm entdeckte; aber das Glück, das vom Anfang an an die Medici gefeſſelt ſchien, wollte, daß der grauſame Herzog, in einer Laune, großmüthig zu erſcheinen, dieſe Sache nicht unterſuchte. Zu ſeinem Verderben; denn als die Unzufriedenheit mit ihm endlich in öffentlichen Aufſtand ausbrach, waren die Medici unter den Hauptanführern deſſelben. Fortan ſehen wir ſie ſtets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertreibung des Herzogs die Alt-Adeligen zum Lohn ihres dabei geleiſteten Beiſtands zur Theilnahme an der Staatsverwaltung, von der ſie ſeit funfzig Jahren ausgeſchloſſen waren, wieder gelaſſen worden, und, dieſer neuen Freiheit ſich übernehmend, Anmaßungen und Frevel ſich erlaubten, waren die Medici es hauptſächlich, die das Volk in die Waffen rieſen, und den Adel zu plündern und zu verjagen antrieben. Um dieſe Zeit war Alamanno dei Medici das Haupt ſeines Geſchlechts. In den nächſten Jahrzehenden, wo

das kaum geſtillte Florenz von neuem durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und durch die Schikane der Ammonizionen zerrüttet wurde, hielten die Medici es mit den ſchwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bartolomeo, ließ ſich 1360 mit Nicolò del Buono und Domenico Bandini ſogar in eine Verſchwörung gegen die albizziſche Partei ein, entging aber bei deren Entdeckung dem Schickſal, das dieſe ſeine Mitverſchwornen traf, dadurch, daß er ſich in Zeiten ſeinem Bruder Salveſtro, der Magiſtratsperſon war, vertraute. Eben dieſer Salveſtro ſetzte, im J. 1378 zum Gonfaloniere di Giuſtizia ernannt, ein Geſetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemäßigt wurden. (So nannte man die Entfernung gewiſſer Männer und ganzer Geſchlechter von öffentlichen Ehrenſtellen unter dem Vorwand des Ghibellinismus.) Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult der Ciompi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salveſtro das große Anſehn, das zu dem ſeitdem immer geſtiegnen Einfluſſe ſeines Hauſes den Grund legte. Seine und ſeiner Verwandten Mäßigung rettete ſie vom Untergang, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Übermuth ſich ſelbſt ihren Sturz bereitete. So ſahen die Medici, ungeſtört in ihrem Anſehen und Wohlſtand, die Häuſer Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um ſich fallen, denn ſie ſtrebten nie, wie dieſe, nach der Herrſchaft der Republik, als hätten ſie gewußt, daß das Schickſal ſie ihren Nachkommen gleichſam von ſelbſt in die Hände ſpielen würde. Dennoch wurden auch ſie noch, wenigſtens auf eine Zeit lang, Opfer des republikaniſchen Parteigeiſtes, vor dem die Unſchuld und Rechtlichkeit nicht ſchützt, ſondern wohl ſelbſt als Verbrechen erſcheint. In einem Aufſtand des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, im J. 1393, drang der ungeſtüme Hauſe in Veri dei Medici, Salveſtro's Sohn, und damaliges Haupt der Familie, ſein Anführer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Foderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können, und ſein Vetter Antonio wandte alles an, ihn zu Benutzung dieſer Gelegenheit zu überreden, aber Veri bediente ſich ſolcher Liebe und ſolchen Einfluſſes beim Volke nur zur Vermittelung, und durch ihn ward der Aufruhr geſtillt. Kurze Zeit nach dieſer glorreichen Handlung war es, wo der ſonſt immer günſtige Himmel ſich für die Medici trübte. Als die Signori dem Volke ſchlecht erfüllten, was ſie unter Veri's Vermittlung verſprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhniſche Regierung einige Drohungen, die Donato Acciajuoli, Freund der Medici, ſich erlaubt hatte, zum Vorwand, um alle Medici der von Salveſtro abſtammenden Linie nebſt ihren Freunden zu verbannen. Einige von dieſen Verwieſenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverſtändniß mit Freunden zu Florenz, am 4ten Auguſt 1397 den Verſuch zurückzukehren und das Regiment an ſich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden ſie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Beiſtand, und mußten ſich in die Kirche St. Reparata flüchten, wo ſie von den Leuten der Signoria theils getödtet, theils gefangen und dann hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verſchwörung, die der Herzog von Mailand im J. 1400 unter den florentiniſchen Verbannten in der Lombar-

bei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben ſollten, wurden wieder zwei Medici verbannt, und das ganze Haus ammonirt, bis auf einige Wenige. Aber dieſe Wenigen, welche fortfuhren, durch große glückliche Handelsgeſchäfte ſich zu bereichern, reichten hin, den Namen ihres Hauſes fortwährend unter den erſten der Republik genannt zu erhalten, und ſeinen Flor von neuem dauernder zu begründen. Giovanni dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endlich, als die herrſchenden Ariſtokraten von ſeiner Mäßigung und Parteiloſigkeit ſich ganz überzeugt hatten, im September und October 1421 auch Gonfaloniere di Giuſtizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Oppoſition, welches die Klugheit ihm verbot; vielmehr zeigte er ſich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er ſtarb 1429, von allen Parteien bedauert. Von ſeinen Söhnen Coſimo und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe jener gefeierten Mediceer, dieſer ward der Stammvater der Großherzoge von Toscana, welche unwürdig ernteten, was jene geſäet. Coſimo hatte ſchon 1416 in der Signoria geſeſſen. So wenig auch er gegen die herrſchende Partei etwas unternahm, ſo bildete er doch bald, durch die große Freigebigkeit, zu der ſein ungeheurer Reichthum ihn in Stand ſetzte, ſelbſt eine neue zahlreiche Partei um ſich, die, auf die Albizzi eiferſüchtig, nichts verabſäumte, ſie zu verkleinern und zu ſchwächen. Obgleich dies, wie es ſchien, nicht auf Coſimo's Antrieb geſchah, und ſelbſt nicht nach ihm, ſondern nach einem gewiſſen Puccio Pucci, der nebſt Averardo dei Medici am eifrigſten war, ihm Anhänger zu werben, ſeine Partei ſich nannte, ſo erſchien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichſter Feind, den ſie entweder ſelbſt ſtürzen, oder von ihm, wenn er erſt die Mittel dazu gehörig bereitet, ihren Sturz erwarten müßten. So lange der kluge Nicolo d'Uzzano lebte, hielt ſie dieſer von thätigen Unternehmungen gegen Coſimo zurück; aber nach deſſen Tode brach ihr Haß aus. Coſimo, ohne daß man ihm außer ſeiner herzengewinnenden Leutſeligkeit ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Beſtechung des Gonfalonier Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch ſeine Freunde waren ſo zahlreich, daß nicht ein volles Jahr nachher, trotz Rinaldo's Entgegenarbeiten, eine Signoria allein aus ihnen beſtand. Dieſe rief ihn zurück und vergalt Rinaldo und ſeinen Anhängern ihrerſeits mit der Verbannung. Durch dieſen Sturm ward Coſimo's Anſehn und Einfluß erſt erhöht und geſichert, die Partei der Medici nun erſt die herrſchende. Gleichwohl verſchmähte Coſimo, Gewalt gegen ſeine Feinde zu brauchen. Es wurden bloß im J. 1442 einige Verdächtige ammonirt. Noch gab es unter den Mächtigen Einige, die öffentlich, wenn auch nicht gegen die Medici, doch außer ihrer Partei zu ſtehen wagten; unter andern liebte der verdiente Neri Capponi, ſich der Politik des Coſimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzuſetzen. Coſimo duldete dies, begnügte ſich durch die Menge der Freunde vor Feinden ſicher zu ſeyn, und wußte den Übermuth jener, den er mehr fürchtete, als den Haß dieſer, durch die Furcht vor dieſen klug im Zaum zu halten. Die herrſchende Partei pflegte in Florenz einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (Balia) zu Ernennung der Magiſtratsperſonen geben zu laſſen.

Coſimo ſelbſt bewirkte, daß Neri unter dieſen Machthabern war, und verſöhnte ihn ſo ſeiner Partei, die die ſchwächere des Neri in ſich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Friſt der Balia abgelaufen war, bediente er ſich nicht, wie wohl früher weniger kluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, ſondern wartete ruhig ab, bis die große Menge derer, die vom Volke, das die Ehrenſtellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber welche hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf acht Jahre durchſetzte. So liebte er immer, in anſcheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu ſeinem Vortheil handeln zu laſſen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt ſeiner Partei geheißen, ſo regierte er ſeit 1458 die Republik durch Luca Pitti, ſelbſt im Hintergrund bleibend. Aus dieſem beobachtete er ſeine Freunde und ſeine Feinde und ſuchte jene in den Schranken derjenigen Mäßigung zu halten, ohne welche ſelbſt eine conſtitutionelle Ariſtokratie, geſchweige denn eine ſo prekäre Oligarchie ſich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies in ſeinen ſpätern Jahren, beſonders wegen des herriſchen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei war ihm Geſetz, in ſeinem häuslichen Leben und Aufwand nie vor Andern ſich auszuzeichnen oder eine Neid erregende Pracht zu zeigen; ſeinen Überfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz in großer Anzahl ſchmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit gegen ſeine Anhänger nicht nur, ſondern beſonders gegen Künſtler und Gelehrte, wie denn Argyropulus, Marſilius Ficinus u. A. ſeine Wohlthaten in reichem Maße genoſſen. Denn er ſelbſt war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wiſſenſchaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, minder wachſamer Staatsmann zu ſeyn. Es wäre ihm, der in Europa als Fürſt von Florenz galt, leicht geweſen, ſich mit Fürſten zu verſchwägern aber er verheirathete ſeine Söhne und ſeine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentiniſcher Bürger. Mit gleicher Klugheit, wie die innern, leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den ſchwierigen Verhältniſſen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin ſeine über die Welt verbreiteten kaufmänniſchen Verbindungen und ſein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterſtützten. Nachdem er ſo alles gethan, was ſeines Hauſes Macht auf dem unſichern Boden der Volksgunſt befeſtigen konnte, ſtarb er nichts deſto weniger mit kummervollen Ausſichten in die Zukunft (1464); denn ſein Vetter, der kluge Bernardo dei Medici, der ſich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel ſo viel Anſehen als Verdienſt erworben hatte, und ſein Sohn Giovanni waren vor ihm geſtorben; ſein andrer Sohn Piero ſchien wegen ſeiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und deſſen Söhne, Giuliano und Lorenzo, waren faſt unmündig. Wirklich verſcherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, die Florenz gern von ſeinem angebeteten Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falſchen Freundes, Diotiſalvi Neroni, um ſeine Finanzen, die durch die Freigebigkeit ſeines Vaters etwas gelitten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieſer an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die dadurch und durch die Verlobung ſeines Sohnes Lorenzo mit Clarice aus dem edeln großen Hauſe der Orſini beim Volk dem Piero erwachſene Ungunſt beſchloſſen Neroni und der herrſchſüchtige

Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem perſönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu ſeinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine förmliche Liſte, wo die Feinde der Medici ſich einſchrieben. Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen auch die ihm wohlwollenden bei ihm ſich unterſchreiben, welches aus Furcht viele ſchon in die Liſte ſeiner Widerſacher Eingetragene thaten. Nach vergeblichen Verſuchen gemäßigter Maßregeln zu Veränderung der Regierung beſchloſſen die Unzufriednen, den Piero auf ſeinem Landhauſe zu Carreggi zu tödten und mit Hülfe des Marcheſe von Ferrara des Regiments ſich zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlaſſen; der Anſchlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im Auguſt 1466 von Careggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter nach Florenz zog. Darauf hielt er ſich, von dieſen bewacht, ruhig in ſeinem Hauſe. Seine Gegner bewaffneten ſich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel, und da Piero einer Botſchaft angeſehener Bürger in einer beredten Rede ſeine Mäßigung, und wie er die Erneuerung der abgelaufnen Balia keinesweges verlange, dargelegt hatte, das Volk aber ſchlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerſtreuten ſich ſeine Feinde ganz und ihre Häupter flohen aus Florenz. Gleich darauf ward der mediceiſchen Partei die Balia erneuert, und die Medici wurden von nun an allmächtig. Ihre Anhänger bildeten nicht mehr einzelne Parteien in der Republik, ſondern waren eins mit dieſer. Zu großer Kränkung Piero's mißbrauchten die übrigen Mitglieder der Balia dieſe Macht zu Willkürlichkeiten aller Art, die er, faſt immer bettlägerig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, ſeine verbannten Feinde zurückzuberufen, um durch ſie die eignen Freunde zu bändigen, als (1469) der Tod ihn übereilte. Die geheimen Feinde der Medici (denn öffentliche hatten ſie nun nicht mehr) glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit ſeiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Verſuch zum Sturz des übermächtigen Hauſes begünſtigt. Im Einverſtändniß mit Papſt Sixtus IV. und dem Erzbiſchof von Piſa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erſte Geſchlecht nach den Medici, einen Anſchlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der nach manchem fehlgeſchlagnen Verſuche endlich am 26ſten April 1478 in der Kirche St. Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung des Lorenzo ſchlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verſchworne, da das Volk alsbald zu Gunſten der geliebten Medici ſich bewaffnete, mit dem Tode und das Haus Pazzi mit ſeinem Sturz büßen. Lorenzo, nun alleiniges Haupt ſeines Hauſes, und in dem Vorſteheramte der Republik unerſchütterlicher als je befeſtigt, führte ſolches würdig ſeiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, beſonders aber an preiswürdigem, thätigem Eifer für Künſte und Wiſſenſchaften noch übertraf. Durch Bündniſſe mit Venedig und Mailand wußte er Florenz gegen die feindlichen Abſichten des Papſtes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er, perſönlich nach Neapel gereiſ't, dieſen König, ſeinen und ſeiner Stadt bitterſten Feind, ſich zum herzlichſten Freunde und zum Bundesgenoſſen gegen die Angriffe des unverſöhnlichen Pabſtes und der treuloſen Venetianer. Überhaupt brachte er durch ſeine weiſen Maßregeln, durch ſeine ſo redliche als kluge Politik dieſe Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu

ſeinem Tode allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befeſtigung ihres Wohlſtands gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den die fürſtenmäßigen Medici, aber freilich durch oft ungetreue, oft ungeſchickte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Obgleich dieſe Unglücksfälle ihn in ſolche Geldverlegenheiten gebracht, daß er beim öffentlichen Schatze oft große Summen borgen müſſen, ſo fand er ſich doch, als er ſein Vermögen aus den Geſchäften zog, im Stande, weitläuftige, fürſtliche Herrſchaften anzukaufen, und nicht nur dieſe mit Paläſten von königlicher Pracht, ſondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu ſchmücken. In dem langen Frieden, den ſeine Klugheit der Republik ſicherte, ergötzte er die Florentiner durch geſchmackvolle und glänzende Volksfeſte, ſich ſelbſt durch den Umgang mit den geiſtreichſten Gelehrten ſeiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkondylas, Agnolo da Montepulciano, Chriſtoforo Landini, und vor Allen den großen Johann Pico von Mirandola, ſein Ruhm und ſeine Einladung nach Florenz zogen und ſeine königliche Freigebigkeit belohnte. Geehrt von allen Königen Europa's, geliebt von ſeinen Mitbürgern, ſtarb er 1492, und mit ihm ſtarb das Glück ſeines Vaterlandes; auch das ſeines Hauſes ſchien mit ſeinem Tode ſich trüben zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten ſich wieder erhob, ſo iſt doch keiner von Lorenzo's Nachkommen ſeiner würdig geweſen. Er hinterließ drei Söhne, Piero, mit Alfonſina Orſini vermählt, Giovanni, ſeit dem vierzehnten Jahre Cardinal und nachher Papſt Leo X., und Giuliano, Herzog von Nemours. Peter, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigſten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet, und durch ſeine Unklugheit und Schwäche, beſonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Serezna, ſich den Florentinern, die ſo gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbſtgefühl dieſer Republikaner erhob ſich noch einmal; er ward der Regierung beraubt, und mit ſeinem ganzen Geſchlechte verbannt. Nach mehrern vergeblichen Verſuchen, durch Liſt und Gewalt zurückzukehren, fand er in der Schlacht am Garigliano, wo er beim franzöſiſchen Heere war, einen ungewöhnlichen Tod in dieſem Fluſſe. Erſt im Jahre 1513 erlangte ſein Bruder, der Cardinal Johann, durch einen Aufſtand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in ſeine Vaterſtadt, und als er im folgenden Jahre Papſt wurde, erhob er ſeine Familie bald wieder zu dem alten Glanz. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papſt zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürſtlichen Titel und mit Beibehaltung der republikaniſchen Form. Aber als nach ſeinem Tode (1519), unter Aleſſandro's, ſeines Vetters (nach Einigen ſeines Baſtards) Verwaltung im Jahre 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1478 ermordeten Giuliano Baſtard (ja nach Einigen Aleſſandro's Vater) den päpſtlichen Stuhl beſtieg (er nannte ſich Clemens VII.), als 1533 Catharina, Lorenzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieſer Scheinfreiheit von Florenz vorausſehn. Zwar ſchienen die Florentiner ſie behaupten, oder gar wahre Freiheit wieder gewinnen zu wollen; denn ſie verjagten (1527) den laſterhaften Aleſſandro; aber dies war das letzte Aufflammen des republikaniſchen Geiſtes,

den Übermacht von außen her nun bald auf immer erſticken ſollte. Auf Clemens VII. Veranlaſſung belagerte Kaiſer Carl V. Florenz (1531), ſetzte nach der Einnahme den Aleſſandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz, und vermählte ihm ſeine natürliche Tochter Margaretha. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Coſimo, von Lorenzo dei Medici (aus der von Coſimo's Bruder Lorenzo ſtammenden Linie) ermordet worden war, (1537) machten die Florentiner zwar noch einen ſchwachen Verſuch, die Republik herzuſtellen; aber von neuem griff Carls V. despotiſche Hand ein, und ſein Machtwort beförderte Coſimo I. (aus einem andern Zweige derſelben Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Dieſer Fürſt beſaß, wie ſeine Nachfolger, zwar die Verſchlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er ſeine Größe verdankte. Dieſe Größe zu ſichern, ließ er ſich vor allem angelegen ſeyn, die Strozzi, Erbfeinde ſeines Hauſes, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beſchützung des levantiſchen Handels gegen die Türken ſtiftete er einen neuen geiſtlichen Orden, den von St. Stephan. Nachdem er ſich mit Hülfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557), und durch mehrere andre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er ſich vom Papſt Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben, gegen den aber Kaiſer Maximilian II. damals noch proteſtirte. Erſt ſein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von dieſem, deſſen Schweſter Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes dieſes Titels Beſtätigung (1575). Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Vaterſtadt, um ſie dieſer Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. (S. Capello.) Seine Tochter Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieſer nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Aleſſandro ausgeſtorbne, den Handel aufgegeben; ſelbſt als Fürſten trieben Coſimo I., Franz und deſſen Bruder, der geweſene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ſo wie des Letztern Sohn Coſimo II. (folgt 1609), ihn fort, Franz ſogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter dieſen Großherzogen ſtanden zu Florenz Künſte und Wiſſenſchaften in erfreulicher Blüthe, und daran ſowohl als an der feinen Politik, die ſich beſonders bei dem bedenklichen Stande zwiſchen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des funfzehnten Jahrhunderts. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Coſimo's II Sohn, der 1621 in einem Alter von eilf Jahren zur Regierung kam. Während ſeiner Minderjährigkeit gewann die Geiſtlichkeit, und durch ſie der päpſtliche Hof, einen höchſt verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung, und beſtimmte ihn, mit Verlaſſung der Politik ſeiner Väter, ſich ganz Spanien und Öſterreich in die Arme zu werfen; eine Freundſchaft, die von dieſen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerſchöpflich geachteten mediceiſchen Schatze zu ziehen. Er regierte neunundvierzig, und ſein mönchiſch erzogner, von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Coſimo III., dreiundfunfzig Jahr (von 1670 bis 1723); ein Jahrhundert, in welchem Toscana durch eine ungeheure Staatsſchuld und durch Verſiegen aller Quellen des Nationalwohlſtands in die traurigſte Lage gerieth. Zum Glück für das Land war Johann Gaſto, Coſimo's III. Sohn, der letzte ſeines ehedem ſo glorreichen,

nun aber ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er ſtarb 1737 nach einer thatenloſen Regierung und hinterließ, der Vorherbeſtimmung des wiener Friedens (1735) zu Folge, ſein Großherzogthum dem Hauſe Lothringen. Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nachher Kaiſer Franz I.) traf bald nachher mit der Schweſter Johann Gaſto's, der verwitweten Churfürſtin von der Pfalz, der letzten des mediceiſchen Namens, einen Vergleich, wodurch er auch ſämmtliche Allodialgüter ihres Hauſes, alſo auch die berühmten Kunſtſchätze, die ihre kunſtliebenden und kunſtfördernden Ahnen geſammelt, an ſich brachte. Sein Sohn, der weiſe und gute Leopold, machte durch eine ſechsundzwanzigjährige Regierung Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall vergeſſen. HC.

Medien, die größte und wichtigſte Provinz des perſiſchen Reichs, deren Gränzen gegen Morgen Hyrkanien und Parthien, gegen Mittag Perſis und Suſiana, gegen Abend Aſſyrien und Armenien, gegen Mitternacht das caſpiſche Meer waren, ſo daß es das heutige Iran, Azerbidſhan, Gilan und die Weſthälfte von Mazanderan umfaßte. Es war vermöge ſeiner vielen Gebirge von Natur feſt, von ſtreitbaren Männern bewohnt, und zum Theil wohl angebaut. Schon vor der perſiſchen Periode war Medien als ein eignes unabhängiges Reich in der Geſchichte bekannt. Ninus, der Stifter der aſſyriſchen Monarchie, eroberte es. Nach der Zertrümmerung der aſſyriſchen Herrſchaft gelang es einem Statthalter dieſer Provinz, Medien zu einem unabhängigen Reiche zu erheben. Es ward nun bald das mächtigſte unter den Reichen, welche aus der aſſyriſchen Monarchie entſprungen waren, und vereinigte ſie endlich, wenigſtens das Neu-Aſſyriſche, unter ſeinen Scepter. Durch Cyrus wurden zwar die Meder ihrer Oberherrſchaft beraubt und den Perſern unterworfen, welche ſie bisher wegen ihrer Armuth für ein unbedeutendes Nebenvolk gehalten hatten; bald aber wurden die Beſiegten die Lehrer der Sieger, nicht nur in den Sitten und Gebräuchen des Privatlebens, ſondern auch in ihren öffentlichen Einrichtungen. Nach Cyrus blieb Medien immer in unzertrennter Verbindung mit den übrigen Theilen des perſiſchen Reichs; nur die nordweſtlichen Striche, welche vor Cyrus zu Aſſyrien gehört zu haben ſcheinen, riſſen ſich auf einige Zeit von den übrigen los. Nachdem Alexander die perſiſche Monarchie erobert hatte, gab er Medien einem inländiſchen Statthalter, Namens Atropates, entzog ihm aber in der Folge die gegebne Stelle wieder. Aus der ſpätern Geſchichte aber erhellt, daß dieſer ſich dennoch in den nördlichen Gebirgsgegenden behauptete, auch als nach Alexanders Tode Medien ſeinen eignen macedoniſchen Statthalter erhielt. Er vererbte ſeine Würde auf ſeine Nachkommen, welche ungeachtet ihrer gefährlichen Nachbarn, der Parther, Armenier und Römer, theils durch Nachgiebigkeit, theils mit gewaffneter Hand, ſich unabhängig zu erhalten wußten. Zur Zeit der erſten römiſchen Kaiſer war das Land noch unabhängig, nachher aber kam es unter die Herrſchaft der Parther. Medien beſtand eigentlich aus drei Haupttheilen: aus dem ſüdlichen eigentlichen Medien, auch Groß-Medien genannt, mit der Hauptſtadt Ecbatana; aus dem Lande des Atropates, Atropatene; und aus den nördlichen Strichen längs der Küſte des caſpiſchen Meers, Nordmedien.

Medina, Medina al Nabi oder die Prophetenſtadt, in der arabiſchen Provinz Hedſchas, eine kleine Stadt, welche dadurch berühmt iſt, daß Mahomet im J. Chriſti 622 dorthin flüchtete (von welcher Flucht die Mahomedaner ihre Zeitrechnung beginnen), und dort in einer von ihm ſelbſt erbauten Moſchee begraben liegt. Der angeblich noch unverſehrte Leichnam befindet ſich in einem Sarge von weißem Marmor welcher zwiſchen den Särgen der Califen Abubekr und Omar auf der Erde ſteht und mit koſtbaren Teppichen bedeckt iſt. Das Grab wird von vierzig ſchwarzen Verſchnittnen bewacht. In dem höhern Stockwerke des Gebäudes ſollen große Schätze an Gold, Silber und Edelſteinen befindlich ſeyn, lauter Geſchenke frommer Seelen; ſie ſind zum Gebrauch des Sultans im Falle eines Religionskriegs beſtimmt. Die Stadt Medina ſteht unter dem Sherif von Mecca, der einen Statthalter und eine Beſatzung dahin ſchickt. Auch hat der türkiſche Kaiſer einige Soldaten dort.

Medoc, ſ. Weine.

Meduſa, eine von den drei Gorgonen (ſ. d.). Sie war unter ihren Schweſtern allein ſterblich. Neptun verliebte ſich in ihre Schönheit und umarmte ſie in dem Tempel der Minerva. Die Göttin, darüber erzürnt, raubte der Frevlerin ihre Schönheit und bildete ſie in ein abſchreckendes Scheuſal mit Schlangenhaaren um; ihren Augen legte ſie die furchtbare Kraft bei, daß ſie Jeden, der ſie anſah, in Stein verwandelte. Perſeus tödtete ſie endlich mit Hülfe des Pluto und der Minerva, ſchnitt ihr das furchtbare Haupt ab; und übergab es der Minerva, welche es auf ihrem Schilde befeſtigte und im Gigantenkriege davon Gebrauch machte. Aus dem Blute der getödteten Meduſa entſprangen Pegaſus und Chryſaor; nach Ovid, auch die vielen Schlangen Lybiens. In den Zeiten der ſchönen Kunſt Griechenlands wurde das häßliche Meduſenhaupt in ein Ideal rührender Schönheit verwandelt. Dieſe ſpätern Meduſenköpfe, ſagt Mayer, ſind ein wunderbar gemiſchtes Ideal von Anmuth und Schreckniß, von lieblicher Form und wildem Charakter. Auf dem Titelblatte von Böttigers Furienmaske finden ſich drei Abbildungen von Meduſenköpfen nach den Vorſtellungen des Alterthums.

Meer bezeichnet im Allgemeinen die geſammte Maſſe ſalzigen Waſſers, die über zwei Drittheile der Erdoberfläche, oder ungefähr 6½ Million geographiſcher Quadratmeilen umfaßt. Will man nur einen gewiſſen Theil dieſer Maſſe bezeichnen, ſo beſtimmt man ihn durch einen Beinamen näher, z. B. atlantiſches, indiſches, mittelländiſches Meer, Eismeer, Südmeer u. ſ. w. Das Übermaß des Waſſers auf der Erde ſcheint nöthig zu ſeyn zur Unterhaltung der Quellen und der daraus entſtehenden Flüſſe, ſo wie überhaupt zur Fortſetzung des ewigen chemiſchen Prozeſſes in der Atmoſphäre. Denn unaufhörlich erheben ſich Dünſte aus dem Meere, welche die Atmoſphäre erfüllen, als Wolken über der ganzen Erdfläche getrieben werden und in Regen herabfallen, und unaufhörlich ſaugt das Meer eine Menge mephitiſcher Gasarten dafür aus der Luft ein, die ſich ohne dieſen Prozeß anhäufen und dem Leben der Thiere nachtheilig ſeyn würden. Daß ehemals das Meer einen noch viel größern Theil der Erdoberfläche bedeckte, beweiſen die unwiderleglichſten Thatſachen. — Das Becken oder der Raum, worin das Meer enthalten iſt, läßt ſich in Rückſicht ſeines Grundes und in Rückſicht ſeines Randes (der Ufer, Küſten, Geſtade) betrachten.

Der Meeresgrund iſt eine Fortſetzung des trocknen Landes, nur daß er tiefer liegt. Wie auf dem feſten Lande, findet man auf ihm abwechſelnd Moräſte, Triebſand, lehmigen, thonigen, ſteinigen und kalkigen Grund. Bei Marſeille enthält das Meer den ſchönſten Marmor auf ſeinem Boden. Anderwärts gibt es Lager von Muſcheln und andern Schalwürmern oder Wälder von Corallen; ferner finden ſich Thäler, Klüfte, Abgründe, Höhlen und ſogar ſüße Quellen in der Meerestiefe. Daß es nicht an Bergen fehlt, beweiſen die vielen Inſeln, welche nichts anders als über der Meeresfläche mehr oder weniger emporragende Berggipfel ſind; da, wo die Berge ſich nicht bis über die Meeresfläche erheben, bilden ſie Untiefen; die Inſelgruppen oder Archipelage aber machen die Gebirge des Meergrundes aus. Zur Genüge erhellt aus dem Geſagten, daß die Tiefe des Beckens ſehr verſchieden ſeyn müſſe. Die Abwechslung iſt in einigen Gegenden ungemein groß und der Übergang von Untiefe zu ungeheuren Tiefen, zu deren Ausmeſſung uns die Mittel fehlen, oft ſehr groß. Büſching muthmaßt, daß die größte Tiefe ſich auf eine deutſche Meile belaufen möchte. — Die Ränder oder Ufer des Meers pflegt man, wenn ſie hoch ſind, Küſten, wenn ſie aber flach ſind, Geſtade oder Strand zu nennen. Das höchſte bekannte Ufer findet man an der Weſtſeite von Kilda, einer der weſtlichen ſchottiſchen Inſeln. Es ragt 600 Faden ſenkrecht über dem Meere empor, das hier ungewöhnlich tief iſt. Die Ufer von Norwegen ſind faſt durchgängig ſteil und das Meer daſelbſt ſehr tief; die holländiſchen Ufer dagegen ſind ſehr niedrig und flach. Das Waſſer hat in dem ungeheuern Becken des Meers überall ziemlich gleiche Höhe, welche zwiſchen 27 und 28 Zoll beträgt, und die Ufer nie überſteigt, ausgenommen zur Zeit der Fluth oder ſtarker Stürme, z. B. an dem holländiſchen Geſtade, wogegen das Land durch Dämme geſichert wird. Die Temperatur iſt nach der Tiefe verſchieden. Die Gegenden innerhalb der Polarkreiſe etwa ausgenommen, wo das oben ſchwimmende Eis das Waſſer erkältet, nimmt die Kälte des Meerwaſſers um ſo mehr zu, je tiefer man kommt, und nach der Verſicherung der Taucher iſt ſie in der Tiefe von 100 Fuß faſt unerträglich. An und für ſich ſcheint das Meer farblos; im Ganzen aber und in einiger Entfernung ſtellt es ſich dem Auge in einer blaulich grünen Farbe dar, welche man deßhalb auch meergrün nennt. Forſter und Andre leiten dieſe Farbe aus dem Widerſcheine des blauen Himmels her, welches dadurch wahrſcheinlich wird, daß bei trübem Himmel das Meer graulich erſcheint. In manchen Gegenden zeigt das Meer andre Farben, die von der Beſchaffenheit des Bodens, beigemiſchten Subſtanzen und dergl. herrühren. Die tiefſten Stellen des Weltmeers ſind dunkelblau; flachere ſind heller. Gegen den Nordpol ſieht das Meer ſchwärzlicher, in der heißen Zone brauner aus. Woher die Namen rothes, ſchwarzes und weißes Meer rühren mögen, läßt ſich jetzt nicht mehr auffinden. Der Geſchmack des Seewaſſers iſt nicht nur ſalzig, ſondern zugleich ölicht, bitterlich und ſo ekelhaft, daß es durchaus nicht genoſſen werden kann, und augenblickliches Erbrechen erregt. Dabei iſt es auch ungeſund, weil unaufhörlich eine Menge thieriſcher und vegetabiliſcher Subſtanzen darin verfaulen. Selbſt zum Waſchen iſt es unbrauchbar; auf den Schiffen reinigt man nur das gröbſte Zeug darin, und dieſes behält immer die Eigenſchaft an ſich, daß es bei jeder feuchten Luft wieder naß wird,

ſo oft es auch an der Sonne getrocknet wurde. Durch Deſtillation kann es jedoch trinkbar gemacht werden; man hat dazu eigne Maſchinen auf den Schiffen, deren man ſich im Nothfall bedient, um die Mannſchaft vor dem Verdurſten zu bewahren. Wenn man das Seewaſſer chemiſch zerlegt, finden ſich als Beſtandtheile deſſelben ſüßes Waſſer, Küchenſalz, ein aus Salzſäure und Bitterſalz beſtehendes Mittelſalz, etwas Gyps und Kalkerde, welche Beſtandtheile durch kohlenſaures Gas in Auflöſung erhalten werden. Der Grad der Salzigkeit des Seewaſſers iſt nicht nur an verſchiednen Stellen, ſondern auch an einerlei Orten nicht gleich. Man hat in einem Pfunde Seewaſſer 1 bis 4 Loth Salz gefunden. Irrig iſt der Glaube, daß das Salz die Fäulniß des Seewaſſers verhindre; die Erfahrung lehrt im Gegentheil, daß es ſehr leicht fault, wenn es z. B. im Schiffsraume ſtehen bleibt. Es ſtinkt alsdann unerträglich und verurſacht gefährliche Krankheiten. Mehrere Seefahrer fanden die Meeresoberfläche nach einer dreizehntägigen Windſtille faulicht und ſtinkend. Auch lehrt die Erfahrung, daß im Seewaſſer alles leichter und ſchneller fault als in reinem Waſſer. Durch das Verdunſten kann man das Salz aus dem Seewaſſer ſcheiden, und man bedient ſich dieſes Mitrels, um Salz zu gewinnen, häufig in heißen Ländern. Die ſpecifiſche Schwere des Seewaſſers iſt verſchieden, je nach dem es mehr oder weniger Salztheile enthält. Die untern Schichten ſind ſalziger als die obern und haben daher eine größere ſpecifiſche Schwere. Boyle fand das Seewaſſer 45 Mal ſchwerer, als das ſüße Waſſer. Daraus erklärt ſich, daß Seeſchiffe ungleich größere Laſten führen können als Flußſchiffe. Eine merkwürdige Erſcheinung iſt das oft beobachtete Leuchten des Meeres, welches einen herrlichen Anblick gewährt. Zuweilen leuchtet bloß die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Waſſerfläche zurückläßt; öfters aber leuchten alle Wellen, die an feſte Gegenſtände anſchlagen, und wieder zu andern Malen ſcheint das ganze Meer mit funkelnden Sternen überſät zu ſeyn. Forſter leitet dieſe Erſcheinung aus drei verſchiednen Urſachen ab. Dasjenige Leuchten, welches man nur in der Nähe des Schiffes wahrnimmt, erklärt er für eine Wirkung der durch die Reibung des Schiffes am Waſſer bei der ſchnellen Bewegung erregten Electricität; eine Behauptung, welche durch Verſuche, die Buffon angeſtellt hat, beſtätigt wird. Eine zweite Art des Leuchtens der Meeresoberfläche zur Zeit von Windſtillen ſchreibt Forſter phosphoriſchen, durch Fäulniß und Verweſung erzeugten Subſtanzen zu; auch dafür ſprechen bekannte Erfahrungen. Die dritte Art des Leuchtens endlich, wobei nicht nur die Oberfläche, ſo weit das Auge reicht, ſondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt, und die Fiſche, welche man ſchwimmen ſieht, aus Feuer gebildet ſcheinen, iſt, wie mehrere Verſuche dargethan haben, leuchtenden Seewürmern zuzuſchreiben, deren es verſchiedne Arten gibt. Das Meerwaſſer muß zwar, vermöge ſeiner Natur als flüſſige Subſtanz, faſt allenthalben einerlei Höhe haben; indeß leidet dies doch durch beſondre Umſtände einige Abänderungen. Dahin gehört, daß die Schwerkraft, oder, was einerlei iſt, die Anziehungskraft der Erde unter und bei den Polen ſtärker wirkt, als unter dem Äquator und in der Nähe deſſelben. Dieſelbe Urſache, welche die Abplattung an den Polen bewirkte, muß auch ein beſtändiges Andringen des ſchwerern oder ſtärker angezognen Waſſers der Pole gegen den Äquator hin zuwege bringen, unter welchem es leichter

iſt, mithin wird das Waſſer unter dem Äquator höher ſtehn als unter den Polen und daſelbſt einen Waſſerberg bilden, gegen den die höchſten Berge des feſten Landes in nichts verſchwinden, der aber das feſte Land aus dem Grunde nicht überſchwemmt, weil dieſes unter den Polen auch höher iſt. Ein andrer Umſtand, welcher von einem ungleichen Stande des Waſſers zeugt, iſt der, daß unter den vom Lande eingeſchloßnen Meerbuſen einige niedriger ſind als andre. So iſt die Nordſee tiefer als die Oſtſee, das deutſche Meer höher als das harlemmer und die Süderſee, das rothe Meer höher als das mittelländiſche. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt in der Verſchiedenheit der Waſſermaſſen, welche den Meeren durch die Ströme zugeführt werden. Aber noch beträchtlicher wird die Gleichheit der Meeresoberfläche durch die Bewegung aufgehoben, welche das Meer aus mehr als einer Urſache erleidet. Auch wenn es von keinen Winden bewegt wird, befindet es ſich in Thätigkeit durch den Umſchwung der Erde und die anziehende Kraft des Mondes und der Sonne. Aus dieſen drei Urſachen entſteht eine dreifache Bewegung: die Wellenbewegung, die Strombewegung, und die Ebbe und Fluth. Die **Wellenbewegung** entſteht durch die Bewegung der Luft, d. i. durch Winde. Verliert die Luft ihr Gleichgewicht, ſo geräth ſie in wellenförmige Bewegung, ſtößt auf die Waſſerfläche und ſtört dadurch auch auf ihr das Gleichgewicht oder den wagrechten Stand. Dadurch erhebt ſich der geſtoßne Theil über den nächſtliegenden; dieſer wird niedergedrückt, es entſteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Waſſers ſogleich wieder niederſinkt, den nächſtfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach iſt die Wellenbewegung ein abwechſelndes Steigen und Fallen zweier Waſſerberge, wobei jedoch das Waſſer nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Waſſers zu; die Waſſerberge wachſen und üben einen größern Druck aus, daher die Wellen immer ſtärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, ſo daß ſie erſt ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm ſich plötzlich legt. Dieſer Zuſtand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, iſt ſchrecklicher und gefahrvoller als der Sturm ſelbſt. Die **Strombewegung** beſteht darin, daß das Meer in gewiſſen Gegenden ohne Rückſicht auf den Wind nach einer beſtimmten Gegend hintreibt. Die allgemeine Bewegung des freiliegenden Meeres auf der ganzen Erde iſt die beſtändige Strömung von Oſten nach Weſten. An mehrern Orten, wo ſich Widerſtand findet, nimmt ſie eine andre Richtung. So läuft an den peruaniſchen Küſten das Waſſer von Süden nach Norden, am Vorgebirge der guten Hoffnung ſogar von Weſten nach Oſten, alſo gerade in entgegengeſetzter Richtung. Die Haupturſache dieſer Strömung iſt der Umſchwung der Erde um ihre Axe. Aber außer dieſer allgemeinen Strömung trifft man im Meere auch noch andre an, welche durch die erwähnte Verſchiedenheit des Waſſerſtandes in den einzelnen Meeren veranlaßt werden, indem das höher ſtehende Waſſer nach dem niedrigen zu abfließt. In gewiſſen Gegenden gibt es auch periodiſche Ströme im Meer, d. h. ſolche, die zu gewiſſen Zeiten öſtlich, zu andern weſtlich laufen. Sie bekommen ihre Richtung durch Winde, wenn ſie auch nicht immer einerlei Strich mit ihnen halten. Ihre Länge, Breite, Geſchwindigkeit, Abweichung von dem Striche des Windes hängt von der ört-

lichen Beſchaffenheit der Gegend ab. Noch gehören zu den Bewegungen des Meers die Strudel oder Wirbel, welche entſtehn, wenn das Waſſer in entgegengeſetzten Richtungen gegen einander getrieben wird. Der berühmteſte dieſer Strudel iſt der Mahlſtrom an den norwegiſchen Küſten. Die Scylla und Charybdis, welche die Alten ſo furchtbar ſchildern, ſind für die jetzige Schifffahrtskunde unbedeutend. Eine gewiſſe Bewegung des Meeres wird endlich durch die hineinſtürzenden Ströme vom Lande her verurſacht, deren Wirkungen oft noch weit vom Lande entfernt merkbar ſind. — Über die Ebbe und Fluth ſehe man den eignen Artikel. — Meerbuſen heißt ein Theil des Meers, welcher ſich in das feſte Land hineinkrümmt. Er iſt von den Buchten und Bayen bloß dadurch unterſchieden, daß er größer als dieſe iſt. — Meerenge iſt ein ſchmaler Durchgang des Meers zwiſchen zwei Ländern, oder zwiſchen dem feſten Lande und einer Inſel, oder zwiſchen zwei Inſeln.

Meereslänge, ſ. Länge.

Meerſchaum, eine Gattung von Talkerde, die man erſt in den neuſten Zeiten näher kennen gelernt hat. Jetzt weiß man, daß dieſes weiße oder weißgelbliche oder blaßiſabellfarbne, fettige, zähe Mineral, das einen feinerdigen matten Bruch hat, ſehr weich und leicht iſt, und ſich zerſchneiden läßt, in Klein-Aſien unweit der Stadt Cognie (ehemals Ikonium), nach Andern aber in der Gegend von Thiva oder Stives (ſonſt Theben) gegraben werde. Wenn es aus der Grube kommt, iſt es ſchmierig, verhärtet ſich aber an der Luft bald zu ſolcher Maſſe, die zum Verfertigen der Pfeifenköpfe tauglich iſt. Aus dem Abfall, den man wieder auflöſ't und anderweit bearbeitet, werden die unechten meerſchaumnen Pfeifenköpfe gemacht.

Megära, eine der Furien (ſ. d. Art.).

Mehul (Etienne-Henri), Mitglied des Inſtituts, und einer der drei Inſpectoren des Unterrichts und Lehrer der Compoſition beim Conſervatoire, iſt zu Givet im J. 1763 geboren. Der Organiſt dieſer Stadt, welcher blind war, gab ihm den erſten Unterricht in der Muſik. In einem Alter von 10 Jahren wurde er Organiſt bei den Franciscanern (Recolets), und zwei Jahre nachher dem Organiſten der berühmten Abtei Valledieu zum Gehülfen beigegeben. Hier lernte er die Compoſition von einem Deutſchen, Namens Hanſer, einem ſehr geſchickten Contrapunktiſten. In ſeinem 16ten Jahre kam Mehul nach Paris und nahm Unterricht auf dem Piano bei Edelman, einem damals berühmten Meiſter. In ſeinem 18ten Jahre wurde er Gluck vorgeſtellt, der ihn in den philoſophiſchen und poetiſchen Theil der muſikaliſchen Kunſt einweihte, und unter deſſen Leitung er als Studien drei Opern componirte: die Pſyche von Voiſenon, den Anacreon von Gentil Bernard, und Lauſus et Lydie von Valadier. Er war zwanzig Jahre alt, als er der Académie de Muſique eine Oper in vier Acten vorlegte, betitelt Cora und Alonzo, welche jedoch erſt nach ſechs Jahren aufgeführt wurde. Des Wartens müde, componirte er Euphroſine, die ein Jahr früher gegeben wurde. Stratonice war ſein drittes Werk, und Adrien ſein viertes. Überhaupt ſind von Mehul folgende Werke auf dem Theater erſchienen: In der Académie de Muſique: Cora et Alonzo, 1791; Horatius Coclès, Adrien, 1790, nebſt verſchiednen Ballets; auf dem Théatre de l'Opéra comique,

Euphrosine, 1790; Stratonice, 1792; Le Jeune Sage et le Vieux Fou, 1793; Phrosine et Mélidore, 1794; La Caverne 1795; Doria, Le jeune Henri, Ariodant, 1799; Bion 1800; Epicure, gemeinſchaftlich mit Cherubini 1800; L'Irato, 1801; Une Folie, Le Tresor supposé, Joanna, L'heureux malgré lui, 1802; Heléna, Le Baiser et la Quittance, 1803; in Geſellſchaft mit Kreutzer, Boyeldieu und Nicolo, Uthal, Gabrielle d'Estrées und Les deux aveugles de Tolède, 1806; Joseph 1807; auf dem Théâtre françois die Chöre zu Timoleon von Chenier. Im J. 1811 erſchienen von ihm Amphion ou les Amazones und Valentine de Milan. Seine Nationalgeſänge, unter denen der Chant du départ und der Chant du retour die berühmteſten ſind, erwarben ihm die Auszeichnung, daß 1796 am Feſte der Republik ſein Name unter den Componiſten des erſten Ranges öffentlich ausgerufen wurde. Außerdem hat Mehul mehreres für die Inſtrumentalmuſik und zwei im Inſtitut vorgeleſene Berichte herausgegeben, den einen über den künftigen Zuſtand der Muſik in Frankreich, den andern über die Arbeiten der Zöglinge des Conſervatoriums, welche Penſionäre der Akademie der Künſte zu Rom ſind. Seine Verdienſte als Lehrer ſind allgemein anerkannt; der Charakter ſeiner Muſik iſt Energie verbunden mit Eleganz.

Meil (Johann Wilhelm), geboren zu Altenburg 1733, widmete ſich anfangs zu Bayreuth und Leipzig den Wiſſenſchaften, bis im J. 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen Kunſtwerke ſein Talent für die bildenden Künſte weckte, das er von nun an, ohne einem Meiſter oder einer Schule zu folgen, ſelbſt auszubilden ſuchte. Unabläſſig übte er ſich im Zeichnen und Radiren, und ſchuf ſich ſo eine eigne Manier in letzterm, welche ihm unter den berühmtern Kupferätzern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb, da er nämlich alle ſeine Ideen mit der vollkommenſten Richtigkeit entwarf, und mit bis dahin noch nicht geſehener Sauberkeit in kleinen lieblichen Geſtalten ausführte. Die ganze Sammlung ſeiner reizenden Vignetten beläuft ſich über ein halbes Tauſend. Zu den gelungenſten gehören ſeine meiſterhaften Blätter zu Engels Mimik und zu der neueſten Ausgabe von Sebaldus Nothanker, welche beweiſen, wie vortrefflich er phyſiognomiſche Charaktere darzuſtellen wußte. Dabei beſaß er eine genaue Kenntniß von dem Coſtume der alten und mittlern Zeit, und hatte ſich daher, durch Angabe richtiger und geſchmackvoller Zeichnungen, auch um das Theater zu Berlin großes Verdienſt erworben. Sein Studium der Geſchichte der Kunſt war unermüdet. Im Umgange voll Anmuth und lebhaftem Witz hatte er ſich während ſeines mehr als funfzigjährigen Aufenthalts in Berlin die Liebe und Freundſchaft ſeiner achtungswürdigen Einwohner erworben, und ſtarb, allgemein bedauert daſelbſt im Jahr 1805 als Vicedirector der dortigen Akademie der Künſte.

Meile, ein Längenmaß des Weges. Es hat ſeinen Namen von dem lateiniſchen Mille (tauſend), weil die römiſche Meile 1000 geometriſche Schritte, jeden zu 5 römiſchen Schuhen, ausmachte. Die Länge der Meilen iſt in den verſchiednen Ländern ſehr verſchieden. Geographiſcher Meilen rechnet man 15 auf einen Äquatorgrad; der geographiſchen wird die deutſche Meile gleich geachtet, wiewohl ſie eigentlich etwas größer iſt, und gewöhnlich auf 2 Stunden Weges berechnet wird. Außerdem rechnet man auf einen Äqua-

torgrad 10 norwegiſche, 10⅝ däniſche und ſchwediſche, 13½ ungariſche, 19⅝ niederländiſche (Stunden), 20 gemeine ſpaniſche, 26⅔ caſtilianiſche, 22 polniſche, 25 gemeine franzöſiſche, 60 italieniſche wie auch geographiſche engliſche, 66⅔ türkiſche (Berri), 69½ engliſche, 104⅓ ruſſiſche (Werſte) und 250 chineſiſche (Li) Meilen. Die Seemeilen ſind etwas verſchieden, indem 17½ ſpaniſche und 20 franzöſiſche, engliſche und niederländiſche (Leagues) ſo viel als 15 deutſche Meilen betragen.

Meiners (Chriſtoph), war 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln geboren, und bildete ſich auf der Univerſität Göttingen, zu deren würdigſten Lehrern er nachher gehörte. Seine Celebrität hat in unſer Jahrhundert nicht hinübergereicht. Keine ſeiner Schriften konnte die oft nur aus ſchonender Achtung ſchweigende Kritik verſöhnen. Aber man beurtheilte ihn oft einſeitig und ungerecht, und wie man früher vielleicht manches ſeiner Producte, z. B. die Briefe über die Schweiz, zu ſehr erhoben und überſchätzt hatte, ſo verkannte man ſpäter auch das wahrhafte Verdienſtliche ſeiner Compilationen. Unbeſtrittenere Verdienſte hatte Meiners als akademiſcher Lehrer. Raſtlos arbeitete er für die Ordnung und den Flor der Georgia Auguſta und ſeine Liebe für dieſe Univerſität erzeugte in ihm die Idee zur Geſchichte derſelben, deren Nichtvollendung immer zu bedauern ſeyn wird. Seine Lieblingsbeſchäftigung war die Geſchichte der Religionen, wozu er ſchon in ſeinen früheſten Schriften, beſonders in ſeiner Historia doctrinae de Deo vero den Grund gelegt hatte. Schade, daß gerade ſein letztes Werk über dieſen Gegenſtand: Die Geſchichte der Religionen, ſo ganz der Kritik und lichtvollen Anordnung entbehrt. Einige frühere Abhandlungen dagegen tragen das unverkennbare Gepräge eines ruhigen und beſonnenen Denkers, und ſind der Aufbehaltung werth. Aus ſeinen Schriften über das Mittelalter und beſonders aus den fleißig bearbeiteten Biographien der großen Reſtauratoren im 15ten und 16ten Jahrhundert wird ein neuer Bayle einſt trefflichen Stoff zur Beſtätigung und Widerlegung hernehmen können. Meiners unläugbares Verdienſt wurde auch im Auslande anerkannt. Eine franzöſiſche Überſetzung ſeiner Geſchichte der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom verſchaffte ihm die Mitgliedſchaft des Nationalinſtituts; auf ſeine Entſcheidung beriefen ſich italieniſche Akademien; Deutſchland aber wird ihn ſtets unter ſeine fleißigſten Literatoren zählen. Die Kunſt zu excerpiren und ſeine Excerpte in Bücher umzuſtempeln, beſaß er in hohem Grade. Er ſtarb, mehr lebensſatt als erſchöpft, am 8ten Mai 1810 in ſeinem 64ſten Lebensjahre.

Meinhard (Johann Nicolaus), eigentlich Gemeinhard, welchen Namen er aber in Italien in Meinhard veränderte, war 1727 zu Erlangen geboren. Der Theologie gewidmet, ging er zwar 1746 nach Helmſtädt und ſtudirte ſie zwei Jahre unter Mosheim und von der Hardt; entſagte ihr aber aus natürlicher Abneigung gegen alle ſolche Stände, in welchen man ſich viel zu ſehr dem Zwange und den Meinungen unterwerfen muß, um ganz ſein eigner Herr zu ſeyn, und aus Begierde, die Welt zu ſehn und kennen zu lernen. Mosheim, dem er ſeinen Entſchluß entdeckte, verſchaffte ihm 1748 eine Hauslehrerſtelle in Liefland, wo er beinahe drei Jahre lang nicht nur ſeinen Zöglingen nutzte, ſondern auch die alten und neuen Claſſiker mit dem größten Eifer ſtudirte. Aus

Liebe zur Veränderung beſchloß er 1751, Liefland zu verlaſſen und über Copenhagen nach Holland zu reiſen. Ungünſtige Winde hielten ihn aber in Copenhagen zurück, und endlich ſchiffte er von da nach Deutſchland zurück. Seine Sprachſtudien fortzuſetzen, ging er 1752 nach Göttingen und 1755 abermals nach Liefland, deſſen Clima ſeiner Geſundheit am beſten zuſagte. Er wurde Hauslehrer bei dem Baron von Budberg und reiſ'te im folgenden Jahre mit ſeinem Zöglinge durch Deutſchland, Frankreich, Spanien und Italien. Um nach ſeiner Rückkehr 1759 ſeiner Familie nicht zur Laſt zu fallen, promovirte er zu Helmſtädt, und wollte Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften halten. Aber ſein unſteter Geiſt trieb ihn bald von dort weg nach Braunſchweig, um Zachariä kennen zu lernen. Dieſer war gerade in Hamburg, und Meinhard eilte ihm dahin nach. Sie wurden bald Freunde. Meinhard kehrte mit ihm nach Braunſchweig zurück und ließ hier ſeine Verſuche über die italieniſchen Dichter drucken, die noch jetzt als ein Hauptwerk über dieſen Gegenſtand in unſrer Sprache zu betrachten ſind. Daneben täglich im Umgang mit Zachariä, Ebert, Gärtner, Schmidt und Andern vergaß er eine Zeit lang ſeine Hypochondrie; aber nach einem Jahre kehrte das Übel verſtärkt zurück. Dies bewog ihn, troß der glänzendſten Anerbietungen, Braunſchweig zu verlaſſen und nach Leipzig zu gehn, wo er Gellerts und Weißens Umgang genoß. Auf den Rath ſeiner Freunde, begleitete er einen Grafen Moltke als Hofmeiſter auf ſeinen Reiſen. Er beſuchte 1763 Frankreich, Italien und England. Auf dem Rückwege kam er 1765 nach Berlin, wo er mit Ramler, Leſſing, Nicolai, Mendelsſohn u. A. bekannt wurde, und kehrte, nachdem er ſeinen Grafen dem Vater zu Copenhagen glücklich übergeben und alle weitern Anträge abgelehnt hatte, nach Braunſchweig zu ſeinen Freunden zurück. Hier blieb er kurze Zeit und ging ſodann (noch im Herbſt 1765) nach Erfurt, als dem, wie er glaubte, für ſeine Geſundheit zuträglichſten Ort. Er lebte beinahe zwei Jahre faſt ohne alle Bekanntſchaft in einem Gaſthofe. Ganze Wochen brachte er in der Einſamkeit zu im Genuß ſeiner auserleſenen Bücherſammlung. In der Mitte des Aprils 1767 ging er wieder nach Berlin, wo er am 15ten Junius ſtarb. Meinhard beſaß bei einer großen Beſcheidenheit, die gegen Fremde bis zur Blödigkeit ging, eine ungemeine Beleſenheit, beſonders im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften. Er verſtand griechiſch, lateiniſch, franzöſiſch, italieniſch, engliſch, ſpaniſch, portugieſiſch, däniſch, holländiſch und ſeine eigne Mutterſprache in weitem Umfange. Außer ſeinen obengenannten Verſuchen (deren dritten Band Jagemann lieferte), hat er Home's Grundſätze der Kritik, den Heliodor und einiges andre überſetzt.

Meiningen (Sachſen=). Das Herzogthum Meiningen iſt ein Theil der ehemaligen Grafſchaft Henneberg, welche 1583 nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes der gefürſteten Grafen von Henneberg gröſtentheils an das Haus Sachſen kam, mit welchem im J. 1554 jene Grafen von Henneberg eine Erbverbrüderung errichtet hatten. Die Herzoge von Meiningen beſitzen zwar außer ihrem Erbtheil an Henneberg auch einen Theil des Fürſtenthums oder der Pflege Coburg; allein auch Coburg, welches ehedem die neue Herrſchaft Henneberg genannt wurde, gehörte dem alten Geſchlechte der Grafen von Henneberg, und kam erſt 1347 durch die Vermählung des Markgrafen zu Meißen, Friedrichs des Strengen, mit der Gräfin

Catharina von Henneberg an das Haus Sachſen. Die gegenwärtigen Beſitzungen der Herzoge von Meiningen kamen zuerſt an die alt-coburgiſche Linie, nachher an Altenburg, und als die altenburgiſche Linie ausſtarb, an Ernſt den Frommen von Gotha, deſſen dritter Sohn **Bernhard** der Stifter der meiningiſchen Linie wurde. Bernhard beſaß anfänglich nur Meiningen, Maßfeld, Waſungen, Sand, Frauenbreitungen und Salzungen. Als aber ſein Bruder Albrecht, der in der Theilung Coburg erhalten hatte, 1699 ohne Nachkommen ſtarb, erbte Bernhard einen Theil der Verlaſſenſchaft. Unter ſeinen Söhnen wurden die Beſitzungen noch vergrößert, als 1710 die römhildſche Linie mit ihrem Stifter Heinrich, dem vierten Sohne Ernſt des Frommen, ausſtarb, und deſſen Landesantheil unter Meiningen, Gotha, Saalfeld und Hildburghauſen vertheilt wurde. Bernhard hinterließ drei Söhne, von denen der jüngſte, Anton Ulrich, ſein Geſchlecht fortpflanzte. Zwei Söhne, Carl und Georg, ſuccedirten ihm unter mütterlicher Vormundſchaft. Der Herzog Carl ſtarb 1782, und Herzog Georg, der bisher gemeinſchaftlich mit ihm regiert hatte, wurde nun alleiniger Regent. Er führte zuerſt, den 9ten December 1800, das Recht der Erſtgeburt ein. Bei ſeinem 1803 erfolgten Tode ſuccedirte ihm ſein dreijähriger Sohn, **Bernhard Ehrich Freund**, über welchen die Herzogin Mutter, Luiſe Eleonore, die Vormundſchaft führt. Sie trat mit den andern ſächſiſchen Herzogen (1806) dem Rheinbunde bei, und entſagte ihm 1813 wieder. Das Bundescontingent betrug 300 Mann. Die geſammten meiningiſchen Länder enthalten $18\frac{1}{4}$ Quadratmeilen mit 48,000 Bewohnern. Die Einkünfte werden auf 350,000 Gulden geſchätzt. Die Haupt- und Reſidenzſtadt iſt Meiningen.

Meißen, ein Markgrafthum in Ober-Sachſen, welches gegen Norden an den wittenberger Kreis, gegen Oſten an die Lauſitz, gegen Süden an Böhmen, und gegen Weſten an Franken und Thüringen gränzt, und ein integrirender Theil des Königreichs Sachſen iſt. Es iſt ein fruchtbares und gut angebautes Land, beſonders ergiebig an Getraide, Wein und Wieſewachs; auch hat es vortreffliche Bergwerke. In Anſehung ſeiner Manufacturen gehört es zu den erſten deutſchen Ländern. Es beſteht aus ſieben Theilen, dem **meißniſchen**, dem **leipziger**, dem **erzgebirgiſchen**, dem **vogtländiſchen** und dem **neuſtädtiſchen Kreiſe**, und den **Stiftern Merſeburg** und **Naumburg oder Zeitz**. Die Hauptſtadt **Meißen** liegt an der Elbe in einer höchſt anmuthigen Gegend und zählt gegen 4000 Einwohner. Auf einem Berge liegt das Schloß; es ſind aber der vorderſte Theil, welcher den ehemaligen Burggrafen gehört hat, und der hinterſte, welcher den Biſchöfen zuſtändig geweſen, eingegangen, und nur noch der mittlere oder markgräfliche Theil, die **Albrechtsburg** genannt, übrig. In demſelben iſt ſeit 1710 die berühmte Porzellanfabrik. Sie macht die Stadt zu einem Sammelplatz geſchickter Chemiker, Künſtler und Mahler, wie denn auch von der 1763 zu Dresden geſtifteten Akademie der Künſte ein Hauptzweig hier etablirt iſt. Obwohl in neuern Zeiten durch die vervielfachte Concurrenz der Abſatz des Porzellans abgenommen hat, ſo beſchäftigt die Fabrik doch noch immer über 700 Perſonen. Sie hat ihre Hauptniederlage in Dresden (vergl. den Art. Porzellan). Außerdem gehört zu Meißens Sehenswürdigkeiten die Domkirche nebſt ihrem hohen oben durchſichtigen ſteinernen Thurm, in welcher die ſächſiſche Fürſtencapelle mit den

Begräbniſſen von Friedrichs des Streitbaren Nachkommen bis auf 1539 enthalten iſt. Auf dem Berge St. Afra ſteht die hieſige königliche Landſchule, das Afraneum genannt, wovon wir unter dem Art. Fürſtenſchulen geſprochen. Die Elbbrücke bei Meißen wurde 1757 von den Preußen abgebrannt und 1813 auf Davouſts Befehl abgetragen, jedesmal aber wieder hergeſtellt.

Meißner (Auguſt Gottlieb), wurde 1753 zu Bautzen in der Oberlauſitz geboren, ſtudirte von 1773 bis 76 auf den Univerſitäten zu Leipzig und Wittenberg die Rechte, wurde darauf churfürſtlich ſächſiſcher geheimer Archivs-Regiſtrator zu Dresden, ſodann 1785 Profeſſor der Äſthetik und claſſiſchen Literatur auf der Univerſität zu Prag und 1805 fürſtlich naſſau-oraniſcher Conſiſtorialrath und Director der hohen Lehranſtalten zu Fulda, wo er 1807 ſtarb. Die Werke dieſes fruchtbaren Schriftſtellers gehörten eine Zeit lang zu den geleſenſten in Deutſchland. Blühende Einbildungskraft, Einſicht, ſchöne Sprache, Anmuth und Witz, und eine glänzende Manier mit einem feinen Anſtrich von Galanterie, empfahlen ſeine Schriften, ob man ihnen gleich auf der andern Seite auch manche Fehler mit Grund vorwarf, als gezierten Ausdruck, geſchraubte Wendungen, ſpielenden Witz und leere Declamation, ja ſogar Verſtöße wider die Grammatik. Wir begnügen uns, nur die bekannteſten ſeiner Schriften zu nennen: 1. Skizzen, 14 Sammlungen. Sie enthalten allerlei proſaiſche Aufſätze von verſchiednem Inhalt, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln u. ſ. w.; 2. Alcibiades, 4 Theile; 3. Maſaniello; 4. Bianca Capello 2 Theile; 5. Spartacus; 6. Epaminondas Biographie; 7. Leben des Julius Cäſar. Alle dieſe Werke bis auf das letzte gehören zu der verderblichen Zwittergattung des hiſtoriſchen Romans, der ohnehin noch durch den Dialog verwäſſert wurde. Indem er ihr die Liebe der Deutſchen zu gewinnen wußte, ſanctionirte er einen Irrthum, der ſowohl dem hiſtoriſchen als äſthetiſchen Studium nicht anders als nachtheilig ſeyn konnte. 8. Erzählungen und Dialogen, drei Hefte; 9. der unſichtbare Kundſchafter; 10. das Lob der Muſik, eine Cantate, welche von Schuſter componirt worden iſt. Unter ſeinen Arbeiten für die Bühne iſt ſein Johann von Schwaben die vorzüglichſte. Außerdem hat er vieles aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen überſetzt und an verſchiednen literariſchen Arbeiten Andrer Theil genommen.

Meiſter (Leonhard), ein Mann von ausgezeichneten Talenten und großen Kenntniſſen, werth des Andenkens der Nachkommen, wiewohl er die Periode ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhms, die in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fällt, überlebt hatte. Er war 1741 zu Neftenbach geboren, und kam nach dem Tode ſeines Vaters, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich. Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer wurden ſeine Lehrer. Nebſt der claſſiſchen Literatur, die ſeinem hellen Geiſte Kraft und Bildung gab, zogen Geſchichte und ſchöne Wiſſenſchaften ihn vorzüglich an. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit; aber eben dieſe Leichtigkeit, verbunden mit dem Beifall, den ſeine literariſchen Producte eine Reihe von Jahren hindurch bei dem größern Publicum fanden, wurde, wie er ſelbſt offen geſteht, Urſache, daß er die Gründlichkeit vernachläſſigte. Bei tieferm Forſchen und ſorgfältigerm Ausarbeiten würde er wenigere, aber beſſere Werke geliefert haben. Doch ſind auch in der flüchtigſten ſeiner Arbeiten eignes

Urtheil, freies Denken und ein reicher Schatz von Kenntniſſen ſichtbar. Seit dem J. 1769 ließ er jährlich einige Schriften erſcheinen. Die Schrift über die Mode eröffnet, und die Meiſteriana beſchließen den Kreis. Die Werke über die Schweizergeſchichte (Hauptſcenen der helvetiſchen Geſchichte; Geſchichte Helvetiens von Cäſar bis auf Napoleon; helvetiſche Scenen der neueſten Schwärmerei und Intoleranz) enthalten zum Theil die Reſultate eigner Forſchung, und ſind im Ganzen mit vieler Freimüthigkeit geſchrieben. Die Lebensbeſchreibungen berühmter Männer Helvetiens und die berühmten Züricher ſind ſchätzbare Sammlungen. Die Vorleſungen über Einbildungskraft, Schwärmerei und Aberglauben ſind auch, unabhängig von den lavaterſchen Fehden, die ihnen das Daſeyn gaben, noch immer unterrichtend und leſenswerth. Dem Schriftſtellerberufe blieb er übrigens treuer als jedem andern; in ſeinen äußern Verhältniſſen wechſelte er öfter. Die im Jahr 1773 angetretne Profeſſur der Geſchichte an der züricher Kunſtſchule vertauſchte er 1791 mit der Pfarrei St. Jacob bei Zürich. Im J. 1799 verſchlugen ihn die politiſchen Stürme von der Kanzel in die Archive des helvetiſchen Vollziehungsdirectoriums. Bald aber ſehnte er ſich nach den ſtillern Muſen zurück, und ſchon im folgenden Jahre war er wieder Pfarrer zu Lagnau am Fuße des Albis; einige Jahre ſpäter legte er die Stelle nieder, um ausſchließlich den Wiſſenſchaften und dem Privatunterrichte von Jünglingen, die man ihm anvertrauen würde, zu leben; neues Bedürfniß führte ihn nochmals zum Paſtoralberufe zurück. Er ward Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich, wo er 1811 ſtarb.

Meiſterſänger. Der deutſche Adel, der im dreizehnten Jahrhundert in ſorgſamer Ausbildung und eifriger Förderung deutſcher Dichtkunſt gewetteifert hatte, hörte mit Anfang des vierzehnten faſt ganz auf, an dieſer friedlichen edeln Beſchäftigung Geſchmack zu finden, und ergab ſich von neuem dem kriegeriſchen Leben in den mannichfachen Fehden, die damals allenthalben in den deutſchen Landen lärmten. Nur hinter den Mauern der Städte war damals Frieden zu finden, nur da konnten alſo auch friedliche Künſte und Gewerbe blühen, die daher bis auf die neuſten Zeiten ihr Eigenthum geblieben ſind. In jenen Zeiten allgemeiner Regelloſigkeit und Ungebundenheit hatten die Freunde der Ordnung eine deſto feſtere und ſtrengere Regel ſich erwählt. So hatten ſich überall die Leute Eines Gewerbes in eine Zunft vereinigt, gewiſſe unverbrüchliche und mit ängſtlicher Pünktlichkeit ausgedachte Geſetze gegeben, damit ja nie ſelbſt der Schein der überall herrſchenden und von ihnen ſo gehaßten Anarchie unter ihnen aufkommen könnte. Dieſem Zwange mußten ſich nicht nur eigentliche Handwerker, ſondern freie, ſchöne Künſte fügen, ſo wie ihre Anfänge in den friedlichen, ſie zu erzeugen und zu fördern allein geſchickten Städten ſich zeigten oder ihre Reſte aus dem unruhvollen platten Lande dahin ſich flüchteten. So erging es denn auch der Dichtkunſt. Die ehrſamen ſtillen Bürger und Handwerker, beſonders der Reichsſtädte, fanden Vergnügen daran, in langen Winterabenden die Lieder und poetiſchen Erzählungen der Minneſänger zu leſen, und bald fielen diejenigen unter ihnen, die in ſich einiges Talent fühlten, darauf, ſie nachzuahmen und neben dem Schuhmachen, Leinwandweben und Zinngießen auch fleißig zu dichten. Kaum hatten mehrere dieſer Versmacher einan=

der gefunden und ſich mitgetheilt, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie in eine ordentliche Zunft, gleich andern Handwerkern, zuſammentraten. Die alten Minneſänger waren, ihrer Meinung nach, ihre wahren Vorgänger und Zunftgenoſſen. Sie nannten in ſpätern Zeiten gewöhnlich Wolfram von Eſchenbach, Heinrich Frauenlob und Klingsohr als Urheber ihrer Zunft. Doch dienten ihnen jene Dichter aus der goldnen Zeit weniger im Inhalt, als in der Form zu Vorbildern, wie ſie denn überhaupt dieſe für das eigentliche Weſen der Poeſie hielten, und von dem Unterſchied zwiſchen einem poetiſchen oder proſaiſchen Gedanken und Ausdruck kaum eine Ahnung hatten. Der negative Vorzug der Reinheit von äußern Fehlern war ihnen das Höchſte der Dichtkunſt. Ihrem ſtillen frommen Bürgerſinn ſagten weder die Minnelieder, noch die großen romantiſchen Gedichte des vorhergehenden Jahrhunderts zu; es beſchränkten ſich ihre Verſuche im Lyriſchen auf geiſtliche Lieder, und im Epiſchen auf Reimerzählungen bibliſcher Geſchichten, woneben ſie mit deutſchem Ernſt das eigentliche Lehrgedicht beſonders liebten und übten. In der Form aber, in den Versmaßen und der Proſodie ſuchten ſie ſich ſtreng an die Weiſe der alten Dichter zu halten. Die aus ihren Gedichten abſtrahirten Regeln, die zu heiligen unverbrüchlichen Innungsartikeln erhoben wurden, jedoch ſpäter durch erfinderiſche Zunftglieder manche Bereicherung erhielten, nannte man die Tabulatur. Nach dieſer beſtand jedes Lied (Bar) aus mehrern Abtheilungen von beliebiger Anzahl (Geſätze), jedes Geſätz aber aus zwei Stollen (Strophe und Antiſtrophe), die nach derſelben Melodie zu ſingen waren; nach jedem Geſätze folgte ein Abgeſang (Meſode) von anderm Versmaß und Melodien, und den Beſchluß machte jedesmal wieder ein einzelner Stoll, nach der Melodie des letzten Geſätzes (Epode). Es wurde in dieſen Liedern auf gehörige Abwechslung der weiblichen (klingenden) und männlichen (ſtumpfen) Reime geſehen, doch war auch der Gebrauch einzelner reimloſen Zeilen (Waiſen), zumal am Ende, verſtattet, und eine Schönheit. Ein einſylbiges, auf einen ganzen Vers reimendes Wort hieß eine Pauſe, ein zweiſylbiges dergleichen ein Schlagreim u. ſ. w. Zu ſtrenger Bewahrung der Reinigkeit in Sprache und Proſodie hatte die Zunft ein langes Verzeichniß von hart verpönten Hauptfehlern, deren gewöhnlich zweiunddreißig genannt werden, und die alle ihre Namen haben. Jedes Lied der Meiſterſänger war übrigens aufs Singen berechnet; wer ein neues Versmaß erfand, erdachte auch dazu gleich eine neue Melodie, und beides wird unter dem Namen der Weiſe oder des Tons begriffen. Solcher Weiſen gab es eine ungeheure Menge, bis zu Strophen von dreißig und mehr Verſen. Sie waren durch die ſonderbarſten Namen bezeichnet, als die Beerweis, die Brundelweis, der Blutthon, die ſpitzige Pfeilweis, die Blaſii Luftweis, die verſchloßne Helmweis, die gelbe Lilienweis, die engliſche Zinnweis, die Schrotweis, die blutglänzende Drathweis und dergleichen ſcheinbar ſinnloſe, wohl zufälligen Veranlaſſungen zuzuſchreibende Benennungen mehr. Die Zunft hatte gewiſſe Vorſteher, welche Merker genannt wurden, weil ſie auf die Fehler in Dichtung und Geſang zu merken und ſie mit Geld zu beſtrafen hatten. Die Meiſterſänger hielten, wie andre Zünfte, ihre Zuſammenkünfte auf ihrer Herberge oder Zeche; pflegten aber auch öffentliche Singübun-

gen (Singſchulen) in Kirchen, gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen Nachmittags, zu halten. Zu Nürnberg luden ſie zu einer ſolchen Übung durch öffentlich ausgehängte, mit ſchönen Sinnbildern verzierte, Tafeln ein. Die Singſchule wurde dort in der Catharinenkirche gehalten. Der Anfang wurde jedesmal mit dem Freiſingen gemacht, wo jeder, der auch nicht Meiſterſänger war, auftreten durfte, auch in der Wahl der Gegenſtände mehr Freiheit gelaſſen, aber weder Lob noch Tadel, weder Preiſe noch Strafen ausgetheilt wurden. Sodann begann das Hauptſingen, welches die Meiſterſänger allein bloß von Gegenſtänden aus der heiligen Schrift hielten, und der Beurtheilung der Merker unterwerfen mußten. Dieſe ſaßen auf einem Gerüſte am Altar an einem Tiſch, der durch einen Vorhang verdeckt war. Dieſer Platz hieß das Gemerke. Der erſte der vier Merker gab Acht, ob das Geſungne der, aufgeſchlagen vor ihm liegenden, Bibel gemäß ſey, der zweite auf die Proſodie, der dritte auf die Reime, der vierte auf die Melodie. Alle zeichneten die bemerkten Fehler fleißig auf, und dem, der am fehlerfreiſten (glatteſten) geſungen, ertheilten ſie den Preis. Er erhielt zur Zierde das Gehänge, eine Schnur oder Kette, woran Münzen hingen, auf deren einer (einem Geſchenk Hans Sachſens) der König David abgebildet war. Daher hieß der Sieger ſeit Hans Sachs der König David-Gewinner. Er hatte das Recht, das nächſte Mal mit im Gemerk zu ſitzen, und auf Befragen ſeine Stimme zu geben. Der es nach ihm am beſten gemacht, wurde mit einem Kranz von künſtlichen Blumen geziert. Er ſtand in der nächſten Verſammlung an der Kirchthür und nahm von den Zuhörern Geld ein. Wer einmal das Kleinod gewonnen, hatte das Recht, Lehrlinge der Meiſterſingekunſt zu ziehen. Dafür ward aber nie Lehrgeld genommen, ſondern bloß die Fortpflanzung der Kunſt ward dabei beabſichtigt, und die Ehre, viele Schüler zu haben, ſehr geſucht. Nach ausgeſtandner, unbeſtimmter Lehrzeit wurde der Lehrling auf der Zeche in die Zunft aufgenommen, und ſodann, wenn er einige Zeit in den Schulen mit Beifall geſungen, auf Verlangen gefreit, d. i. zum Meiſter gemacht. — Die Zünfte der Meiſterſänger, oder, wie ſie ſich aus Beſcheidenheit lieber nannten, der Liebhaber des deutſchen Meiſtergeſangs, haben in mehrern deutſchen Reichsſtädten bis weit ins ſiebzehnte, in Nürnberg bis ins achtzehnte Jahrhundert beſtanden. Dort erhielt ſie wohl der Stolz auf den Ruhm Hans Sachſens, des einzigen dichteriſchen Geiſtes unter dieſen Zünftlern. Sein Bild war auf eins der oben erwähnten Aushängeſchilder gemahlt, zum ewigen Preis der Zunft, zum ewigen Vorbild aller Zunftgenoſſen. HL.

Meklenburg, ein Herzogthum im niederſächſiſchen Kreiſe, das oſtwärts an Pommern, ſüdwärts an die Mark Brandenburg, weſtwärts an Lüneburg, Lauenburg und Lübeck, und nordwärts an die Oſtſee gränzt. Das Land enthält auf 274 Quadratmeilen gegen 350,000 Einwohner, hat keine Berge, aber viele Seen und Wälder, in einigen Gegenden auch Sandſtriche; im Ganzen iſt es aber fruchtbar, und beſonders für den Getraidebau und die Viehzucht ſehr ergiebig. Die Geſchichte von Meklenburg tritt erſt mit Carl dem Großen mit Klarheit aus dem Dunkel der Zeiten hervor. Wir wiſſen nur, daß in den Zeiten vor der Völkerwanderung Heruler und Vandalen die Küſten der Oſtſee im heutigen Meklenburg bewohnten, denen, als ſie dem allgemeinen Zuge der Völker

nach Süden folgten, ſlaviſche (wendiſche) Stämme von Oſten her folgten. Zwei der mächtigſten von dieſen Stämmen, die Obotriten und Wilzen, ſtanden in verjährter Feindſchaft. Erſtere, welche zur Zeit Carls des Großen aus den eigentlichen Obotriten, den Polaben (in Ratzeburg und Lauenburg) und den Wagriern beſtanden, überwanden um dieſe Zeit die Wilzen (782) und brachten einen Theil des Landes unter ihre Herrſchaft. Seitdem hatte der obotritiſche König eine Art von Obergewalt über die wilziſchen Fürſten der Redarier, Keſſiner, Circipaner und Tollenſer. Die Bekehrung und Unterwerfung der Slaven verurſachte langwierige und verheerende Kriege. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachſen und Bayern, eroberte endlich das Land, und verwüſtete es dergeſtalt, daß die wenigen noch übrigen Einwohner keine neuen Verſuche, die Religion ihrer Väter und die angeſtammte Freiheit zu behaupten, hätten wagen können. Nachher verſöhnte ſich Heinrich mit dem wendiſchen Fürſten Pribislaus, nachdem dieſer ein Chriſt geworden, vermählte ſeine Tochter Mathilde mit Heinrich Burewin, dem Sohne Pribislaus, und räumte dem Vater ſeine Erbländer (mit Ausſchluß der Grafſchaft Schwerin und Danneberg und der Biſthümer Schwerin und Ratzeburg) unter dem Namen eines Fürſtenthums wieder ein. Im J. 1170 wurde Pribislaus zum deutſchen Reichsfürſten erklärt. Dieſer Pribislaus iſt der Stammvater der nachfolgenden meklenburgiſchen Fürſten, die unter allen europäiſchen Regenten die älteſten und unter allen deutſchen die einzigen von unſtreitig ſlaviſcher Abkunft ſind. Den Namen Meklenburg nahmen ſie von dem alten obotritiſchen Hauptorte Meklinborg an, der früh zerſtört wurde und jetzt ein Dorf zwiſchen Wismar und Brüel iſt. Unter den Nachfolgern Heinrich Burewins wurde das Land getheilt, woraus vielfältige Familienzwiſte entſprangen. So entſtanden nach dem Tode Heinrich Burewins II. durch die Theilung ſeiner Söhne die vier Linien von Meklenburg, Güſtrow (oder Wenden), Roſtock und Parchim, wovon die beiden letztern bald wieder erloſchen. Johann, Theologus genannt (geſtorben 1264), welcher Meklenburg erhielt, iſt merkwürdig, weil er von der pariſer Univerſität zum Doctor der Theologie creirt wurde. Sein Enkel, Heinrich der Löwe (regierte von 1302 bis 29), brachte durch ſeine Gemahlin, Markgrafen Albrechts zu Brandenburg Tochter, die Herrſchaft Stargard als ein Heirathsgut an ſein Haus. Heinrichs Söhne, Albrecht und Johann, ſtifteten die Linien zu Stargard und zu Schwerin, und wurden 1348 von Kaiſer Carl IV. zu Herzogen erhoben. Im J. 1436 erloſch die wendiſche Linie und 1471 ſtarb Ulrich II., der letzte Herzog zu Stargard. Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrechts, wurde nun Herr von ganz Meklenburg. Churbrandenburg aber beſtritt die Succeſſion, und zu Wittſtock wurde ein Vergleich geſchloſſen, nach welchem Heinrich die ganze Erbſchaft behielt, Brandenburg dagegen nach dem Erlöſchen der meklenburgiſchen Herzoge das ganze Land erben ſollte. Heinrichs des Fetten Enkel, Adolph Friedrich I. und Johann Albert II., ſtifteten die Linien Schwerin und Güſtrow. Beide Herzoge wurden 1627 von Kaiſer Ferdinand II. wegen ihres Bündniſſes mit Dänemark entſetzt und Wallenſtein zum Herzog von Meklenburg ernannt; allein ſchon 1632 ſetzte Guſtav Adolph die rechtmäßigen Fürſten wieder ein. In der ſchweriniſchen Linie ſtifteten nach dem Tode Adolph

Friedrichs I. ſeine nachgebornen Söhne die Nebenlinien Grabow und Strelitz; der erſtgeborne Sohn, Chriſtian Ludwig, ſuccedirte in Schwerin. Im weſtphäliſchen Frieden wurden von der ſchweriniſchen Linie der Krone Schweden die Stadt Wismar und die Ämter Pöhl und Neukloſter abgetreten: als Entſchädigung erhielten die Herzoge die ſäculariſirten Biſthümer Schwerin und Ratzeburg und die johanniter Commenthureien Mirow und Nemerow. Im J. 1692 ſtarb Herzog Chriſtian Ludwig ohne Kinder, worauf über die Nachfolge unter den Nebenlinien Grabow und Strelitz zwiſchen Friedrich Wilhelm und Adolph Friedrich II. ein Streit entſtand, der dadurch noch mehr vermehrt wurde, daß 1695 auch die güſtrowſche Linie ausſtarb. In dem Vergleich zu Hamburg wurde endlich 1701 beſchloſſen, daß die ältere Linie von Grabow Schwerin und Güſtrow, Herzog Adolph Friedrich zu Strelitz aber das Fürſtenthum Ratzeburg, die Herrſchaft Stargard, nebſt Mirow und Nemerow, ingleichen eine jährliche Penſion von 9000 Speciesthalern erhalten ſollten. Auch wurde das Recht der Erſtgeburt und die Linealſucceſſion eingeführt. Auf Friedrich Wilhelm folgte 1713 ſein Bruder, Carl Leopold, der wegen Beeinträchtigung der Stände durch eine kaiſerliche Commiſſion 1728 der Regierung entſetzt wurde. Statt ſeiner wurde ſein Bruder Chriſtian Ludwig Adminiſtrator des Landes. Der Verſuch Carl Leopolds, ſich der Regierung gewaltſam wieder zu bemächtigen, ſchlug fehl. Nach ſeinem 1747 erfolgten Tode wurde Chriſtian Ludwig regierender Herzog. Ihm folgte 1756 ſein Sohn Friedrich, und dieſem 1785 ſein Bruderſsohn, der jetzige Herzog Friedrich Franz, der 1803 durch den Vertrag mit Schweden die im weſtphäliſchen Frieden abgetretenen Ämter und die Stadt Wismar wieder mit Schwerin vereinigte. Im Reichsdeputationsſchluſſe von 1803 wurden ſieben lübeckiſche, im Mecklenburgiſchen eingeſchloßne Dörfer dem Herzoge als Entſchädigung für zwei evangeliſche Canonicate im Dom zu Straßburg, auf welche er im osnabrücker Frieden eine Anwartſchaft erhalten hatte, zuerkannt. In der ſtrelitziſchen Linie folgte dem Herzog Adolph Friedrich II. ſein Sohn Adolph Friedrich III., und dieſem ſeines Bruders Sohn, Adolph Friedrich IV. Nach deſſen Tode ſuccedirte 1794 der jetzige Herzog Carl Ludwig Friedrich. Meklenburg-Strelitz trat am 18ten Februar 1808 und Meklenburg-Schwerin den 24ſten April 1808 dem Rheinbunde bei; erſteres hatte 400, letzteres 1900 Mann zum Bundescontingent zu ſtellen. Die ſtändiſche Verfaſſung wurde in beiden Ländern beibehalten, aber dem Zeitgeiſte gemäß verändert. Nach den Ereigniſſen der Jahre 1812 und 13 waren die Herzoge von Meklenburg die erſten Fürſten des Rheinbundes, welche ſich von Frankreich losſagten und der guten Sache beitraten (25ſten März 1813). — Der Herzog von Meklenburg-Schwerin beſitzt 226 Quadratmeilen mit 295,000 Einwohnern und 1,800,000 Fl. Einkünfte; die Hauptſtadt iſt Schwerin. Der Herzog von Meklenburg-Strelitz beſitzt 48 Quadratmeilen mit 56,000 Einwohnern und 550,000 Fl. Einkünfte; die Hauptſtadt iſt Neuſtrelitz. Zu Roſtock iſt eine gemeinſchaftliche Univerſität. Der Titel beider Herzoge, die durch verſchiedne Hausverträge in genauer Verbindung ſtehen, iſt: Herzog zu Meklenburg, Fürſt zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, Graf zu Schwerin, der Lande Roſtock und Stargard Herr.

Mela (Pomponius), war nach ſeiner eignen Angabe zu Tingentera in Spanien geboren, und wird für einen Sohn des Marcus Seneca gehalten. Er lebte unter dem Kaiſer Claudius (41 J. nach Chr. Geb.) und ſcheint unter Nero, vielleicht eines gewaltſamen Todes, geſtorben zu ſeyn. Wir haben von ihm in einem ſchönen, kurzen und deutlichen Styl eine Erdbeſchreibung unter dem Titel: De situ orbis Libb. III.

Melampus, des Amythaon und der Idomene Sohn, iſt im Alterthume als Arzt und Wahrſager berühmt. Seinen Namen, der einen Schwarzfüßigen bezeichnet, ſoll er daher erhalten haben, weil ſeine unbedeckt gebliebnen Füße von der Sonne ganz ſchwarz gebrannt wurden, als ſeine Mutter ihn als kleines Kind ausgeſetzt hatte. Viel Wunderdinge erzählt die Fabel von ſeiner Heil- und Wahrſagerkunſt. Als nämlich ein Paar Schlangen, welche er jung in ſeinen Schutz genommen und aufgezogen hatte, einſt, während er ſchlief, ſeine Ohren geleckt hatten, bemerkte er, daß ſie dadurch geöffnet worden, ſo daß er nun die Stimmen der Vögel verſtand und alles, was dieſe den Menſchen über die Zukunft andeuteten, ihnen entdecken konnte. Die Zeit, wann er gelebt, iſt unbekannt; allgemein aber wurde er für einen weiſen Mann gehalten; der die ganze Mythologie inne gehabt, auch mehrerer Götter Dienſt, ſo wie die eleuſiniſchen Geheimniſſe nach Griechenland gebracht habe. Weßhalb er auch nach ſeinem Tode göttlich verehrt wurde.

Melancholie, eine Seelenkrankheit (pſychiſche Krankheit), welche in die Claſſe der Gemüthskrankheiten gehört. Sie beſteht darin, daß eine fixe, traurige Idee ſich des Gemüths des Menſchen ſo ausſchließlich bemächtigt, daß ihm allmälich die ganze übrige Welt entſchwindet, und die andern Vermögen der Seele in ihren Verrichtungen geſtört werden. Das Gemüth, als das Vermögen der Seele, ihren eignen innern, angenehmen oder unangenehmen Zuſtand zu fühlen, oder die innern Empfindungen wahrzunehmen und ihnen gemäß das Begehrungsvermögen zu erregen, wird durch beſondre Stärke derſelben, die ſich als Leidenſchaften und Affecte darſtellen, ſo in ſeiner Ruhe und in ſeinem regelmäßigen Verhältniſſe gegen die andern Seelenkräfte geſtört, daß ſeine Thätigkeit gegen die andern die Oberhand erhält. Da nämlich Vorſtellungen von Empfindungen viel lebhafter ſind, als abſtracte Vorſtellungen, ſo werden dieſe durch jene verdunkelt, die Empfindung behält die Oberhand, die Thätigkeit des Verſtandes, der Urtheilskraft und der Vernunft wird geſchwächt. Die bis zum Affect geſteigerte innere Empfindung iſt entweder angenehm oder unangenehm, traurig und niederſchlagend. Dieſe traurigen Affecte haben eine ſchwächende, ja gleichſam lähmende Wirkung auf die Seele. Steigen ſie bis zu dem Grade, daß die Vernunft ſie nicht mehr beherrſchen kann, ſo wird dieſer Zuſtand Trübſinn, Schwermuth. Noch beſteht aber hierbei die Freiheit des Bewußtſeyns; der Menſch weiß es und kennt ſeinen Zuſtand. Geht auch die Freiheit des Bewußtſeyns verloren, wird der Zuſtand anhaltend, ſo iſt es Melancholie. Der Melancholiſche weiß alſo nicht, daß er melancholiſch iſt; er weiß von allem, was ihn umgibt, nichts mehr; er ſieht es wohl, aber es kommt nicht zum Bewußtſeyn bei ihm. Er hat die Welt außer ſich verloren, er hat ſich ſelbſt verloren, er lebt nur in ſich; in dem Cirkel einer einzigen traurigen fixirten Idee dreht

er ſich herum, wie bezaubert vermag er dieſem engen Kreis nicht zu entfliehen; außerhalb deſſen iſt für ihn alles dunkel und öde; nur Ein Gedanke, der ſeines ewigen, gränzenloſen Unglücks, lebt in ihm, nagt an ſeinem Innerſten und zehrt ſein Gemüth auf. Da die Melancholie urſprünglich vom Gemüth ausgeht, ſo können die übrigen Thätigkeiten der Seele dabei von Statten gehn, nur nicht mit Freiheit und Bewußtſeyn. In den Handlungen des Kranken kann Überlegung und Thatkraft ſeyn, nur geſchieht die Überlegung unter falſchen Vorausſetzungen und auf einen thörichten Zweck gerichtet; jene als falſch zu erkennen, dieſen zu ändern, dafür hat der Kranke ſeine freie Willkür verloren. Die Thätigkeit des Kranken iſt bloß auf Einen Zweck, der ſeiner fixen Idee entſpricht, gerichtet, außer dieſem iſt ſie gemeiniglich gänzlich geſchwächt. Seine Verrücktheit bezieht ſich oft bloß auf einen einzigen Gegenſtand. Jeder Zufall ruft die herrſchende Idee in ihm auf. Manche beobachten Jahre lang ein hartnäckiges düſtres Stillſchweigen, das nur durch Thränen, durch einzelne Ausrufungen unterbrochen wird. Der aus Liebe Melancholiſche findet in ſeinem Gedächtniſſe nichts mehr, als den Namen ſeiner Geliebten, oder das letzte Abſchiedswort, und dergl., die er ohne Unterlaß ſich wiederholt. Manche behalten einigen freien Gebrauch der übrigen Seelenkräfte. Manche erſchüttert die Urſache ihrer Melancholie dermaßen, daß das ſogenannte Verlieren in Gedanken entſteht, die Seele nur auf die nämliche einzige Idee hinſtarrt, und ſie gleichſam mechaniſch unaufhörlich wiederholt. Man unterſcheidet mehrere Arten der Melancholie, deren Unterſchied meiſtens in der Entſtehung derſelben gegründet iſt. Eine ſehr häufige Urſache iſt unglückliche Liebe. Der Liebende z. B., welcher ſeine Geliebte ohne Hoffnung, ſie zu beſitzen, liebt, ja noch weit mehr derjenige, dem ein andrer ſie raubte, iſt in der unglücklichſten Gemüthsſtimmung. Das ſchrecklichſte für den, welcher mit tiefer Empfindung wahre und reine Liebe fühlte, iſt das, ſeine Geliebte in den Armen eines andern zu wiſſen, ſein Heiligſtes, den Abgott ſeines Herzens, die Einzige, welche ſeine ganze Seele erfüllte, das Ideal, an welchem ſein Herz mit unendlicher Sehnſucht für ewig feſthing, von ſich geriſſen, getrennt, und, was nur Liebe um Liebe hingeben ſollte, gemeinen Zwecken geopfert zu ſehn. Dieſes Gefühl iſt nicht bloß Eiferſucht, ſondern Vernichtung des Innerſten des Menſchen, Zertrümmerung ſeines Heiligſten. Muß nicht ſo manches Gemüth über dieſer Erſchütterung zu Grunde gehn? Muß nicht ſo manches Herz brechen von dem unendlichen Schmerz? ſich unter dem zertrümmerten Heiligthum ſeines Glücks, ſeiner Hoffnung ſeine Sehnſucht ſelbſt begraben in tiefe unendliche Nacht, die kein Strahl der Außenwelt mehr erleuchtet, wohin keine Stimme ihm mehr ertönt, als nur die ſeines Unglücks, nur der einzige Laut, den er ſich ſelbſt wiederholt: dich, dich hab' ich verloren! — Eine andre Art der Melancholie iſt die religiöſe, in welcher die Kranken irrige fixe Ideen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. ſ. w. haben. Manche bilden ſich z. B. ein, von Gott zu beſondern Werkzeugen auserkohren zu ſeyn, andre verzweifeln an ſeiner Gnade und ihrer Seligkeit, fürchten ſeine Strafe und können in dieſer Verzweiflung ſogar den Selbſtmord ergreifen. Man bemerkt auch eine ſogenannte unſtäte Melancholie, wobei die Kranken gleichſam unſtät und flüchtig ſind, die Menſchen fliehen, einſame, meiſtens traurige Orte beſuchen, des Nachts unter Gräbern umher

ſchwärmen, ohne ſich eines beſtimmten Zwecks bewußt zu ſeyn. — Der Verlauf der Melancholie iſt verſchieden, manchmal dauert ſie ein halbes Jahr, manchmal eine Reihe von Jahren. Zuweilen vergeht ſie von ſelbſt, oder wird durch die Kunſt geheilt, öfter geht ſie entweder in andre Arten von Wahnſinn oder in körperliche Krankheiten, Bruſtwaſſerſucht, Lungenſucht, Hirnwaſſerſucht, Schlagfluß u. a. m. über. Selten ſollen Melancholiſche an der Gicht leiden, oder von epidemiſchen Krankheiten befallen werden. Unter die erregenden Urſachen der Melancholie hat man ſonſt mehrere körperliche Übel gezählt, beſonders auch den Überfluß einer ſchwarzen Galle im Magen und deren Übergang in das Blut, woher auch von den alten Ärzten ihr der Name Schwarzgallſucht (von den griechiſchen Wörtern melas ſchwarz und cholae die Galle) beigelegt wurde. Es können mehrere körperliche Übel durch Schwächung des Nervenſyſtems, Andrang des Blutes nach dem Herzen, Überfluß an dickem Blute überhaupt als entfernte Urſachen dazu wirken. In juriſtiſcher Hinſicht kann dem Melancholiſchen keine Folge ſeiner Handlungen zugerechnet, er alſo auch keinem Strafgeſetz unterworfen werden. Zuweilen aber iſt es außerordentlich ſchwer, den richtigen Geſichtspunkt, aus welchem eine ſolche Handlung betrachtet werden muß, zu faſſen, indem ein Melancholiſcher ſeine irrige fixe Idee, welche ihn zur Handlung verleitete, verbirgt, in andern Stücken dem Anſchein nach vernünftig ſpricht, ſelbſt mit Überlegung handelt, und doch in Rückſicht ſeiner fixen Idee die Herrſchaft der Vernunft und Freiheit ſeines Bewußtſeyns verloren hat. H.

Melanchthon (Philipp), Luthers berühmter Mitarbeiter, wurde den 16ten Februar 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rheine im Mittelſtande geboren. Von ſeinem Vater George Schwarzerd, der ein Rüſtmeiſter des Pfalzgrafen war und 1507 ſtarb, und von ſeiner Mutter, Barbara, einer nahen Verwandten des großen Humaniſten Reuchlin, ging der Geiſt einer ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit und Redlichkeit auf ihn über. Seltne Geiſtesfähigkeiten zeichneten ihn frühzeitig aus und die ſchnellen Fortſchritte in den alten Sprachen, durch die er ſich als ein zwölfjähriger Knabe auf der Schule zu Pforzheim hervorthat, gewannen ihm Reuchlins beſondre Neigung und Aufmerkſamkeit. Auf deſſen Anrathen verwandelte er, nach der Sitte der Gelehrten jener Zeit, ſeinen Namen Schwarzerd in den gleichbedeutenden griechiſchen Melanchthon und ging ſchon 1510 auf die Univerſität zu Heidelberg. Hier eilte er in den philologiſchen und philoſophiſchen Studien bald allen andern voran, ſo daß er ſchon das Jahr darauf Baccalaureus der Philoſophie und Inſtructor einiger jungen Grafen werden konnte. Doch da ihm dieſe Univerſität wegen ſeiner allzuzarten Jugend die Magiſterwürde verſagte, ging er 1512 nach Tübingen, wo er ſich neben ſeinen bisherigen Studien, beſonders der Theologie ergab und 1514 nach erlangter Magiſterwürde Vorleſungen über griechiſche und lateiniſche Schriftſteller zu halten anfing. Für die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe hatte ſchon eine griechiſche Grammatik, die er um dieſe Zeit herausgab, das günſtigſte Zeugniß abgelegt, ſein gelehrter geiſtvoller Vortrag als akademiſcher Docent machte ihn aber nun bald zum Gegenſtande der allgemeinen Achtung, und der große Erasmus ſelbſt gab ihm 1518 das Lob einer ungemeinen Beleſenheit, genauen Kenntniß des claſſiſchen Alterthums und beredten geſchmackvollen Schreibart. Tübingen betrauerte daher den Verluſt ſeiner vorzüglichſten Zierde,

als Melanchthon, auf Reuchlins Empfehlung nach Wittenberg berufen, auf dieſer Univerſität die Profeſſur der griechiſchen Sprache und Literatur 1518 antrat. Wittenberg wurde durch ihn nicht weniger als durch Luthers Ruhm die Schule der Nation. Sein aufgeklärter Geiſt entſchied ſich hier bald für die Sache der wiedererweckten evangeliſchen Wahrheit, und ſein, durch eine echt claſſiſche Bildung gereiftes Urtheil, ſein Scharfſinn als Philoſoph und Exeget, die ungemeine Beſtimmtheit und Ordnung in ſeinen Begriffen, die über alles, was er behandelte, Licht und Anmuth zu verbreiten wußte, die Behutſamkeit, mit der ſein durchdringender Verſtand vom Zweifel zur Wahrheit fortſchritt, und der ſtandhafte Eifer, mit dem er die gefundne Wahrheit feſthielt und vertheidigte, dieſer zu allen Zeiten ſeltne Verein großer Eigenſchaften und Verdienſte hat unſtreitig eben ſo viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luthers Thatkraft, Feuer und Unternehmungsgeiſt im Anregen, Treiben und Verfechten dieſes Werkes leiſtete. Melanchthons Überlegenheit als Gelehrter, ſein ſanfter, freundlicher Charakter, die Mäßigung und Gerechtigkeit, mit der er auch die Gegenpartei behandelte, machten ihn vorzüglich zum Vermittler geſchickt; niemand wußte beſſer als er, Luthers Härten zu mildern und die neue Lehre mit der unbefangenſten Wahrheitsliebe und verſtändlichſten Klarheit auch der Überzeugung derer zu empfehlen, die dagegen eingenommen waren. Dieſes Verdienſt erwarb er ſich beſonders durch ſeine 1521 zuerſt erſchienenen locos theologicos, ein Werk, das zu einer zugleich wiſſenſchaftlichen und faßlichen Darſtellung der chriſtlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller proteſtantiſchen Bearbeiter der Dogmatik wurde. Unmittelbar griffen in die Kirchenverfaſſung Sachſens ſeine 1527 auf Befehl des Churfürſten abgefaßten Viſitationsartikel ein, in denen er den Viſitatoren der ſächſiſchen Kirchen eine Inſtruction über die Lehre, die dem Volke vorgetragen und über die Veränderung der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen, die nun angeordnet werden ſollte, an die Hand gab. So ſanft er übrigens in dieſer Schrift manchen ſtreitigen Punkt berührte, ſo entſchloſſen drang er doch 1529 auf die Proteſtation gegen den Schluß des Reichstags zu Speier, die ſeiner Partei den Namen gab und bewunderungswürdig iſt die Sicherheit der religiöſen Überzeugung, die er neben einer jeder Rückſicht Genüge leiſtenden Klugheit 1530 bei der Abfaſſung der augsburgiſchen Confeſſion bewies. Dieſes Meiſterwerk, das die Proteſtanten als ihr erſtes ſymboliſches Buch verehren, und die bald darauf entworfne Apologie der augsburgiſchen Confeſſion trug den Ruhm ſeines Namens durch ganz Europa, und wenn auch Franz I. es nicht ganz ernſtlich meinen mochte, da er ihn 1535 zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berief, ſo war doch ſowohl dieſe, als auch die bald darauf erfolgte Einladung Melanchthons nach England ein Zeichen der allgemeinen Anerkennung ſeiner großen Verdienſte. Er folgte indeß, durch politiſche Gründe zurückgehalten, keiner von beiden Einladungen, dagegen fanden ſich vielfältige andre Veranlaſſungen für ihn, theils zu ſeiner Erholung, theils in Geſchäften ſeiner Partei, Reiſen zu machen. Auf einer derſelben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, wurde er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Zuſpruch Luthers, der ihm in freundſchaftlicher Beſorgniß nacheilte, brachte ihn wieder zu Kräften. Da indeß das beſchloßne Religions-

geſpräch zu Hagenau nicht zu Stande kam, ging Melanchthon 1541 nach Worms, und bald nachher nach Regensburg, um bei den daſelbſt angeſtellten Vergleichsverhandlungen mit den Catholiken die Sache der Proteſtanten zu führen. Leider aber konnte die Weisheit und Mäßigung, die er hier bewies, wegen der Gegenwirkung des päpſtlichen Legaten, den Frieden, den er ſo ſehnlich wünſchte, nicht herbeiführen, und während die Billigen unter den Catholiken ihn bei dieſer Gelegenheit aufs neue hochſchätzen lernten, mußte er von ſeiner eignen Partei bittre Vorwürfe über die von ihm mit reiflicher Überlegung und Vorſicht gewagten Schritte zur Vereinigung hören. Eben ſo ging es ihm, da er, vom Churfürſten Herrmann von Cöln 1543 nach Bonn berufen, deſſen Reformationsplan mit ſchonender Rückſicht auf die catholiſchen Behörden einzuleiten ſuchte. Indeß hat weder Luther, noch ſonſt einer ſeiner Freunde, der ſein edles Herz und ſeine aufrichtige Frömmigkeit kannte, an der Reinheit ſeiner Abſichten und an ſeiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel Melanchthon auch bisweilen von Luthers Heftigkeit leiden mußte, die Freundſchaft dieſer beiden großdenkenden, in einem Sinne und Glauben einigen Männer hielt ununterbrochen bis zu Luthers Tode aus, den Melanchthon kindlich betrauerte und durch ein biographiſches Denkmal, aus dem die Wärme der Liebe und Ehrfurcht eben ſo ſehr, als die Wahrheitsliebe ſpricht, noch im Grabe ehrte. Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genoſſen hatte, fiel nun ihm zu. Deutſchland nannte ihn ſchon vorher ſeinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm ſeine einzige Stütze und den Wiederherſteller der Univerſität nach dem ſchmalkaldiſchen Kriege; auch der neue Churfürſt Moritz zeichnete ihn aus, und that in Religionsſachen nichts ohne ſeinen Rath. Doch eben daß die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, ſich dieſem der ganzen lutheriſchen Partei verdächtig gewordnen Fürſten zu unterwerfen, und daß die proteſtantiſchen Völker dennoch fortfuhren, ihn als einen Stifter ihres Glaubens zu achten, konnten ihm einige Theologen, die gern allein die Erben von Luthers Glorie geworden wären, nicht vergeben. Sie griffen ſeine Lehrſätze an und machten ſeine Rechtgläubigkeit verdächtig. Allerdings hatte Melanchthon ſchon bei jenen Verhandlungen mit den Catholiken gezeigt, daß ihm mancher alte Gebrauch und ſelbſt eine bedingte Anerkennung der Autorität des Papſtes nicht ſo gefährlich ſchien als Luthern; auch war die allmälige Annäherung ſeiner Anſicht von der Gegenwart Chriſti im Abendmahle an die ſchweizeriſche Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der offne, keiner Verſtellung fähige Mann deßhalb in dem Artikel der augsburgiſchen Confeſſion vom Abendmahle gemacht hatte, von Feinden und Freunden gerügt worden; und daß er ſowohl in den ſpätern Ausgaben ſeiner locorum theolog. als auch in andern öffentlichen Schriften die Lehre von der Rechtfertigung beſtimmter, und nach ſeiner wohlbegründeten Überzeugung ſchriftmäßiger erklärte und durch die Behauptung, der freie Wille des Menſchen müſſe und könne bei ſeiner Beſſerung mitwirken, ſeine Abweichung von dem auguſtiniſchen Syſtem unumwunden geſtand, konnten alle wiſſen, die ſeine Schriften mit Aufmerkſamkeit laſen. Unſtreitig hatte ſeine Gewohnheit, immer weiter zu forſchen, und ſeine Überzeugung, immer mehr zu berichtigen, einen noch größern Antheil an dieſer Veränderung, als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum

Frieden, wenn er auch aus dem letztern Grunde ſeine Worte oft milder ſtellte, als die ſteifen Lutheraner wünſchten. Daß er aber aus Menſchenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem weſentlichen Punkte der evangeliſchen Wahrheit etwas vergeben hätte, iſt nicht zu erweiſen. Und wer mag ſein Beſtreben, ein Werk, das doch erſt im Werden war, zu verbeſſern und zu vervollkommnen, tadeln? Stehen nicht die Theologen unſrer Zeit in jenen Anſichten, um deren willen er damals verketzert ward, völlig auf ſeiner Seite? Doch zu einer ſo billigen Beurtheilung waren jene Zeitgenoſſen Melanchthons keineswegs geneigt. Die Einführung des augsburger Interims in Sachſen, die Melanchthon nach langer Berathung endlich 1549 unter Bedingungen zugab, welche die Gefahr eines Rückfalls in die papiſtiſchen Mißbräuche hinlänglich abwehrten, ſchien den Zeloten die beſte Veranlaſſung, ihn anzufechten. Die ärgerliche adiaphoriſtiſche Fehde über die mehrere oder mindere Wichtigkeit der gleichgültigen und nachzulaſſenden Nebendinge in der Religionsübung, worein Flacius ihn nun alsbald verwickelte, die Beſchwerden, welche Oſiander 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider ihn erhob und endlich die ſynergiſtiſchen Streitigkeiten über jene Mitwirkung des freien Willens bei der Beſſerung, die ihm Flacius noch kurz vor ſeinem Tode anhing, häuften eine ſo große Menge von Kränkungen über den abgearbeiteten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er ſeines Ruhms und ſelbſt der ſchönen Hoffnung, für die er gelebt hatte, in ſeinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er wohl nicht Urſach zu bedauern, daß der Krieg des Churfürſten Moritz gegen den Kaiſer ſeine Theilnahme am Concilio zu Trident, wohin er im Januar 1552 ſchon bis Augsburg gereiſ't war, vereitelte, und die 1554 zu Naumburg veranſtaltete Unterſuchung über ſeine Rechtgläubigkeit ſchlug zu ſeiner vollkommnen Rechtfertigung aus; doch war die hier geſtiftete Verſöhnung mit ſeinen Feinden nur ſcheinbar und ihre Gegenwirkung mußte er auch in der Fruchtloſigkeit des letzten Verſuchs, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen ſeiner Partei zum Vergleich mit den Catholiken machte, erkennen. Die Einigkeit der Kirche war daher Melanchthons letzter Wunſch, da er den 19ten April 1560, in einem Alter von 63 Jahren, zu Wittenberg ſtarb. Ihn überlebte ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiſte des Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meiſten ähnliche und theure erſtgeborne Tochter Anna war nach einer kurzen und unglücklichen Ehe mit dem Dichter Sabinus ſchon 1547 vor Gram geſtorben, und 1557 war ihm ſeine Gattin, Catharine, eine Tochter des Bürgermeiſters Crapp in Wittenberg, die er ſchon 1520 geheirathet hatte, vorangegangen. Das ſchwache, ängſtliche Gemüth dieſer ſonſt guten, liebevollen Frau hatte ſeine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgends lieber, als unter den Seinigen. In den erſtern Jahren ſeiner Ehe ſah man ihn ſeine Kinder wiegen und in ihrem Kreiſe arbeiten. Beſcheidenheit und Demuth verrieth ſchon ſeine körperliche Darſtellung. Niemand, der ihn zum erſten Male ſah, hätte in der beinahe kleinen Geſtalt, die bei ſeiner ſtrengen Mäßigkeit und Arbeitſamkeit immer mager blieb, den großen Reformator geſucht. Doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, ſchönen Augen kündigten bald den kraftvollen, lebhaften Geiſt an, den dieſe zarte Hülle umſchloß und erheiterten, wenn er ſprach, ſein ganzes Angeſicht. Frohe Scherze wechſelten in ſeiner

Unterhaltung mit den ſcharfſinnigſten Bemerkungen, und niemand ging ohne Belehrung und Erquickung von ihm. Gern ſah er Geſellſchaft an ſeinem Tiſche, und Dürftige fanden bei ihm ſo reichliche Unterſtützung, daß er durch ſeine Freigebigkeit bisweilen ſelbſt in Verlegenheit kam. Mit einem zuvorkommenden Wohlwollen, das der Grundzug ſeines Charakters war, umfaßte er überhaupt alles, was ſich ihm näherte; offen und arglos ließ er überall ſein Herz ſprechen; Frömmigkeit, edle Einfalt und Unſchuld der Sitten, Großmuth und Redlichkeit waren ihm ſo natürlich, daß es ihm ſchwer wurde, irgend einem Menſchen etwas andres zuzutrauen; und vielfältig getäuſcht und gemißbraucht, lernte er erſt ſpät die Ränke und unedlen Leidenſchaften kennen, die ſich ſeinen beſten Abſichten ſo oft in den Weg ſtellten. Aber eben dieſer argloſe, milde Charakter machte ihn zum Gegenſtande der innigſten Liebe und Ergebenheit ſeiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europa's ſtrömten Studirende nach Wittenberg, um ſich zu ſeinen Füßen zu verſammeln, und der Geiſt der Gründlichkeit und unbefangnen Forſchung, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach ſeinem Tode wohlthätig fort. Wenn daher auch gewaltigere Kräfte und größre Thaten ihm die erſte Stelle unter den berühmten Männern ſeines Jahrhunderts ſtreitig machen, der liebenswürdigſte, reinſte und gelehrteſte wird er in den Augen der gerechten Nachwelt immer bleiben. E.

Melchiten, ſyriſch, Royaliſten, hießen urſprünglich im 6ten und 7ten Jahrhundert diejenigen orientaliſchen Chriſten, die ſich, dem Willen des Kaiſers gemäß, den Beſchlüſſen der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung unterwarfen, daher Kaiſerlichgeſinnte. Später erſcheint dieſer Name ſchwankend, wie die Orthodoxie ſelbſt. Neuerdings wird er von Reiſebeſchreibern den Jacobiten in Meſopotamien und den mit der römiſchen Kirche unirten Copten in Ägypten beigelegt.

Meleäger, ein Sohn des calydoniſchen Königs Öneus, nach Andern des Mars und der Althäa. Nach der Geburt des Knaben kamen die Parcen zur Althäa, und beſtimmten ſein Schickſal. Clotho ſagte, er werde großmüthig, Lacheſis, er werde tapfer ſeyn, und Atropos, er werde nicht eher ſterben, als bis der Brand, der gerade auf dem Herde lag, verzehrt ſeyn werde. Althäa nahm ſogleich den Brand aus dem Feuer und hob ihn ſorgfältig auf. Meleager zeigte ſich bald als Held. Er wohnte dem Argonautenzuge bei, gewann in den vom Acaſtus angeſtellten Leichenſpielen den Preis mit dem Wurfſpieße, zeichnete ſich aber vorzüglich bei der calydoniſchen Jagd aus, zu welcher er die angeſehenſten Heldenjünglinge Griechenlands verſammelte. Er ſelbſt erlegte den Eber und ſchenkte die Haut deſſelben, als den vornehmſten Preis, ſeiner Geliebten Atalanta, welche dem Eber die erſte Wunde beigebracht hatte. Dadurch fanden ſich die Brüder ſeiner Mutter, Idrus, Plexippus und Lynceus, beleidigt, und raubten der nach Arkadien heimkehrenden Atalanta gewaltſam die Haut. Meleager, der ſie durch Güte nicht bewegen konnte, die Haut zurückzugeben, tödtete alle drei. In wüthendem Schmerz über die Ermordung ihrer Brüder, ergriff Althäa den verhängnißvollen Brand, und warf ihn ins Feuer, worauf Meleager unter fürchterlichen Schmerzen verſchied. — Von Andern wird die Geſchichte noch anders erzählt. — Wir beſitzen aus dem Alterthume noch zwei treffliche Bildſäulen des Meleager. — Der Epigrammendichter **Meleager** war aus Syrien.

Sein Zeitalter läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Eben ſo wenig weiß man, ob er mit dem Cyniker Meleager Eine Perſon war oder nicht. Er lebte lange in Tyrus und ſtarb in einem hohen Alter auf der Inſel Cos. Uns iſt er bekannt durch ſeine Sammlung von Epigrammen alter Dichter und ſeiner eignen, welche auf uns gekommen ſind. Letztere finden ſich in Brunck's Analecten; außerdem hat ſie Manſo herausgegeben. (Vergl. übrigens Anthologie.)

Melismatiſch wird diejenige Art des Geſanges genannt, bei welcher auf eine Sylbe des Textes mehrere Noten geſungen werden. Man unterſcheidet dieſe Art des Geſanges dadurch von dem ſogenannten **ſyllabiſchen** Geſange, bei welchem jede Sylbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. Der ſyllabiſche Geſang wird im Recitative und im Chorale eigentlich untermiſcht gebraucht; der melismatiſche hingegen, welcher in den übrigen für den Geſang beſtimmten Tonſtücken vorkommt, erſcheint jedesmal mit dem ſyllabiſchen Geſange vermiſcht.

Meliſſino. Dieſer in der neuern ruſſiſchen Geſchichte bekannt gewordne Mann war aus Cephalonien gebürtig und trat früh in die Dienſte Rußlands. Sein vielſeitiges Talent verſuchte ſich nach und nach in allen Künſten. Er beſchäftigte ſich mit den Wiſſenſchaften und liebte das franzöſiſche Theater. Als Großmeiſter des Freimaurerordens in Rußland, ſtiftete er mehrere Logen, und bewies große Thätigkeit, bis die Kaiſerin, die dieſen Geſellſchaften mißtraute, ihm das Verſprechen abnöthigte, ſich davon zurückzuziehn. Meliſſino wurde Chef des Landcadettencorps und zugleich Director der Schauſpiele in Petersburg, die nie prächtiger waren. Eliſabeth hatte ihm ihre Gunſt wegen ſeines angenehmen Äußern geſchenkt. Seine Dienſte im Kriege erwarben ihm Auszeichnungen unter Catharinens Regierung. Seiner Tapferkeit und Geiſtesgegenwart vornehmlich verdankte Romanzoff den Gewinn der Schlacht von Kagul. Nach dem Tode des Generals Müller, der 1790 bei der Belagerung von Kilia blieb, wurde Meliſſino Chef der ganzen Artillerie von Rußland. Jetzt konnte er kräftiger dafür wirken. Er errichtete ein Corps reitender Artillerie, das nach und nach vermehrt wurde, und erwarb ſich überhaupt um dieſe Waffenart große Verdienſte. Als Paul I. den Thron beſtieg, bezeigte er Meliſſino auf mehr als eine Weiſe ſein Wohlwollen; bald aber änderte der Kaiſer ſeine Geſinnung und überhäufte den ſiebzigjährigen Greis mit Kränkungen, die ſeine blühende Geſundheit untergruben, ſeine raſtloſe Thätigkeit in Schwermuth verwandelten und endlich ſeinem Leben ein Ende machten.

Meliſſus, des Ithagenes Sohn, war aus Samos gebürtig, und lebte um die 84ſte Olympiade. In der Geſchichte ſeines Vaterlandes iſt er als Staatsmann und Feldherr merkwürdig. Von ſeinem Lehrer in der Philoſophie, dem Parmenides, wich er in manchen Punkten ab. Dieſer dachte ſich die Weltſubſtanz nur als intelligibel und gab die Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen, wie ſie uns die Sinne darſtellen, zu; Meliſſus aber ſtellte ſich die Weltſubſtanz als materiell vor, und verwarf die Gültigkeit der Erfahrung durch die Sinne geradezu. Um dem Vorwurfe zu entgehn, daß ſeine metaphyſiſchen Principien mit der gemeinen Erfahrung in Widerſtreit lägen, machte Meliſſus die relative Wahrheit zum Kriterium der objectiven Gültigkeit der Erkenntniß. Er ſchloß, weil

die Meinung, daß alles Vorhandne ewig, unendlich, Eins, unveränderlich und ſich überall gleich ſey, der Vernunft nothwendig als wahrer einleuchten müſſe, als die Meinung vom Gegentheile, worauf uns die Sinne führen: ſo müſſe man ſich an jene halten, und dieſe für falſch erklären; wenigſtens jene vorziehn und dieſe dahingeſtellt ſeyn laſſen. Daher behauptet er auch, daß man eigentlich von den Göttern nichts wiſſe noch wiſſen könne.

Melodica iſt der Name eines von Joh And. Stein erfundnen Claviaturinſtruments, mit einem Regiſter-Pfeifwerk, welches bloß zum geſchmackvollen Vortrage der Melodie beſtimmt iſt, und ſeinen Umfang daher in der Tiefe nur bis ins kleine G erſtreckt. Damit ſich aber der Spieler ſelbſt accompagniren kann, iſt es ſo eingerichtet, daß es als ein zweites Clavier auf ein andres kruſtiſches Clavierinſtrument geſetzt wird.

Melodie bedeutet im Allgemeinen eine gewiſſe Reihe von Tönen, die dem Ohre durch ihre Folge und nothwendige Abwechſelung der Höhe und Tiefe und Kürze und Länge angenehm erſcheint, und überhaupt dasjenige ausmacht, was man den Geſang nennt. Melodie im beſondern, eingeſchränkten Sinne des Worts bezeichnet auch den Geſang irgend eines bewußten Muſik- oder Singeſtücks, auf welchen man hindeuten will. Melodie, im Allgemeinen genommen, zeigt übrigens diejenige Tonfolge an, wodurch der Componiſt dasjenige Ideal der Empfindung, die er zu mahlen ſich vorgenommen hat, auszudrücken ſucht, und die man in unſern mehrſtimmigen Kunſtwerken die Hauptmelodie oder die Hauptſtimme zu nennen pflegt, und welcher die übrigen Stimmen bloß zur Unterſtützung beigeſellt ſind. Hieraus folgt nun, daß die Melodie das Weſentlichſte jedes Tonſtücks ſey, und daß ihr die Harmonie, ſo wichtig auch die Vortheile ſind, die ſie gewährt, und ſo ſehr auch durch dieſelbe die Ausdrucksmittel der Kunſt vermehrt werden, dennoch untergeordnet ſeyn müſſe. Die Muſik hat den Geſang, als ihr eigentliches Werk, als ihre vornehmſte Aufgabe, zum ſteten Ziele, und alle Künſte der Harmonie haben bloß den ſchönen Geſang, oder die eigentliche Melodie, zum letzten Endzwecke. Darum iſt es eine eitle Frage, ob in einem Tonſtücke die Melodie, oder die Harmonie das vornehmſte Erfoderniß ſey. Ohne Zweifel wird die Harmonie als Mittel der Melodie als Zweck ſtets untergeordnet bleiben. Daher iſt es für den Tonſetzer von der größten Wichtigkeit, daß er die weſentlichen Eigenſchaften einer guten Melodie ſtets vor Augen habe und über die Mittel, wodurch dieſe zu erreichen ſteht, in ſo fern ſie von der Kunſt abhängen, fleißige Betrachtungen anſtelle. Die Elemente, wodurch der Componiſt in den Stand geſetzt wird, durch die melodiſche Verbindung der Töne ein ſchönes Spiel der Empfindungen auszudrücken, ſind die Verſchiedenheiten der Töne und die Verſchiedenheiten ihrer Bewegung, in ſo fern ſie den Äußerungen der verſchiednen Empfindungen analog ſind, und alſo vermittelſt der Geſetze der Sympathie wieder auf unſre Empfindungen wirken können. Daß der Geſang (denn nur dieſen verſteht man unter Melodie) dem Menſchen nicht unmittelbar natürlich ſey, braucht wohl nicht erſt erwieſen zu werden; er iſt eine Erſcheinung des überſtrömenden Gefühls, dem die bloße Rede in ihren kurzen, abgebrochnen Tönen nicht mehr Genüge leiſtete. Es iſt freilich ſehr ſchwer, die verſchiednen Schritte anzugeben, die das leitende Genie hat anwenden müſſen, um die Erfindung des

Geſangs zu Stande zu bringen. Nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, daß der Menſch durch die Vögel auf die Nachahmung des Geſangs gekommen ſey: es iſt wahrſcheinlicher, daß der Geſang auch ſucceſſives Erzeugniß der Natur des Menſchen ſelbſt ſey, denn die einzelnen Töne, woraus der Geſang gebildet iſt, ſind Äußerungen lebhafter Gefühle, die dem Menſchen, indem er Vergnügen, Schmerz oder Traurigkeit durch Töne äußert, auch oft die Natur wider ſeinen Willen auspreßt, woraus denn zu folgen ſcheint, daß die Elemente des Geſangs nicht ſowohl eine Erfindung des Menſchen, als vielmehr der Natur deſſelben ſeyen. Der Menſch iſt geneigt, ſowohl den vergnügten als den traurigen Empfindungen nachzuhängen, und ſich in denſelben gleichſam einzuwiegen. Wir ſehen, daß Kinder, die noch nichts von Geſang wiſſen, wenn ſie in vergnügter oder trauriger Stimmung ſind, ſich durch dazu paſſende Töne darin zu unterhalten ſuchen. Durch dieſe Töne bekommt das Gefühl gleichſam etwas Körperliches, woran es ſich feſthalten und wodurch es ſich eine Fortdauer verſchaffen kann. Daraus läßt ſich einigermaßen begreifen, wie der Menſch bei gewiſſen Empfindungen eine Reihe ſingender Töne bilden kann, und ſich dadurch in dem Zuſtande einer ihn beherrſchenden Laune unterhalten kann. Dieſes allein macht aber den Geſang noch nicht aus. Denn erſt, wenn abgemeſſene Bewegung und Rhythmus hinzukommen, entſteht der eigentliche Geſang. Auch dieſe ſcheinen, ſo wie die leidenſchaftlichen Töne, in der Natur der Empfindungen ihren Grund zu haben. Eine bloße Wiederholung ſolcher Töne, ohne beſtimmte Wiederkehr und Abwechſelung mit Länge und Kürze vermag nicht die Fortdauer der Empfindung und das Beharren in derſelben zu bewirken. Dieſes thut eine gleichförmig anhaltende Bewegung beſſer. So iſt es eine nicht ſeltne Erſcheinung, daß nicht bloß das Kind, ſondern auch der rohe erwachſene Menſch mit der Wiederholung leidenſchaftlicher Töne eine gewiſſe gleichförmige Bewegung des Körpers, ein regelmäßiges und in gleichen Zeiten wiederkehrendes Hin- und Herwanken deſſelben verbindet, worin, ſo wie vielleicht noch eigentlicher im Pulsſchlage, wahrſcheinlich der Urſprung des Tacts zu ſuchen iſt. Nichts iſt bequemer, uns eine Zeit lang in einer und eben derſelben Empfindung zu unterhalten, als eine gleichförmige, in gleiche Zeiten abgetheilte Bewegung, wodurch die Aufmerkſamkeit auf denſelben Gegenſtand gefeſſelt wird. Und ſo läßt ſich einigermaßen der Urſprung des Geſangs erklären, den man durch eine, in beſtimmter einförmiger Bewegung fortfließende Folge leidenſchaftlicher Töne erklären kann. Geſang oder Melodie kann übrigens nicht allein durch die menſchliche Stimme, ſondern auch auf den Inſtrumenten hervorgebracht werden. Aber der Geſang der menſchlichen Stimme iſt freilich der urſprünglichſte und vollkommenſte, weil er, als lebendiges Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, jedem Tone auf das genaueſte die beſondre Nüance, die der Affect erfodert, geben kann. Die weſentliche Kraft der Muſik liegt alſo eigentlich nur im Geſange, wie wir bereits oben bemerkt haben; denn die begleitende Harmonie hat an und für ſich ſelbſt durchaus keine Kraft zum Ausdrucke. In der Melodie allein liegen die mit unwiderſtehlicher Kraft belebten Töne, die man für Äußerungen einer empfindenden Seele erkennt. Daher hat der Geſang vor allen andern Werken der Kunſt den Vorzug, daß er Leidenſchaft zu erwecken im Stande iſt. Dies legt dem Tonſetzer die unerlaßliche Pflicht auf, dem Studium des Geſangs oder

der Melodie die gröſste Aufmerkſamkeit zu widmen. Er muſs freilich auch ein reiner Harmoniker ſeyn, aber bloſs, um ſeinem Geſange die völlige Reinheit zu geben. Da aber dieſe Reinheit, ohne zugleich den innern Ausdruck zu beſitzen, zu nichts dient; ſo muſs, wie geſagt, ſein gröſstes Studium auf den leidenſchaftlichen Geſang gerichtet ſeyn. Melodie, Bewegung und Rhythmus ſind die wahren Mittel, das Gemüth in Empfindung zu verſetzen, und wo jene fehlen, da iſt die höchſte Reinheit der Harmonie eine ganz unwirkſame Sache. Wir rathen daher den jungen Tonſetzern, nicht alle ihre Zeit auf das Studium der Harmonie zu verwenden, ſondern vielmehr den Geſang als die Hauptſache ihrer Kunſt zu betrachten. Das eigentliche Weſen der Melodie beſteht nun aber einzig und allein in dem Ausdrucke. Sie muſs allemal irgend eine leidenſchaftliche Empfindung ſchildern, und jeder, der ſie hört, muſs ſich einbilden, er höre die Sprache eines Menſchen, der, von einer gewiſſen Empfindung durchdrungen, dieſe an den Tag zu legen ſtrebt. In ſo fern nun aber dieſe Melodie in den Händen des Tonſetzers ein Werk der Kunſt und des Geſchmacks iſt, muſs auch dieſe leidenſchaftliche Rede, wie jedes andre Werk der Kunſt, ein Ganzes ausmachen, in welchem die nothwendigen Mannichfaltigkeiten zu einer vollkommenen Einheit verbunden ſind. Dieſes Ganze muſs eine gefällige Form haben und ſowohl überhaupt, als in ſeinen einzelnen Theilen, ſo beſchaffen ſeyn, daſs das Ohr des Zuhörers zur beſtändigen Aufmerkſamkeit gereizt werde und ſich ohne Anſtoſs, ohne Zerſtreuung, den Eindrücken, die es empfängt, mit Luſt überlaſſen und hingeben könne. Jeder Geſang, der dieſe doppelten Eigenſchaften hat, iſt gut. Nun wollen wir die verſchiedenen beſondern Eigenſchaften, welche einer guten Melodie eigen ſeyn müſſen, in kurzem zu beſtimmen ſuchen. Zuerſt iſt ſchlechterdings nothwendig, daſs ein Haupt- oder Grundton darin herrſche, der durch eine gute, dem Ausdrucke angemeſſene Modulation ſeine verſchiedenen Nüancen bekomme. Dies kann nur auf die Weiſe geſchehen, daſs die auf einander folgenden Töne aus einer beſtimmten Tonleiter genommen werden. Geſchähe dies nicht, ſo würde unter den einzelnen Theilen kein Zuſammenhang ſeyn. Wenn man z. B. den Grundton in C dur nähme und dann, ohne in G dur übergegangen zu ſeyn, Fis ſpielen laſſen wollte, ſo würde dieſe Stelle gänzlich ohne allen Zuſammenhang erſcheinen und unverſtändlich werden. Denn die in jeder Tonleiter liegende Harmonie gibt den aus derſelben genommenen Tönen den nöthigen Zuſammenhang. Der Haupt- oder Grundton muſs aber dem Charakter des Stücks angemeſſen gewählt werden. Denn jede Tonart hat vielleicht einen ihr eigenen Charakter. Je feiner nun das Ohr des Tonſetzers iſt, dieſen Charakter in jeder Tonart aufzufinden, deſto glücklicher wird er in beſondern Fällen in der Wahl des Haupttons ſeyn, welche mehr, als vielleicht mancher denkt, zum richtigen Ausdruck beiträgt. In ganz kurzen Melodien, die bloſs aus ein Paar Hauptſätzen beſtehen, kann man durchaus bei dem Haupttone bleiben, oder auch allenfalls in ſeine Dominante moduliren; längere Stücke hingegen erfodern Abwechſelung des Tons, damit der leidenſchaftliche Ausdruck, auch in Abſicht auf das Harmoniſche, ſeine Schattirung und Mannichfaltigkeit bekomme. Zweitens iſt zu einem guten Geſange der Rhythmus, das heiſst, die Abmeſſung der einzelnen Theile nach Länge und Kürze, nothwendig. Jeder Geſang erweckt durch die einzelnen Töne, welche

der Zeit nach auf einander folgen, den Begriff der Bewegung. Jeder Ton iſt als eine kleine Rückung, deren eine beſtimmte Anzahl einen Schritt ausmachen, anzuſehn. Es ſcheint überhaupt eine ſo ſehr natürliche Ähnlichkeit zwiſchen dem Gang und der Bewegung des Geſanges zu ſeyn, daß überall, auch bei den roheſten Völkern, die erſten Geſänge, die unter ihnen entſtanden, unzertrennlich mit dem Gange oder dem Tanze verbunden waren. Jede Bewegung, in welcher gar keine Ordnung und Regelmäßigkeit herrſcht, wo kein Schritt dem andern gleicht, iſt, ſelbſt beim bloßen Anſchauen, ſchon ermüdend. Daher würde eine Folge von Tönen, ſo harmoniſch richtig man auch deren Fortſchritte, wenn unter denſelben nicht irgend eine abgemeſſene Ordnung in der Abwechſelung vorhanden wäre, unſre Aufmerkſamkeit keinen Augenblick unterhalten, ſondern uns vielmehr verwirren. Darum muß in der Bewegung Einförmigkeit vorhanden ſeyn; ſie muß in gleichen Schritten fortgehn, und die Folge der Töne muß in gleiche Zeiten oder Schritte, die in der Muſik Tacte genannt werden, eingetheilt ſeyn. Dieſe Schritte müſſen, wenn ſie aus mehreren kleinen Rückungen beſtehn, dadurch fühlbar gemacht werden, daß jeder Schritt auf der erſten Rückung ſtärker als auf den übrigen angegeben wird, oder einen Accent bekommt. Alsdann fühlt das Gehör die Eintheilung der Töne in Tacte. Darum müſſen die gleich langen Schritte oder Tacte in gefälliger Abwechſelung auf einander folgen. Es iſt deßwegen nöthig, daß die Dauer des Tacts in kleinere Zeiten, nach gerader und ungerader Zahl, eingetheilt werde; daß die verſchiedenen Zeiten durch Accente, durch vereinten Nachdruck, oder auch noch bewirkte Rückungen einzelner Töne, ſich von einander unterſcheiden. Hieraus entſtehen nun wieder neue Arten von Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit, die den Geſang angenehm machen. Drittens erfodert eine gute Melodie einen möglichſt leidenſchaftlichen Ausdruck, welcher durch eine ſchnelle oder langſame Bewegung, durch die Art des Vortrags, ob die Töne einzeln abgeſtoßen oder geſchleiſt, ſtark oder ſchwach vorgetragen, hoch oder tief geſungen werden, durch größere oder kleinere, conſonirende oder diſſonirende Intervalle, durch den geraden oder ungeraden Tact und durch die daraus entſtehenden verſchiedenen Accente, durch die beſondre Art oder Anzahl der einzelnen Theile des Tacts, durch die Austheilung der Töne in dem Tacte nach ihrer Länge und Kürze, und endlich durch das Verhältniß der Einſchnitte und Abſchnitte gegen einander bewirkt wird. Jeder dieſer Punkte trägt das Seinige zum Ausdruck bei. Viertens gehört zu einer guten Melodie die Eigenſchaft, daß ſie ſingbar oder ſpielbar und, nach Beſchaffenheit ihrer Art, leicht ins Gehör fallend ſey. Wo dieſe Eigenſchaft fehlt, da werden alle übrigen Verdienſte einer Compoſition, ſelbſt wenn ſie vorhanden wären, verdunkelt und überhaupt gänzlich unwirkſam gemacht. Um leicht und faßlich zu werden, muß der Tonſetzer ſowohl den ausübenden Geſang, als die Natur aller derjenigen Inſtrumente, für welche er ſetzen will, ſtudirt haben. Die Leichtigkeit, das Gefällige und Fließende des Geſanges kommt gar oft von der Art der Fortſchreitung her, und bei dieſer iſt zu merken, daß man, ſo lange der Ausdruck der darzuſtellenden Empfindung keine Ausweichung erfodert, bei der Tonleiter des angenommenen Tons bleibe, und nirgends, weder ein Kreuz noch ein B anbringe. Denn die diatoniſche Tonleiter iſt in jedem Intervalle

dem Ohre die faßlichſte. Endlich bleibt uns noch fünftens von der letzten Eigenſchaft einer guten Melodie zu ſprechen übrig, nämlich von der Nothwendigkeit, daß der Ausdruck des Textes ſo viel als möglich von der Melodie wiedergegeben werden muß. Der Tonſetzer muß ſich daher beſtreben, die eigentliche Art und den Grad der Empfindung, welche in dem Texte liegt, zu fühlen, und ſich überhaupt in dieſelbe zu verſetzen. Hier iſt es wichtig, genau die Stellen zu bemerken und erforſchen zu lernen, wo die Empfindung ſo eindringend wird, daß das Gemüth ſich dabei zu verweilen wünſcht. Hier nun iſt die Gelegenheit vorhanden, die rührendſten Manieren, auch allenfalls Colleraturen anzubringen. Hat er Gefühl und Übung im Satze, ſo werden ihm Bewegung und Tact, wie ſie ſich für das zu ſetzende Stück gerade paſſen möchten, ohne langes Suchen ſchon von ſelbſt einfallen. Aber den ſchicklichſten Rhythmus und die beſten Einſchnitte zu treffen, wird ihm, wo der Dichter nicht vollkommen muſikaliſch geweſen iſt, oft ſehr ſchwer werden. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Einſchnitte und Perioden mit denen, die im Texte ſind, übereinkommen müſſen. Streiten nun aber dieſe, wie es nicht ſelten der Fall iſt, gegen das Ebenmaß der Muſik, ſo muß ſich der Setzer mit Wiederholungen und Verſetzungen einzelner Worte zu helfen ſuchen. Höchſt zweckwidrig ſind die Schilderungen körperlicher Dinge, welche der Dichter nur dem Verſtande, und nicht der Empfindung vorlegt. Noch unſtatthafter ſind jedoch Schilderungen einzelner Worte nach ihrem leidenſchaftlichen Sinne, der dem Ausdrucke des Textes gänzlich entgegenſteht. Wie, wenn der Dichter ſagte, weinet nicht, und der Tonſetzer wollte nun auf dem erſten Worte Töne ſetzen, die etwa das Weinen nachahmen ſollten? Und doch trifft man dergleichen Verſtöße gegen eine vernünftige Behandlung des Textes nur zu häufig an. Endlich iſt noch anzumerken, daß gewiſſe Fehler gegen die Natur des Tactes die Melodien höchſt unangenehm und widrig machen. Dergleichen Fehler entſtehen, wenn man Diſſonanzen auf Tacttheile anbringt, welche dieſelben nicht vertragen. Im Dreiviertel-Tact können die Vorhalte oder zufällige Diſſonanzen, wenn die Rückungen durch Viertel geſchehen ſollen, nur auf dem erſten Viertel angebracht werden. Geſchehen hingegen in dieſem Tacte die Rückungen durch Achtel, ſo können die Diſſonanzen auf dem erſten, dritten und fünften Achtel ſtehen. Hingegen fallen die Diſſonanzen im Sechsachtel-Tacte auf das erſte und vierte Achtel, und werden mit dem zweiten oder dritten, fünften oder ſechsten vorbereitet. Pp.

Melodion, der Name eines von Dietz in Emmerich erfundnen Inſtruments, deſſen nähere Beſchaffenheit wir nicht kennen.

Melodrama (Duodrama, Monodrama) bezeichnet ein lyriſch dramatiſches Schauſpiel mit Inſtrumentalmuſik, welches in der zweiten Hälfte des verwichnen Jahrhunderts, durch Benda's Ariadne und Medea veranlaßt, viel Aufmerkſamkeit erregte. Es unterſcheidet ſich dadurch von der Oper, daß der Dichter das dazu gewählte Sujet lyriſch bearbeitet und daraus eine Folge von Gefühlen und Empfindungen entwickelt, die er gleichſam nur andeutet, um der Muſik dadurch Gelegenheit zu geben, dieſe Gefühle auszudrücken. Der Tonſetzer unterbricht daher im Melodrama nach Willkür die Declamation durch bloße Inſtrumentalmuſik, die nach Beſchaffenheit der Umſtände bald in längern, bald in kürzern Sätzen

von unbeſtimmten Formen, zwiſchen die Perioden und Redeſätze eingeſchoben wird, um die Empfindungen die ſich durch die Declamation ausſprechen, auszudrücken und zu verſtärken. Wenn wir einen Blick auf den ausgezeichneten Beifall werfen, welchen die beiden oben erwähnten Melodramen, Ariadne und Medea, zur Zeit ihrer Erſcheinung in einem ſo hohen Maße erhielten; ſo müſſen wir allerdings erſtaunen, daß dieſe Gattung dramatiſcher Kunſtwerke ſpäterhin ſo wenige Nachahmer gefunden hat, daß überhaupt der fernere Beifall, den ſie erhalten haben, ſo überaus gering geweſen iſt. Wenn wir nun vollkommen davon überzeugt zu ſeyn glauben, daß der Beifall oder das Mißfallen einer ganzen Nation als ein unfehlbarer Ausſpruch von dem Werthe eines Kunſtproducts zu betrachten iſt, und uns die Erfahrung lehrt, daß die Melodramen in Deutſchland keinen bleibenden Erfolg gehabt haben; ſo werden wir gezwungen, anzunehmen, daß die Melodramen in ſich ſelbſt der Vorzüge entbehren, durch welche ſie in den Stand geſetzt werden könnten, jenen Beifall der Nation ſich auf Jahrhunderte zu verſchaffen. Wo liegt nun aber der Grund, warum die Melodramen, ihrer Natur nach, außer Stand geſetzt ſind, eigentliches wahres dramatiſches Intereſſe zu gewähren? Wenn wir zuvörderſt den mechaniſchen Bau der Melodramen, wie deren jetzt einige vorhanden ſind, betrachten; ſo werden wir finden, daß eine einzige Perſon durchaus außer Stande iſt, eine dramatiſche Handlung zu beginnen, ſie durch alle, an das zu gewährende Intereſſe nothwendig geknüpfte Verwicklungen durchzuführen und endlich zur vollkommnen Befriedigung der Zuſchauer in ſich harmoniſch zu beenden. Um einem ſolchen nothwendigen Übelſtande wenigſtens in etwas zu begegnen, hat man den Melodramen ſtatt der dramatiſchen Natur, die ihnen abgehen mußte, eine durchaus lyriſche Haltung zu geben geſucht. Hieraus entſteht nun aber der grelle Widerſpruch, daß wir ſtets Empfindungen und Gefühle vor Augen haben, ohne daß jedoch die Handlungen, durch welche ſie erzeugt werden, zu unſrer Kenntniß gelangen. Wir ſehen Wirkungen, ohne die Urſachen davon zu erfahren. Es bedarf keines Beweiſes, daß ein ſolches Werk, dem ſtatt der dramatiſchen Handlung nur ſtets Gefühle und Empfindungen untergeſchoben werden, ſeines Mangels an innerer Haltung wegen auf gar kein Intereſſe Anſpruch machen könne. Anders verhält es ſich mit den Duodramen, weil bei zwei handelnden Perſonen die Möglichkeit, eine dramatiſche Handlung gehörig zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden, ſchon größer iſt. Aber auch hier wird ein ausgezeichnetes Talent dazu erfodert, ein Drama zu verfertigen, deſſen mechaniſche Hülfsmittel ſelbſt bei zwei Perſonen immer noch ſehr beſchränkt ſind. Hiezu kommt noch eine andre Schwierigkeit, die nicht zu übergehen iſt. Man hat nämlich bisher geglaubt, dieſen Mono- und Duodramen einen ernſten Charakter geben zu müſſen, um ſomit dem Componiſten durch die mit dieſem Charakter nothwendig verbundne Lyrik hinlängliche Veranlaſſung zur Mahlerei der Gefühle und Leidenſchaften zu geben. Da nun aber der ernſte Charakter einer ſolchen lyriſchen Handlung durch die in ihr wohnende Einheit an äußerer Bewegung nothwendig ſehr beengt ſeyn muß, und dieſer Mangel an Bewegung durch die eben ſo nothwendig beſchränkte Handlung einer oder zweier Perſonen nicht gehoben werden kann; ſo ergibt ſich daraus, daß ein ernſter Inhalt für dieſe Art dramatiſcher Arbeiten durchaus und gänzlich unſtatthaft ſeyn müſſe.

Man ſcheint dies in ſo fern ſchon beherzigt zu haben, als man den Intermezzo's und ähnlichen dramatiſchen Producten mit Muſik, welche doch im Allgemeinen mit den Melodramen wohl verglichen werden können, einen komiſchen Charakter gegeben hat. Dies ſcheinen uns die Mängel zu ſeyn, die in der Poeſie dieſer Producte ſelbſt begründet ſind. Ein andrer unnatürlicher Verſtoß gegen das nothwendig zu erregende Intereſſe, welcher jenen Mängeln der Poeſie durchaus gleich kommt, oder ſie vielmehr noch übertrifft, liegt in der Art und Weiſe, wie man die Muſik zu dieſen Melodramen bisher behandelt hat. Iſt es möglich, daß ſelbſt das Genie eines Mozart im Stande wäre, für die ſtete Zerſtückelung, welche nun einmal den Charakter der Muſik eines Melodrama's ausmacht, zu entſchädigen? Wer, der durch Studium zu einem richtigen Geſchmack gelangt iſt, vermöchte an jenen ſtets gewaltſam abgeriſsnen, im Charakter ſich faſt immer einer dem andern widerſprechenden, muſikaliſchen Sätzen, ſelbſt wenn ſie an und für ſich die vortrefflichſten und kunſtreich ausgeführteſten Gedanken enthielten, Gefallen zu finden? Der Dichter ſolcher Melodramen glaubt nämlich, dem Componiſten nicht genugſame Gelegenheit zur Entwickelung ſeiner Kunſt zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen contraſtirt und ſie unter einander ſich ſelbſt beſtreiten läßt. Dadurch entſteht nun natürlich ein ſolcher Mangel an Einheit in der muſikaliſchen Darſtellung, daß faſt jeder muſikaliſche Perioden, der die Declamation unterbricht, einen von dem andern verſchiednen und ſich unter einander vernichtenden Charakter zur Erſcheinung bringt. Aus allen dieſen angeführten Gründen geht nun hervor, daß das ſogenannte Melodrama, insbeſondre ſeines muſikaliſchen Theils wegen, für eine gänzlich unnatürliche und deßhalb unſtatthafte Gattung dramatiſcher Producte zu erklären iſt, über deren Unwerth auch der Erfolg, deſſen ſie ſich bis hieher zu erfreuen gehabt haben, hinlänglich entſchieden hat. Überhaupt aber ſteht wohl nicht zu befürchten, daß dieſe Gattung von Schauſpielen von neuem bearbeitet werden dürfte, da diejenigen Producte derſelben, welche noch dann und wann auf unſern Bühnen erſcheinen, ihre augenblickliche Exiſtenz dem Spiele eines Lieblings= oder Gaſtſchauſpielers zu verdanken haben, das Publicum aber an den Stücken ſelbſt und deren Muſik auch nicht den geringſten Antheil nimmt. Pq.

Melpōmene, die Muſe des Trauerſpiels. Sie wird abgebildet mit einer ernſthaften Larve, wohl auch mit einem Dolch oder Cypreſſenzweig in der Hand. (Vergl. Muſen.)

Melzi d'Erile, Duca di Lodi, aus einer edeln ſpaniſchen Familie entſproſſen, hatte ſich ſeit lange in Mailand niedergelaſſen, zeigte ſich als Parteigänger der Franzoſen bei ihrem Einmarſche in dieſes Land und wurde zum bevollmächtigten Miniſter der cisalpiniſchen Republik bei dem Congreß von Raſtadt ernannt, wo er eine ausgezeichnete Rolle ſpielte. Er war es, der dem General Bonaparte die Schlüſſel von Mailand überbrachte, als er an der Spitze der Armee ſeinen Einzug in dieſe Stadt hielt. Nachher ſpielte er eine wichtige Rolle in der Conſulta zu Lyon 1802, und wurde zum Vicepräſidenten der neuen Regierung der italieniſchen Republik ernannt. Er bekleidete dieſe Stelle bis zum J. 1805, wo die Republik in ein Königreich umgeſchaffen wurde. Nach der Krönung Napoleons zum König von Italien ward er zum Kanzler=Siegelbewahrer ernannt, und empfing im J. 1808 den Titel eines

Herzogs von Lodi. Als im J. 1814 die Cataſtrophe auch in Italien eintrat, bemühte er ſich, wiewohl vergebens, den Senat zu bewegen, den Prinzen Eugen zum König von Italien zu proclamiren, um, wo möglich, das Königreich Italien zu erhalten.

Memel, eine Stadt im lithauiſchen Departement, inſterburger Kreiſe, in Oſtpreußen, am curiſchen Haf, wo der Fluß Dange hineinfällt. Sie zählt über 5000 Einwohner. Der Hafen der Stadt iſt geräumig und Schiffe von 300 Tonnen können bis dicht zur Stadt kommen; kleinere Fahrzeuge finden ihren Platz in dem innern Hafen, welchen die Dange bildet. Die Stadt iſt befeſtigt und hat eine Citadelle von vier Baſtionen. Der nicht unbeträchtliche Handel beſteht meiſtens in Commiſſionshandel mit Schiffholz, Hanf, Getraide, Häuten u. ſ. w., welche Artikel aus Lithauen gezogen und nach England verfahren werden. Die größten Handelshäuſer ſind auch engliſcher Abkunft.

Memmingen. Dieſe ehemalige freie Reichsſtadt, in einer fruchtbaren Ebne im Algau in Schwaben nicht weit vom Illerſtrom gelegen, zählt über 6000 Einwohner. Genannt zu werden verdienen einige ſchöne Kirchen, das Rathhaus, die Bibliothek und das Lyceum. Es wird anſehnlicher Handel mit feiner Leinwand, Barchent, Kattun, Salz und ſelbſtgebautem, jährlich gegen 2000 Centner betragenden Hopfen getrieben. Zu einem Römermonat gab die Stadt 150 Fl. und zu einem Kammerziel 351 Thlr. 63½ Kr. Das Stadtgebiet betrug zwei Quadratmeilen mit mehr als 4000 Bewohnern. Die reinen Einkünfte rechnete man jährlich auf 45,000 Gulden. Im J. 1802 kam Memmingen bei den Entſchädigungsausgleichungen an Pfalzbayern. Es iſt jetzt der Sitz des Appellationsgerichts für den Illerkreis und zugleich eines bayeriſchen Landgerichts und Rentamts.

Memnon war nach dem Mythus ein Sohn des Tithonus und der Aurora und ein Bruder des Emathon, Tithonus aber ein Sohn des Laomedon und Bruder des Priamus. Nach Einigen war er König der Äthiopier, nach Andern der Aſſyrer. Zu Abydus in Ägypten erbaute er einen prächtigen Palaſt und ein Labyrinth, und einen andern Palaſt zu Suſa in Perſien, welche Stadt von ihm auch den Beinamen Memnonia führte. Priamus, König von Troja, wußte ihn durch das Geſchenk eines goldnen Weinſtocks zu bewegen, ihm gegen die Griechen zu Hülfe zu kommen. Bei Troja verrichtete er mehrere tapfere Thaten, verwundete ſelbſt den Achilles und wurde endlich von demſelben getödtet. Auf die Bitte der Aurora, ihren Sohn auf eine ausgezeichnete Weiſe zu ehren, ließ Jupiter aus ſeiner Aſche eine unzählige Menge Vögel entſtehen, welche Memnonsvögel hießen; ſie kehrten jährlich zu ſeinem Grabe zurück, wo ſie mit einander kämpften und ſo gleichſam Leichenſpiele zu ſeinem Andenken feierten. Nach ſeinem Tode wurde er als Heros verehrt. Bei Theben ſahe man ſeine zum Theil noch vorhandne Bildſäule oder eigentlich zwei Bildſäulen in coloſſaler Größe. Wenn die Sonne aufging und die Statue beſchien, gab ſie einen fröhlichen Klang von ſich; ging ſie aber unter, einen traurigen. Man erzählt ſogar, daß ſie Thränen vergoſſen und Orakelſprüche in ſieben Verſen ausgeſprochen habe. Man hörte den Klang noch bis ins vierte Jahrhundert nach Chriſti Geburt. Beſchreibungen dieſer Statuen und Nachrichten von dem gehörten Klange findet man bei Pauſanias und Strabo und unter den Neuern bei Pococke und Norden.

über die Bedeutung der Erzählung vom Memnon ſind von den Gelehrten ſehr ſcharfſinnige Hypotheſen aufgeſtellt worden.

Mémoires. Mit dieſem Worte bezeichnet man I. Staatsſchriften, denen die gewöhnlichen Förmlichkeiten alle, oder größtentheils, beſonders die Beſiegelung fehlen. Sie kommen bei Negociationen der Miniſter häufig, bisweilen auch bei Antworten und Reſolutionen der Herrſcher vor, weil man durch dieſe Gattung von Schriften allen Rang- und Ceremonialſtreitigkeiten auf eine feine Art ausweichen kann, und man unterſcheidet drei Arten derſelben: 1. die mit Anreden, Datum und Unterſchrift verſehnen, in denen der Abfaſſer von ſich in der erſten, von dem, an den er ſich wendet, in der zweiten Perſon ſpricht (Mémoires en forme de lettre); 2. ſolche, die zwar Anrede, Datum und Unterſchrift enthalten, in denen aber der Schreibende von ſich in der dritten Perſon ſpricht (Mémoires ſchlechthin); und 3. ſolche, die ohne Anrede, oft auch ohne Unterſchrift ſind, und worin vom Abfaſſer und Empfänger in der dritten Perſon geſchrieben wird (Noten). Dergleichen Schreiben werden theils von den Höfen ſelbſt, theils von deren Geſandten abgefaßt und übergeben. Es gehören zu den erſtern a) Circularnoten an das corps diplomatique, d. h. die an einem Hofe reſidirenden fremden Geſandten, um ſie von etwas zu benachrichtigen, oder um etwas zu erſuchen; gemeiniglich mit Unterſchrift des Staatsſecretärs oder des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten; ferner b) die Antworten eines Hofs an einen Geſandten auf deſſen Memorial; c) die Noten an ein auswärtiges Staatsminiſterium oder den auswärtigen Geſandten, um ſolche nebſt einem Mémoire zu übergeben. Die Denkſchreiben der Geſandten an den Höfen, wo ſie reſidiren, ſind meiſt eigentlich ſogenannte Mémoires, bisweilen auch bloß Noten; en forme de lettre werden ſie jetzt nicht mehr ausgefertigt. II. Unter hiſtoriſchen Mémoires verſteht man ſolche Schriften, in denen Jemand ſelbſt erlebte Geſchichten zur Erinnerung für ſich ſelbſt aufgezeichnet hat. Sie unterſcheiden ſich von einer vollſtändigen Geſchichte oder Chronik dadurch, daß ſie 1. nur Eine Begebenheit oder nur Eine Perſon zum Gegenſtand haben; 2. daß deren Verfaſſer entweder ſelbſt an der beſchriebnen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Perſon nahe genug war, um aus der reinſten Quelle ſchöpfen zu können, und 3. daß ſie im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zuſammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfaſſer geſchrieben ſind. Aus dem letztern Grunde macht man an ſie keine Anfoderungen der Form und des Styls, wie an ein wirklich hiſtoriſches Kunſtwerk, und geſteht ihnen zu, daß ſie minder zuſammenhängend und ſorgloſer im Ausdruck ſeyn können, obſchon ihr Werth um ſo größer iſt, je weniger ſie von jener Erlaubniß Gebrauch machen, und zwar mit Leichtigkeit, aber ohne ſtörende Nachläſſigkeit erzählen. Ihr vielſeitiger und mannichfaltiger Werth iſt unläugbar. Sie liefern dem Forſcher ſehr intereſſante Details, entdecken oft die geheimſten Triebfedern, bringen in einzelne, oft für kleinlich erachtete und in allgemeinern Geſchichtsbüchern vernachläſſigte oder kaum mit furchtſamer Vorſicht durch Winke angedeutete Umſtände ein, entwickeln geheime Anſchläge und Entwürfe, von denen bloß das letzte Reſultat in die Geſchichte aufgenommen zu werden pflegt, und dürfen in der Regel und unter gewiſſen Beſchränkungen auf einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit Anſpruch machen. Nicht weniger ſind ſie angenehm

durch die rein ſich ausſprechende Individualität des Schreibenden, durch ſeine Art, die Begebenheiten zu betrachten (geſetzt auch, daß ſie einſeitig, beſchränkt, ja ſelbſt parteiiſch ſeyn ſollte, was einmal in der Natur ſolcher Schriften liegt), durch Originalität und Naivetät, Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Urtheils, und durch Lebendigkeit und Anmuth der Darſtellung. Durch dieſe Eigenſchaften erhalten ſie vor andern Gattungen hiſtoriſcher Schriften den Vorzug, daß ſie zugleich den flüchtigen Dilettanten und den competenten Kenner befriedigen, jenen durch die reizende Nachläſſigkeit ihrer Form, dieſen durch den Werth ihres Inhalts, wenn es gleich nicht zu verkennen iſt, daß in letzterer Rückſicht die hiſtoriſche Kritik bei denſelben ein ſchweres Geſchäft hat. Als die älteſten Mémoires betrachtet man gewöhnlich Cäſars Berichte von ſeinen Feldzügen, und auch aus dem Mittelalter kann man unter andern des Biſchofs Ditmar Chronik (den neuern Anſichten über dieſelbe zufolge) hieher rechnen; ihr eigentliches Vaterland aber iſt Frankreich, in deſſen hiſtoriſcher Literatur ſie eine wahre Nationaleigenthümlichkeit ſind, und wo ſie vom Ende des 15ten Jahrhunderts an immer häufiger wurden. Beſondre Erwähnung verdienen: Phil. de Commines, der die Geſchichte Ludwigs XI. und Carls VIII. (1464—1498) mit bezaubernder naiver Einfachheit in lichtvoller und kunſtloſer Sprache und mit treuherzigen Betrachtungen und Ermahnungen an Fürſten erzählt (London 1747, 4 Bde. 4.). Martin du Bellay's, durch ihre kraftvolle Darſtellung und den in ihnen ausgeſprochnen Nationalſinn merkwürdige Mémoiren gehen von 1513—1516, (Paris 1569 Fol. moderniſirt herausg. von Lambert. Paris 1753, 7 Bde. 8.). Blaiſe de Montluc iſt in ſeinen Mémoiren (von 1521—1569, von Heinrich IV., die Soldatenbibel genannt, Paris 1746, 4 Bde. 12) eben ſo offenherzig in ſeinem Selbſttadel als in ſeinem Selbſtlobe, lebhafter und anſchaulicher Vortrag iſt verbunden mit dem einem alten Krieger eigenthümlichen Wortreichthum. Durch politiſche Redlichkeit in höchſter Vollendung, Richtigkeit, Reife und Klarheit des Urtheils, würde- und ruhevollen Vortrag zeichnet ſich Michel de Caſtelnau Mém. von 1559—1570, Brüſſel 1731, 3 Bde. Fol.) aus. Brantôme's verrufene Mémoiren (Oeuvres, Paris 1787, 8 Bde. 8.) ſind durch eine beſondre Miſchung von ſchamloſer Naivetät mit cyniſcher Freimüthigkeit, durch geübten Scharfblick für Schwächen und Blößen, und durch flatterhafte Unſtetigkeit des abgeſchliffnen höfiſchen Wüſtlings charakteriſtiſch. Margarethe Valois, Gemahlin Heinrichs IV. erzählt die Geſchichte ihrer Jugendjahre (1561—1581) mit bezaubernder, wenn auch etwas gekünſtelter Eleganz, weiblicher Feinheit und Gewandtheit, zugleich aber auch mit unverkennbarer Gutmüthigkeit (Haag 1715, 2 Bde. 8. deutſch, von Friedr. Schlegel, Leipzig 1803, 8.). Aubigné (1550—1600, Amſt. 1623, 3 Bde. Fol.) iſt bei aller Befangenheit, kecker, an Schmähſucht gränzender Freimüthigkeit und bei einem geſuchten, oft unverſtändlichen Ausdrucke ein für die Geſchichte ſeiner Zeit höchſt wichtiger, wenn auch mit kritiſcher Prüfung zu brauchender, Schriftſteller. Maximilian de Bethune, Duc de Sully, gilt bei den Verhältniſſen, in denen er lebte, und bei ſeiner anerkannten Rechtlichkeit in Allem, was Staatsangelegenheiten betrifft, als Zeuge vom erſten Rang, ob er gleich beſchränkt und parteiiſch, ſelbſt unfreundlich und bitter in ſeinen Urtheilen über Menſchen und Hofverhältniſſe, und in ſeinem Vortrage nachläſſig und oft ermüdend weitſchweifig iſt (Paris 1788,

6 Bde. gr. 8.). Rochefoucault, ein Großer von der feinſten Bildung und tiefer Menſchenkenner, beſchrieb die Unruhen der Fronde (1648—1652) mit Meiſterhand, hat bei unverſchleierter Parteilichkeit eine ſcharfſinnige und klare Darſtellung und Entwicklung der Begebenheiten, treffende Charakteriſtik der Hauptperſonen, ſprechende Lebendigkeit und naturgemäßes Colorit. Die Darſtellung (in welcher er ſehr unpaſſend oft mit Tacitus verglichen worden) iſt ſchmucklos, männlich und gedankenreich, die Sprache rein, abgemeſſen und gedrungen (Trevoux 1754, 2 Bde. 12. Paris 1804, 18.). Des Cardinals de Retz Mémoiren (Genf 1777, 7 Bde. 12. deutſch Jena 1798—1800, 3 Bde. 8.) haben für den, der pſychologiſche Kritik anzuwenden verſteht, große Glaubwürdigkeit, die Charakteriſtik iſt ſprechend und verräth den geübten und tiefblickenden Kenner, die Darſtellung iſt geiſtreich, witzig, reich ausgeſtattet mit gehaltvollen Reflexionen, und die Sprache hat alle Nachläſſigkeit der feinern Umgangsſprache und viel natürliches Feuer. Aus der unzählbaren Menge der übrigen Mémoiren können hier nur noch kurz erwähnt werden, die von Joinville, welche ſich durch Naivetät auszeichnen, die von d'Estrées, de Brienne, de Torcy und Montyon, intereſſant für die Kunſt zu negociren, und Mémoires du Général Dumourier (Hamb, 1794, 2 Bde. 8.), Mémoires pour servir à l'histoire de l'année 1789 (ohne Druckort 1790, 4 Bde. 8.), Turreau mém pour servir à l'hist. de la guerre de la Vendée (Londr. 1796. 8.) wichtig für die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Späterhin brauchte man dieſes Wort auch von ſolchen Schriften, welche von andern ſowohl zum Tadel (mém de l'abbé Terrai. Lond. 1776, 8.; Mém. de Custine. Hamb. 1795. 2 Bde. 8.) oder zur Vertheidigung (mém. du Duc de Choiseul. Paris 1790, 2 Bde. 8.; mém. du ministère du Duc d'Aiguillon. Par. 1792, 8.) berühmter und einflußreicher Perſonen geſchrieben waren. Die despotiſche Befangenheit der neuſten Zeiten ſcheint, wenigſtens vor der Hand, dieſe Gattung der hiſtoriſchen Schriftſtellerei gänzlich unterdrückt zu haben. Größre Sammlungen von Mémoiren ſind: Collection universelle des mémoires particuliers relatifs à l'hist. de France. Londres 1785 ff. 8.; Mémoires du regne de Louis XV. Paris 1791, 28 Bde. 12. und Friedr. Schillers allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Mémoires vom 12ten Jahrhundert bis auf die neuſten Zeiten. Jena 1790, ff. 8. III. Auch kurze gelehrte Abhandlungen, beſonders die in gelehrten Geſellſchaften vorgeleſenen Denkſchriften, werden mit dieſem Namen belegt. Die Mémoires de l'académie des inscriptions et belles lettres und mehrere andre Sammlungen dieſer Art ſind allbekannt. A—s.

Memphis, nach Theben die Hauptſtadt Ägyptens und die zweite Reſidenz der ältern Könige, auf der Weſtſeite des Nils gelegen. Als Erbauer wird Menes genannt. Die Stadt war groß, reich und prächtig. Mehrere Tempel und Paläſte zierten ſie. Nach und nach aber ſank ſie von ihrer Höhe herab, und im 7ten Jahrhundert eroberten und zerſtörten ſie die Sarazenen. Jetzt kann man die Stelle, wo ſie geſtanden, nicht mehr mit Gewißheit angeben.

Menage (Gilles), geboren zu Angers im J. 1613, zeigte früh Neigung für die Wiſſenſchaften. Nach Vollendung ſeiner Studien wurde er königlicher Sachwalter an ſeines Vaters Stelle, gab aber bald, aus Abneigung gegen die juriſtiſche Laufbahn, ſeinem Vater dieſen Poſten zurück. Dies geſchah nicht ohne Mißvergnügen des Va-

ters, welches den Sohn zu dem Wortſpiele veranlaßte: qu'il étoit mal avec son père, parce qu'il lui avoit rendu un mauvais office. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, bekam einige Pfründen, die ihm ein gemächliches Leben ſicherten, und widmete ſich ganz dem Studium der ſchönen Künſte. Der Abbé Chaſtelain führte ihn bei dem Cardinal Retz ein; allein er verließ das Haus deſſelben bald wieder, und bezog das Kloſter Notre-Dame, wo er eine Geſellſchaft von Gelehrten eröffnete, welche alle Mittwoche zuſammenkam, und die er ſeine Mercuriale (Verſammlung zur Abſtellung von Mißbräuchen) nannte. Sie beſtand gegen vierzig Jahre. Ménage beſaß viel Kenntniſſe und ein ungeheures Gedächtniß. Er würzte ſein Geſpräch unaufhörlich mit griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Verſen. Die italieniſche Sprache hatte er ſo wohl inne, daß er mit Leichtigkeit darin verſificirte. Seine italieniſchen Gedichte verſchafften ihm die Aufnahme in die Akademie della Cruſca. Er würde auch in der franzöſiſchen Akademie eine Stelle erhalten haben, wenn er nicht in ſeiner Requête des Dictionnaires, einer ſatiriſchen Bittſchrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter, das Dictionär derſelben ſpöttiſch angegriffen hätte. Ménage hatte im Allgemeinen die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten. Sein Leben war ein beſtändiger Krieg; er hatte ſich durch ſeinen ſtreitſüchtigen Charakter zahlreiche Feinde unter ſeinen Zeitgenoſſen zugezogen. Er bekämpfte ſie gern mit fremden Waffen und machte zuweilen eine ziemlich unpaſſende Anwendung von den Epigrammen Andrer, wofür Molière ihn derb züchtigte. Ménage hat mehrere gelehrte Werke hinterlaſſen. Seine Ausgabe des Diogenes Laertius iſt mit ſehr geſchätzten Anmerkungen begleitet. Sein Dictionnaire étymologique ou Origines de la langue française (letzte Ausgabe von Jault in 2 B.) und ſeine Origines de la langue italienne (1685 in Fol.) enthalten viel nützliches, aber auch eine Menge falſcher und gezwungner Etymologien. Die Königin Chriſtine ſagte von dieſem Werke: „Ménage will nicht nur wiſſen, woher ein Wort kommt, ſondern auch, wohin es geht." Unter ſeinen Satiren gegen Montmaur iſt die Metamorphoſe dieſes Pedanten in einen Papagei die beſte. Seine lateiniſchen, italieniſchen, griechiſchen und franzöſiſchen Poeſien ſind ziemlich werthlos und beſtehen zum Theil aus Reminiſcenzen und leeren Gemeinplätzen. Seine Gegner verſpotteten ihn darüber noch nach ſeinem Tode; unter andern machte La Monnoie folgendes Epigramm:

Laissons en paix monsieur Ménage,
C'étoit un trop bon personnage,
Pour n'être pas de ses amis.
Souffrez qu' à son tour il repose,
Lui dont les vers et dont la prose
Nous ont si souvent endormis.

Seine übrigen Werke übergehen wir. Nach ſeinem Tode erſchienen Menagiana, erſt in einem, dann in vier Bänden, deren Werth ſehr ungleich iſt. Ménage ſtarb 1690. Man führt von ihm als etwas Außerordentliches an, daß er ſein Gedächtniß nicht nur bis in ſein hohes Alter behielt, ſondern auch, als er es verloren hatte, nach kurzer Zeit wieder erhielt. Er ſelbſt beſang dieſes Ereigniß in einer lateiniſchen Hymne an die Mnemoſyne.

Menagerie heißt eine Anſtalt, wo ausländiſche Thiere unterhalten werden. Es gehören dazu Gebäude und Hofräume, die den Bedürfniſſen der verſchiednen Thiergattungen angemeſſen ſeyn müſſen, damit ſie weder Schaden leiden, noch zufügen können. Man hat dergleichen Anſtalten unter andern zu Wien und Paris. Sie ſind für die Naturgeſchichte von Wichtigkeit, weil eine Menge von Eigenſchaften der Thiere ſich nur durch vielfache und genaue Beobachtung, die in der Wildniß nicht möglich iſt, wahrnehmen laſſen, wiewohl nicht unbeachtet bleiben darf, daß in der Gefangenſchaft und unter einem fremden Clima jedes Thier ſeine Natur und ſeinen Charakter mehr oder weniger verändert.

Menander, der berühmteſte unter den griechiſchen Luſtſpieldichtern der neuern Komödie, war ein Sohn des Diopethis und der Hegeſiſtrate, und im dritten Jahre der 109ten Olympiade geboren. Er ſtarb in einem Alter von 52 Jahren. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt. Die Vortrefflichkeit ſeiner Komödien, deren Anzahl ſich auf mehr als hundert belief, bezeugen die Alten, um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß wir außer einigen Fragmenten nichts von ihm übrig haben. Terenz hat ihn häufig nachgeahmt.

Menelāus, ein Enkel des Atreus und Bruder des Agamemnon. Von ſeinem Schwiegervater Tyndareus, mit deſſen Tochter Helena er ſich vermählt hatte, bekam er das Königreich Sparta. Er befand ſich auf Creta, um ſeines mütterlichen Großvaters Creteus Verlaſſenſchaft zu theilen, als inzwiſchen Paris, des trojaniſchen Königs Priamus Sohn, ihm ſeine reizende Gemahlin Helena mit einem Theil ſeines Schatzes und einigen Sclavinnen entführte und nach Troja brachte. Auf die Nachricht davon begab ſich Menelāus mit dem Palamedes nach Troja, um Genugthuung zu fodern, und da dieſe verweigert wurde, foderte er die griechiſchen Fürſten auf, ihrem Verſprechen gemäß die Beleidigung zu rächen. Er ſelbſt führte 60 Schiffe nach Troja und zeigte ſich als einen tapfren Streiter. Homer gibt ihm einen Beinamen wegen ſeines lauten Rufs in der Schlacht (βοην αγαθος). Nach der Eroberung Troja's nahm Menelāus die Helena wieder zu ſich, um mit ihr die Rückkehr in ſein Vaterland anzutreten. Acht Jahre irrte er umher, ehe er ſeine Heimath erreichte. Er kam zunächſt nach Tenedos, dann nach Lesbos und Euböa; aber von Stürmen und Ungewittern umhergetrieben, mußte er in Cypern, Phönicien, Ägypten und Libyen landen und oft verweilen. Endlich belehrte ihn auf der Inſel Pharus an der ägyptiſchen Küſte der alte Proteus, den er mit Hülfe der Eidothea, ſeiner Tochter, im Schlaf überfiel, auf welchem Wege er heim gelangen müſſe. Dieſer prophezeihte ihm zugleich, daß er nicht ſterben, ſondern als ein Götterheld und der Helena Gemahl lebendig in Eliſium werde verſetzt werden.

Mengs, (Anton Rafael), iſt in der Geſchichte der Kunſt um ſo merkwürdiger, weil er nicht allein als der vortrefflichſte Künſtler der neueſten Zeit unſerm Vaterland die größte Ehre macht, ſondern weil er auch das einzige Beiſpiel iſt, daß ein Künſtler bei einer ſo ſtrengen und geiſttödtenden Erziehung, als er ſie genoß, dennoch zu einem ſo hohen Gipfel der Vollkommenheit gelangt iſt. Er wurde in Dresden im Jahr 1728 geboren. Sein Vater, Iſmael, ein mittelmäßiger Künſtler, und ein Mann von den ſtrengſten Grundſätzen und der härteſten Gemüthsart, hatte von jeher den Plan, ſeinen Sohn zu einem Künſtler zu bilden; allein die Methode, welche er

dabei einſchlug, war höchſt ſonderbar, ſeines ſtrengen Charakters würdig, und konnte nur bei einem Talent, wie das ſeines Sohnes war, glücklich ausſchlagen. Schon vom ſechsten Jahre an mußte der junge Mengs ſich täglich und ſtündlich im Zeichnen üben, ohne ſich um die, ſeinem Alter zukommenden jugendlichen Vergnügen bekümmern zu dürfen; einige Jahre ſpäter unterrichtete ihn ſein Vater ſchon im Öl-, Miniatur- und Email-Mahlen. Faſt kein Augenblick zur Erholung war ihm vergönnt; der Vater gab ihm gewiſſe, in der beſtimmten Zeit kaum zu vollendende Arbeiten auf, und waren dieſe nicht fertig, ſo mußte er der härteſten Ahnung gewärtig ſeyn. Ging der Vater aus, ſo ſchloß er ſeinen Sohn ein, um jede mögliche Störung zu vermeiden. Auf dieſe Weiſe hatte ſich Rafael Mengs in den erſten Regeln der Kunſt bald feſtgeſetzt, als ihn ſein Vater im Jahr 1741 mit ſich nach Rom nahm, und ihn dort unter ſeiner eben ſo ſtrengen Leitung ſeine Studien fortſetzen ließ. Von den Meiſterwerken der alten Sculptur ließ er ihn zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo in der ſixtiniſchen Capelle übergehn, und hierdurch vorbereitet, endlich den göttlichen Rafael in ſeinen unerreichten Werken im Vatican ſtudiren. Früh führte der Vater ihn dann in den Vatikan, ließ ihn dort bei einer Flaſche Waſſer und etwas Brot zurück, und holte ihn erſt Abends wieder ab. Zu Hauſe wurden alsdann noch die ſchärfſten Prüfungen der Arbeiten und Studien des verfloßnen Tages vorgenommen. Bei einer ſo ſtrengen Erziehung war es natürlich, daß der junge Mengs für die äußere Welt völlig ungebildet blieb. Eine gewiſſe Schüchternheit, eine Vernachläſſigung der äußern Verhältniſſe, mußte aus der Unbekanntſchaft mit der Welt hervorgehn, und dieſe war auch in der Folge für ihn ſelbſt und ſeine Familie auf manche Weiſe verderblich. Im Jahr 1744 kehrte ſein Vater mit ihm nach Dresden zurück. Der König, der das durch mancherlei gelieferte Arbeiten offenbarte Talent des jungen Künſtlers anerkannte, ernannte ihn bald darauf zum Hofmahler mit einem anſehnlichen Gehalt. Dabei bedung ſich aber der junge Mengs, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn denn auch ſein Vater zum zweiten Mal begleitete. Dort erneuerte er ſeine frühern Studien, beſuchte die Akademie, die anatomiſchen Stunden im Hospital Spirito ſanto u. ſ. w. Im J. 1748 trat er nun zuerſt mit eignen größern Compoſitionen auf, die den ungetheilteſten Beifall erhielten. Beſonders vortrefflich war eine heilige Familie, die er dort aufſtellte. Im folgenden Jahre, nachdem er ſich mit einem ſchönen Bauermädchen vermählt hatte, kehrte er nochmals nach Dresden zurück. Sein Vater blieb zwar in Rom zurück, behielt aber auch des Sohnes ganze Baarſchaft, Haushalt u. ſ. w. In Dresden ernannte ihn der König an die Stelle des in ſein Vaterland zurückgekehrten Sylveſtre zum erſten Hofmahler mit Erhöhung ſeines bisherigen Gehaltes auf 1000 Thlr. — Als im Jahr 1751 die catholiſche Capelle eingeweiht werden ſollte, erhielt der junge Mengs Auftrag zu Fertigung des Gemähldes auf dem Hochaltar, und auf ſein Verlangen auch die Erlaubniß, nach Rom zurückkehren zu dürfen, um es daſelbſt zu arbeiten. Nach ſeiner Ankunft in Rom übernahm er indeſſen für den Lord Percy die Arbeit, eine Copie von Rafaels Schule von Athen zu machen. Alsdann brach der ſiebenjährige Krieg aus, und hinderte ihn an der Vollendung des Altarblattes (welches erſt in Spanien fertig wurde). Denn da während des Krieges ſein Ge-

halt von Sachſen ausblieb, mußte er andre Arbeiten übernehmen, um ſich ernähren zu können. So überkam er im Jahr 1754 die Direction der neuerrichteten Mahlerakademie auf dem Capitol. Dann übertrugen ihm die Cöleſtinermönche 1757, die Decke in St. Euſebio zu mahlen. Dieſe ſeine erſte Frescoarbeit wurde wegen ihrer dem Zeitgeiſt zuwiderlaufenden Einfachheit in der Compoſition nicht mit allgemeinem Beifall belohnt. Späterhin mahlte er für den Cardinal Albani in deſſen Villa ein Deckengemählde, den Apoll und die Muſen darſtellend, welche Arbeit neben den Meiſterwerken der italieniſchen Künſtler immerdar ihren Ruhm beibehalten wird; ferner für Privatperſonen verſchiedne Ölgemählde, eine Cleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalene u. ſ. w. Um dieſe Zeit kam ein junger Engländer, Webb, nach Rom, mit dem unſer Mengs genaue Bekanntſchaft ſchloß, und ihm ſeine Ideen über die Kunſt mittheilte. Webb hat dieſe Ideen in ſeinen Unterſuchungen über die Schönheit für die ſeinigen ausgegeben und mittelſt dieſes Plagiats ſich berühmt gemacht. Im Jahr 1761 folgte Mengs dem Ruf des Königs Carl III. nach Spanien, wo er 2000 Doppien Jahrgehalt erhielt. Er unternahm mehrere Arbeiten für den König, und ſchlug bald ſeine heftigſten Nebenbuhler, Giaquinto von Neapel und Tiepolo, einen Venetianer, zu Boden. Unter ſeinen dort ausgeführten Werken werden ganz beſonders eine Götterverſammlung und eine Kreuzabnahme ſeinen Ruhm unſterblich machen. Auch bei der dortigen Akademie ſuchte er große Verbeſſerungen in Gang zu bringen, und nur die Cabalen ſeiner Gegner konnten dieſe zum Theil verhindern und ihn, deſſen Geſundheit durch mannichfaltigen Verdruß untergraben worden war, dazu vermögen, ſich vom König im Jahr 1770 einen Urlaub zu erbitten, um in Italien ſeinen Körper wieder zu ſtärken. Nach einem achtmonatlichen Aufenthalt in Florenz kam er in Rom an, mahlte unter andern daſelbſt für den Papſt ein großes allegoriſches Deckengemählde in der Camera de' papiri, oder dem Zimmer der venetianiſchen Bibliothek, worin die Handſchriften aufbewahrt werden, und kehrte erſt nach Verlauf dreier Jahre wieder nach Madrid zurück. Sein nach dieſer Zeit gefertigter Plafond im Speiſeſaal des Königs, worin er die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms darſtellte, wird immer ſein Hauptwerk bleiben. Nach einem Aufenthalt von zwei Jahren erlitt ſeine Geſundheit einen neuen Stoß, er mußte deßhalb wieder nach Rom gehen, erhielt aber vom König von Spanien fortwährend einen Gehalt von 3000 Scudi. 1778 verlor er in Rom ſeine geliebte Gattin, mit der er in der glücklichſten Ehe gelebt hatte. Seine Geſundheit wurde nach der Zeit immer ſchwächer, da er auch während ſeiner Krankheit unermüdet fortarbeitete, und er beſchleunigte ſeinen im Jahr 1779 erfolgten Tod auch noch dadurch, daß er in einem Anfall von Ängſtlichkeit ſeine Zuflucht heimlich zu einem Quackſalber genommen hatte. Unter Begleitung einer großen Menge Künſtler wurde Mengs in St. Michele Grande an ſeiner geliebten Margarethe Seite in der Gruft beigeſetzt, die er einige Jahre früher für ſie beide hatte bereiten laſſen. Acht Tage ſpäter kam ein Diplom an, worin der König von Neapel ihn zu Errichtung einer Akademie dahin berief. Mengs war von mittler Statur, hager, in ſeiner Jugend von ſchöner Geſichtsbildung; ſein Temperament war lebhaft, ſogar heftig, dabei beſaß er aber eine ausnehmende Gutmüthigkeit und Lenkſamkeit. Er war ſehr wohlthätig und unter-

ſtützte beſonders viele junge Künſtler. Von ſeinen 20 Kindern lebten zur Zeit ſeines Todes nur ſieben; auf ihre Erziehung hatte er von jeher die größte Sorgfalt und große Summen verwendet. Dieſes ſowohl, als ſeine Liebe für die Kunſt, die ihn verleitete, Handzeichnungen berühmter Meiſter, Vaſen, Gypsabgüſſe, Kupferſtiche u. ſ. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner ſeine immerwährenden Reiſen, ſeine vornehme Lebensart u. ſ. w. hatten die großen Summen, die er verdiente (in den letzten achtzehn Jahren über 180,000 Scudi), aufgezehrt. Seiner Familie nahmen ſich jedoch ſeine vornehmen Freunde und Verehrer an. Wie ſehr Mengs geſchätzt wurde, beweiſ't ſchon, daß ihm zwei prächtige Denkmale geſetzt wurden: das eine vom Ritter Azara an Rafaels Seite, das andre in der Peterskirche von der Kaiſerin von Rußland. Aber es können auch ſeine Verdienſte nicht genug geprieſen werden. Seine Compoſition und Gruppirung iſt höchſt einfach, edel und ſtudirt, (vielleicht auch manchmal geſucht). Seine Zeichnung iſt immer richtig gewählt und ideal; ja, es beſteht in der Schönheit der Form eigentlich ſein allergrößtes Verdienſt und ſein hauptſächlichſtes Beſtreben war auf dieſen Theil der Kunſt gerichtet. Im Ausdruck hatte er ſtets den hierin ſo ganz unübertrefflichen Rafael zum Vorbild genommen, und auch hierin erreichte er eine hohe Stufe der Vollkommenheit, wie denn auch ſein Geſchmack in den Gewändern und Nebenſachen von dem tiefſten Studium der Natur und ſeiner großen Vorgänger zeugt. Sein Colorit, beſonders in den Frescogemählden, iſt in aller Art vortrefflich, auch in ſeinen beſten Ölgemählden kräftig, klar und oft in Tizians Geſchmack. Er impaſtirte ſtark und mahlte mit einem leichten fertigen Pinſel; dennoch aber ſind ſeine Farben wieder ſo in einander verſchmolzen, daß man die Art und Weiſe, wie er die Farben behandelt hat, oft gar nicht ergründen kann, und ſeine meiſten Werke ſind mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er ſtreng, machte aber ſeine Schüler mehr nur auf die begangnen Fehler aufmerkſam, als daß er ſie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies; ließ alſo jeden ſeiner Schüler auf dem Weg, den er ſich ſelbſt gewählt hatte, gehn. Obgleich ſeine vortrefflichſten Arbeiten ſich in Spanien und in Rom befinden, ſo beſitzt doch auch Deutſchland, vornehmlich an dem Altarblatt in der königlichen Capelle in Dresden, die Himmelfahrt Chriſti vorſtellend, und an kleinern Bildern in derſelben Kirche, ferner in dem weltbekannten Amor, der in Paſtell ausgeführt iſt, einige der Hauptwerke des großen Künſtlers. Höchſt intereſſant und belehrend ſind auch ſeine Schriften, beſonders ſeine Beurtheilungen und Zergliederungen der Schönheiten in Rafaels, Correggio's und Tizians Werken. Sein Freund, der berühmte Winkelmann, ſoll ihm bei der Ausarbeitung derſelben gute Dienſte geleiſtet haben. Mengs hatte noch zwei Schweſtern, welche unter der ſtrengen Anleitung ihres Vaters ſich ebenfalls zu geſchickten Miniaturmahlerinnen bildeten. BC.

Meninski (Franz a Meſquien), Ritter von Jeruſalem, erſter kaiſerlicher Dolmetſcher der orientaliſchen Sprachen zu Wien, war 1623 in Lothringen geboren und ſtarb 1698. Seine ausgebreitete Gelehrſamkeit in den Sprachen des Orients hat ihn mit Recht berühmt gemacht. Er ſtudirte zu Rom unter Giattino, und begleitete in einem Alter von 30 Jahren aus Neigung den polniſchen Geſandten nach Conſtantinopel. Hier erwarb er ſich eine ſo voll

kommne Kenntniß der Sprache, daß ihm der Platz eines erſten Dolmetſchers bei der polniſchen Geſandtſchaft in Conſtantinopel anvertraut wurde. Der Credit, den er ſich in dieſem Amte erwarb, machte, daß er bis zum Geſandten ſtieg. Er erhielt das polniſche Indigenat und verwandelte jetzt ſeinen Familiennamen Menin in Meninski. Im J. 1661 begab er ſich nach Wien, und trat als Dolmetſcher in die Dienſte des Kaiſers; im J. 1669 machte er die Reiſe nach Jeruſalem, um das heilige Grab zu beſuchen, und trat in den Orden der Ritter dieſes Namens. Meninski hat ſich um das Studium der arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Sprache durch ſeinen Thesaurus linguarum orientalium sive Lexicon arabico-persico-turcicum die größten Verdienſte erworben. Dieſes Werk erſchien 1680 und 87 zu Wien in 4 Foliobänden, deren letzter das Onomasticon einnimmt. Gewöhnlich kommen nur die drei erſten Bände vor. Sie werden jetzt von den Gelehrten weniger geſucht, ſeitdem eine zweite, von dem Herrn von Jeniſch bearbeitete und um mehr als das doppelte vermehrte Auflage in 4 Foliobänden erſchienen iſt. Sie begann 1780 unter Maria Thereſia auf öffentliche Koſten und wurde 1802 unter Franz II. beendigt. In dieſer neuen Auflage hat beſonders der arabiſche und perſiſche Theil gewonnen; in der ältern war der türkiſche Theil die Hauptſache. Außerdem hat er eine Grammatik über die genannten drei Sprachen und einige Streitſchriften verfaßt.

Menno (Simonis), geb. 1505 zu Witmarſen in Frießland, trat aus dem catholiſchen Prieſterſtande 1536 zu den Wiedertäufern, ſammelte die nach Beilegung der münſterſchen Unruhen zerſtreuten Haufen derſelben in wohlgeordnete Gemeinden, die er durch Milderung ihres Fanatismus der öffentlichen Duldung zu empfehlen und mit den Einrichtungen der weltlichen Obrigkeit auszuſöhnen wußte. Seine vieljährigen Wanderungen durch ganz Holland und Norddeutſchland bis Liefland brachten ſeine Lehre in Umlauf und viele, denen die proteſtantiſchen Kirchen in der Verbeſſerung des Glaubens und der Sitten nicht weit genug zu gehen ſchienen, zu ſeiner Partei. Außer einigen unfruchtbaren Grübeleien über die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, die er, wahrſcheinlich durch den Streit über die leibhafte Gegenwart Chriſti im Abendmahl veranlaßt, als eine ohne körperliche Mitwirkung Mariens in ihrem Mutterleibe erfolgte unmittelbare Schöpfung darzuſtellen verſuchte, und der den Taufgeſinnten eigenthümlichen Meinung, daß nur unterrichtete Chriſten getauft werden dürften, ſtimmt Menno's Glaubenslehre mit der reformirten überein und in Rückſicht der Pflichtenlehre hat er, ohne das Charakteriſtiſche ſeiner Partei — die ſtrengere Kirchenzucht und die Verweigerung des Eides und der Theilnahme an Kriegsdienſten und obrigkeitlichen Ämtern — zu verläugnen, doch ihren Dünkel von beſonderer ſittlichen Vollkommenheit und ihre theokratiſchen Begriffe ſo weit gemäßigt, daß ſie durch ihn der bürgerlichen Geſellſchaft wiedergegeben und zur Verträglichkeit mit Andersdenkenden geneigter wurden. Menno ſtarb 1561 zu Oldesloe im Holſteiniſchen, und die deutſchen und holländiſchen Taufgeſinnten legten ſich nach ihm den Namen Mennoniten bei; jedoch blieb der Name Taufgeſinnte der allgemeinere, weßhalb eine nähere Schilderung der Schickſale und Eigenthümlichkeiten dieſer Religionsgeſellſchaft unter dieſem Artikel zu ſuchen iſt. E.

Menou (J. Baron), trat als Deputirter des Adels von Touraine in die General-Ständeverſammlung, und war einer der erſten, die zum dritten Stande übergingen. Im Januar 1790 ward er Mitglied des Penſionsausſchuſſes und nahm hierauf an der Bekanntmachung des rothen Buchs Theil. Im März präſidirte er der Verſammlung, zeigte ſich als erklärten Feind der Geiſtlichkeit und war einer der Commiſſäre, denen die Veräußerung der Ämter dieſes Standes übertragen war. Im Laufe des Jahres 1791 legte er mehrere Berichte über die Organiſation der Armeen vor. In der Angelegenheit Avignons griff er den Papſt an, und bewirkte die Vereinigung der Grafſchaft Venaiſin, ſo beredt auch Maury ihn beſtritt. In der Folge wurde er in Betreff dieſer Vereinigung lebhaft von Jourdan (dem Kopfabhacker) beſchuldigt, der ſein Verfahren in der Grafſchaft namentlich durch verſchiedne Briefe von Menou zu rechtfertigen ſuchte. Nach dem Schluſſe der conſtituirenden Verſammlung wurde Menou als Maréchal de camp in Paris angeſtellt, und commandirte den 10ten Auguſt 1792 zu Zweit die Linientruppen. Da ſein Benehmen an dieſem Tage ihn des Royalismus verdächtig gemacht hatte, erſchien er einige Tage darauf vor den Schranken der Geſetzgebung, rechtfertigte ſich und leiſtete den Gleichheitseid; dennoch wurde er von der Candidatenliſte für das Kriegsminiſterium geſtrichen, auf die er ſich ſelbſt geſetzt hatte. Im J. 1793 wurde er gegen die Vendée angeſtellt und den 8ten Juni zum General en Chef ernannt. Er ließ aber von den Vendéern die Stadt Saumur nehmen, die ihnen den Übergang über die Loire eröffnete, und wurde den 17ten und 19ten Juli von Laroche-Jacquelin geſchlagen, der ihn perſönlich anderthalb Stunden weit ganz nahe verfolgte. Menou wurde abgeſetzt und bis zum 9ten Thermidor wiederholt angeklagt und losgeſprochen. Da er zufällig im Mai 1795 eine Diviſion commandirte, vertheidigte er den Convent gegen die Jacobiner und erhielt dafür das Obercommando der Armee im Innern. Allein im October legte er weniger Feſtigkeit gegen die Sectionen an den Tag, parlementirte, ſtatt thätig zu handeln, und wurde ſogar für einen Augenblick von den Inſurgenten zum General ausgerufen; der Convent decretirte ſeine Anklage, doch wurde er einige Tage darauf wieder freigeſprochen. Im J. 1798 ging er als Diviſionsgeneral mit Bonaparte nach Ägypten und zeigte daſelbſt mehr perſönliche Tapferkeit als Talent. Er ging zum Mahometanismus über, nahm den Turban und den Namen Abdallah an, beſuchte die Moſcheen und heirathete eine junge reiche Ägyptierin, die Tochter des Aufſehers der Bäder in Alexandrien. Nach Bonaparte's Rückkehr blieb er mit Kleber in Ägypten und übernahm nach Klebers Ermordung den Oberbefehl. Er traf manche neue Einrichtungen, die nicht glücklich waren und bei der Armee Mißvergnügen erregten. Indeß landete der General Abercrombey in den erſten Tagen des März 1801 mit einer bedeutenden Macht bei Alexandrien, bemächtigte ſich der Feſtung Abukir und zwang endlich die Überreſte der franzöſiſchen Armee in Ägypten zu capituliren. (S. Ägypten, Landung und Feldzug der Franzoſen in.) Menou kehrte nach Frankreich zurück, und erſchien den 8ten Mai 1802 vor dem erſten Conſul, um ſich zu rechtfertigen. Acht Tage darnach wurde er in das Tribunat berufen, und den folgenden 7ten December nach Piemont an Jourdans Stelle geſandt, um die Verwaltung dieſer Provinz zu leiten. Im July 1804 wurde

er zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Er blieb als Generalgouverneur zu Turin, bis ihn 1808 der Prinz Borghese ablöſ'te, worauf er in derſelben Eigenſchaft nach Toscana ging, das mit Frankreich vereinigt wurde. Er ſtarb 1810 zu Venedig, wo er Generalgouverneur war.

Menſch. Die Naturgeſchichte des Menſchen iſt noch ſo ſehr in ihrer Kindheit, daß es unmöglich iſt, irgend etwas Vollſtändiges über dieſen Gegenſtand zu liefern. Unter den organiſirten Weſen unſrer Erde gebührt dem Menſchen ohne Widerrede der erſte Rang. Durch ſeinen Körper, in welchem wir das Ideal der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch ſeine geiſtigen Kräfte ragt er weit über alle ſeine Mitgeſchöpfe hervor. — Der Menſch gehört in die Claſſe der Säugethiere, deren erſte Ordnung er allein einnimmt. Viele Merkmale im Körperbau unterſcheiden ihn von den übrigen Säugethieren, ſelbſt von den menſchenähnlichſten Affen. Dahin gehört der aufrechte Gang, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich iſt. Daß er hingegen dem Menſchen natürlich ſey, beweiſ't der ganze Bau ſeines Körpers. Die Beine ſind viel höher als die Arme; das Gelenk am Ellenbog'n biegt ſich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauch der Hände und Arme nützlich ſeyn kann. Ferner ſind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und ſtärker als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die feſten zuſammengewölbten Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Ferſenbein zeigen die Beſtimmung deſſelben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar; dahingegen die kleinere, biegſamere und weniger feſte Handwurzel augenſcheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet iſt. Inſonderheit aber ſchickt ſich der Bau des Rückgraths nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine deſſelben ſind breiter als die obern, weil ſie bei der aufrechten Stellung eine größere Laſt zu tragen haben als jene. Die Art der Verbindung des Rückgraths iſt endlich ſo beſchaffen, daß der Menſch ſeine Augen nur bei der aufrechten Stellung gehörig brauchen kann. Ein in die Augen fallendes Unterſcheidungsmerkmal des Menſchen iſt das ſtark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne iſt ebenfalls nur dem Menſchen eigen. Inſonderheit aber zeigt die Sprache, oder das Vermögen, ſeine Gedanken durch articulirte Töne zu bezeichnen und ſie einem Andern auf dieſem Wege mitzutheilen, daß dem Menſchen vor allen übrigen Geſchöpfen der Vorrang gebühre. Hierdurch entſteht eine mächtige Scheidewand zwiſchen beiden. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie Camper gezeigt hat, dem Orang Outang gänzlich, ſo daß an die Möglichkeit, dieſem Thiere Sprache beizubringen, nicht gedacht werden darf. Außerdem laſſen ſich noch mehrere Unterſchiede zwiſchen dem Menſchen und den Thieren auffinden. Dahin gehört ſeine natürliche Blöße und Wehrloſigkeit, ſeine ſpäte Reife und Mannbarkeit. Ob das Lachen und Weinen dem Menſchen allein angehören, iſt zweifelhaft. Was die Ähnlichkeit oder Verſchiedenheit der Menſchen unter einander ſelbſt betrifft, ſo iſt es zwar bekannt, daß es beträchtliche Verſchiedenheiten unter ihnen in den verſchiednen Himmelsſtrichen gibt; allein keine kann weſentlich genannt werden; alle, auch die auffallendſten, laſſen ſich, wie bei andern Gattungen organiſirter Geſchöpfe, als aus natürlichen Urſachen nach und nach entſtanden erklären, ſo daß alle

nur Eine Gattung ausmachen, und ſämmtlich als von einem Stammpaare herrührend betrachtet werden können. Die bemerkbaren Verſchiedenheiten in der körperlichen Bildung der Menſchen unter den verſchiednen Himmelsſtrichen haben dazu geführt, mehrere Menſchenracen feſtzuſetzen. Die Beſtimmung derſelben hat jedoch wegen der unmerklichen Übergänge der einen in die andre manche Schwierigkeiten. Blumenbach gibt fünf Hauptracen an: 1. die caucaſiſche Race. Hieher rechnet man alle Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die weſtlichen Aſiaten dießſeit des Oby, des caspiſchen Sees, des Ganges und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieſer Race ſoll ſeyn eine weißere Hautfarbe mit einem Gemiſch von Roth auf den Wangen, und der wohlgebildete Schädel nebſt der ſchönſten Geſichtsform nach unſern europäiſchen Begriffen. Wie ſchwankend dieſe Merkmale für die Bewohner eines ſo ungeheuern Erdſtrichs ſind, wie viele Abſtufungen und Ausnahmen darin vorkommen, darf kaum erinnert werden; 2. die mongoliſche Race. Sie begreift die übrigen Aſiaten mit Ausnahme der Malaien; die finniſchen Völker in Europa; die Eskimo's im nördlichen Amerika von der Beringsſtraße bis Labrador. Die Menſchen dieſer Race ſollen meiſt waizengelb ausſehn; weniges, ſtraffes, ſchwarzes Haar, ein plattes Geſicht, enggeſchlitzte Augenlieder und ſeitwärts hervorragende Backenknochen haben; 3. die äthiopiſche Race. Hiezu rechnet man die übrigen Afrikaner, beſonders die Neger; 4. die amerikaniſche Race. Zu ihr gehören außer den Eskimo's alle urſprünglichen Bewohner des übrigen Amerika's. Die Hauptunterſcheidungszeichen derſelben ſind die Kupferfarbe, ein ſchlichtes, ſtraffes, ſchwarzes Haar, ein breites, aber nicht plattes Geſicht mit ſtarken Zügen; 5. die malaiiſche Race. Sie umfaßt die Bewohner der mehrſten oſtindiſchen Inſeln und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten ſchwarzlockigen Haarwuchs, eine breite Naſe und einen großen Mund. — Von dieſen Racen ſoll nach allen philoſophiſchen Gründen, wie Blumenbach ſagt, die caucaſiſche als die Stamm- oder Mittelrace anzuſehen ſeyn. Demnach wäre die weiße Farbe die urſprüngliche des Menſchen, und die braungelbe, braune und ſchwarze in ihren mannichfaltigen Abſtufungen erſt nach und nach durch den Einfluß des Klima's entſtanden. Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß die weißen Menſchen in der Regel ein verſchieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die ſchwarzen hingegen immer ein ſchwarzes wollenartiges Haar haben. Wenn ſich weiße Menſchen mit Negern vermiſchen, ſo entſteht daraus eine halbſchlächtige Race. Die Farbe der braunen und ſchwarzen Menſchen hat nicht in dem Oberhäutchen, ſondern in der darunter liegenden ſchleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die wirkende Urſache dieſer dunklern Farbe iſt unſtreitig die Sonnenhitze; wie dieſe eine ſolche Wirkung hervorbringe, bleibt immer noch Problem. Gewiß aber iſt es, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsſtrich in der Nähe des Äquators nach mehrern Generationen die ſchwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn ſie ihr Geſchlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten; woraus unwiderſprechlich folgt, daß beide zu Einer Gattung gehören. Noch weniger als die Farbe kann die verſchiedne Größe der Menſchen für einen Grund ihrer Gattungsverſchiedenheit gelten. Daß die Menſchen unter den Polen kleiner

ſind, ſtimmt ganz mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß die Kälte dem Wachsthum ungünſtig iſt. Die Abweichungen in der Bildung der einzelnen Theile des menſchlichen Körpers ſind bei weitem ſo auffallend nicht, daß ſie einen weſentlichen Unterſchied machen ſollten. Was den Sexual- oder Geſchlechtsunterſchied der Menſchengattung betrifft, ſo zeigt er ſich der Organiſation nach auffallender als bei den übrigen Thieren. Das weibliche Geſchlecht iſt in der Regel kleiner, ſchwächer, zarter. Die feſten Theile des weiblichen Körpers ſind weniger hart und ſtark. Das Blut in demſelben iſt wäßriger und milder; die Muskeln ſind kleiner und lockerer, die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe des weiblichen Körpers iſt nach Verhältniß ſchlaffer und mit mehrerm Fette verſehn; aus dieſem Grunde erſcheint nun aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter. In dem weiblichen Beingerüſte zeigt ſich der auffallendſte Unterſchied in der Structur des Beckens, welches beträchtlich weiter iſt. Auch ſind die weiblichen Schlüſſelbeine gerader, die Rippen dünner, und die ganze Bruſthöhle runder. Der weibliche Körper reift früher als der männliche, verblüht aber auch eher. Auch in den geiſtigen Fähigkeiten findet zwiſchen Mann und Weib der größte Unterſchied Statt. (S. Geſchlecht und Geſchlechtsverhältniſſe.) Daß der menſchliche Körper nach den vollkommenſten Regeln des Ebenmaßes gebaut ſey, fällt in die Augen. Die an den Seiten liegenden Theile ſind paarweis vorhanden, z. B. die Beine, die Hände, die Augen u. ſ. w.; die in der Mitte befindlichen hingegen einfach. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegen einander pflegt man nach Kopf- oder Geſichtslängen zu beſtimmen. Auf acht Kopflängen rechnet man bei Erwachſenen zehn Geſichtslängen, und ſo viel beträgt gerade die ganze Höhe des wohlproportionirten Menſchenkörpers. Wenn man die Arme horizontal ausſtreckt, ſo pflegen die Spitzen der Mittelfinger ſo weit von einander abzuſtehen, als der Körper hoch iſt. übrigens rechnet man nach Geſichtslängen: Vom Kinn bis in die Halsgrube $\frac{1}{2}$; Länge des Nackens 1; von der Halsgrube bis zur Herzgrube 1; von der Herzgrube bis zum Nabel $1\frac{1}{2}$; vom Nabel bis zu den Geſchlechtstheilen 1; die Länge des Arms vom Achſelgelenk bis in die Beugung des Ellenbogens 2; von da bis zum Anfang der Hand $1\frac{1}{2}$; Länge der Hand bis zur Spaltung der Finger $\frac{1}{2}$; Länge des Mittelfingers $\frac{1}{2}$; alſo Länge der ganzen Hand 1; von der Hälfte bis zur Mitte der Kniekehle 3; von da bis zur Ferſe $2\frac{2}{3}$; Länge des Plattfußes (der 6te Theil des ganzen Körpers) $1\frac{2}{3}$. — Beim Weibe ſind dieſe Verhältniſſe etwas verſchieden. Hier iſt der Kopf verhältnißmäßig kürzer und der Hals länger. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile iſt wegen des mehrern oder mindern Fleiſches unbeſtimmter als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruht. Bei den Kindern iſt der Kopf größer als bei Erwachſenen, und alle Glieder ſind gegen ihre Länge breiter. Ein geſunder Menſch von mittlerer Conſtitution wiegt zwiſchen 150 bis 130, ein neugebornes Kind von gewöhnlicher Größe zwiſchen 6 bis 8 Pfund. Die Geſchichte des menſchlichen Lebens zerfällt nach gewiſſen natürlichen Veränderungen, die in demſelben erfolgen, in vier Perioden, über welche der Art. Alter nachzuſehen iſt. — Die Natur hat den Menſchen nicht, wie die meiſten Thiere, auf ein gewiſſes Clima beſchränkt. Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatze angewie-

ſen. Der heißeſte Erdſtrich unter dem Äquator kann ſo gut wie der beeiſ'te Pol ſein Vaterland ſeyn. Zwar verändert ſich der Menſch in mancher Hinſicht, im Ganzen aber behält er ſeine edle Form und das Vermögen, an Einſichten zu wachſen. Indeß ſcheint doch ein gemäßigtes Clima der Veredlung und Ausbildung des Menſchen am günſtigſten zu ſeyn. Ein brennendes Clima erſchlafft ihn mehr und hemmt ſeine Thätigkeit; eben ſo bleibt unter einem kalten unwirthbaren Himmel, wo kein zu hoffender Gewinn ihn zur Thätigkeit aufmuntert, ſeine Ausbildung zurück. Als Nahrungsmittel iſt dem Menſchen alles angewieſen, was das Thier- und Pflanzenreich genießbares erzeugt. (S. Lebensmittel.) — Aber auch als ein mit Geiſteskräften ausgerüſtetes Weſen haben wir den Menſchen zu betrachten. Zwar hat er auch deren einige mit den Thieren gemein, Erinnerung, Gedächtniß, Einbildungskraft, ja ſelbſt zum Theil den Verſtand; allein nicht nur beſitzt er dieſelben in einem vorzüglicheren Grade, ſondern auch Vernunft und Dichtungsvermögen ausſchließlich, und mit ihnen die Gabe der Sprache. Wenn jene in ihm Bedürfniſſe höherer Art wecken, Streben nach immer vermehrter Einſicht und Wahrheit, ſo dient dieſe, durch welche der Geiſt ſich dem Geiſt, das Herz ſich dem Herzen mittheilt, zu deren immer geſteigerter Vollendung. Beiderlei Eigenſchaften des Menſchen, ſeine ſinnlichen und vernünftigen, bringen in ſeinem Leben ein eignes Verhältniß hervor. Der Menſch iſt geſellig, tritt in Geſellſchaft, wird erſt Glied einer Familie, und mit der ganzen Familie Glied eines größeren Ganzen, Staatsbürger. In welchen Verhältniſſen er aber auch ſtehe, ſo hat er Zwecke zu erſtreben, und muß handeln, um dieſe Zwecke zu erreichen. Er iſt ein fühlendes, begehrendes, denkendes Weſen; hat ſein Gefühl das Begehrungsvermögen angeregt, ſo ruft dieſes das Denkvermögen auf, die beſten Mittel zu Befriedigung des Verlangens anzuzeigen, und er iſt ein verſtändiges Weſen, in ſo fern er dieſe anerkennt. Indem er aber unter mehreren zu wählen hat, erſcheint er als ein wollendes Weſen, d. h. als ein Weſen, welches ſein Begehren durch Geſetze der Vernunft beſtimmt. Ob er dem Triebe der Sinnlichkeit oder dem Geſetze der Vernunft folge, iſt ſeiner Freiheit überlaſſen; allein es iſt ein Etwas in ihm, welches ihm ſagt, daß er dem Geſetze der Vernunft folgen ſolle, und dieſes Etwas kennen wir unter dem Namen des Gewiſſens, durch welches der Menſch als ein ſittliches, moraliſches Weſen erſcheint, das Begriffe von Recht und Pflicht, Gut und Bös, Tugend und Laſter hat. Als Bürger zweier Welten ſteht er da, der ſinnlichen um ihn und der überſinnlichen in ihm, die ihn auf eine höhere Beſtimmung hinweiſ't, als er in dieſem Leben erreichen kann. Sollte er, für deſſen Fortſchreiten im Wahren und Guten keine Gränzen abzuſehen ſind, mit dem Tode aufhören? Der Tod geht bloß ſeinen Organismus an, der ſeiner Natur nach den chemiſchen und mechaniſchen Geſetzen der Sinnenwelt unterworfen iſt; auf die, einer unendlichen Vervollkommnung fähige, überſinnliche, geiſtige Kraft in ihm, die wir im Gegenſatz des Körpers Seele nennen, gründet ſich der Glaube an Unſterblichkeit des Menſchen, ſeines eigentlichen Ichs nämlich, das nicht, wie der Körper, den ewig zerſtörenden und ewig neu bildenden Elementen anheim fällt. Demnach iſt der Menſch ein Mittelweſen zwiſchen der Thier- und Geiſterwelt; jener gehört er durch den ſinnlichen Trieb, dieſer durch das überſinnliche Sittenge-

ſetz der Vernunft an, jener durch Begierden, dieſer durch Willen. Je nachdem er mit Freiheit das Sittengeſetz der Vernunft in ſeinen Willen aufnimmt, oder es daraus verdrängt, kann er ſchon in dieſem Leben ein Engel oder Teufel werden. Endlich ſteht der Menſch aber auch in einem Verhältniß zu dem höchſten Weſen, an welches Dankbarkeit, Liebe, Glaube und Hoffnung ihn feſſeln. Der Menſch iſt nicht bloß ein phyſiſches, politiſches, intelligentes, moraliſches, ſondern auch ein religiöſes Weſen. S. übrigens Beſtimmung des Menſchen, Menſchenkenntniß, Menſchheit, Phyſiologie, Pſychologie.

Menſchheit und deren Geſchichte. Der Ausdruck Menſchheit wird in ſehr verſchiedner Bedeutung gebraucht, denn man bezeichnet damit das menſchliche Geſchlecht, die menſchliche Gattung in ihrer Geſammtheit, die menſchliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit, und alles jenes, was man in dem vieldeutigen, wenig beſtimmten Worte Humanität zu befaſſen ſuchte. Für dieſes letzte hat man Menſchenthum, Menſchenthümlichkeit vorgeſchlagen (wie Chriſtenthum, Königthum, Volksthum u. a.), um damit die der menſchlichen Natur durch die höheren Anlagen ihres Geiſtes, die ſittliche Freiheit und verfeinerte Empfindungsfähigkeit verliehne Würde, Rechte und Pflichten zu bezeichnen. Da indeß der Ausdruck Menſchheit auch für dieſe Bedeutung gebräuchlicher iſt, ſo haben wir zur Zeit noch wenig damit gewonnen, und man muß jederzeit auf Inhalt oder Zuſammenhang ſehen, um zu erfahren, in welchem Sinne die Ausdrücke Menſchheit und Humanität gebraucht worden ſind. Nirgend iſt dieſe Vieldeutigkeit und Unbeſtimmtheit auffallender, als wenn von Geſchichte der Menſchheit geredet wird, von welcher es faſt ſo viele verſchiedne Vorſtellungen gibt, als Verſchiedne dieſelbe behandelt haben. Meiners zuerſt ſuchte Begriff, Inhalt und Gränzen derſelben zu beſtimmen, und erklärte ſie als eine Wiſſenſchaft, in welcher nach einleitenden Betrachtungen über den gegenwärtigen und vormaligen Zuſtand der Erde und über die älteſten Wohnſitze der Menſchen, die allmälige Verbreitung derſelben über alle Theile der Erde, ſammt den urſprünglichen Unterſchieden der Völker in der Bildung des Körpers, der Anlagen des Geiſtes und Herzens aus einander geſetzt, und dann die verſchiednen Grade der Cultur, die Nahrungsmittel und Getränke, die Wohnungen und Kleidungen, der Putz und merkwürdige Gewohnheiten, die Erziehung der Kinder und Behandlung der Weiber, die Regierungsformen und Geſetze, die Sitten und Begriffe von Wohlſtand und Anſtand, von Ehre und Schande, endlich die Meinungen und Kenntniſſe aller Völker, beſonders der unaufgeklärten und halbcultivirten beſchrieben und mit einander verglichen werden. Wer ſieht aber nicht, daß dieſe Geſchichte der Menſchheit nichts anders ſeyn würde als eine Naturgeſchichte der Menſchenſpecies mit nachfolgender Culturgeſchichte, untermiſcht mit Ethnographie? Iſt aber überhaupt Geſchichte der Menſchheit etwas andres, als was man ſonſt Culturgeſchichte des menſchlichen Geſchlechts genannt hat, zu welcher ſich die Geſchichten der Wiſſenſchaften und Künſte, der Erfindungen, Verfaſſungen, Religionen u. ſ. w. wie Theile zum Ganzen verhalten? Daß Viele dieſer Meinung geweſen ſind, iſt unverkennbar; Andre behaupten, die Geſchichte der Menſchheit verhalte ſich zur Culturgeſchichte wie die Univerſal- zur Specialgeſchichte. In der Culturgeſchichte, ſagen ſie,

wird unterſucht, was die Menſchen durch die Ausbildung der einzelnen Arten der Cultur geworden ſind; in der Geſchichte der Menſchheit wird dargeſtellt, was der Menſch, als Repräſentant ſeines Geſchlechts, durch die Perfectibilität ſeiner Natur geworden iſt. Dieſem nach wäre Geſchichte der Menſchheit Darſtellung deſſen, was das menſchliche Geſchlecht als Gattung, und wie ſie es geworden iſt. Das menſchliche Geſchlecht wird hierbei betrachtet als ein ſich fortbildendes Ganzes, welches beſtimmt iſt, nach einem Vernunft-Ideal zu ſtreben, von deſſen Erreichung ſeine Würde und ſeine menſchliche Glückſeligkeit abhängig gemacht iſt. Die Bedingungen hierzu liegen in der Natur des Menſchen, in ſeinen phyſiſchen, intellectuellen, moraliſchen und äſthetiſchen Bedürfniſſen, und ſomit iſt Geſchichte der Menſchheit im Grunde nichts anders als eine Entwickelungsgeſchichte der Anlagen der menſchlichen Natur in ihrem Fortſchreiten zu einem Vernunft-Ideal des menſchlichen Zuſtandes. Auf dieſem Wege bemerken wir mehrere Epochen der menſchlichen Entwickelungsgeſchichte, denn der Menſch beginnt mit der Thierheit, geht von dieſer zur Vermenſchlichung über, ſchreitet fort zur Verfeinerung, und ſoll den Punkt der Verſittlichung erreichen. Hier allein iſt Menſchheit, vorher gab es nur Thierheit oder Menſchlichkeiten. Geſchichte der Menſchheit in dieſem Sinne wäre eigentlich Geſchichte des Menſchenthums, welche zeigt, wie weit, wann, wo und wodurch das menſchliche Geſchlecht als eine perfectible Gattung ſinnlicher Vernunftweſen ſich dem, der Würde und dem Charakter ſeiner höheren Natur angemeßnen, Vernunft-Ideal ſeines Zuſtandes genähert habe oder von ihm entfernt ſey. Noch beſitzen wir eine vollſtändige Geſchichte dieſer Art nicht, allein mancherlei ſchätzbare Vorarbeiten und Beiträge haben uns Iſelin, Home, Falconer, Ferguſon, Millar, Goguet, Montesquieu, Meiners, Woltmann, Peſtalozzi, Eggers u. A. geliefert, und Herders Ideen über die Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit werden vielleicht noch geraume Zeit das Hauptwerk in dieſer Art bleiben. Eine ſolche Geſchichte, gleichſam als Reſultat und Blüthe der Weltgeſchichte, zweckmäßig dargeſtellt, iſt auf jeden Fall ein für Verbreitung der Wahrheit, Sittlichkeit und des Rechtes höchſt erſprießliches Werk, indem es für jede Gegenwart den Maßſtab liefert, den Grad ihrer echtmenſchlichen Bildung, zu welcher ſich unſere Geſellſchaftscultur verhält, wie Tanzmeiſtermanier zu ſchönem Anſtand, zu meſſen. Es iſt das Lebensgeſchäft aller Guten und Edlen, wenn ſie ſelbſt den höhern Charakter der Menſchennatur erworben, das Ganze zu ſich hinaufzuziehen, und wohl der Nachwelt, welche dereinſt die Menſchheit auf dem Punkte der Verſittlichung in der Geſchichte darſtellen kann. Jetzt hält noch Mancher die Verwirklichung einer ſolchen Idee für den bloßen Traum eines Schwärmers; haben nicht aber zu jeder Zeit ſolche Träume ſolcher Schwärmer unſer Geſchlecht ſeinem Ziele näher geführt? dd.

Menſchenbildung iſt die höchſte und allgemeinſte Aufgabe der Erziehung, der die Theorie alle die beſondern Foderungen, welche der Staat, das Gewerbe, die Kunſt und Wiſſenſchaft an den Pädagogen machen mag, billig unterordnet, ohne befürchten zu dürfen, daß irgend eines dieſer Gebiete des wirklichen Lebens und der menſchlichen Thätigkeit etwas dabei verlieren müſſe, denn für jeden Stand und Beruf wird der der tauglichſte ſeyn, der dem Ideale der Menſchheit am nächſten ſteht. Schon die Alten beab-

ſichtigten eine Bildung zur Humanität und die Idee derſelben iſt nie untergegangen *), wenn gleich die Völker im Aufſtreben zur Civiliſation den Menſchen oft über dem Bürger aus den Augen verloren haben und der hergebrachte Unterſchied der Stände die Ausführung dieſer Idee auf die Erziehung der Freien und Edeln einzuſchränken pflegte. Dem 18ten Jahrhundert war es vorbehalten, das Recht der Bildung zur Humanität für Menſchen aus allen Volksclaſſen in Anſpruch zu nehmen und von Rouſſeau bis auf Peſtalozzi haben die liberaleren Erziehungstheorien darauf gedrungen, daß jedem Kinde vor allem zur Entwickelung ſeiner geſammten Menſchenkraft und zur moraliſchen Reife (Selbſtbeſtimmungsfähigkeit) geholfen werde, ehe es in einen beſondern Stand und Beruf eintritt. Wie ſchön und herzerhebend aber auch dieſe philanthropiſche Idee ſich in der Theorie darſtellen läßt, ſo darf man doch nur mit ihr in das Einzelne der Praxis eingehen und ihre Anwendung in einem beſtimmten Falle verſuchen, um einzuſehen, wie vielen faſt vernichtenden Modificationen ſie in der Ausführung unterliegt. Schon durch ſeine Geburt gehört das Kind nicht bloß der Gattung (der Menſchheit), ſondern auch zugleich einer beſtimmten Claſſe, einem gewiſſen Stande an. Unter dem Einfluſſe der beſondern Lebensart und Anſicht des Standes ſeiner Ältern wächſt es heran, und man weiß nicht, wie ſehr durch dieſen die Richtung des kindlichen Gemüths meiſt für das ganze Leben entſcheidenden Umſtand das Reinmenſchliche in ihm verkümmert wird. Mögen die Ältern noch ſo ſehr von der Idee einer abſoluten Menſchenbildung durchdrungen und noch ſo ſorgfältig auf ihre Ausführung bedacht ſeyn, es wird ſelbſt ihnen, wenn ſie einmal in der Geſellſchaft leben und eine beſtimmte Stelle darin einnehmen, nicht gelingen, den Einfluß unausweichlicher Umgebungen, die in die Sphäre dieſer beſondern Lebensart und Anſicht hineinziehen, ganz von ihrem Kinde abzuwehren. Noch viel weniger wird der Lehrer und Erzieher, dem das Kind als ein von Natur eigen geartetes, durch beſondre Verhältniſſe beſtimmter und daher der reinen Menſchheit ſchon in Etwas entfremdetes Subject zugeführt wird, in der kurzen Bildungsperiode, die es unter ſeiner Leitung durchſchreiten darf, im Stande ſeyn, alle jene früheren Eindrücke zu verwiſchen und die Ideen der Erziehung zum reinen Menſchen an ihm auszuführen. Dabei fahren jene äußern Umgebungen, die nur ſehr ſelten nach der Idee des Erziehers geregelt werden können, immerwährend fort, verwirrend auf das Kind zu wirken und ihre Gewalt iſt viel ſtärker und eindringender, als die geiſtige Macht der Schule. Und auch von der Schule ſelbſt wird mehr als Menſchenbildung gefodert; ſie ſoll nach dem Willen der Ältern und den Zwecken des Staats gemäß ihre Zöglinge für beſtimmte bürgerliche Verhältniſſe bilden und frühzeitig an die herkömmlichen Formen der Geſellſchaft gewöhnen. Alle beſtehenden öffentlichen Bildungsanſtalten ſind nach dieſer Foderung eingerichtet und auf beſondre Verhältniſſe und Stände berechnet. Wir haben Gelehrtenſchulen, Ritterakademien, Handlungsſchulen, Bürgerſchulen, Armenſchulen, Landſchulen u. ſ. w.; aber Menſchenſchulen, Anſtalten für die Bildung zum Menſchen ſchlechthin ſind noch von keinem Staate gegründet worden, denn jeder glaubt der Idee der Menſchenbildung, ſo weit ſie ihn angeht, Genüge zu leiſten, wenn

*) Vergleiche die Artikel Bildung und Human.

er das, was jedem Menſchen zu wiſſen und zu können nöthig iſt, in den Elementarſchulen lehren läßt und zur Grundlage der Bildung für alle Stände macht. Mehr kann man auch billiger Weiſe von der öffentlichen Erziehung nicht verlangen und ſelbſt die häusliche oder Inſtituts-Erziehung, die ſich in der Regel noch leichter nach einer Theorie ordnen läßt, wird ſich begnügen müſſen, durch eine planmäßige Aufeinanderfolge von Übungen die Kräfte des Kindes im Gleichgewichte zu entwickeln und durch die Anwendung paſſender, zur Selbſtthätigkeit anregender Methoden den Lehrſtoff, deſſen Auswahl von der künftigen Beſtimmung des Kindes abhängt, zu ſeinem Eigenthum zu machen. Die Bildung zum Menſchen aber, die zur Reife und ſittlichen Vollkommenheit im Denken und Handeln führt, kann nie das Werk einer abſichtlichen Erziehung ſeyn. Der Zeitpunkt, in dem der Menſch gewöhnlich zum freien Gebrauche aller ſeiner Kräfte und zum vollen Beſitze der Würde ſeines Geſchlechts gelangt, liegt außer dem Beruf pädagogiſcher Einwirkungen. Das vielgeſtaltige Leben, die Noth, der Drang der Pflicht und Ehre, die Reibung mit andern und die Kraft der ſittlichen Gefühle und Grundſätze des Individuums ſelbſt vollenden früher oder ſpäter, was die Erziehungskunſt nur zu wecken und in Gang zu ſetzen vermag. Eben daher ſoll dieſe Kunſt, mit Kindern welches Standes und welcher künftigen Beſtimmung ſie es auch zu thun habe, bei Zucht, Gewöhnung und Unterricht wie durch lebendiges Beiſpiel auf Entwickelung des Reinmenſchlichen hinarbeiten und was dem widerſtrebt, ſo viel ſie vermag, abwehren und unſchädlich machen, um, indem ſie dem Staate Bürger und den mannichfaltigen Verhältniſſen des thätigen Lebens treue Arbeiter erzieht, der Menſchheit die hülfreichen Brüder, deren ſie bedarf und dem Himmel die gottähnlichen Seelen, die er erwartet, nicht abwendig werden zu laſſen. E.

Menſchendarſtellung. Dieſen Ausdruck gebraucht man bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung. In weiterm Sinne eignet ſie dem Hiſtoriker und den bildenden redenden Künſten, im engeren bezeichnete zuerſt Iffland damit die Kunſt des Schauſpielers, weil er damit zugleich den Zweck deſſelben angeben, und einer zu wenig geachteten Kunſt neue Würde zu ertheilen nicht mit Unrecht hoffte. Es würde uns zu weit führen, wenn wir von der Menſchendarſtellung im weiteren Sinne hier ausführlich handeln wollten; können uns aber auch deſſen um ſo eher überheben, da unter Hiſtorie und Charakteriſtik bereits das Nöthige hierüber geſagt iſt, und ſprechen alſo hier nur von Menſchendarſtellung auf der Bühne, ſo weit es nöthig iſt, um in Ifflands Sinn eingehen zu können. Es war dieſem denkenden Künſtler um eine ganz und gar ſcheidende Abzeichnung zwiſchen Vorſtellung und Darſtellung des Menſchen zu thun. „Die Vorſtellung des Menſchen" ſagt er, „betrifft mehr deſſen Äußeres, iſt beinahe Manier, kann durch conventionelle Regeln erlernt und fertig geübt werden; mithin iſt ſie dem Handwerk zuzugeſellen, und die es treiben, möchten Schauſpieler ſeyn und heißen. Die Darſtellung des Menſchen betrifft das Innere deſſelben, den Gang der Leidenſchaften, die hohe, einfache, ſtarke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Hingebung der Übergänge, welche in der Seele wechſeln und allmälich zum Ziele führen. Das iſt Kunſt, eine Sache, kein Spiel, und muß alſo auch nicht ſo genannt werden." Da nun eine ſolche Veräußerung des Innern ſich

zeigt durch Sprache in der Declamation, durch Ausdruck des Geſichts in der Mimik, und durch entſprechendes Halten und Tragen des Körpers in der Action und Geſticulation; ſo ſieht man leicht, daß hier die ganze Theorie der Schauſpielkunſt abgehandelt werden müßte. Da indeß das unpaſſende Wort noch immer im Gebrauch iſt, ſo ſey es hier an dieſer Andeutung genug, und man ſuche das Weitere da, wo es gewöhnlich geſucht werden wird. dd.

Menſchenkenntniß. Unter allen Gegenſtänden, die in den Kreis unſerer Beobachtung fallen, iſt keiner von einem größeren Intereſſe für uns als der Menſch, der Stolz und das größte Räthſel der irdiſchen Schöpfung. Sobald wir zum deutlichen Bewußtſeyn unſers Daſeyns und Wirkens erwachen, gibt es keine Fragen von höherer Wichtigkeit für uns als die: Was bin ich? Wozu bin ich da? Was wird aus mir? Wer ſich nie dieſe Fragen im Ernſte vorgelegt und mit Sorgſamkeit zu beantworten verſucht hat, der hat noch nicht als Menſch in der Welt gelebt, und kann ſich nicht rühmen, je der Weisheit Stimme vernommen zu haben, denn er ermangelt gänzlich jenes reinen Intereſſes, das den forſchenden Geiſt in die Arme der Philoſophie führt, die man mit Recht, wenn ſie echter Art iſt, als das Licht und die Führerin des Lebens preiſ't. Wer alſo ihrer entbehrt, wandelt im Dunkeln, und muß die Zügel des Lebens der blindwaltenden Neigung anvertrauen. Als ein Fremdling verläßt er endlich eine Welt, in der er ſelbſt ſich fremd geblieben iſt. Der Menſch lebt aber hier nicht bloß als Menſch, ſondern auch unter Menſchen und mit Menſchen; er ſoll wirken auf ſie, und ſie wirken auf ihn; beide machen Anſprüche auf einander, ihre Anſprüche durchkreuzen ſich, und es entſteht Gegenwirkung: wie ſoll er ſich verhalten? Von dieſer einzigen Frage und deren richtiger Beantwortung hängt nur allzuoft Glück, Ruhe und Zufriedenheit unſers Lebens, Gelingen oder Mißlingen unſerer Plane, Erreichung oder Verfehlung unſerer Zwecke ab. Der Zauberſtab, durch den die großen Männer jedes Zeitalters die Herzen von Tauſenden lenkten, ſie auf ihren Wink zur Freude oder zum Kummer, zu raſcher That oder Unterlaſſung ſtimmten, heißt — Menſchennkentniß. Wo man dieſe erlerne, iſt demnach gewiß eine ſehr angelegentliche Frage. Nicht mit Unrecht weiſ't man den, der ſich für das Leben bilden, und von den Vorſchriften der Philoſophie einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen lernen will, an die Geſchichte, die in ihren Annalen eine zahlloſe Menge von Beiſpielen und Belegen enthält, an denen man lernen kann. Will ich aber aus der Geſchichte den Vortheil ziehen, den ſie gewähren kann und ſoll, muß ich dann nicht nothwendig einen Maßſtab haben, an welchen ich die Perſonen der Geſchichte und ihre Handlungen, und alle die einzelnen Fälle, die hier vorkommen, halte? Woher werde ich aber dieſen Maßſtab nehmen, den die Geſchichte nicht ſelbſt geben kann? Es iſt eine eigene Wiſſenſchaft, durch die ich ihn erhalte, eine Wiſſenſchaft, welche die Propyläen der Philoſophie und Geſchichte aufſtellt, und für glückliche Führung des ganzen Lebens den Faden Ariadnens reicht. Dieſe Wiſſenſchaft heißt Anthropologie, d. i. die Lehre von dem Menſchen. Da man dieſen nothwendig in einer dreifachen Hinſicht betrachten muß, nachdem, 1. was die Natur, 2. was ſeine geiſtigen Vermögen aus ihm machen und 3. was er als freihandelndes Weſen aus ſich ſelbſt macht: ſo muß man auch die Anthropologie eintheilen 1. in die phyſiologiſche, 2. pſychologiſche und 3. pragmatiſche. (Die erſtere

nennt man gewöhnlich die mediciniſche Anthropologie, die zweite Pſychologie.) Menſchenkenntniß lehrt hauptſächlich die pragmatiſche Anthropologie, die jedoch der andere Theil nicht entbehren kann, weil der Menſch phyſiſch und geiſtig Eine Organiſation iſt, wie die Phyſiognomik, Mimik, Schädellehre u. a. m. beweiſen. Die pragmatiſche Anthropologie beſteht aber aus zwei Hauptabſchnitten, denn ſie liefert 1. die Charakteriſtik der Menſchennatur im Allgemeinen, und 2. nach ihren beſondern Richtungen in einzelnen Menſchen. In jenem erlangt man alſo Kenntniß des Menſchen, in dieſem Kenntniß der Menſchen, d. i. der Richtung und Beſchaffenheit, wie die allgemeine Menſchennatur ſich in einzelnen Weſen (Individuen) dieſer Gattung zeigt. Dieſes iſt es, was man eigentlich unter Menſchenkenntniß verſteht. Aus dem, was hierüber unter dem Artikel Charakter geſagt worden iſt, geht hervor, daß man, um die Verſchiedenheiten unter den Menſchen genau zu erkennen und richtig zu beurtheilen, ſtets eine ſechsfache Rückſicht nehmen müſſe, nämlich auf Naturell, Temperament, Geiſt, Herz, Gemüth, Geſinnung und Charakter. In allen dieſen zeigen ſich die mannichfaltigſten Modificationen, welche hervorgebracht werden durch Verſchiedenheit des Alters, des Geſchlechts, des Standes, der Lebensart und des Clima's. Denn andres iſt dieſelbe Erſcheinung bei dem Kinde, dem Manne, dem Greiſe, andres bei dem Jüngling und der Jungfrau, dem Mann und dem Weibe, dem Hofmann und dem Gelehrten, dem Soldaten und dem Kaufmann, dem Handwerker und dem Bauer, dem Europäer und Afrikaner, dem Deutſchen und Spanier u. ſ. w. Die pragmatiſche Anthropologie ſtellt demnach in dieſem Theile die reichhaltigſte, mannichfaltigſte und zugleich intereſſanteſte Gallerie auf, welche nur exiſtiren kann, und niemand wird wohl erwarten, daß wir hier auch nur ein Verzeichniß derſelben mittheilen könnten. Hierüber hat man die Werke dieſer Art von Platner, Kant, Funk, Gruber, und mehrere pſychologiſche Schriften, beſonders die von Carus nachzuſehen. Alle dieſe Schriften lehren aber nur, was ſie allein lehren können, theoretiſche Menſchenkenntniß, die man nur ja nicht für überflüſſig halte, denn ſie gibt Beſtimmtheit, Sicherheit, Richtigkeit, Genauigkeit. Will man nachher den Blick fürs Practiſche ſchärfen, ſo gehe man zu den Dichtern, vornehmlich den dramatiſchen, zu den Geſchichtſchreibern, den Biographen und guten Romanſchreibern in die Schule. Durch ſie wird unſere Kenntniß lebendiger, anſchaulicher, zur Anwendung vorbereiteter. Indeß können auch ſie die eigne Beobachtung nicht entbehrlich machen, ohne welche ſelbſt Knigge's Umgang mit Menſchen kaum einigen Nutzen verheißt. Wo es aber darauf ankommt, zu wiſſen, was man von dieſem oder jenem zu erwarten, wie man ihn zu behandeln habe, da bleibt des Beobachters Hauptblick ſtets die Neigung, denn dieſe wirkt auf das Begehrungsvermögen und weckt eigenthümliche Anſichten des Geiſtes, welche wieder auf die Beſchlüſſe und die Handlungsweiſe zurückwirken. Hier iſt die meiſte Schwierigkeit; mit dem Manne von wirklichem und eigentlichem Charakter iſt man bald und leicht fertig, wenn nicht etwa Umſtände ſeine Klugheit nöthigen, einen andern als den geradeſten Weg einzuſchlagen, der nicht immer der kürzeſte und ſicherſte zum Ziel iſt. Wer durch anhaltende, vielgeübte, ſcharfe Beobachtung ſich eine Fertigkeit erworben hat, Menſchen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und zu beurtheilen, faſt möchte man ſagen, ſie inſtinctmäßig zu errathen, der

iſt der echte, practiſche Menſchenkenner; ſolche Menſchenkenntniß iſt aber nur die Frucht der Erfahrung, die oft ein ſchweres Lehrgeld koſtet, weil hier ganz eigentlich der Fall iſt, wo man nur durch Schaden klug wird.

Menſur bedeutet in der Muſik ſo viel wie Zeitmaß, ſo wie denn auch la mesure im Franzöſiſchen der Tact heißt. Die Claviermacher nennen Menſur diejenige mathematiſche Eintheilung, nach welcher ſie die Länge oder Kürze der Saiten, den Umfang des Steges, überhaupt die Verhältniſſe der innern weſentlichen Theile des Claviers beſtimmen. Gleichergeſtalt verſteht man dasjenige Maß darunter, nach welchem bei den Orgelpfeifen das Verhältniß ihrer Länge zu ihrer Weite ausgemittelt wird. Man ſagt daher, eine Orgelſtimme habe enge Menſur, wenn die Pfeifen enge, aber deſto länger ſind.

Menſuralgeſang. Vor Zeiten unterſchied man durch dieſes Wort diejenige Muſik, bei welcher alle Noten nach einem genau beſtimmten Zeitmaße vorgetragen wurden, von der Choralmuſik, die in keiner ſtrengen Tactbewegung vorgetragen wird. Man pflegt den Menſuralgeſang heut zu Tage in den alten und neuen einzutheilen. Der alte, der ſchon von den Griechen ausgeübt wurde, und ſich bis gegen das dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung erhielt, hatte nur zwei verſchiedne Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, ſo daß jede lange Sylbe des Textes einen Ton bekam, der gerade noch einmal ſo viel Zeitraum einnahm, als der Ton einer kurzen Sylbe. Der neue Menſuralgeſang iſt nichts anders als unſer jetziger Figuralgeſang, in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Tacten bis zu Vierundſechzigtheil-Noten verändert werden kann. Schon durch dieſen weſentlichen Unterſchied in der Eintheilung der Noten erhält unſre Muſik, in ſo fern ſie dadurch zu unendlichen Nüancirungen geſchickt gemacht wird, vor der griechiſchen Muſik einen nicht zu berechnenden Vorzug.

Mentor, des Alcimus Sohn, ein großer Freund des Ulyſſes, der ihm bei ſeiner Abreiſe nach Troja die Sorge für ſein Hausweſen anvertraute. Bekannter noch iſt er dadurch, daß er bei des Ulyſſes Sohne, Telemachus, die Stelle eines Hofmeiſters vertrat und ihn zur Tugend und Weisheit anführte; daher ſein Name bei uns zum Appellativum geworden iſt.

Menuet heißt 1. ein kleines zum Tanzen eingerichtetes Tonſtück im ¾ Tact, beſtehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus acht Tacten beſteht. Öfters iſt auch ein Trio (auch Menuetto secondo genannt), ebenfalls aus zwei Theilen beſtehend, dabei, welches aber dieſelbe Bewegung und denſelben Rhythmus behält, nach deſſen Beendigung die Menuet wiederholt wird. Man überſchreibt daher auch eine ſolche Menuet Menuetto alternativo. Der Charakter der Menuet iſt edler und reizender Anſtand, mit Einfalt verbunden; daher denn auch eigentlich die geſchwindeſten Noten nur Achtel ſeyn dürfen; 2. ein Tanz, der wegen ſeines ſanften Charakters für feinere Cirkel ſich eignet, und für die Bildung des Körpers ſehr vortheilhaft iſt. „Er gibt," ſagt Martinet, „den Gliedern einen ſanften Umriß, eine Kraft, ein Ebenmaß in den Stellungen, eine gerade Richtung, um den Körper im Gleichgewichte zu unterhalten u. ſ. w." Übrigens ſoll die Menuet franzöſiſchen Urſprungs ſeyn.

Menzikoff (Alexander), war der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Moskau, Namens Daniel Menzikoff, und 1674 geboren. Er ward einem Bäcker in die Lehre gegeben und mußte deſſen Backwerk (Piroggen) in den Straßen von Moskau ausrufen. Le Fort, deſſen Aufmerkſamkeit er als ein muntrer und geſcheuter Burſche auf ſich zog, machte ihn zu ſeinem Bedienten, und beſchloß, da er mit Wohlgefallen den durchdringenden Verſtand ſeines Bedienten bemerkte, ihn für den Dienſt des Staats zu bilden. Zu dem Ende brachte er ihn in die Dienſte des Czars, nahm ihn auf der großen Geſandtſchaft 1697 mit, machte ihn ſelbſt auf alles Wichtige aufmerkſam, lehrte ihn Mißbräuche abſchaffen und neue Einrichtungen treffen, gab ihm Unterricht in Militärgeſchäften, und ſuchte beſonders ſeine eignen Maximen in Anſehung der Staatswirthſchaft und der auswärtigen Angelegenheiten ihm ſo einzuimpfen, daß der gelehrige Menzikoff bald ganz damit vertraut wurde. Nach Le Forts Tode fand Peter unter allen ſeinen Günſtlingen allein Menzikoff, der mit ſeinen Grundſätzen übereinſtimmte, und ſo räumte er ihm die Stelle Le Forts in ſeiner Gunſt ein. Menzikoff zeigte jetzt, daß er unter die ausgezeichneten Männer gehöre, die ſich einen Namen in der Geſchichte zu erwerben wiſſen. In voller Kraft entwickelte er ſeine großen Fähigkeiten, ſtand ſeinem Herrn in Allem treulich bei, ſowohl im Entwerfen wohlthätiger Regentenplane, als durch die folgſamſte und pünktlichſte Vollziehung der Befehle des Kaiſers. Aber nicht immer wirkte er heilſam für den Staat und die Unterthanen. Peter ernannte ihn unter andern zum Hofmeiſter ſeines nachher ſo unglücklich gewordnen Sohnes Alexei; aber die Erziehung deſſelben vernachläſſigte Menzikoff höchſt unverantwortlich, und man wird verführt zu glauben, daß er ſchon damals die Abſicht gehabt habe, den Sohn dem Vater verhaßt zu machen, um einſt nach Peters Tode Catharinen, mit der er fortwährend in der engſten Verbindung ſtand, und den Thronerben, den ſie dem Staate geben würde, zu beherrſchen. Als geraume Zeit nachher (1718) ein Todesurtheil gegen den unglücklichen Prinzen abgefaßt wurde, war Menzikoff der erſte, der es unterſchrieb. Aber ſo groß auch das Vertrauen war, das der Czar ſeinem Günſtling bewies, indem er nichts ohne ſeinen Rath unternahm; ſo fehlte es doch auch nicht an Stoff zur Uneinigkeit und zum Mißfallen. Die Gewinnſucht verleitete Menzikoff zu manchen Veruntreuungen, und ſeine Feinde waren befliſſen, den Kaiſer davon zu unterrichten. Drei Mal unterlag er der ſtrengſten Inquiſition; für kleinere Vergehen züchtigte ihn Peter auf der Stelle. Aber mancher Zug des Eigennutzes und der Treuloſigkeit blieb dem Monarchen zu Menzikoffs Glück unbekannt; unter andern, daß der Fürſt, von Preußen mit 20,000 Ducaten beſtochen, Peters Plan, Schwediſch-Pommern und dadurch Sitz und Stimme auf dem deutſchen Reichstage zu erlangen, vereitelte. Daß Menzikoff ſtets über ſeine Ankläger ſiegte, war großen Theils Catharinens Werk. Er vereinigte mit den Bemühungen, den Nutzen dieſer Fürſtin zu befördern, die Sorge für ſeinen eignen Vortheil. Auf ſeinen Betrieb wurde Catharina 1724 zur Thronfolgerin erklärt. Einem ſo mächtigen Günſtlinge, wie er war, der dem Kaiſer und der Kaiſerin zugleich ſich unentbehrlich gemacht hatte, konnte es nicht an Auszeichnungen auch von Seiten der auswärtigen Mächte fehlen. Der wiener Hof hatte ihn ſchon längſt zum Reichsgrafen und bald nachher zum Reichsfürſten ernannt; die

Höfe von Copenhagen, Dresden und Berlin ſchickten ihm ihre Orden. Peter ſelbſt ertheilte ihm den Titel eines Herzogs von Ingermannland; erſter Staatsminiſter und General-Feldmarſchall der kaiſerlichen Armeen war er ſchon. Aber noch kurz vor ſeinem Tode war Peter mit Menzikoff und Catharinen höchſt unzufrieden; er drohte beide mit harten Strafen, und nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß ſie darauf bedacht waren, ihn von ſeiner Krankheit nicht geneſen zu laſſen. Peter ſtarb und Menzikoff beſonders hob Catharinen auf den Thron. Jetzt war er Regent; aber dieſe glänzende Periode ging vorüber. Er verlor zwar nicht ſein Anſehen, aber ſeinen wirklichen Einfluß; unfähig, dies zu ertragen, unterdrückte ſein gekränkter Ehrgeiz alle Empfindungen, die das Andenken an ſeine ehemalige Verbindung mit Catharinen und an ihre Verdienſte um ihn in ſeinem Herzen erwecken mußten. — Catharina ſtarb, Peter II. beſtieg den ruſſiſchen Thron und Menzikoff ergriff mit kühner und ſicherer Hand die Zügel der Regierung. Jetzt (1727) ſtieg ſeine Macht aufs höchſte, als er plötzlich von dieſer Höhe herabſtürzte. Sein Geiz verleitete ihn, eine Summe Geldes, die der Kaiſer für ſeine Schweſter beſtimmt hatte, zu unterſchlagen. Der Kaiſer, durch die ſteten Inſinuationen der Dolgorucky ihm ſchon gehäſſig, verurtheilte ihn zu ewiger Verbannung nach Sibirien. Sein Vermögen, das außer ungeheuern Gütern mit 100,000 Bauern aus 3 Millionen an Juwelen, Koſtbarkeiten und baarem Gelde beſtand, wurde confiſcirt. Im September 1727 reiſ'te der noch vor kurzem ſo mächtige und allgemein gefürchtete Menzikoff, der auf dem Punkt ſtand, Schwiegervater des Kaiſers zu werden, mit ſeiner Gemahlin, ſeinem Sohne und ſeinen beiden Töchtern nach Bereſow, einer kleinen Stadt am Soswa-Fluß, ab, wo er ein kummervolles armſeliges Leben führte. Er richtete ſich ſo ſparſam ein, daß er von den zehn Rubeln, die er täglich erhielt, noch ſo viel erübrigte, um eine kleine hölzerne Kirche erbauen zu können, an der er ſelbſt als Zimmermann arbeitete. Sein Geiſt verſank in tiefe Schwermuth; er ſprach nicht, und genoß in den letzten Tagen nichts als kaltes Waſſer. Er ſtarb im November 1729. — Menzikoff vereinigte große Fehler mit großen Vorzügen. Er war egoiſtiſch, eigennützig, eitel, ſtolz, herrſchſüchtig, unverſöhnlich und grauſam, aber auch gütig, tapfer, reich an Kenntniſſen, großer Anſichten und Plane fähig, und in ihrer Ausführung ausdauernd. Bleibend ſind ſeine Verdienſte um die Cultur ſeines Volks und Landes, um die Aufnahme des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften, des Bergbaues, um die Vervollkommnung der Kriegszucht und um die Gründung des Anſehns der ruſſiſchen Monarchie im Auslande.

Mephitiſch wird diejenige Luftart genannt, welche von Menſchen und Thieren nicht geathmet werden kann, ſondern tödtlich wirkt, **Stickluft**. Die Benennung kommt von dem lateiniſchen **Mephitis** her, welches einen Schwefelgeruch bedeutet. Auch wurde unter dieſem Namen zu Rom eine Göttin als die Schutzgöttin wider böſe und ſchädliche Ausdünſtungen verehrt.

Mercator (Gerhard), ein berühmter Mathematiker und Geograph, geboren zu Ruremont im Jahr 1512. Er widmete ſich den Wiſſenſchaften ſchon in früher Jugend mit einem unbeſchreiblichen Eifer. Dann ſtudirte er zu Löwen, wo er ſich beſonders auf das Studium der Mathematik legte, worin er, ob er gleich ganz ſein eigner Lehrer war, große Fortſchritte machte. Später trat er als

Coſmograph in die Dienſte des Herzogs von Jülich, beſchäftigte ſich zuletzt mit dem Studium der Theologie, und ſtarb 1594 zu Duisburg. Wir beſitzen von ihm geographiſche Karten von der ganzen Erde, denen er den Namen Atlas gab (Duisburg 1595), und eine verbeſſerte Ausgabe der geographiſchen Tafeln des Ptolemäus. Er hatte die Kupferſtecherkunſt erlernt, und ſtach und illuminirte ſelbſt ſeine Karten, ſo wie er auch ſeine mathematiſchen Inſtrumente ſelbſt verfertigte. Kaiſer Carl V. ſchätzte ihn ſehr und Herzog Carl III. von Lothringen trug ihm auf, eine Karte ſeiner Staaten zu entwerfen, die jedoch unvollendet blieb. Auch haben wir von ihm eine Chronologie von Erſchaffung der Welt bis zum J. 1568 und einige theologiſche Schriften. Was aber ſein Andenken hauptſächlich erhalten hat, iſt die von ihm erfundene und noch heut zu Tage nach ihm benannte geographiſche Projectionsmethode.

Mercier (Louis Sebaſtien), geboren zu Paris 1740, war vor der Revolution Advocat beim pariſer Parlament. Die öffentliche Achtung, die er ſich durch ſeine Schriften erworben hatte, berief ihn in den Convent und in den Rath der Fünfhundert. Nachher bekleidete er den Poſten eines Directors der National-Lotterie, gegen die er früher in ſeinen Schriften heftig declamirt hatte, und ward Mitglied des Inſtituts von Frankreich. Er ſtarb den 24ſten April 1814, in einem Alter von 73 Jahren. Mercier trat zuerſt als Dichter mit verſchiednen Heroiden auf, als Hécube à Pyrrhus, 1760, 8.; Canacée à Maracée, 1761, 8.; Médée à Jason, 1763, 8.; Philoctète à Paean, 1761, 8.; Héloïse à Abailard, imitation nouvelle de Pope, 1763, 8.; zuſammen findet man ſie in den Héroïdes et autres pièces de poësie, Bruxelles, 1764, 8. Im J. 1769 fing er an, für das Theater zu arbeiten, nachdem er zuvor die leſenswerthe Schrift du Théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique herausgegeben hatte. Von ſeinen dramatiſchen Werken, die alle eine moraliſche Tendenz haben, hat man eine bis aufs Jahr 1778 gehende Sammlung, die unter dem Titel: Théâtre complèt de Mr. Mercier, in 4 Octavbänden zu Amſterdam erſchienen iſt. Berühmter als durch ſeine Schauſpiele hat er ſich durch ſeine humoriſtiſchen Schriften gemacht. Sein An 2240, rève s'il en fut jamais, ſein Tableau de Paris und ſein Bonnet de nuit ſind ſeine beſten Werke. Das Jahr 2240 erſchien 1772 und machte zu ſeiner Zeit viel Senſation. Er läßt darin einen Pariſer nach einem ſiebenhundertjährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen. Mercier ahnete damals nicht, daß er ſelbſt noch dieſe Stadt veränderter ſehen ſollte, als ſein nach einem ſo langen Zeitraum erwachender Pariſer. Das Tableau de Paris, wovon in den Jahren 1781-89 zwölf Bände erſchienen ſind, ſtellt ein kräftiges und treffendes Gemählde von dem ehemaligen ſittlichen Zuſtande der in moraliſcher Hinſicht ſo merkwürdigen Hauptſtadt Frankreichs auf. Mon bonnet de nuit, pour servir de suite au Tableau de Paris, kam in den Jahren 1784 und 85 und mon bonnet de matin 1786 heraus. Beide Werke enthalten eine Reihe leſenswürdiger Aufſätze über allerlei Gegenſtände des Tages. Sein Werk Le nouveau Paris, 6 Bände 1800, enthält einzelne intereſſante Züge, ſteht aber dem ältern weit nach. Außerdem hat man von dieſem fruchtbaren Schriftſteller: Portrait de Philippe II, roi d'Espagne, Amſterdam 1785; Portraits des rois de France, Neufchatel 1785, 4 Bände; Songes

et visions philosophiques, Paris 1788, 2 Bände; Notions claires sur les gouvernemens, 1789, 2 B.; J. J. Rousseau, considéré comme l'un des premiers auteurs de la révolution, Paris 1791, 2 B.; und verſchiedne Romane, als: La sympathie morale, 1767; Histoire d'une jeune Luthérienne u. ſ. w. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß ein großer Theil dieſer Werke heutiges Tags vergeſſen iſt; allein man würde ungerecht ſeyn, wenn man das Verdienſt der andern nicht anerkennen wollte. Von Charakter war Mercier treuherzig, einfach und ohne Falſch; im Umgang ungemein liebenswürdig; in ſeinen einnehmenden Geſichtszügen war eben ſowohl ſein Geiſt als ſein redliches Herz ausgedrückt.

Mercur, ſ. Planeten.

Mercur, bei den Griechen Hermes, ein Sohn des Zeus und der Maja, einer Tochter des Atlas. Schon in der vierten Stunde nach ſeiner Geburt verließ er die Wiege und erfand die Zither, indem er eine Schildkröte tödtete, die Schaale mit ſieben Saiten bezog, und ſie harmoniſch ſtimmte. Er beſang zu ihren Tönen ſeine Geburt. Die Zither in die Wiege verborgen, ſuchte er nun Speiſe für ſich, wozu er liſtigen Trug erſann. Nach Pierien ging er mit Einbruch der Nacht, und raubte dort von den heiligen Heerden der Götter 50 Rinder, die er hin und her trieb, damit die Spuren ſich verwirren möchten, und, ſelbſt rücklings gehend, rücklings hinwegführte und in einer Grotte verbarg, nachdem er am Alpheosſtrom zwei derſelben geſchlachtet, an dem durch die Reibung zweier Zweige entzündeten Feuer gebraten und einen Theil den Göttern geopfert hatte. Alle Spuren davon wußte er ſorgfältig zu verbergen. Am andern Morgen vermißte Apollo ſeine Rinder und war ausgegangen, ſie zu ſuchen. Aber nirgend konnte er eine Spur entdecken, bis ihm ein Greis aus Pylus ſagte, daß er einen kleinen Knaben, eine Heerde Rinder wunderſam forttreibend, geſehen habe. Durch ſeine Wahrſagerkunſt brachte Apollo jetzt heraus, daß Mercur der Räuber ſey. Er eilte zur Maja und redete ſcheltend den Knaben an, der ſich ſtellte, als ob er ſchliefe, und ſelbſt durch die Drohung des Gottes ſich nicht ſchrecken ließ, daß er ihn in den Tartarus hinabſchleudern wolle, ſondern ſeine Unſchuld betheuerte. Apoll aber ließ ſich von dem Liſtigen nicht täuſchen, und brachte ſeine Klage vor den Gott der Götter. Auch hier läugnete Mercur. Aber Jupiter durchſchaute die Schalkheit des Knaben und erkannte ihn als den Thäter; doch zürnte er ihm nicht, ſondern lächelte ihm freundlich, daß er ſo ſchön und klug den Diebſtahl zu läugnen wußte. Er befahl ihm, den Ort anzuzeigen, wo die Rinder verborgen wären. Um ſich vor neuen Ränken zu ſichern, band ihm Apollo die Hände, aber die Feſſeln fielen ab, und ſtatt deſſen ſtanden die Rinder paarweis an einander gebunden. Als aber jetzt Mercur die neuerfundne Zither zu ſpielen anfing, ward Apollo ſo entzückt, daß er den Erfinder um ſein Inſtrument bat, die Kunſt des Gebrauchs von ihm lernte, und ihm dafür eine Geißel gab, die fortan gemeinſchaftlichen Heerden zu weiden. Mit noch mehr Erſtaunen blickte Apollo auf den erfinderiſchen Gott, als dieſer jetzt auch den Flöten ihre Stimme gab. Beide ſchloſſen einen Vertrag. Mercur verſprach, dem Apollo nie ſeine Zither oder ſeinen Bogen zu entwenden, und nie ſeiner Wohnung zu nahn; dieſer gab ihm dagegen den goldnen Friedensſtab, Caducëus (ſ. d. Art.) — Homer ſtellt uns den Mercur als einen ſchönen, in die männlichen Jahre

übergehenden Jüngling dar; mit keimendem Barte, Flügelſchuhen, und einem Stabe in der Hand, als Herold und Geſandten der Götter; er führt die Seelen der Abgeſchiednen zur Unterwelt, und iſt alſo auch der Herold des Pluto und der Vollſtrecker ſeiner Befehle. Sein magiſcher Stab hatte die Kraft, der Sterblichen Augen zu ſchließen und die Schlummernden wieder zu erwecken. Die zu einem Herold erfoderlichen Eigenſchaften beſaß er in höchſter Vollkommenheit und verlieh ſie: Anſtand, Würde und Gefälligkeit. Ferner war er auch das Symbol des menſchlichen Verſtandes, der Klugheit, Liſt; des Betruges und ſogar des Meineides. Man muß ſich dabei wohl erinnern, daß das rohe Alterthum nicht das Entehrende und Niederträchtige mit dieſen Begriffen verband, wie wir. Wer ſich in Liſten und Ränken auszeichnete, wie z. B. Ulyſſes, war ein Liebling Mercurs und erfreute ſich ſeines Beiſtandes. Auch als der Gott des Stehlens wurde Mercur angeſehn, beſonders wenn Liſt und Klugheit dabei angewendet oder es heimlich verübt wurde. Eine ſolche ſymboliſche Bedeutung hatten ſchon die Unternehmungen ſeiner Kindheit, und aus ſeinem männlichen Alter gehören hieher noch folgende, die von ſeiner Klugheit zeugen. Er begleitete den Hercules, als dieſer den Cerberus entführte; rettete mit dem Ägipan den Jupiter aus der Höhle, wohin ihn Typhon gelegt hatte; ſtahl den Mars aus dem Gefängniß, in welches ihn die Aloiden, Olus und Ephialtes, eingeſchloſſen hatten; tödtete den Argus, den Wächter der unglücklichen Jo; ſtand dem Perſeus bei, als er die Meduſa zu tödten ausging, und lieh ihm den unſichtbarmachenden Helm des Pluto und die Flügelſchuhe; der Nephele, der Mutter des Phryxus und der Helle, gab er den Widder mit goldenem Felle, auf dem ſie ihre Kinder entführte, da ſie auf Anſtiften ihrer Stiefmutter Jno den Göttern geopfert werden ſollten. Im Gigantenkriege trug er den unſichtbarmachenden Helm des Pluto und erlegte den Hippolytus. Als Typhon die Götter zwang, ſich vor ihm zu flüchten und in Ägypten zu verbergen, verwandelte er ſich in einen Ibis. Auch als Redekünſtler erſcheint er ſchon bei Homer, noch deutlicher aber bei Heſiod. Von ſeinen Erfindungen findet ſich bei Homer noch nichts. Spätere ſchreiben ihm die Erfindung der Würfel, der Muſik, der Erdmeßkunſt, der Auslegung der Träume, des Maßes und Gewichts, der Fechtkunſt, der Buchſtaben u. ſ. w. zu. Liebſchaften von ihm erzählt die Fabel mehrere; unter andern war er der Vater des Pan. Mercur wurde in allen griechiſchen Städten verehrt; der Hauptſitz ſeiner Verehrung aber war Arkadien. Seine Feſte hießen Hermäa und wurden auf verſchiedene Weiſe gefeiert. In Rom hatte er mehrere Tempel und ſein Feſt wurde den 15ten Mai (welcher Monat von ſeiner Mutter Maja den Namen führen ſoll) gefeiert. An ihm brachten vorzüglich die Kaufleute dem Mercur Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte. Die Kunſt ſtellt den Mercur verſchieden dar. In den Denkmalen des alten Styls erſcheint er noch bärtig; ſpäterhin ward von ihm die Idee eines gewandten Herolds und Athleten herrſchend, und nun bekam er eine überaus jugendliche Bildung. Doch auch bei dieſem letztern Ideal behielt ſich die Kunſt einen Spielraum vor: ſie bildete ihn als Knaben, im anhebenden Jünglingsalter, und dann in der vollen Kraft männlicher Jugend. Bei dem Knaben bemerkt man zwiſchen den lockigen Haaren zwei vortretende Flügelchen; das Kleid beſteht

in einer kurzen ledernen Tunica; in der Linken hält er den Beutel, und den rechten Zeigefinger gegen das Kinn haltend, lächelt er ſchalkhaft über eine erſonnene Liſt. Als Jüngling findet man ihn in mehreren Attituden; bald mit dem Beutel in der Hand, bald mit dem Caduceus, bald mit dem Reiſehut, ſtehend, ſitzend und im Fortſchreiten begriffen. Die Meiſter der ſpäteren gereiftern Kunſt geſellten ihn den jugendlichen unbärtigen Göttern zu. Das Vorſtechende in ſeinem Charakter iſt das Kraftvolle und Gewandte. Gekräuſelt liegen ihm die kurzen Haare um den Kopf und die Stirn; die Ohren und der Mund ſind klein; ſeine Stellungen, er mag ſtehen oder ſitzen, ſind immer einfach und bequem; der Kopf vorgeſenkt, der Blick bedächtig. In ſeinem ſchönen kräftigen Körperbau ſieht man den Erfinder der Gymnaſtik; in dem Stande, in der Geberdung und Miene den Beſonnenen, Schlauen, Freundlichen, dem es leicht wird, alles zu unterhandeln, jeden zu gewinnen, alles mit Behendigkeit zu vollführen. In dem Ideal des Mercur iſt das Gleichgewicht körperlicher Schönheit und geiſtiger Gewandtheit wunderſam vereinigt. Er iſt entweder ganz nackt oder nur mit der Chlamys dargeſtellt. Selten hat er dieſe ordentlich umgenommen, ſondern bloß über die Schulter geworfen oder um den Arm gewickelt. Den Kopf trägt er bald bloß, bald hat er daran ein Paar über den Schläfen befeſtigte Flügel, bald iſt ihm der Hut aufgeſetzt, an welchem zuweilen die Flügel angebracht ſind. Der Hut, welcher hauptſächlich den Wanderer bezeichnet, hat in den Bildwerken einen flachen Kopf und eine ſchmale Krämpe; auf Vaſenzeichnungen kommt er aber auch mit breiter hangender Krämpe und ſpitzem Kopfe vor. Sind die Flügel nicht an einer Schnur um den Kopf oder Hut befeſtigt, ſo ſieht man ſie entweder an den Knöcheln oder an den Sohlen angebracht, oder auch bloß am Caduceus. Als Symbole gab ihm die bildende Kunſt den Hahn, um Wachſamkeit oder Streitluſt (wegen der Gymnaſtik), die Schildkröte, um ſeine Erfindung der Zither, den Beutel, um den Gott des Handels, Widder und Patera, um den Anordner der religiöſen Gebräuche und Opfer, den Stumpf des Palmbaums, an den ſich ſeine Statuen lehnen, um den Erfinder der Schreib- und Rechenkunſt (auf Palmblättern), die Harpe oder das ſichelförmige Meſſer, um den Argostödter, den Hund (bloß auf alexandriniſchen Münzen), um Scharfſinn und Wachſamkeit anzudeuten.

Mergel, eine Gattung kohlenſaurer Kalkarten, die ein inniges Gemenge von Kalk, Thon, Sand und andern Theilen iſt. Je nachdem ſie bald von dieſem, bald von jenem mehr enthält, wird ſie Kalk-Mergel, Thon-Mergel oder Sand-Mergel genannt. Alle Mergelerden ſind undurchſichtig und haben unanſehnliche, verſchieden graue Farben und nach der verſchiednen Miſchung bald mehr, bald weniger Zuſammenhang und Feſtigkeit.

Merian iſt der Name einer berühmten Künſtlerfamilie, aus der zuerſt Matthäus Merian der ältere großen Ruhm erlangte. Er war zu Baſel 1593 geboren, lernte bei Dietrich Meyer in Zürich und bei Theodor de Bry zu Oppenheim, ließ ſich in Frankfurt am Mayn nieder, trieb einen ſtarken Kunſthandel und ſtarb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete ſehr ſauber mit der Radiernadel. Seine vornehmſten Werke beſtehen in Vorſtellungen der wichtigſten Städte in Europa, beſonders in Deutſchland, die er mit ihren Beſchreibungen in vielen Foliobänden herausgab. Die

von ihm ſelbſt nach der Natur gezeichneten Anſichten von Städten, inſonderheit die perſpectiviſchen, ſind meiſterhaft. Er hat auch Geſchichten, Landſchaften, Schlachten, Jagden und andre Vorſtellungen geätzt. Sein Sohn Kaſpar übte auch die Ätzkunſt, wiewohl nicht mit der Geſchicklichkeit des Vaters, aber ſein älteſter Sohn Matthäus Merian der jüngere, geboren zu Baſel 1621, war ein vortrefflicher Mahler in wohlgetroffnen, ſtark und lieblich gefärbten Bildniſſen. Er hatte bei Joſeph Plepp, Joachim von Sandrart und Anton van Dyk gelernt, um das J. 1644 zu Rom ſtudirt, und nachher England, die Niederlande, Frankreich u. ſ. w. bereiſ't. Sein Sohn, Johann Matthäus, ein geſchickter Bildnißmahler, ſtarb zu Frankfurt 1716. Des ältern Matthäus Merian Tochter war die berühmte Künſtlerin Maria Sibylla Merian, verehelichte Grafin, geboren zu Frankfurt a. M. 1647. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jacob Moreels und bei Abraham Mignon, und erlangte einen großen Ruhm durch den guten Geſchmack, die Geſchicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher ſie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken, kriechende und fliegende Inſecten aller Art in Waſſerfarben mahlte. Ihre große Liebe zur Inſectologie war Urſache, daß ſie eine Reiſe nach Surinam machte, um die Verwandlungen der dortigen Inſecten zu beobachten. Sie verweilte hier zwei Jahre, und zeichnete eine Menge von Gewürmen, Pflanzen und Früchten auf Pergament, die nach dem Urtheil der Kenner nichts zu wünſchen übrig laſſen. Wir haben von ihr einige Kupferwerke erhalten, nämlich über die Entſtehung, Nahrung und die Verwandlungen der Raupen, Nürnberg, 2 Bände 4.; eine Geſchichte der Inſecten Europa's, und eine Abhandlung über die Erzeugung und die Verwandlungen der Inſecten von Surinam mit 60 prächtigen Kupfern. Sie ſtarb zu Amſterdam 1717.

Meridian, ſ. Mittagskreis.

Merino, ſ. Schafzucht.

Merkantilſyſtem iſt dasjenige Syſtem der Staatswirthſchaft, welches von dem Grundſatz ausgeht, daß Geld allein Reichthum ſey, daß alſo der Reichthum einer Nation nur im Beſitz einer großen Quantität edler Metalle beſtehe; daraus folgt für die Staatswirthſchaft, daß ſo viel Geld als möglich ins Land gezogen, und das im Lande circulirende erhalten werde. Um dieſe Bedingungen zu erfüllen, ſtehen, ſo ſagen die Vertheidiger dieſes Syſtems, der Staatswirthſchaft folgende Mittel zu Gebote: 1. die Einfuhr fremder Waaren zu beſchränken, vorzüglich ſolcher, die im Lande ſelbſt erzeugt werden können; 2. die Ausfuhr der inländiſchen Kunſtproducte und Waaren zu befördern, damit dadurch deſto mehr Geld ins Land komme; 3. bei rohen Materialien die Einfuhr zu begünſtigen, die Ausfuhr zu beſchränken. Nach dieſem Syſtem, deſſen Grundſatz offenbar unrichtig iſt, müſſen nothwendig Manufacturen, Fabriken und Handel vor dem Ackerbau begünſtigt werden (daher der Name Merkantilſyſtem, auch Fabrikſyſtem, im Gegenſatz von dem phyſiokratiſchen Syſtem, welches den Ackerbau vorzugsweiſe begünſtigt), weil dadurch jene Zwecke am vollſtändigſten erreicht werden. Dieſes Syſtem hat außer andern großen Fehlern noch den, daß es den Fabrikanten und Kaufmann auf Koſten aller übrigen Staatsbürger vorzugsweiſe bereichert. In der Praxis bildete dieſes Syſtem in Frankreich zuerſt Colbert aus, und ihm

folgte ſpäter Necker; in England war Lord Chatam der Verfechter deſſelben und ſein Sohn Pitt begünſtigte es auf die ſchrecklichſte Art. In Deutſchland neigte ſich Friedrich II. ſehr zu dieſem Syſtem, und hat dadurch ſeiner Nation gewiß mehr geſchadet als genützt.

Merope, eine Tochter des arkadiſchen Königs Cypſelus und Gemahlin des Kreſphontes, eines Herakliden und Königs von Meſſene. Sie zeugte mit ihm viele Kinder, von denen der jüngſte Ägyptus (nach Andern Telephontes) hieß. Da Kreſphontes zum Beſten des gemeinen Volks viele Neuerungen machte, ſo empörten ſich die Großen wider ihn und tödteten ihn nebſt allen ſeinen Söhnen, den Ägyptus ausgenommen, welchen Merope verbarg und nachher ihrem Vater zuſchickte, bei welchem er insgeheim erzogen wurde. Polyphontes, welcher die Regierung nun übernommen hatte, ließ ihn vergebens allenthalben aufſuchen, und verhieß Belohnungen dem, der ihn tödten würde. Sobald aber der Jüngling erwachſen war, verließ er mit dem Entſchluß, ſeinen Vater zu rächen, heimlich ſeinen Großvater, und kam nach Meſſene, wo er vom Polyphontes den auf ſeinen Kopf geſetzten Preis foderte, indem er vorgab, daß er den Ägyptus getödtet habe. Schon früher hatte Merope, weil ſie bald eine Veränderung in der Regierung erwartete, einen Boten abgeſchickt, um ihren Sohn zurückzuholen; dieſer kam mit der Nachricht zurück, daß Ägyptus verſchwunden ſey. Jetzt zweifelte ſie nicht, daß der Fremdling wirklich ihres Sohnes Mörder ſey. Sie beſchloß, ihn im Schlafe zu ermorden, und war im Begriff, dieſen Entſchluß auszuführen, als ſie ihren Sohn erkannte. Jetzt verabredete ſie mit ihm gemeinſchaftlich die Maßregeln, ſich an Polyphontes zu rächen. Sie bot ihm zum Schein Verſöhnung an, und verſprach ihm, ſeine Liebe zu erwiedern. Polyphontes ordnete ein Dankopfer an; aber am Altar raubte ihm Ägyptus das Leben und beſtieg den väterlichen Thron.

Merſeburg, ein lutheriſches Bisthum im Königreich Sachſen, zwiſchen Thüringen, dem ſaal- und leipziger Kreiſe gelegen. Der letzte Herzog von Merſeburg, Heinrich, poſtulirter Adminiſtrator des Stifts Merſeburg, ſtarb ohne männliche Erben den 27ſten Juli 1738. Seit der Reformation waren alle Adminiſtratoren aus dem Hauſe Sachſen geweſen, und da 1731 das Domcapitel verſprochen hatte, künftig immer den regierenden Churfürſten nach gegebner Zuſicherung, die bisherige Verfaſſung zu erhalten, zum Adminiſtrator zu wählen, ſo ließ der Churfürſt das Land in Beſitz nehmen. Das Domcapitel beſteht aus 14 altadeligen Mitgliedern und 2 leipziger Profeſſoren. Bis zum Jahre 1813 hatte das Stift ſeine eigne Regierung, ſein Kammercollegium, ſein Conſiſtorium, eigne Landtage und zum Theil ſeine eigne Verfaſſung. Unter die Stiftsregierung gehörten die fünf Ämter Merſeburg, Lauchſtädt, Schkeuditz, Lützen und Zwenkau, welche beide letztern vereinigt ſind. Die Hauptſtadt Merſeburg liegt in einer angenehmen Gegend an der Saale und zählt über 6000 Einwohner. Sehenswerth iſt das Schloß, als die ehemalige Reſidenz der Herzoge zu Sachſen-Merſeburg, und die danebenſtehende Domkirche mit einer ſchönen Orgel und verſchiednen Merkwürdigkeiten. Die Stiftsſchule oder das Gymnaſium hat 1375 von Churfürſt Auguſt die jetzige Einrichtung erhalten. In der Vorſtadt Altenburg befindet ſich ein Waiſenhaus, der Schloßgarten und eine Waſſerkunſt. Ein Hauptnahrungszweig der Einwohner iſt die Bierbrauerei.

Mesmer (Anton), ein Arzt, der durch Entdeckung des thieriſchen Magnetismus und Ausbildung einer darauf gegründeten Lehre und Heilmethode berühmt geworden iſt. Er wurde im Jahr 1734 in der Schweiz geboren. In ſeinem 32ſten Jahre trat er zuerſt in Wien, wo er ſtudirt hatte, öffentlich mit der Bekanntmachung der Grundzüge zu ſeiner neuen Lehre auf. Die Betrachtung, „daß der Menſch alle ſeine Kenntniſſe aus der Beobachtung ſchöpft, daß die Beobachtung ſolcher Einwirkungen, welche die Natur allgemein und unabläſſig auf jedes Individuum ausübt, auch mehr oder weniger von allen Menſchen und Völkern gemacht werden müſſen, daß zwar einfache Beobachtungen oft durch willkürlich gebaute Syſteme und Theorien entſtellt werden können, daß aber doch in ſolchen beinahe bei allen Völkern herrſchenden Meinungen und Traditionen etwas ſeyn müſſe, welches der Wahrheit angehöre," — dieſe Betrachtungen führten ihn darauf, daß die unter ſo manchen Entſtellungen bei den verſchiedenſten Völkern herrſchenden Meinungen von den Einflüſſen der Himmelskörper auf unſere Erde ebenfalls aus Beobachtungen von allgemein und anhaltend ſich zeigenden Naturwirkungen herrühren und etwas Wahres enthalten müßten. Dieſe Wahrheiten legte er in einer Diſſertation: *über den Einfluß der Planeten auf den menſchlichen Körper*, welche er zu Wien 1766 herausgab, zuerſt dem Publicum vor. Beobachtungen belehrten uns, ſagt er darin, daß die Planeten wechſelſeitig in ihrem Umlaufe beſtimmend auf einander wirken; daß ſowohl die Sonne als auch der Mond beſtimmten und wichtigen Einfluß auf die Erde haben, der ſich in verſchiednen Wirkungen auf das Meer und auf die Atmoſphäre offenbare; daß aber eben ſo auch dieſe Sphären einen directen Einfluß auf die Gewächſe und lebenden Geſchöpfe, ja ſelbſt auf alle Theile, woraus ein belebter Körper beſteht, ausüben; daß endlich dieſer Einfluß beſonders, mittelſt eines das ganze Weltall erfüllenden höchſt feinen Fluidums, wovon alles durchdrungen wird, geſchehe. Dieſer Einfluß äußere ſich durch die höchſte Steigerung und den Nachlaß der Eigenſchaften, welche theils dem Stoffe, theils der Organiſation zukommen, als der Schwere, dem Zuſammenhang der Theile, Elaſticität, Electricität, Irritabilität. So wie nun dieſe Wechſelwirkungen auf die Erde in Bezug auf die Schwere im Meere die ſinnlich wahrnehmbare Erſcheinung der Ebbe und Fluth hervorbringen, ſo verurſachen ſie auch durch höchſte Steigerung und Nachlaß der angeführten Eigenſchaften in den lebenden Körpern entſprechende ähnliche Wirkungen, welche wir an den periodiſchen Veränderungen und Erſcheinungen im menſchlichen Körper wahrnehmen. Dieſe Eigenſchaft des thieriſchen Körpers, welche ihn für den Einfluß der Himmelskörper empfänglich macht, nannte Mesmer den *thieriſchen Magnetismus*. Die Wirkungen dieſes Einfluſſes auf den Gang und die Heilung der Krankheiten zu beobachten, beſchäftigten nun denſelben eine Reihe von Jahren hindurch im Stillen, während welcher Zeit er dieſe Grundſätze durch ſeine Erfahrungen beſtätigt fand. Durch genaue Beobachtungen wurde er in den Stand geſetzt, nach ſeinen Principien die verſchiedenen Revolutionen einer Krankheit mit Gewißheit vorauszuſehn. Von hier ging Mesmer zum zweiten Hauptpunkt ſeiner Lehre über, die Exiſtenz einer gleichen Wechſelwirkung, derjenigen der Himmelskörper entſprechend, zwiſchen den auf der Erde befindlichen Körpern, und beſonders unter

den lebenden Organismen ſelbſt zu entdecken, vermittelſt welcher er künſtlich die periodiſchen Revolutionen im menſchlichen Körper nachahmen könnte. Die Analogie der Eigenſchaften des Magnets mit dem Syſtem des allgemeinen Einfluſſes veranlaßte Mesmern, ihn als das beſte Material anzuſehn, um Verſuche anzuſtellen. Er beſtrich mit künſtlichen Magneten, die ihm Pater Hell, ein Phyſiker in Wien, machte, krankhafte Theile, und verrichtete mehrere bedeutende Curen damit. In der Folge, durch weitere Erfahrungen von der Entbehrlichkeit derſelben, und von der Verſchiedenheit des animaliſchen vom mineraliſchen Magnetismus belehrt, ging er davon ab, und bediente ſich bloß der Hände. Er theilte ſeine Theorie dem kaiſerlichen Leibarzte Störk in Wien mit, doch verſagte dieſer einer Lehre, die den damaligen Anſichten in der Heilkunſt und Naturlehre überhaupt nicht entſprach, ſeinen Beifall. Mesmer legte in einem Sendſchreiben an einen fremden Arzt, 1775, der Welt ſeine Theorie öffentlich vor. In Wien ſelbſt wurde ſeine Lehre verkannt, theils mit dem Mineralmagnetismus verwechſelt, theils abſichtlich entſtellt, verhaßt gemacht und verfolgt, er ſelbſt als Schwärmer dargeſtellt, und diejenigen, welche ſich ſeinen Curen unterwarfen, gleichfalls für Betrogene oder Betrügende erklärt. Mesmers Ruf nahm deſſenungeachtet in eben dem Verhältniſſe zu, als ihn ſeine Gegner zu unterdrücken ſuchten. Er reiſ'te in den Jahren 1774-75 nach Schwaben, der Schweiz und Bayern, wo er den Churfürſten mit ſeiner Theorie bekannt machte, auch kurze Zeit darauf zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften zu München ernannt wurde. Im Jahr 1776 wurde er nach Ungarn berufen, wo er bedeutende Curen vollendete. Nach ſeiner Zurückkunft in Wien wollte Mesmer nichts mehr öffentlich daſelbſt unternehmen, ließ ſich jedoch endlich beſtimmen, ſeinen Entſchluß zu ändern und wieder mehrere Kranke in die Cur zu nehmen, worunter die als Tonkünſtlerin berühmte Demoiſelle Paradis war. Dieſe war von ihrem dritten Jahre an blind geweſen, hatte eine Art von Melancholie mit Krämpfen und periodiſchem Wahnſinn. Er behandelte ſie geraume Zeit, während welcher er von Cabalen viele Unannehmlichkeiten, und von der durch ſeine Feinde aufgehetzten Familie der Kranken ſelbſt den größten Undank erfuhr. Ob ſie völlig hergeſtellt wurde oder nicht, bleibt zweifelhaft. Er verließ endlich, müde der Anſtrengungen und Verfolgungen, Wien und Deutſchland ſelbſt, und begab ſich im Jahr 1778 nach Frankreich. In Paris theilte er den daſigen Gelehrten und Ärzten die Grundzüge ſeiner Lehre in mehrern zuſammenhängenden Sätzen mit, unternahm auch, zu mehrerer Beſtätigung derſelben, die Heilung verſchiedner Kranken, welche er auch glücklich zu Stande brachte. Doch wirkten auch hier Unglaube, Verkennung ſeines Verdienſtes, und Cabale gegen ihn. Mesmer legte daher in einer Schrift auch hier ſeine Lehre in 27 Sätzen öffentlich dar, behielt jedoch das eigentliche Techniſche ſeines Verfahrens ſelbſt noch als Geheimniß für ſich, oder theilte es doch nur ſehr Wenigen als Geheimniß mit. Obgleich die franzöſiſche Regierung ihm für die Entdeckung ſeines Geheimniſſes einen Gehalt von 20,000 Livres anbot, ſo ſchlug er dieſes doch aus. Dagegen ſtiftete er meiſtens von Nichtärzten ſpäterhin die Geſellſchaft der Harmonie, von der ihm jedes Mitglied 100 Louisd'or zahlen mußte, und in der Folge erſt bildeten ſich von den Schülern Mesmers im ganzen franzöſiſchen Reiche mehrere ſolche harmoniſche Inſtitute, deren Zweck es ſeyn ſollte,

die erhaltene Lehre in geſchloſſenem Verein mittelſt Beobachtung der vorgeſchriebenen Verſuchsregeln rein zu erhalten. Die ausbrechende Revolution mit ihren Stürmen vertrieb Meſmer aus Frankreich; die politiſchen Unruhen zerſtörten die Inſtitute, und die Lehre des thieriſchen Magnetismus kam ziemlich in Vergeſſenheit. Meſmer zog ſich nach der Schweiz zurück, und lebte daſelbſt zu Frauenfeld im Canton Thurgau im Stillen, ohne jedoch aufzuhören, ſeine erfundene neue Heilkunſt auszuüben. Nach 20 Jahren, in ſeinem ſchon weit vorgerückten Alter, legte er ſelbſt ſeine in der Zeit geläuterten und durch beſtändige Verſuche feſter gegründeten Lehrſätze nochmals in einem ſchriftlichen Aufſatze nieder. Er hatte aber auch die Genugthuung, zu ſehen, wie der von ihm ausgeſtreute Samen in Deutſchland nicht gänzlich untergegangen war. Schon in dem Jahre 1787 überbrachte Lavater den durch Puiſégur verbeſſerten animaliſchen Magnetismus einigen Ärzten in Bremen, z. B. Wienholt, während andere, z. B. Gmelin, ihn von Straßburg aus erhielten. Dieſe widmeten demſelben ihre Unterſuchungen, und erhielten unter einer kleinen Zahl die Kenntniß und den Glauben an ihn, obgleich auch in Deutſchland die meiſten Ärzte ſich damals noch gegen ihn erklärten. Meſmer ſelbſt ſtand nicht gleich anfangs mit ſeinem Syſtem auf demjenigen Punkt, auf welchem jetzt die Lehre vom animaliſchen Magnetismus ſteht. Sein Studium der Schriften der ältern Myſtiker, Aſtrologen und Ärzte, ſo wie die Beſchaffenheit der damals herrſchenden mediciniſchen Theorien leitete ihn zuerſt auf den Siderismus, oder den Einfluß der Geſtirne auf unſern Körper, und nur allmälich, ſo wie ſich ihm aus ſeinen Verſuchen und Erfahrungen neue Ideen darboten, entwickelte ſich erſt ein zuſammenhängendes Syſtem bei ihm, welches man das Syſtem des Einfluſſes nennen kann. Die Überzeugung nämlich, daß es in der Heilkunſt noch an einem directen, auf die Nerven wirkenden Heilmittel fehlte, leitete ihn auf die Vermuthung, daß dieſes Mittel als ein Alles belebendes Agens oder Princip nicht aus der gröbern Materie beſtehen, keine wiegbare Subſtanz ſeyn könne. Die kaum aus der Tradition noch bekannte Lehre eines allgemeinen Einfluſſes in der Natur, welcher zufolge der Glaube herrſchte, daß die menſchlichen Schickſale und die Ereigniſſe in der Natur vom Laufe und von den verſchiedenen Stellungen der Geſtirne abhängen, war die Grundlage ſeines folgenden Syſtems. Die Himmelskörper wirken auf einander, und regieren alſo auch die Bewegung unſers Erdballs, daher die Ebbe und Fluth des Meers, die Einwirkung des Mondes bei Vegetationen, Fermentationen u. ſ. w., die Abwechſelung der Jahrszeiten, der Inſtinct der Thiere zu periodiſchen Wanderungen u. ſ. w., was Alles auf eine allgemeine Verbindung der Weſen in der Natur hindeutet. Dieſer Einfluß beſteht in der wechſelthätigen Aus- und Einſtrömung eines ſubtilen Fluidums, und iſt bei den Erſcheinungen des Magneten ſichtbar erweislich; die Anziehung der Planeten in ihren Kreiſen rührt davon her. Die Naturthätigkeit, die Urſache dieſer wechſelſeitigen Anziehung, breitet ſich über alle Beſtandtheile des Erdballs aus, indem ſie durch die tägliche Umdrehung deſſelben das alternirende Steigen und Fallen (Intenſion und Remiſſion) der Eigenſchaften der organiſirten Materie beſtimmt. Dies iſt die allgemeinſte Thätigkeit, wodurch Alles Leben erhält. Die erſten Begriffe, empiriſch von der Welt aufgefaßt, ſind Materie und Bewegung. Die Materie iſt flüſſig, wenn ihre Theile unter einander in Bewegung ſind, oder feſt, wenn ſie neben einander in Ruhe ſind. Elementarmaterie,

alle Theile der Materie, jeder mit ſeiner eigenen Bewegung; Combination: mehrere derſelben neben einander in Ruhe; Combination der Theile und Verhältniſſe ihrer Ruhe und Bewegung machen die Formen aus. Natur iſt die Harmonie der Verhältniſſe, in welcher alle Theile der Materie beiſammen ſtehn und in der die Bewegungen ſich folgen. Es bilden ſich hiernach verſchiedne Claſſen (Serien), Arten der Combinationen nach der Ordnung und Anzahl zum Elementartheile, aus welchen ſie beſtehn; homogen iſt die Materie einer beſtimmten Serie, deren Theile ihrer Combination und Ordnung nach mit einander ganz übereinſtimmen; heterogen das Entgegengeſetzte. Bis jetzt waren 3 Serien der homogenen Combinationen bekannt, Waſſer, Luft, Äther. Das allgemeine Fluidum, welches das Univerſum zu einer Maſſe vereinigt, ſind die ſämmtlich exiſtirenden, den Raum erfüllenden Grade der homogenen Combinationen. Die Bewegung der flüſſigen Materie iſt die örtliche und innere (intestine); — confus, oder in einem beſtimmten Modus oder Grad, oscillirend, vibrirend, ſich durchkreuzend und ausbreitend, ohne ſich zu verwirren. Eine jede der drei Serien kann der Leiter einer beſondern innern Bewegung ſeyn (Ton), der zum Grad ſeiner Flüſſigkeit in einem eignen Verhältniſſe ſteht, bei dem Waſſer wellenförmig, bei der Luft als Schall, bei dem Äther als Licht erſcheint. So in der unermeßlichen Anzahl der homogenen Serien des Fluidums eben ſo viele verſchiedene Töne, welche in die organiſirten Körper aufgenommen, die ſonſt unbegreiflichen Erſcheinungen bewirken können, als Feuer, Licht, Electro-Magnetismus ꝛc. Das allgemeine Fluidum, in Verbindung mit dem thieriſchen Körper betrachtet, iſt das Princip des individuellen Lebens; durch den Einfluß deſſelben erhalten die Bewegung und Empfindung ihr Leben und durch ihn geſchehen die Verrichtungen der Organe. Der Menſch befindet ſich im Ocean des allgemeinen Fluidums, mit Organen, welche geeignet ſind, die toniſicirten Bewegungen einiger von den Serien deſſelben ausſchließlich aufzunehmen. So das Ohr für die Luft, das Auge für den Äther u. ſ. w. Vom Nerven geht die Bewegung in das innere Gewebe der unzähligen Fäden, woraus das Organ der Empfindung beſteht, der innerliche Sinn (sensorium commune), die Nervenfäden, mit dem allgemeinen Fluidum in Contact, daher der innere Sinn aller der Modiſicationen, die er von außen erhält, gleich dem Spiegel empfänglich wird. So wird der Muskel Werkzeug aller Bewegung, das Princip aller Einwirkung der feſten Theile auf die flüſſigen, indem die Ströme des allgemeinen Fluidums durch die Nerven auf den innerſten Organismus der Muskelfiber einwirken, und ihre Verrichtung beſtimmen. Daher Zuſammenziehung oder Verkürzung, und Nachlaß oder Verlängerung die Reizbarkeit (Irritabilität) ausmachen; Irritation, Reiz, beſteht in der anhaltenden Verkürzung der Fiber. Das abwechſelnde Erweitern und Zuſammenziehn des Herzens und der Arterien bewirkt die Circulation. Sie wird gehemmt, 1. wenn der Muskelfiber die Reizbarkeit abgeht, ſich zu verkürzen, 2. wenn ein Gefäß in einem Zuſtand von Reizung ſich befindet. Dieſer Zuſtand ſetzt die Verſtopfung, Obſtruction, Hemmung, als die allgemeine und unmittelbare Urſache der Abweichung von der Harmonie des thieriſchen Lebens, daher alſo Hebung des Mangels an Irritabilität das einzige allgemeine Heilmittel wird, welches in dem allgemeinen Einfluß oder in der Anwendung des Magnetismus gefunden wird. Da nun

die Natur und Beſchaffenheit der Säfte von der Thätigkeit der feſten Theile, von dem Mechanismus der Organe und Eingeweide u. ſ. w. abhängt, ſo liegt die erſte Urſache von der Abweichung der Harmonie nur in der unregelmäßigen Einwirkung der feſten Theile auf die flüſſigen. Die Urſache der Bewegung wirkt gegen den Widerſtand; um ihn zu beſiegen, muß ſie ihn überwiegen. Dieſer Zuſtand heißt im Allgemeinen die Criſe, deren Erſcheinungen die kritiſchen Symptome, die Erſcheinungen vom Widerſtand gegen die Naturwirkungen die ſymptomatiſchen Symptome, eigentlich die Krankheit ſind. Es gehört alſo zur vollſtändigen Criſe 1. Perturbation, der Kampf der Naturkraft gegen den Widerſtand; 2. Coction, Auflöſung oder Bereitung des ſtockenden Safts zur Abſonderung; 3. Evacuation, Ausleerung des Verdorbenen vom Geſunden. Dagegen eine unvollſtändige Criſe Statt findet, wo dieſe Epochen der Ordnung und Zeit nach unterbrochen auf einander folgen, was gemeiniglich als chroniſche Krankheit ſich darſtellt. Unmittelbare Urſachen aller Krankheiten ſetzen irgend einen Fehler, eine Unregelmäßigkeit im Umlauf der Säfte, Obſtruction in den verſchiedenen Arten der Gefäße voraus. Daher zwei Indicationen: 1. die Irritabilität, oder die Thätigkeit der feſten Theile auf die flüſſigen herzuſtellen; 2. die Hinderniſſe, die ſich dieſer Einwirkung entgegenſetzen können, wegzuſchaffen und ihnen zuvorzukommen, alle Heilung bedingen. Der allgemeine Einfluß, welcher mittelſt des allgemeinen Fluidums die Eigenſchaften der Körper vermehren oder vermindern kann, thut dieſes auch in Anſehung der Irritabilität, ſo daß der Verlauf und die Entwickelung der Krankheiten, und ſelbſt ihre Heilung durch dieſen Einfluß geordnet und beſtimmt werden, was den natürlichen Magnetismus ausmacht. Dieſe freiwillige Thätigkeit der Natur kann aber nur bei denjenigen Weſen ſich äußern, welche ſich der Zeit und ihrer organiſchen Beſchaffenheit nach dazu beſonders disponirt befinden. Das Ein- und Ausſtrömen der nach einer Richtung im Vollen bewegten Serie des ſubtilen Fluidums macht das Triebwerk des Einfluſſes zwiſchen zwei Individuen aus, ſo daß wenn eine toniſche Bewegung in einem Körper erweckt worden iſt, es nach dem Geſetze des Vollen möglich iſt, in einem andern feſten Körper eben dieſelbe Bewegung ohne Unterſchied des Zwiſchenraums zu bewirken, und durch dieſe wechſelſeitige toniſche Bewegung die Eigenſchaften, welche bloß in ihren individuellen Organiſationen begründet ſind, zu erwecken und zu verſtärken. Die Art, der Ton, die Stärke und Bewegung des allgemeinen Einfluſſes können verſchieden ſeyn, z. B. zwiſchen dem allgemeinen und thieriſchen Magnetismus, wie zwiſchen Feuer und Wärme. Der thieriſche Magnetismus, als Agens betrachtet, iſt ein unſichtbares Feuer; es kommt bei der Anwendung darauf an: 1. es durch alle möglichen Mittel erwecken, unterhalten, verſtärken, und auf die Urſache der Krankheit anwenden zu können, deren Verbindung und Zuſammenhang zu entdecken iſt; 2. die Hinderniſſe zu erkennen und zu beſeitigen, welche ſeine Thätigkeit und die gradweiſe Wirkung, die man durch die Behandlung hervorbringen will, ſtören oder aufhalten können; 3. den Gang ihrer Entwickelung zu kennen und vorauszuſehen, um den Verlauf beſtimmen, und mit Feſtigkeit bis zur Heilung abwarten zu können. Dies waren ungefähr die Grundzüge des mesmerſchen Syſtems. Man ſieht daraus, daß er damals vorzüglich auf die Criſe, als den Zuſtand der Aufregung der Reizbarkeit, oder der Gegenwirkung der feſten Theile auf die Krankheitsurſachen

(Hebung der innern Hemmungen der harmoniſchen Lebensthätigkeit) das meiſte Gewicht bei der Heilung legte, und in Erregung und Leitung derſelben das Weſentliche der magnetiſchen Heilung ſuchte. Es wurde daher die magnetiſche Einwirkung ſo viel als möglich verſtärkt, bis ſie auf den Grad ſtieg, welcher heftige Reactionen erregte, die nun als Convulſionen oder doch als heftige Krämpfe ſich äußerten. Dieſe ſahe er als nothwendigen Heilungsprozeß der Natur an, und bei ſeiner und der magnetiſchen Behandlung ſeiner Schule errichtete man daher die ſogenannten Criſenzimmer (Chambres de crise), welches Zimmer waren, deren Fußböden und Wände mit Matratzen bedeckt wurden, damit die in Zuckung verſetzten Kranken ſich bei ihrem Umherwerfen keinen Schaden zufügen konnten. Hiervon ging die Schule, welche in Strasburg ſich gebildet hatte, und in der Folge Mesmer ſelbſt wieder ab. Der Director jener Schule, Marquis von Puiségur, verbannte die ſogenannten Criſenzimmer, die er Höllenſtuben (Chambres d'enfer) nannte; die heftigen tumultuariſchen Criſen wurden vermieden, und die magnetiſche Behandlung dahin geleitet, daß ſie nur auf Ruhe und Wohlbefinden abzweckte. Die hierdurch erregten Criſen waren ſanft, zeichneten ſich durch ein Gefühl des höchſten Wohlſeyns, durch Erhöhung der Seelenkräfte, durch Kenntniß des eignen körperlichen Zuſtandes, ſo wie auch des Zuſtandes anderer, mit dem Magnetiſirten in Verbindung geſetzten Kranken aus. Die Verſchiedenheit dieſer Methode beſtand in einer Verſchiedenheit der Anwendung des Magnetismus. Sie wurde in der Folge die am allgemeinſten angewandte, und verbindet die Methode der ehemaligen mesmerſchen Schule, welche hauptſächlich nur phyſiſch, durch ſtarkes Berühren mit den Händen oder mittelſt metallner und gläſerner Conductoren, der magnetiſirten Wannen und Bäume, der magnetiſchen Bäder, des Trinkens von magnetiſirtem Waſſer, des Tragens magnetiſirter Glasplatten u. ſ. w. wirkte, mit der Methode einer andern Schule, welche zu Lyon und Oſtende unter der Direction eines gewiſſen Ritters Barbarin ſich bildete, und bloß pſychiſch, durch Figirung des feſten Willens auf den Kranken alle Wirkungen des Magnetismus hervorzubringen ſuchte. Dieſe Schule bekam deßhalb den Namen der Spiritualiſten. (Das Weitere über den animaliſchen Magnetismus ſiehe bei dem Artikel Magnetismus.) H.

Meſochōrus, Halbchor, ſ. Chor.

Meſopotamien oder das Land zwiſchen den Flüſſen (El-Dſcheſira oder die Inſel bei den Arabern genannt), nannten die Griechen die großen vom Euphrat und Tigris eingeſchloßnen Strecken, die im Norden der Taurus und Magus begränzten. In der Nordhälfte war es gebirgig und an Getraide, Wein und Viehweiden fruchtbar; im Süden aber eben, dürre und unfruchtbar. Von den Städten nennen wir Charran oder Charrä, Zoba, d. i. Nebeſin, Antiochia, Mygdoniä, Singara. Von jeher lebten hier zweierlei Leute: Anſäſſige oder Ackersleute und Herumziehende oder Hirtenvölker. Die Meſopotamier erwuchſen aus den Chaldäern, dem Urvolke, aus Cuſchiten, die unter Nimrod die Städte Edeſſan und Neſibin erbauten, und aus ſemitiſchen Abkömmlingen des Stammes Thara. Dieſe bewohnten anfangs die Gegend um Ur Chasdien, dann in und um Haran oder Charrä; aber mit der Zeit breiteten ſie ſich im ganzen Lande, ja auch in Chaldäa und Syrien aus, ſo daß die Cuſchiten ihnen entweder weichen oder ſich unterwerfen muß-

ten. Anfangs war es ein Theil von Nimrods Reiche im Singar. Nach einem Zwiſchenraume von mehr als 700 Jahren (mehr als 2000 Jahre vor Chr. Geb.) kommt Cuſan Riſchataim als König von Meſopotamien vor, der ſeine Herrſchaft über den Euphrat ausbreitete. Die Israeliten, die ſchon in Paläſtina ſaßen, mußten ihm acht Jahre lang Tribut bezahlen. Im goldnen Zeitalter der aſſyriſchen Macht, 790 vor Chr. Geb., ward Meſopotamien dieſem Reiche unterthan und erlitt die Schickſale ſeiner nachmaligen Bezwinger. Trajan unterwarf es zwar 106 nach Chr. Geb. den Römern; aber die Perſer ließen ſie nicht lange in ungeſtörtem Beſitz. Als endlich die Araber 651 auf den Trümmern des ſaſſaniſchen Reichs ein neues bildeten, mußte auch Meſopotamien dieſen Stürmen gehorchen. Im J. 1040 fiel es den Seldſchuken in die Hände. Seit dieſer Zeit hatten es ſchnell auf einander folgende Beherrſcher. Dſchinzischan machte ſich 1218 davon Meiſter. Allein es ging ſchon wieder 1360 an den Tur=Ali=Beg verloren, der eine eigne Dynaſtie, der weiße Schöps genannt, daraus bildete. Vierzig Jahre darauf ward Meſopotamien von Tamerlan erobert und 1514 von Ismael Sophi dem perſiſchen Reiche einverleibt. Aber auch dieſe Einverleibung hatte keinen Beſtand; denn 1554 mußten die Perſer mehr als die Hälfte davon den Türken abtreten, und ob ſie gleich 1613 den verlornen Theil wieder an ſich brachten, ſo konnten ſie doch zuletzt Amurads IV. übermächtigen Andrang nicht aushalten, welcher nebſt mehrern Provinzen auch dieſe 1637 mit ſeiner Krone vereinigte. Der jetzige Flächeninhalt dieſes Landes wird auf 1700 Quadratmeilen angegeben.

Meſſalina (Valeria). Dieſe durch ihre zügelloſen Ausſchweifungen berüchtigte römiſche Kaiſerin war die Tochter des Meſſala Barbatus und Gemahlin des Kaiſers Claudius. Ihr gebührt die ſchmachvolle Anerkennung, an Unverſchämtheit und Frechheit von den ſchamloſeſten Weibern keines Zeitalters übertroffen worden zu ſeyn. Alle zum Hauſe des Kaiſers gehörigen Männer hatte ſie zu Geliebten. Offiziere, Soldaten, Sclaven, Schauſpieler, nichts war ihr zu niedrig. Kaum wurde ein Jüngling in Rom gefunden, der nicht ihre Gunſt genoſſen hatte. Nicht zufrieden, ſich ſelbſt der Schande Preis zu geben, zwang ſie die edelſten Römerinnen, in ihrer Gegenwart ſich ähnlichen Ausſchweifungen preis zu geben. Wer ihr nicht willfahren wollte, den beſtrafte ſie mit dem Tode. Endlich wagte ſie es ſogar, ſich bei Lebzeiten ihres Gemahls mit dem Cajus Silius, einem Senator, öffentlich zu vermählen. Ein Freigelaßner und Günſtling des Kaiſers, Namens Narciſſus, der ehedem ſelbſt ein Liebhaber der Meſſalina geweſen, entdeckte dem Claudius, der eben von Rom abweſend war, die neue Schandthat ſeiner Gemahlin; und da dieſer in ihrer Beſtrafung zögerte und Narciſſus einſah, daß ſein eignes Leben auf dem Spiele ſtehn würde, wenn es der Kaiſerin gelingen ſollte, ſich bei ihrem ſchwachen Gemahl wieder in Gunſt zu ſetzen: ſo gab er ſelbſt einigen Vertrauten Befehl, ſie heimlich zu ermorden, im J. 46 nach Chr. Geb. Mit Recht heißt es von ihr:

Et lassata viris, necdum satiata recessit.

Minder berüchtigt iſt Statilia Meſſalina, die dritte Gemahlin des Nero, deſſen Tod ſie in den Privatſtand zurück verſetzte. Sie widmete darauf ihre Zeit dem Studium der Beredſamkeit und der ſchönen Künſte und erwarb ſich einigen Ruf darin.

Meſſe (lateiniſch missa), hieß zuerſt in der lateiniſchen Kirche die ganze Abendmahlshandlung, oder die Ceremonie des Abendmahls. Dieſe Benennung rührte daher, daß, nachdem die Feier des Abendmahls in den öffentlichen Verſammlungshäuſern oder Kirchen begann, man dieſelbe auf den allgemeinen Gottesdienſt folgen ließ. Um die Beendigung des allgemeinen Gottesdienſtes jedem, der nicht an der Abendmahlsfeier Antheil nehmen wollte, anzukündigen, wurde es üblich, daß ein Kirchendiener die Worte rief: Ite, missa est sc. concio (geht, die Verſammlung iſt entlaſſen). Durch ein ganz gewöhnliches Mißverſtändniß wurde nun die folgende Handlung ſelbſt missa, und nachher durch Verſtümmlung Meſſe genannt. Späterhin erhielt der Ausdruck in der römiſch-catholiſchen Kirche noch die engere Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium oder Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck: Meſſe leſen), oder auch die Einſegnung (Conſecration) des Brots und Weins verſteht, wodurch dieſe in den Leib und das Blut Chriſti verwandelt, und ſo als ein Verſöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden ſollen. Letzteres iſt der eigentliche Sinn der Meſſe in weiterer Bedeutung. Gregor I. oder der Große (ſt. um 604) bildete auch die Meßgebräuche aus. Da die Meſſe zugleich eine ſinnbildliche Vorſtellung des Leidens Jeſu ſeyn ſollte, ſo mußten die Handlungen des Prieſters und jeder Theil ſeines Dienſtes auf die beſondern Umſtände der Paſſion anſpielen, wobei auch die verſchiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Meſſe, wie ſie noch gegenwärtig in der römiſch-catholiſchen Kirche Statt findet, wird in drei Theile getheilt: 1. das Offertorium, die Aufhebung und Verehrung der geweihten Hoſtie, die gewöhnlich in einer koſtbaren Kapſel (die Monſtranz) befindlich iſt; 2. die Wandlung oder die Einſegnung der Hoſtie und des Weins, welche der Geiſtliche genießen ſoll; 3. die Sumtion, oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Iſt Muſik mit dieſer Feierlichkeit verbunden, ſo wird ſie gewöhnlich Hochamt genannt. Auch die Muſik ſelbſt, welche in einer Compoſition der Worte des Kyrie, Gloria, des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, des Sanctus, Benedictus und Agnus dei beſteht, wird von den Muſikern eine Miſſe genannt. Nach den verſchiednen Graden der Feierlichkeit wird ſie in hohe oder große und niedrige Meſſe (zu welcher auch die ſtille gehört) eingetheilt. Erſtere wird von den Chorſängern geſungen und unter dem Beiſtande eines Diaconi und Subdiaconi gehalten; ſie iſt noch feierlicher, wenn ſie vom Biſchof gehalten wird. Die feierlichſte iſt die päpſtliche. Auch ſind die Meſſen nach den Feſten verſchieden, an welchen ſie gehalten werden, z. B. die Meſſen der Heiligen, ſo wie nach den Veranlaſſungen und Gelegenheiten, bei welchen ſie angeſtellt werden. Eine beſondre Art von Meſſen ſind die Seelenmeſſen und Todtenmeſſen; ſie ſollen den beſondern Zweck haben, die Seelen der Geſtorbenen dem Fegefeuer zu entreißen, oder daſſelbe zu lindern. Sie wurden oft von den Sterbenden oder ihren Verwandten beſtellt, und mit Erbſchaften oder Vermächtniſſen, welche man an Kirchen und Geiſtliche ſpendete, reichlich belohnt; ſie gehörten daher vorzüglich zu den Bereicherungsmitteln der Letztern. Die Todtenmeſſen haben ihre beſondern Feierlichkeiten (ſ. Exequien). Eine ganz beſondre Art der Meſſe iſt auch die ſogenannte trockne Meſſe, d. i. diejenige, welche auf der See geleſen

wird, weil man bei derſelben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffes etwas von dem conſecrirten Weine verſchüttet werde. Auch nach den Ländern und Kirchen endlich iſt die Meſſe verſchieden; doch iſt gegenwärtig die römiſche Meſſe die herrſchende. Eine eigenthümliche Einrichtung hat die Meſſe in der griechiſchen Kirche. Endlich iſt auch die Zeit der Meſſe verſchieden; zu den außerordentlichen Meſſen in dieſer Hinſicht gehören diejenigen, welche in der römiſchen Kirche um Mitternacht gehalten werden, z. B. in der heiligen Chriſtnacht.

Meſſen (Handels-), öffentliche Märkte, welche ſich von gewöhnlichen Jahrmärkten theils durch größern Umfang der Geſchäfte, theils durch ihre längere Dauer, theils endlich durch gewiſſe Vorrechte, die hier zugeſtanden werden, unterſcheiden. Sie werden, beſonders an den beiden Hauptmeßorten Deutſchlands, zu Leipzig und Frankfurt a. M., feierlich ein- und ausgeläutet, und theilen ſich in die Vor-, Meß- und Zahlwoche. Bei kleinern Meſſen ſchränkt ſich dieſe Abtheilung auf wenige Tage ein. Die Meßfreiheiten beſtehen, außer den gewöhnlichen Marktfreiheiten, hauptſächlich in der Befreiung von aller Verkümmerung in Schuldſachen, ausgenommen der Schuldner wäre der Entweichung verdächtig, oder hätte ein Verbrechen begangen, oder hätte die Schuld erſt auf der Meſſe contrahirt, oder wollte ſich ungeachtet des Verbots ohne Zahlung heimlich wegbegeben, oder endlich hätte auf die Meßfreiheit Verzicht geleiſtet. Auch iſt es eine Wirkung der Meßfreiheit, daß zur Meßzeit jeder Bürger und Einwohner in ſeinem Hauſe das Gaſtrecht ausüben, und ſpeiſen darf. Die Meſſen ſind nebſt den Jahrmärkten ein ſehr wichtiges Mittel zur Belebung der Geldcirculation und des Commerzes, und verdienen daher von Seiten der Regierungen alle Aufmerkſamkeit. Nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern zählt man mehrere ſehr berühmte Meſſen z. B. in Mexiko, Portobello und Havana, ferner zu Aleſſandria in Italien, zu Lyon, zu Beaucaire, Bozen zu Zurzach in der Schweiz u. ſ. w. In Deutſchland ſind die berühmteſten Meſſen zu Leipzig, zu Frankfurt a. M., zu Frankfurt a. d. O., zu Braunſchweig, Breslau, Caſſel und Naumburg. Die leipziger Meſſe iſt beſonders wichtig für die nördlichen Länder Europa's, die frankfurter mehr für die ſüdlichen. In Leipzig zählt man jährlich drei Meſſen, die Neujahrsmeſſe 1. oder 2. Januar, die Jubilatemeſſe geht den Nachmittag des Sonntags Jubilate an und die Michaelismeſſe, welche den Sonntag nach dem 29. September anfängt, jede dauert drei Wochen. Hier findet man alle Waaren; ein vorzügliches Geſchäft in ſächſiſcher Wolle, in ſächſiſchen Tüchern und Rauchwaaren. Auch ſind die Wechſelgeſchäfte ſehr bedeutend. Noch ganz beſonders zeichnet ſich die leipziger Meſſe dadurch aus, daß ſie die einzige iſt, wo im Buchhandel die bedeutendſten Geſchäfte gemacht werden. In Frankfurt a. M. zählt man zwei Meſſen, die Oſter- und Herbſtmeſſe. Die übrigen Meſſen Deutſchlands ſind nicht von ſolchem Belang, wie die beiden eben genannten.

Meſſias iſt ein hebräiſches Wort, welches einen Geſalbten, einen König bezeichnet. Vornehmlich ward von den Juden derjenige König der Meſſias genannt, von welchem ſie erwarteten, daß er ſie von der Herrſchaft der Fremden befreien, ihr Volk zu dem herrſchenden Volke erheben, und ein goldnes Zeitalter herbeiführen

werde. An die unter ſeinem Volke herrſchenden meſſianiſchen Erwartungen knüpften die Stifter des Chriſtenthums ſeine Lehre an, und ſie wurden der Grund, auf welchem die Kirche erſtand. Allein Jeſus Chriſtus erklärte, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt, ſondern ein moraliſches Reich, ein Reich der Wahrheit und der Tugend ſey, und veredelte auf dieſe Weiſe die meſſianiſchen Ideen ſeiner Zeitgenoſſen, und wenn er ſich ſelbſt den Meſſias nannte, ſo wollte er damit nichts anders ſagen, als daß er der von Gott geſandte, den Völkern verheißne Stifter eines moraliſchen Reichs, d. h. der Kirche ſey. Viele der frühern Chriſten aber konnten ſich von den meſſianiſchen Erwartungen des Judenthums nicht trennen, und es entſtand aus der Vermiſchung derſelben mit chriſtlichen Ideen der weit in der alten Kirche verbreitete Chiliasmus. N.

Meſſina, dem Range nach die zweite Stadt auf Sicilien, am Faro di Meſſina im Val Demone gelegen. Sie iſt von einer Citadelle geſchützt. Der vortreffliche Hafen wurde 1782 für einen Freihafen erklärt. Der Handel mit Seide und in der Stadt verfertigten ſeidnen Zeugen iſt beträchtlich. Meſſina hat ein Erzbisthum, ingleichen ein Generalhospital, La Loggia, welches eins der ſchönſten öffentlichen Gebäude iſt. Vor dem J. 1674 hatte es über 90,000 Einwohner. Dieſe Anzahl war aber bis auf 30,000 geſunken, als im J. 1783 ein furchtbares Erdbeben es verwüſtete. Ungeachtet dieſes Unglücks blühte die Stadt bald wieder auf, und hat in den letzten Zeiten ſo beträchtlich gewonnen, daß ſie jetzt wieder gegen 60,000 Einwohner zählen ſoll.

Meſſing, die bekannte Miſchung des Kupfers mit dem Zink. Nach der Menge des Zinks, die man dem Kupfer beimiſcht, iſt auch die Farbe der Maſſe verſchieden gelb. Je mehr Zink, deſto heller gelb, je weniger, deſto dunkler (rothgelb) wird die Farbe der Miſchung. Die dunklern Arten heißen Tombak, Prinzmetall u. ſ. w. Die hellern Meſſing. Natürliches Meſſing hat man bis jetzt nirgend gefunden.

Meſſungen, Meßinſtrumente. Sie haben zum Zweck, die Größe von räumlichen Gegenſtänden überhaupt zu erforſchen, d. i. zu unterſuchen, wie oft eine zur Einheit angenommene gleichartige Größe oder das Maß (ſ. d. Art.) in der zu meſſenden Größe enthalten ſey. Alle Meſſungen geſchehen entweder unmittelbar oder mittelbar, d. h. entweder durch directe Vergleichung und Anlegung des Maßes an die zu meſſende Größe ſelbſt (die Fertigkeit, dieſes bloß mit Hülfe der Augen durch Schätzung zu thun, heißt Augenmaß, welches bei ſehr kleinen Größen immer zu gebrauchen iſt), oder durch Berechnung der zu meſſenden Größe aus andern ſchon gemeſſenen, mit denen ſie in geometriſcher Beziehung ſteht. So wie nun die reine Geometrie von der Meſſung der geraden Linie anfängt und von da zu Ausmeſſung von Figuren, Flächen und Körpern fortſchreitet, eben ſo muß auch die practiſche Geometrie dieſelbe Folge beobachten. Dieſe begreift: 1. Feldmeßkunſt oder practiſche Geometrie im engern Sinne, welche die Meſſung kleiner Theile der Erdoberfläche lehrt, die als ebene Flächen betrachtet werden können, indem die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde noch keinen Einfluß auf ſie hat, während 2. die Geodäſie oder mathematiſche Geographie hingegen die Geſtalt von Ländern, Welttheilen und der ganzen Erde ſelbſt finden lehrt, wo-

bei ihre ſphäroidiſche Geſtalt aufs genaueſte berückſichtigt werden muß; 3. practiſche Aſtronomie, welche den Lauf der Geſtirne beobachten und meſſen lehrt, um daraus ihre Bahnen, ihre Größe und Entfernung zu beſtimmen. — Feldmeßkunſt, wie auf dem Papiere durch Lineal und Cirkel Linien gezeichnet und gemeſſen werden, ſo geſchieht daſſelbe auf dem Felde durch Signale und Meßketten oder Maßſtäbe. Die Signale, gerade, runde, hölzerne Stangen von 1 bis 2 Zoll Dicke und 6 bis 12 Fuß Höhe, und bei größern Entfernungen leichte Breter, an langen Stangen befeſtigt, oder endlich, wo dieſe noch nicht hinreichen, dreiſeitige Pyramiden, dienen zum Abſtecken einer Linie auf dem Felde, welches dadurch geſchieht, daß mehrere derſelben in zweckmäßigen Entfernungen durch Viſiren in die zu meſſende gerade Linie gebracht werden, um beim Meſſen als Zwiſchen- und Anhaltpunkte zu dienen. Darauf geſchieht die unmittelbare Meſſung ſelbſt durch eine Meßkette (gewöhnlich 5 Ruthen lang, aus Stäben von ſtarkem Eiſendrath von ½ oder 1 Fuß Länge beſtehend, die durch meſſingne Ringe mit einander verbunden ſind), welche an ihren Enden durch 5 Fuß hohe, mit eiſernen Spitzen verſehene Stäbe, d. i. Kettenſtäbe, geſpannt und vermittelſt derſelben in die Richtung der ſchon abgeſteckten Linie gebracht wird. Bisweilen bedient man ſich auch der Maßſtäbe, welche an eine auszuſpannende Schnur angelegt werden, jedoch wenig Bequemlichkeit gewähren, oder auch einer in Wachs und Öl getränkten, genau eingetheilten Schnur oder Meßſchnur, die zwar den Vorzug großer Leichtigkeit vor der Meßkette hat, aber wegen der veränderlichen Spannung wenig Genauigkeit zuläßt. Soll man nun nicht bloß eine Linie meſſen, ſondern ein ganzes Feld aufnehmen, d. h. einen Grundriß davon aufs Papier bringen, ſo daß man, ſobald nur eine unmittelbar auf dem Felde gemeſſenen Linie, welche Standlinie oder Baſis genannt wird, nach einem verjüngten, d. i. kleinern Maßſtabe auf das Papier getragen iſt, auch die übrigen Linien auf dem Papiere ſelbſt meſſen, und den Flächeninhalt der ganzen Figur ebenfalls meſſen, oder aus jenen Linien berechnen kann: ſo hat man von jedem Endpunkte der Baſis aus, nach den vorſpringenden Punkten des Feldes zu viſiren und den Winkel dieſer Viſirlinie mit der Baſis zu beſtimmen; dann gibt der Durchſchnittspunkt der beiden Viſirlinien eines und deſſelben Punktes, von den beiden Enden der Baſis aus gezogen, deſſen Lage an. Hierzu braucht man nun zwei Inſtrumente: den Meßtiſch oder das Aſtrolabium. Der Meßtiſch oder die Menſel iſt eine ebne rechtwinklichte Tafel (faſt immer von Holz, mit Papier überzogen) auf einem Geſtelle oder Stativ, durch das jeder Punkt auf der Tafel über einen beliebigen Punkt auf dem Felde gebracht, die Tafel ſelbſt in die Horizontalebne gebracht und in derſelben herumgedreht werden kann. Zu derſelben gehört ein Lineal oder eine Regel mit Diopteru (Diopterlineal), oder einem Fernrohre (Kippregel) verſehen, um ſie in die Richtung der Gegenſtände zu bringen, und die dahin führenden Linien auf der Menſel zu ziehen. Durch eine Setzwage oder eine Libelle (eine mit Weingeiſt ſo angefüllte cylindriſche Glasröhre, daß noch eine Luftblaſe zurückbleibt, die ſich natürlich immer nach dem höchſten Punkt der Röhre hinbegibt und dadurch anzeigt, ob alle Punkte der Tafel gleich hoch, d. i. in einer Horizontalebne liegen, oder nicht), wird die horizontale Lage des Meß-

tiſches gefunden. Auf eine ſolche Tafel kann dann eine ganze Gegend durch bloßes Viſiren nach den Gegenſtänden von zwei oder mehrern Standpunkten aus aufgetragen und gemeſſen werden. Verlangt man mehr Genauigkeit, ſo muß man ſich des Aſtrolabiums, eines in Grade, Minuten und weiter ſorgfältig eingetheilten, mit einer Regel (Alhidadenregel), auf der Dioptern oder ein Fernrohr befeſtigt ſind, verſehenen meſſingenen Kreiſes bedienen, der auf einem Stative beweglich iſt, ſo daß er in alle möglichen Lagen gebracht werden kann. Durch dieſes Inſtrument werden dann die nöthigen Winkel gemeſſen und aus ihnen und der gemeſſenen Baſis mit Hülfe der Trigonometrie berechnet, oder auch auf Papier aufgetragen, was indeß durch die Meßkette unmittelbar und daher weit bequemer geſchieht. Über das Höhenmeſſen und Nivelliren nebſt den dazu nöthigen Inſtrumenten ſ. d. Art. Über das in jedem Falle zu beobachtende Verfahren, ſo wie über die Inſtrumente ſelbſt, gibt Mayers practiſche Geometrie, ein claſſiſches Werk über dieſe Wiſſenſchaft, überall eine äußerſt vollſtändige und befriedigende Auskunft. Geodäſie. Die bei der Feldmeßkunſt erwähnten Operationen ſind auch hier, nur in einem weit größern Maßſtabe, daher auch mit Hülfe weit größerer und vollkommner Inſtrumente und mit beſtändiger Rückſicht auf die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde auszuführen. Es wird über ein zu meſſendes Land ein Netz von großen Dreiecken gelegt, wo die geographiſche Lage der Hauptpunkte auch durch aſtronomiſche Beobachtungen beſtimmt werden muß. Von Inſtrumenten ſind hier zu erwähnen der Theodolit, ein Aſtrolabium mit einem ſenkrecht darauf ſtehenden eingetheilten Kreiſe, Höhenkreis genannt, ferner Spiegelſextanten und Spiegelkreiſe, d. h. Sechstel- und ganze Kreiſe, auf denen kleine Spiegel befeſtigt ſind, die ſo gebraucht werden, daß man die Strahlen von einem direct geſehenen Gegenſtand zugleich auch von den Spiegeln reflectirt ins Auge gelangen läßt, und dieſes Bild zur Deckung mit einem andern Gegenſtande bringt, wodurch der Winkel zwiſchen beiden Gegenſtänden genau gemeſſen wird. Doch von allen dieſen Inſtrumenten läßt ſich ohne Ocularinſpection gar kein deutlicher Begriff beibringen. Das vollſtändigſte Werk über Geodäſie iſt Puissant, Traité de Topographie und ſein Traité de Géodésie, von dem auch eine deutſche Überſetzung von Schumacher erſcheint. Hieher gehören noch die Gradmeſſungen, welche zur genauen Beſtimmung der Geſtalt und Größe der Erde angeſtellt ſind, worüber der beſondre Artikel nachzuſehen iſt und wozu Delambre im Base du système métrique eine vortreffliche, alles umfaſſende Anweiſung, nebſt einer Geſchichte der großen franzöſiſchen Gradmeſſung ſelbſt gegeben hat. Practiſche Aſtronomie (ſ. Art. Aſtronomie). Hier ſind nur noch einige Inſtrumente anzuführen. Zuerſt ſind genaue Uhren höchſt nothwendig, um die gerade Aufſteigung der Geſtirne zu beſtimmen und auch den Augenblick einer jeden Meſſung genau anzugeben. Tragbare Uhren, um die Zeit von einem Orte zum andern zu übertragen und dadurch den geographiſchen Längenunterſchied beider zu beſtimmen, heißen Chronometer. Das Paſſageinſtrument iſt ein genau in der Mittagslinie eines Orts aufgeſtelltes Fernrohr und der Mauerquadrant ein eingetheilter Viertelkreis von mehrern Füßen im Halbmeſſer, welches in der Mittagsebne befeſtigt iſt. Durch jenes wird die gerade Aufſteigung der Sterne, durch dieſen ihre Abweichung

beſtimmt. Außer dem Mauerquadranten hat man noch andre in der Horizontalebne bewegliche Kreiſe, um den horizontalen Abſtand eines Sterns vom Meridian und ſeine Höhe zu meſſen, welche Azimutalquadranten heißen. Die ſchon bei der Geodäſie erwähnten Spiegel-Octanten, Sextanten und Kreiſe werden hier vorzüglich gebraucht. Ein Äquatorial- oder Gleichwerk oder paralleliſche Maſchine iſt ein an einem eingetheilten Kreiſe befeſtigtes Fernrohr, das dem Äquator oder dem Tagebogen der Sterne parallel bewegt werden kann, um die Sterne in ihrem Tagekreiſe aufzuſuchen und zu verfolgen. Bordaſche Kreiſe oder Multiplicationskreiſe oder Wiederholungskreiſe ſind Kreiſe mit einer Vorrichtung, um einen Winkel wiederholentlich zu meſſen, ſo daß man ein Vielfaches des geſuchten Winkels erhält, aus dem man dann den einfachen Winkel ſelbſt mit vieler Genauigkeit herleiten kann. Zur Meſſung ſehr kleiner Größen dienen der Vernier oder Nonius und Mikrometer. Der Vernier iſt ein an dem eingetheilten Rande (Limbus) des Inſtruments beweglicher Ring, der in einen Theil mehr oder weniger als ein gleich großes Stück vom Limbus eingetheilt iſt, ſo daß z. B. 59 Theile des Limbus auf 60 des Nonius gehen, wodurch man von 1 Theil wieder den 60ſten Theil erhalten kann. Die Mikrometer ſind entweder Schraubenmikrometer, bei welchen man aus der Zahl der Umdrehungen einer ſehr regelmäßig geſchnittenen Schraube auf die Größe einer zu meſſenden Linie ſchließt, oder Kreis- und Rauten-Mikrometer, wenn in der Blendung eines Fernrohrs ein ausgeſchnittener Kreis oder Raute von Meſſing angebracht iſt, um den Eintritt eines Sterns in das Fernrohr daran zu beobachten und daraus geometriſch den Lageunterſchied einzelner Sterne zu berechnen. Eine genaue Beſchreibung von aſtronomiſchen Inſtrumenten findet man in den Lehrbüchern der Aſtronomie, wie in dem von La Lande, und in Zachs monatlicher Correſpondenz und Bode's aſtronomiſchen Jahrbüchern. L.

Meſtizen, die Menſchen, welche aus der Vermiſchung der Europäer mit Indianern entſtanden ſind.

Metalle heißen die zur vierten Claſſe des Mineralreichs gehörigen Körper. Schwere, Undurchſichtigkeit, Zähigkeit, Dehnbarkeit und ein beſonderes Verhalten bei einem gewiſſen Grade der Temperatur zeichnen ſie beſonders aus. Sie ſind die ſchwerſten Körper in der ganzen Natur und unter allen mineraliſchen die undurchſichtigſten. Ihre Zähigkeit iſt dreifacher Art. Sie ſind erſtlich biegſamer als andre Körper, zweitens dehnbarer oder malleabel, d. h. ſie laſſen ſich unter dem Hammer zu dünnen Blättchen ſchlagen, und drittens zähe im eigentlichen Sinne, indem ſie ſich zu dünnem Drath ziehen laſſen. Der Grad aber, in welchem die Metalle dieſe letztern drei Eigenſchaften beſitzen, iſt ſehr verſchieden. Außerdem iſt ein eigner Glanz, den man nach ihnen metalliſchen Glanz genannt hat, ein auszeichnendes Merkmal dieſer Mineralien. Alle Metalle gehören bis jetzt zu den einfachen Stoffen oder Elementen. Der Wärmeſtoff löſ't ſie alle auf. In dieſem Zuſtande fließen ſie und man nennt ſie geſchmolzen. Manche, wie das Queckſilber, erfodern nur einen geringen Grad der Wärme, andre dagegen einen viel höhern, wenn ſie in den flüſſigen Zuſtand verſetzt werden ſollen. Das Queckſilber geſteht in der Temperatur unſres Clima's ſelbſt in den ſtrengſten Wintern nie; weiter hinauf

gegen den Nordpol hin verliert es durch die ſtrenge Kälte jenes Erdſtrichs ſeine Flüſſigkeit. Platina, Eiſen, Braunſtein und Wolfram erfodern einen ſehr hohen Grad der Hitze, ehe ſie ſchmelzen. Alle Metalle bleiben im flüſſigen Zuſtande eben ſo undurchſichtig, wie ſie vorher waren, und bilden dabei eine gewölbte Fläche. Alle ſind entweder in Salpeterſäure oder in Salzſäure, oder doch in einer Miſchung von beiden, wie das Gold in Königswaſſer, auflösbar. Alle geben die vollkommenſten electriſchen Leiter ab. Bei einer ſehr erhöhten Temperatur, z. B. im Brennpunkte eines großen Brennſpiegels, verwandeln ſich die Metalle in ein Gas. Auch verändern ſie ſich, wenn ſie bei höherer Temperatur mit dem Sauerſtoffe in Berührung gebracht werden, indem ſie ſich mit demſelben verbinden. Man nennt dies Verkalken, Oxydiren, Säuern, Calciniren (ſ. letztern Art.). Durch die Verbindung mit dem Sauerſtoff verlieren die Metalle die angeführten Eigenſchaften und werden Halbſäuern. Setzt man dieſe einer noch größern Hitze aus, ſo gehen ſie in Gasgeſtalt über, oder ſie fließen zu einem feuerfeſten Glaſe. — Aus den Auflöſungen in Säuern werden die Metallkalke durch andre Metalle allezeit wieder in ihrer metalliſchen Geſtalt niedergeſchlagen oder reducirt. Dieſes merkwürdige Phänomen erfolgt nach den Grundſätzen der neuen Chemie auf die Art, daß das neu hinzugekommne Metall wegen ſeiner ſtärkern Verwandtſchaft dem aufgelöſ'ten den Sauerſtoff entzieht, und es dadurch wieder herſtellt. In der Natur finden ſich die Metalle in ſehr verſchiedner Geſtalt und von ſehr verſchiednem Anſehen. Alle dieſe großen und mannichfaltigen Verſchiedenheiten laſſen ſich jedoch füglich unter zwei Hauptarten bringen. Entweder ſind die Metalle, welche die Natur liefert, **gediegen**, d. h. in ihrer wahren metalliſchen Geſtalt, oder **vererzt** im weitläuftigern Sinne des Worts, ſo daß ihnen mehr oder weniger von ihrer rein metalliſchen Geſtalt benommen iſt. Der gediegene Zuſtand der Metalle leidet wiederum einige Verſchiedenheiten. Bisweilen findet man ſie nämlich ſichtbar oder in unmerklich kleinen Theilen unter andern Mineralien verſteckt und durch dieſelben verlarvt. Ferner findet ſich ein gediegnes Metall entweder rein für ſich oder mit andern gediegnen Metallen vermiſcht, welches letztere ein natürliches Amalgama heißt. — Auch die Vererzung findet auf verſchiedne Art Statt. Erſtlich durch Verbindung eines Metalls mit einem eigentlich brennlichen Mineral, z. B. mit dem Schwefel. Dies iſt Vererzung im engern Sinn. Zweitens durch eine weit weſentlichere Veränderung, nämlich durch Verbindung des Metalls mit Säuern, da ſie ganz außer den metalliſchen Zuſtand verſetzt und geſäuert oder verkalkt ſind. Dieſe Verkalkung oder Säuerung erfolgt nun aber wiederum entweder durch unmittelbaren Beitritt des reinen Sauerſtoffs oder ſo, daß derſelbe ſchon mit einer Grundlage verbunden iſt, und dadurch eine eigentlich ſogenannte Säure bildet. Wenn bei dieſer letzten Art von Verkalkung zugleich Erdarten, zumal Kalkerden, mit verbunden werden, ſo erhält der metalliſche Kalk dadurch oft ein ſpathähnliches Anſehn und davon ſeinen Namen. Man kennt bis jetzt 23 Metalle, nämlich Gold, Silber, Platina, Queckſilber, Kupfer, Eiſen, Blei, Zinn, Zink, Wismuth, Spießglanz, Kobald, Nickel, Braunſtein, Uranium, Titanium, Tellurium, Wolfram, Molybdän, Arſenik, Chromium, Tantolium und Columbium. — Die Metalle und ihre Erze finden ſich überhaupt, wie andre minerali=

ſche Körper theils in Gängen (Ganggebirgen), theils in Flötzen, und zwar erſtlich gang- oder bromweiſe, wo ſich das Erz hinabwärts erſtreckt. Dieſe Gänge werden nach ihrer Mächtigkeit, nach ihrem Gehalt und ihrem Streichen wiederum beſonders unterſchieden. Es kann ein Gang aus bloßem Erz beſtehen, letzteres aber auch nur in einzelnen Stücken zwiſchen dem Geſtein ſtecken. Im erſtern Falle heißt der Gang ein derber Gang. Hauptgänge werden die genannt, welche ſehr mächtig, Trömer aber, die ſehr ſchmal ſind. Dem Gehalte nach theilt man die Gänge in edle und unedle. Erſtere enthalten faſt lauter Erze, die letztern dagegen viel Geſtein, z. B. Blende, Quarz, Gneuß und andre. (Vergl. den Art. Gang.) Zweitens finden ſich die Metalle und ihre Erze flötzweiſe gelagert (ſ. Flötz); drittens finden ſie ſich in Geſchütten, d. h. in lagerweiſen Flötzen; viertens in Geſchieben d. h. ſolchen Bruchſtücken und Handſteinen, die gleich unter der Dammerde, auch wohl ganz bloß auf derſelben am Tage liegen; fünftens neſter- oder nierenweiſe, d. h. in Höhlen eingeſchloſſen, die zwar auf dem Gange gemeiniglich in deſſen gewöhnlicher Mächtigkeit fortſtreichen und ſich bald wieder verlieren, bald wieder anlegen; jedoch aber keinen ſonderlichen Zuſammenhang weder mit andern Erzen, noch unter ſich ſelbſt haben. Endlich finden ſich ſechstens auch Erze in allen Grubengebäuden an den Wänden und in Firſten auf Sinter oder Tropfſtein, und bisweilen ſind hier mehrere Lagen über einander gewachſen, ja man findet ſogar Stufwerk, wo auf dem Glanze Kies, auf dem Kieſe wieder Glanz und auf dem Glanze Rothgülden- oder Glaserz gewittert iſt. — Die Alten gaben, aus ſchwer zu erörternden Gründen, folgenden ſieben Metallen die Namen ihrer ſieben Planeten, daher ſie auch noch jetzt mit den Zeichen der Planeten bezeichnet werden; das Gold war die Sonne ☉; das Silber der Mond ☾; das Queckſilber der Mercur ☿; das Kupfer die Venus ♀; das Eiſen der Mars ♂; das Zinn der Jupiter ♃; das Blei der Saturn ♄. Über die Erzeugung der Metalle ſchwebt noch große Dunkelheit, gleichwohl ſcheint doch aus mehrern Erſcheinungen hervorzugehn, daß die raſtloſe Natur ſie noch fortwährend ſchaffe. Es ſcheint, daß ſich die Erze durch Dämpfe erzeugen, deren Grundſtoff metalliſch oder zur Bildung des Metalls ganz geeignet iſt. Dieſe Dämpfe, die der Bergmann Schwaden oder Wetter (ſ. gute Wetter) nennt, trifft man ſehr häufig in Bergwerken an. Das Aufſteigen dieſer Dämpfe läßt ſich aus dem Verwittern der Mineralien im Schooße der Erde, aus den daſelbſt befindlichen ſchwefligen und ſalzigen Waſſern, und aus mehrern andern theils bekannten, theils unbekannten Urſachen herleiten. Die Erze verwittern zum Theil ſelbſt, und löſen ſich vielleicht in feine Dämpfe auf oder ſchwängern doch mit ihren Beſtandtheilen jene Schwaden, die dann die in den Gebirgen befindlichen Spalten und Klüfte durchſtreichen und die Erztheile anſetzen. Auch mittelſt der unterirdiſchen Gewäſſer können ſich Metallerze erzeugen, wenn dieſe nämlich mit metalliſchen Theilen geſchwängert unter der Erde fortſtreichen und auf Geſtein ſtoßen, das zur Abſetzung des Metalls bequem iſt. Das feſteſte ſcheint dazu das dienlichſte. Es iſt wahrſcheinlich, daß im Innern der Gebirge gewiſſermaßen ein ähnlicher unaufhörlicher Wechſel der Dinge erfolgt, wie in den organiſchen Reichen, und daß ſich Erze, ſo wie Mineralien überhaupt, erzeugen, reifen, und

nach einer gewiſſen Zeit ſich wieder auflöſen und Stoff zu neuen ähnlichen Erzeugniſſen geben.

Metallſpiegel, ſ. Brennſpiegel.

Metallurgie befaßt die ganze Kunſt, die Metalle aufzuſuchen, zu erkennen, zu Tage zu fördern und zu bearbeiten, von dem Zuſtande des Erzes an bis zu dem Gegenſtande, der daraus gebildet werden ſoll; daher ſind das Scheiden, das Reinigen, das Schmelzen u. ſ. w. der Metalle nur einzelne Zweige der Metallurgie. In einem engern Sinne verſteht man nur die Operationen darunter, mittelſt welcher die Metalle von ihren Erzen geſchieden werden. Die Kenntniß von Bereitung der Metalle iſt ein wichtiger Theil der practiſchen Chemie, und hat in neuern Zeiten, beſonders in Deutſchland und Schweden, die Form einer Wiſſenſchaft erhalten.

Metamorphoſe, die Verwandlung. Wir beſitzen ein Gedicht oder vielmehr eine Reihe von Gedichten unter dem Titel Metamorphoſen, von Ovid, ſ. d. Art.

Metapher, derjenige figürliche oder bildliche Ausdruck in der Sprache (ſ. d. Art. Trope), vermöge deſſen man einen Gegenſtand durch Vorſtellungen, von einem ihm ähnlichen hergenommen, anſchaulicher und kräftiger zu ſchildern ſucht. Der Hauptbegriff bleibt dabei oft unverändert, und nur die zu beſchreibenden Eigenſchaften werden mit ähnlichen Vorſtellungen vertauſcht, welche aber vergrößernd und verſtärkend für die Einbildungskraft wirken, und das Gefühl lebhafter anſprechen müſſen, ſo daß dadurch ein Gegenſtand nach dem Zwecke des Sprechenden oder Schreibenden erhoben oder erniedrigt wird, z. B. „beſchwingte Eile;" „froſtige Warnungen," und die ganz alltäglich gewordnen Metaphern „der Lenz des Lebens," „das Ruder des Staats," „Feuer der Rede." Übrigens kann es hiernach eine dreifache Metapher geben: 1. eine ſolche, welche das Sinnliche vergeiſtigt z. B. „der zürnende Sturm;" 2. die, welche das Geiſtige verkörpert, z. B. „aus der Nacht des Grabes lachen die Sterne ſeines Verdienſtes;" 3. welche das ähnliche derſelben Sphäre auf einen größern Gegenſtand überträgt, z. B. „der ſilberne Mond," „das Licht des Leibes." Die erſtere Art geht in die Perſonification über. Vorzugsweiſe wird die zweite Art Metapher genannt, und als eine abgekürzte Allegorie (ſ. d. Art.) angeſehen, nur daß der Hauptbegriff oft unverändert ſtehen bleibt. Die letztere iſt ein abgekürztes Gleichniß. Übrigens iſt Kürze und Energie des Ausdrucks ein Hauptvorzug der Metapher. Die Neuheit derſelben zeigt den originellen Witz. Jean Paul, der überhaupt in ſeiner Vorſchule der Äſthetik (2te Auflage IX. und XIV. Programm) viel treffliches über den bildlichen Styl mitgetheilt hat, ſagt von ihr richtig: „ſie ſey der Beweis der Einheit beider Welten. Die Metaphern aller Völker gleichen ſich und keine nennt Irrthum Licht und Wahrheit Finſterniß." Die Metapher iſt endlich ein Product des Witzes und der Einbildungskraft, welche durch ihre Kürze und Lebendigkeit dem rhetoriſchen, dramatiſchen und lyriſchen Styl mehr, als das Gleichniß angehört; aber auch das Maß in der Anwendung derſelben zeigt den geſchmackvollen Redner und Dichter. (Siehe übrigens Tropen und Figuren, zu welchen beiden die Metapher in verſchiedner Hinſicht gerechnet werden kann.) T.

Metaphyſik, die Hauptwiſſenſchaft der theoretiſchen Philoſophie, deren Gegenſtand die überſinnliche (metaphyſiſche) Erkenntniß ſeyn ſoll; auch Transcendentalphiloſophie, reine ſpeculative Philoſophie. Den griechiſchen Namen ſoll dieſe Wiſſenſchaft ganz zufällig erhalten haben; gewiß iſt es aber, daß Ariſtoteles in den Büchern, welche ſpäterhin die Überſchrift erhielten, aus welcher durch Zuſammenziehung dieſer Name entſtanden iſt, auch diejenigen Gegenſtände behandelt, welche immer den Hauptinhalt dieſes theoretiſchen Theils der Philoſophie ausmachten, der nicht von der Form der Erkenntniß, ſondern von dem Weſen und den höchſten Gegenſtänden derſelben (oder von den materialen Principien der Erkenntniß) handelt, und deßhalb auch im Gegenſatz der Logik, als einer formellen Wiſſenſchaft, Materialphiloſophie, im Gegenſatz der empiriſchen Naturlehre insbeſondre Metaphyſik genannt worden iſt. Dieſer iſt auch in dem Maße Haupttheil der Philoſophie, daß alle Verſchiedenheit der philoſophiſchen Anſichten hauptſächlich von der Verſchiedenheit der Metaphyſik abhängig iſt, und in derſelben zum Vorſchein kommt; daher nannte man ſie auch ſonſt die erſte und vornehmſte Philoſophie; und Metaphyſiker, metaphyſiſch, Metaphyſik, wird oft mit der Benennung Philoſoph, philoſophiſch, Philoſophie gleichbedeutend gebraucht. Denn hauptſächlich kommt es bei allen Philoſophien darauf an, was man für das Grundweſen der Dinge, und wie man eine Erkenntniß deſſelben für möglich hält, und hiernach ſind auch die Syſteme der Metaphyſik und überhaupt der Philoſophie ſelbſt verſchieden. Seit Wolf, der ihr die ſcientiſiſche Form gab, theilte man ſie in metaphyſiſche Ontologie, Pſychologie, Cosmologie und metaphyſiſche Theologie; in jener ging man von den abſtracteſten Begriffen des Seyns aus (metaphyſiſchen Begriffen), um aus denſelben nachher das Weſen der Seele, der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant aber zeigte vorzüglich, daß wir durch dieſe Verſtandesbegriffe nicht fähig ſind, die Dinge ſelbſt zu erkennen, (ſ. kantiſche Philoſophie), ſetzte aber an die Stelle der Metaphyſik nur eine Kritik derſelben, worin ihm ſeine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphyſik der Natur und der Sitten redet. Eine Wiſſenſchaft überſinnlicher Gegenſtände, meinen ſie, ſey nicht möglich, weil die überſinnlichen Gegenſtände und die Dinge an ſich in keiner Anſchauung gegeben werden können, oder weil dieſelben kein Gegenſtand einer möglichen Erfahrung ſeyn könnten. Die Ideen aber ſeyen Erkenntniſſe, deren Gegenſtände ſich nicht beſtimmen und erkennen laſſen, bloße Regulative der Erfahrung, alle Erkenntniß ſey aber bloß ſubjectiv. Indeſſen konnte ſich das Bedürfniß des Geiſtes, eine höhere, philoſophiſche Weltanſicht zu gewinnen, damit doch nicht beruhigen, und es traten daher auch bald nach Kant viele metaphyſiſche Syſteme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Metaphyſik durch tiefere Unterſuchungen einzunehmen ſuchten, indem ſie mehr oder weniger die objective Gültigkeit des Erkennens, und die Übereinſtimmung des Bewußtſeyns mit ſich ſelbſt im Wiſſen, als die Grundfoderungen des Philoſophirens betrachteten. So verſchieden und wechſelnd nun auch dieſe metaphyſiſchen Anſichten und Syſteme ſeyn mögen, und ſo mißtrauiſch man daher gegen eine ſolche Wiſſenſchaft geworden iſt; ſo beweiſ't dieß doch nichts gegen die Metaphyſik ſelbſt, ſondern bezeugt nur die Freiheit des Geiſtes, und

die Regſamkeit deſſelben, ohne welche wir leicht in trägen Materialismus verſinken würden. Übrigens iſt zwar in keiner Anſicht die Wahrheit, aber auch keine Anſicht durchaus ohne Wahrheit; überall gehört Selbſtthätigkeit dazu, ſich derſelben zu nähern. Jene edle Freiheit des Geiſtes iſt dem engherzigen Despoten, der alle, ſelbſt die innerſte Regung der Freiheit vertilgen möchte, dieſe Selbſtthätigkeit dem flachen Weltmann, dem trägen Empiriker und dem Myſtiker verhaßt, weßhalb jener die Metaphyſik als dem Staate und der bürgerlichen Ordnung gefährlich anklagt, wie zuletzt unter dem Namen der Ideologie geſchehen, letztere ſie oft als eine unnütze Grübelei verſchreien, ohne ſie zu kennen. Weil aber die Metaphyſik die ſchwerſten philoſophiſchen Unterſuchungen enthält, zu welchen ein ungemeiner philoſophiſcher Scharfſinn und Ausbildung des Verſtandes erfodert werden, ſo hat auch hierdurch der Ausdruck metaphyſiſch die Nebenbedeutung des ſchwer zu Durchdringenden, über die gemeine Anſicht Erhabnen mit Recht erhalten worüber ſich der gemeine Verſtand eines Urtheils enthalten ſoll. T.

Metaſtaſe nennt man in der Arzneikunde die Verſetzung des Krankheitsſtoffs aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metaſtaſio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), hieß mit ſeinem wahren Namen Trapaſſi, und war im J. 1698 zu Aſſiſi als der Sohn eines gemeinen Soldaten geboren. Seine Liebe für die Poeſie entwickelte ſich früh, beſonders durch die Lectüre des Taſſo. Schon in ſeinem zehnten Jahre fing er an, ſich in Verſen zu verſuchen. Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der ſein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu ſich, nannte ihn, den Namen Trapaſſi ins Griechiſche überſetzend, Metaſtaſio, und hatte nicht nur die größte Sorgfalt für ſeine Erziehung, ſondern hinterließ ihm auch, als er 1717 ſtarb, ſein ganzes Vermögen „als einem Jünglinge von den größten Hoffnungen.“ Metaſtaſio, der ſich in einem Alter von 19 Jahren in einer gemächlichen Lage befand, überließ ſich jetzt ganz ſeiner Neigung für die Poeſie. Mit der Didone abbandonata, welche 1724 zu Neapel mit Sarro's Muſik aufgeführt wurde, betrat er ſeine Laufbahn als lyriſch-dramatiſcher Dichter, und machte ſich auf derſelben bald ſo berühmt, daß 1729 Kaiſer Carl VI. ihn nach Wien berief, zu ſeinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seit dem fand am Hofe kein Feſt Statt, das er nicht durch eins ſeiner Werke verſchönerte. Die Höfe von Wien und Madrid wetteiferten, ihn mit Geſchenken zu überhäufen. König Ferdinand VI. von Spanien, der ſeine Opern durch Farinelli's Geſang beſonders lieb gewann, ſandte dem Dichter ein ſchmeichelhaftes Geſchenk. Aber Metaſtaſio beſchränkte ſeinen Ehrgeiz auf den literariſchen Ruhm, und lehnte die äußern Auszeichnungen ab, die Carl VI. und Maria Thereſia ihm ertheilen wollten. Er ſtarb im J. 1782. Pius VI., der damals in Wien war, beſuchte ihn ſelbſt und ſandte ihm ſeinen apoſtoliſchen Seegen in articulo mortis. Die wichtigſten Werke Metaſtaſio's ſind ſeine Opern und muſikaliſchen Dramen, die in mehrern Ausgaben erſchienen ſind. Die Vorzüge, wodurch er bei den Italienern claſſiſch geworden iſt, ſind: die vollkommenſte Reinigkeit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache überhaupt, und insbeſondre der ſanfteſte Wohllaut und die größte Leichtigkeit in den Liedern. Vielleicht hat nie ein Dichter größere Fertigkeit gehabt als er in der Kunſt, die weſentlichen Züge einer pathetiſchen Situa-

tion in der Kürze zuſammenzufaſſen; ſeine Lieder, womit die Perſonen abgehn, ſind faſt immer der gediegenſte muſikaliſche Auszug einer Gemüthsſtimmung, der ſich geben läßt. Aber freilich muß man geſtehen, er ſchildert die Leidenſchaft nur nach ganz allgemeinen Beſtimmungen: ſein Pathos iſt geläutert ſowohl von allem charakteriſtiſchen als contemplativen Gehalt, und ſo kann die poetiſche Darſtellung unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Muſiker die Sorge einer weitern Entfaltung zu überlaſſen. Metaſtaſio iſt durchgehends muſikaliſch, aber ganz und gar nicht pittoresk. Seine Melodien ſind leicht und gefällig, allein ſie wiederholen ſich mit weniger Abwechslung; wenn man einige ſeiner Stücke geleſen hat, ſo kennt man ſie alle, und die Compoſition im Ganzen iſt immer ohne Bedeutung. Die Galanterie ſeiner Helden, die Zärtlichkeit ſeiner Heldinnen möchte weniger tadelnswerth ſeyn, als die Wahl ſolcher Stoffe, deren ſtrenger Ernſt ſich nicht ohne einen auffallenden Mißſtand mit ſolchen Tändeleien vermengen ließ. Durch die tragiſchen Anſprüche hat er ſich ſelbſt geſchadet; ſeine Kräfte waren ihnen nicht gewachſen. Zu dem erſtaunlichen Glück, das Metaſtaſio in ganz Europa und beſonders an den Höfen gemacht, hat es beſonders beigetragen, daß er nicht bloß vermöge ſeines Amtes, ſondern durch ſeine Manier ein Hofdichter war. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe, proſaiſche Geſinnungen und Gedanken, mit einer gewählten poetiſchen Sprache ausgeſtattet; eine höfliche Schonung in allem, in der Behandlung der Leidenſchaften wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeiten und ſcheinbare Sittſamkeit: alle dieſe Eigenſchaften mußten dieſe tragiſchen Miniaturen der feinern Welt empfehlen. Auf der Bühne haben ſich nur wenige Opern des Metaſtaſio erhalten, da der veränderte Geſchmack in der Muſik häufiger Duo's, Trio's und große Finale's verlangt, welche man hier nicht findet.

Metempſychoſe, ſ. Seelenwandrung.

Meteor, ſ. Feuerkugel und Meteorſteine.

Meteore ſind Lufterſcheinungen, welche in der Atmoſphäre ihren Urſprung haben, in dieſem großen Magazin, worin alles, was flüchtig und expanſibel iſt, von der Erde aufſteigt, und welche bei der ungeheuern Menge von wäßrigen und brennbaren Dünſten, von Gasarten u. dgl., die täglich von der Erde und ihren Bewohnern aufſteigen, bei der verſchiednen Verwandtſchaft der Stoffe zu einander, der Bindung und Entbindung der Wärme und des electriſchen Fluidums das große chemiſche Laboratorium iſt, worin die Natur ihre verſchiednen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Meteore ausarbeitet, deren Aufzählung und phyſikaliſche Erklärung den Inhalt der Meteorologie ausmacht. Die Veränderlichkeit der Dichtigkeit und der Temperatur der Luft, welche durch Barometer und Thermometer gemeſſen wird, iſt bekannt und verurſacht, ſobald ſie an verſchiednen Orten der Erde in beträchtlichen Schichten und Strichen verſchieden iſt, eine Bewegung der mehr elaſtiſchen, d. i. der dichtern, oder auch durch Wärme ausgedehnten Luft nach den Orten hin, wo ſie weniger elaſtiſch iſt, welche Ortsveränderung der Lufttheilchen Wind heißt, der ſanft oder mäßig genannt wird, wenn er in einer Secunde 10 bis 16 Fuß zurücklegt, ſteif wenn er 24 Fuß, hart wenn er bis 35 Fuß in einer Secunde durchläuft. Von 40 bis 50 Fuß Geſchwindigkeit iſt er ſchon ein **mittelmäßiger Sturm**, zwiſchen 50 und 60 Fuß ein

ſtarker Sturm und von 60 Fuß und drüber ein Orcan. Zwiſchen den Wendekreiſen herrſcht auf dem Meere ein beſtändiger Oſtwind, der in dem nördlichen Theile der heißen Zone nordöſtlich, in der ſüdlichen ſüdöſtlich iſt und hauptſächlich in der Umdrehung der Erde um ihre Achſe von Weſten nach Oſten ſeinen Grund haben möchte. Auf dem Lande der heißen Zone wird dieſer Wind durch Localitäten, durch die Lage der Gebirge, Thäler, Klippen und Küſten mehr oder weniger abgeändert. In dem indiſchen Meere wehen die Muſſons oder Paſſatwinde gewiſſe Monate hindurch nach einer Richtung. Die andern Monate darauf nach der entgegengeſetzten, welches wahrſcheinlich in den hohen und bergigen Ländern, welche nördlich von dieſem Meerbuſen liegen und im Sommer weit ſtärker erwärmt, im Winter ſtärker erkältet werden, als das angränzende Meer, ſeinen Grund hat. In den heißen Zonen ſind an den Küſten Land- und Seewinde, eine andre Art von periodiſchen Winden, wovon jene bei Nacht nach der See zu, dieſe bei Tage von der See landwärts wehen. Außer dieſen ſogenannten luftigen Meteoren ſind nun die wäßrigen zu betrachten, die durch das von der Erde in die Luft durch Verdünſtung aufſteigende Waſſer veranlaßt werden, welche Dünſte, wenn zur Nachtzeit die Luft kühler wird, nicht mehr expanſibel bleiben können, ſondern in tropfbarer Geſtalt als Thau abgeſchieden werden, der, wenn die Luft bis zum Gefrierpunkte erkaltet, gefriert und zum Reif wird. Nebel iſt das Waſſer, das durch Vermehrung des Drucks der Atmoſphäre oder Verminderung ihrer Temperatur aus dem Dunſte niedergeſchlagen, und wegen ſeiner höchſt feinen Zertheilung in der Luft ſchwimmend erhalten wird, und hat daher einerlei Grund mit dem Sichtbarwerden unſers Hauches im Winter, woraus ſich das Fallen und Steigen des Nebels, ſo wie, daß auf jenes gewöhnlich ein heitrer, auf dieſes ein trüber Tag folgt, leicht erklären läßt; denn Wolken ſind nichts anders, als in den höhern Gegenden der Luft ſchwimmende Nebel, welche ihre ſcheinbare Dichtigkeit von ihrer großen Weite erhalten. Ihre Entfernung von der Erde iſt aber ſehr verſchieden. Wenn nun die Zerſetzung der wäßrigen Dünſte in den obern Regionen der Luft ſchnell genug und in hinreichender Menge geſchieht, ſo daß das niedergeſchlagne Waſſer zu Tropfen zuſammentreten muß, welche wegen ihres ungleich größern ſpecifiſchen Gewichtes von der Luft nicht mehr getragen werden können, ſondern niederfallen, ſo entſteht Regen, der bei kalter Lufttemperatur zum Schnee wird, wenn aber bei ſeinem Herabfallen dem Waſſertropfen durch irgend eine Urſache die Wärme plötzlich entzogen wird, Hagel bildet. Hieher gehören noch die Tromlen oder Waſſerhoſen, indem ſich eine Waſſerſäule von einer Wolke bis zum Meere oder umgekehrt erhebt, wobei das Waſſer kocht und brauſ't und die Luft ſchweflich riecht. Außer jenen luftigen und wäßrigen Lufterſcheinungen ſind nun noch die feurigen zu bemerken, unter denen zuerſt das Gewitter eine der allgemeinſten iſt, das allein in der Electricität ſeinen Grund hat, wie ſchon im Jahre 1746 Winkler zuerſt behauptete und 1747 Franklin überzeugend darthat. Der Blitz iſt bloß ein ſtarker electriſcher Funken und ſeine Erſcheinungen laſſen ſich alle im Kleinen mit der Electriſirmaſchine nachmachen. Der Donner entſteht durch die durch den Blitz bewirkte Erſchütterung der Luft, und das Wetterleuchten iſt ein nicht mit Donner begleiteter Blitz, indem der Donner wegen der großen

Entfernung nicht mehr gehört werden kann. Das Nordlicht, die glänzendſte und ſchönſte Lufterſcheinung, iſt wahrſcheinlich auch ein electriſches Meteor. Der Regenbogen entſteht bekanntlich durch Brechung der Sonnenſtrahlen in den Regentropfen, und kann daher ganz mathematiſch erklärt werden. Eben ſo entſteht durch Brechung des Lichtes in den Dünſten der Atmoſphäre die Abend- und Morgenröthe, ſo wie die Höfe, größere und kleinere helle Ringe um Sonne oder Mond, und wahrſcheinlich haben auch die ſogenannten Nebenſonnen und Nebenmonde darin ihren Grund. Die Irrlichter oder Irrwiſche ſind Entzündungen oder ein Leuchten von phosphoriſchen Luftarten und Dünſten, die aus moraſtigem Boden aufſteigen, und Sternſchnuppen und Feuerkugeln (vergl. dieſe und Meteorſteine) ſind Entzündungen brennbarer Stoffe in den höhern Gegenden der Atmoſphäre. Über Meteorologie ſind die vorzüglichſten Schriften De Luc's Unterſuchungen über die Atmoſphäre und ſeine neuen Ideen über Meteorologie. In den neuern Zeiten hat man verſucht, auf die Meteorologie eine Vorherbeſtimmung der Witterung (ſ. vorzüglich Haberle's Journal) zu gründen, welches aber bei unſern geringen Kenntniſſen von den auf die Atmoſphäre wirkenden Kräften, ſo wie bei ihrem mannichfachen Zuſammenwirken noch ſehr lange, vielleicht auf immer für uns Menſchen ein eitles Bemühen bleiben muß.

Meteorologie, ſ. Art. Meteore.

Meteorſteine auch Meteorolithen, Aërolithen, Uranolithen, von den Alten Bälylien genannt, ſind vom Himmel herabfallende, aus metalliſchem Eiſen, Nickel, Kieſelerde, Magneſia, Schwefel und Chrom beſtehende Maſſen, welche durch Feuerkugeln oder Boliden zu uns herabgeführt werden, die plötzlich in der Atmoſphäre erſcheinen, ſich mit einer reißenden Geſchwindigkeit, bisweilen gleich der der Erde in ihrer Bahn, bewegen, und nach einem kurzen Glanze, mit einem ſtarkem Kanonen- und Flintenfeuer ähnlichen Knalle oft in einer ſehr großen Höhe, in mehrere, zuweilen in mehrere tauſend Stücke zerplatzen, welche noch heiß, mit einer ſchwarzen Kruſte überzogen, zu uns herabkommen, mit einer ſolchen Gewalt, daß ſie häufig mehrere Fuß in die Erde eindringen. Dieſer ſo lange für eine Fabel gehaltne Steinregen der Alten iſt in unſern Zeiten durch eine große Menge von Beobachtungen außer allen Zweifel geſetzt und die Phyſiker haben ſich um die Erklärung dieſes Phänomens bemüht. Einige halten jene Maſſen für Erzeugniſſe unſerer Atmoſphäre. Durch große chemiſche Prozeſſe, wobei es übrigens faſt unbegreiflich bleibt, wie bei der höchſt verdünnten Luft an der äußerſten Gränze unſrer Atmoſphäre, von wo die Feuerkugeln zu uns herabkommen, ſolche feſte, aus Stoffen, über deren Exiſtenz in der Luft wir gar nichts wiſſen, beſtehende Körper gebildet werden könnten. Wahrſcheinlicher ſcheint daher die Behauptung Anderer, daß ſie aus den Mondvulcanen zu uns herabgeſchleuderte Maſſen wären, wenn dabei nur nicht ihre Entzündung und Zerplatzung, die man aus der ſtarken Compreſſion und Reibung in der Luft hat herleiten wollen, ziemlich unerklärlich blieben. Übrigens iſt es mathematiſch erwieſen, daß bei günſtiger Lage des Mondes gegen die Erde eine ſchwere Maſſe, die aus erſterem mit einer anfänglichen Geſchwindigkeit von 8293 Fuß in einer Secunde, oder ungefähr der fünffachen Geſchwindigkeit einer 24pfündigen Kanonenkugel, ausgeſchleudert würde, in einem Zeitraum

von etwa 70 Stunden auf unſre Erde gelangen konnte, und da eine Fallgeſchwindigkeit von ungefähr 34,000 Fuß in der Secunde haben würde. Chladni hat zuerſt ihren cosmiſchen Urſprung beweiſen wollen und die Möglichkeit gezeigt, daß ſie auch Stücke kleiner, ſich um unſre Erde bewegender Planeten ſeyn könnten. Hieher gehören auch die großen Maſſen von Gediegen-Eiſen, des ſogenannten Meteoreiſens, wie auch andre. Die 71 Pfund ſchwere, die im Jahre 1751 am 26ſten Mai zu Hraſchina unweit Agram in Croatien herabgefallen iſt, und ſehr wahrſcheinlich auch die durch Pallas im J. 1772 in Sibirien am Jeniſei aufgefundne auf 1600 Pfund geſchätzte Eiſenmaſſe, worin ſich Olivin eingeſprengt befindet; die auf 30,000 Pfund geſchätzte in der ſüdamerikaniſchen Provinz Chaca Gualamba aufgefundne von Rubin de Celis im J. 1782 unterſuchte Maſſe: ſo wie das mehrere tauſend Pfund ſchwere Stück Gediegen-Eiſens, welches ſich in der Provinz Durango in Mexiko gefunden hat. Eine vorzüglich vollſtändige Aufzählung aller bis jetzt gefallener Meteorſteine, nebſt allen dahin gehörigen Beobachtungen und Unterſuchungen findet man in verſchiednen Jahrgängen von Gilberts Annalen der Phyſik. (Vergl. Feuerkugel).

Methode (griechiſch) iſt der Weg, die Art, wie man etwas erforſcht oder zu erreichen ſucht, daher in der Logik diejenige Art, Erkenntniſſe zu behandeln oder abzuhandeln, die auf deutlich gedachten Principien der Vernunft beruht, Methode genannt und von der Manier, die nach dem äſthetiſchen Gefühle von Harmonie und Ebenmaß in der Darſtellung verfährt und empiriſcher Natur iſt, unterſchieden wird. Manier iſt das Eigenthümliche in der Kunſt, die Methode aber gehört der Wiſſenſchaft an und gibt der Behandlung der Erkenntniſſe den wiſſenſchaftlichen Charakter. Gleichwohl iſt die Strenge der Methode bei dem großen Leſepublicum wenig beliebt und Schriftſteller, die daſſelbe über ſpeculative Wiſſenſchaften belehren wollten, haben, um angenehm zu bleiben, der ſyſtematiſchen Darſtellung die fragmentariſche vorgezogen, die aber nur dann den wiſſenſchaftlichen Charakter behaupten konnte, wenn ein methodiſches Denken aus ihr hervorleuchtete wie z. B. in Platners Aphorismen; denn aphoriſtiſch iſt derjenige fragmentariſche Vortrag der Wiſſenſchaft, deſſen Gang durch ein methodiſches Denken geregelt wird. Die Schriftſteller bedienen ſich nach Maßgabe ihres Zweckes und der Wiſſenſchaft, die ſie behandeln, verſchiedner Methoden. Die ſtrengſte iſt die mathematiſche, die den vorzutragenden Lehren durch eine nothwendige Aufeinanderfolge von Definitionen, Axiomen und Demonſtrationen die größte Evidenz zu geben vermag. Sie iſt aber nur für eine Wiſſenſchaft, die es wie die Mathematik bloß mit formalen Größen zu thun hat, anwendbar. Im Vortrage der Philoſophie haben vorzüglich drei Methoden Epoche gemacht, die aus dem Geiſte der Syſteme, bei denen ſie angewendet wurden, hervorgingen: die ſkeptiſche, die, wie bei Hume, was ſie aufſtellt, in Zweifel zieht und das menſchliche Wiſſen ungewiß macht; die kritiſche, die, wie bei Kant, auf Unterſuchung der Gründe vorgetragner Sätze ausgeht; und die dogmatiſche, die, wie Schelling thut, apodictiſch behauptet und beweiſt. Übrigens iſt die Methode in Rückſicht des Fortſchreitens in der Darſtellung einer Wiſſenſchaft entweder analytiſch, d. h. ſie geht von Reſultaten aus und ſucht die Gründe, oder ſynthetiſch, d. h. ſie folgert aus den Gründen die Reſultate; allemal aber muß ſie auf unbeſtrittne Ele-

mentarſätze und allgemein gültige Begriffe bauend, mit logiſcher Conſequenz verfahren, um wiſſenſchaftlich zu bleiben; denn populär iſt ſie, wenn ſie nur vom Bekannten und Individuellen ausgeht, was Redner und Volkslehrer, um Intereſſe zu erwecken, zu thun pflegen. Populär muß überhaupt diejenige Methode ſeyn, deren man ſich beim Unterrichte der Jugend bedient, denn der Vortrag des Jugendlehrers zweckt nicht bloß darauf ab, der Wiſſenſchaft, die er behandelt, Genüge zu leiſten, ſondern vorzüglich ſie dem Schüler bekannt und lieb zu machen. Daher iſt die acroamatiſche Methode d. h. diejenige Lehrart, bei der der Lehrer ununterbrochen allein ſpricht, nur vor ſchon gebildeten Zuhörern und für den akademiſchen Unterricht geeignet, beim Unterrichte der unmündigen Jugend aber, deren Aufmerkſamkeit erſt gewonnen und fixirt werden ſoll, hat die erotematiſche Methode d. h. die c fragende, die die Abhandlung des Lehrſtoffes vermittelſt eines Geſprächs zwiſchen Lehrer und Schüler theilt, den Vorzug. Hiſtoriſche Lehrſtoffe laſſen freilich nur examinatoriſche Fragen zu, durch die der Lehrer dem Schüler Rechenſchaft abfodert, ob er die gehörte oder geleſene Erzählung gefaßt und gemerkt habe; in denjenigen Wiſſenſchaften aber, deren Gründe in der menſchlichen Vernunft liegen, wie in der Mathematik, Religion und Moral, iſt die catechetiſche Methode an ihrem Orte. Dieſe Methode nämlich nimmt durch anregende Fragen die Vernunft des Schülers unmittelbar in Anſpruch, damit der abzuhandelnde Lehrſtoff aus ſeinen Antworten ſelbſt erzeugt und gebaut werde. Beim Rechnen und der Geometrie geſchieht dies durch ein Continuum nothwendig aus einander folgender Urtheile und Schlüſſe und kann an eine vorgeſchriebne Reihefolge formaler Übungen, wie es Paſtalozzi in ſeiner Anſchauungslehre *) thut, gebunden werden. Der Unterricht in der Moral und Religion hingegen erfodert eine freiere Bewegung der catechetiſchen Methode, bei der das Poſitive dem Kinde direct mitgetheilt, und nur da ein Selbſterzeugen des Lehrſtoffs von ihm verlangt werden darf, wo es denſelben durch eignes Nachdenken zu finden vermag und ſchon Worte genug hat, um ſich darüber auszudrücken. Auch verdient das Catechiſiren dann erſt den Namen der ſokratiſchen Methode, wenn der Lehrſtoff im Geſpräch mit den Schülern wirklich gebildet und von ihnen ſelbſt gefunden wird, der Lehrer aber durch ſeine Fragen nur den Gang ihres Nachdenkens leitet und es in beſtimmter Richtung auf den abzuhandelnden Gegenſtand erhält. Überhaupt erfodert jede Kunſt und Wiſſenſchaft beim Unterrichte eine eigne, auf ihre Natur und ihr Verhältniß zum menſchlichen Geiſte gegründete Methode oder Art und Weiſe, wie ſie den Schülern mitgetheilt, eingeübt und angeeignet werden ſoll und unter den vielen Lehrmethoden, die es für einen Unterrichtsgegenſtand gibt, wird allemal diejenige, bei der ſich die Schüler denſelben am gründlichſten und eheſten aneignen und zugleich ihre Kraft daran für etwas Höheres üben und ſtärken können, den Vorzug haben. Denn darin müſſen die Methoden für Unterrichtsgegenſtände aller Art mit einander übereinſtimmen, daß ſie den Lehrling in Stand ſetzen, ſich die Kenntniſſe und Fertigkeiten, die er lernen ſoll, durch

*) Ueber dasjenige Prinzip der paſtalozziſchen Methode, welches den erſten Unterricht auf Anſchauungen gründet, vergleiche man den Artikel Anſchauungslehre.

eigne Thätigkeit zu erwerben, da nur das Selbſterwerben ganz unſer wird. Es kommt dabei weniger auf die Kürze, als auf die Sicherheit des Weges an, den die Methode anweiſ't, auch darf es ihr nicht bloß darum zu thun ſeyn, ihrem Zöglinge ein Aggregat von Kenntniſſen und Fertigkeiten beizubringen, ſondern ſie ſoll ihn zugleich durch die Art, wie er lernt, zum beſonnenen, ſeiner ſelbſt mächtigen, geiſtig geſunden und kraftvollen Menſchen bilden. Dies beabſichtigt inſonderheit die peſtalozziſche Methode, deren eigenthümliches Weſen Sachverſtändige in dem pädagogiſchen Grundſatze finden, bei dem Unterrichte der Jugend überhaupt von den Elementarpunkten aller menſchlichen Erkenntniß auszugehn, die Lehrſtoffe, ſo weit es ihre Natur geſtattet, durch die eigne zum Fortſchreiten nach feſten Regeln und in lückenloſer Continuität anzuhaltende Thätigkeit des Zöglings bilden zu laſſen und dadurch die intenſive Stärkung und Erhöhung ſeiner Geiſteskräfte bis zu dem möglichſt höchſten Grade zu bringen. Über dieſes Princip ſelbſt und den Mechanismus ſtufenweis geordneter Übungen, deſſen ſich die peſtalozziſche Methode zur Erreichung ihres Endzwecks bedient, ſind die Stimmen in der pädagogiſchen Welt ſehr getheilt und wir behalten uns eine genauere Würdigung deſſelben für den Artikel Peſtalozzi vor. In einer Geſchichte der Erziehungsmethoden wird die ſchöne Idee dieſes Mannes immer eine ehrenvollere Stelle einnehmen als der Philanthropinismus, deſſen Methoden durch das Beſtreben, alles zu erleichtern und zu verſüßen, das Lernen häufig in Spiel und Tändelei verkehrten und die Zöglinge weniger unterrichteten als zerſtreuten. Der Ernſt der peſtalozziſchen Methode hat viel dazu beigetragen, dieſem Unweſen Einhalt zu thun und den der modernen Unterrichtsweiſe fremd gewordnen Geiſt der Gründlichkeit wieder in Kraft zu ſetzen, jene geiſtloſen Pädagogen aber, die ſich nur im Gleiſe eines Schlendrians, der den Namen der Methode nicht verdient, bewegen mögen, aufs neue recht nachdrücklich zu erinnern, daß nicht das Einlernen dieſes oder jenes gangbaren Lehrgegenſtandes, ſondern die Übung der Kraft überhaupt und die Bildung des Kindes zum Menſchen der höchſte Zweck alles Unterrichts ſey. Die Aufgabe aber, eine abſolute Methode, deren Schematismus unter allen Umſtänden für jeden Lehrer und Lehrſtoff der beſte ſeyn müſſe, zu erfinden, hat die peſtalozziſche Schule in den Augen der Unbefangnen nicht gelöſ't, und ſie ſcheint überhaupt nicht gelöſ't werden zu können, da die Theorie wohl abſolute Principien aufſtellen, die Praxis aber nur ſo viel davon brauchen kann, als den Umſtänden und Perſonen, von denen ſie abhängt, angemeſſen iſt. Der Privatunterricht erfodert andre Methoden als der öffentliche, und eine und dieſelbe Methode, die an verſchiednen Orten in Anwendung kommt, wird ſich immer nach den Individualitäten der Lehrer, die ſie handhaben und nach den geiſtigen Bedürfniſſen und Fähigkeiten ihrer Schüler verſchieden modificiren. Am wenigſten ſcheint es gerathen, die Einführung einer Methode in den Schulen durch Befehle erzwingen zu wollen, da das Gelingen auch der beſten Methode hauptſächlich von dem Grade der Geſchicklichkeit, Überzeugung und Willigkeit der Lehrer abhängt, die ſie anwenden ſollen, und für ſolche, denen Luſt und Fähigkeit abgeht, neue Formen anzunehmen, allemal diejenige Methode die zweckmäßigſte iſt, die ſie ſchon inne haben. E.

Methodiſten wurden im 17ten Jahrhundert diejenigen polemiſchen Schriftſteller der catholiſchen Kirche genannt, welche den Streit mit den Proteſtanten durch neu erſonnene dialectiſche Methoden abzukürzen und ihre Gegner in den Nachtheil zu ſtellen wußten. Mit dieſem Streite ſelbſt iſt auch der Name in neuern Zeiten erloſchen und wird jetzt in einem ganz andern Sinne der merkwürdigen Religionsgeſellſchaft beigelegt, die in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts im Schooße der engliſchen Kirche entſtanden iſt. Nach dem Beiſpiele der deutſchen Pietiſten vereinigten ſich 1720 einige junge Theologen zu Oxford zu frommen Übungen und ſtrengern Sitten; beſonders beabſichtigten ſie eine genauere Beobachtung der Vorſchriften des neuen Teſtaments, als damals in der engliſchen Kirche gebräuchlich war, und widmeten ſich Werken der Liebe, z. B. dem geiſtlichen Zuſpruch und Beſuch der Gefangnen und Miſſethäter, dem Unterrichte armer Kinder u. ſ. w. Ihre anders geſinnten akademiſchen Mitbürger kamen daher auf den Einfall, ſie hätten eine neue Methode des chriſtlichen Lebens erfunden und nannten ſie ſcherzweiſe **Methodiſten**; ein Name der bald zur Bezeichnung dieſer neuen Geſellſchaft allgemein gebräuchlich und von ihr ſelbſt angenommen wurde. Unter ihren Mitgliedern, die ſich von Jahr zu Jahr vermehrten, zeichneten ſich beſonders **John Wesley**, der Stifter dieſes frommen Bundes, und der 1732 beigetretne **George Whitefield** durch Talent, Eifer und Anſehn aus. Der erſtere ging mit drei andern Brüdern 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er als Heidenbekehrer zwei Jahre mit glücklichem Erfolge arbeitete und durch die Verbindung mit den Herrnhutern, die er bei dieſem Geſchäfte kennen gelernt hatte, angeregt, bei ſeiner Rückkehr nach England beſchloß, jene kleine anfangs nur aus jungen Geiſtlichen beſtehende Geſellſchaft nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Whitefields Predigten hatten das Volk an mehrern Orten auf ein ſolches Unternehmen vorbereitet und bald ſammelte Wesley zu London eine kleine Gemeinde, mit der er in einem Privathauſe Erbauungsſtunden hielt, ohne an eine Trennung von der hohen biſchöflichen Kirche zu denken. Da aber die Geiſtlichkeit dieſer Kirche den methodiſtiſchen Predigern, welche ohne beſtimmte Anſtellung das Volk durch Predigten für ihre Lehre und Verbindung zu gewinnen ſuchten, die Kanzeln verbot und der Zulauf bei ihren Vorträgen ſo groß wurde, daß jede Kirche ihnen zu klein ſchien, ſingen ſie an im Freien zu predigen, und eine beſondre Kirche nach dem Muſter der apoſtoliſchen zu bilden. Die Neuheit der Sache und der ganz eigne Charakter dieſer Feldpredigten, die ſich von den trocknen moraliſchen Abhandlungen, welche man von den Kanzeln der hohen biſchöflichen Kirche zu hören gewohnt war, durch Popularität, Nachdruck und religiöſe Begeiſterung auszeichneten, und, indem ſie das durch die Laulichkeit und den Skepticismus der engliſchen Geiſtlichkeit von den Kanzeln faſt ganz verdrängte Thema vom natürlichen Verderben des Menſchen, von der Verſöhnung durch Jeſum den Gekreuzigten, von der Buße und Wiedergeburt mit aller Gewalt der Beredſamkeit und reicher Beziehung auf die Bibel wieder zur Sprache brachten, eine neue Lehre zu verkündigen ſchienen, mußte den Anhang der Methodiſten zuſehends vermehren. Whitefield, der feurigſte und kühnſte von allen, ſah oft auf Wieſen, Kirchhöfen, ja ſelbſt auf den Tummelplätzen des öffentlichen Vergnügens, wo er des

Contraſtes wegen am liebſten auftrat und die Laſter der Zeitgenoſſen ſtrafte, bei 12,000 Zuhörer um ſich verſammelt, die der Donner ſeiner Rede in Erſtaunen ſetzte und ſo gewaltig erſchütterte, daß viele in Verzuckungen fielen und auf der Stelle zum Glauben und zur Heiligung wiedergeboren wurden. Denn dieſe plötzliche Bekehrung, die ſie mit den Pietiſten den Durchbruch der Gnade nennen, wollen die Prediger der Methodiſten durch ihre Vorträge bewirken und ſie haben ihre Abſicht nicht ſelten erreicht. Das Feldpredigen ſtellten ſie jedoch bald ein und bauten ſich, um vor dem ſchlechten Wetter und dem Unfuge des Pöbels geſchützt zu ſeyn, eigne Bethäuſer, die ſie Tabernakel nennen. Dadurch gewann ihre Partei zuerſt eine ſelbſtſtändige Geltung, und da die Regierung in ihrem Unternehmen nichts für den Staat Gefährliches ſah, ſchritten ſie nun ungeſtört zur Einrichtung einer Kirchenverfaſſung, die, obgleich das gute Vernehmen mit den Herrnhutern ſchon 1739 aufgehört hatte, doch nach dem Muſter der Brüdergemeinde, und ſelbſt da der Streit Whitefields mit Wesley über die Gnadenwahl 1741 eine völlige Trennung der Whitefieldianer, die ſich zu dem calviniſtiſchen Particularismus bekennen, von den Wesleyanern, die, wie die Arminianer oder Remonſtranten, eine univerſelle Vorherbeſtimmung zur Seligkeit annehmen, verurſachte, in beiden Parteien ziemlich gleichmäßig zu Stande kam. Ihre Liturgie iſt ganz das Rituale der hohen biſchöflichen Kirche, nur begehen ſie es mit mehr Wärme und Innigkeit, wenden auf einen ſanften und angenehmen Vortrag der Kirchengeſänge, in denen beide Geſchlechter abwechſeln, mehr Sorgfalt, und geben der Andacht überhaupt öftere Nahrung als dieſe. An den Wochentagen verſammeln ſie ſich früh vor und Abends nach ſechs Uhr zum Gotlesdienſte im Tabernakel und beobachten die Sonntagsfeier ſehr genau. Monatlich einmal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields zur Feier des Stiftungsfeſtes und zur Erneuerung ihrer Verbindung zuſammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht ſind die Gemeinden in Claſſen, und dieſe wieder nach den Geſchlechtern in kleinere Geſellſchaften (Bands) getheilt, deren jede unter ihrem eignen, mit der Seelſorge beauftragten Vorſteher wöchentlich zuſammenkommt und ſich über den Herzenszuſtand ihrer Glieder beſpricht. Alle Bands und Claſſen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinſchaftliches Liebesmahl. Außerdem theilen ſich die Methodiſten noch in Stehende, deren Glaube und Wiedergeburt ſchon durch Ausdauer bewährt iſt, und Gefallne, die nach ihrer Wiedergeburt wieder umgeſchlagen ſind und in eignen Betſtunden aufs neue bearbeitet werden. Die Bewährten erhalten Zettel zur Beſcheinigung ihrer von den Vorſtehern anerkannten Frömmigkeit, welche zugleich als Zulaſſungsbillets zu den Privatzuſammenkünften der Stehenden gelten, aber in jedem Vierteljahre erneuert werden müſſen. Neu eintretende Mitglieder erhalten ein gedrucktes Regulativ der Sitten zur Nachachtung, worin grobe und vorſätzliche Sünden namentlich verpönt ſind. Die Übertretung dieſer Regeln zieht, wie bei der Brüdergemeinde, Verweiſe, Bann und endlich Ausſchließung aus der Gemeinde nach ſich. Geleitet werden die Gemeinden von den Biſchöfen, Predigern und Gehülfen oder Laienpredigern, die, weil ſelten

gelehrte Theologen zu ihnen übergehn, oft aus andern Ständen gewählt werden, und ungeachtet der Beſoldung, die ſie von der Gemeinde erhalten, auch ihr Gewerbe fortſetzen dürfen. Man ſieht daher in den Tabernakeln der Methodiſten Ärzte, Militärperſonen, Kaufleute oder Handwerker in alltäglicher Kleidung als Prediger auftreten; denn ſie haben keine beſondre geiſtliche Tracht. Den Predigern ſtehn in jeder Gemeinde ſieben Älteſte zur Beſorgung der bürgerlichen und ökonomiſchen Angelegenheiten, die *Vorſteher der Claſſen* und *Bands* und die *Krankenbeſucher* zur Seite, deren Beſtimmung ſchon ihr Name angibt *). Außerdem haben die Gemeinden eigne Schullehrer und zu Kingswood bei Briſtol beſteht eine von Wesley gegründete Bildungsanſtalt, die ſeiner Partei als Predigerſeminar dient. Alle dieſe Diener der Geſellſchaft wurden ehedem von den Predigern allein durch das Loos gewählt und Wesley, der das Anſehn eines Patriarchen und Oberhauptes ſeiner Partei genoß, hatte darauf bis zu ſeinem Tode 1791 den entſchiedenſten Einfluß. Als aber zu dieſer Zeit unter ſeinen Anhängern die Frage entſtand, ob man nicht nun das Abendmahl, das ſie bisher nach Wesley's Willen in den Verſammlungen der biſchöflichen Kirche genoſſen hatten, in den eignen Tabernakeln halten und ſich gänzlich von dieſer Kirche losſagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend aber nicht durch Abſtimmung, ſondern wieder durchs Loos entſchieden, bildete ſich unter dem Namen der *neuen Methodiſten* eine beſondre Partei unter den Wesleyanern, die das Joch der Prediger abwarf und 1796 ein aus Predigern und Laien zuſammengeſetztes Kirchendirectorium conſtituirte. Dieſe den Laien erworbne Theilnahme am Patronatrechte verſchaffte den neuen Methodiſten einen anſehnlichen Zuwachs und ſie ſind jetzt zahlreicher, als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Im Jahre 1800 hatten die Methodiſten aller drei Gattungen in Großbritannien 940 Tabernakel, 417 Prediger und 109,961 Mitglieder, unter denen die meiſten zu der Volksclaſſe der Matroſen, Soldaten, Kohlenführer und Tagelöhner gehörten. Männer, wie *Wilberforce*, der berühmte Gegner des Sclavenhandels, der zu den Methodiſten getreten iſt und ihre Grundſätze vertheidigt hat, ſind ſelten bei dieſer Partei, die überhaupt auf geſellige und gelehrte Bildung nicht Anſpruch macht und wegen der Strenge ihrer Sitten wenig Beifall unter den höhern Ständen finden kann. An ihrer einfachen Lebensart, frommen Sprache und andächtigen Haltung ſind die Methodiſten eben ſo leicht wie die Herrnhuter zu erkennen; doch iſt ihre Meinung ſchwärmeriſcher und ihr Thun und Treiben weniger weltklug und eigennützig. Das Eigenthümliche ihres Glaubens beſteht nur darin, daß ſie auf die poſitiven Lehren des Chriſtenthums einen größern Werth legen, als die engliſche Kirche pflegt, und die Bekehrung des Menſchen für das Werk augenblicklicher ſtarken Gemüthsbewegungen halten. Auch ſtehen ſie in der Meinung, durch dieſe geiſtliche Wiedergeburt oder den *Durchbruch* eine größre ſittliche Vollkommenheit erlangen zu

*) Ein ſolcher methodiſtiſcher Krankenbeſucher, Dr. Pekwell, ſtiftete die unter dem Namen *Krankenfreund* berühmte Geſellſchaft zu London, deren Zweck die Aufſuchung und Pflege hülfloſer Kranken von allen Religionen iſt, und ſchon mancher verlaßne und erkrankte Ausländer verdankt ihr ſeine Rettung.

können, als den Menſchen möglich ſcheint, und es fehlt unter ihnen nicht an düſtern Selbſtquälern und Heuchlern. Das große Verdienſt, die niedern Volksclaſſen zur Arbeitſamkeit, Sittſamkeit und Gottesfurcht gewöhnt zu haben, macht ſie jedoch bei allen ihren Mängeln zum Gegenſtande der allgemeinen Achtung, und ſie werden unter die ruhigſten, nützlichſten, wohlthätigſten Bürger gerechnet. Weniger gebührt dieſes Lob den Methodiſten in Nordamerika, wo die Bemühungen Wesley's, Whitefields und andrer Miſſionäre zwar einen großen aber eben nicht ſehr erfreulichen Erfolg hatten. Um 1750 kam daſelbſt durch die Predigten Shady-Islands, eines Irländers, eine neue Gattung des Methodismus unter dem Namen des neuen Lichtes auf, welche die ſeltſamſten Begriffe von göttlichen Eingebungen, Erleuchtungen und Wiedergeburten in Umlauf brachte und die Entzückungen der Andacht in Wahnſinn verkehrte. In den Verſammlungen dieſer Erleuchteten, welche häufig des Nachts in freiem Felde gehalten werden, haben glaubwürdige Reiſende, wie Perrin du Lac vom Jahr 1805 und Michaud vom Jahr 1808, die tollſten Ausſchweifungen der religiöſen Schwärmerei geſehen. Die Verſammelten begleiteten die Exclamationen ihres Predigers und die darauf folgenden Gebete erſt mit Seufzern, dann mit Schluchzen und endlich mit gräulichem Geheul und heftigen Convulſionen, in denen es Weiber und Mädchen den Männern zuvorthaten und durch ſchamloſe Entblößungen zur Wolluſt einzuladen ſchienen. Sie nennen dieſe Verzuckungen das Werk (the work), das nicht ſelten in unſittliche Vermiſchung der Geſchlechter ausartet. Dieſe Gattung des Methodismus greift nach den neuſten Nachrichten immer weiter um ſich, und die Anzahl aller Methodiſten in Europa und Amerika ſoll jetzt über eine halbe Million betragen. E.

Metonymie, Namenverwechſelung, nennt man die rhetoriſche Figur, welche verwandte und ähnliche Begriffe ſtatt der eigentlichen ſetzt, bald die Urſache ſtatt der Wirkung, bald die Wirkung ſtatt der Urſache, jetzt das Vorhergehende ſtatt des Nachfolgenden, jetzt umgekehrt, oder das Zeichen ſtatt der bezeichneten Sache, den Ort ſtatt der darin befindlichen Gegenſtände u. a. m. Nicht zur Spielerei, ſondern nur, wo eine größre Wirkung durch ſie hervorgebracht werden kann, ſollte man ſich ihrer bedienen. dd.

Metopen, Zwiſchentiefen. Mit jener griechiſchen Benennung bezeichnet man den leeren viereckigen Raum, der ſich in der doriſchen Säulenordnung zwiſchen den Köpfen der Deckenbalken oder den an ihrer Stelle angebrachten Triglyphen befindet, und der wahrſcheinlich in den älteſten Zeiten offen gelaſſen, nachmals aber ausgemauert, früher glatt gelaſſen, dann aber öfters mit erhobner Bildhauerarbeit verziert wurde. Die Schwierigkeit der Eintheilung der Triglyphen und Metopen dürfte leicht die Haupturſache geweſen ſeyn, warum man ſie bei der ioniſchen und corinthiſchen Säulenart wegließ. Indem man hier die Balkenköpfe nicht über die Mauer vorſpringen ließ, erhielt man einen ganz glatten Fries, welcher ein leichteres und zierlicheres Anſehen hatte. dd.

Metre, ſ. franzöſiſches Decimalſyſtem.

Metropolit iſt der griechiſche Name eines Erzbiſchofs. Die Hauptſtadt einer Provinz heißt im Griechiſchen Metropolis, und da die Biſchöfe der Hauptſtadt ausgezeichnet wurden, ſo erhielten ſie auch einen beſondern Titel. Der Metropolit ſteht über dem Biſchofe,

aber unter dem Patriarchen. Nur in der griechiſchen Kirche, zu welcher bekanntlich auch die ruſſiſche gehört, iſt dieſer Titel gebräuchlich.

Metrik, ſ. Verskunſt.

Metternich (Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius), Fürſt von Metternich-Winneburg-Ochſenhauſen, Ritter des Ordens vom goldnen Vließe, k. k. Kämmerer, wirklicher geheimer Rath, Staats- und Conferenzminiſter, wie auch Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geboren den 18ten Mai 1773, und vermählt mit Marie Eleonore, Tochter des Fürſten Ernſt Chriſtoph von Kaunitz-Rittberg, den 27ſten September 1795, der unter den jetzt lebenden Staatsmännern Europens einen ſo ausgezeichneten Rang bekleidet, ſtammt aus einem alten bekannten rheinländiſchen Dynaſtengeſchlechte, das dem deutſchen Reiche im 16ten und 17ten Jahrhunderte drei Churfürſten, zwei von Maynz und einen von Cöln, gegeben, und ſchon im Freiherrnſtande vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde das Sitz- und Stimmrecht auf den deutſchen Reichstagen ausgeübt hatte. Von den ehemaligen ſechs Linien, worein ſich dieſe Familie in frühern Zeiten theilte, iſt jetzt nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilſtein, vorhanden, welche ſeit 1697 die reichsgräfliche und ſeit dem 30ſten Juni 1803 die reichsfürſtliche Würde führte. Winneburg und Beilſtein, in dem ehemaligen Churfürſtenthum Trier, zwiſchen der Moſel und dem Hundsrück gelegen, erwarb die Familie Metternich nach dem Abgang des Hauſes Winneburg und Beilſtein, welches im Anfange des 17ten Jahrhunderts ausſtarb, durch die Begünſtigung des Churfürſten von Trier, Lothar, aus dem Hauſe Metternich, der mit demſelben einen Herrn von dieſer Familie belehnte. Dieſe Reichsgrafſchaften Winneburg und Beilſtein blieben, nebſt mehrern andern unmittelbaren reichsritterſchaftlichen Herrſchaften und Gütern jenſeit des Rheins im ungeſtörten Beſitze des Hauſes Metternich, bis ſolche im Jahre 1803 bei Beendigung der Reichsfriedens-Entſchädigungs-Angelegenheit an Frankreich kamen. Das gräflich metterniche Haus wurde für dieſe verloren gegangne reichsſtändiſchen Beſitzungen durch die ehemalige Reichsabtei Ochſenhauſen in Schwaben, die außer dem Kloſter Ochſenhauſen und dem gleichnamigen am Flüßchen Rottam gelegnen Marktflecken aus den Ämtern Umendorf, Horn, Fiſchbach, Tannheim, Ober-Sulmentingen und Unter-Sulmentingen beſteht, in dem Maße entſchädigt, daß es dieſe gedachte Abtei, jedoch mit Ausnahme des Amts Tannheim und des Dorfes Unterrieden und der Verbindlichkeit, eine jährliche Rente von 850 Gulden an den Grafen Aspremont, von 11,000 an den Grafen von Quadt und 8150 Gulden an den Grafen von Wartenberg zu zahlen, erhielt. Wirklich trat es auch im März des Jahres 1803 in Beſitz dieſer Entſchädigung, doch verlor es durch die Formation des rheiniſchen Bundes im Juli des Jahres 1806 ſeine Souveränitätsrechte gleich den andern mediatiſirten Fürſten. Der Vater des Fürſten, Fürſt George Franz Carl, hat nach einander die wichtigſten Staatsbedienungen der öſterreichiſchen Monarchie, unter andern die eines dirigirenden Miniſters in den öſterreichiſchen Niederlanden, und eines k. Plenipotentarius zu Raſtadt bekleidet. Der Fürſt Clemens Wenzel Lothar eröffnete ſeine Laufbahn als Staatsmann mit Geſandtſchaftspoſten, die er auf eine ruhmwürdige Weiſe zu Dresden 1801, zu Berlin 1803 bekleidete. Da ſeit der Annahme des

erobernden Syſtems der franzöſiſchen Regierung die Stelle eines Ambaſſadeurs zu Paris von noch größrer Wichtigkeit als in frühe= ren Zeiten geworden, ſo war die Ernennung des Grafen von Metternich nach dem presburger Frieden zu dieſem ſchwierigen Poſten der re= dendſte Beweis des ausgezeichneten Zutrauens ſeines Vaterlandes und ſeiner Regierung in ſeine Talente und Einſichten. Durch den Krieg zwiſchen Öſterreich und Frankreich im Jahre 1809 wurde dieſe Miſſion beendigt, und der Fürſt von Metternich trat bald darauf in das Miniſterium, und ward zum Miniſter der auswärti= gen Angelegenheiten ernannt. Wenn Europa den Umſturz des fran= zöſiſchen Kaiſerreichs ſegnet, wenn aus dieſem Umſturz beſonders für Deutſchland ein ſchöner Tag hervorgeht, wenn es die Namen der Helden preiſ't, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde verſpritzten: ſo darf es dem leitenden Geiſte, der dieſe Helden und Heere zur rechten Zeit in Bewegung ſetzen und wirken ließ, ſeine Bewund= rung nicht verſagen, und wie der Name Axel Orenſtirn vor und neben den großen Helden ſeines Jahrhunderts prangt, ſo wird der Name Clemens Wenceslaus von Metternich einſt auf die bewun= dernde und richtende Nachwelt übergehen. Es wird ihr nicht ent= gehen, wie weiſe ſein Benehmen vor und während des prager Con= greſſes und bei den Unterhandlungen zu Chatillon, wie richtig ſein Blick, wie berechnet ſeine Staatskunſt geweſen. Von den erſten Souveränen mit Ehren überhäuft, erhielt der Fürſt von Metternich von ſeinem erhabnen und dankbaren Souverän den ſeltenſten und ausgezeichnetſten Beweis ſeiner Huld, die ein Staatsdiener je von ſeinem Souverän empfangen, indem er ihm durch ein Handſchreiben vom 13ten April 1814 nicht allein den Beſitz einer erblichen Herr= ſchaft im Königreich Ungarn zutheilte, ſondern dieſem die Vergün= ſtigung hinzufügte, daß alle Nachkommen des Fürſten in directer Linie das öſterreichiſche lotharingiſche Wappen in dem erſten Felde ihres angebornen Familienwappens auf ewige Zeiten aufneh= men konnten.

Mettrie (Julien Offroy de la), geboren zu St. Malo im J. 1709, ſtudirte die Medicin in Holland unter Boerhaave. Mit Kenntniſſen bereichert kam er nach Paris, wo er bei dem Duc de Grammont, Oberſten der Garden, angeſtellt wurde, der ihn zum Arzt ſeines Regiments machte. Er folgte demſelben zur Belage= rung von Freiburg, und wurde hier gefährlich krank. Er glaubte wahrzunehmen, daß die geiſtige Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper ſchwindet und mit ihm verblüht. Er ſchrieb als Phyſiker von dem, was nicht in die Phyſik gehört, und verfaßte eine Histoire naturelle de l'ame. Dieſes Werk, das auf jeder Seite Unglauben athmet, erweckte ihm Feinde; ſein Beſchützer blieb, und er verlor ſeine Stelle. Jetzt kehrte er ſeine Waffen gegen ſeine Collegen und ſchrieb, unter dem Namen Aletheius Demetrius, ſein Werk Pénélope ou Machiavel en médecine, Berlin 1748. Der Verfaſſer war genöthigt, ſich vor ſeinen Widerſachern nach Leyden zu flüchten. Hier gab er ſeinen Homme Machine heraus. Beſtändige Vorausſetzung deſſen, was bewieſen werden ſoll, unvollkommne Vergleiche oder Analogien als Beweiſe, einzelne richtige Beobach= tungen, aus denen allgemeine Schlüſſe gezogen werden, die nicht daraus folgen, Behauptungen ſtatt Zweifel, darin beſteht die Phi= loſophie des Verfaſſers. Der Enthuſiasmus, womit er declamirt, die Miene der Überzeugung, die er annimmt, konnten wohl Proſe=

lyten machen. Verfolgt in Holland, wo ſein Buch zum Feuer verurtheilt wurde, ging er 1748 wieder nach Berlin, und wurde Lector des Königs und Mitglied der Akademie. Hier ſtarb er 1751 an einem Fieber, das er ohne Arzt nach ſeinen eignen widerſinnigen Anſichten behandelte. Einige Schriftſteller haben behauptet, daß La Mettrie in ſeinem letzten Augenblick Reue empfunden und daß die berliner Philoſophen deßhalb geſagt hätten, er habe ſie im Leben und im Tode beſchimpft. Andre dagegen ſagen, er ſey aus dem Leben getreten wie ein Schauſpieler von der Bühne, mit dem einzigen Kummer, nicht mehr daſelbſt glänzen zu ſollen. Der König von Preußen ſelbſt verfaßte ſeine Leichenrede, welche in der Akademie verleſen wurde. — Man findet in allen Werken La Mettrie's Feuer und glänzende Phantaſie, aber wenig Urtheil, wenig Genauigkeit und wenig Geſchmack. Seine philoſophiſchen Schriften ſind zu Berlin 1751 in zwei Bänden geſammelt erſchienen. Dieſe Schriften ſind L'homme machine; L'homme plante; L'histoire de l'ame; L'art de jouir; Le disconrs sur le bonheur u. ſ. w. In der letztern iſt La Mettrie nach Diderot ein unverſtändiger Schriftſteller, der allenthalben die Leiden des Weiſen mit den Qualen des Böſewichts, die leichten Übel des Wiſſens mit den verderblichen Folgen der Unwiſſenheit verwechſelt, der die Frivolität des Geiſtes in dem, was er ſagt, und die Verderbtheit des Herzens in dem, was er nicht zu ſagen wagt, zu erkennen gibt; der hier behauptet, der Menſch ſey böſe von Natur, und der anderwärts aus der Natur der Weſen ihre Pflichten und ihre Glückſeligkeit ableitet; der ſich zu bemühen ſcheint, den Verbrecher bei ſeinem Verbrechen, den Laſterhaften bei ſeinen Laſtern zu beruhigen; deſſen grobe, aber wegen der Scherze, womit er ſie würzt, gefährliche Sophismen einen Schriftſteller verrathen, der nicht die erſten Ideen von der Grundlage der Moral hat. Das Chaos von Verſtand und Überſpannung in ſeinen Schriften kann nur von jenen leichtſinnigen Leſern ohne Widerwillen angeſehn werden, welche Scherz und Gewißheit verwechſeln, und denen man alles bewieſen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt. — Wollte man La Mettrie's Grundſätze verfolgen, ſo würde dadurch alle Moral über den Haufen geſtürzt werden. Selbſt Voltaire, der ihn in Schutz genommen hatte, nahm ſpäter ſeine Lobſprüche zurück.

Metz, eine große, volkreiche Stadt am Einfluß der Seille in die Moſel, die Hauptſtadt des Moſeldepartements. Sonſt war ſie eine freie Reichsſtadt, wurde aber 1552 von franzöſiſchen Truppen beſetzt und 1648 völlig an Frankreich abgetreten. Ehemals war die Stadt der Sitz eines Parlaments, eines Generalgouverneurs und mehrerer Collegien und hatte daher viel Wohlhabenheit. Der Biſchof von Metz ſtand ſonſt unter dem Erzbiſchof von Trier, jetzt von Beſançon. Zu den ſehenswerthen Gebäuden gehört der Dom, das Schauſpielhaus und die Intendantur. Die Zahl der Einwohner beträgt ohne das Militär 32,000. Metz hat wichtige Manufacturen von Baumwollenzeugen, Gärbereien und einen lebhaften Handel mit Getraide, Wein, Weineſſig, Pelzwerk, Branntwein u. ſ. w.; iſt auch der Sitz einer großen Artillerie- und Ingenieurſchule. — Die umliegende Gegend heißt le Pais Meſſin.

Meuſel (Johann Georg), ward geboren den 17ten März 1743 zu Eyrichshof im fränkiſchen Rittercanton Baunach, wo ſein Vater Cantor war, beſuchte ſeit 1755 die Rathsſchule und ſeit

1758 das akademiſche Gymnaſium zu Coburg, bezog 1764 die Univerſität Göttingen, wo er Mitglied des hiſtoriſchen Inſtituts und des philologiſchen Seminariums wurde, erhielt wegen einer in Göttingen herausgegebnen Schrift von der philoſophiſchen Facultät in Wittenberg die Magiſterwürde und wendete ſich darauf 1766 nach Halle, wo er mit Beifall Vorleſungen hielt, bis er 1769 als Profeſſor der Geſchichte nach Erfurt berufen, und in demſelben Jahre zum quedlinburgiſchen Hofrath ernannt wurde. Seit 1780 lebt er als brandenburgiſcher Hofrath, Profeſſor der Geſchichte und Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften zu Erlangen, und macht ſich noch in ſeinem hohen Alter durch Vorleſungen und Schriften verdient. Sein Schriftenverzeichniß iſt ein Beweis des ernſten und unverdroßnen deutſchen Fleißes, und der Vielſeitigkeit der gelehrten Thätigkeit Deutſchlands. Mit gleichem Glück hat er ſich in der Statiſtik, allgemeinen Geſchichtskunde, Kunſt- und Literargeſchichte verſucht, ganz vorzüglich hervorſtechende Verdienſte ſich aber beſonders in den beiden letztern Fächern erworben. Sein gelehrtes Deutſchland (5. Ausg. Lemgo 1796, ff.), ſein Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verſtorbnen deutſchen Schriftſteller (Leipz. 1802, ff.), ſeine Bearbeitung von B. G. Struvs bibliotheca historica (Th. 1—9. Leipz. 1782—1802, 21 Bde. 8. unbeendigt) ſind in Rückſicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollſtändigkeit einzig in ihrer Art, und zur Beförderung der Kunſtgeſchichte trug er dadurch ungemein bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutſchland kaum einzelne Punkte derſelben zu bearbeiten anfing, ſchon größre Sammlungen unternahm (deutſches Künſtlerlexicon. Lemgo 1778. 1789. 2 Bde. 8. Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts. 1.—30. Heft, Erfurt 1779 f. Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber. 1.—18. St. Mannheim 1787. ff. Neues Muſeum u. ſ. w. 1.—4. St. Leipz. 1794. f. Neue Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts, 1.—14. St. L. 1795. ff. Archiv für Künſtler und Kunſtliebhaber, Dresden 1803. ff.) Um die Statiſtik, über welche er in Erlangen zuerſt Vorleſungen hielt, hat er ſich durch ſeine Anleitung zur Kenntniß der europäiſchen Staatenhiſtorie (4. Aufl. Leipz. 1800. gr. 8.), Literatur der Statiſtik (Leipz. 1806, 1807. 2 Bde. 8.) und durch ſein Lehrbuch der Statiſtik (3. Aufl. L. 1805. 8.), ſo wie um die allgemeine Geſchichte durch mehrere Journale (fortgeſetzte Betrachtungen über die neuſten hiſtoriſchen Schriften. Halle 1774 ff. nebſt Fortſetzungen) und Sammlungen (der Geſchichtforſcher. Halle 1775 ff.) verdient gemacht. Weniger glücklich trat er in ſeiner Geſchichte von Frankreich (als 35.—39. Thl. der allgemeinen Welthiſtorie) und in ſeinem Leitfaden zur Geſchichte der Gelehrſamkeit (1.—3. Abth. L. 1799 ff. 8) auch als Geſchichtſchreiber auf, indem beſonders in dem letztern Werke der zu große Reichthum an Materialien ihn nicht Meiſter ſeines Stoffs hat werden laſſen.

Mexiko oder Neu-Spanien, ein großes Land in Nordamerika, der Krone Spanien gehörig, für welche es Ferdinand Cortes in den Jahren 1519 bis 21 eroberte. Begränzt wird es gegen Norden von Neu-Mexiko und dem Mar vermejo, gegen Süden von dem Iſthmus von Panama, gegen Oſten von dem mexikaniſchen Meerbuſen, und gegen Weſten von dem Mar del Sur. Das Clima iſt ſehr ungleich. An den Seeküſten iſt es heiß, feucht und ungeſund, in den höhern Gegenden bedeutend kalt; die übrigen innern Land-

ſtriche ſind frei von übergroßer Hitze und Kälte, und das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel. Die Hauptproducte ſind Baumwolle, Zucker, Tabak, Indigo, Reiß, Vanille, Ingwer, Jalappe, Färbeholz, Seide, Balſam, Cochenille und Cacao; ſein größter Reichthum beruht auf den Gold- und Silberbergwerken. Ein jeder, der eine Gold- oder Silberader entdeckt, darf ſie bearbeiten, wenn er dem Könige ein Fünftel der Ausbeute entrichtet. Die Oſtküſte von Mexiko iſt wüſt und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch ſie gegen die Angriffe fremder Mächte geſichert wird. Die Zahl der ſämmtlichen Einwohner ſchätzt man auf 3 Millionen. Die Krone Spanien läßt Mexiko durch einen Vicekönig regieren, der gewöhnlich auf fünf Jahre ernannt wird, und eine ſehr große Gewalt ausübt. Nur die Hauptſtadt Mexiko, ſo wie Cuſco in Peru, hat die Erlaubniß, am Hofe durch Abgeordnete zu ſollicitiren oder Beſchwerden zu führen. Mexiko wird in drei Audiencias getheilt. Dieſe ſind Guadalaxara, Mexiko und Guatimala. Die Hauptſtadt Mexiko liegt an einem Salzſee, der gegen 30 Stunden im Umkreiſe hat. Sie iſt der Sitz des Vicekönigs, des Erzbiſchofs und der Audiencia; auch hat ſie eine Univerſität und eine Münze. Man hält ſie für die regelmäßigſte Stadt in der Welt, indem ſie ein vollkommnes Viereck macht und ſchnurgerade Straßen hat. Die Häuſer ſind wegen der häufigen Erdbeben nicht eben hoch. Die Stadt hat fünf Eingänge, aber weder Thore noch Wälle. Sie leidet häufig durch Ueberſchwemmungen. Als der Mittelpunkt des Handels zwiſchen Amerika, Spanien und Oſtindien zählt ſie die reichſten Kaufleute. Die Zahl der Einwohner ſchätzt man auf 150,000. Als ſehr entfernte Häfen von Mexiko ſind an der Südſee Acapulco, und am mexikaniſchen Meerbuſen Vera Crux anzuſehn. — Neu-Mexiko iſt eine große Landſchaft in Nordamerika, welche gegen Weſten an Californien und das Mar vermejo, gegen Süden an Neuſpanien, gegen Oſten an Luiſiana und gegen Norden an Quivira gränzt. Sie wurde 1553 von dem Spanier Anton Deſpejo aus Cordova entdeckt, iſt gebirgig aber fruchtbar, und liefert viel Gold, Silber, Cryſtall und Smaragde. Das Land wird von verſchiednen Völkern bewohnt, die in keiner Verbindung mit einander ſtehen, und zum Theil zum chriſtlichen Glauben bekehrt worden ſind. Die Hauptſtadt iſt Santa Fe. Hier reſidirt der Gouverneur, deſſen Herrſchaft ſich zugleich über Neu-Navarra und Californien, wo die Spanier einige zerſtreute Colonien haben, erſtreckt. (Vergl. ſpaniſches Amerika.)

Mey, dieſer durch ſeine Korkarbeiten bekannte Künſtler ſtand zuletzt zu Aſchaffenburg als Conditor und Hofofficiant in Dienſten des vormaligen Großherzogs von Frankfurt, jetzigen Erzbiſchofs zu Coſtanz. Einige zwanzig Jahre früher war er in Dienſten des Reichsgrafen von Oſtein. Schon damals fing er ſeine Korkarbeiten an, und dieſer Principal, ein warmer Freund der Künſte, begünſtigte ſeine Vorliebe ſo ſehr, daß er ſelbſt mit Hand anlegte. Seine erſte Arbeit in Kork war ein Thurm. Aber damals war ihm die Elaſticität des Korks ein ſo mächtiges Hinderniß, daß er an der Möglichkeit verzweifelte, je ein großes Kunſtproduct in dieſer Maſſe zu Stande zu bringen. Nach einiger Zeit indeß kehrte ſeine Neigung zu dieſen Arbeiten auf eine leidenſchaftliche Weiſe zurück. Da er aber nirgend eine Anleitung dazu fand, da er die nöthigen Inſtrumente nicht einmal kannte, und weder Gelegenheit, noch Kenntniß beſaß, ſie verfertigen zu laſſen, und da er alſo nur ent-

fernte Vorbereitungen machen konnte: ſo würde er vielleicht abermals ſeinen Vorſatz haben aufgeben müſſen, wenn nicht der Anblick römiſcher Korkmodelle und Dalbergs Rath ihn zur Beharrlichkeit angefeuert hätten. So gelang es ihm endlich, ein Hinderniß nach dem andern zu beſiegen. In kurzer Zeit hatte er ſich nicht nur die nöthigen Inſtrumente ſelbſt verfertigt, ſondern ſich auch mit den Handgriffen vertraut gemacht, die ſeine Arbeit ungemein erleichterten. Seitdem hat er eine Menge architektoniſcher Denkmäler, als Theater, Tempel, Thore, Triumphbogen, Schlöſſer, mit eben ſo viel Zierlichkeit als Genauigkeit und Richtigkeit in den Verhältniſſen in kleinem in Kork nachgebildet. (Vergl. Felloplaſtik.)

Mezzotinto. Mit dieſem italieniſchen Ausdruck bezeichnet man in der Mahlerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Übergange zweier Farben in einander entſtehen. Öfters gebraucht man ſtatt Mezzodinten auch wirklich den Ausdruck Mittelfarben, bisweilen aber auch halbe Farben, gebrochene Farben (in Verhältniß gegen diejenigen, aus denen ſie gemiſcht ſind), oder Dinten ſchlechthin. dd.

Michaelis (Johann Benjamin). Dieſer zu früh verſtorbne deutſche Dichter war zu Zittau in der Oberlauſitz von unbegüterten Ältern 1746 geboren, und beſuchte das dortige Gymnaſium. Gellerts und Kleiſts Werke, ſo wie ein Band der berliner Literaturbriefe, die ihm in die Hände fielen, weckten früh ſeine Neigung zur Poeſie. Als eine Probe davon ſchickte er gegen das Ende ſeiner Schuljahre ein Gedicht an Gottſched, den ſeine Lehrer ihm als einen großen Mann und insbeſondre als den Canal zu Stipendien und Freitiſchen genannt hatten. Gottſched antwortete ihm aufmunternd. Im J. 1765 ging Michaelis nach Leipzig, wo er das erſte Jahr ohne alle Unterſtützung ein einſiedleriſches Leben führte, ohne ſich durch die drückendſte Noth niederſchlagen zu laſſen. Aus Pflicht beſuchte er zuweilen Gottſcheds, aus Neigung Gellerts und Erneſti's Lehrſtunden. Aber eines anhaltenden Fleißes war er nicht fähig. Dieſen Mangel erſetzte er durch eine glückliche Auffaſſungsgabe. Virgil, Horaz und Juvenal achtete er unter den Alten vorzüglich; von den Franzoſen kam Boileau nicht von ſeinem Tiſche. Die Väter der deutſchen Dichtkunſt von Opitz bis Haller ehrte er hoch. Die Medicin und ihre Hülfswiſſenſchaften aber flößten ihm die größte Abneigung ein, je mehr er ſie kennen lernte; eben ſo wenig gewann er Philoſophie und Geſchichte lieb. Die Beſchäftigung ſeiner einſamen Stunden waren bisher Gedichte, und zwar größtentheils Fabeln geweſen. Er hatte dabei nie an den Druck gedacht; nur in der äußerſten Noth entſchloß er ſich auf den Rath ſeiner Freunde, ſie einem Buchhändler anzubieten. Er erhielt nicht ohne Mühe für ſeine Fabeln nebſt einigen Liedern und Satiren ein Honorar von 10 Thalern. Dieſe erſten Verſuche fanden die günſtigſte Aufnahme. Sie gewannen ihm die Bekanntſchaft und das Wohlwollen Gellerts, Weiße's und Öſers. Letzterer empfahl ihn an Gleim, der ihm ein kleines Stipendium von dem halberſtädter Domcapitel verſchaffte und einen vertrauten Briefwechſel mit ihm unterhielt. Als das neuerbaute Schauſpielhaus gerichtet werden ſollte, erhielt Michaelis durch Öſer den Auftrag, die Baurede dazu zu verfertigen. Dadurch wurde er dem Publicum bekannt. Er bekam häufige Aufträge zu Gelegenheitsgedichten, wodurch er ſeine Umſtände noch viel mehr, als er that, verbeſſert haben würde, wenn

dieſe Arbeiten nicht zu ſehr ſeiner Neigung widerſtritten hätten. Indeß ſorgte das Glück weiter für ihn. Er erhielt außer einer Stelle im Convictorium eines der anſehnlichſten mediciniſchen Stipendien. Aber das Studium der Medicin wurde ihm immer verhaßter; er verfiel 1768 in eine Nervenkrankheit, die ihn nöthigte, ſich auf ein halbes Jahr nach Hauſe zu begeben, und deren Folgen er nie ganz überwand. Nach ſeiner Wiederherſtellung entſagte er der Medicin gänzlich. Gelegenheitsgedichte machten nun ſeinen einzigen Erwerb aus, und ſo zwang ihn die Noth, zum zweiten Male Autor zu werden. Er gab eine Auswahl ſeiner Gedichte unter dem Titel Einzelne Gedichte heraus, auf deren Ausfeilung er ein ganzes Jahr gewendet hatte. Endlich erhielt er gegen Ende des Jahrs 1769 auf Empfehlung ſeiner Freunde, Weiße, Garve und Engel, eine ſehr vortheilhafte Hofmeiſterſtelle in einer der angeſehenſten Kaufmannsfamilien zu Leipzig. Das Jahr darauf wurde er nach Hamburg berufen, um den hamburgiſchen Correſpondenten zu beſorgen. Unfähig, ſich in die dazu nöthige Ordnung und Pünktlichkeit zu fügen, nahm er bald darauf die Stelle eines Theaterdichters bei der ſeilerſchen Geſellſchaft an. Aber auch dieſe Verbindung war von kurzer Dauer. Die Umſtände der Geſellſchaft verſchlimmerten ſich immer mehr, und Michaelis, des Herumreiſens und des unregelmäßigen Lebens müde, verließ ſie und begab ſich zu Gleim, wo er zugleich Jacobi, Klamer Schmidt, Lichtwer, Rochow, Bergler kennen lernte, die ihm ſeinen Aufenthalt zu einem wahren Parnaß machten. Er beſchäftigte ſich mit der Ausfeilung einiger Operetten, mit poetiſchen Briefen, von denen 1772 ſechs Hefte erſchienen, und mit der Verbeſſerung ſeiner ſchon gedruckten Gedichte und ſeiner Fabeln, als eine Bruſtkrankheit ſeine Thätigkeit unterbrach, und ihn am 30ſten September 1772 wegraffte. Deutſchland verlor in ihm einen Dichterjüngling, deſſen erſte, wiewohl unvollkommne Verſuche zu ſchönen Hoffnungen berechtigten.

Michaelis (Johann David), Ritter des königl. ſchwediſchen Nordſternordens, Juſtizrath und Profeſſor der Philoſophie in Göttingen, war ein Sohn des Dichters Chriſtian Benedict Michaelis und 1717 zu Halle geboren. Er ſtudirte hier, nachdem er das Waiſenhaus verlaſſen hatte, ſeit 1733 auf der Univerſität nebſt den Sprachen die Theologie, las ſeit 1740 Collegia, reiſ'te im folgenden Jahre nach England und kam 1742 über Hamburg nach Halle zurück. Nun ſetzte er ſeine Vorleſungen fort, bis er 1745 als Privatdocent mit einem kleinen Gehalt nach Göttingen berufen wurde. Das folgende Jahr wurde er außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, 1750 ordentlicher, aber nicht der orientaliſchen Sprachen, ob er ſie gleich alle lehrte. Außer ſeinen Vorleſungen, die immer zahlreich beſucht wurden, hatte er von 1753-70 bei den göttinger gelehrten Anzeigen die Direction, ſo wie bei der Societät der Wiſſenſchaften. Im J. 1764 erhielt er das Prädicat als Hofrath und wurde auf die Empfehlung eines franzöſiſchen Generals Correſpondent der Akademie der Inſchriften zu Paris. Das Jahr vorher hatte ihn der König von Preußen in ſeine Dienſte ziehen wollen; er lehnte aber das durch Q. Icilius ihm gemachte ſehr vortheilhafte Anerbieten ab. In der Folge wurde er nicht nur Ritter des Nordſternordens, ſondern auch 1788 geheimer Juſtizrath und 1789 Mitglied der Akademie der Inſchriften und der londner Societät der Wiſſenſchaften. Er ſtarb 1791. Ausgerüſtet mit den ausge-

breitetſten Kenntniſſen, die ſelbſt diejenigen Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens umfaßten, die von ſeinem eigentlichen Fache, der theologiſchen Philologie, entfernt lagen, und die er aufs glücklichſte damit in Verbindung zu ſetzen wußte, wirkte er durch mündlichen und ſchriftlichen Unterricht ruhmvoll für ſein Zeitalter und die Nachwelt. Alle Orientaliſten in Deutſchland lernten von ihm, wo nicht durch mündlichen Unterricht, doch durch Belehrung aus ſeinen Werken. Dahin gehören: hebräiſche Grammatik; chaldäiſche, ſyriſche, arabiſche Grammatik; Supplementa ad Lexica hebraica; überſetzung des alten Teſtaments; Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes, nebſt Zuſätzen zur dritten Auflage; moſaiſches Recht u. m. a. Für die eigentliche Theologie ſchrieb er ein Compendium theologiae dogmaticae, welches ſpäter in einer deutſchen Ausgabe gänzlich umgearbeitet erſchien. Seine Dogmatik hatte nebſt ſeiner Bibelüberſetzung einen bedeutenden Antheil an der Reform der ſyſtematiſchen Theologie. Geſchichte, Geographie und Naturkunde, ſofern ſie den Orient betreffen, gewannen ungemein durch ſeine Bemühungen, wie z. B. ſein Essai sur l'heure des marées dans la mer rouge, ſeine Fragen an eine Geſellſchaft gelehrter Männer, ſeine Geographia Hebraeorum extera und ſeine Ausgabe des Abulfeda beweiſen. Philoſophiſchen Geiſt athmen alle ſeine Schriften; auch ſchrieb er ſelbſt über philoſophiſche Gegenſtände, z. B. über das Principium indiscernibilium, und gewann 1762 einen Preis der berliner Akademie über den Einfluß der Meinungen auf die Sprache und der Sprache auf die Meinungen. Als Politiker zeigte er ſich in ſeinem Raiſonnement über die proteſtantiſchen Univerſitäten in Deutſchland. Seine ſchwächſte Seite iſt ſein Geſchmack in der Dichtkunſt, daher auch die Theile ſeines Bibelwerks, welche die überſetzungen poetiſcher Bücher enthalten, am wenigſten befriedigen.

Midas, des Gordius und der Cybele Sohn, ein alter König in Phrygien, von dem die Fabel mancherlei Sagen erzählt. Wie er noch als Kind in der Wiege lag, kamen Ameiſen und trugen ihm Körner in den Mund, welches die Wahrſager dahin deuteten, daß er einſt große Reichthümer erlangen werde. Als er König geworden war und Bacchus zu derſelben Zeit Phrygien durchzog, verirrte ſich Silen zu dem Midas, der ihn gut bewirthete und dafür von ihm die philoſophiſche Lehre empfing, daß die größte Glückſeligkeit ſey, niemals geboren zu werden, und die nächſte nach dieſer, bald nach der Geburt zu ſterben. Darauf führte er den Silen wieder zum Bacchus, welcher ihm zur Belohnung erlaubte, einen Wunſch für ſich zu thun. Midas wünſchte, daß alles, was er berühre, zu Gold werden möchte, und der Gott gewährte den Wunſch. Bald aber erkannte Midas ſeine Unbeſonnenheit, als auch Speiſe und Trank, die er genießen wollte, bei ſeiner Berührung ſich in Gold verwandelten. Da bat er den Bacchus, ſein ſchreckliches Geſchenk zurückzunehmen. Der Gott erfüllte auch dieſen Wunſch, und befahl ihm, den Fluß Pactolus ſtromaufwärts zu gehn, den Kopf in die Quelle deſſelben zu tauchen und ſich darin zu baden. Dadurch ging die alles in Gold verwandelnde Eigenſchaft auf den Pactolus über. Aber dieſe Erfahrung hatte den Midas nicht vorſichtiger gemacht. Als ſpäter Apollo und Pan in dem Wettſtreit, wer von ihnen der geſchickteſte Tonkünſtler ſey, ihn und den Tmolus zu Schiedsrichtern wählten, gab Midas der Syrinx des Pan

vor der Leier des Apollo den Vorzug und wurde dafür von Apollo mit einem Paar langer Eſelsohren beſtraft. Midas bemühte ſich zwar, dieſen verdächtigen Hauptſchmuck durch ſeine königliche Mütze zu verbergen. Doch mußte er ſeinem Barbier das Haupt entblößen, und ob ihm gleich der König unter den härteſten Drohungen Stillſchweigen anempfahl, ſo drückte dieſen doch das Geheimniß ſo ſehr, daß er, um ſeinem Herzen Luft zu machen, ein Loch in die Erde grub und in daſſelbe leiſe die Worte hineinrief: „König Midas hat Eſelsohren;“ worauf er das Loch wieder zuſcharrte. Bald nachher aber wuchs hier ein Büſchel Schilfrohr empor, welches, ſo oft der Wind es bewegte, ganz deutlich die Worte flüſterte, welche der Barbier in die Erde gerufen hatte, wodurch nun das Geheimniß im ganzen Lande bekannt wurde.

Middelburg, die Hauptſtadt der holländiſchen Provinz Seeland, auf der Inſel Walchern gelegen. Sie iſt eine ſehr anſehnliche Stadt mit breiten Straßen und verſchiednen prächtigen Gebäuden. Die Zahl der Einwohner, die ſonſt 25,000 betrug, iſt unter 18,000 herabgeſunken. Es befinden ſich hier eine naturforſchende Geſellſchaft, eine ſeeländiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, eine Geſellſchaft zur Beförderung der Mahler-, Bildhauer- und Baukunſt u. ſ. w. Der Handel iſt beträchtlich, zumal mit Wein. Ein Canal führt von hier nach Vließingen.

Middleton (Conyers), war 1683 zu Richmond in Yorkſhire geboren, und wurde von ſeinem begüterten Vater mit vieler Sorgfalt erzogen. Im 17ten Jahre ſeines Alters ging er nach Cambridge, wo er 1707 Magiſter und 1717 Doctor der Theologie und erſter Univerſitätsbibliothekar ward. Im J. 1724 reiſ'te er, theils um ſeine Geſundheit zu ſtärken, theils um ſeinen Hang nach antiquariſchen Kenntniſſen zu befriedigen, nach Italien, kehrte aber ſchon 1725 nach England zurück, weil der große Aufwand, den er zur Ehre ſeiner Nation in Rom machen zu müſſen glaubte, ſeine Vermögensumſtände zerrüttet hatte. Sein Leben war eine Kette literariſcher Fehden, und nicht leicht hat ein Gelehrter mehr Pamphlets geſchrieben und veranlaßt als er. Er ſtarb 1752 zu Cambridge an einem ſchleichenden Fieber. Sein Hauptwerk, the History of the life of M. T. Cicero, erſchien zuerſt London 1741 in zwei Quartbänden. Unſtreitig nimmt Middleton eine der erſten Stellen unter den Biographen ein, ob man ihn gleich nicht ohne Grund beſchuldigt, daß er in der Überſetzung der ciceronianiſchen Briefe unglücklich geweſen ſey, auch ſeinem Styl nicht Correctheit und Präciſion zu geben gewußt habe. Die vorzüglichſten ſeiner übrigen, größtentheils theologiſchen und antiquariſchen Schriften ſind zuſammengedruckt unter dem Titel: Miscellaneous Works of the late reverend and learned Conyers Middleton u. ſ. w. 4 Quartbände. Seine Streitigkeiten mit Bentley, der ihn wegen ſeiner Liebe zur Muſik den Fiedler nannte, veranlaßten eine Broſchüre: Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately publish'd by Richard Bentley for a new edition of the greek Testament and latin version, London 1721, wodurch ſein gelehrter Gegner, zum Bedauern aller Freunde ächter Bibelkritik, bewogen wurde, ſein Vorhaben, eine kritiſche Ausgabe des neuen Teſtaments zu liefern, aufzugeben.

Mienenſpiel, ſ. Mimik.

Mieris (Franz), einer der berühmteſten Mahler der niederländiſchen Schule, geboren zu Leyden 1635, woſelbſt ſein Vater Gold-

ſchmid und Juwelier war. Er ſtudirte unter Vliet, Gerard Douw, und Van den Tempel; beſonders aber nahm er den Styl und die Manier des zweiten dieſer Meiſter an, als deſſen vorzüglichſter Schüler er anzuſehen iſt. Seine Arbeiten ſind Porträts, Familienſtücke und Scenen des gemeinen Lebens; in allen ahmte er die Natur mit bewundernswürdiger Vollkommenheit nach. Bei aller zarten Vollendung Gerard Douws wußte er die Gegenſtände beſſer zu wählen, und war correcter in der Zeichnung. Sein Colorit iſt auch reiner und ſein Pinſel kräftiger und geiſtvoller. Die verſchiednen Stoffe der Kleider ahmt er mit unerreichbarer Wahrheit nach. Seine Gemählde haben den Werth, der dem nachahmenden Zweige der Kunſt in ſeiner höchſten Vollkommenheit gebührt; ſie wurden ſchon bei ihrer Erſcheinung theuer bezahlt, ſo daß Mieris ſeinen ſtündlichen Verdienſt auf einen Ducaten anſchlagen konnte; der Preis mehrerer ſeiner Stücke ſtieg jedoch ungleich höher. Dennoch war er wegen ſeiner Nachläſſigkeit und Unenthaltſamkeit ſtets in einer gedrückten Lage. Seine Gläubiger brachten ihn ſogar ins Gefängniß, und verlangten von ihm, daß er durch Ausübung ſeiner Kunſt ihnen ihr Geld und ſich die Freiheit verſchaffen ſolle; er antwortete ihnen aber, daß bei dem Anblick der Schlöſſer und Riegel ihm der Pinſel aus der Hand fallen würde. Als Beweis ſeiner Freigebigkeit erzählt man folgenden Zug. Er war in der Trunkenheit einſt in einen Canal gefallen; ein Schuhflicker und deſſen Frau zogen ihn heraus, führten ihn in ihre Wohnung und brachten ihn zu Bett. Für dieſen Liebesdienſt ſchenkte ihnen Mieris ein Bild, das ſie für 800 Gulden verkauften. Eine ſeiner ſchönſten Arbeiten war das Gemählde einer ohnmächtigen jungen Frau, um die ein Arzt beſchäftigt iſt und neben der eine Alte ſteht. Mieris ſtarb in ſeiner Vaterſtadt 1681, und hinterließ zwei Söhne, Johann und Wilhelm, ebenfalls zwei geſchickte Mahler. Des Letztern Sohn, Franz Mieris der Jüngere, iſt von geringerer Bedeutung.

Mignard (Pierre), geboren 1610 zu Troyes. Sein Familienname war eigentlich Mores, allein ſein Vater, welcher aus England ſtammte, änderte denſelben in den Namen Mignard. Er war anfangs beſtimmt, Medicin zu ſtudiren, allein er zeigte ſchon im 11ten Jahre ſo großes Talent zur Kunſt, daß ihn ſein Vater in die Schule des Johann Boucher in Bourges brachte. Hierauf ſtudirte er in Fontainebleau die Werke des Primaticcio, Roſſo und Niccolo del Abbate. In ſeinem 15ten Jahre mahlte er ſchon die Schloßcapelle zu Coubert en Brie aus, und beſuchte dann die Schule des berühmten Vouet. Im Jahr 1636 ſuchte er das eigentliche Vaterland der Kunſt, Rom, auf, und bildete ſich nach Rafaels und Tizians Meiſterwerken. Hier ſchloß er auch ein inniges Freundſchaftsbündniß mit dem berühmten Alphons du Fresnoy, ſo daß man ſie beide nur die Unzertrennlichen zu nennen pflegte. Dieſes genaue Verhältniß ſetzten beide Freunde, nachdem ſie ſpäterhin in Paris zuſammenkamen, bis an den Tod fort, vorzüglich da der letztere, dem das Glück nie wohl wollte, von Mignard ſtets unterſtützt und aufs zärtlichſte behandelt wurde. Bald zeichnete ſich dieſer durch mehrere hiſtoriſche Gemählde und Porträts, worunter ſich die Bildniſſe der Päpſte, Urbans VIII. und Alexanders VII. befinden, aufs vortheilhafteſte aus. Eine ſehr große Menge Porträts mußte er auch ſpäter während ſeines Aufenthalts in Venedig mahlen. Im Jahr 1658 berief ihn Colbert in die Dienſte

Ludwigs XIV., und er fand bei ſeiner Rückkunft nach Hauſe die ſchmeichelhafteſte Aufnahme. Hier wurde er zum Haupt der Akademie St. Lucas erwählt, und nach dem Tode Lebruns, mit dem, als einem der ehrgeizigſten Künſtler, er bei deſſen Lebzeiten in immerwährender Feindſchaft geſtanden hatte, kam er an deſſen Stelle als erſter königlicher Hofmahler. Während dieſer Zeit führte Mignard eine der größten Arbeiten al Fresco, welche Frankreich beſitzt, nämlich die Kuppel von Val de Grace, aus. Es ſtellt dieſelbe den Sitz der Seligen vor: in der Mitte einer unzähligen Menge von Heiligen, Märtyrern, Propheten u. ſ. w. ſieht man die Königin Anna, welche Gott das Modell der neuerbauten Kirche darreicht. Er ſchmückte auch mit verſchiednen Vorſtellungen aus der Mythologie den großen Saal zu St. Cloud, unternahm mehrere Arbeiten in Verſailles, mahlte viele Porträts, beſonders das des Königs u. ſ. w. Außer den obgedachten Stellen wurde ihm noch die Direction der königlichen Kunſtſammlungen, der Malerakademie und der Manufactur der Gobelins anvertraut. Er ſtarb 1695. Wenn auch Mignard in Hinſicht auf Erfindung und Zuſammenſetzung nicht zu den tiefen und originellen Genies gehört, ſo wird er doch immer den Ruhm eines großen Mahlers behaupten. Die Anmuth und Lieblichkeit, welche in ſeinen Gemählden überhaupt, beſonders in ſeinen Madonnen herrſchten, das Glänzende und Harmoniſche ſeines Colorits, die Leichtigkeit ſeines Pinſels, laſſen viele Mängel überſehen, die man in ſeinen Bildern in Hinſicht auf Zeichnung, Tiefe des Gefühls ꝛc. findet. Höchſt merkwürdig war ſein Talent, andre Meiſter zu copiren und nachzuahmen. Er täuſchte ſelbſt die größten Kunſtkenner, unter andern ſeinen Widerſacher, Lebrun, durch eine in Guido's Geſchmack gemahlte Magdalene, welche ſelbſt von dieſem für ein Originalgemählde Guido's gehalten wurde. Bis an ſein Ende hat Mignard immer mit gleicher Liebe und Thätigkeit ſich ſeiner Kunſt gewidmet. Sein angenehmes Betragen, ſein ſanfter Charakter, verbunden mit körperlicher Grazie, erwarben ihm die Freundſchaft der geiſtreichſten Perſonen ſeiner Zeit. BC.

Migräne, das franzöſiſche Wort Migraine, von Hemicrania (aus dem Griechiſchen von hemi, halb, cranion, der Schädel), ein empfindlicher Kopfſchmerz, der nur eine Seite des Kopfes befällt und meiſtens rheumatiſchen und gichtiſchen Urſprungs iſt, oft aber auch von Unverdaulichkeiten im Magen herrühren kann, welche nervenſchwachen Perſonen einen heftigen und unangenehmen Reiz auf die Magennerven erregen, der ſich bis in den Kopf fortpflanzt. (S. Kopf.)

Mikrokosmus, die kleine Welt. Man verſteht darunter den Menſchen, in ſo fern er die Elemente des Weltalls in ſich trägt, und ſomit in ihm dieſelben Gegenſätze und Erſcheinungen wahrgenommen werden, wie in dem Univerſum.

Mikrometer, ſ. Meſſungen.

Mikroſcop oder Vergrößerungsglas, iſt ein optiſches Werkzeug, welches dazu dient, ſolche Gegenſtände, die wegen ihrer Kleinheit in der Entfernung von ſechs bis ſieben Zoll, (näher dürfen ſie einem gewöhnlichen Auge nicht gebracht werden) ganz verſchwinden oder undeutlich erſcheinen, ſichtbar oder deutlich zu machen. Man hat dreierlei Werkzeuge zu dieſem Zwecke. Das einfache Mikroſcop beſteht entweder aus einer Linſe, oder aus mehrern ſo nahe zuſammengeſtellten, daß ſie als eine einzige zu betrachten ſind. Das zuſammengeſetzte Mikroſcop führt mehrere Linſengläſer,

wovon eins als Objectivglas, ein andres als Augenglas zu betrachten iſt. Bringt man bei dem zuſammengeſetzten Mikroſcope ſtatt einiger Gläſer einen Metallſpiegel an, ſo heißt es ein reflectirendes oder Spiegelmikroſcop. Bei dem einfachen Mikroſcop beruht die ganze Wirkung auf einer einzigen Glaslinſe, die mit einer ſchicklichen Einfaſſung umgeben iſt. Von den Wirkungen der Glaslinſe iſt im Allgemeinen in dem Art. Linſengläſer geredet worden. Hierauf nun beruht der Nutzen ſowohl des zuſammengeſetzten als einfachen Mikroſcops. Eine Linſe vergrößert um ſo mehr, je kleiner ihr Durchmeſſer und je erhabner ſie iſt. — Die erſten Mikroſcope waren einfach und beſtanden aus großen Linſen. Ihre Erfindung fällt in die Zeit, wo die Brillen zuerſt aufkamen. Später erfand man die zuſammengeſetzten Mikroſcope. — Die Wirkung eines einfachen Mikroſcops oder einer erhabnen Linſe überhaupt beruht darauf, daß man den Gegenſtand, um ihn größer zu erblicken, dem Auge näher bringen, aber zugleich deutlich genug ſehen kann. Je kürzer nun die Brennweite eines einfachen Mikroſcops iſt, deſto mehr muß es den Gegenſtand vergrößern. Eine Linſe von $\frac{1}{20}$ Zoll Brennweite vergrößert um 160 mal, weil ſie den Gegenſtand dem Auge gleichſam um 160 mal naher bringt, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Da aber die Sehweite nicht für jedes Auge einerlei iſt, ſo muß auch der Abſtand des Glaſes ſowohl vom Auge als vom Gegenſtande ſelbſt verſchieden ſeyn. Kurzſichtige rücken daher das Glas dem Gegenſtande näher als Weitſichtige. — Die einfachen Mikroſcope ſind einzelne Glaslinſen mit einer Einfaſſung von Horn, Knochen oder Metall, woran ein bequemer Handgriff angebracht iſt. Sie ſind unter dem Namen Lupen bekannt genug. Merkwürdig iſt das von Stephan Gray erfundne Waſſermikroſcop, welches bloß darin beſteht, daß man einen Waſſertropfen mit einer Nadel aufnimmt und in das kleine Loch einer dünnen Metallplatte bringt. Dieſes Waſſertröpfchen dient völlig ſtatt einer Glaslinſe. Nur erfodert der Gebrauch eines ſolchen Apparats viel Geſchicklichkeit und Übung. Die zuſammengeſetzten Mikroſcope mit zwei Gläſern ſind den Fernröhren ähnlich und beſtehen aus zwei Convergläſern, wovon das eine die Objectivlinſe, das andre das Augenglas heißt. Man gibt einem ſolchen Mikroſcop zwei Röhren, an deren beiden Enden die Gläſer angebracht ſind, und die man nach Willkür in einander ſchieben kann. Hiedurch kann man mit einerlei Inſtrumente verſchiedne Grade der Vergrößerung hervorbringen; indeß finden auch hier Gränzen Statt, über welche hinaus die Vergrößerung nicht getrieben werden kann, weil ſonſt wegen der Farbenzerſtreuung und der Abweichung, welche die Geſtalt der Gläſer verurſacht, Undeutlichkeit entſteht. Man glaubte die Wirkung dieſer Abweichung durch einen metallnen Hohlſpiegel zu vermeiden, deſſen hohle Fläche man dem Augenglaſe entgegenkehrte. Der zu betrachtende Gegenſtand iſt vor dem Spiegel in einer ſolchen Entfernung befindlich, daß ſein vergrößertes Bild aus dem Spiegel in den Brennpunkt des Augenglaſes fällt. Der Gegenſtand, den man mit Erfolg durch ein ſolches Spiegelmikroſcop betrachten will, muß ſehr klein und zugleich völlig durchſichtig ſeyn, weil er ſonſt das Licht auffängt und Undeutlichkeit veranlaßt. Der Naturkunde hat das Mikroſcop nicht zu berechnende Vortheile gewährt, indem es uns Dinge enthüllt hat, von denen wir keine Ahnung hatten.

Milch. Dieſe allgemein bekannte Flüſſigkeit, welche von dem Weibchen aller Säugthiere in beſondern Organen abgeſondert wird und zur erſten Nahrung für ihre Jungen dient, iſt für den Menſchen von unſchätzbarem Werth. Sie wird uns vorzüglich von einigen Hausthieren, als der Kuh, der Ziege, dem Schafe, geliefert; in gewiſſer Hinſicht gehört hieher auch das Pferd und der Eſel. Nicht bloß nach Verſchiedenheit der Thiere, ſondern auch nach der Nahrung, die ſie genießen, beſitzt die Milch verſchiedne Eigenſchaften. Die für den Menſchen wichtigſte Milch iſt die der Kuh und deßhalb haben die Chemiker ſich mit Unterſuchung derſelben auch am meiſten beſchäftigt. Die Milch iſt eine undurchſichtige Flüſſigkeit, von weißer Farbe, und einem angenehmen ſüßlichen Geſchmack. Sie läßt ſich in drei verſchiedne Theile zerlegen: Rahm, käſiger Beſtandtheil, Molken. Der Rahm ſammelt ſich als eine conſiſtente Flüſſigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeit lang ruhig ſteht und kann davon abgeſchöpft werden. Die käſigen Theile ſondern ſich ab, wenn die entrahmte Milch gerinnt, und der Molken bleibt zurück. Der Rahm iſt ein inniges Gemeng von Butter, Käſe und Molken. Die erſtere wird durch mechaniſches Schlagen des Rahms abgeſondert, und die zurückbleibende Flüſſigkeit (Buttermilch) enthält noch Käſe und Molken. (S. d. Art. Butter, Käſe.) Die Molken ſind eine dünne durchſichtige Flüſſigkeit von gelblichgrüner Farbe und angenehm ſüßlichem Geſchmack. Werden ſie allmälig verdampft, ſo cryſtalliſirt ſich Milchzucker. Auch enthalten ſie noch einige Salze. Die Milch iſt beinahe die einzige thieriſche Flüſſigkeit, welche in die weinige Gährung übergeht. Die Tartaren wiſſen deßhalb aus der Pferdemilch nicht bloß ein angenehm ſäuerliches Getränk (Kumiß genannt), ſondern auch eine geiſtige Flüſſigkeit zu bereiten. Die Kalmicken verſtehen ſogar Branntwein aus der Milch zu bereiten, der in vieler Hinſicht dem Kornbranntwein vorgezogen werden kann. Die Milch ein und derſelben Thierart bietet, unter verſchiednen Umſtänden, bei denſelben Individuen und noch mehr bei verſchiednen verſchiedene Modificationen dar. Sie iſt verſchieden nach den verſchiednen Zeitperioden von der Geburt des Jungen an, vorzüglich aber nach dem Genuß der Nahrungsmittel; ein Umſtand, der vorzüglich in ökonomiſcher Hinſicht ſehr wichtig iſt. Die Milch der übrigen Thiere kommt in ihren Beſtandtheilen mehr oder weniger mit der Kuhmilch überein, obgleich einige verſchiedne Modificationen dabei vorkommen. Die Frauenmilch unterſcheidet ſich vorzüglich in drei Stücken von der Kuhmilch: 1. ſie enthält weniger Käſe; 2. der buttrige Beſtandtheil iſt mit dem käſigen ſo verbunden, daß ſie keine Butter liefert; 3. ſie enthält eine größere Menge Milchzucker. Die Eſelsmilch unterſcheidet ſich ebenfalls in drei Stücken: 1. der Rahm beträgt weniger, 2. weniger käſige Beſtandtheile, 3. die Quantität des Milchzuckers iſt größer. Ziegen- und vorzüglich Schafmilch kommen der Kuhmilch am nächſten. Die Anwendung der Milch im Leben iſt ſehr mannichfaltig. Am wichtigſten wird ſie als ein faſt allgemeines Nahrungsmittel, außerdem aber findet ſie in der Medicin und ſelbſt in den Künſten vortheilhafte Anwendung. In letztrer Hinſicht iſt vornehmlich die Entdeckung Cadet de Vaux, die Milch zur Mahlerei anzuwenden, ſehr wichtig. Wir haben über die Milch ein ſehr ausführliches Werk unter dem Titel: Neueſte Unterſuchungen und Bemerkungen über die verſchiednen Arten der Milch u. ſ. w

von Parmentier und Deyeux. Aus dem Franzöſiſchen von Scherer. Jena 1800. BC

Milchſtraße, auch Jacobsſtraße, wird der lichtweiße Streifen genannt, der ſich faſt in der Lage eines größten Kreiſes um die ganze Himmelskugel erſtreckt. Sie geht durch mehrere Sternbilder, z. B. die Caſſiopeja, den Perſeus, den ſüdlichen Theil des Fuhrmanns und andre, und iſt in dem Schiffe am hellſten. Was ſie eigentlich ſey, ſoll nach Plutarch ſchon Democrit gewußt haben, nämlich der vereinte Glanz einer unermeßlichen Menge von Fixſternen, die ihrer großen Entfernung wegen nicht einzeln geſehn werden können. Was die Alten vermutheten, fanden die ſpätern Aſtronomen, welche ſich der Fernröhre bedienen konnten, beſtätigt. Mit Recht wirft man hiebei die Frage auf: warum ſind an dieſen Stellen des Himmels die Fixſterne ſo gehäuft, daß der übrige Himmel dagegen faſt öde ausſieht? Darauf antwortet die Aſtronomie, freilich nur vermuthungsweiſe, alſo: die Sterne der Lichtzone ſind im Vergleich mit den übrigen wahrſcheinlich nicht wirklich näher zuſammengedrängt, ſondern ſtehen daſelbſt in den unergründlichen Tiefen des Himmels in unzählbaren Reihen eben ſo über einander wie an den übrigen Stellen des Himmels; ſie erſcheinen uns hier aber deßwegen mehr angehäuft als an den übrigen Stellen, weil wir dort die Stellungen der Sterne gegen einander mehr der Fläche nach ſehen, ungefähr ſo wie wir diejenigen Bäume, die wir in langen Alleen hinter einander gepflanzt ſehn, enger beiſammen erblicken, als die neben uns ſtehenden ſich zeigen. Hienach ſchiene es, als ob die Fixſterne mit ihren Planetenſyſtemen nicht kugelförmig, ſondern in einer linſenförmigen Geſtalt aufgeſtellt wären, und iſt dies, ſo müßte man aus der Lage der Lichtzone annehmen, daß ſich unſer Sonnenſyſtem nicht in der größten Fläche dieſer unermeßlichen Linſengeſtalt, ſondern etwas außerhalb derſelben befände.

Militärverfaſſung. Unter Militärverfaſſung verſteht man diejenigen Einrichtungen und Beſtimmungen, welche man in Hinſicht der Kräfte einer Nation auf den Fall eines Kriegs trifft. Sie iſt daher ganz verſchieden und unabhängig von der Kriegskunſt. Eine zweckmäßige Militärverfaſſung erfodert zweierlei ganz verſchiedne Rückſichten: einmal die Rückſicht auf die Individualität und Localität der Nation, für welche ſie beſtimmt iſt, und dann die Rückſicht auf auswärtige, beſonders benachbarte Nationen und die Veränderungen, welche dieſe in ihrer Militärverfaſſung vornehmen. Was die erſte Rückſicht betrifft, ſo bedarf z. B. ein bergiges Land, deſſen Bewohner gewöhnlich ſchon von Natur gute Fußſoldaten ſind, und das einen einfachen Plan der Vertheidigung zu befolgen hat, einer andern Militärverfaſſung, als ein von allen Seiten offnes und ebnes, deſſen Bewohner geborne Reiter ſind. Das franzöſiſche Volk, welches leicht empfänglich für die Geſetze und Begriffe der militäriſchen Ehre iſt, bedarf einer andern Militärverfaſſung, als ein ſclaviſches, welches noch auf einem ſehr niedrigen Grad der Cultur ſteht. So einfach dieſer Satz auch iſt, und ſo ſehr er ſich von ſelbſt darzubieten ſcheint, ſo oft iſt er doch in der Anwendung überſehn worden. Man erinnere ſich nur an manche Abänderungen, die der Graf von St. Germain zu der Zeit, als er franzöſiſcher Kriegsminiſter war, in der Militärverfaſſung dieſes Landes machte. Ähnliche Irrthümer ſoll der Graf von der Lippe in ſeiner Reformation der portugieſiſchen Militär-

verfaſſung begangen haben. Die zweite noch weit wichtigere Rückſicht iſt die nach außen. Die Militärverfaſſung von Carthago war gut, ſo lange es mit barbariſchen Völkern zu thun hatte. Aber ſobald es den Krieg mit Rom begann, hätte es die Militärverfaſſung dieſes Staates, in welchem jeder Bürger Soldat war, nachahmen müſſen. So wie man in der eigentlichen Kriegskunſt ſelbſt, und insbeſondre in der Tactik ſeinem Gegner in dem, was er Vorzügliches erfindet, oft nachahmen muß, ſo muß dieſes auch in der Militärverfaſſung, auf welcher urſprünglich die Anwendung der militäriſchen Kräfte einer Nation beruht, der Fall ſeyn. Als Ludwig XIV. die ſtehenden Armeen ſeines Landes auf einen ſo hohen Fuß brachte, hätten die benachbarten Staaten in ihren Militärverfaſſungen dieſes früher nachahmen müſſen, als ſie gethan haben; und als die franzöſiſche Republik die Conſcription einführte, mußten eigentlich alle benachbarten Staaten in ihrer Militärverfaſſung einen ähnlichen Schritt weiter thun, wenn ſie nicht mit den größtentheils auf Werbung ſich ſtützenden ſtehenden Heeren dagegen zurückbleiben wollten. Die Unterlaſſung dieſes Geſetzes war eine Haupturſache ihrer langen Niederlagen. Öſterreich war die erſte Macht, welche der franzöſiſchen Conſcription im Jahre 1809 die Landwehr, wiewohl damals aus andern Nebenurſachen mit wenigem Glück, entgegenſetzte. Preußen ging in der Militärverfaſſung, welche es im Frühjahr 1813 ſchuf, mit ſeiner Landwehr und dem Landſturm noch über die franzöſiſche Conſcription hinaus *). Frankreich ſchaffte nach dem pariſer Frieden — und wie man ſagt, durch einen geheimen Artikel dieſes Friedens dazu gezwungen — die Conſcription wieder ab, und führte das Syſtem der Werbung wieder ein, während andre europäiſche Mächte ihre Militärverfaſſung verſtärkt haben. — Es ergibt ſich aus dem Bisherigen, aus der Entwickelung der beiden bei der Einrichtung einer Militärverfaſſung zu beobachtenden Rückſichten, daß ſich ſchlechterdings keine allgemeine Theorie darüber aufſtellen läßt, und daß die ganze Vortrefflichkeit derſelben auf der geſchickten Benutzung der jedesmaligen innern und äußern Verhältniſſe der Nation beruht. Nur das möchte im Allgemeinen feſtzuſetzen ſeyn, daß eine Militärverfaſſung auch im Frieden ſo eingerichtet ſeyn müſſe, daß ſie die Entartung der Nation und das allgemeine Verſinken in Weichlichkeit verhindere, daß ſie ferner die Nation nicht zu illiberaler, niedriger Behandlung erniedrige, wie es z. B. das Syſtem der gewaltſamen Werbung und die Cantonpflichtigkeit gewiſſer Perſonen und Diſtricte bei der gänzlichen Immunität andrer gethan hat, daß ſie ferner eine ſchnelle Entwicklung der militäriſchen Kräfte einer Nation im Fall des Krieges verſtatte, und daß ſie keinen ausſchließenden militäriſchen Geiſt einer beſondern Claſſe oder Caſte begünſtige, wie dieſes z. B. in Preußen vor 1806 und in manchen kleinen deutſchen Staaten, die ſich nach dieſem Muſter bildeten, der Fall war. — Die Wichtigkeit einer guten Militärverfaſſung, auf welcher die Erfolge im Kriege ſelbſt größtentheils beruhen, ergibt ſich aus

*) Das Edict, den Landſturm betreffend, erhielt während des Waffenſtillſtandes von 1813 einige beſondre Modificationen und die ganze Militärverfaſſung wurde im September 1814, kurz vor Anfang des Congreſſes, durch die Eintheilung der bewaffneten Macht der Nation in ſtehendes Heer, Landwehr und Landſturm definitiv feſtgeſetzt.

allem dieſem von ſelbſt. Die alte und neue Geſchichte zeigen Beiſpiele von Staaten, welche bloß deßhalb untergingen, weil ſie dieſen Theil ihrer Verfaſſung vernachläſſigten oder in Friedenszeiten in Verfall gerathen ließen. Es iſt zu erwarten, daß die Militärverfaſſung von Deutſchland bei der bevorſtehenden Organiſation dieſes Landes zweckmäßiger ausfallen wird, als die der vorigen deutſchen Reichsverfaſſung, deren Schlechtigkeit vielleicht in der ganzen Geſchichte beiſpiellos iſt. Man vergleiche noch die Artikel: Heer und Conſcription.

Miller (Johann Martin), wurde zu Ulm am 2ten December 1750 geboren. Sein Vater war daſelbſt Prediger am Münſter und Profeſſor der orientaliſchen Sprachen am Gymnaſium. Unſer Miller ging im Jahre 1770 nach Göttingen, um ſich der Theologie zu widmen, wozu er durch die Unterweiſung ſeines Vaters, beſonders in der griechiſchen und hebräiſchen Sprache, gut vorbereitet war. In Göttingen gehörte er zu dem herrlichen Freundes- und Dichterbunde, den mit ihm Bürger, Boie, Hahn, Hölty, Leiſewitz, die Brüder Stolberg, Voß u. ſ. w. bildeten. Dieſe Verbindung war die zweite Erſcheinung der Art in unſerer Literaturgeſchichte, und wenn ihre Wirkſamkeit nicht noch eingreifender und umfaſſender wurde, als die frühere auf der Univerſität zu Leipzig zwiſchen Cramer, Ebert, Gärtner, Schmidt, Rabener u. A., ſo liegt der Grund allein darin, daß die äſthetiſche Cultur in Deutſchland ſeitdem dreißig Jahre Fortſchritte gemacht hatte. Von Göttingen ging Miller auf ein halbes Jahr nach Leipzig. Dann kehrte er im Jahr 1775 nach Ulm zurück. Er brachte dort fünf Jahre als Candidat und Vicar der obern Claſſe des Gymnaſiums zu. Im Jahre 1780 wurde er Pfarrer zu Jungingen bei Ulm, im folgenden Profeſſor des Naturrechts an dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Dieſe Profeſſur vertauſchte er noch in demſelben Jahre mit der Profeſſur der griechiſchen Sprache. Im Jahre 1783 wurde er Prediger am Münſter, und 1797 zugleich Profeſſor der catechetiſchen Theologie am Gymnaſium. Er ſtarb, wo er geboren war, als baieriſcher Kirchenrath im J. 1814. — Miller, wenn gleich nicht ein Genius des erſten Ranges, und ohne eben ein claſſiſches Anſehn erlangt zu haben, gehört gleichwohl zu den wenigen Schriftſtellern Deutſchlands, die ſich einen ſehr allgemeinen, durch alle Stände gehenden Einfluß zu erwerben wußten. Er hat zugleich als Romanenſchriftſteller, als Liederdichter und als Kanzelredner gewirkt. Seine Romane: Beitrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit; Siegwart; Briefwechſel dreier akademiſcher Freunde; Geſchichte Carls von Burgheim und Emiliens von Roſenau u. ſ. w., haben den Ruhm ſeines Namens am weiteſten, und die Überſetzung derſelben in die meiſten europäiſchen Sprachen auch in das Ausland getragen. Der unterſcheidende Charakter aller iſt keuſche, tugendhafte, faſt überſinnliche Liebe, oft mit einer religiöſen Tinctur; die lauterſte Moral; einfache und doch hinreißende Darſtellung, und ein leichter natürlicher Styl. Die Vorwürfe, die man ihnen mit mehrerm oder wenigerm Rechte macht, ſind eine ungehörige Wortfülle, einſeitige Welterfahrung, flache Charakterſchilderung, Einförmigkeit in den Beſchreibungen, beſonders aber ſchwärmeriſche, weichliche, weinerliche, zuweilen andächtelnde Empfindſamkeit bei einer gewiſſen matten Traurigkeit. Indeſſen ſind dieſe Fehler nicht hinderlich geweſen, ihnen überall bei der Leſewelt Eingang, Vorliebe und Be-

wunderung zu verſchaffen. Siegwart inſonderheit hat ganz eigentlich in der Denk- und Empfindungsweiſe eines großen Theils unſerer Nation, am meiſten des weiblichen, Epoche gemacht. In dieſer Rückſicht kann er vollkommen mit Werthers Leiden in Vergleichung gebracht werden, ohne beide Werke deßwegen auch in Anſehung des wahren poetiſchen Werthes gegen einander meſſen zu wollen. Und wenn gleich die Periode, die nach Siegwart benannt wurde, längſt vorüber iſt, ſo würde man doch Unrecht haben zu glauben, daß ſie ohne Nachwirkung geblieben ſey. Eine philoſophiſche Darſtellung der Senſation in den Köpfen und Gemüthern, die Siegwart und Werther gemacht haben, und eine Parallele, die dieſe Senſation mit Einſicht und hiſtoriſch würdigte, geht uns noch ab. Miller hat, was ſo ſelten einem Schriftſteller glückt, durch jenen Roman in den deutſchen Wörtervorrath neue Bezeichnungen eingeführt, die wohl noch lange allgemein bezeichnend und bekannt bleiben möchten, wenn vielleicht ſeine Werke nicht häufig mehr geleſen werden. Siegwartiſche Liebe, ſiegwartiſiren u. ſ. w. ſind Ausdrücke der Umgangs- und Bücherſprache geworden, die jedermann verſteht. Miller erweckte ferner ein Heer von Nachfolgern und Nachtretern, und wurde, wenn man will, das Haupt einer Schule. Er führte die ſogenannte empfindſame Periode in unſerer Literatur herbei. Es ging mit ſeinen Nachahmern, wie es in der Regel mit allen Nachahmern geht. Was in Millers Schriften Empfindſamkeit im beſſeren Sinne war, wurde bei dieſen kalte und läppiſche Empfindelei. Und gerade aus dieſer Entartung der Manier, die ſo viel Verführeriſches und Einſchmeichelndes hat, iſt es zu erklären, daß jene Periode nicht von längerer Dauer war. — Auch als lyriſcher Dichter nimmt Miller eine bedeutende Stelle ein. Seine Elegien und Lieder ſind großen Theils in einem Tone ſanfter Frömmigkeit und zarter Liebe gehalten und haben ſich dadurch eben ſowohl, als durch Natürlichkeit, Leichtigkeit und Wärme, durch Gefälligkeit der Verſification und Sprache empfohlen. Mehrere derſelben ſind populär geworden. Dahin gehören namentlich das Trinklied: „Bei Nektar und Ambroſia, u. ſ. w.“ Klagelied eines Bauern: „Das ganze Dorf verſammelt ſich, u. ſ. w.“ Lob der Alten: „Es leben die Alten, u. ſ. w.“ Abſchiedslied: „Traurig ſehen wir uns an, u. ſ. w.“ „Dieſe und andre Lieder leben in dem Gedächtniſſe und dem Munde des Volks. Und wenn es wahr iſt, was Bürger behauptet: „daß Popularität eines poetiſchen Werkes das Siegel ſeiner Vollkommenheit ſey, ſo iſt ihnen damit ihr Urtheil geſprochen. — Millers Predigten athmen den Geiſt echter und empfundner Religioſität und Sittlichkeit, und unterſcheiden ſich durch eine gemeinfaßliche, herrliche Beredſamkeit, und eine einfache, würdige Schreibart. — Miller war ein edler, liebenswürdiger Menſch. Sein Herz und ſeine Sinnesart ſprechen ſich mit ungewöhnlicher Beſtimmtheit und Wahrheit auf jedem Blatte ſeiner Schriften aus. DH.

Milleſimo, ein italieniſches Städtchen in Montferrat an der Gränze von Finale, in der neuern Kriegsgeſchichte berühmt durch den Sieg, welchen Bonaparte hier am 15ten April 1796 erfocht. Obgleich der franzöſiſche Feldherr am 11ten eine blutige Schlacht gegen Beaulieu bei Montenotte gewonnen hatte, ſo ſtanden doch die Öſterreicher noch mit der ſardiniſchen Armee in Verbindung und waren durch dieſe den Franzoſen weit überlegen. Bonaparte beſchloß, ſie zu trennen, griff, durch neue Truppen aus dem

ſüdlichen Frankreich verſtärkt, ſchon nach drei Tagen die Öſterreicher bei Dego und Milleſimo an, und blieb nach einem mehrmals zweifelhaften Kampfe auch diesmal Sieger, ſo daß er wenige Tage darauf das verſchanzte Lager der Sardinier bei Ceva erſtürmen konnte, wodurch Sardinien außer Thätigkeit geſetzt wurde.

Millin (A. L.), Profeſſor der Alterthümer zu Paris, Mitglied des Nationalinſtituts und der Ehrenlegion, wurde nach dem Tode des berühmten Abbé Barthélemy Aufſeher (Conservateur) des Antiken- und Medaillen-Cabinets der kaiſerlichen Bibliothek, eines der reichſten und vollſtändigſten, welches ein eignes Muſeum ausmachen könnte. Er gilt unter ſeinen Landsleuten mit Recht für einen der gelehrteſten und geſchmackvollſten Archäologen, und um uns hat er das Verdienſt, unſere Gründlichkeit ſeinen Landsleuten bekannter gemacht zu haben. Und nicht zwar bloß durch ſein ſchätzbares Journal: Magazin encyclopédique, ſondern auch durch ſein Dictionnaire des beaux arts, ſeine verbeſſerte Ausgabe des Dictionnaire de la fable von Chompré und ſeine Monuments antiques inédits ou nouvellement expliqués. Neue Verdienſte um die Archäologie hat er ſich erworben durch ſeine Peintures des vases antiques und ſeine Galerie mythologique, und es iſt ihm gelungen, den Geſchmack an der ſchönen Kunſt des Alterthums in Paris durch ſie und ſeine Vorleſungen, deren Beſuchung zum guten Ton gehört, gar ſehr zu befördern. Um die Kunſtgeſchichte ſeines Vaterlands hat er ſich bedeutende Verdienſte erworben, ſowohl durch ſeine Voyage dans les départemens du midi de la France, als durch ſeine Histoire metallique de la revolution française und Histoire métallique de l'Empereur Napoléon. Mehrere kleine Lehrbücher über Studium der Antike, Münzkunde, Gemmenkunde, Mythologie dienen, eine ſchnelle, leichte und angenehme Überſicht über dieſe Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft zu verſchaffen. Zwar dürften wir Deutſche in den meiſten dieſer Werke wenig Neues und Unbekanntes finden, allein man lieſ't auch das Bekannte gern bei ihm wieder. Als Aufſeher des Antikencabinets hat er ſich das Verdienſt erworben, eine zweckmäßige Anordnung der Münzen nach den Ländern, Städten und Regenten gemacht zu haben, wobei ihm Eckhels doctrina nummorum veterum zum Führer diente. Seiner Freundlichkeit und Gefälligkeit, womit er ſtets bereit iſt, auch Fremden die ſeiner Aufſicht anvertrauten Schätze zu zeigen, gedenken alle Reiſenden mit Ruhm. Auf jeden Fall hat ſeine Thätigkeit in begünſtigenden Umſtänden viel Gutes und Nützliches befördert, was wir mit Dank anerkennen. dd.

Millot (Claude-François-Xavier), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, war 1726 zu Beſançon geboren und einige Zeit Jeſuit. Er hatte ſich der Kanzel gewidmet und fuhr zu predigen fort, auch nachdem er aus der Geſellſchaft getreten war, bis ihn die Schwäche ſeiner Bruſt und ſeine Ängſtlichkeit bewogen, darauf Verzicht zu leiſten. Der Marquis Felino, Miniſter von Parma, hatte einen Lehrſtuhl der Geſchichte zum Unterricht junger Edelleute gegründet; er beſetzte ihn auf Empfehlung des Duc de Nivernois mit dem Abbé Millot, der ſeinem Amte nicht nur mit Geſchicklichkeit vorſtand, ſondern auch dem Miniſter mit beſondrer Ergebenheit anhing. Später kehrte er nach Frankreich zurück, und wurde zum Lehrer des

Duc d'Enguien ernannt; in dieſem Poſten ſtarb er 1785. Millot, war in der Geſellſchaft kalt und zurückgezogen, aber was er ſagte war klug und geiſtreich. D'Alembert erklärt ihn für denjenigen unter allen ſeinen Bekannten, der die wenigſten Vorurtheile gehabt und die wenigſten Anſprüche gemacht habe. Man hat von ihm verſchiedne mit Sorgfalt geſchriebne Werke in einem reinen eleganten und natürlichen Styl. Die wichtigſten darunter ſind: 1. Elémens de l'histoire de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV., 3 Bände; 2. Elémens de l'histoire d'Angleterre, depuis son origine sous les Romains jusqu' à George II., 3 Bände; 3. Elémens de l'histoire universelle, 9 Bände; 4. L'histoire des Troubadours, 3 Bände. Dieſes nach den Handſchriften von Sainte-Palaye gearbeitete Werk iſt eine Hauptquelle für die Geſchichte der Troubadouren; 5. Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV.; 6. Histoire philosophique de l'homme. — Die als ein nachgelaßnes Werk von ihm 1807 unter ſeinem Namen erſchienenen Elémens de l'histoire d'Allemagne ſind untergeſchoben.

Milo von Crotōna, ein Schüler des Pythagoras und einer der berühmteſten Athleten bei den Griechen, welcher ſechs Mal in den olympiſchen Spielen den Sieg davon trug. Von ſeiner außerordentlichen Stärke werden mehrere Beiſpiele angeführt. Einſt wollte der Tempel, in welchem Pythagores lehrte, einſtürzen. Milo ergriff die Hauptſäule, und verhinderte dadurch den Einſturz ſo lange, bis alle Anweſenden ſich gerettet hatten. Einen Stier trug er auf ſeinen Schultern zum Opfer und tödtete ihn mit einem Fauſtſchlag. Aber ſeine Stärke wurde auch die Urſach ſeines Todes. Er ſah in einem Walde einen ſtarken Baumſtamm, den man mit Keilen vergebens zu ſpalten verſucht hatte. Er wollte ihn auseinander brechen, allein ſeine Kräfte verſagten ihm. Aber die Keile, welche den Spalt aus einander hielten, waren herausgefallen, und ſo blieb er mit den Händen eingeklemmt. Da ihm niemand zu Hülfe kam, wurde er eine Beute der wilden Thiere, die ihn zerriſſen.

Miltiades. Dieſer berühmte athenienſiſche Feldherr, welcher um das Jahr 500 vor Chr. Geb. lebte, hatte bereits eine athenienſiſche Colonie glücklich nach dem Cherſones geführt und verſchiedne Inſeln im Archipelagus ſeinem Vaterlande unterworfen, als Darius an der Spitze eines furchtbaren Heeres zur Unterjochung Griechenlands heranzog. Er, Ariſtides und Themiſtokles feuerten die vor der Übermacht des Feindes zagenden Athenienſer zur Gegenwehr an. Jeder der zehn Stämme ſtellte 1000 Mann unter einem Anführer. Dieſes kleine Heer rückte in die Ebne von Marathon, wo 1000 Mann Fußvolk, welche Platäa als Bundesgenoſſin abgeſchikt hatte, dazu ſtießen. Miltiades rieth zum augenblicklichen Angriff. Ariſtides und einige andre Anführer unterſtützten ihn; andre dagegen wollten die Hülfstruppen der Lacedämonier erwarten. Der Oberfeldherr (Polemarch) Callimachus trat des Miltiades Gründen bei und der Angriff wurde beſchloſſen. Der Oberbefehl, welcher unter den Feldherrn wechſelte, wurde von allen dem Miltiades überlaſſen, der jedoch keinen Gebrauch davon machte, ſondern den Tag abwartete, der ihn geſetzmäßig an die Spitze des Heers rief. Sobald dieſer erſchien, ſtellte Miltiades ſeine Truppen an den Fuß eines Berges in einem mit Bäumen beſetzten Felde, welche die Reiterei aufhalten ſollten, in Schlachtordnung. Die Platäer ſtanden auf dem

linken Flügel, Callimachus commandirte den rechten, Ariſtides und Themiſtokles das Mitteltreffen. Miltiades befand ſich allenthalben, wo ſeine Gegenwart nöthig war. In vollem Laufe griffen die Griechen an; die Perſer widerſtanden mit Ruhe aber Hartnäckigkeit, bis nach einem mehrſtündigen Kampfe ihre beiden Flügel wichen. Im Mittelpunkte aber befand ſich Datis, der perſiſche Feldherr, ſelbſt mit ſeinen beſten Truppen, und bedrängte Ariſtides und Themiſtokles hart, als er, von den Griechen auch im Rücken angegriffen, ſeine Vortheile aufzugeben gezwungen wurde. Jetzt ward die Niederlage allgemein. Was dem Schwerte entrann, mußte ſich auf die Flotte flüchten, welche den Griechen zum Theil auch in die Hände fiel. Die Perſer verloren 6400, die Athenienſer 192 Mann; Miltiades ſelbſt war verwundet. So glorreich dieſer Sieg war, ſo hätte er doch ohne die Thätigkeit des Miltiades Athen in Unglück bringen können. Datis wollte auf ſeinem Rückzuge Athen ſelbſt überfallen, und ſchon umſegelte ſeine Flotte das Vorgebirge Sunium, als Miltiades Nachricht davon erhielt, ſich mit dem Heere ſogleich auf den Weg machte, und noch zur rechten Zeit unter den Mauern der Stadt ankam, um durch ſeine Gegenwart den Entwurf des Feindes zu vernichten und ihn zur Rückkehr nach den Küſten Aſiens zu zwingen. So ſehr Miltiades nach ſeiner Rückkehr von den Athenienſern geehrt wurde, ſo bald ward er der Gegenſtand des Neides. Seine Feinde ſtellten vor, daß er leicht in Verſuchung kommen könne, ſich der oberſten Gewalt zu bemächtigen. Eine unglückliche Unternehmung, deren Urheber er war, erleichterte den Sieg ſeiner Feinde. Er hatte nämlich in einer Volksverſammlung vorgeſchlagen, ihm eine wohl ausgerüſtete Flotte von 70 Schiffen anzuvertrauen und verſprochen, mit ſelbiger die Athenienſer in den Beſitz großer Reichthümer zu ſetzen und ihnen andre große Vortheile zu verſchaffen. Vermuthlich war ſeine Abſicht, die perſiſchen Küſtenſtädte zu plündern und die Inſeln des ägäiſchen Meers, die es mit den Perſern gehalten hatten, zu beſtrafen. Sein erſter Angriff war auf Paros, wo er aber ſo tapfern Widerſtand fand, daß er unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Er wurde vor der Volksverſammlung der Beſtechung mit perſiſchem Gelde, nach Andern, einer Geldentwendung angeklagt, und da er ſich, wegen einer auf Paros, erhaltnen Wunde, nicht vertheidigen konnte, verurtheilt, in den Graben geworfen zu werden, wo man die Miſſethäter umkommen ließ. Die Obrigkeit verwandelte die Todesſtrafe in eine Geldbuße von 50 Talenten, und ließ ihn, da er ſie nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß ſetzen, wo er an ſeiner Wunde ſtarb. So lohnte Athen ſeinen Erretter.

Milton (John), war den 9ten December 1608 zu London geboren und der Sohn eines Notars. Nachdem er einige Zeit theils von Privatlehrern, theils auf der St. Paulsſchule unterrichtet worden, bezog er das Chriſt-College zu Cambridge (1624), wo er 1628 die gewöhnlichen Grade eines Baccalaureus und Magiſter (Bachelor und Master of arts) annahm, und ſich durch ſeine großen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und durch verſchiedne poetiſche Verſuche in lateiniſcher Sprache vortheilhaft auszeichnete. Er hielt ſich darauf mehrere Jahre bei ſeinem Vater auf, der jetzt auf ſeinem Landgute Horton bei Colebrook in Buckinghamſhire lebte. Im J. 1634 ſchrieb er the Mask of Comus, eine Farce, welcher die Auszeichnung wiederfuhr, von den Kindern des Grafen von Bridgewater,

Lord-Präſidenten von Walis, zu Ludlow-Caſtle in Shropſhire aufgeführt zu werden. Sein nächſtes Product war Lycidas, eine Monodie auf den Tod ſeines Freundes E. King. Im J. 1638 erhielt er von ſeinem Vater Erlaubniß, auf Reiſen zu gehn. Er begab ſich nach einem kurzen Aufenthalt zu Paris, wo er den berühmten Grotius beſuchte, nach Italien, einem Lande, deſſen Literatur er mit großem Fleiße ſtudirt hatte, wie verſchiedene ſeiner jugendlichen Gedichte, die in italieniſcher Sprache abgefaßt ſind, beweiſen. Er wurde überall mit großer Achtung aufgenommen und machte mit den größten Männern damaliger Zeit, z. B. mit Galilei, dem er im Inquiſitionsgefängniſſe zu Rom beſuchte, Bekanntſchaft. Von Neapel wollte er nach Sicilien und Griechenland überſetzen; allein die Nachricht von den in ſeinem Vaterlande ausgebrochnen Unruhen änderte ſeinen Entſchluß, und veranlaßte ihn, nach einer funfzehnmonatlichen Abweſenheit nach England zurückzukehren. Er brachte nun ſeine übrige Lebenszeit in London zu. Nachdem er ſich einige Zeit mit der Erziehung ſeiner Schweſterſöhne beſchäftigt hatte, nahm er an den ausgebrochnen Religionsſtreitigkeiten Theil und gab 1641 fünf Abhandlungen concerning the church government heraus. Im J. 1644 ſchrieb er Areopagitica, a ſpeech for the liberty of unlicenſed printing. Im folgenden Jahre wurden ſeine juvenile Poems zu London gedruckt, worin man die ſchönen Stücke l'Allegro und il Penſeroſo findet, in denen er die verſchiednen Geſichtspunkte, aus denen der Fröhliche und der Schwermüthige die Dinge in der Welt anſehen, treffend angibt. Nach der Hinrichtung des Königs erſchienen ſeine Remarks on the articles of peace between Ormond and the Iriſh rebels, und ſein Εἰκονοκλάστης. Durch dieſe und mehrere andre in gleichem Geiſte geſchriebne Werke machte er ſich bei den Republikanern ſo beliebt, daß er von Cromwell zum lateiniſchen Secretär des Staatsraths ernannt wurde. Im J. 1651 ſchrieb er ſeine berüchtigte Defenſio pro populo Anglicano gegen die 1649 von Salmaſius herausgegebne Defenſio regis, wofür er vom Parlamente eine Belohnung von 1000 Pfund erhielt. Durch ſein unabläſſiges Studieren, verbunden mit dem Kopfweh, woran er von Jugend auf gelitten hatte, wurde er um dieſe Zeit völlig ſeines Geſichts beraubt. Dadurch ließ er ſich indeſſen weder an der Verwaltung ſeines Amtes, noch an ſeinen literariſchen Beſchäftigungen hindern. Im J. 1654 gab er ſeine Defenſio ſecunda und im folgenden Jahre ſeine Defenſio pro ſe heraus. Im J. 1659 ſchrieb er einen Tractat von der bürgerlichen Gewalt in Kirchenſachen und Conſiderations touching the likelieſt means of removing hirelings out of the church. Am Ende des Jahrs 1659, da ſchon Richard Cromwell ſein Protectorat niedergelegt hatte, ließ er einen Brief upon the model of commonwealth und wenige Monate vor der Reſtauration ſeinen ready and eaſy way to eſtabliſh a free commonwealth drucken. Daß er bei Carls II. Rückkehr ſeinen Secretariatspoſten verloren, wird man leicht errathen. Er verbarg ſich, bis die Act of oblivion, in die er wider Vermuthen begriffen wurde, ungeachtet ſeine Defenſio pro populo Anglicano von Henkershand verbrannt worden war, ihm erlaubte, ſich wieder öffentlich zu zeigen. Im J. 1665 vollendete er ſeine berühmte Epopee the Paradiſe loſt. In der erſten Ausgabe von 1667 erſchienen nur zehn, in der zweiten von 1674 zwölf Bücher. Das Honorar des

Verfaſſers betrug zehn Pfund. Überhaupt machte dies Meiſterſtück der englischen Poeſie bei ſeiner erſten Erſcheinung wenig Aufmerkſamkeit. Erſt nachdem Addiſon die Schönheiten deſſelben in ſeinem Zuſchauer zergliedert hatte, fing die Nation an, ſich näher damit bekannt zu machen. Im J. 1670 gab der Dichter eine Geſchichte von England heraus, die jedoch nur bis auf die normanniſche Invaſion reicht. Im J. 1671 erſchien ſein zweites Epos, Paradise regained, welches dem erſtern nachſteht, und ſein Samson Agonistes, ein im Geſchmack der Alten geſchriebnes Trauerſpiel. Im J. 1672 ließ er eine Logik und 1673 ſeine Discourses of true religion drucken, worauf er den 10ten November 1674 zu London ſtarb. In neuern Zeiten iſt ihm in der Weſtminſterabtei ein Denkmal errichtet worden. — Milton lebte ſehr mäßig und hatte einen natürlichen Abſcheu gegen ſtarke Getränke. Seine Vergnügungen beſtanden größtentheils in der Unterhaltung mit ſeinen Freunden und der Beſchäftigung mit Muſik, worin er es zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte. Seine Kenntniſſe waren ſehr ausgebreitet. Er verſtand die hebräiſche, griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Sprache. Von den Dichtern ſeiner Nation ſchätzte er am meiſten Spenſer, Shakſpeare und Cowley. Nachdem er blind geworden war, unterrichtete er ſeine Töchter in den drei erſten der genannten Sprachen, damit ſie ihm bei ſeinen gelehrten Beſchäftigungen hülfreiche Hand leiſten möchten. Übrigens war er ein offner, redlicher Mann, von ſchneller Faſſungskraft, mit treffendem Witze und ſcharfem Urtheil verſehn. Verheirathet hatte er ſich drei Mal. Seine ſämmtlichen poetiſchen Werke findet man in Johnſons Sammlung, deßgleichen bei Bell und Anderſon. Commentirt haben ihn Bentley, Pearce, die beiden Richardſons und Th. Warton.

Milz, ein an der linken Seite des Magens, in dem Raume, welchen die falſchen Rippen der linken Seite umſchließen, liegendes Eingeweide, welches ungefähr um fünf Theile kleiner als die Leber, von länglichrunder Form und deſſen Gewicht, nach Verhältniß des Alters des Menſchen, von 6 bis 15 Unzen beträgt. Ihre äußere Fläche iſt gewölbt und dem Zwerchfell zugekehrt, die innere Fläche iſt flach ausgehöhlt und dem Magen zugewandt. Sie iſt mit der Bauchhaut gänzlich umgeben, die durch verſchiedne Verdoppelungen Bänder bildet, mit denen das obere Ende der Milz an den Zwerchmuskeln, und die innere Fläche an dem Magen befeſtigt iſt. Das Innere der Milz beſteht aus einem ſo blutreichen Gewebe, daß es blauroth durch die ſehr zarten Häute durchſchimmert. Zwiſchen dem zelligen Gewebe der Milz laufen die Zweige der Blutgefäße, deren Äſtchen ſich ſelbſt in die Zellen zu öffnen ſcheinen. In die Milz geht eine nach Verhältniß anderer Eingeweide ſehr ſtarke Schlagader, die noch vor ihrem Eingang ſich in mehrere Äſte abtheilt, welche an der innern Fläche in die Subſtanz der Milz eindringen und ſich hier auf das vielfachſte veräſteln. Die das Blut zurückführende Milzvene iſt viel ſtärker als die Arterie, in Verhältniß wie 1 zu 5, ſie ſetzt durch ihre Verbindung mit der Gekrösader den Stamm der Pfortader zuſammen, welche in die Leber zur Bereitung der Galle ſich begibt. Von der Milzarterie gehen auch mehrere Äſte zu dem Magen, die ſogenannten kurzen Blutgefäße (vasa brevia), und verſorgen dieſen mit Blut (ſ. Magen). Außer der Zeit der Verdauung iſt die Milz ſchlaff und weniger mit Blut angefüllt; wahrſcheinlich geht alsdann durch die kurzen Gefäße mehr Blut zu dem

Magen, um häufigern Magenſaft zum Vorrath abzuſondern. Iſt der Magen mit Speiſen angefüllt, ſo ſtrömt das Blut in größerer Menge nach der Milz, und dehnt ſie ſo aus, daß ſie geſpannt, glatt und glänzend erſcheint. In dieſer Zeit iſt ihre Thätigkeit vorzüglich erhöht. Das Blut erleidet vermöge der eigenthümlichen Lebensthätigkeit der Milz eine eigne Verwandlung zum Behuf der Gallebereitung in der Leber, indem es viel dünner und wäſſeriger iſt, als anderes Venenblut, insbeſondre als das Pfortaderblut, das dicker, ſchwärzer und fettiger iſt. Dieſe Verwandlung des Milzblutes geht wahrſcheinlich in den Zellen der Milz vor ſich, welche in ihrem ausgedehnten Zuſtande eine durchſichtige Flüſſigkeit enthalten. Indem nämlich die Milzarterie das mit Oxygengas ſo eben bereitete Blut (ſ. Lunge) in die Milz ſo reichlich überführt, daß die Menge deſſelben eben ſo viel beträgt, als die ſechs Mal größere Leber bekommt, ſo wird in dem Innern der Milz vermöge ihrer ſpecifiſchen Lebensthätigkeit das Sauerſtoffgas theils mit dem Waſſerſtoffgaſe zu wäßriger und lymphatiſcher Flüſſigkeit verbunden, welche in großer Quantität mit dem, durch Freiwerdung des Sauerſtoffs im Arterienblut, entſtandenen Venenblute zu der Leber hingeht. Dieſes wäßrige Milzvenenblut beträgt eben ſo viel, als das übrige ſämmtliche Pfortaderblut, und dient wahrſcheinlich dazu, die Galle flüſſig, auflöslich und ſauerſtoffhaltig zu machen. Der andre Theil des in der Milz frei gewordnen Sauerſtoffs geht reichlich in das Blut des Magens über, und dient zur Bereitung des Magenſaftes. Ob dieſer Übergang durch die ſogenannten kurzen Gefäße vermittelt wird, welches wohl das wahrſcheinlichſte iſt, oder ob eigene, bis jetzt noch unbekannte Übergänge dazu vorhanden ſind, iſt noch zweifelhaft. Indeſſen iſt doch durch Verſuche (von Home angeſtellt) erwieſen, daß Flüſſigkeit unmittelbar aus dem Magen in die Milz übergeht und von dieſer in den Kreislauf des Blutes kommt. Die **Milzkrankheiten** können von verſchiedner Art ſeyn, je nach dem ihre Lebensthätigkeit verändert, erhöht oder geſchwächt iſt. Als ein ſo außerordentlich blutreiches Organ kann krankhafte Anhäufung des Blutes Statt finden, welche zunächſt übermäßig vermehrte Thätigkeit zur Folge hat, wodurch die Galle zu ſehr verdünnt, der Magenſaft zu ſehr geſäuert wird, und zur beſtändigen Magenſäure, zu Magenkrämpfen und ſchlechter Verdauung Veranlaſſung gibt. Sie kann ſogar in entzündlichen Zuſtand übergehn, welcher ſeines langſamen und weniger lebhaften Ganges wegen oft verkannt wird. Beide Zuſtände geben Veranlaſſung zu Stockung des Bluts in der Milz und Auftreibung derſelben, wodurch endlich das Blut rückwärts in den Magen übergeht, und das Blutbrechen veranlaßt, welches oft die größte Höhe der Milzentzündung, oft auch die Entſcheidung derſelben anzeigt, und jederzeit ein ſehr gefährlicher Zuſtand iſt. Die Milz kann aber auch in einen Zuſtand von zu geringer Thätigkeit verfallen, wodurch alsdann die Galle zu dicke und zur Verdauung untauglich wird, daher Magenbeſchwerden, ſchlechte Verdauung, Mangel an Appetit, Blähungen, Angſt, Druck in der Herzgrube, Stockung der Galle in den Lebergängen, Stockungen in der Milz ſelbſt, Verhärtungen und dergleichen entſtehn. Die ältern Ärzte nannten dieſen Zuſtand **Milzſucht**. Sie ſahen die Milz als ein Eingeweide an, welches dazu beſtimmt ſey, die Leber und das Blut von den dicken ſchwarzgallichten (melancholiſchen) Feuchtigkeiten zu befreien, indem ſie dieſelben als mit ihnen ver=

wandt, an ſich zöge, zum Theil ſich ſelbſt davon ernährte, wovon die dunkle Farbe der Milz herrühre, zum Theil in den Magen und die Gedärme ausleere. Wenn nun in der Milz die ſchwarzgallichten dicken Säfte ſich anhäuften, ohne Abgang zu haben, ſo entſtände Verſtopfung, Verhärtung und Skirrhoſität derſelben, das Blut ſelbſt würde von dieſen Säften nicht mehr gereinigt, beſchwerte das Gehirn, und ſo entſtände zunächſt die Krankheit, die ſie Milzſucht nannten, mit Angſt, Traurigkeit, wunderlichen trübſinnigen Gedanken verbunden wäre, und endlich in Melancholie überginge. H.

Mimik bedeutet in der Schauſpielkunſt die Kunſt, durch künſtliche Erſchaffung der Mienen diejenigen Leidenſchaften, die der Schauſpieler hat künſtlich in ſeiner Seele entſtehen laſſen, äußerlich nachzumachen und auf eine ſolche Art darzuſtellen, daß der Zuſchauer ſagen muß, dieſe Leidenſchaft würde, wenn ſie wirklich auf eine ähnliche Weiſe in der Natur erſchienen wäre, ſich gerade unter dieſen äußern Gebehrden und unter keinen andern geäußert haben. Nur in ſo fern der Schauſpieler im Stande iſt, dieſe Gebehrden, wie ſie ſich in der Natur zu zeigen pflegen, bei der Darſtellung künſtlich nachzumachen, nur in ſo fern kann er auf den Namen eines Schauſpielkünſtlers Anſpruch machen. Daß dieſe Nachahmung ſtets mit Bewußtſeyn verknüpft ſeyn, und nie in bloße mechaniſche Darſtellung des eignen Selbſt ausarten müſſe, liegt eben in dem Begriffe der Nachahmung, denn Nachahmung geſchieht mit dem Verſtande, der ſich ſtets ſeiner bewußt iſt, und nie mit dem Gefühle, welches letztere allerdings kein eigentliches Bewußtſeyn in ſich faßt. Hieraus geht auch zugleich die Beantwortung der Frage hervor, ob der Schauſpieler künſtlich oder natürlich ſpielen müſſe? Er ſoll allerdings künſtlich ſpielen, das heißt, er ſoll etwas darſtellen, was er in demſelben Augenblicke nicht iſt, ſondern von dem er bloß glaubt, daß ein Andrer ſich in der Lage befinde, welche er ſo eben künſtlich nachmachen ſoll. Hieraus folgt alſo von ſelbſt, daß er nicht als er ſelbſt (dies wäre natürlich), ſondern als ein Anderer (alſo künſtlich) erſcheinen müſſe. Soll nun aber der Schauſpieler diejenigen Leidenſchaften, die er darzuſtellen hat, gerade ſo darſtellen, wie er ſie an einem Andern, wenn ſich dieſer in derſelben Lage befunden hätte, entdeckt haben würde? Allerdings, aber nur in ſo fern, als dieſe Leidenſchaften, wenn ſie wirklich natürlich zur Erſcheinung gekommen wären, in ſich ſelbſt Einheit und Zuſammenhang geoffenbart haben würden. Denn da der Menſch in ſeinem natürlichen Zuſtande ſtets den zufälligen Einwirkungen der Außendinge ausgeſetzt bleibt, und deßhalb auch in ſeiner natürlichen Darſtellung durchaus keine künſtleriſche Einheit zur Erſcheinung bringen kann; ſo ſoll die künſtliche Gebehrde dieſe Einheit und dieſen Zuſammenhang da, wo die Natur etwa in einer ähnlichen Lage beides verlieren oder außer Acht laſſen dürfte, mit der aufmerkſamſten Sorgfalt wieder herzuſtellen zu ſuchen. Eine nur ganz oberflächliche Beobachtung des Menſchen in der Wirkſamkeit kann Belege von demjenigen geben, was wir unter dem Mangel jener Einheit und jenes Zuſammenhanges, von dem wir ſo eben geſprochen haben, verſtehen. Man nehme nämlich an, daß irgend ein Individuum, indem daſſelbe einem andern eine wichtige Sache erklären will, und hierbei die nöthigen Gebehrden anwendet, entweder aus Mangel an hinlänglicher Kenntniß des abzuhandelnden Gegenſtandes, oder aber durch eine äußere oder innere Störung unterbrochen wird. Plötzlich entſteht dann durch dieſe Störung ein Mangel an Zuſammen-

hang und ein Zerreißen in ſeinen Gebehrden, welche niemanden, der auch nur ein oberflächlicher Beobachter der Natur iſt, entgehen dürften. Oder man denke ſich ein andres Individuum, das im Streite mit einem andern heftig zürnt und während es dieſen Zorn ausläßt, von etwas Außerordentlichem (zum Beiſpiele, von einem ihm plötzlich aufſtoßenden Geſchäfte) in dem Ausbruche ſeines Zorns geſtört wird, aber ſogleich auch, nachdem jene Störung beſeitigt iſt, in die Äußerung deſſelben von neuem ausbricht. Wenn wir uns dieſen Vorfall recht lebhaft als wirklich vorfallend denken; ſo wird es uns deutlich werden, daß die Art und Weiſe, wie ſich der Zornige in dieſer Zeit benimmt, durchaus nichts Ganzes, nichts Zuſammenhängendes, ſondern im Gegentheile etwas Zerſtückeltes, Zerriſſenes und Unzuſammenhängendes zur Erſcheinung bringt. Die Mimik nun, wie überhaupt die ganze Schauſpielkunſt, in ſo fern ſie nämlich Kunſt und keine Natur iſt, muß (und darin beſteht ihre wahre Kunſt) eben dies Zerſtückelte, dies Zerriſſene, dies Unzuſammenhängende vermeiden, und gerade in ſo fern ſie dieſes bis auf die allerleiſeſte Spur zu vermeiden weiß, gerade in ſo fern iſt ſie Kunſt, und kein roher zufälliger Mechanismus. Über den letzten Grundſatz jeder Kunſt, alſo auch der Mimik (das heißt, darüber, was eigentlich die Grundlage jeder Kunſt ſey), hat man viel und heftig geſtritten. Da es nun eine ausgemachte Wahrheit iſt, daß wir außer der Natur gar keine Erkenntniß haben noch haben können, und daß ſelbſt dasjenige, was wir Ideal nennen, nichts weiter als eine verſchönerte Natur iſt; ſo werden wir mit vollkommner Gewißheit behaupten können, daß die Natur, und nichts anders als dieſe, der höchſte, letzte Grundſatz jeder Kunſt, alſo auch der Mimik ſeyn müſſe. In welchem Verhältniſſe ſteht nun aber die Mimik mit der Natur? Die Mimik ſoll und muß die Natur darſtellen, aber mit dem Unterſchiede, daß ſie da, wo die Natur Lücken hat und unzuſammenhängend iſt, dieſe Lücken ausfüllt, Zuſammenhang ſchafft und das Zerſtückelte zum Ganzen geſtaltet. Dies iſt die höchſte Aufgabe der Mimik und ohne dieſes kann gar von keiner ſolchen die Rede ſeyn. Um zu einer ſolchen Kunſt zu gelangen, ſoll demnach der Schauſpieler die Natur ſtudiren und alles, was er dort findet, mit ſorgfältigem Geiſte auffaſſen und es ſich zu eigen zu machen ſuchen. Daneben muß er aber mit der größten Anſtrengung darnach zu ſtreben ſuchen, das Mangelhafte, Unzuſammenhängende und Zerſtückelte in der Natur aufzufinden und begreifen zu lernen, damit es ihm möglich werde, an die Stelle jenes Mangelhaften ein zuſammenhängendes Ganze zu ſetzen. Wir wiederholen nochmals: die Mimik ſoll in der Natur ſtudirt werden; denn die Natur iſt die einzige, große Lehrmeiſterin in der Kunſt, ohne deren treuſtes, redlichſtes Studium wir in derſelben auch nicht das allergeringſte vermögen, beſonders in der Mimik, die, ſo zu ſagen, in der allerperſönlichſten Verbindung mit der Natur ſteht. Da die Natur ſelbſt unergründlich iſt und nur aus den gegebenen Reſultaten erkannt werden kann, ohne daß wir vermögen, die Grundſätze derſelben mit unumſtößlicher Gewißheit feſtzuſtellen: ſo geht daraus hervor, daß eben die Natur auch nur ganz allein im Stande ſeyn dürfte, uns die Reſultate an die Hand zu geben, die hier einzig und allein ſtatt theoretiſcher Grundſätze dienen können. Und nur in dieſer Hinſicht, und folglich ſehr uneigentlich, kann von einer Theorie der Mimik, ſo wie überhaupt jeglicher Kunſt, die Rede

ſeyn; die äußern Regeln derſelben können allerdings gelehrt werden, wobei aber nie von einem innern leitenden Principe, welches uns ſtets verborgen bleiben wird, die Rede ſeyn kann. Pq.

Mimnermus, ein griechiſcher Dichter und Muſiker, geboren zu Colophon, der zur Zeit Solons lebte und ſich durch ſeine Elegien den ausgebreitetſten Ruf erwarb. Er gilt für den Erfinder des elegiſchen Sylbenmaßes. Er ſang von Liebe und Freude, und lebte im Genuß beider; daher Properz von ihm ſagt:

Plus in amore valet Mimnermi versus Homero,
Mehr in der Liebe gilt Mimnermus Vers als Homerus,

und Horaz:

Si, Mimnermus uti censet, sine amore jocisque
Nil est jucundum, vivas in amore jocisque.
Wenn, wie Mimnermus urtelt, es ohne Lieb' und Vergnügen
Nichts Erfreuliches gibt, o ſo leb' in Lieb' und Vergnügen.

Wir beſitzen von ihm nur Fragmente, die ſich unter andern in Brunck's Analecten finden.

Minden, ein vormaliges Bisthum, welches im weſtphäliſchen Frieden 1648 ſäculariſirt wurde und als ein Fürſtenthum an Churbrandenburg kam. Es liegt im weſtphäliſchen Kreiſe an beiden Ufern der Weſer, und enthält 18½ Quadratmeilen und 77,000 Einwohner. Getraidebau und Viehzucht ſind beträchtlich; das Hauptproduct aber iſt Flachs. Im J. 1807 wurde das Land abgetreten und zum Königreich Weſtphalen geſchlagen, wo es größtentheils zum Departement der Weſer gehörte; im J. 1810 wurde es zum franzöſiſchen Departement der Oberems gezogen; im J. 1814 aber von Preußen wieder in Beſitz genommen. Die Hauptſtadt Minden zählt 7300 Einwohner. Sie war ſonſt ziemlich feſt und ihre 600 Fuß lange ſteinerne Brücke über die Weſer von einer Schanze bedeckt. Es ſind hier drei lutheriſche, zwei catholiſche und eine reformirte Kirche; die Domkirche beſitzen die Catholiſchen. Am 1ſten Auguſt 1759 lieferte bei Minden Prinz Ferdinand den Franzoſen unter Contades eine Schlacht, und erfocht den entſchiedenſten Sieg. Die Franzoſen würden noch ungleich mehr verloren haben, wenn Lord Sackville (nachmals Lord Gemaine) die Befehle des Prinzen gehörig vollzogen hätte, weßhalb er auch von einem Kriegsgericht für dienſtunfähig erklärt wurde.

Mine, Minirkunſt. Unter einer Mine verſteht man überhaupt einen in die Erde gegrabenen und mit Pulver gefüllten Kaſten, um die darüber befindliche Erde, und alles, was darauf iſt, durch die Gewalt des Pulvers, wenn es entzündet wird, in die Luft ſprengen zu können. Sobald der Kaſten nicht tiefer als ungefähr 10-12 Fuß in die Erde eingegraben iſt, ſo bekommt eine ſolche Mine den beſondern Namen **Fladdermine**, die in der Feldbefeſtigungskunſt gebraucht werden. Die Minen einer Feſtung heißen **Contre-** oder **Gegenminen**, die gemeiniglich in einem Minengange (Gallerie) beſtehn, welcher unter dem bedeckten Wege am äußern Rande des Grabens fortläuft und **Gallerie-Magiſtrale** heißt. Von dieſer gehen nach dem Felde zu kleinere Minengänge (**Minenäſte** oder **Rameaux**) unter das Glacis, von denen noch rechts und links die **Horchgänge** ausgehen, um darin die Anſtalten des Feindes in ſeinen **Angriffsminen** zu behorchen. Der mit Pulver gefüllte Kaſten heißt der **Pulverkaſten**, und das Loch, welches gegraben werden muß, um ihn in die gehörige Tiefe unter die Erde zu bringen, heißt der **Brunnen**, neben

dem zur Seite ein Loch für den Pulverkaſten gemacht wird, welches der *Minenofen* oder die *Minenkammer* heißt. Diejenige Linie, welche aus dem Mittelpunkte des Pulverkaſtens ſenkrecht gegen die nächſte Oberfläche, gegen die das Pulver ſeine Wirkung äußern ſoll, gezogen wird, heißt die kürzeſte *Widerſtandslinie*. Um die Mine anzünden zu können, muß von dem Pulverkaſten aus eine *Pulverleitung* in einem Schlauch von Leinwand, Leder u. ſ. w. (*Zündwurſt*), oder in einer hölzernen Rinne (*Leitkaſten*) bis zu einem ſichern Orte zum *Minengange* hingeführt werden, wo man vom Feinde ungeſehen das Pulver anzünden kann. Wenn die Mine ſpringt oder *ſpielt*, ſo entſteht durch den büſchelförmigen Auswurf aus der Erde, die *Erdgarbe* oder *Minengarbe*, ein Loch, der *Trichter*, deſſen obere Seite ſein *Durchmeſſer* genannt wird, deſſen Größe von der Stärke der Pulverladung abhängt, die für den gewöhnlichen Feldgebrauch durch die Regel beſtimmt werden kann, *daß man die in Fußen ausgedrückte kürzeſte Widerſtandslinie auf den Würfel erhebe und dieſe Cubikzahl durch 10 dividire*, worauf der Quotient die Pulverladung in Pfunden ausgedrückt gibt. Wenn das Pulver ſo tief in die Erde eingegraben wird, daß ſich die Wirkung deſſelben, wenn es entzündet wird, nicht auf der Oberfläche der Erde zeigen kann, ſo entſteht in der Erde eine kugelförmige Geſtalt, in welcher alle Erdtheile erſchüttert, und die in der Nähe liegenden feindlichen Minen verſchüttet werden, welche kugelförmige Geſtalt die *Wirkungsſphäre* heißt, und von ihrem Erfinder Belidor Globe de Compreſſion genannt wurde, welchen Namen man aber heutiges Tags mehr für die ſehr ſtark geladenen Minen des Belagerers einer Feſtung gebraucht, um die Contreminen zu zerſtören. Durch Verſuche, die *Belidor* in den Jahren 1725, 1732 und 1753 angeſtellt und von dem preußiſchen Major *la Febre* im J. 1754 wiederholt ſind, iſt es erwieſen, daß das Pulver ſeine Wirkung bis auf die 3- bis 4malige Länge der kürzeſten Widerſtandslinie rund umher zeigen könne, und daß bei einer ſo ſtarken Ladung, daß die Wirkung des entzündeten Pulvers ſich zu Tage zeigt, der Durchmeſſer des Trichters $5\frac{1}{2}$ Mal ſo groß werden könne, als die kürzeſte Widerſtandslinie, während man vor Belidors Zeiten ihn nicht größer als das Doppelte derſelben zu machen wußte, welche Minen jetzt Fladderminen heißen. Tafeln für die zu einem Trichter von gegebner Größe erfoderliche Pulverladung findet man bei *Vauban* und *Belidor* und in andern Schriften über *Minirkunſt*. L.

Mineralien, Mineralogie. Unter Mineralien verſteht man alle unorganiſchen Naturkörper, überhaupt alles, was zum Mineral- oder Steinreich gehört. Man bedient ſich wohl auch des Ausdrucks *Foſſilien*, welcher mit dem erſtgenannten gleichbedeutend iſt. Hofrath Oken (ſ. deſſen Naturgeſchichte Thl. I) hat ſtatt Mineralien ein ſehr paſſendes deutſches Wort, nämlich *Irden* gewählt. Sämmtliche Mineralien theilt man dem herrſchenden werneriſchen Syſtem zufolge nach ihren vier Grundbeſtandtheilen in vier Hauptclaſſen ein, nämlich in I. *Erd- und Steinarten*, II. *Salze*, III. *Inflammabilien*, IV. *Metalle*. Die erſte Claſſe zerfällt wieder in ſo viele Ordnungen, als es chemiſch einfache Erden gibt. Dergleichen ſind 1. die *Zirkonerde*, 2. die *Kieſelerde*, 3. die *Thonerde*, 4. die *Talkerde*, 5. *Kalkerde*, 6. die

Schwererde, 7. die Strontionerde, 8. die Yttererde. Die zweite Claſſe wird nach den Säuren abgetheilt, die ſie enthalten, und zwar in fünf Ordnungen, als: 1. kohlengeſäuerte Salze, 2. boraxgeſäuerte Salze, 3. ſalpetergeſäuerte Salze, 4. ſalzgeſäuerte Salze, 5. ſchwefelgeſäuerte Salze. Die dritte Claſſe hat fünf Ordnungen: 1. Schwefelordnung, 2. Erdharzordnung, 3. Graphitordnung, 4. Reſinordnung, 5. Demantordnung. Die vierte Claſſe der Metalle iſt reich und man theilt ſie nach ihren eigenthümlichen metalliſchen Grundſtoffen ein, deren man bis jetzt 28 verſchiedne entdeckt hat, als: 1. Platin, 2. Gold, 3. Queckſilber, 4. Silber, 5. Kupfer, 6. Eiſen, 7. Blei, 8. Molybdän, 9. Zinn, 10. Zink, 11. Wismuth, 12. Tellur, 13. Spießglanz, 14. Mangan, 15. Nickel, 16. Kobalt, 17. Arſenik, 18. Uran, 19. Titan, 20. Scheel, 21. Chrom, 22. Tantal, 23. Cerenit, 24. Columb, 25. Iridium, 26. Rhodium, 27. Osmiam, 28. Palladium. Nach der Art der Erſcheinung, oder des Vorkommens, theilt man die Metalle in gediegene, vererzte, oxydirte. Nach ihrem Verhalten im Feuer und unter dem Hammer theilt man ſie auch in Ganz- und Halbmetalle, und die erſtern wieder in edle und unedle. Die Mineralogie iſt derjenige Theil der Natur, welcher die anorganiſchen Naturkörper, alſo Mineralien, zu ſeinem Gegenſtand hat. Sie zerfällt ihrem Weſen nach in die Oriktognoſie oder die Erkenntnißlehre der anorganiſchen Körper, lehrt die einfachen oder gemiſchten Mineralien unter beſtimmten Kennzeichen und unter feſtgeſetzten Benennungen in einer natürlichen, aber ſyſtematiſchen Ordnung erkennen, und iſt mithin die Baſis aller übrigen mineralogiſchen Wiſſenſchaften. 2. Die Geognoſie oder Gebirgskunde lehrt den feſten Erdkörper überhaupt kennen und macht uns mit den Lagerſtätten der Mineralien, mit der Bildung derſelben und mit ihrem Verhalten auf und in demſelben bekannt. Dieſer letztere Theil hat noch nicht die Vollkommenheit erhalten, die ſein hohes Intereſſe erfodert. Außer dieſen Wiſſenſchaften umfaßt die Mineralogie im weiteſten Sinne noch: die mineralogiſche Chemie, die mineralogiſche Geographie und die ökonomiſche Mineralogie. Unter den Naturwiſſenſchaften iſt die Mineralogie vielleicht zuletzt als Wiſſenſchaft ausgebildet worden, doch hat ſie in neuern Zeiten ſehr viel Aufmerkſamkeit erregt und viele Bearbeiter gefunden. Schon den Griechen und Römern war dieſe Wiſſenſchaft nicht fremd. Von der erſten Nation iſt noch ein Werk über die Steine von Theophraſt auf uns gekommen; von den römiſchen Schriftſtellern iſt Plinius, der Naturforſcher, beſonders wichtig. Neuerer Zeit kann man vorzüglich vier in der Mineralogie herrſchende Syſteme annehmen: 1. das Syſtem der äußern Kennzeichen beginnt mit Wallenius und erreichte ſeine vollkommne Ausbildung durch Werner; 2. das chemiſche Syſtem beginnt mit Cronſtädt und wurde durch den Engländer Kirwan ausgebildet; 3. das cryſtallographiſche oder mathematiſche Syſtem verdankt man dem franzöſiſchen Naturforſcher Hauy; 4. das genetiſche Syſtem, in dem gleichſam das der äußern Kennzeichen und das mathematiſche vereinigt iſt, ſtellte Oken in ſeinem Handbuch der Naturgeſchichte neuerlich auf. Von allen dieſen Syſtemen hat ſich bis jetzt das werneriſche noch am weiteſten verbreitet, und die mei-

ſten Bearbeiter gefunden, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß es noch viele Unvollkommenheiten enthält, die zum Theil im okenſchen weſentlich verbeſſert ſind. BC.

Mineralwaſſer, Quellen, in deren Waſſer Gasarten oder mineraliſche Theile aufgelöſ't ſind. Unter den Gasarten, welche ſolche Mineralwaſſer enthalten, ſind die vorzüglichſten: das Kohlenſtoffgas oder die ſogenannte Luftſäure, fixe Luft, und das geſchwefelte Waſſerſtoffgas, oder Hydrothionſäure. (Siehe den Art. Gasarten.) Unter den Mineralien, die man in dieſen Waſſern aufgelöſ't findet, ſind die vorzüglichſten: Kalkerde, Bitterſalzerde (Magneſie), Thonerde, ſchwefelſaurer Kalk (Gyps), ſalzſaurer Kalk, kohlenſaurer Kalk (gewöhnlicher Kalkſtein), ſchwefelſaure Magneſie (Bitterſalz), ſalzſaures Mineralalkali (Kochſalz), ſchwefelſaures Mineralalkali (Glauberſalz), ſalpeterſaures vegetabiliſches Laugenſalz (Salpeter), Eiſen, meiſtens in Kohlenſäure aufgelöſ't, auch ſchwefelſaures Eiſen (Eiſenvitriol). Da das Waſſer ſchon bloß für ſich auflöſende Eigenſchaft hat, ſo findet man ſelten ein ganz reines Quellwaſſer, das nicht irgend einige von den genannten Dingen in ſich aufgelöſ't enthielte. Deßwegen macht man ſchon im gemeinen Leben einen Unterſchied zwiſchen hartem und weichem Waſſer. In dem erſtern iſt eine anſehnliche Menge erdiger Stoffe, meiſtens Kalkerde, in Kohlenſäure aufgelöſ't, vorhanden, wovon das Waſſer einen ſalzigen, erdigen Geſchmack erhält, und wodurch es zum Brauen, Branntweinbrennen, Bleichen unwirkſamer iſt, zum Waſchen untauglich wird, da es die Seife ſchwer auflöſ't, zum Theil zerſetzt, ſo daß die Fettflocken ſich abſondern. Hülſenfrüchte werden darin nicht weich gekocht, weil während des Kochens das flüchtige Auflöſungsmittel verfliegt, und die niederfallenden erdigen Theile die Zwiſchenräumchen der darin gekochten Erbſen, des Fleiſches u. ſ. w. verſtopfen. An den Wänden der Geſchirre ſetzen ſie ſich an, und machen den ſogenannten Waſſerſtein. Durch das Kochen ſelbſt wird alſo hartes Waſſer ſchon reiner, aber man kann es auch durch Zuſatz von Alkali oder Lauge verbeſſern, und zum Kochen tauglicher machen. Weiches Waſſer nennt man ſolches, das wenige oder gar keine ſolcher erdigen Theile enthält, z. B. das Regenwaſſer, Flußwaſſer. Wenn von den oben genannten Beſtandtheilen einige in ſo beträchtlicher Menge ſich in dem Waſſer aufgelöſ't befinden, daß es davon einen ſehr merklichen Geſchmack erhält, dann erſt belegt man es mit dem Namen Mineralwaſſer, und wenn es bei dem innern Gebrauche heilſame Wirkungen auf den menſchlichen Körper zeigt, Geſundbrunnen. (Siehe dieſen Artikel.) H.

Minerva, bei den Griechen Pallas Athene, Athenäa, unter den Gottheiten der olympiſchen Dynaſtie eine der vorzüglichſten. Die Fabel erzählt: als Jupiter nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrſchaft gelangt war, erkor er ſich zur erſten Genoſſin die Metis, eine Tochter des Oceanus. Ein Orakelſpruch der Gäa und des Uranus aber hatte ihm geweiſſagt, daß Metis zuerſt eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären würde, welcher dem Jupiter die Herrſchaft zu entreißen beſtimmt ſey. Dieſem Schickſale zu entgehn, ſuchte er ſich ihrer mit Liſt und Schmeichelei zu bemächtigen und verſchlang ſie mit der noch ungebornen Minerva. Als nun die Zeit ihrer Geburt herankam, empfand Jupiter einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, daher er ſich vom Vulcan mit einer ſcharfen Axt den Kopf ſpalten ließ, worauf die Göttin fröhlich und in vol-

der Rüſtung heraussprang. Sie tanzte mit kriegeriſchem Muthe daher, ſchwang ihren Speer, und ſchlug damit auf den tönenden Schild, als ob ſie ſich zum Angriff eines Feindes fertig mache. Als weiſe Kriegerin, im Gegenſatz von dem wilden, blutdürſtigen, rohen Mars, tritt ſie zuerſt in den Götterkämpfen auf; in den Gigantenſchlachten beſiegte ſie den Pallas und Enceladus. In den Kriegen der Sterblichen iſt ſie die ſtete Lenkerin und Schützerin der Heldenkraft. Sie leitet Hercules auf den Olymp empor, lehrt Bellerophon den Pegaſus zähmen und die Chimära beſiegen, begleitet Perſeus auf ſeinem Zuge gegen die Gorgonen, ſchenkt dem Tydeus Unſterblichkeit, hält den Achilles werth, begleitet den Ulyß, ſchützt deſſen Gattin und geleitet ſeinen Sohn in der Geſtalt Mentors. Eben ſo begünſtigt ſie die Erfinder von Kriegswerkzeugen: ſie baute die Argo und lehrte den Epeus das hölzerne Roß zimmern, wodurch Troja erobert ward. Nun erſcheint ſie aber auch als Beſchützerin der Künſte des Friedens, und zeigt ſich da zuerſt als Jungfrau in allen Geſchäften einer Fürſtentochter des heroiſchen Zeitalters. Den Webeſtuhl, die Spindel, die mahleriſche Nadel finden wir in ihrer Hand, und ſo wie die Heldenfrauen die Gewänder für ihr Haus ſelbſt bereiteten, ſo arbeitet ſie die Gewänder der Göttinnen. Daher ſteht auch eine geſchickte Weberin unter ihrem Schutz, nur darf ſie ſich nicht ſtolz erheben, wie Arachne, die ihr Zorn in eine Spinne verwandelte. Von den bloß weiblichen Kunſtfertigkeiten aber trug man ihren Schutz auch auf alle friedlichen Beſchäftigungen des Menſchen über, bei welchen der thätige Geiſt ſich beſonders zeigte. Jeder Künſtler, der mechaniſche und der bildende, ſtand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute ſich der Denker, wie der Redner und Dichter: und da zu dem vollkommnen Glücke, welches die erfinderiſche Thätigkeit des Geiſtes gewähren ſoll, auch die Geſundheit gehört, ſo erſcheint ſie auch unter den heilenden Göttern. In allen dieſen Hinſichten iſt ſie das Symbol des aus dem Haupte entſpringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit ſelbſt, der Wiſſenſchaft und Kunſt, letzterer jedoch nur, in ſo fern Erfindung und Denkkraft dabei in Anſpruch genommen werden. Athen, dieſe Stadt der Wiſſenſchaft und Kunſt, war ihr Lieblingsaufenthalt. Sie wird als die Erfinderin der Flöte genannt. Als ſie aber in einer Quelle wahrnahm, wie ſehr das Spiel auf derſelben ihr Geſicht entſtelle, warf ſie ſie von ſich und belegte den mit dem härteſten Fluch, der ſie aufnehmen würde. Dieſer Fluch ging an Marſyas in Erfüllung. (S. d. Art.) Die Liebe verſchmähend, weihte ſie ſich einer ewigen Jungfrauſchaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. Tireſias, der ſie im Bade belauſchte, erblindete. Mit dieſem Charakter des reinen kalten Verſtandes erſcheint die Göttin auch in den Darſtellungen der Kunſt. Kalter Ernſt des tiefen Nachdenkens, der männliche Geiſt untheilnehmender Überlegung ſpricht aus den Zügen einer ſchönen Weiblichkeit. Als Kriegerin erſcheint ſie völlig gerüſtet, das Haupt mit einem goldnen Helm bedeckt, von welchem ein ſtolzer Mähnenbuſch herabwallt, gepanzert mit dem Harniſch des Vaters, und in der Hand die Lanze; als Vorſteherin der friedlichen Kunſtfertigkeit aber erſcheint ſie in der Tracht griechiſcher Matronen. Zu den Attributen der Göttin gehören noch die Ägis, das Gorgonenhaupt und der argoliſche Schild von runder Form. Zu ihrem ſymboliſchen Beiwerk gehört die Eule (auf Mün-

zen auch der Hahn), um die Wachſamkeit anzudeuten. Als Erhalterin der Geſundheit füttert ſie aus der Schaale der Drachen, und der Ölzweig iſt das Symbol des friedlichen Verkehrs, der durch ſie gedeiht. Ein beſondrer atheniſcher Mythus ſagt, daß, als einſt Neptun und Minerva (Athene) über die Benennung der Stadt Athen ſtritten, die Götter den Streit dahin entſchieden, ſie ſolle nach deſſen Namen genannt werden, der den Menſchen das nützlichſte Geſchenk hervorbringen würde. Neptun ſchlug mit ſeinem Dreizack die Erde und es ſprang das kriegeriſche Roß hervor; Minerva warf ihren Speer, und, wo er fiel, ſproßte der friedliche Ölbaum. Ihr Geſchenk ward für das heilſamſte erkannt, und die Stadt erhielt ihren Namen. Ganz Attica, beſonders aber Athen ward ihr geheiligt, und ſie hatte hier viele Tempel. Ihre glänzendſten Feſte zu Athen waren die Panathenäen. Ein anderes Feſt war die feierliche Abwaſchung ihrer Bildſäule zu Athen, hauptſächlich zu Argos, welche alle Jahre in fließendem Waſſer von den Händen keuſcher Jungfrauen geſchah. Die Römer verehrten ſie anfangs bloß als Kriegsgöttin; ſpäter ward ſie eine Hauptſchutzgöttin Roms. Sie hatte nebſt Jupiter und Juno den Haupttempel auf dem Capitol ein, und ihr Feſt wurde jährlich unter dem Namen Quinquatrus fünf Tage lang gefeiert.

Mingotti (Catarina), eine der größten Sängerinnen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, war 1726 zu Neapel von urſprünglich deutſchen Ältern geboren. Ihr Vater, der in öſterreichiſchen Militärdienſten ſtand, bekam bald nach ihrer Geburt den Befehl, ſich nach Schleſien zu begeben, und nahm ſie dahin mit. Nach ſeinem Tode that ihr Oheim ſie zu den Urſulinerinnen. Die Muſik, die man hier zuweilen gab, machte einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie die Äbtiſſin mit Thränen in den Augen bat, ihr einigen muſikaliſchen Unterricht geben zu laſſen, damit ſie auch im Chor mitſingen könnte. Die Äbtiſſin willfahrte ihr endlich und gab ihr täglich eine halbe Stunde einige Anweiſung in den erſten Anfangsgründen der Muſik. Sie war vierzehn Jahre alt, als ſie nach ihres Oheims Tode zu ihrer Mutter und ihren zwei Schweſtern zurückkehrte. Einige Jahre darauf verheirathete ſie ſich gegen ihre Neigung, und bloß um ſich einer noch verhaßtern Lage zu entreißen, mit einem ſchon bejahrten Venetianer, Namens Mingotti, welcher der Unternehmer der Oper zu Dresden war. Bei ihrem Auftreten in Dresden erregte ſie das allgemeinſte Aufſehn. Porpora, der damals in des Königs Dienſten war, empfahl ſie auf das angelegentlichſte und verſchaffte ihr eine Stelle am Theater. Er ſelbſt beſchäftigte ſich mit ihrem Unterricht. Die berühmte Fauſtina und Haſſe waren damals ebenfalls in Dresden; aber bald, nachdem Madam Mingotti ſich das erſte Mal am Hofe hatte hören laſſen, entfernten ſie ſich und gingen nach Italien, wie man behauptete, aus Eiferſucht auf die neue Sängerin. Der Ruf der Mingotti verbreitete ſich bald durch Europa, ſo daß ſie nach Neapel eingeladen wurde, um daſelbſt auf dem großen Operntheater zu ſingen. Ihr erſter Debut hieſelbſt machte ſo großes Aufſehn, daß ſie von allen Seiten die vortheilhafteſten Anträge erhielt, die ſie jedoch aus Delicateſſe ablehnte, da ſie fortwährend einen Gehalt vom dresdner Hofe bezog. Bei ihrer Rückkehr nach Dresden fand ſie Haſſe an der Spitze der Capelle. Dieſer war eben mit der Compoſition der Oper Demofonte (1748) beſchäftigt, und ſetzte eigens für die Min-

gotti das Adagio Se tutti i mali miei, bloß mit einer Pizzicatobegleitung der Violine, damit die etwanigen Fehler im Geſang deſto merkbarer werden möchten. Sie aber, die den ihr gelegten Fallſtrick wohl gewahr wurde, löſ'te alle Schwierigkeiten ſo vollkommen, daß ihre Feinde und Fauſtina ſelbſt verſtummten. Im Jahr 1751 ging ſie von Dresden nach Spanien, wo ſie mit Gizziello unter der Direction des berühmten Farinelli ſang. Letzterer war ſo ſtreng, daß er ihr nicht nur unterſagte, anders als vor dem Hofe zu ſingen, ſondern auch, ihre Übungen in einem Zimmer, das nach der Straße hinausging, anzuſtellen. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Spanien, während deſſen ſie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, beſuchte ſie Paris und London, um auch hier ihr Talent bewundern zu laſſen. Darauf bereiſ'te ſie Italien, und ſang in mehrern großen Städten. So lange der König Auguſt lebte, hörte ſie nicht auf, Dresden als ihre Heimath zu betrachten. Nach ſeinem Tode 1763 aber ließ ſie ſich in München nieder, woſelbſt ſie in hohem Alter ſtarb.

Miniaturmahlerei, ſ. Mahlerei.

Minne, ein altes deutſches Wort, welches Liebe bedeutet, und ehemals viele abgeleitete Wörter gab, z. B. minnlich, minniglich, minneſam, Minnekuß, Minnelohn, minnewund, Minnewonne u. ſ. w. Die Holländer haben dieſen, bei uns bloß in Gedichten noch lebenden Ausdruck behalten, und von dieſem auch das artige Minnenyd gebildet, d. i. Minneneid, Liebesneid, ſtatt unſers ungefälligen Worts: Eiferſucht. Das alte Wort Minna und Minnen ward erſt überhaupt von Liebe und Freundſchaft, auch von göttlicher Liebe gebraucht. Doch bekam es dann bei den deutſchen erotiſchen Dichtern des Mittelalters eine emphatiſche Bedeutung, nämlich die der edlen, glücklichen und treuen Liebe zwiſchen den Geſchlechtern (die auch einmal vom Minneſinger W. v. d. Vogelweide hohe Minne genannt und von der niedern unterſchieden wird). Treue Liebe; denn (ſagt Ulrich von Lichtenſtein, einer der vorzüglichſten Minneſinger) „ſtete Liebe heißt Minne;" der deutſche Bearbeiter des Parcival v. J. 1590: „rechte Minne iſt wahre Treue," und Heinrich von Morungen: „Herzeliebe heißt Minne." Glückliche; denn, ſagt W. v. d. Vogelweide, „Minne iſt Minne, thut ſie wohl, thut ſie weh, ſo heißt ſie nicht Minne;" und Howart: „Lieb' ohn' allen falſchen Wahn." Edle, denn ihr ſchreiben jene Dichter mit Recht eine Kraft zu, das Weſen des Menſchen zu veredlen, oder wie Jean Paul ſagt, zu verherrlichen. Walther v. d. Vogelweide: „Minne iſt aller Tugenden ein Hort. Wer gutes Weibes Minne hat, der ſchämt ſich aller Miſſethat." Otto v. Brandenburg: „die Minne lehrt Sünde l'an." Reinmar v. Zweter: „die Minne lehrt große Tugend." Minne, ſagen die Sänger der Ritterzeit, lehrt edlen Muth, Tapferkeit, Artigkeit und Sitte, verſcheucht den Schmerz und lohnt mit Wonne. Förmliche Geſpräche über dieſe Minne finden ſich im Titurel, bei Veldeck, Ulr. v. Lichtenſtein, Howart und der Winsbekia. Eine förmliche Definition der Minne aus jener Zeit iſt zu ſchön, als daß ſie hier übergangen werden ſollte. W. v. d. Vogelweide ſagt: „ob ich recht rathen könne, was die Minne ſey, ſo ſprechet ja! Minne iſt zweier Herzen Wonne, theilen ſie gleich (d. i. theilen ſie einander gleichmäßig dieſe Wonne über ihre Herzen mit), ſo iſt die Minne da." Eine Definition, die zwar etwas zu weit, aber gewiß ſchö-

ner iſt, als manche neue, z. B. Liebe iſt Setzung des Ichs ins Nichtich. Der Begriff der Minne wurde im Ritterthume der Deutſchen ſehr edel gefaßt, und ſchon damals hat ſich die Liebe bei den deutſchen Dichtern viel reiner, inniger und idealiſcher ausgeſprochen, als etwa bei den Franzoſen (vergl. Villers Abhandlung de la manière différente de traiter l'amour chez les poëts allemands et français, deutſch in Reinhards Polyanthea, 1807 und im vaterländiſchen Muſeum, 1810). Eſchelbach ſagt auch gradezu in ſeinem Parcival: „das Herz iſt rechter Minne ein Pfand." Mit Recht ſang Walther v. d. Vogelweide: „Tugend und *reine Minne*, wer die ſuchen will, der ſoll kommen in *unſer* Land! da iſt Wonne viel. Deutſche Zucht geht vor in allem." Übrigens kommt bei den altdeutſchen Dichtern Minna auch als Mädchenname vor, und Aphroditen nennen ſie Frau Minne (von Brennenberg auch Frau Liebe genannt), ſo wie ihren Stern den Minneſtern. F.

Minnegerichte, ſ. Gerichtshöfe der Liebe.

Minneſinger heißen die deutſchen Dichter des Mittelalters von dem Hauptinhalt ihrer Lieder, auch *ſchwäbiſche Dichter* genannt, weil dieſe Mundart in ihren Gedichten vorherrſcht. Größtentheils waren ſie Ritter, oder doch Edelleute, die das poetiſche, zwiſchen Krieg, Andacht und Liebe getheilte Leben der Ritterſchaft zum Singen begeiſterte. Sie lebten und ſangen beſonders an den Höfen kunſtliebender deutſchen Fürſten, wie Kaiſer Friedrich II., Herzog Leopold IV. von Öſterreich, Landgraf Herrmann von Thüringen, und das ritterliche Leben, die fröhliche Feſtlichkeit und die feine Courtoiſie (bei ihnen Hübſchheit) jener Hoflager gab ihren Gedichten die Zartheit und die Pracht, die Beredtheit und die Zierlichkeit, die wir an ihnen bewundern. An jenen Höfen wurden zur Ergötzung der Fürſten und der Frauen Wettſtreite, nach dem Beiſpiel der provençaliſchen jeux mi partis (ſ. Troubadours), gehalten, welche aber in Deutſchland öfters ziemlich ernſtlich gemeint waren (wie der bekannte *Krieg auf der Wartburg*) und von der Eiferſucht der Dichter, die um die Gunſt und die Gaben der Fürſten wetteifernd buhlten, befeuert wurden. Denn es gab unter ihnen viele Arme, die ein Gewerbe daraus machten, an den Höfen umherzuziehn und ihre Lieder hören zu laſſen. Aber eben ſo viele waren auch reiche und kriegeriſche Ritter, die das Leben zwiſchen ritterlichen und dichteriſchen Beſchäftigungen theilten, und mit beiden abwechſelnd den ſchönen Frauen zu gefallen ſuchten, wovon *Ulrichs von Lichtenſtein* in ſeinem *Frauendienſt* geſchildertes Leben ſtatt aller Beiſpiele iſt. Ja nicht wenige Könige und Fürſten und viele Grafen und Herren liebten es, die Frauen ihrer Minne ſelbſt zärtlich zu beſingen und ſich, in Stunden der Muße von Waffenthaten, mit Dichten und Geſang zu erfreuen. Da jene Poeſie, den Dichtern und dem Geiſte nach, wahre Ritterpoeſie war, ſo befremdet es uns nicht, in den weltlichen Liedern jener Zeit ſtets, und in unerſchöpflichen Variationen die Minne und wieder die Minne, die zweite Religion der Ritter, und neben und in ihr den Frühling, dieſe Liebe der Natur, die liebende Herzen ſo wunderbar ſympathetiſch anſpricht, beſungen zu finden; wie dagegen die epiſch-romantiſchen Dichtungen jener Zeit, der Natur des Epos zufolge, das ganze Leben und Weſen der Ritterſchaft mit den lebhafteſten Farben uns vorführen, die Lebensluſt und die Andacht, die Tapferkeit und die Liebesſchwärmerei, die unruhige Leidenſchaftlichkeit, den

kecken Stolz, und wieder die züchtige Ehrbarkeit, die liebenswürdige Beſcheidenheit der Ritter, ihre Kriegs- und Liebesabenteuer, ihre Turniere und Wallfahrten, ihre Trauer und ihren Jubel, alles in der objectivſten Wahrheit, wenn gleich nicht die (meiſt unhiſtoriſche) Zeit der beſungenen Helden, ſondern die des Beſingenden ſpiegelnd. So originell und ſo echter, inniger Begeiſterung Kinder jener Dichter Werke ſind, ſo haben ſie doch, die Lyriker der Form, und die Epiker auch dem Stoffe nach, viel von wälſchen (franzöſiſchen) Dichtern, namentlich von den Troubadours und Trouveren, gelernt und entlehnt. Der äußere Charakter der Lieder und Canzonen (Laiche) iſt eine höchſt kunſtreiche und dabei kindlich ſpielende Verſchlingung, Verſchränkung, Vervielfachung der Reime und Aſſonanzen, die wie Echo's aus der Tiefe der Seele durch dieſe Gedichte gehn und in denen die Gedanken ſich unaufhörlich herausfodern und antworten. Dabei ſind dieſe Lieder von ſo mannichfaltigem Versmaß und Eintheilung, daß wir auf große Abwechslung in ihren Melodien ſchließen und die Unerſchöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weiſen zum Ausſprechen ihrer Herzensempfindungen gar nicht genug bewundern können. Sie waren alle Dichter, Tonſetzer und Sänger ihrer Lieder zugleich, wie denn die wahre Lyrik, der reine Naturſinn von der Trennung dieſer Künſte keinen Begriff hat. Daher heißen ſie in der Sprache jener Zeit oft auch Fiedler und Spielleute. Die bedeutendſte Sammlung dieſer kleinern Gedichte des Mittelalters, die wir beſitzen, und die gegen funfzehnthalbhundert Lieder von 136 Dichtern enthält, hat Rüdger Maneſſe des Raths zu Zürich, im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, alſo zu Ende der Blüthezeit der Minneſinger, zuſammengetragen. Sie befindet ſich urſchriftlich zu Paris und Bodmer hat ſie in Druck gegeben. Aus dieſer maneſſiſchen Sammlung hat Tiek 220 Lieder bearbeitet und unter dem Titel: Minnelieder aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter, herausgegeben, aus welcher Bearbeitung ſich die mit dem altdeutſchen Idiom unbekannten Freunde altdeutſcher Poeſie ſich am beſten einen Begriff von der Lyrik jener Zeit bilden und bemerken können, wie bei aller Gleichheit der Richtung und des Grundtons, jene Dichtungen doch einen verſchiednen, die Eigenthümlichkeit ihrer Verfaſſer ausſprechenden, Charakter haben. Der älteſte bekannte dieſer Liederdichter, um 1180, iſt Heinrich von Veldeck, von welchem auch eine Bearbeitung der Äneis nach einer franzöſiſchen Überſetzung und das Leben Herzogs Ernſt von Bayern berühmt und ſehr geleſen waren. Nicht minder trefflich und beliebt als Liederdichter waren Walther von der Vogelweide, Reimar der Alte, Reimar von Zweter, Ulrich von Lichtenſtein, Wolfram von Eſchenbach, Hartmann von der Aue, Heinrich von Morungen u. A., die alle zu Ende des 12ten und Anfang des 13ten Jahrhunderts lebten und ſangen; zu den letzten vorzüglichen Dichtern, aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts, nach deſſen Ablauf ſie nach und nach verſtummten, gehören Conrad von Wirzburg und Johann Hadloub. Unter den epiſchen Gedichten jener Epoche behauptet an Alter, Originalität und innerer Trefflichkeit den Vorrang das Lied der Nibelungen, das Hauptwerk aus dem Fabelkreis, den das ſpätere Heldenbuch umfaßt. Es hat dieſes deutſche Volksſagengedicht mit dem griechiſchen die Ungewißheit des Urhebers gemein; man hielt ehedem Conrad von

Wirzburg dafür, der unverkennbar jünger iſt; neuerlich hat von der Hagen nicht ohne Wahrſcheinlichkeit auf Heinrich von Ofterdingen gerathen. Sonſt haben Sagengedichte aus dieſem Fabelkreiſe aufgeſtellt, eben dieſer Heinrich (König Laurin), Wolfram von Eſchenbach (Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich), der Vogler (Dietrichs Flucht zu den Hunnen) u. A. m. Der Fürſt der epiſchen Dichter im Fabelkreiſe von Arthur und den Pflegern des Graals iſt Wolfram von Eſchenbach durch ſeinen Titurel, Parcival und Lohengrin, an ihn ſchließen ſich Hartmann von der Aue (Iwain), Gottfried von Straßburg (Triſtan) Wirin von Gravenberg (Wigolais) u. A. m., die alle nach wälſchen Dichtern, Troubadours und Trouveren arbeiteten. Aus dem Fabelkreiſe Carls des Großen und ſeiner Pärs dichteten ebenfalls nach franzöſiſchen Originalen, Conrad Flecke (Flos und Blankflos), und wieder der fruchtbare Wolfram von Eſchenbach (Wilhelm von Oranſe). So groß iſt aber der epiſche Reichthum des Mittelalters, daß dieſe Gedichte, deren Verfaſſer wir kennen, bei weitem der kleinſte Theil des ganzen Vorraths ſind. (S. romantiſche Poeſie.) Den Verfall der Ritterſchaft, das Aufhören der Kreuzzüge, die die Chriſtenheit in einen romantiſchen Enthuſiasmus, den fruchtbarſten Boden der Poeſie, hingeriſſen, das Erkalten aller Gemüther am Ende des Mittelalters, und die Vertauſchung der ſüßen Schwärmerei der ältern Zeit mit der trocknen Reflexion der neuern, überlebte der deutſche Minnegeſang nicht; im Anfang des 14ten Jahrhunderts hören wir nur noch wenige der ältern Minneſinger würdige Stimmen, die bald ganz verhallen. Dichtkunſt und Geſang fielen in dieſem Jahrhundert, von dem Adel, der aufs neue verwilderte, verlaſſen, den Bürgern der Städte anheim, die ſie nicht anders als handwerksmäßig zu treiben wußten, und in deren Händen ſie zum wahren Handwerk wurden. (S. Meiſterſänger.) Bei jedem Volke, das eine wahre Nationalliteratur hat, geht dieſe von einem kindlichen, faſt verliebten Tändeln mit der Sprache aus, ſobald die Menſchen ſich dieſer bewußt werden, und fängt ſo unwillkürlich, durch das Vorherrſchen des Gemüths und der Phantaſie, mit Poeſie an; in dieſe Zeit der deutſchen Literatur fallen die Minneſänger. Später, wenn der mündig gewordene Verſtand ſich das alltägliche Werkzeug der Proſa bildet, wird über dieſe die Poeſie faſt vergeſſen, bis endlich eben dieſer Verſtand, der das Gemüth eingeſchüchtert hat, nach erlangter beßrer Einſicht und gewonnenem Bewußtſeyn ſeiner Einſeitigkeit, von ſelbſt zum Gemüth zurückkehrt und aus ihrer Vermählung eine neue Poeſie erzeugt wird, die ihres Weſens, was jene frühere nicht war, ſich bewußt, und darum vielleicht einer höhern Vervollkommnung fähig, wie einer ſtrengern Kritik unterworfen iſt, deren höchſte Hervorbringungen aber nie auf die Art, wie die unnachahmliche Unſchuld und naive Genialität jener alten, rein poetiſchen Zeit, rühren und erquicken können. HL.

Miniſterial= und Oppoſitionspartei im brittiſchen Parlamente. Das Parlament von Großbritannien (lateiniſch Curia regni magnae Britanniae), iſt ein Gerichtshof (Tribunal, Reichsrath), in welchem der König unter geſetzlichen Einſchränkungen den Vorſitz hat, und das aus zwei Häuſern (dem Ober= und Unterhauſe) beſteht. Da es nicht nur für das allgemeine Wohl des ganzen Staats zu ſorgen hat, ſondern auch die

ausgehende Inſtanz aller großbritanniſchen Tribunale iſt, alte Geſetze aufhebt, und neue macht, und dem Könige diejenigen Summen bewilligt, deren er zu ſeinen Privatabſichten, ſo wie zur Ausführung aller ſeiner Wünſche, Zwecke und Plane bedarf, ſo iſt es wohl natürlich, daß die Stimmenmehrheit der Mitglieder ein Gegenſtand iſt, deſſen er ſich, es koſte was es wolle, zu bemächtigen ſucht. Unter den Mitteln, deren er ſich zur Erreichung dieſes Zweckes bedient, iſt (wie man dies wohl laut ſagen darf, weil es ſelbſt im Parlamente bei jeder Gelegenheit laut geſagt wird, und weil ſelbſt die zärtlichſten Freunde der Britten, z. B. von Archenholz, es eingeſtehn), die Beſtechung eines der gewöhnlichſten, weil es ſeine Wirkung niemals, oder doch höchſt ſelten verfehlt. Dagegen ſind freilich Geſetze gemacht, aber es gibt der Straßen, um ihnen auszuweichen, ſo viele, daß man die Mühe, ſie zu entwerfen, hätte erſparen können, denn es wird nichts durch ſie bewirkt. Iſt z. B. dem Hofe daran gelegen, den oder jenen auf der Miniſterialbank zu ſehn, ſo ſtellt es dem Candidaten eine namhafte Summe (wenn er ſelbiger bedarf) zu. Dieſer kauft den Wählenden Kleinigkeiten ab, und bezahlt ſie weit über den Werth, z. B. für ein Huhn drei, vier und mehrere Guineen. Der Landmann verſteht den Wink, nimmt das Geld, und der Hof hat ſeine Abſicht erreicht. Durch ihn wird auch indirect der Sprecher des Unterhauſes, der als der Präſident deſſelben anzuſehn iſt, gewählt. Das Miniſterium ſorgt dafür, daß dieſer Poſten keinem Andern zu Theil wird als dem, der ihm ergeben iſt und ihm Verpflichtungen hat. Auch beſtätigt der König ihn. Alles, was von ihm abhängt und ihm anhängt, tritt, die Sache mag mit ihrer Privatmeinung, mit ihren innern Gefühlen, mit den Geſetzen und Verfaſſungen des Reichs, mit Recht und Billigkeit übereinſtimmen oder nicht, demjenigen bei, was der König oder vielmehr ſein Miniſterium will, nimmt im Parlamente die ſogenannten Miniſterialbänke ein, erklärt dadurch frei und unverholen, was von ihm zu erwarten ſey, und heißt die Miniſterialpartei. Ihr ſteht eine andre gerade entgegen. Weil dieſe ihrerſeits, mit wenigen Ausnahmen, alles beſtreitet und verwirft, was von den Miniſtern und dem Könige ausgeht, es ſey gut oder böſe, ſo nennt man ſie die Oppoſitionspartei. Von ihr werden die Oppoſitionsbänke beſetzt. Um Beförderung zu erhalten und zu einträglichen Stellen berufen zu werden, iſt es ein gewöhnlicher Weg der jungen Parlamentsglieder, hier ihren Platz zu nehmen, dem Hofe Unannehmlichkeiten zu ſagen, ſich ihm mit aller Macht entgegenzuſtemmen, und ſich ihm dadurch furchtbar zu machen, der denn ſeinerſeits ſich dieſes Widerſtandes zu entledigen ſucht, ſo bald ſich dazu eine Gelegenheit zeigt. Der Ungetreue verläßt ſodann ſeinen Sitz, geht förmlich zum Feinde über, mäßigt nach und nach ſeine ehemals geäußerten Grundſätze, und wird der hitzigſte Widerpart derjenigen Partei, der er anhing, oder vielmehr, der er ergeben zu ſeyn ſich das Anſehn gab. Die Anhänger der Miniſterialpartei verlaſſen ſie ſelten; die Miniſter ſelbſt aber gewöhnlich allemal, wenn ihnen der König ſeine Huld und Gnade entzieht, oder einmal einer ihrer Anträge durch Stimmenmehrheit verworfen, oder ein Krieg, der nach ihren Planen eingeleitet, angekündigt und geführt worden iſt, durch einen Friedensſchluß, oder durch unglückliche Ereigniſſe beendigt wird. Eine jede der beiden Parteien beſoldet einen Trupp von Zeitungsſchreibern

und Journaliſten, die, zur Beluſtigung des Volks, in einer ewigen Fehde mit einander begriffen ſind, und ſich bald im Tone des feinſten Hofmannes, bald in Ausdrücken, wie man ſie in den Bierſchenken hört, Vorwürfe machen oder widerlegen, wechſelſeitig ſcandalöſe Anekdoten erzählen, Plane und Geheimniſſe der Gegenpartei entdecken oder erfinden, bei jedem Schritte derſelben ihr Mißfallen bezeigen, und alles tadeln, was jene unterläßt oder thut. Beide Parteien theilen dieſen ihren Söldnern diejenigen Gedanken und Grundſätze mit, die ſie in Umlauf gebracht wiſſen wollen, und worüber ſie die Meinungen des großen Haufens zu erforſchen wünſchen. Diejenigen Ephemeriden, die dem Hofe anhangen, werden Miniſterialblätter, ſo wie die, die im Lohne der Gegenpartei ſtehn, Oppoſitionsblätter genannt. DH.

Miniſter, Miniſterium. Mit dem Worte Miniſter bezeichnen wir die höchſten Staatsbeamten, die unmittelbar mit dem Fürſten arbeiten und in den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung die höchſten Behörden bilden, indem ſie entweder einzeln, jeder an der Spitze eines beſondern Departements ſtehen und über die daſſelbe betreffenden Angelegenheiten einzeln und ohne vorhergegangne Rückſprache mit ihren Collegen dem Fürſten Vorträge thun, oder indem ſie gemeinſchaftlich alle wichtigern, die verſchiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung betreffenden Angelegenheiten berathen und dem Regenten das Reſultat ihrer Berathſchlagungen vorlegen. So gibt es in den verſchiedenen Staaten eine mehr oder weniger ſtarke Zahl von Miniſtern, je nachdem die Ausdehnung und die beſondern Verhältniſſe des Landes eine größere oder geringere Vereinigung verſchiedner Geſchäfte möglich machen. In den mehrſten Staaten gibt es daher einen Juſtizminiſter, einen Finanzminiſter, neben dem ſich noch zuweilen ein eigner Miniſter für den öffentlichen Schatz findet, ein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ein Kriegs- und nach Beſchaffenheit der Umſtände, ein Seeminiſter, ein Miniſter des Innern, zuweilen auch noch ein beſonderer Miniſter des Handels, ingleichen ein beſonderer Miniſter des Cultus und ein beſonderer für den öffentlichen Unterricht oder die Volksaufklärung. Verſchieden von dem Miniſterium iſt noch in einigen Staaten das Cabinet, worunter man entweder die Behörde verſteht, welche die Privatangelegenheiten des Regenten beſorgt, wie z. B. in Rußland, oder diejenige, welche hauptſächlich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu thun hat. Dem zu Folge zerfallen die Miniſter in Staats- und Cabinetsminiſter, unter welchen letztern hauptſächlich die Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten verſtanden werden; außerdem in Departements- oder Provinzialminiſter, welche letztern, wie der Name ſchon angibt, in beſondern Provinzen an der Spitze der Verwaltung ſtehn, jedoch in einem untergeordneten Verhältniſſe zu dem Miniſterium als einer Geſammtbehörde. In Frankreich ſtehen neben den Departementsminiſtern noch ſogenannte Staatsminiſter, welches aber dort nur ein Ehrentitel iſt, der mit weiter gar keinen miniſteriellen Geſchäften nothwendig verbunden iſt. Auch bilden die Miniſter in dieſem Reiche, ſo wie in manchem neuern Staate kein miniſterielles Collegium, ſondern jeder beſorgt für ſich die in ſein Departement einſchlagenden Geſchäfte und communicirt höchſtens, eintretenden Falls, mit einzelnen ſeiner Collegen, ohne daß jedoch collegialiſche Berathſchlagungen Statt fänden; eine Methode, der . allerdings den Vorzug ſchnellerer Beſorgung der Geſchäfte nicht

abſprechen kann, die jedoch aber in anderer Rückſicht allerdings nicht ohne Nachtheil iſt, indem das allgemeine Intereſſe der Geſammtverwaltung darunter nicht ſelten vernachläſſigt wird. Auch iſt es eine nicht zu überſehende Verſchiedenheit, ob die Miniſter in ihren Departements nur an der Spitze beſondrer Collegien als Präſidenten ſtehen, oder ob ſie unmittelbar und unumſchränkt im Bureaux regieren. Endlich gibt es noch in einigen Staaten ſogenannte Prinzipal- oder Premierminiſter unter verſchiedenen Namen, die in der Abweſenheit des Regenten, oder in minder wichtigen Angelegenheiten deſſen Stelle verſehen, nach Gutbefinden bei allen miniſteriellen Departements den Vorſitz führen können und dieſelben controlliren. — Den Namen Miniſterium führt endlich auch noch oft die Geſammtheit der Geiſtlichkeit in einzelnen Städten. Cz.

Minorca, die kleinere von den auf der Oſtſeite von Spanien gelegnen baleariſchen Inſeln. Sie enthält auf 47 Quadratmeilen 28,000 Einwohner. Unter den Bergen iſt der Monte Toro der höchſte. Fiſche, Wein, Salz, Wolle, Honig, Capern, Käſe, Obſt gibt es hier in Überfluß; dagegen reicht das Getraide nicht für das Bedürfniß hin. Die Inſel wird in vier Terminos (Diſtricte) getheilt: Ciudadella, Ferrarios, Alayor und Mahon. Die Hauptſtadt Puerto Mahon, auf der Südweſtſeite gelegen, hat einen guten und ſtark befeſtigten Hafen und zählt 12,000 Einwohner. — Minorca kam 1708 bei Annäherung der engliſchen Flotte, durch die Unentſchloſſenheit des Commandanten, unter die Botmäßigkeit Carls III.; wiewohl die Engländer ſie gleich von Anfang der Beſitznehmung behielten. Sie wurde ihnen hierauf durch den utrechter Frieden 1713 tractatenmäßig überlaſſen. Im Jahr 1756 wurde ſie von den Franzoſen unter Anführung des Herzogs von Richelieu erobert, in dem Frieden zu Fontainebleau 1763 aber wieder an England abgetreten. Zu Anfang des Jahrs 1782 wurde ſie von ſpaniſchen und franzöſiſchen Truppen unter dem Herzog von Crillon für die Krone Spanien erobert, welcher ſie auch im Frieden von 1783 verblieb.

Minorennität (Minderjährigkeit), iſt dasjenige Alter, in welchem man noch nicht die Jahre der Volljährigkeit erreicht hat. Dieſe beginnen nach römiſchen Rechten, ſowohl bei männlichen als weiblichen Perſonen, mit zurückgelegtem 25ſten, nach deutſchen Rechten aber ſchon mit zurückgelegtem 21ſten Lebensjahre. Die Minderjährigkeit hat verſchiedne Abſtufungen. Bis zum 7ten Jahre dauert die Kindheit, bis zum 12ten bei Mädchen und bis zum 14ten bei Knaben die Unmündigkeit. Von da an beginnt die Mündigkeit. Da jedoch die Geſetze ausnahmsweiſe in einigen Fällen die letzten bei dem männlichen Geſchlecht erſt mit dem 18ten, bei dem weiblichen erſt mit dem 14ten Jahre eintreten laſſen, ſo gibt dieſe Unterſcheidung die Begriffe einer vollkommnen und unvollkommnen Mündigkeit. Die Wirkungen der Minorennität ſind im Allgemeinen, daß erſtlich dergleichen Perſonen, ſobald ſie aufgehört haben, unter der väterlichen Gewalt zu ſtehn, in der geſetzlich angenommenen Vorausſetzung, daß ſie noch nicht hinlängliche Reife und Beſonnenheit des Urtheils haben, um ihren Geſchäften und Angelegenheiten mit der gehörigen Sorgfalt vorzuſtehen, der Leitung eines Vormundes untergeben werden, dergeſtalt, daß ſie ohne deſſen Einwilligung wohl andere ſich, aber keineswegs ſich andern mit rechtlichem Beſtand verbindlich machen können. Hiervon ſind jedoch

diejenigen Fälle ausgenommen, wo man aus einer Sache ſelbſt verbindlich wird, unmittelbar nach Vorſchrift der Geſetze, ohne daß zu Begründung der Verbindlichkeit irgend eine Einwilligung nöthig wird, wie z. B. wenn jemand irgend ein Geſchäft zu unſerm wahren Vortheil ausgeführt hat; hier iſt auch der Unmündige ohne Unterſchied verbunden, alle getragenen Schäden und Auslagen und gehabte Bemühungen demjenigen zu vergüten, welcher irgend ein Geſchäft zu ſeinem Vortheil beendigte. Sodann iſt aber auch zu bemerken, daß nur diejenigen Minorennen, welche noch nicht einmal mündig ſind, in allen rechtlichen Angelegenheiten von des Vormundes Einwilligung abhangen. Sind ſie hingegen mündig, ſo ſind ſie an dieſe nur in ſo fern gebunden, als ſie ſich in Hinſicht ihres Vermögens, nicht bloß in Hinſicht ihrer Perſon verbindlich machen wollen, wie dieſes z. B. bei Abſchließung eines Eheverlöbniſſes der Fall iſt. Hinwiederum kann ſelbſt mit des Vormundes Einwilligung kein liegendes Grundſtück eines Unmündigen ohne hinzukommendes obervormundſchaftliches Decret, von Seiten der Obrigkeit veräußert werden. Sodann iſt noch beſonders merkwürdig, daß in der Regel Minderjährige bei allen zu ihrem Nachtheil übernommenen Verbindlichkeiten, der Vormund mag eingewilligt haben oder nicht, gegen denjenigen, der ſie verletzt hat und gegen deſſen Erben Wiedereinſetzung in den vorigen Zuſtand ſuchen und erlangen können, und zwar wenn ſie deßhalb auch erſt nach erlangter Volljährigkeit klagbar werden, ſie müßten denn, während dieſer das Geſchäft ratihabirt oder daſſelbe gleich anfangs eidlich bekräftigt oder endlich bei deſſen Abſchließung ſich böslicher Weiſe für volljährig ausgegeben haben. Ebenfalls können ſie gegen die Ehe keine Wiedereinſetzung in den vorigen Zuſtand verlangen. Ausnahmsweiſe ertheilt die höchſte Staatsgewalt auf Berichtserſtattung der competenten Obrigkeit bisweilen noch Minderjährigen die Rechte der Großjährigkeit. Man nennt dies die veniam aetatis. Mit dem 25ſten Jahre fängt erſt die Wechſelmündigkeit an und die Fähigkeit, ſelbſt Vormundſchaften zu übernehmen. In den regierenden Häuſern beginnt die zu dem Regierungsantritt erfoderliche Volljährigkeit keineswegs durchgängig, ſondern in der Regel vielmehr früher, als mit dem 21ſten deßhalb für die bürgerlichen Verhältniſſe vorgeſchriebenen Jahre. Überhaupt gibt es auch hierüber, wie man leicht von ſelbſt vorausſetzen kann, keine für alle oder nur die meiſten regierenden Häuſer allgemein gültige Vorſchrift oder Satzung. Dm.

Minoriten, Franciscaner, ſ. geiſtl. Orden.

Minos, ein berühmter König auf der Inſel Creta, der ungefähr vierzehnhundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung lebte, und mit ſeinem Enkel gleiches Namens nicht verwechſelt werden darf. Er wird als ein weiſer Geſetzgeber und als ein Mann von ſtrenger Gerechtigkeitsliebe geprieſen. Aber freilich waren ſeine Geſetze nur einem rohen und ungebildeten Volke angemeſſen. Sein Zweck war hauptſächlich dahin gerichtet, die Cretenſer durch Einigkeit und kriegeriſche Geſinnungen mächtig und furchtbar zu machen; zu dem Ende mußten ſie oft gemeinſchaftliche Mahlzeiten halten, und ſich anhaltend in den Waffen üben. Die Fabel hat die Geſchichte dieſes Königs mit mancherlei Zuſätzen ausgeſchmückt. Nach ihr war er ein Sohn der Europa und des Jupiter, von welchem er ſeine Geſetze in einer Höhle des Berges Ida empfing. Nach ſeinem Tode wurde Minos zugleich mit Äacus und Rhadamantus

Richter der Unterwelt. Alle drei ſaßen am Eingang des Schattenreichs am Throne des Pluto; Minos ſprach als der oberſte Richter die Endurtheile. — Sein Enkel, welcher ebenfalls Minos hieß, und über Creta herrſchte, hatte zur Gemahlin die Paſiphae, welche aus einer unnatürlichen Vermiſchung den Minotaurus gebar. Minos ſperrte dieſes Ungeheuer in das Labyrinth ein und nöthigte die Athenienſer, die ihn wegen der Ermordung ſeines Sohns Androgeus beleidigt hatten, jährlich ſieben edle Jünglinge und eben ſo viel Jungfrauen nach Creta zu ſenden, welche dem Minotaurus zur Beute wurden. Unter dieſen Jünglingen befand ſich einſt auch Theſeus, welcher mit Hülfe der Ariadne das Ungeheuer erlegte. (S. Ariadne und Theſeus.)

Minotaurus. Die Fabel macht den Minotaurus zu einem Sohne der Paſiphae und eines Stiers und gibt ihm Menſchengeſtalt mit einem Stierkopf. Er nährte ſich von Menſchenfleiſch, weßhalb Minos ihn in das vom Dädalus erbaute Labyrinth ſperrte, und ihm anfangs Verbrecher, nachher die von Athen erhaltnen Geiſeln zur Speiſe vorwarf, bis endlich Theſeus, durch Ariadne belehrt und ausgerüſtet, ihn tödtete und die Athenienſer von dieſem blutigen Tribut befreite.

Minſtrels, die engliſche Benenung für die franzöſiſche Ménétrier, welche eigentlich einen Diener oder zu Hofe dienenden Adeligen bezeichnete. Man verſtand aber im Mittelalter darunter gewiſſe herumziehende Leute, die für Geld und Bewirthung fremde, mitunter auch eigne Gedichte declamirten, oder unter Begleitung der Muſik, die gewöhnlich bloß in einer Violine oder Laute und Harfe beſtand, abſangen. Sie waren in Frankreich nach den Troubadouren entſtanden, und ſangen oder declamirten die Gedichte derſelben, wobei ſie gewöhnlich nebenher noch allerlei Taſchenſpielerkünſte und andre Poſſen trieben. Sie wurden in Italien, beſonders aber in England, wohin ſie einige Zeit nach der Eroberung dieſes Königreichs durch die Normänner (1066) kamen, ſehr berühmt, und ſangen in letzterm Lande franzöſiſche Geſänge bei den Großen, während das Volk ſich an ſeinen angelſächſiſchen Balladenſängern vergnügte, die man nachher auch mit dem Namen Minſtrels belegte. Man bediente ſich ihrer ſpäterhin als Luſtigmacher und Hofnarren; ſie ſanken wegen ihres niedrigen Betragens immer mehr in der allgemeinen Achtung, und da ſie zugleich für die öffentliche Sicherheit gefährlich wurden, hob die Königin Eliſabeth ſie gegen Ende des 16ten Jahrhunderts ganz auf. Die nämliche, anfangs glänzende, bald aber verächtliche und verworfene Rolle ſpielten ſie in Deutſchland bei den Minneſängern; hier führten ſie jedoch nicht den Namen Minſtrels, ſondern Fiedler.

Minto (Sir Gilbert Elliot, nachmaliger Lord), einer der berühmteſten neuern Staatsmänner Englands, war 1751 geboren, beſuchte nach Vollendung ſeiner Studien die Hauptländer Europa's und wurde 1774 ins Parlament gewählt. Obgleich ſeine Familie zu den Whigs gehörte, ſo hatte ſich doch ſchon ſein Vater zur Hofpartei geneigt, und auch der Sohn ergriff ſie, als der Streit mit Amerika ein ernſthaftes Anſehn anzunehmen begann. Aber das ſchwache und kraftloſe Betragen der Miniſter zwang ihn, mit vielen andern endlich zur Oppoſition überzutreten, in welcher er jetzt eine ſo ausgezeichnete Rolle ſpielte, daß er auf Betrieb ſeiner Partei zum Sprecher gewählt wurde. Es war damals die

Rede von einer Reform im Parlament und in verſchiednen Zweigen der öffentlichen Angelegenheiten. Aber die Gräuel, welche um dieſe Zeit im Gefolge der Revolution in Frankreich herrſchten, ſchreckten davon zurück. Man hielt es für gerathner, die Regierung, wie ſie beſtand, auf alle Weiſe zu unterſtützen, als auf Veränderungen zu denken und dadurch ihre Energie zu ſchwächen. Bei dieſer Gelegenheit verließ Sir Gilbert Elliot die Oppoſition wieder. Bald darauf ſtand Corſica gegen Frankreich auf und ſtellte ſich unter brittiſchen Schutz. Sir Gilbert wurde, um dieſe Angelegenheit zu leiten, 1793 dahin geſchickt, nachdem er zum Mitgliede des geheimen Raths ernannt worden. Im folgenden Jahre räumten die franzöſiſchen Beſatzungen die Inſel und der König von England erklärte ſich zum Souverain derſelben. Sir Gilbert präſidirte als Vicekönig in der Generalverſammlung der vornehmen Corſen, und bewies die größte Thätigkeit in zweckmäßiger Organiſirung aller Verwaltungszweige, bis die franzöſiſche Partei, geweckt durch die Siege der Franzoſen in Italien, nach mehrern vereitelten Verſuchen endlich ſiegte, und ihn zwang, 1797 die Inſel wieder zu verlaſſen. Seine Verdienſte belohnte die engliſche Pärwürde; er wurde zum Baron Minto von der Grafſchaft Roxburgh in Schottland erhoben. Noch in demſelben Jahre ging er als Geſandter nach Wien, das damals der Schauplatz eben ſo wichtiger als verwickelter Verhandlungen war. Der Friede von Amiens ſchien ihm dem Intereſſe Englands durchaus entgegen. Im Parlament ſprach er mit Nachdruck für die Vereinigung Irlands, bedauerte es aber eben ſo ſehr, daß die völlige Emancipation der Catholiken, die er als eine von den Irländern theils ausdrücklich, theils ſtillſchweigend gemachte Bedingung dieſer Vereinigung anſah, Hinderniſſe gefunden hatte. Als die Verwaltung des Marquis Wellesley in Indien zu Ende war, folgte ihm Lord Minto, unter deſſen Generalgouvernement von den brittiſchen Waffen viele höchſt wichtige Eroberungen gemacht wurden. Die mit vielem Erfolg ausgeführte Unternehmung auf Batavia leitete er nicht nur ein, ſondern wohnte ihr auch in Perſon bei. Kurze Zeit nach ſeiner Rückkehr aus Bengalen ſtarb er zu Kent im J. 1814.

Minute bezeichnet überhaupt den ſechzigſten Theil eines Ganzen, beſonders den ſechzigſten Theil einer Stunde. In der Mathematik iſt die Minute der ſechzigſte Theil eines Grades. In der Mahlerei und Zeichenkunſt nennt man die kleinern Theile, wonach man die Verhältniſſe des menſchlichen Körpers beſtimmt, auch Minuten, deren 48 auf eine Kopflänge gehen. Auch in der Baukunſt iſt die Minute ein kleiner Theil eines Maßes, der 30ſte Theil eines Models.

Mirabeau (Boniface Riquetti, Vicomte de) Oberſter des franz. Regiments von Touraine, zeichnete ſich durch Tapferkeit im amerikaniſchen Freiheitskriege aus, ſtand in der erſten Nationalverſammlung als Deputirter des Adels von Limouſin auf der Seite der Privilegirten, wanderte aus, errichtete eine Jägerlegion, die er in den Kampf gegen Frankreich führte, ſtarb aber ſchon am Ende des J. 1792 zu Freiburg in Breisgau. Unter ſeinem Namen erſchienen Faceties, 2 Vol. 1790. 8. Er war, wie ſein älterer Bruder, der Graf Mirabeau, ein Mann von heftigen Leidenſchaften, denen er Anſtand und Sitte zügellos aufopferte. Gewöhnlich ver-

ließ er das Weinhaus nicht eher, als bis alles, Geld oder Wein, verthan war. Man nannte ihn nur den Sancho Panſa der Emigrirten. Auch hieß er ſeiner unförmlichen Leibesſtärke und Trunkliebe wegen das Faß, oder Mirabeau-Tonneau. Sein älterer Bruder, der Graf von

Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti), übertraf ihn weit an Talent und Thätigkeit. Dieſer kühne Redner, den der dritte Stand zu ſeinem Deputirten in der erſten Nationalverſammlung gewählt hatte, wurde durch die hinreißende Kraft ſeines Worts der Hebel der franzöſiſchen Revolution. Neckers kurzſichtige Entwürfe waren die Unterlage dieſes Hebels, deſſen Ruhepunkt das Deficit und deſſen Gewichte die herrſchenden, oder die in Umlauf geſetzten Ideen genannt werden können; der durch jenen Hebel hervorgebrachten Bewegung der revolutionären Maſſe gab aber nicht Mirabeau, ſondern Sieyes die beſtimmte demokratiſche Richtung. Mirabeau wollte endlich eingreifen, und die gefährliche Richtung hemmen; aber es war zu ſpät. Da erkannte er den böſen Dämon der von ihm zuerſt aus den dunkeln Tiefen eines leidenſchaftlichen, mit Haß und feindlichen Begierden erfüllten Gemüths hervorgerufenen Revolution; er rief das prophetiſche Wort aus: La revolution de France fera le tour de l'Europe. — Gründe genug, um das Leben und den Charakter dieſes auch als Schriftſteller ausgezeichneten Mannes genauer zu betrachten. Mirabeau (geb. 1749 zu Egreville in der Provence, geſt. zu Paris den 2ten April 1791) ſtammte aus einer Familie, die durch Waffen und Wiſſenſchaften berühmt iſt. Die Natur gab ihm heftige Leidenſchaften zu dem Körperbau eines Athleten. Leidenſchaftlichkeit war überhaupt das Erbtheil ſeines Namens; daher ſeine Gewalt über ein reizbares Volk, wie das franzöſiſche. Die Erziehung hätte aus ihm einen großen Mann machen können, wie ſie Athen und Rom in den ſchönſten Tagen ihrer Freiheit ſahen; aber man hemmte den Aufſchwung ſeines Geiſtes und verſchrob die Entwickelung ſeiner Kraft: daher ward er nur berühmt. In ihm gohr ſein ganzes Leben hindurch dieſe Miſchung von verunglückter Größe und eitler Berühmtheit, geſpornt von ſinnlicher Genußgier. Das Unglück entwickelte ſein Genie und ſeine Verdorbenheit. Es war der Euryſtheus dieſes Hercules der Revolution. Sein Vater, der bei mittelmäßigen Anlagen die Härte eines Sectenhaupts mit dem Stolz eines Autors vereinigte, ſtachelte und verwundete das Gemüth des Knaben durch eine eiferſüchtige launiſch ſtrenge und widerſprechende Behandlung; doch gab er ihm in den frühern Jahren einen geſchickten Mann, Namens Poiſſon, zum Lehrer. Dieſer unterrichtete zugleich auch ſeinen Sohn, den in der Folge durch einige Schauſpiele bekannt gewordnen Lachabeauſſiere; letzterer nannte ſich ſpäterhin als Verfaſſer einer Überſetzuug des Tibull, die man dem jungen Mirabeau zuſchrieb. Mit Luſt und Leichtigkeit trieb Mirabeau viele körperliche übungen; für ſeine phyſiſche Erziehung wurde beſſer als für die moraliſche geſorgt. So wuchſen mit ihm die heftigſten Leidenſchaften auf; und Spiel und Frauenliebe machten ihn ſpäterhin zum Sclaven ſinnlicher Luſt, die ſich an ſeiner glühenden Einbildungskraft entzündete. Im vierzehnten Jahre verließ er ſeinen Lehrer, der ihm Kenntniß der Claſſiker und eifrigen Wunſch nach fernerem Unterricht eingeflößt hatte; er ſtudirte hierauf in einer Penſion zwei Jahre lang Mathematik, wo er zu-

gleich Fortſchritte in der Muſik und im Zeichnen machte. Noch jung, aber nach Ruhm dürſtend gab er ein Lobgedicht auf den großen Condé und einige andere Gedichte heraus. Aber er brauchte einen Führer, der ſeinen erſten Flug lenkte, ſeinen Geſchmack regelte, und ſeinen ungeſtümen Genius zügelte. Locke ward dieſer Führer; Mirabeau bekannte oft, daß er deſſen Schriften ſeine Fortſchritte verdanke. In ihnen fand er jene klare, kräftige, unwiderſtehliche Logik, die Mirabeau's Werke auszeichnet, und ohne welche es keine echte Beredſamkeit gibt. Der Wille ſeines Vaters, und die Macht der Gewohnheit bewogen ihn, Militärdienſte zu nehmen. So kam er aus der Schule in die Garniſon. Aber in dieſem Seminarium des jungen Adels wurden ſeine herrlichen Anlagen verdorben, und ſeine aufkeimenden Talente durch die dort als Ehrenpunkt gefeierten Laſter erſtickt. Tyranniſcher übermuth und ſclaviſche Niederträchtigkeit galten für Jugendbildung. Der junge Mirabeau durchbrach hier zuerſt die Feſſeln ſeiner harten Erziehung, welche ſeine heftige Gemüthsart bis jetzt mit größter Ungeduld ertragen hatte. Endlich erwachte ſein beſſeres Selbſt: die Liebe verwandelte ihn in ein neues Weſen, und dieſer erſte Sturm ſeiner aufgeregten Leidenſchaft trug alle Kennzeichen der Eigenheiten ſeines Charakters. Mirabeau's Vater wurde darüber unruhig; er, der in der Ehe ſein Vermögen auf ſchändliche Weiſe mit Maitreſſen verſchwendete, verfolgte als unerbittlicher Tyrann die zärtliche Leidenſchaft des Sohnes; er ließ ihn in die Feſtung auf der Inſel Rhé einſperren, und wollte ſchon ihn zwingen, ſich nach den holländiſchen Colonien einzuſchiffen, die von jeher der Zufluchtsort und das Grab unglücklicher Europäer waren. Doch die Freunde des Marquis von Mirabeau hinderten ihn an einem ſo ſchmählichen Mord. Dieſer Mißbrauch der väterlichen Gewalt beſtimmte zuerſt des Sohnes Anſicht vom Despotismus. Zwanzig Jahre ſeiner Jugend verlebte er ſeitdem theils in der Gefangenſchaft, theils auf der Flucht in Holland, Deutſchland, der Schweiz, Flandern und England, wo ihn nur Geſchicklichkeit und Fleiß vor Mangel ſchützten. Wie oft geräth ein feuriges Genie gerade durch die Mittel, die es bändigen ſollen, auf Irrwege! Zwang erhöht die Energie großer Charaktere, und gegen einen eiſernen Scepter empört ſich jede Kraft der ſtarken Seele. Mirabeau erhielt nach ſeiner Befreiung die Begünſtigung, als Freiwilliger nach Corſica geſchickt zu werden. Er zeichnete ſich aus, und bekam nach Endigung des Feldzuges das Patent als Dragonerhauptmann. Da ihm aber ſein Vater den Wunſch verſagte, eine Compagnie zu kaufen, gab er den Militärſtand, ungeachtet ſeiner Vorliebe für denſelben, auf. Nach ſeinem eignen Geſtändniß war er ganz für denſelben geſchaffen, und es gab kein Buch über die Kriegskunſt in irgend einer todten oder lebenden Sprache, das er nicht geleſen zu haben verſicherte. Während des Krieges in Corſica unterſuchte Mirabeau die Gründe deſſelben; aber dieſe Prüfung war für ſein Glück beſchämend. Er ſchrieb daher gleichſam zur Abbüßung deſſelben eine Denkſchrift mit Bemerkungen über die Mißbräuche der genueſiſchen Ariſtokratie, und übergab ſie ſeinem Vater, der ſie aber vernichtete. Bald nachher wurde dem jungen Krieger ein Curſus der Landwirthſchaft von ſeinem Vater, den alle Ökonomiſten als ihren Patriarchen betrachteten, vorgeſchlagen. Er vertauſchte jetzt das Schwert mit dem Pfluge, doch nur aus Gefälligkeit. Ein Rechtshandel verbitterte ihm die an ſich ſchon ihm läſtige Lage; er verließ Limouſin und ging in die Provence. Hier zeig-

ten ſich damals die erſten Spuren des Widerſtandes von Seiten des Parlaments gegen die Befehle der unbeſchränkten Obergewalt. Mirabeau, der Vater, der Verfaſſer des Menſchenfreundes, (ſ. Mirabeau der Vater), war ein Freund der Obermacht, ſein Sohn hingegen einer der furchtbarſten Gegner der Hofpartei. — Betrachten wir jetzt Mirabeau in ſeinen häuslichen Verhältniſſen. Im Juni 1772 erhielt er in Aix die Hand des Fräuleins von Marginane, einer jungen, liebenswürdigen und vornehmen Dame, welche ihn nach ſiebenmonatlicher eifrigen Bewerbung fünf andern Mitbewerbern vorzog. Er hatte jetzt 6000 Livres jährlicher Einkünfte, von denen er ſeiner Schwiegermutter eine Leibrente zahlen mußte, und die Ausſicht auf ein bedeutendes Erbtheil; aber bei ſeinem Hange zur Verſchwendung machte er 160,000 Livres Schulden. Dieſe Laſt, welche die Familie klug hätte erleichtern ſollen, wurde der Grund von Mirabeau's Unglück, und entſchied ſein Schickſal. Sein rauher, ſtreitſüchtiger, unbiegſamer Vater benutzte die Verlegenheit des Sohnes und wirkte ſich beim Chatelet in Paris ein Interdict aus, durch das er ſeinen Sohn zwang, erſt auf dem mirabeau'ſchen Schloß, dann in der Stadt Manosque zu leben. Hier befand ſich Mirabeau mit ſeiner Gattin recht glücklich, bis er im Mai 1774 einen geheimen und ſtrafbaren Briefwechſel derſelben entdeckte. Doch es ziemte ihm nicht, ſehr ſtreng zu ſeyn, er brachte ſie zu ihrer Pflicht zurück und verzieh. Jetzt vergaß er ſeine Verbannung und ging nach Graſſe, wo ein unerwarteter Streit ſeinen Ungehorſam bald entdeckte. Der Baron von Villeneuve=Mohans beleidigte nämlich Mirabeau's Schweſter, Frau von Celvis. Mirabeau foderte ihn heraus, der Baron nahm die Herausfoderung nicht an, und wurde als Feigherziger behandelt; dieſer brachte hierauf aus Rache die Sache vor Gericht, und erhielt von einem untergeordneten Tribunal, und von einem Richter, der ſein Vaſall war, einen Verhaftsbefehl gegen Mirabeau. Das Aufſehn dieſer Händel machte ſeine Entweichung aus ſeinem Verbannungsorte ruchtbar, und ein neuer Verhaftbrief (lettre de cachet) ſperrte Mirabeau den 23ſten December 1774 in das Schloß If ein. Der Befehlshaber deſſelben, Herr von Albégre, war mit ihm zufrieden und bat um ſeine Freiheit. Aber eine junge hübſche Gefängnißwärterin, welche von ihrem groben Ehemann oft unbarmherzig geſchlagen wurde, erheiterte die düſtre Einſamkeit des 24jährigen Gefangnen und verſteckte ſich ſogar bei ihm; dies zog ihm ſtrengere Aufſicht zu. Man warf ihm Müßiggang vor; er verantwortete ſich durch die Bekanntmachung eines ſchon im 21ſten Jahre angefangnen Werks: Verſuch über den Despotismus. Dieſe epigrammatiſche Antwort erzürnte den Vater; ſie empörte die beſchränkte und feige Denkart des Hofmanns. Ein junger Mann wagt ſeine Gebieter anzuklagen; und ſogar im Gefängniß. Endlich gab der harte Vater mächtigen Fürbitten nach, und geſtattete ihm, im April 1775 aus dem Schloſſe If nach Jour bei Pontarlier zu gehen. Hier ſah er zuerſt ſeine Sophie; Frau von Mirabeau war entfernt, und hatte ſich ſogar geweigert, ihn in ſeiner Gefangenſchaft zu beſuchen. Madam Lemounier, an ein 79jähriges Geſpenſt von einem Ehemanne, den Präſidenten Lemounier verheirathet, war gefühlvoll und zärtlich; Mirabeau's Leidenſchaft für ſie wurde bald äußerſt heftig. Aber unglücklicher Weiſe war St. Maurice, der Commandant der Feſtung, ſein Nebenbuhler. Da dieſer ſowohl als ſein Vater ihn unverſöhnlich verfolgten,

ſo beſchloß er, ihren Nachſtellungen zu entfliehen. Er flüchtete ſich in die Hauptſtadt der Bourgogne, wohin ſeine Geliebte, die ihrem Mann das Geld dazu entwandt hatte, ſich gleichfalls begab; aber ihre Mutter gab ihn an, er wurde ergriffen und in das Schloß bei Dijon gefangen geſetzt. Unterdeſſen war die Commiſſion, welche Herr von Malesherbes ernannt hatte, um die Streitigkeiten zwiſchen Vater und Sohn zu unterſuchen, geneigt, den letztern zu befreien; aber der unbiegſame Alte kam ihr durch einen neuen Verhaftsbrief zuvor, der Mirabeau verurtheilte, ſeine Geliebte in dem feſten Schloſſe Dourlans zu vergeſſen. Herr von Malesherbes trat damals aus dem Miniſterium, doch ließ er noch Mirabeau den Wink geben, der letzte Dienſt, den er ihm erzeigen könne, ſey der Rath, ins Ausland zu fliehen. Mirabeau hatte ihn kaum befolgt, als er einen Brief von Sophien erhielt, der ihm meldete, daß man ſie in ein Kloſter zu ſperren drohe, Lemounier habe um einen Verhaftbrief gegen ſie angehalten, „für mich," ſchloß ſie, „bleibt nur Flucht oder Tod übrig!" — Sollte er ſie jetzt verlaſſen, die um ſeinetwillen ſo unglücklich wurde? konnte er, ſelbſt ein Flüchtling, ihr die Flucht wehren? Der Zorn des beleidigten Ehemanns ſuchte Rechtshülfe. Ein Unter-Gerichtshof ſah die Sache als Entführung und Raub an, und ſprach das Todesurtheil über den Angeklagten, der im Bildniß an den Galgen gehangen wurde. Dies ſchmachvolle Urtheil wurde zwar in der Folge vernichtet, und dem Ankläger würde eine große Geldbuße auferlegt worden ſeyn, hätte nicht Mirabeau großmüthig ihm verziehen, unter der Bedingung, daß er nicht länger die Ruhe einer Frau ſtören ſolle, welche ihn verabſcheue. Unterdeſſen verbarg ſich Mirabeau in Holland, wo er unter dem Namen St. Matthieu einſam und unbemerkt mit ſeiner Sophie, ſeinen Büchern und einigen gelehrten Freunden lebte. Während der Jahre 1776 und 1777 erhielt er ſich und ſeine Freundin nur durch literariſche Arbeiten. Der Buchhändler Changuyon gab ihm vollauf zu thun. Der raſtlos thätige Graf verſuchte ſich in mehr als einer Wiſſenſchaft. Sein größtes Werk in dieſer Periode war die Überſetzung einer Geſchichte Englands. Er entwarf jetzt den Plan, nach Amerika zu gehen; hätte er ihn doch ausgeführt, dort würde er einen Theil ſeiner politiſchen Beſtimmung erfüllt haben! Indeß fühlte er ſich in ſeiner jetzigen verborgnen Ruhe glücklich. Er ſchildert ſie mit zauberiſchen Farben in ſeinen Briefen, wo er oft den Verluſt jener ſeligen Unbedeutenheit beklagt, für welche er nicht geſchaffen war. Von ſeinem Aſyl in Holland aus ſchickte er die Denkſchriften gegen ſeinen Vater in das Ausland; dies war ein unverzeihlicher Fehler, den er zugeſtand, indem er ſie mißbilligte und mit ſeinen Thränen zu verlöſchen ſuchte. Sein fortwährend nach Rache dürſtender Vater hatte leider Einfluß genug zu bewirken, daß man das Völkerrecht verletzte, um ſeinen Sohn zu beſtrafen. Ein Polizeidiener begab ſich, mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten Verhaftbriefe, mitten in einen Freiſtaat, um ſeine Beute aufzuſuchen. Mirabeau wurde gewarnt und bereitete ſich zur Flucht, aber er mußte noch für die Sicherheit ſeiner Sophie ſorgen. Die wenigen Augenblicke, die er dadurch verlor, beraubten beide ihrer Freiheit; ſie wurden den 17ten Mai 1770 in dem Hauſe des Herrn Lequesne in Cleveſtand verhaftet. Die holländiſche Regierung ließ ſich dieſe Beeinträchtigung ihrer Rechte gefallen. Nach ihrer Ankunft in Paris wurde Mirabeau in den Donjon zu Vincennes ge-

bracht, Sophie aber, die ſchwanger war, der Polizeiaufſicht übergeben. Nach ihrer Entbindung von einer Tochter brachte man ſie den 18ten Juni 1778 in das St. Clarenkloſter nach Gien. Dieſer beinahe dreijährigen Gefangenſchaft verdanken wir das berühmte Werk Lettres à Sophie oder Lettres originales de Mirabeau. Vol. IV. 1792; mit der Begeiſterung der Leidenſchaft, in tiefer Einſamkeit geſchrieben, athmen jene Blätter nur Gefühl, Schwärmerei und Zärtlichkeit. Doch finden ſich auch hier Spuren von Adelſtolz. Er ſagt unter andern ſeiner Geliebten, wie tief ſie unter ihm in Hinſicht auf Geburt ſtehe. Mirabeau ſah ſich jetzt gezwungen, noch einmal gegen den Marquis in die Schranken zu treten; doch wußte er die Rechte eines Sohnes zu behaupten, ohne deſſen Pflichten zu verletzen. Seine Vertheidigungsſchrift war ein Meiſterſtück der Vernunft, Beredſamkeit, Kunſt und Logik. Niemand kann ſolch einen Geiſt in Kerkermauern gefeſſelt ſehen, ohne mit Sophien auszurufen: „Du haſt klar bewieſen, warum Du den Gedanken, in deinem Vaterlande ein großer Mann zu werden aufgeben mußt!“ Jedes Troſtes beraubt, und unter vielfachen körperlichen Leiden ſchrieb hier Mirabeau ſeine Erotica biblion, ein ſcharfes, originelles Werk, zu dem die Commentare des Don Calmet über die Bibel ihm den Stoff geliefert hatten. Zugleich entwarf er für ſeine Sophie eine Grammatik und eine kleine Abhandlung über Mythologie; er überſetzte auch den Johannes Secundus, und bezeichnete die Schranken einer willkürlichen Gewalt in ſeinem männlich kräftigen Werk über die Lettres de cachet. Endlich verſagte man ihm ſogar das Papier; er fand aber Mittel, ſich welches zu verſchaffen, indem er aus den Büchern, die man ihm verſtattete, die weißen Anfangs- und Endblätter riß. Seine Schriften bekamen einen noch gedrungenern und kühnern Styl. Er verbarg die Blätter, auf welche er ſchrieb, in dem Futter ſeiner Kleider, und verließ endlich das Gefängniß, mit dem ſo eingenähten Manuſcript ſeiner Lettres de cachet. Die lange Buße ſeiner Einkerkerung hatte die Verfolgungswuth abgeſtumpft; die Handlanger der Macht fingen ſogar an zu erröthen, daß ſie Werkzeuge der Rache eines Vaters waren, deſſen eignes Betragen ſtrenge Vorwürfe verdiente. Er war der Sclave ſeiner Maitreſſe, der Frau von Pailly, welche ſeine Leute tyranniſirte und ſeine Familie verbannte. Es wurden endlich den 17ten December 1780 Mirabeau's Feſſeln gelöſ't; und es ſcheint, daß er ſich mit ſeinem Vater verſöhnte, denn er verlebte jetzt 16 Monate mit ihm, und verließ nur das väterliche Haus, um die Widerrufung des Urtheilsſpruchs zu bewirken, welcher in Pontarlier gegen ihn erfolgt war. Er erlangte ſein Geſuch den 14ten Auguſt 1782. Sophie erhielt zugleich ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder. Mirabeau kehrte hierauf in die Provence zurück; von dort aus ſchrieb er ſeiner Frau folgenden Brief: den 6ten November 1782. „Um acht Jahre bin ich älter worden, ſeit wir getrennt von einander leben; nur ſchwerlich wird man mich dahin bringen, zu glauben, daß dieſe acht Jahre des Mißgeſchickes, welches ſtets guten Herzen heilig iſt, mich dem Deinen ſollten völlig entfremdet haben.“ Doch Bitten, Beredſamkeit und Vermittelung gemeinſchaftlicher Freunde blieben unwirkſam bei der Hartnäckigkeit der Verwandten ſeiner Frau. Mirabeau wendete ſich jetzt gleichfalls an die Geſetze, und es entſpann ſich ein Prozeß, der für keine der Parteien ehrenvoll war! Sein Advocat war Duport Dutertre; Delacroix ſprach

für ſeine Frau, welche den Prozeß gewann. Mirabeau reiſ'te hierauf nach London. Seine Briefe beweiſen, daß er eben nicht ſehr günſtig über England urtheilte, einige gute Einrichtungen ausgenommen, die er anerkannte. Damals wurde er öffentlicher Schriftſteller aus Beruf und aus innerm Triebe. Auch hatte er wirklich einen Beruf mehr dazu, und die Geſchichte ſeiner Werke iſt von nun an die Geſchichte ſeines Lebens. Als Amerika ſeine Freiheit erlangt hatte, dachten die Generale und Offiziere der ſiegenden Armee an die Stiftung einer militäriſchen Ariſtokratie, unter dem Titel: der Orden des Cincinnatus. Ein Bürger aus Südcarolina machte im Jahr 1783 aufmerkſam auf die Gefahren dieſes neuen Bundes. Nach dem Plane dieſer nur wenig bekannt gewordnen kleinen Schrift gab Mirabeau das nächſte Jahr ein Werk in London heraus: Considérations sur l'ordre de Cincinnatus. Da er den Gegenſtand als Politiker und als Geſetzgeber behandelte, ſo beſtimmte er die allgemeine Meinung über jene gefährliche Neuerung, und trug dazu bei, Amerika von den Ketten zu retten, welche für daſſelbe geſchmiedet waren. Auch war er Mitarbeiter an der franzöſiſchen Zeitſchrift, die in London erſchien, le Courier de l'Europe. Er befand ſich oft in nicht geringer Verlegenheit. Seine Feinde behaupteten ſogar, Wäſche und andre ſeiner Bedürfniſſe habe ſein Bedienter geſtohlen, wenigſtens kam er deßhalb in London in Unterſuchung. — Damals verlangte Joſeph II., der, mit Rußland verbunden, deſſen Wünſche in Anſehung des Seehandels theilte, die Schifffahrt der Schelde neu zu beleben, Oſtende blühend und Amſterdam zum Marktflecken zu machen. Mirabeau widerſetzte ſich dieſen Entwürfen, und widerlegte mit vieler Kunſt Linguets Werk durch ſeine Doutes sur la liberté de l'Escaut; derſelbe Fürſt, welcher die Schelde befreien wollte, wünſchte ſeine eignen Unterthanen, die ſeinen politiſchen Verſuchen überall möglichſt auswichen, immer mehr ſeinem Willen zu unterwerfen. Mirabeau nöthigte ihn, die Stimme der Wahrheit zu hören: die höchſte Summe von Glückſeligkeit ſey das einzig ſichere Band der Völker und ihrer Herrſcher. So hatte ſich Mirabeau im Fache der Staatskunſt gezeigt; er trat jetzt auch als Cammeraliſt auf. Seine Schriften über die Caisse d'Escompte, die Banque de St. Charles, die Actions des eaux, welche ſich über Zweige des öffentlichen Credits und alle Quellen des Wuchers mit Staatspapieren verbreiteten, folgten einander raſch gleich Lichtſtrahlen. In dieſen Schriften vereinigte er mit ſmithiſcher Methode die Beredſamkeit eines Demoſthenes. Dies und die ſatiriſchen Schilderungen berühmter Perſonen brachten ſeine Schriften in Ruf. Damals ſtand Calonne, ein Miniſter von großen Talenten, der aber weder Rechtlichkeit noch Tugend beſaß, an der Spitze der Finanzen. Mirabeau hielt vergebens bei ihm um die Conſulſtelle in Danzig oder Hamburg an. Calonne war gerecht gegen Mirabeau's Genie, aber er fürchtete ſein Talent; deßhalb leitete er es ein, daß Mirabeau im J. 1786 nach Preußen verwieſen wurde, wo man ihm einen geheimen Auftrag gab, der mehr gefahr= als ruhmvoll war. Dort entwarf Mirabeau ſein nützliches und gelehrtes, obgleich nichts weniger als fehlerfreies Werk: de la monarchie Prussienne. Er ſammelte darin zum Theil mit fremder (Mauvillons u. A.) Hülfe die nähern Umſtände jenes innern Mangels, auf welchem blendende Größe gegründet war; er entdeckte die ſtarken und dennoch feinen Lenkſeile, welche jenes Räderwerk von Staat zum Erſtaunen Aller

bewegten. Vorzüglich bewundert man ſeine Schilderung Friedrichs II., welche mit den vollendetſten Darſtellungen des Alterthums ſich vergleichen läßt. Friedrichs großer Geiſt wußte Mirabeau's Genie zu ſchätzen. Aber Friedrich Wilhelm II., der Friedrichs Stelle mehr beſetzte als erſetzte, ſandte bald nach ſeiner Thronbeſteigung an Mirabeau den Befehl, ſein Gebiet unverzüglich zu verlaſſen. Nur mit Mühe verſchaffte ſich Mirabeau das nöthige Reiſegeld, er verließ Preußens Reſidenz; erſt in Nancy hielt er an, um die Aufführung der Dido zu ſehen; hier verliebte er ſich in die Schauſpielerin, verlor bei ihr eine Nacht und ſeine Börſe, borgte die ſeines Secretärs, und leerte ſie faſt gänzlich; es brach ein Rad ſeines Wagens bei Bourget; er ließ hierauf Secretär, Wagen und Papiere im Stiche, und kam zu Fuße, ohne einen einzigen Sou baar Geld, nach Paris. Da ward er den Sturm gewahr, der über Frankreich hereinzubrechen drohte. Sein erſtes Werk nach ſeiner Rückkehr war eine Fortſetzung ſeiner dénonciation de l'agiotage. Aber indem er dieſe privilegirte Geißel angriff, wie Hercules, welcher den Cacus erſtickt, vergalt ihm die Regierung ſeine Kühnheit durch einen Verhaftbrief. Er fand jedoch Mittel, ſich ihm zu entziehn; da öffnete ſich ihm die große Laufbahn ſeiner Kraft, und die Tyrannei zitterte. Schon hatte er Neckers Ruf angegriffen, als er die Freiheit in Frankreich aufkeimen, in Holland hinwelken ſah. Sein Avis aux Bataves und ſein Werk l'Histoire secrète de la cour de Berlin erwarben ihm neuen Ruf und neue Verfolgungen. Dieſe Correspondance secrète war ſein letztes Werk. Er ſagt darin unter andern: „Der Tag war der glücklichſte meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsverſammlung zur Folge haben. Ich ſehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie; und ich würde mich überaus glücklich ſchätzen, die unterſte Stelle eines Secretärs in dieſer Verſammlung, von der ich die erſte Idee gehabt, zu bekleiden." — So hat er die Verſammlung der Reichsſtände vorausgeſehn und angekündigt. Jetzt ſollte dieſes Drama wirklich beginnen. Mirabeau ging in die Provence, um gewählt zu werden. Aber indeß hatte das Parlament jener Schmähſchrift, la Correspondance secrète, wegen einen Prozeß gegen ihn eingeleitet. Noch ehe das Urtel geſprochen werden konnte, fand man für gut, dieſen gefährlichen Mann durch einen Verhaftbrief auf die Seite zu bringen. Eine Fregatte lag ſchon in Toulon bereit, um ihn nach Indien zu führen. Bei Zeiten gewarnt, eilte er nach Paris zurück, ehe des Königs Befehl in der Provence ankam. Dort verwandten ſich der Abbé Perigord (Talleyrand) und der Duc de Lauzun ſo lebhaft für ihn, daß der Befehl zurückgenommen wurde. Triumphirend kehrte Mirabeau in die Provence zurück; aber auch jetzt ſah er ſich ausgeſchloſſen von der Wahl der Adeligen durch die Beſitzer großer Lehngüter. Da ſchwang er die Fahne des dritten Standes und trat als ein zweiter Marius auf. Kaum hatte er in dem Rathe der Reichsſtände geſprochen, ſo glich er in dieſer Verſammlung dem olympiſchen Jupiter, welcher nach eignem Wohlgefallen die Stürme feſſelte oder losließ. Die meiſten und wichtigſten Beſchlüſſe, welche die conſtituirende Verſammlung faßte, gingen auf Mirabeau's Antrag durch. Nach eines Augenzeugen, des Duc de Levis Urtheil, liebte Mirabeau die Freiheit, die Monarchie und ſelbſt den Adel, wiewohl er die Neigung für den letztern ſehr geſchickt verbarg. Seine Freiheitsliebe war mehr gegen

den Mißbrauch der königlichen Gewalt gerichtet, als gegen dieſe Gewalt ſelbſt. Er war Royaliſt aus Grundſatz. Wenn er daher Geld vom Hofe annahm, ſo zeigte er zwar nicht das Ehrgefühl eines Biedermanns, handelte aber doch nicht gegen ſeine Überzeugung. Nur verlangte der Hof zu viel von ihm, ja durchaus unmögliche Dinge, und zwang ihn dadurch ſelbſt, ſich von der Hofpartei zu entfernen. Als Redner war er groß; doch ſich ungleich und oft incorrect. Viele ſeiner Reden ſind allerdings nicht von ihm; aber überarbeitet hat er ſie gewiß. Durch ſein Genie machte er alles zu ſeinem Eigenthum. Mitten in dem Aufſieden der Parteiwuth erkannte er die Gefahren der Anarchie. Mehr als einmal ſagte er: „Es iſt nur ein Schritt vom Capitol zum tarpejiſchen Felſen.“ Überhaupt liebte er die Freiheit ungefähr nur ſo, wie einſt die Guiſen die Religion. Seine kühne Beredſamkeit zeigte zuerſt der Reichsverſammlung das Geheimniß ihrer Kraft und die Schwäche des Hofes. „Sagen Sie Ihrem Herrn,“ erklärte Mirabeau den 23ſten Juni 1789, dem Ober-Cerimonienmeiſter, welchen der König abgeſchickt hatte, um die Sitzung der Verſammlung aufzuheben, mit feſtem Tone, „daß wir hier verſammelt ſind im Namen des Volks, und daß uns nichts von dieſer Stelle vertreiben kann, als das Bajonnet.“ Schon damals hatte der Herzog von Orleans eine Partei; aber Mirabeau durchſchaute den Herzog, und konnte ſich nimmer an dieſen ehr- und rechtloſen Mann von kleinem Herzen und ungemeßner Ehrſucht anſchließen, der nichts mit Catilina gemein hatte, als Sittenloſigkeit. Er wollte anfangs keiner Partei angehören, ſondern allein die Verſammlung lenken und den Hof bekämpfen. Doch bald bewog ihn ſein zerrütteter Vermögenszuſtand, ſich dem Hof und den Miniſtern zu nähern. Er hatte mit Neckern eine Unterredung, der ihn aber trocken empfing, auf nichts einging, und ſpäter gewiſſe Geldverſprechungen nicht erfüllt haben ſoll, daher ihn Mirabeau bis an ſeinen Tod unverſöhnlich haßte. Vergeblich ſuchte er hierauf Zutritt beim König und der Königin. Den Ruf ſeiner Talente überwog ſein laſterhaftes Leben. Da buhlte er um die Gunſt des Pöbels. Er wußte, daß Orleans dieſen gegen den König aufwiegelte; daher wollte er beim Volke ſich geltend und dadurch dem Hofe ſich nothwendig machen. Auch riefen die Weiber, welche den 5ten October von Paris nach Verſailles zogen: „wo iſt unſer Graf Mirabeau? Und nur er konnte dieſe Bacchantinnen, welche in dem Saale der Nationalverſammlung die größten Ungebührniſſe begingen, durch ſein mächtiges Wort zur Ruhe und Ordnung bringen. Endlich als die königliche Familie in Paris war, entſchloß ſich der König, Mirabeau zu ſehen. Der Graf de la Marck unterhandelte mit ihm in des Grafen de Marci Namen. Ein Erzbiſchof führte Mirabeau'n in die Zimmer der Königin, wo bald darauf auch der König eintrat. Mirabeau bat ſogleich den König, ihm zu ſagen, ob er hoffe und wünſche, ſeine vorige Regierungsgewalt wieder hergeſtellt zu ſehen; in dieſem Falle, bekannte er frei, könne er ihm keinen Dienſt erzeigen. Der unglückliche Monarch geſtand ihm, er halte dies für unmöglich. Nun ſchilderte ihm Mirabeau die Lage der Dinge, die verſchiednen Anſichten der Nationalverſammlung, und entwickelte die Art und Weiſe, wie er dem König dienen könne. Die Königin äußerte ſich nachher, daß ſie beim Eintritt Mirabeau's einen Schauder gefühlt, daß aber ſeine Beredſamkeit, ſein Antheil an der Sache und ſein Mitgefühl den erſten Eindruck bald vernich-

ret hätten. Nun wurden Mirabeau's Schulden bezahlt, die ſich auf 207,000 Livres beliefen, und ihm wurde eine monatliche Penſion von 6000 Livres zugeſichert. Er legte dem Könige zwei Plane zu einer Gegenrevolution vor; nach dem einen ſollte ſich der König nach Rouen, nach dem andern nach Metz begeben. Der König wählte den letztern, und ſandte den Grafen de la Marck insgeheim nach Metz, um mit dem Marquis de Bouillé alles zu veranſtalten. Mirabeau hielt ſein dem König gegebnes Wort bis an ſeinen Tod; doch folgte dieſer nicht immer ſeinem Rathe; nur die Königin verließ ſich ſo ganz auf ihn, daß ſie ſagte: „ich bin überzeugt, daß ich nicht umkomme, ſo lange Mirabeau lebt." — Schwerlich würde Mirabeau ſeinen Einfluß in einer Revolution behauptet haben, die anfangs kein perſönliches Anſehen duldete. Schon argwohnte man ſeine Verbindung mit dem Hofe. Der Ankauf der Bibliothek von Buffon und des Kloſters Argenteuil, einſt Heloiſens Zufluchtsort, und andre Umſtände erregten den Verdacht der Jacobiner. Vergebens ſagten Mirabeau's Freunde, der Abſatz ſeines Journal de Provence bringe ihm ſo viel ein. Petion weigerte ſich daher mit bei ſeinem glänzenden Leichenbegängniſſe (den 4ten April) zu ſeyn, „weil er vom Hofe ſich habe erkaufen laſſen." Der Tod entzog Mirabeau der Rache der Jacobiner. Er ſtarb an einem Entzündungsfieber, das er wahrſcheinlich durch Unmäßigkeit ſich zugezogen hatte. Man glaubte, er habe auf Anſtiften der beiden Lameths, ſeiner unverſöhnlichſten Feinde, Gift bekommen. „Meine Schmerzen," rief er mit der ihm eigenthümlichen Energie, „ſind unerträglich; ich habe noch Kraft für ein Jahrhundert, und nicht mehr für einen Augenblick Muth." Der jetzige Prinz Talleyrand, den Mirabeau vorzüglich achtete, hörte ſein letztes Wort: „Leſen Sie dieſes Papier der Nationalverſammlung vor; es enthält meine Meinung über die jetzt beſprochnen teſtamentariſchen Erbrechte. Sagen Sie ihr, es iſt noch im Tode meine Überzeugung, nichts ſey ſo geeignet, eine gehäſſige und gefährliche Ariſtokratie zu befeſtigen, als das Geſetz zu Gunſten der Erſtgeburt, welches eine nachtheilige Ungleichheit in die Eigenthumsverhältniſſe bringt, indem es einem Sohne das ganze Vermögen zuerkennt." Dies waren die letzten Worte eines franzöſiſchen Geſetzgebers, der ſelbſt der älteſte Sohn war. So ſtarb im 42ſten Jahre ſeines Alters Gabriele Honoré Riquetti Mirabeau, der erſte Redner ſeiner Zeit in Frankreich, und vielleicht in Europa. Seine Jugend war drangvoll und ſtürmiſch; aber ſelbſt in ſeinem reiferen Alter unterlag er oft der Gewalt, die gefährliche, ſelbſt erniedrigende Leidenſchaften über ihn hatten. Wenn er auch Tugend im Leben nicht übte, ſo hat er ſie doch, wie ſeine Freunde glauben, geliebt. Es war ein Unglück für Frankreich, daß der erſte Held in der Rennbahn der Revolution, der vor keinem Hinderniſſe erſchrak und beharrlich die kühnſten Entwürfe durchſetzte, nicht mit dem reinen Muthe der Tugend, ſondern, getrieben von Noth, Schuld und Habſucht, nur mit der Kühnheit unedler Leidenſchaft zu dem hehren Bilde der Freiheit ſeinen Blick erhob. — Mirabeau's Tod verbreitete in ganz Paris Schrecken und Beſtürzung. Aber als die Partei der Republikaner den Convent beherrſchte, ward ſein Andenken beſchimpft. Doch war keiner der Volkshäuptlinge ihm zu vergleichen. Der einzige Danton ſcheint gewiſſe Züge des Charakters mit ihm gemein gehabt zu haben. Im September 1794 ward Marats Leichnam ins Pantheon gebracht und Mirabeau's Aſche herausge-

nommen. Das Volk hing ſein Bruſtbild auf; aber der erſte Conſul befahl im J. 1800, ſein Bildſäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Gallerie der Tuilerien aufzuſtellen. Mirabeau's Geſicht verrieth einen ernſten Charakter, und aus ſeinem Auge blitzte das Genie; aber ſeine Züge hatten etwas Gemeines, und wurden zu Zeiten von den Blatternarben bis zur Häßlichkeit entſtellt. Er hatte die Geſtalt und Größe eines Heiducken, und mit ſeinem finſtern bäuriſchen Ausſehen machte das dichtlockige, modiſch ängſtlich friſirte Haar und der geſuchte Putz eines Stutzers den ſeltſamſten Contraſt. Aber kaum öffnete er den Mund, ſo verſchwand jeder übelſtand vor dem Zauber ſeiner Rede. Lavater ſagt über ſein Porträt: „Ich hatte mir ihn ungefähr ſo, nur böſer und geiſtreicher vorgeſtellt. Man ſieht ſogleich den Mann von entſetzlicher Kraft, von eiſerner Vermeſſenheit, von unerſchöpflichem Ideenreichthum, von alles verachtender Entſchiedenheit. Ich für mich aber ſage mit phyſiognomiſcher Intuitionsgewißheit, daß ich nur Außerordentlichkeit, nicht Größe in dieſem Geſichte finde, nur Kraft ohne Ruhe, nur Witz ohne Weisheit, nur ſchamvergeſſende Gewaltſamkeit ohne eigentlichen Heldenmuth. Ja, ich finde einen Zug, der ganz entſcheidend iſt für Exaltation, die ſo oft für Genie gilt, und nur Caricatur davon iſt, die nicht bloß an Narrheit gränzt, ſondern oft in Narrheit übergeht. Von der Fülle körperlicher Temperamentskraft ſpreche ich nicht, weil ſie zu auffallend iſt." — Hätte Lavater Mirabeau ſprechen geſehen, ſo würde er auch die Phyſiognomie des Geiſtes erkannt haben. Mit einem Worte, Mirabeau zeigt, wie die ganze franzöſiſche Revolution, was die vom Witze auf den höchſten Grad geſpannte Leidenſchaftlichkeit zugleich Schlechtes und Gutes hervorbringen kann; und darum haben wir ſo lange bei Mirabeau's Schilderung verweilt. Seine Reden ſind geſammelt in der Schrift: Mirabeau peint par lui-même 1791. Vol. IV. 8.; und Collect. compl. des travaux de Mirab. à l'assemblée nationale, par Mejean 1791. Vol. V. 8.; Esprit de Mirabeau 1804. 8. Auch enthalten die in London 1797 erſchienenen Biographical Anecdotes of the Founders of the French Republic. etc. 2 Vol. mehreres über Mirabeau. G.

Mirabeau (Victor Riquetti, Marquis de) Vater des Grafen und des Vicomte Mirabeau, aus der Provence, Commandeur des königlich ſchwediſchen Waſaordens, Mitglied der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Montauban, und der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Montpellier, geſt. zu Paris 1789, beſaß ſeltne Talente. Er machte ſich durch ſein Werk: L'Ami des Hommes ou traité de la population. Paris 1758. Vol. II. 12. berühmt, das Beifall verdiente. Voll Eigenſinn und Launen war er geizig, dabei oft hart und rachſüchtig, vorzüglich gegen ſeinen älteſten Sohn, deſſen Mutter, die Marquiſe, eine ſtolze, mürriſche und ränkeſüchtige Frau, nichts weniger als den Ruhm ſanfter Weiblichkeit beſaß. Sie lebte in beſtändigem Streite bald mit ihrem Gatten, bald mit ihren Kindern. Mit jenem führte ſie einen langen, koſtſpieligen Prozeß. Kein erbauendes Beiſpiel für die Söhne! Der ſtrenge Vater wußte weder das natürliche Feuer ſeines ältern Sohnes zu bändigen, noch ſeine heftigen Begierden zu zügeln. Er reizte ihn durch Widerſpruch, erbitterte ihn durch Strafen, und brachte ihn zur Verzweiflung durch unerbittliche Härte. Der jüngere Sohn, der

Vicomte, war der Liebling des Vaters, der in ſeinem letzten Willen eine an Ungerechtigkeit gränzende Vorliebe für ihn zeigte, wovon ein Prozeß und tödtlicher Haß der beiden Brüder gegen einander die Folge war. Der Vater ſtand als ein denkender Gelehrter in Anſehen. Er vertheidigte mit Wärme und Einſicht das phyſiokratiſche Syſtem, daher man ihn den Patriarchen der Ökonomiſten nannte. Mit Unrecht ward er eine Zeit lang für den Verfaſſer des Systême de la nature etc. gehalten. Er und ſein jüngerer Sohn waren die Schutzredner des Hofes und der königlichen Gewalt. So machte die Politik den Vater und den älteſten Sohn, wie die beiden Brüder zu unverſöhnlichen Feinden. Doch der Vater ſtarb und der Vicomte, den man in der Nationalverſammlung allgemein verachtete, wanderte aus. Wer das phyſiokratiſche Syſtem des Marquis im Weſentlichen kennen lernen will, den verweiſen wir auf die merkwürdige Zuſchrift, in welcher der Graf Mirabeau ſeinem Vater das Werk de la Monarchie Prussienne sous Fréderic le Grand (Londres 1788, T. I—VII.) widmet, wo er die Beſtätigung der Grundſätze jenes Syſtems in der ihm widerſprechenden Verwaltung des preußiſchen Staats gefunden zu haben verſichert. G.

Miranda iſt nicht, wie Dumouriez, unter und mit dem er diente, gemeint hat, in Peru, ſondern in Mexiko geboren. Er fand, der Eiferſucht ungeachtet, mit der die Spanier die eingebornen Amerikaner anzuſehn pflegen, dennoch ein Mittel, ſich den Grad eines Oberſten zu verſchaffen, und wurde von dem Gouverneur von Guatimala zu mehreren geheimen Aufträgen gebraucht. Man behauptet, daß er eine geraume Zeit an einem Plane gearbeitet habe, ſeinen Landsleuten ihre Freiheit zu verſchaffen, wodurch die Eile, mit welcher er Neu-Spanien verließ, bewirkt worden ſey. Er reiſ'te allenthalben umher, durchſpähte alle Winkel Europens, und hielt ſich zu wiederholten Malen in England auf. Sein richtiger Geſchmack, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe und ſeine claſſiſche Schreibart ſetzten ihn in den Stand, mehrere Anekdoten und Bemerkungen über die Gebräuche, Staatsverfaſſungen, Geſetze und Wiſſenſchaften einer jeden Nation, vornehmlich aber über ihre militäriſche Verfaſſung zu ſammeln und in Umlauf zu bringen. Als die franzöſiſche Revolution ausbrach, und ein auswärtiger Krieg unvermeidlich wurde, verließ er ſogleich Petersburg, wo er ſich eben befand und die Gunſt der Kaiſerin genoß, deren Verſuche, ihn an ihre Perſon und ihren Dienſt zu feſſeln, vergebens waren, und begab ſich nach Paris. Er erhielt durch Petions Verwendung den Grad eines Generalmajors, und unterſtützte die Anſtrengungen des Generals Dumouriez zur Beſiegung Belgiens. Da er ein ausgezeichneter Ingenieur war, ſo entwickelten ſich in der Kunſt des Angriffs ſeine Talente immer mehr. Er wurde von der Armee geachtet, und in Paris populär. Als der Held von Jemappe (Dumouriez) in Holland eindrang, wurde Miranda zum Befehlshaber der Truppen ernannt, die zur Belagerung von Maſtricht beſtimmt waren, die durch eine einleuchtende Nachläſſigkeit desjenigen Generals vereitelt wurde, der ſich an der Spitze der Armee befand, die ſie zu decken befehligt war. Das Benehmen Dumouriez wurde verdächtig, als man von ſeinen veränderten Geſinnungen durch die öfteren Unterredungen mit dem Prinzen von Coburg, die ſeinen Untergang herbeiführten, benachrichtigt wurde. Miranda theilte ſeinem Freunde Petion, der Mitglied des Wohl-

fahrts-Ausſchuſſes war, ſeine Beſorgniſſe mit, und bekam den Auftrag, den General en Chef zu verhaften. Dieſer Umſtand rettete dem General Miranda das Leben, denn Dumouriez legte ihm den Verluſt der Schlacht von Neerwinden zur Laſt. Noch in ſeinen Memoiren verleumdet er ihn, wogegen ſich aber Miranda in einer eben ſo gelehrten als nachdrücklichen Vertheidigung gerechtfertigt hat. Die Partei der Gironde war kaum durch die Energie des Berges beſiegt, als Miranda verhaftet, und nicht eher in Freiheit geſetzt wurde, als bis nach der Hinrichtung Robespierre's alle Gefängniſſe geöffnet wurden. Er nahm demnächſt einen thätigen Antheil gegen die pariſer Sectionen, und wurde abermals auf Befehl des Directoriums verhaftet. In der Folge wurde ihm unter dem Vorwande, daß er ein Ausländer ſey, Frankreich zu verlaſſen, befohlen. Miranda weigerte ſich, zu gehorchen, reclamirte bei der Legislatur die Rechte eines franzöſiſchen Bürgers, und die ausübende Macht ſah ſich, von ihrem Vorhaben abzuſtehen, genöthigt. So viel man weiß, lebt Miranda noch jetzt (1814), hält ſich in Neu-Spanien auf, und iſt von der Partei, die unter Englands directem Einfluſſe ſteht. Im Julius 1812 nahm die Contrerevolution auf Terra Firma ihren Anfang. Der Seecapitain Diego Monteverdo rückte in Puerto Caballo ein. Er ſchlug in Vereinigung mit den königlich Geſinnten den General Miranda. Monteverdo verfolgte ſeinen Sieg. Er rückte am 27ſten des genannten Monats in Carraccas ein, und nahm am 30ſten Julius den General Miranda gefangen. Am 4ten December ſelbigen Jahres verſammelte ſich der ſogenannte Congreß von Neu-Grenada in der Stadt Leira. Er beſtand aus den Deputirten folgender elf Provinzen: Santafé, Funſra, Soccorro, Pamplona, Los Lianus, Mariquita, Neiva, Antioquia, Choco, Popagan und Carthagena. Jede derſelben hatte bereits ihre vollkommne Unabhängigkeit von Spanien für ſich erklärt. Mit dieſer Conföderation hatten ſich auch die Provinzen von Carraccas und Venezuela, die eine Bevölkerung von drei Millionen Einwohnern haben, und vom General Miranda inſurgirt, aber von einer royaliſtiſchen Armee bezwungen worden, vereinigt. Im Jahr 1814 erhielt man zu Jamaica eine Proclamation des oben erwähnten Congreſſes von Neu-Grenada, worin den dazu gehörigen Provinzen die Rückkehr Ferdinands VII., Königs von Spanien, bekannt gemacht wurde. Aus der in derſelben herrſchenden Sprache erhellt, daß dieſer Congreß nicht die Abſicht habe, ſich in das Schickſal der Cortes zu fügen, ſondern vielmehr gewilligt ſey, ſeine einmal proclamirte Unabhängigkeit zu behaupten, und ſich dieſerwegen an das brittiſche Miniſterium gewendet habe. DH.

Mirandola (Johann Pico, Fürſt von), mit dem Beinamen der Phönix, eine der ſchönſten Zierden der Wiſſenſchaften zur Zeit ihres Wiederaufblühens, war 1463 unter Pius II. geboren. Er war der jüngſte Sohn von Johann Franz von Mirandola und Julia, aus dem edeln Geſchlecht Bojardo. Eine Feuerkugel, ſo erzählen abergläubiſche Geſchichtſchreiber jener Zeit, ward über dem Bette ſeiner Mutter geſehn, die Hoheit und Vollkommenheit des Knaben ankündigend. Früh genoß er den Unterricht der geſchickteſten Lehrer, und gab die außerordentlichſten Proben von Faſſungskraft und Gedächtniß. Dem geiſtlichen Stande beſtimmt, begab er ſich in einem Alter von vierzehn Jahren nach Bologna, um das canoniſche Recht

zu ſtudiren. Nachdem er zwei Jahre darauf verwendet hatte, fühlte er einen Widerwillen gegen die Fortſetzung dieſer Studien; dagegen zog ihn ſeine Neigung zur Philoſophie und zu den Geheimniſſen der Natur und Wiſſenſchaft. Seine Wißbegierde zu befriedigen, bereiſ'te er Italien und Frankreich, beſuchte die berühmteſten Schulen und hörte die ausgezeichnetſten Lehrer. Nach ſieben Jahren des anhaltendſten Fleißes ging er nach Rom und machte 900 verſchiedne Theſes aus allen Wiſſenſchaften und gelehrten Sprachen bekannt, die er nach damaliger Sitte öffentlich vertheidigen wollte. Er foderte alle Gelehrte aus allen Ländern auf, ſich mit ihm zu meſſen, und erbot ſich ſogar, den Fremden die Reiſekoſten zu erſetzen. Aber niemand wagte zu erſcheinen; da man ſich nicht getraute, ihn als Gelehrten anzugreifen, ſuchte man ſeine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen. Mirandola ſchlug dieſe Angriffe durch ſeine Apologia zurück, ein Werk voll gründlicher und wohl geordneter Gelehrſamkeit. Um ſeinen Feinden, die mit Beſchuldigungen und Anklagen nicht abließen, ſo viel wie möglich jeden Anlaß zu rauben, entſchloß er ſich, obgleich er für die Liebe und ihre Genüſſe nicht unempfindlich war, die ſtrengſte Lebensweiſe zu befolgen und ſich ausſchließlich mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. In Folge dieſes Beſchluſſes warf er fünf Bücher italieniſcher Liebesgedichte ins Feuer, deren Verluſt allerdings zu bedauern iſt. Es hat ſich in dieſer Gattung nichts von Mirandola erhalten als ein Commentar über eine Canzone des Girolamo Benivieni, worin er die Liebe nach den Begriffen der Neu-Platoniker darſtellt. Mirandola widmete ſich dem Studium der bibliſchen Literatur; die erſte Frucht deſſelben war der Heptaplus, eine myſtiſche oder cabbaliſtiſche Auslegung der Schöpfungsgeſchichte. Zwei Jahre darauf gab er eine Abhandlung in zehn Capiteln De Ente et Uno heraus, worin er die Lehren des Plato und Ariſtoteles zu vereinigen ſuchte. Er lebte jetzt abwechſelnd zu Ferrara im Umgange mit den gelehrteſten und ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit, namentlich des Lorenz von Medici und Polizian, und war mit großen literariſchen Arbeiten beſchäftigt, zu denen ſein Werk gegen die Aſtrologie als eine Vorarbeit anzuſehen iſt, als ein Fieber ihn befiel, an welchem er 1494 zu Florenz in ſeinem 31ſten Lebensjahre ſtarb. Pico von Mirandola wird von ſeinen Zeitgenoſſen als ein Wunder von Gelehrſamkeit und Genie geprieſen. Paulus Jovius ſagt von ihm, daß die unſterblichen Götter alle ſeltenſten Gaben des Körpers und Geiſtes in ihm vereinigten, und Hieronymus Savonarola ſagte einſt in einer öffentlichen Disputation, in welcher er ſein Opponent war: Unus tu es, Pice, aetate nostra, qui omnium veterum philosophiam ac religionis Christianae praecepta et leges percalleas. Wir werden bei dem Anblick ſeiner Schriften nicht eben ſo urtheilen, wenn wir uns nicht zugleich an den damaligen Zuſtand der Wiſſenſchaften, beſonders der Philoſophie, erinnern.

Miſſionen, Sendungen, wurden vorzugsweiſe die zur Pflanzung des Chriſtenthums unter nichtchriſtlichen Völkern unternommnen Sendungen chriſtlicher Lehrer genannt. Schon in den erſten Zeiten des Chriſtenthums gingen oft Chriſten, entweder aus eignem Antriebe oder im Auftrage ihrer Gemeinden, in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen, und, abgeſehen von wenigen einzelnen Fällen, iſt das Chriſtenthum ſtets nicht durch die Waffen

ſondern durch die ſanfte Gewalt der Rede ausgebreitet worden. Auch die deutſche Kirche ward durch ſolche Glaubensboten, welche man ſpäter Miſſionäre nannte, namentlich durch Bonifacius im achten Jahrhunderte gegründet. In den letzten Jahrhunderten geſchah von der catholiſchen Kirche (welche jedoch auch die Unternehmungen, die den Zweck hatten, Mitglieder der von ihr getrennten chriſtlichen Parteien zu ihrer Gemeinſchaft zurückzuführen, Miſſionen nannte) mehr als von der proteſtantiſchen für das Miſſionswerk, weil ſich hier mit dem religiöſen Intereſſe das hierarchiſche verband, weil, ehe England auf dem Meere prädominirte, das catholiſche Europa mit den übrigen Welttheilen in eine öftere Berührung kam, als das proteſtantiſche, weil die catholiſche Kirche Mönche hatte, welche der Papſt ausſenden konnte, wohin er wollte, und weil ſie endlich weit größere Reichthümer als die proteſtantiſche Kirche beſaß. Die merkwürdigſten Miſſionen der catholiſchen Kirche ſind die nach China, Oſtindien und Japan, in welchem zuletzt genannten Reiche jedoch das Chriſtenthum, nachdem es einſtmals viel Eingang gefunden hatte, gänzlich wieder verdrängt worden iſt. In China aber und auf der Küſte von Coromandel dauern die zur Ausbreitung des Chriſtenthums gegründeten Niederlaſſungen fort. Durch die Ereigniſſe der letzten Jahre indeß wurden die Fonds der Miſſionsanſtalten geſchwächt und dieſe Inſtitute in ihrer Wirkſamkeit gehemmt, und da ſich überdies die Aufmerkſamkeit der catholiſchen Kirche von den entferntern Gegenſtänden ganz auf das, was in Europa vorging, lenken mußte, ſo konnte ſie nur wenig für die Ausbreitung des Chriſtenthums unter heidniſchen Völkern unternehmen. Unter den proteſtantiſchen Völkern haben ſich theils die Dänen, theils die Britten um das Miſſionswerk verdient gemacht. Die von den Dänen in den erſten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts zu Trankebar gegründete Miſſion dauert bis auf den heutigen Tag fort, und noch in den letzten Jahren ſind die Berichte der dortigen Miſſionäre auch in Deutſchland bekannt geworden. Zu den ſeit frühern Zeiten in England vorhandnen Miſſionsanſtalten geſellte ſich im J. 1795 eine Miſſionsſocietät, unter deren Unternehmungen beſonders die Sendungen chriſtlicher Prediger nach Südafrika und Auſtralien bemerkenswerth ſind. Auch die Brüdergemeinde unterhält in allen Weltgegenden Miſſionäre. Wer nur einige Kenntniß von dem verderblichen Aberglauben und der ſittlichen Verwilderung der meiſten heidniſchen Völker hat, muß dieſer Unternehmungen ſich freuen und ihnen auch für die Zukunft einen glücklichen Fortgang wünſchen. N.

Miſſiſippi. Dieſer große nordamerikaniſche Strom entſpringt aus verſchiednen Seen und Gewäſſern, durchſtrömt Louiſiana und fällt in den mexikaniſchen Meerbuſen. Sein Lauf beträgt, wenn man die Krümmungen mitrechnet, gegen 650 deutſche Meilen. Er iſt ſehr breit und tief, hat einen ſchnellen Lauf, aber außer dem Waſſerfall St. Antoni in den höhern Gegenden keine Abſtürze, welche die Schifffahrt verhindern könnten. Die Ufer ſind faſt durchgängig fruchtbar und reizend. Von den Flüſſen, die der Miſſiſippi aufnimmt, ſind die bedeutendſten der Miſſurifluß und der Ohio. Das benachbarte Land, welches auch den Namen Miſſiſippi führt, iſt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch die Handelsſpeculationen merkwürdig geworden, die von Frankreich aus dahin gemacht wurden und den Actionären einen Verluſt von vielen Millionen zuzogen.

Mitau, die Hauptſtadt von Curland, am Fluſſe Aa, in der Landſchaft Semgallen. Die Zahl der Einwohner beträgt über 12,000. Die Stadt iſt meiſtens ſchlecht gebaut. Auf der Stelle des vormaligen Schloſſes, außerhalb der Stadt, hat Herzog Ernſt Johann von Biren ein prächtiges neues Reſidenzſchloß erbaut. Durch die Landescollegia, durch die Landtage des Adels, und durch die von Deutſchland über Mitau nach Petersburg führende Hauptſtraße iſt die Stadt ſehr lebhaft. Das Gymnaſium wurde vom Herzog Peter geſtiftet und 1775 eingeweiht.

Mithridätes, der Name mehrerer Könige in Pontus, unter denen Mithridates der Große der berühmteſte war. Er war bei ſeines Vaters Tode dreizehn Jahre alt. Herrſucht, Grauſamkeit und ein durch nichts zu beugender Sinn waren die Eigenſchaften, welche ſich früh in ihm entwickelten. Kaum hatte er im J. 123 vor Chr. Geb. die Regierung angetreten, als er ſeine Mutter, welche ſein Vater ihm zur Mitregentin verordnet hatte, in ein hartes Gefängniß warf, wo ſie, nach Einigen an den erlittenen Mißhandlungen, nach Andern an Gift ſtarb. Nicht zufrieden, ſeinen Körper gegen alle Beſchwerden abzuhärten, ſoll er ihn durch Gewöhnung ſogar gegen die Wirkungen der Gifte unempfindlich gemacht haben. Als er mündig geworden, vermählte er ſich mit ſeiner Schweſter Laodice, mit der er einen Sohn, Pharnäces, zeugte. Darauf unternahm er eine Reiſe durch Aſien, theils um die Gebräuche, Geſetze, Sitten und Sprachen der Einwohner kennen zu lernen, wie man denn von ihm anführt, daß er zweiundzwanzig Sprachen geſprochen habe, theils um die Länder ſeiner Nachbarn, die er ſich zu unterwerfen ſtrebte, auszukundſchaften. Nach drei Jahren kehrte er zurück, und beſtrafte ſeine inzwiſchen ihm untreu gewordne Gemahlin, die ihn mit Gift hinzurichten vergebens geſucht hatte, mit dem Tode. Nachdem er die Rüſtungen zu ſeinen großen Unternehmungen vollendet hatte, überfiel er Paphlagonien, bezwang es leicht, und theilte es mit ſeinem Freunde und Bundesgenoſſen, dem Könige von Bithynien. Vergebens drohten ihm die Römer, welche das Land für frei erklärt hatten, mit einem Kriege. Mithridates ließ ſich dadurch ſo wenig ſchrecken, daß er ſich auch des unter römiſchem Schutze ſtehenden Galatiens bemächtigte. Dann richtete er ſein Augenmerk auf Cappadocien. Da er aber die Macht des Ariarathes, welcher dieſes Land beſaß, und ſeine genaue Verbindung mit den Römern fürchtete, zog er Verrath der Waffengewalt vor, und ließ ihn meuchelmörderiſch umbringen. Zu gleicher Zeit fiel Nicomedes, König von Bithynien, in Cappadocien ein, vertrieb den Sohn des ermordeten Königs und vermählte ſich mit der hinterlaßnen Witwe, einer Schweſter des Mithridates. Dieſer ergriff den Vorwand, den Sohn ſeiner Schweſter wieder auf den Thron ſetzen zu wollen, fiel in Cappadocien ein, eroberte es glücklich, und ſetzte gegen ſeinen anfänglichen Plan wirklich ſeinen Neffen wieder auf den Thron. Bald aber bereute er die ausgeübte Großmuth und nöthigte den jungen Fürſten, durch entehrende Foderungen zu einer Kriegserklärung. Beide zogen ungefähr mit gleichen Heeresmaſſen gegen einander aus. Mithridates wollte keine Schlacht wagen, ſondern bot den Frieden an und lud den jungen Fürſten zu einer Unterredung ein. Während derſelben tödtete er ihn mit einem Dolche, den er verborgen bei ſich trug, im Angeſicht beider Heere. Die Cappadocier, die ihren Herrn fallen ſahen, befiel ein paniſcher Schrecken, und Mithridates bemächtigte

ſich des Landes faſt ohne Gegenwehr. Aber Nicomedes ſah mit größter Beſorgniß den Mithridates immer mächtiger werden. Er verabredete mit ſeiner Gemahlin, einen Jüngling für den dritten Sohn des Ariarathes auszugeben und dieſen die Römer um Hülfe anflehen zu laſſen. Die Liſt gelang. Laodice reiſ'te ſelbſt nach Rom, um die Ausſage des Prätendenten zu beſtätigen. Mithridates, von allem unterrichtet, bediente ſich deſſelben Betrugs, indem er den Römern zu beweiſen ſuchte, daß der junge Fürſt, dem er Cappadocien übergeben (welches ſein eigner Sohn war, dem er den Namen Ariarathes gegeben), der rechtmäßige Sohn des Ariarathes ſey. Die Römer, welche den doppelten Betrug entdeckten, befahlen dem Mithridates, Cappadocien, und dem Nicomedes Paphlagonien wieder abzutreten. Dieſer Befehl wurde vollzogen und in Cappadocien Ariobarzenes zum Könige gewählt. Kaum aber hatte Sylla, deſſen Waffen ihn auf den Thron gehoben, Aſien verlaſſen, als Mithridates den König von Armenien, Tigranes, aufwiegelte, welcher den Ariarathes, des Mithridates Sohn, in Cappadocien wieder einſetzte. Zugleich nahm Mithridates Bithynien weg und gab das Land ſeinem Bruder Socrates Chriſtos. Bald ſetzten jedoch die Römer alles wieder in den vorigen Stand, ohne daß Mithridat ſich widerſetzt hatte. Er rüſtete ſich aber jetzt zu einem Kriege gegen Rom ſelbſt und brach, da die Römer ſeine Foderungen nicht befriedigen wollten, plötzlich gegen Cappadocien und Bithynien zugleich los. Seine Kriegsmacht beſtand aus 250,000 Mann Fußvolk, 50,000 Reitern, 130 Sichelwagen und 400 Schiffen. Die Streitkräfte der Römer mit den bithyniſchen Hülfsvölkern waren nicht viel geringer und wurden von Caſſius Aquilius und Oppius angeführt. Mithridates eröffnete den Krieg mit Glück. Er ſchlug nicht nur den Nicomedes, ſondern auch den Aquilius, eroberte Bithynien und nahm einen großen Theil der römiſchen Flotte weg. Mit unglaublicher Schnelligkeit verfolgte er ſeine Vortheile. Phrygien, Carien, Myſien, das eigentliche Aſien, Lycien, Pamphylien, Paphlagonien und alle Länder bis an Jonien fielen in ſeine Gewalt und begrüßten ihn als den Schutzgott Aſiens. Die römiſchen Feldherrn Oppius und Aquilius wurden ihm ſogar von den Einwohnern von Laodicea und Lesbos als Gefangne ausgeliefert und er ließ Letzterm zu Pergamus geſchmolznes Gold in den Hals gießen, die Habſucht der Römer damit verſpottend. Die aſiatiſchen Freiſtaaten Magneſia, Mitylene, Epheſus u. ſ. w. öffneten dem Sieger die Thore, der ſo große Schätze zuſammenbrachte, daß er ſeine Heere fünf Jahre lang damit unterhalten konnte. Die römiſchen Bürger, welche in Klein-Aſien wohnten, ließ Mithridates ſammt ihren Weibern und Kindern umbringen. Dionyſius gibt die Zahl der Ermordeten auf 150,000, andre auf 80,000 an. Sein Glück weiter verfolgend, ſegelte Mithridates mit ſeiner Flotte ab, um ſich der Inſeln des ägäiſchen Meeres zu bemächtigen. Cos ergab ſich ihm; aber Rhodus widerſtand ſo kräftig, daß Mithridates von ſeinem Vorhaben abſtand und nach Pergamus zurückkehrte. Von hier ſchickte er ſeinen Oberfeldherrn Archelaus mit 120,000 Mann nach Griechenland; Athen fiel durch Verrath und verſchiedne andre Plätze wurden erobert, während ein andrer ſeiner Feldherrn, Metrophanes, Euböa verwüſtete. Auf die Nachricht, daß derſelbe einen bedeutenden Verluſt erlitten, ließ Mithridates ſeinen Sohn Ariarathes mit einer mächtigen Armee in Macedonien einfallen, welches nebſt Thrazien

in kurzem bezwungen wurde. Allenthalben waren des Mithridates Waffen ſiegreich, bis endlich die Nachricht, daß Italien ſelbſt bedroht werde, die Römer zu kräftigern Maßregeln aufſchreckte. Sylla begab ſich als Oberfeldherr nach Griechenland, zwang Athen durch Hunger, rieb des Archelaus Heer in einer blutigen Schlacht bei Chäronea auf, und befreite durch zwei folgende, nicht weniger glänzende Siege in Böotien ganz Griechenland vom Feinde. Mit nicht minderm Glück unterwarf Fimbria Klein-Aſien und belagerte in der Feſtung Pitane den Mithridates ſelbſt, der ſich nur zu Schiffe rettete. Auch die pontiſche Flotte wurde zwei Mal vom Lucullus geſchlagen. So von allen Seiten bedrängt, trug Mithridates dem Archelaus auf, Frieden zu ſchließen. Sylla bewilligte ihn unter harten Bedingungen. Mithridates wurde auf ſein väterliches Reich Pontus beſchränkt, und mußte den Römern 80 bemannte Kriegsſchiffe nebſt einer großen Summe Geldes überliefern. Kaum aber hatte Sylla Aſien verlaſſen, als Mithridates die Colchier angriff und ſich weigerte, alle Bedingungen des Friedens zu erfüllen. Der römiſche Feldherr Muräna, der verwüſtend in Pontus eingefallen war, wurde geſchlagen, und ſchon hatten ſich viele Städte Aſiens für den Sieger erklärt, als, vom Dictator Sylla geſandt, Aulus Gabinius in Aſien erſchien, um den Friedensvertrag zu beſtätigen. Cappadocien wurde von Mithridates geräumt. Dagegen unterwarf er die Boſporer; kaum aber hatte er Sylla's Tod erfahren, ſo beſchloß er die Wiedereroberung der abgetretnen Provinzen. Auf ſeinen Antrieb fiel ſein Schwiegerſohn Tigranes, König von Armenien, in Cappadocien ein, während er ſelbſt nach Paphlagoniens freiwilliger Unterwerfung Bithynien und die Provinz Aſien eroberte. Ein neuer Krieg mit Rom war jetzt unvermeidlich. Die beiden Conſuln Lucull und Cotta zogen gegen Mithridates aus, dieſer als Admiral der Flotte, jener als Oberfeldherr der Landmacht. Zur See waren die Römer unglücklich, zu Lande hingegen behauptete ſich Lucullus. Vorſichtig vermied er eine Hauptſchlacht gegen den überlegnen Feind, erfocht aber mehrere ſo bedeutende Vortheile zur See und zu Lande, daß er bald als Sieger in Pontus ſtand. Während er aber Amiſus belagerte, ſammelte Mithridates ein Heer, mit welchem er einen anſehnlichen Sieg erfocht. Lucullus wußte indeß bald das Verlorne wieder zu gewinnen und bald ſah Mithridates ſich genöthigt, als ſein eignes Heer ſich wider ihn empörte, nach Armenien zum Tigranes zu flüchten, der ihn zwar freundſchaftlich aufnahm, aber keine Gemeinſchaft mit ihm hatte. Lucullus, der inzwiſchen ganz Pontus in eine römiſche Provinz verwandelt hatte, foderte die Auslieferung des Mithridates, welche Tigranes mit der Erklärung ablehnte, daß er, obgleich er des Mithridates Betragen mißbillige, es doch für niederträchtig halte, einen ſo nahen Verwandten ſeinen Feinden zu übergeben. Da er aber voraus ſah, daß man ſich mit dieſer Antwort nicht beruhigen werde, hielt er eine geheime Unterredung mit Mithridates, in welcher feſtgeſetzt wurde, daß Mithridat mit 10,000 Mann nach Pontus gehn, dort eine Armee verſammeln und mit derſelben zum Tigranes zurückkehren ſolle, ehe noch Lucull, der Sinope belagerte, in Armenien einrücken könne. Sinope fiel aber unerwartet ſchnell und Lucullus ſchlug den Tigranes vor ſeiner Vereinigung mit dem Mithridat. Tigranes aber ſammelte ein neues Heeer, welches Mithridates nach Pontus führte. Lucullus hemmte zwar ſeine Fort-

ſchritte durch einen Sieg, allein während des Winters verſtärkte Mithridat ſeine Macht, und bald ſchlug er die Unterfeldherrn des Lucullus aufs Haupt, worauf er ſich nach Klein-Armenien wandte, um ſich mit Tigranes zu vereinigen. Unterdeß hatte an Lucullus Stelle der Conſul Manius Acilius Glabrio das Commando des römiſchen Heers erhalten. Die mit dieſem Wechſel verbundne Verwirrung hatten die verbündeten Könige benutzt, ſich den größten Theil von Pontus, Bithynien, Cappadocien und Klein-Armenien zu unterwerfen. Da trat Pompejus an die Spitze der Römer. Nachdem er vergebens den Frieden angeboten und eine Hauptſchlacht geſucht hatte, ſchloß er Mithridat in ſeinem Lager, nicht weit vom Euphrat, ein. Dieſer ſchlug ſich zwar durch, wurde aber von den verfolgenden Römern in einem engen Thale angegriffen und erlitt die entſchiedenſte Niederlage. Nur mit 800 Reitern entkam er ſelbſt. Da Tigranes ihn nicht aufnehmen wollte, ging er nach Colchis; aber Pompejus folgte ihm und zwang ihn, ſich auf dem Gebiete eines ſcythiſchen Fürſten zu verbergen. Man hielt ihn für todt, als er plötzlich wieder in Pontus erſchien, Truppen ſammelte, zugleich aber dem Pompejus Friedensvorſchläge machte. Da ſie ſich nicht vereinigen konnten, begann der Krieg. Die Macht der Römer in Pontus war nur gering und Mithridates machte Fortſchritte. Bald aber empörten ſich die Einwohner; ſeine Nachbarn verſagten ihm ihren Beiſtand. Dennoch ſchlug ſein unbeugſamer Sinn die von Pompejus angebotnen Friedensbedingungen aus. Er faßte den abenteuerlichen Entſchluß, an der Spitze ſeines Heeres zu den Galliern, an die er Geſandte abgeſchickt hatte, vorzudringen und vereint mit ihnen in Italien einzubrechen. Als er ſich aber am Bosporus cimmericus gelagert hatte, brach eine Empörung im Heere aus, an deren Spitze ſein eigner Sohn Pharnaces ſtand. Da nichts die Aufrührer zur Pflicht zurückführen konnte, ſtürzte ſich Mithridates, weil genommenes Gift wirkungslos blieb, in ſein Schwert, um nicht den Römern lebendig überliefert zu werden. So endigte dieſer große König im J. 64 vor Chriſti Geb., nachdem er faſt 50 Jahre über Pontus regiert und die Römer unter ihren größten Feldherrn oft und lange mit Glück bekriegt hatte.

Mittag iſt diejenige von den vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Geſtirne, von unſrer nördlichen Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer ſcheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben.

Mittag oder Mittagszeit iſt der Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Mittagskreis eines Orts tritt. (Vergl. Culmination.) Die Aſtronomen fangen den Tag vom Mittage an und zählen nach einander vier und zwanzig Stunden bis zum nächſten Mittage fort. In Deutſchland und den mehrſten europäiſchen Ländern wird dagegen in der bürgerlichen Zeitrechnung zwölf Stunden nach dem Augenblicke des Mittags, alſo in dem Augenblicke der Mitternacht angefangen und von einem Mittage bis zum andern in zwei Mal zwölf Stunden getheilt. Sowohl die aſtronomiſche als bürgerliche Zeitrechnung richtet ſich nach dem **wahren Mittag**, welchen die Sonnenuhren, Gnomons und andre Mittel angeben. Von dem wahren iſt der mittlere Mittag verſchieden; jener erfolgt bald früher, bald ſpäter als dieſer, und iſt nur vier Mal im Jahre mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitrechnung gibt den Unterſchied an.

Mittagsfläche heißt die Ebne, welche durch die Scheitellinie und Weltaxe gedacht wird, und auf der Ebne ſowohl des Horizonts als Äquators ſenkrecht ſteht. Der Schatten eines ſenkrecht ſtehenden Stabes befindet ſich im Augenblicke des wahren Mittags in der Mittagsfläche.

Mittagskreis, oder **Meridian**, iſt ein größter Kreis der Himmelskugel, welcher durch die Pole und den Scheitelkreis geht, oder der Durchſchnitt der Mittagsfläche mit der Himmelskugel. Dieſer Kreis theilt die Himmelskugel in zwei Halbkugeln, in die öſtliche und weſtliche. Es iſt Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denſelben tritt. — Außerdem gibt es auch **Mittagskreiſe der Erdkugel**. Dies ſind gleichfalls größte Kreiſe, welche durch die beiden Erdpole und die Scheitelkreiſe gehen. Sie ſind desjenigen Ortes der Erde, den ſie treffen, wenn ſie um die ganze Erdkugel gezogen werden, Meridian oder Mittagskreis. Wenn man indeß von dem Meridian eines Orts redet, ſo verſteht man gewöhnlich nur die eine Hälfte des Kreiſes, und die andre Hälfte iſt in dieſem Sinne der entgegengeſetzte Meridian des Orts. Die Örter, welche in einerlei Meridian oder Mittagskreiſe liegen, haben auch gleichen Mittagskreis am Himmel, alſo einerlei Mittag und einerlei Zeit. Die Örter des entgegengeſetzten Mittags ſind in Rückſicht der Zeit um zwölf Stunden verſchieden. — Jeder Mittagskreis wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und dieſe dienen zur Beſtimmung der geographiſchen **Breite** (ſ. d.). Da die Erfahrung lehrt, daß die Erde keine vollkommne Kugel, ſondern in den Polen abgeplattet iſt: ſo folgt daraus, daß die Grade der Meridiane nach den Polen hin größer ſeyn müſſen, als gegen und unter dem Äquator. Alle Örter, welche einerlei Meridian haben, haben auch einerlei Länge (ſ. d.). Derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt **der erſte Meridian**. Er iſt willkürlich; die Franzoſen zogen ihn durch die Inſel Ferro (20 Grad weſtlich von der pariſer Sternwarte); die Engländer über Greenwich. Von dieſem erſten Meridian aus werden die Längengrade von Weſten nach Oſten um die ganze Erde herum gezählt.

Mittagslinie heißt die Durchſchnittslinie der Mittagsfläche mit dem Horizonte. So lange die Krümmung der Erdoberfläche noch nicht merklich iſt, mithin einen kleinen Theil dieſer Linie an einem Orte der Ebene kann man als einen Theil des durch den Ort gehenden Meridians oder Mittagskreiſes betrachten. Werden dagegen mehrere Theile einer Mittagslinie für verſchiedne unter **einem** Mittagskreiſe liegende Örter mit einander verbunden, ſo machen ſie, der Krümmung der Erdoberfläche wegen, die auf weitere Strecken merklich wird, einen Bogen des Meridians ſelbſt aus. Die Mittagslinie wird zu aſtronomiſchen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben ſehr häufig gebraucht. Ohne ſie kann man die Zeit nicht richtig beſtimmen, keine Sonnenuhren richtig verzeichnen, die gewöhnlichen Uhren nicht ſtellen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmeſſen u. ſ. w. Man hat zu aſtronomiſchem und geographiſchem Gebrauch die Mittagslinie gewiſſer Örter durch ganze Länder fortgezogen. Eine ſolche Verlängerung der Mittagslinie der pariſer Sternwarte unternahm zuerſt Picard; J. D. Caſſini ſetzte ſie bis Callioure, und J. Caſimir, Maraldi und de la Hire bis Dünkirchen fort, folglich durch einen Bogen von 8° 31′ 6½″ des Mittagskreiſes der Erde. — Auch hat man Mittagslinien

mit einem Gnomon d. h. mit einer Veranſtaltung verſehn, durch welche gerade zur Zeit des wahren Mittags ein Bild der Sonne auf die Mittagslinie fällt. Schon zu Auguſts Zeiten wurde zu Rom ein Gnomon errichtet, ſpäter zu Florenz, Bologna, Paris.

Mittagspunkt, oder Südpunkt, iſt der Durchſchnittspunkt des Mittagskreiſes mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag oder Mittagsgegend genannt, und er iſt einer von den vier Cardinalpunkten. In der Schifferſprache heißt er Südpunkt.

Mittelalter. Wenn das Alterthum, die Zeit vorherrſchender ſinnlicher Empfänglichkeit, mit der Kindheit des Menſchen treffend verglichen, dagegen die neuere Zeit, wegen ihrer ſittlichern Richtung und überwiegenden Neigung zur Reflexion, mit Recht das Mannesalter der Menſchheit genannt worden iſt, ſo darf uns mit gleichem Grunde das Mittelalter den Jünglingsjahren des Menſchen gleich gelten; nicht nur wegen ſeiner Stellung zwiſchen der alten und neuen Zeit (man gibt dieſen Namen den Jahrhunderten vom Untergang des weſtrömiſchen Reichs oder enger, von Carl dem Großen an bis zur Reformation), ſondern ganz eigentlich zufolge ſeines Weſens; denn was dem Jüngling eigen iſt, ſtolzes Gefühl der perſönlichen Kraft und trotziges Vertrauen darauf auf der einen, hohe Reizbarkeit des Gemüths und leicht bis zum Enthuſiasmus geſteigerte Empfänglichkeit für hohe Ideen auf der andern Seite, eben das zeichnete auch ganz eigenthümlich das ſogenannte Mittelalter aus. Nachdem der Egoismus des Alterthums in der römiſchen Univerſaldespotie und die Sinnlichkeit deſſelben in der Üppigkeit der Welthauptſtadt ihre äußerſte, ſich ſelbſt vernichtende, Höhe erreicht hatten, da ſchleppte das Menſchengeſchlecht durch mehre Jahrhunderte ein charakterloſes Halbleben, bis die Söhne der Kraft, aus Norden über das ganze Abendland ſich ausbreitend, eine Epoche eröffneten, die man, doch nur einſeitig, dem Heldenalter einzelner Völker des Alterthums vergleichen könnte; denn zu dem muthigen Trotz auf eigne Kraft, der friſchen Leidenſchaftlichkeit, die jene allein charakteriſiren, und die bei den Deutſchen durch die neuen Siege reiche Nahrung erhielten, beſaßen dieſe noch jenen heißen Enthuſiasmus fürs Hohe und Heilige, der die Geſchichte des Mittelalters ſo anziehend macht. Jene beiden Hauptzüge der damaligen Menſchheit geben die Erklärung der vielen hervorſtechenden, ſo ganz ausſchließend eigenthümlichen, Erſcheinungen jener Zeit; ſie geben dieſe Erklärung beſſer, als die, gewöhnlich zu hoch angeſchlagene, Verſchmelzung des barbariſchen Charakters mit dem der Römer; denn dieſe hatten keinen, und die neuen Bedürfniſſe, die die Deutſchen durch ſie kennen gelernt, haben nur die Äußerungen ihres Weſens, nicht dieſes ſelbſt, beſtimmt. Dies gilt ſelbſt von der einflußreichſten Gabe, die die Nordländer von Rom empfingen, dem Chriſtenthum. Trotz auf eigne Kraft, eiferſüchtige Überſchätzung perſönlicher Freiheit waren die Quellen des Lehnsweſens und des Fauſtrechts, wie des ſtädtiſchen Lebens und der Gilden und Zünfte; der Enthuſiasmus jener Zeit, die Quelle der lieblichen und hohen Poeſie, die damals geblüht, ſo wie er auf der andern Seite, in ſeiner rückſichtsloſen Blindheit, das Mönchsweſen und die Ausbildung der Hierarchie möglich machte; beide Hauptmomente in ihrer innigen Vermählung erzeugten die wunderbare Erſcheinung der Ritterſchaft. Wie der Deutſche von jeher als ein heiliges Recht be-

trachtet, ſich überall durch eigne Kraft ſelbſt zu helfen, wie er deßwegen gegen richterlichen Zwang die hartnäckigſte Abneigung bewahrt und darum in den Abendländern ſpät, in einigen nie, eine ordentliche bürgerliche Verfaſſung ſich ausbilden können, wie vielmehr im Mittelalter jeder Gewaltige, der Obrigkeit zum Trotz, der Vortheile ſeiner Übermacht nach Gutdünken ſich gebraucht, und was ſeine Fauſt vermocht, für Recht geachtet, das haben wir in dem Artikel *Landfrieden* ſo vollſtändig, als der Raum es erlaubte, gezeigt, in dem Artikel *Lehnsweſen* aber dargeſtellt, wie in jenen Zeiten des Kriegs Aller gegen Alle jeder, der ſeine Sicherheit bewahren wollte, eines Schutzherrn, jeder, der eine gewiſſe Macht zu behaupten dachte, einer Menge Anhänger und Helfer bedurfte, wie daher die Lebensverhältniſſe bald über die Völker ſich ausbreiteten, und ein Surrogat der Staatsgewalt wurden, welche in jener Zeit nur dem Namen nach beſtand, und das Mittelalter gewiſſermaßen verſchlief, um in der neuern Zeit deſto furchtbarer aufzuwachen, wie endlich während des Mittelalters der Kampf der königlichen (oberlehnsherrlichen) Macht gegen die Anmaßungen und Rechte der Vaſallen nach und nach die heutigen Formen unſerer Staaten erzeugt. Die Meinung zum freiwilligen Hingeben an eine geliebte Perſon oder Idee, die wir dort, als dem Lehnsweſen förderlich geweſen, vorſtellten, ſteht keineswegs im Widerſpruch mit der Hauptveranlaſſung deſſelben, der Sucht nach Ungebundenheit. Dieſe machte das Lehnsweſen nothwendig, jene möglich und wirklich. Es erfüllte die europäiſchen Staaten mit einer unabſehbaren Menge reicher, und durch Heere von Vaſallen mächtiger, oder durch gewaltige Lehnsherren gedeckter Länderbeſitzer, die, zugleich ſtets gerüſtete Krieger, in ihrem Stolze kein Geſetz kannten, als das ſelbſtgeſchaffne der Ehre, und alle Nichtbegüterte, alle Nichtkrieger, als eine verworfene, zum Dulden geſchaffne Menſchenclaſſe verachteten. Sollte unter ſolchen dieſe Claſſe wohnen können, ohne ihnen leibeigen zu werden, ſo mußte Vereinigung der Kräfte das Gegengewicht herſtellen, das der Einzelne nicht halten mochte, und unter deren Schutz Gewerbfleiß und beweglicher Reichthum dem Länderbeſitz ſich gegenüberſtellen. Dieſe Nothwendigkeit brachte die *Städte* hervor. Kleine Anbaue, anfangs unter dem Schutz und der vogteilichen Regierung derſelben Grafen, Biſchöfe und Äbte, denen ſie ſpäter ſo furchtbar wurden, entſtanden, erhoben ſich beſonders im 11ten Jahrhundert durch Betriebſamkeit und Kunſtfleiß zu einem Wohlſtand, der ſie in den Stand ſetzte, die Freiheit bald zu erkaufen, bald zu erzwingen. Sie blieben dabei nicht ſtehen, ſondern begannen bald, kleine Staaten im großen zu bilden, ja die Meiſten durften es wagen, Niemand als Kaiſer und Reich (ſchon damals meiſtentheils nur lere Namen) über ſich zu erkennen. Starke hohe Mauern, der damaligen Kriegskunſt undurchdringliche Bollwerke, bewahrten, nebſt der Tapferkeit der Bürger, der Städte Freiheit und ſchieden ſie von den Tyrannen des Landes; wohlgeordnete bürgerliche Verfaſſung ſicherte Ruhe und Wohlfahrt im Innern, während Handel und Gewerbe dieſe Anſtalten durch Anhäufung gediegenen Reichthums begründeten. Selbſt viele von Adel lockte der Wohlſtand der Städte und die Bequemlichkeit, die ſie darboten, ſich darin niederzulaſſen, ja ſie geizten darnach, in dieſem Gemeinweſen obrigkeitliche Ämter zu bekleiden, und bald riſſen ſie, des Befehlens gewohnt, dieſe in vielen Städten allein an ſich,

So rief der Geiſt der Vereinzelung und des ſtolzen Selbſtvertrauens ſeinen Gegenſatz hervor, das Syſtem der Verbindungen und Gemeinweſen, die monarchiſche Richtung der neuern Zeit veranlaßte ſelbſt das kräftige Aufleben des alten Republikanismus, mit dem es lange gekämpft hat, ehe es ihn überwältigen mögen. Je loſer in einem Lande die Staatsverbindung war, und je unerträglicher folglich der Übermuth der Großen, zu deſto größerm Flor, zu deſto anſehnlicherer Macht ſehn wir deſſen Städte emporgedeihen, wie denn in Deutſchland und Italien dieſe Republiken dem Kaiſer ſelbſt furchtbar wurden. In Aragonien war der dritte Stand ſchon im zwölften Jahrhundert völlig ausgebildet, in England erzwangen die Städte, mit den Baronen verbunden, ſchon 1215 die Magna Charta, und in Frankreich hoben ſie ſich dadurch, daß Ludwig der Dicke und ſeine Nachfolger, beſonders, 200 Jahre nach ihm, Philipp der Schöne, ihrer Politik gemäß fanden, ſie gegen die Großen in Schutz zu nehmen und ſich durch ſie gegen dieſe zu ſtärken. Aber nie gelangten doch die Städte dieſer Länder zu der Macht der deutſchen und italieniſchen. Was einzelne Städte nicht vermochten, das ward durch Verbindungen mehrerer bewirkt, dergleichen in Italien der lombardiſche Bund, in Deutſchland der hanſeatiſche, rheiniſche und ſchwäbiſche (ſ. d. Art. Italien, Hanſe und Landfrieden) als große furchtbare Mächte auftraten. Unter dem Schutze ſolcher Macht und hinter der Friedigung ſtädtiſcher Mauern hatten alle Künſte und Gewerbe und jede Art der Bildung des Geiſtes ein fröhliches Gedeihen, ſo daß zu jedwedem Schatze der Cultur, den die neuere Zeit den ihrigen nennt, das ſtädtiſche Weſen den Grund gelegt hat. Die wichtigen Erfindungen, die wir jetzt hoch ſchätzen, rühren am meiſten von Bürgern jener kleinen Freiſtaaten her, oder ſind doch durch den Gewerbs- und Handelsgeiſt derſelben veranlaßt. Mit Verfaſſungen, denen des Alterthums ähnlich, ſchien auch deſſen Geiſt wieder aufgelebt; alle Tugenden und alle Laſter Athens und Sparta's und Roms findet man beſonders in den Freiſtaaten Italiens wieder, wo auch das Clima dem der anderthalbtauſend Jahre früher untergegangenen gleich war; dieſelbe Vaterlandsliebe, Strenge der Sitten und Tapferkeit, die nämlichen, nur noch heftigern Parteikämpfe, Regierungsveränderungen und ehrgeizigen Ränke, eben die, nur anders geſtaltete, Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften. Aber auch dieſe Gemeinheiten blieben ſelbſt im Innern von dem Einfluſſe des trotzigen Zeitgeiſtes, dem ſie entgegenſtrebten, nicht ganz frei, und konnten es, von ſo vielen Edelleuten angefüllt, nicht bleiben. Das Überwiegen der Macht Einzelner, allen Freiſtaaten ſo gefährlich als leicht drohend, wurde durch dieſen Geiſt doppelt furchtbar, und nöthigte die ſchwächern Bürger, in derſelben Noth, die ihrer Vaterſtädt die Entſtehung gegeben, zu demſelben Auskunftsmittel; ſie verbanden ſich zuſammen zu Bewahrung ihrer Rechte. Dergleichen Geſellſchaften, die gewöhnlich von Leuten Eines Gewerbes eingegangen wurden, und neben der Sicherheit nach außen auch Erhaltung der innern Ordnung in jener regelloſen unbändigen Zeit zum zweiten Hauptzweck hatten, nannte man Gilden, oder Zünfte (arti), und ſie wurden durch Zunftmeiſter vertreten. Die ſtrengſte Verfaſſung ſchien damals zu Erreichung jener Zwecke nothwendig. Nur durch Aushalten gewiſſer Lehrjahre und Fortrücken durch gewiſſe Grade konnte man Zunftglied, mit dem Recht, das Gewerbe der Zunft auszuüben, werden; doch erkauften

ſpäter für Geld auch Andere die Aufnahme in eine Zunft, deren Hantirung ſie weder kannten noch ausübten. Denn dieſe Zünfte wurden im 14ten Jahrhundert ſo ſtark und mächtig, daß ſie die Stadtregierungen, die bis dahin eingewanderte Adelige faſt allein in Händen gehabt, faſt überall ausſchließlich an ſich riſſen, und den Adel lehrten, wie es ihm, der zum Flor der Städte durch keinen Gewerbfleiß beitrug, nicht zieme, ihren Schutz und Frieden zu genießen, oder gar ſie zu beherrſchen. Der Adel, ſo weit er nach dieſen Umwälzungen in den Städten blieb, wahrte ſich ebenfalls durch Zuſammentreten in nähere Verbindungen (Geſchlechtergeſellſchaften), und der Landadel bildete große Bündniſſe gegen die Macht der Städte (ſ. d. Art. Landfrieden). Überhaupt wurde das Gildenweſen, das den Beſſern das einzige Gegenmittel gegen die Unordnung der Zeit ſchien, ſo allgemein, daß man faſt nirgends Menſchen von gleicher Beſtimmung und Lebensart antraf, die nicht auch ſich enger verbunden und gewiſſe Geſetze und Ordnungen unter ſich beliebt hätten. Selbſt die Wiſſenſchaften mußten in der Univerſitätsverfaſſung, in dem Durchlaufen akademiſcher Grade, dieſem Geiſte huldigen, und ſelbſt die freien Künſte legten ſich im ſpätern Mittelalter den Zunftzwang an (ſ. Meiſterſänger), wodurch denn freilich Wiſſenſchaften wie Künſte hinter der Vollkommenheit, die das freie Leben der Städte, ihr Element, ihnen zu verbürgen ſchien, weit zurückblieben; denn nichts iſt ihnen hinderlicher, als jene Pedanterei, jene Bann- und Zwangsrechte, jene abgöttiſche Verehrung des Herkommens, die der Gildenzwang mit ſich führt. Eben ſo hatte auch die merkwürdigſte Anſtalt jenes Zeitalters die charakteriſtiſche Blüthe ſeines ganzen Weſens, die Ritterſchaft, alle Eigenheiten zünftiſcher Verfaſſung. Der Krieg war das Gewerbe des Adels. Wer aus ihm nicht Ritter war, durfte nicht eine Lanze führen und Reiterei befehligen, und nur Jahre langer Kriegsdienſt als Knecht oder Knappe gab auch dem Höchſtgebornen auf den Ritterſchlag Anſpruch. Aber Knecht, Ritter und Bannherr waren erfüllt von demſelben Geiſte der Ehre, des Stolzes, der Liebe und der Andacht. Wie ſehr die Ehre dem kraftſtolzen Germanen das Höchſte war, ſo waren jene enthuſiaſtiſchen Menſchen doch auch nicht weniger durchdrungen von liebevoller Hingebung an die Religion und von gleichſam religiöſer Liebe und Ehrfurcht für die Frauen. Jene ergreift, beſonders in der Geſtalt, die ſie damals, dem Zeitalter ſich anſchmiegend, gewann, mächtig jedes ſchwärmeriſche Gemüth, und die Frauen hoch zu achten war uralte germaniſche Sitte. Wie konnte alſo jene Kriegercaſte der Edeln anders, als Arm und Schwert Gotte, der Ehre und den Frauen widmen, und in den Zeiten der Waffenruhe, neben herzlicher Frömmigkeit und kriegeriſchen Übungen, jene edle Sitte üben, die man, als von der Tapferkeit unzertrennlich, mit gleichbedeutendem Namen Galanterie genannt hat (ſ. Ritterweſen)? — Der Enthuſiasmus des Mittelalters für die Religion zeigte in ſeinen Wirkungen Dinge, deren Möglichkeit unſre Kühle kaum begreifen kann. Hier ſehen wir Hunderte von Jünglingen und Jungfrauen in der kräftigſten Lebensblüthe in finſtere Mauern ſich einſchließen, oder in wilde Einöden ſich zurückziehen, um ihre Lebenszeit mit Beten und Kaſteiungen zuzubringen; wir ſehen jährlich Tauſende barfuß und faſtend viele hundert Meilen weit über Land und Meer pilgern, um an dem Grabe des Herrn ihm betend zu dienen; wir ſehen von Menſchenalter zu Menſchenalter Hunderttauſende mit Kreuz und

Schwert eben dahin wallen, um mit Todesgefahr jene heilige Stätte von den ſie verunreinigenden Ungläubigen zu befreien. Ausnehmend geeignet war dieſe ſchwärmeriſche Hingebung der Gemüther, die rohe Kraft jener Zeit zu mildern und menſchlich und liebenswürdig zu machen; aber eben ſie wußten eigennützige Menſchen zu ſelbſtſüchtigen Zwecken trefflich zu benutzen. Der Gewiſſenszwang und die Ketzer- und Judenermordungen, der üppige Glanz des päpſtlichen Hofes und die ganze weltumklammernde Maſchine der Hierarchie wurden die traurigen Früchte dieſes teufliſchen Mißbrauchs. Dem weltlichen Arm, dem das Lehnsweſen, das Heer der Vaſallen, allein Feſtigkeit und Beweglichkeit verlieh, gegenüber, bildete der Papſt um ſich aus Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Pfarrern, noch mehr aber aus Ordensgeneralen, Provinzialen, Äbten und Mönchen ein ungeheures Heer, unüberwindlich durch ſeine Macht über die Gewiſſen und durch die geiſtlichen Waffen, die ihm und ſeinem Haupte zu Gebote ſtanden. Nach Aller Glauben im Beſitz der Gewalt, für dieſe und jene Welt glücklich und unglücklich zu machen, auf Ewigkeiten zu binden und zu löſen, beherrſchte der Papſt unumſchränkt die Gemüther der Chriſten. Alle Könige der Abendländer erkannten ihn für den lebendigen Statthalter Chriſti, viele waren ihm lehnspflichtig, viele zinsbar, faſt alle gehorſam und unterthänig, oder in kurzer Friſt des nichtigen eiteln Kampfs gegen die Überlegenheit unglückliche Opfer. In einer Zeit, wo man in den wenigſten Ländern daran dachte, die Fürſten durch Staatsgrundgeſetze zu binden, wo ſie, nach dem Geiſte der Zeit, alles wagten, was ſie vermochten, war es unſchätzbarer Gewinn, daß der Papſt Jahrhunderte lang allein mit den Völkern gegen ihre Anmaßungen ſtand; aber die Üppigkeit, Grauſamkeit, Herrſchgier und Verfinſterungsſucht der Geiſtlichkeit vom Papſte hinab bis zum unterſten Bettelmönch blieb ein Fluch und Schandfleck des ſonſt an herrlichen Erſcheinungen ſo reichen Mittelalters. Vergeblich ſtrebten durch Erinnerung an die Einfachheit und Reinigkeit der alten Kirche Begeiſterte, wie Arnold von Brescia und die Waldenſer, Wikleff und Huß und ſeine Anhänger, die neue Babylon zu ſtürzen; ſie fanden bei Zeitgenoſſen, der Übermacht der Kirche zu gewohnt und zur Geiſtesfreiheit noch nicht reif, wenig Gehör, und größtentheils in ihrem edeln Streben den ſchmählichſten Untergang. Neuen Feinden wußte die Hierarchie neue Bollwerke entgegenzuſetzen; Bettelorden und Inquiſition mußten das aufdämmernde Licht des 13ten Jahrhunderts verhindern, in ihr Reich der Finſterniß zu dringen; Bannſtrahlen und Interdicte erhielten die Chriſtenheit in Furcht und Zittern; bis endlich, als die Zeichen der Zeit, allgemeine Verbreitung freien Nachdenkens in den Wiſſenſchaften, eine verſtändigere Ordnung in den Monarchien, und Abkühlung der religiöſen Schwärmerei ſchon verkündeten, wie das Mittelalter zum Ende ſich neige, der einzige Luther die Mündigſprechung Europa's vor Europa's Augen feierlich vollzog. Jene Zeit voll Kämpfe und Thaten, Stolz und Freiheit, Hingebung und Liebe, Begeiſterung und Andacht mußte eine poetiſche Zeit ſeyn; jene Menſchen, die alles, was ſie begannen, mit ſo ganzer Kraft, mit ſo kindlicher Unbefangenheit trieben, mußten der Dichtkunſt fähiger ſeyn, als irgend welche vor oder nach ihnen. Namentlich wurden die Ritter durch ihr zwiſchen Krieg und Liebe, feſtlicher Pracht und religiöſen Übungen getheiltes Leben unmittelbar und unwillkürlich poetiſch geſtimmt und auf poetiſche Be-

bensanſichten geleitet. Daher ſehen wir, vom 12ten Jahrhundert an, zuerſt unter den Rittern liebliche Dichter auftreten, und zwar in ſo großer Menge, daß man zu bekennen gedrungen wird, in einer poetiſchen Zeit ſey jeder ſinnige und ſittige Menſch ein Dichter. Im ſüdlichen Frankreich, wo das Ritterweſen ſich zuerſt ausbildete, zeigten ſich auch die erſten Funken der modernen Poeſie; die provençaliſchen Troubadours, die zumeiſt an dem galanten Hofe der Berengare zu Toulouſe ſangen, ſind ihre Väter. Bald ſangen ihnen die franzöſiſchen Trouveres (menetriers) und die deutſchen Minneſinger in ihren Mutterſprachen nach, die Italiener anfangs, aus Mißtrauen gegen ihre lingua volgare, in der provençaliſchen, und die Engländer, aus gleichem Grunde, in der franzöſiſchen Sprache. Aber bald bildeten auch bei dieſen die Minſtrels eine Nationalpoeſie, und die Italiener gewannen etwas ſpäter, ſeit der große Dante die toscaniſche Mundart zu Ehren gebracht, durch weitere Ausbildung derſelben und Feſtſtellung der Formen für die moderne Poeſie in dieſer vor allen Nationen den Vorrang, und durch Petrarca und Boccaccio, zumeiſt aber durch den einzigen Dante ſelbſt, den höchſten poetiſchen Ruhm. In Spanien war die cataloniſche Poeſie eins mit der provençaliſchen, die caſtiliſche aber und die portugieſiſche mehr von den Arabern entlehnt. An den Höfen Frankreichs, Deutſchlands und Spaniens widmeten die ritterlichen Dichter, und unter ihnen die Fürſten ſelbſt die Muße von Waffenthaten einer Dichtkunſt, die hier von der zarteſten Galanterie, dort von der glühendſten Liebe ausging, und in beiden ihr eigentliches Weſen hatte. Daher dichteten, ſetzten und ſangen jene Lyriker (denn, wie die alten, vereinigten auch ſie dieſe drei Kunſtthätigkeiten, die nur Unvermögen, zum Nachtheil der Kunſt, trennen gelehrt hat) in ihren ſüßen Liedern nichts als von Liebe und wieder von Liebe und von des liebeweckenden Frühlings Herrlichkeit. Neben dieſer lyriſchen Poeſie bildete ſich auch die epiſche, die bei jeder poetiſchen Nation das dichteriſche Streben beginnt und ihm Feſtigkeit und Mittelpunkt gibt, wunderbar ſchön, und groß in Kraft und Umfang, aus. In Vielem erinnern ihre Werke an die Epopeen der Griechen; aber das Ahnungsvolle, das Geheimnißreiche, wovon ſie durchdrungen ſind, berechtigt uns, dieſe Epik unter dem Namen der Romantik von der alten zu unterſcheiden und ihr gewiſſermaßen entgegenzuſetzen. Drei Fabelkreiſe ſind es, in welchen die epiſch-romantiſchen Dichtungen des Mittelalters hauptſächlich ſich bewegen, und die in ihrer Reichhaltigkeit einer ſehr großen Menge noch vorhandener und einer nicht geringern verlorner Gedichte den Stoff gegeben haben. Nur Italien blieb ihnen fremd; denn dieſem galt für Alles ſein großer Dante, der hoch über und weit außer allem dieſen ſteht, ſo ſehr auch ſeine Richtung auf Liebe und Andacht dem allgemeinen Charakter jener Zeit entſpricht. Der erſte, und der echt deutſche, unter jenen Fabelkreiſen iſt der der Nibelungen, und was von Siegfried, Etzel, Dietrich von Bern, Otnit, Hug- und Wolfdietrich und andren Helden aus den Zeiten der Völkerwanderung dazu gehört. Dieſem zunächſt ſtehen die gleich alten Fabeln vom brittiſchen König Artus, ſeiner Tafelrunde und dem heiligen Graal, die nach alten brittiſchen oder kymriſchen Sagen in Frankreich beſungen und von deutſchen Dichtern nachgeſungen wurden, und wohin Titurel, Parzifal, Triſtan, Iwain, Lohengrin, Gawain, Daniel von Blumenthal,

der Zauberer Merlin u. A. gehören. Zu dieſen beiden kam noch der dritte, urſprünglich franzöſiſche, Fabelkreis von Carl dem Großen und ſeinen Pärs, von Roland, dem Zauberer Malegys, den vier Haymonskindern. Den Spaniern eigenthümlich und zu keinem dieſer drei Kreiſe gehörig, iſt der Roman vom Amadis von Gallien. Außer dieſen Stoffen verarbeitete die poetiſche Luſt des Mittelalters auch hiſtoriſche Begebenheiten der ältern und neuern Zeit, beſonders Alexanders des Großen Thaten und die Kreuzzüge, auch bibliſche Geſchichten, und ſogar die Stoffe der ältern Epopeen Homers und Virgils zu neuen großen Dichtwerken von freilich nicht gleichem Werth (ſ. Minneſinger). Aber, mochte es an politiſchen Urſachen, oder an der Vergänglichkeit alles Schönen liegen, oder, wie wir glauben, an dem Verfall der Ritterſchaft, der Pflegerin dieſer Poeſie, und überhaupt an dem zunehmenden Schwinden der Kindlichkeit, in der ſie lebte, vor dem herannahenden nachdenklichen Mannesalter, die letzten Jahrhunderte des Mittelalters waren der Poeſie im höchſten Grade ungünſtig. Die Geſänge verſtummten in Deutſchland, Frankreich und Spanien ſchon vom 14ten Jahrhundert an faſt ganz; nur Italien hatte nun erſt ſeinen Petrarca und Boccaccio, England ſeinen Chaucer. Wenn keine Fabel in jenen drei unendlich reichhaltigen Kreiſen geweſen war, die im 13ten Jahrhundert nicht von Mehrern um die Wette bearbeitet worden wäre, wenn die maneſſiſche Sammlung allein von hundertundſechsunddreißig Dichtern dieſes Jahrhunderts gegen funfzehnthalbhundert Minnelieder enthält, ſo ſtand dagegen ſeit dem 14ten unter den Rittern faſt kein einziger Dichter mehr auf; die epiſchen Dichtungen der alten wurden über proſaiſche Romane, in denen man ihre Fabeln verwäſſert hatte, vergeſſen, und die Lyrik fiel in Frankreich und Deutſchland in die plumpen Hände der Meiſterſänger, die ſie zerdrückten, und todt, wie ſie war, durch Regelzwang und zünftiſche Strenge im Scheinleben, das ihnen ein wahres und gar vortreffliches dünkte, zu erhalten ſich mühten (ſ. Meiſterſänger). So blieb es auch im 15ten Jahrhundert; das, gleichſam nur den großen Weltbegebenheiten, die ſich vorbereiteten, aufhorchend, und den Kämpfen, die ihnen vorhergingen, ſo wie der Reflexion, die ſie erzeugte, hingegeben, fern war von dem fröhlichen Geiſtesſpiel, von der friedlich unbefangnen Selbſtbetrachtung und Umſchauung glücklicherer und poetiſcher Zeiten. Erſt am äußerſten Ende des Mittelalters, oder vielmehr als es nur in der Erinnerung noch lebte, als auch jener antienthuſiaſtiſche Enthuſiasmus der Reformatoren und die Bewegungen, die er erregte, ſchon wieder etwas ſich gelegt hatten, rief Arioſt die Fabeln von den Pärs des großen Carls, zu einem neuen großen Gedicht ſie bildend, aus der Sphäre der Kindermährchen wieder in die der Dichtkunſt, und Spanien und England erhielten jetzt erſt in Cervantes und Shakſpeare neue Nationalpoeſie. Welcher Unterſchied aber zwiſchen dieſen ſchöpferiſchen, ihre Stoffe beherrſchenden Geiſtern, die die ganze Seele in ihre Dichtungen ausſtrömten, ſo daß man nicht weiß, ob man mehr das Gemüth, in dem ſie gefühlt, der Phantaſie, in der ſie gebildet, oder den Verſtand, in dem ſie geordnet ſind, bewundern ſoll, und in deren Werken humoriſtiſche, oft ironiſche, Nebentendenz oder Hintergrund die Söhne der neuern Zeit ſogleich verkündet, und zwiſchen jenen kindlichen Sängern des Mittelalters, die die Welt nahmen, wie ſie war, und mehr Organe der

Volkspoeſie, als ſelbſtſtändige Dichter, treuherzig aus voller Bruſt ertönen ließen, was der Verſtand dem Gemüthe, der vorherrſchend wirkſamen Kraft in ihren Werken, unwillkürlich folgſam nachſprach. Unter den bildenden Künſten des Mittelalters zeichnet ſich beſonders die Baukunſt aus durch völlige Eigenthümlichkeit und Originalität. Wenn in den herrlichſten Bauwerken des Alterthums die Form des erſten rohen Wohnhauſes, und ſomit die Entſtehung aus dem Bedürfniß unverkennbar iſt, wenn ſie nur als eine Befriedigung des letztern unter ſchöner gefälliger Form erſcheinen und nichts ſeyn wollen, als eben ſchöne Gebäude; ſo liegt dagegen das Weſen der ſogenannten gothiſchen Baukunſt in einer tiefen großen Idee, die ſie wahrhaft darſtellt und ſymboliſirt. Der deutſche Eichen- und Buchenwald mit ſeinen ſchlank emporſtrebenden, unten und oben in einen unendlichen Reichthum von ſich verſchlingendem Geäſte ausgebreiteten Stämmen, war das Vorbild der Bildner, die die Dome zu Mailand und Cöln, den Münſter und die Weſtminſterabtei ſchufen, und die tiefere Idee, die in der architektoniſchen Vereinigung der Erhabenheit großer Maſſen, und der ſorgſamſten Zierlichkeit im Einzelnen ſich deutlich ausſpricht, war die Darſtellung des Weltalls ſelbſt. Die andern Künſte, die erſt im 14ten und 15ten Jahrhundert aus Griechenland ins Abendland kamen, ſah das Mittelalter nur in der Kindheit. Die ſchwächſte Seite des Mittelalters iſt die wiſſenſchaftliche. So wollte es aber der jugendliche Geiſt jener Zeit; denn jene einzig auf Thaten gerichtete Menſchen taugten ſchlecht zum ſitzenden Leben, zum anhaltenden, emſigen Studium. Die Bemühungen, die Carl der Große der Beförderung und Aufmunterung wiſſenſchaftlichen Strebens und der Vermehrung der Volkscultur widmete, wirkten kaum ſeine Lebenszeit hindurch; denn ſie waren nicht an der Zeit. Mehrere Jahrhunderte lang nach ihm fiel es dem germaniſchen Mann nicht ein, daß über die Kunde, ſeine Lanze zu führen und ſein Roß zu leiten, irgend eine Kenntniß ihm etwas frommen könnte. Dieſe Barbarei ging ſo weit, daß die meiſten Laien, die Vornehmſten nicht ausgenommen, kaum leſen und ſchreiben konnten. Wer dieſes gelernt, galt für einen bedeutenden Gelehrten, und wer, zu ſeltner Ausnahme, mehrere Kenntniſſe, beſonders etwa in der Mathematik und Naturkunde, ſich erworben, der lief Gefahr, als ein Zauberer und Hexenmeiſter verbrannt zu werden. Die Mönche allein wurden durch Einſamkeit und Langeweile, ſo wie durch das Bedürfniß einiger Kunde der lateiniſchen Sprache, welches der römiſche Ritus mit ſich brachte, zu einer Art von wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung getrieben, zu der ſie in Dom- und Kloſterſchulen angeleitet wurden. Aber ihre literariſchen Arbeiten beſchränkten ſich auf das Abſchreiben alter Schriftſteller, doch mehr noch der Kirchenväter, und ihre Hervorbringungen auf meiſt magere gedankenloſe Chroniken damaliger Ereigniſſe. Gleichwohl ſind wir für beider Art Arbeiten, da es an tüchtigern Händen dazu fehlte, ihnen Dank ſchuldig. Durch ihren Fleiß ſind die koſtbaren Überreſte des Alterthums, Materialien und Anregungen zu neuer Bildung, wenigſtens größtentheils uns erhalten worden, und aus ihren Annalen ſchöpfen wir die einzige Kunde von den Begebenheiten und Sitten damaliger Zeit. Da das Mittelalter nur eine Periode in der europäiſchen Geſchichte iſt, nicht in der des ewig jungen, und doch wieder ſeit der Jugend alten, unwandelbaren Morgenlandes, ſo übergehen wir die wiſſenſchaftlichen

Beſtrebungen gleichzeitiger Araber, wovon in dem Art. arabiſche Literatur die Rede geweſen. Eben ſo kennt das griechiſche Kaiſerthum, dieſe ſchwache langweilige Fortſetzung des römiſchen, kein Mittelalter; denn matte Greiſe können ſich nicht verjüngen. Daher iſt die todte Wiſſenſchaſt der dortigen Gelehrten der gegenwärtigen Betrachtung ſo lange fremd, bis ſie auf den edeln Stamm des Abendlands gepfropft, neue herrliche Früchte trägt. Wie aber der Gang des Weltgeiſtes keine entſchiedne Einſeitigkeit lange erträgt, ſo ward im 11ten Jahrhundert auch in Europa das Bedürfniß zu denken wieder gefühlt, der Geſchmack an den Wiſſenſchaften hier und da, zum Theil von den Klöſtern aus, meiſt aber ſpäter durch den Gewerbfleiß des Bürgerſtandes wieder erweckt, und die Studien erhielten in der Folge durch Heinrich II. von England, die Hohenſtaufen, Ludwig den Heiligen, die Alfonſo's, und andre geiſtreiche Fürſten Aufmunterung. Von dieſer Zeit, von Lanfrank, Abälard, Johann von Salisbury u. A. m., fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an einzelnen ausgezeichneten Männern, in denen die Kälte, die ihre Zeitgenoſſen gegen die Wiſſenſchaften bewieſen, das enthuſiaſtiſche Feuer für dieſelben nur verſtärkte. Da mochte man wohl, fühlend, daß Überwiegen der Phantaſie und des Gemüths bis jetzt den wiſſenſchaftlichen Geiſtesthätigkeiten im Wege geſtanden hatte, glauben, daß Umkehrung dieſes Verhältniſſes hinlänglich ſey, ſie zu fördern. Wie wäre man ſonſt auf eine neue, dem Geiſte jener Zeit eigentlich widerſtreitende Einſeitigkeit, auf bloße, nackte Schärfung des Verſtandes oder vielmehr nur des Scharfſinns ſo ſchnell und ausſchließend gefallen? Dieſe Richtung äußerte ſich beſonders in der ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie (ſ. d. Art.), welche zugleich, bei der damaligen großen Seltenheit der Bücher, durch ihre Unabhängigkeit von eigentlicher Gelehrſamkeit ſich empfahl, und dieſelbe ließ auch die Gelehrten damaliger Zeit ſo großen Geſchmack an der unerſchöpflichen Schatzkammer menſchlichen Scharfſinns, dem römiſchen Geſetzbuch, finden, welches zu ſtudiren, auswendig zu lernen, mit Gloſſen und Erläuterungen zu verſehen, beſonders die Italiener nicht müde werden konnten (ſ. Gloſſatoren). Eben ſo machten es die Philoſophen mit dem ſcharfſinnigen Ariſtoteles, für den das Mittelalter, obgleich es ihn nur aus arabiſchen Übertragungen oder vielmehr Umſchmelzungen kannte, eine unbegränzte Verehrung hatte. Das Schlimmſte aber, und das eigentliche Hinderniß weiterer Fortſchritte war, daß man über jene Commentare, Gloſſen und Compendien bald die Quellen ſelbſt vernachläſſigte und vergaß. Als aus den Vereinigungen der Gelehrten an Einem Ort die Univerſitäten ſich bildeten, trugen ſie, wie in der erwähnten, dem Flor der Wiſſenſchaften ſo hinderlichen, zünftiſchen Form auch in dieſer ausſchließend dialektiſchen Richtung ganz das Gepräge ihrer Zeit. Jurisprudenz, Theologie, und was man Philoſophie nannte, oder beſſer, die Kunſt über alles dieſes ſpitzfündig zu disputiren, wurde einzig gelehrt, und beſonders ſeit der Mitte des 12ten Jahrhunderts verhallten dieſe, im vorigen durch ernſtliches Quellenſtudium auf beſſere Wege gebrachten Wiſſenſchaften ganz in das leere Schellengeläute ſcholaſtiſcher Sophiſterei. Die Arzneikunde wurde in jener Zeit nur von einigen relativ verdienſtvollen Arabern, und den Salernitanern, die von ihnen gelernt, auf eine etwas bedeutende Weiſe getrieben; ſonſt war ſie eine Sclavin der Aſtrologie und ein Gegenſtand der Speculation ſo ſchaam- als

kenntnißloſer Betrüger, größtentheils jüdiſcher Nation. Die Philologie hatte zu Lanfranks und Abälards Zeiten eine glückliche Periode, ward aber im 11ten und 12ten Jahrhundert wieder ganz vergeſſen. Ungeachtet dieſer unfruchtbaren Behandlung der Wiſſenſchaften ſtanden die Gelehrten damals in hoher Achtung, und der höchſte akademiſche Grad ward der Ritterwürde gleichgeſchätzt. Die Univerſitäten ihrer Seits zeigten ſich ſolcher Ehre würdig durch Stolz und Unabhängigkeitsgeiſt gegen Päpſte und Fürſten. Bei aller Werthloſigkeit hatte die Disputirſucht jener Zeit doch das Verdienſt, unter dem Vorwand der Cathederfreiheit, den Vortrag und das Behaupten von Wahrheiten, welche die wachſame Hierarchie ſcheuen mußte, möglich zu machen, und ſie iſt, durch Luthers in Wittenberg angeſchlagene Sätze, eine bedeutende Veranlaſſung und Bedingung der Kirchenverbeſſerung, und ſomit des neuern Lichtes in der Gelehrſamkeit geworden. Doch hat nicht, wie Manche zu glauben geneigt ſind, die Reformation allein zu einem höhern wiſſenſchaftlichen Streben und zur Freiheit im Denken das Zeichen gegeben; ſie ſelbſt ward vielmehr aus dieſem Streben und dieſer Freiheit erzeugt, die ſchon einige Menſchenalter früher aufgewacht, durch die aus Conſtantinopel geflüchteten Griechen und die Buchdruckerkunſt, durch die guten Köpfe und wiſſenſchaftliebenden Großen Italiens zumeiſt ausgebildet, und ſelbſt in Deutſchland in der Brüderſchaft von Deventer, in Weßel, Erasmus, Celtes, Reuchlin u. A. herrlich erſchienen waren. Aber mit dieſer Männer Erſcheinung, mit dem Aufgang der glänzenden Sonne neuer Aufklärung, ging das romantiſche Zwielicht des Mittelalters zu Ende. Dies die Hauptcharakterzüge jener Zeit, die ein neuer Geſchichtſchreiber treffend genug die Zeit verkannter Verdienſte genannt hat. Die in unſern Tagen oft wiederholte Frage, welche Zeit wohl beſſer geweſen, unſre oder jene, ſcheint leicht zu beantworten. Welcher Greis, welcher Mann wünſcht nicht oft ſeine Jünglingsjahre zurück? Das Selbſtvertrauen, mit dem er, kämen ſie wieder, ſo manchen damals begangnen Fehler zu vermeiden hofft, iſt freilich nur Selbſttäuſchung, in ſo fern Jugend und Erfahrung ſich nicht vertragen. Wir geben kürzlich noch die Hauptepochen der Geſchichte des Mittelalters, das Ausführlichere den, einzelnen Staaten gewidmeten, Artikeln überlaſſend. Auf die Bildung der einzelnen germaniſchen Staaten zunächſt nach der Völkerwanderung folgt nach einigen Jahrhunderten die Univerſalmonarchie Carls des Großen. Sie hatte kurzen Beſtand, aber es blieb von ihr übrig die Idee der Einheit der ganzen Chriſtenheit unter einem geiſtlichen Oberhaupt und unter der weltlichen Schutzherrſchaft des neu erweckten römiſchen Kaiſerthums, eine Idee, die das ganze Mittelalter hindurch mächtig gewirkt hat. Neue Geſtaltung der europäiſchen Staaten nach dem Fall der Carolinger, Verheerungszüge neuer Barbaren, der Saracenen im Süden, der Normänner im Norden und Weſten, der Ungarn im Oſten, deren die germaniſche Kraft endlich aller Meiſter wird. Colonien der Normänner in Frankreich, Italien und England. Von dieſen romantiſchen Abenteuern vornehmlich geht der Rittergeiſt aus, der ganz Europa durchdringt. Das Chriſtenthum dringt in die ſlaviſchen Länder. Kämpfe zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Arm zerrütten die Chriſtenheit. Die Idee ihrer Einheit, ſo wie die des Ritterthums, verherrlicht in den Kreuzzügen, deren Gelingen jene Zwietracht vereitelt. Entſtehung der Städte, des dritten Standes.

Orientaliſcher Handel über Italien in den Abend und durch die Hanſe in den Norden. Verderbniß der Geiſtlichkeit in zwei Epochen, nach Carl dem Großen und nach Gregor VII. (nicht durch beide). Bettelorden und Inquiſition. Verfall des kaiſerlichen Anſehns in Deutſchland und Italien; Zerrüttung dieſer Länder durch das Fauſtrecht; deſto mehr hier conſtitutionelle, dort despotiſche Feſtigkeit gewinnen andre Reiche; Aufblühen neuer Kunſt und Wiſſenſchaft; Univerſitäten. Die Päpſte durch ihre Abhängigkeit von Frankreich und durch das große Schisma erniedrigte Concilien zu Coſtanz und Baſel. Untergang des griechiſchen Kaiſerthums, daher einerſeits Bedrohung des Abendlands durch die Türken, andrer Seits Verbreitung byzantiniſcher Gelehrſamkeit. Buchdruckerkunſt; Entdeckung der neuen Welt und des Seewegs nach Oſtindien; Reformation. HL.

Mittelländiſches Meer führt dieſen Namen von ſeiner Lage zwiſchen Europa, Aſien und Afrika. Es iſt eigentlich ein Theil des weſtlichen Oceans und hängt gegen Weſten durch die ſchmale Meerenge von Gibraltar mit dem atlantiſchen und nordöſtlich durch den Canal bei Conſtantinopel mit dem ſchwarzen Meere zuſammen. Mehrere Theile deſſelben haben wiederum eigne Namen, wie das adriatiſche Meer, der Archipelagus.

Mittelſalze heißen in der Chemie diejenigen zuſammengeſetzten Salze, welche aus der Verbindung der Säuren mit Laugenſalzen oder mit einſchluckenden Erden entſtehn, wenn dieſe Laugenſalze oder Erden mit Säuern geſättigt ſind (Neutralſalze). Man theilte ſie ehemals in vollkommne oder wahre, d. h. ſolche, die aus der Verbindung der Säuern mit Laugenſalzen entſtehen (Neutralſalze im engern Sinn), und in unvollkommne oder erdige, d. h. ſolche, die aus der Verbindung der Säuern mit Erden entſtehen. In engerer Bedeutung nennt man jetzt gewöhnlich nur die letzten Mittelſalze. Es gibt deren ſo vielerlei Arten als die Zahl der eigenthümlichen Erdarten und der Säuren mit einander vermehrt beträgt, und man benennt ſie von der Erdart und der Säure, welche man dazu genommen hat, z. B. ſchwefelſaure Bittererde, Bitterſalz, engliſches Salz, ſchwefelſaure Alaunerde, Alaun u. ſ. w. Das Glauberſalz, das gemeine Kochſalz ſind feuerbeſtändige Mittelſalze, die mineraliſche Laugenſalze zur Baſis haben.

Mitternacht, oder Mitternachtsgegend, in der Schifferſprache Norden. Nach dieſer Gegend hin erblicken wir auf unſrer Halbkugel die Gegend des Himmels, wo der Welt- oder Himmelspol, d. h. der Punkt iſt, um welchen ſich der ganze Himmel täglich zu drehen ſcheint. Mehrere Sterne in dieſer Gegend gehen daher gar nicht unter, z. B. die zum großen Bären gehörenden Sterne. Mitternacht, ſo viel als Mitternachtszeit iſt die dem Mittage, von dem ſie um 12 Stunden verſchieden iſt, gerade entgegengeſetzte Zeit. Sie wird durch den Augenblick beſtimmt, in welchem die Sonne bei ihrem ſcheinbaren künſtlichen Umlauf in Rückſicht ihres Mittelpunkts den tiefſten Stand unter dem Horizonte eines Orts erreicht. Von dieſem Augenblicke an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung ſeinen Anfang. — Mitternachtspunkt iſt der Durchſchnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin. Die Seefahrer

nennen ihn Nordpunkt. Er iſt einer von den vier Cardinalpunkten.

Mnemonik iſt die Kunſt, der Kraft des Gedächtniſſes durch beſondre Methoden zu Hülfe zu kommen. Da das Gedächtniß ſelbſt ſich auf verſchiedenartige Gegenſtände bezieht, ſo hat man für einige dieſer Gegenſtände beſondre Methoden erfunden. So gibt es künſtliche Methoden, ſich der Orte, und andre, um ſich der Zahlen leichter zu erinnern. Dieſe Methoden ſelbſt ſind nach der Wahl der Mittel, die man dabei anwendet, verſchieden. So bedienen ſich einige der äußern Gegenſtände, welche am meiſten in die Augen fallen, andre hingegen der Zahlen. Was das erſtere dieſer Mittel betrifft, ſo iſt es z. B. für einen Redner ein gutes Mittel, alle Theile ſeiner Rede im Gedächtniß zu behalten, wenn er vorher den Ort beſichtigt, wo er dieſe Rede halten ſoll, hier die auffallendſten phyſiſchen Gegenſtände bemerkt, und an den Anblick eines jeden dieſer Gegenſtände einen Theil, einen Gedanken ſeiner Rede anknüpft. Er will z. B. in ſeiner Rede auch im Vorbeigehn von der Wachſamkeit des Turenne reden, ſo nimmt er ſich zum voraus vor, daß einer der ihm gegenüberſtehenden Pfeiler dieſe Tugend dieſes Feldherrn bedeuten ſoll. Am folgenden Tage, wenn er die Rede hält, wird ihm beim Anblick jenes Pfeilers, ſo wie jedes andern Gegenſtandes, an welchen er einen Theil ſeiner Rede geknüpft hat, nach dem Geſetze der Ideenaſſociation jeder Gegenſtand ſeiner Rede durch den bloßen Anblick dieſer Gegenſtände gegenwärtig ſeyn. Was die Methoden betrifft, gewiſſe Zahlen im Gedächtniß zu behalten, ſo gibt es deren mehrere. So hat man z. B. vorgeſchlagen, gewiſſe Worte ſo zu bilden, daß ſie ſo umgebildet, nach einer vorausbeſtimmten Bedeutung der Buchſtaben als Zahlen, zugleich auch eine Zahl anzeigen. Die Umbildung der Worte geſchieht gewöhnlich an ihren Endigungen, und der Nutzen dieſer Methode iſt vorzüglich bei der Geſchichte ſichtbar. Man entwerfe z. B. folgendes Schema:

a	e	i	o	u	au	oi	ei	ou	y
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
b	d	t	f	l	s	p	k	n	z

Will man nun z. B. ſeinem Gedächtniß einprägen, daß Julius Cäſar 46 Jahre vor Chriſto die Oberherrſchaft über Rom erlangte, ſo verändre man den Namen Julius in Julios. Da nun dieſes os der Endſylbe nach vorſtehendem Schema die Zahl 46 gibt, ſo wird man ſich bei dem Namen Julios zugleich auch immer an dieſe Hauptzahl erinnern. Will man nicht vergeſſen, daß Alexander der Große ſeine Herrſchaft im Jahre 331 vor Chriſto ſtiftete, ſo ſage man ſtatt Alexander Alexita, indem dieſes ita nach vorliegendem Schema die Zahl 331 gibt. So gibt Cyrus verwandelt in Cyruts auf dieſelbe Weiſe das Stiftungsjahr ſeiner großen Monarchie. Alles dieſes ſind indeſſen nur Specialmethoden, um das Gedächtniß für gewiſſe Gegenſtände und in gewiſſen Fällen zu unterſtützen. Andre haben verſucht, eine Mnemonik von umfaſſenderer Art nach allgemeinen Grundſätzen zu bilden. Indeſſen hat noch kein Verſuch dieſer Art etwas Vorzügliches geleiſtet, und bis jetzt haben noch alle diejenigen, welche ſich durch ein außerordentliches Gedächtniß ausgezeichnet haben, dieſes bloß der Natur und Übung, nicht einer

künſtlichen Methode zu verdanken gehabt. Bekanntlich gibt es auch Ärzte, Marktſchreier, Myſtiker, Apotheker, Quackſalber und Naturphiloſophen, welche den Gebrauch gewiſſer phyſiſcher Mittel zur Erhöhung und Stärkung des Gedächtniſſes vorgeſchrieben haben. Indeſſen ſcheint ihre Verſicherung nach den bisherigen Erfahrungen eben ſo wenig Glauben zu verdienen, als die Etikette, nach welcher gewiſſe Sorten von Schnupftabak verſandt werden.

Mnemoſyne, eine Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Sie erfand, wie die Dichtung erzählt, die Regeln für die Vernunftſchlüſſe, und war überhaupt die Bildnerin des menſchlichen Verſtandes. Sie zeugte mit dem Jupiter in Pierien die neun Muſen (ſ. d. Art.), indem ſie neun Nächte in ſeinen Armen ruhte.

Mocca, eine der vornehmſten Handelsſtädte in Arabien und den angränzenden Ländern, am arabiſchen Meerbuſen gelegen, mit einem geräumigen, zur Handlung äußerſt vortheilhaften Hafen, welchen nicht bloß Kaufleute aus der Barbarei, aus Ägypten, der Türkei, ſondern auch von faſt allen andern Nationen beſuchen. Ehedem war dieſer Ort ein bloßes Fiſcherdorf, und erſt vor etwa 100 Jahren hob er ſich durch den Handel. Man zählt gegenwärtig 18,000 Einwohner. Die Europäer bringen vornehmlich indiſche Waaren und Eiſen dahin, und handeln dagegen Caffée, Aloë, Balſam, Gummi u. ſ. w. ein. Vom Mai bis zum Auguſt iſt der Handel am lebhafteſten. Die größten Geſchäfte machen die Engländer. Der Statthalter oder Dola zu Mocca ſteht unter dem Iman von Yemen.

Modalität. Nach dem Leitfaden der Categorien werden die Urtheile nach Quantität, Qualität, Relation und Modalität betrachtet. Die drei erſtern machen den Inhalt eines Urtheils aus. Die Modalität aber iſt eine ganz beſondre Function, die ſich dadurch unterſcheidet, daß ſie nichts zum Inhalt des Urtheils beiträgt, ſondern nur den Werth der Copula in Beziehung auf das Denken überhaupt beſtimmt. So wie Quantität und Qualität die innern Eigenſchaften der Urtheile betreffen, ſo betreffen Relation und Modalität die Verhältniſſe der Vorſtellungen im Urtheile und des ganzen Urtheils zum Verſtande. Es iſt alſo die Modalität der Urtheile die Art und Weiſe des Fürwahrhaltens, mit welcher der Verſtand die Verbindung der Begriffe in einem Urtheile denkt. Z. B. ob der Verſtand das Fürwahrhalten unbeſtimmt läßt, wie in problematiſchen Urtheilen, oder ob er es als beſtimmt gibt, wie in aſſertoriſchen Urtheilen, oder ob er die Verbindung der Begriffe nothwendig für wahr halten muß, und das Gegentheil gar nicht denken kann, wie in apodictiſchen Urtheilen. Im Allgemeinen laſſen ſich die Modalitäten ſo ausdrücken: Es kann ſeyn, daß A das Prädicat B hat (problematiſch); alle A ſind B (aſſertoriſch); alle A ſind nothwendig B (apodictiſch). Die problematiſchen Urtheile erfodern die Möglichkeit, die aſſertoriſchen das Daſeyn, die apodictiſchen endlich die Nothwendigkeit (als Gegenſatz der Zufälligkeit) des gedachten Objects. Das allgemeine Princip, welches dem allen zum Grunde liegt, iſt dieſes: Alles, was von uns erkannt werden ſoll, muß mit unſerm Erkenntnißvermögen auf irgend eine Art verknüpft ſeyn. Daraus folgt: was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinſtimmt, oder was denkbar iſt, iſt möglich; was mit den materialen Bedingungen der Er-

fahrung zuſammenhängt, iſt wirklich, und dasjenige, deſſen Zuſammenhang aus dem Wirklichen durch allgemeine Bedingungen der Erfahrung (durch das Mögliche) beſtimmt iſt, exiſtirt nothwendig.

Mode. Kürzer und zugleich richtiger läßt ſich wohl die Mode nicht definiren, als es in Voigtels Verſuche eines hochdeutſchen Handwörterbuchs (Halle, 1794 8.), geſchehen iſt. „Die Mode, (ſo heißt es im zweiten Theile dieſes Werks, Seite 622), iſt die eingeführte Art des Verhaltens im geſellſchaftlichen Leben; im engern Verſtande die herrſchende Art der Kleidung und Anordnung alles deſſen, was zum Schmucke (wohl nicht bloß zum Schmucke, ſondern auch zum Hausgeräthe, Fuhrwerke u. ſ. w.) gehört. Z. B. ſich nach der Mode kleiden, aus der Mode kommen, das Kleid iſt nicht nach der Mode gemacht." Mehrere Etymologen haben es ſich ſauer werden laſſen, um ausfündig zu machen, aus welchem Lande dieſe Schachtel der Pandora zu uns gekommen, und welchem Volke und Zeitalter über die Erfindung, Verſendung und Verbreitung derjenige Vorwurf zu machen ſey, den freilich ein ſolches unvertilgbares Unheil verdient. Voſſius z. B. leitete das Wort Mode auf dem hebräiſchen Worte Medad, etwas meſſen, oder nach einem gewiſſen Maße beſtimmen und einrichten, und Scaliger von dem griechiſchen Worte Metroc, welches ungefähr die nämliche Bedeutung hat, her. So ſucht man mehrmals in der Ferne, worauf man unfehlbar in der Nähe weit richtiger trifft. Frankreich, und namentlich Paris, kann es wohl nicht ablehnen, daß dort der Moden Urquelle, und das Wort Mode ein reiner Gallicismus ſey. Freilich kann das lateiniſche Modus die erſte Veranlaſſung dazu gegeben haben; indeſſen ſind doch dem Verfaſſer dieſes Artikels vierzehn Bedeutungen dieſes Subſtantivs bekannt, von denen keine einzige dasjenige darſtellt oder ausdrückt, was die pariſer Coëffeuse unter einem Bonnet à la mode verſteht. Überdies gehört das franzöſiſche Wort Mode zu den vielen Wörtern dieſer Sprache, die bei mehreren Nationen zugleich mit der Sache ſelbſt einen Eingang zu finden gewußt haben, von ihnen mit einem willigen Herzen auf- und angenommen, und der unverdienten Ehre des Bürgerrechts gewürdigt ſind. So haben z. B. der Engländer, der Däne, der Holländer und der Deutſche durchaus kein andres Wort, um diejenige Schwachheit zu bezeichnen, die ſchon ſo manchem braven Volke, ſo manchem, in vielen Rückſichten ſchätzbaren Zeitalter Geſetze vorgeſchrieben, zu Thorheiten, wie ſie kaum der Wahnſinn hätte erdenken können, verleitet, und ganze Millionen abgelockt hat, die den edelſten Zwecken entzogen wurden, und deren Verluſt dennoch gar nicht, oder zu ſpät bereut worden iſt. Diejenigen indeſſen, die der Mode Vorwürfe zu machen, oder gegentheils ihr für den Genuß ihrer liebenswürdigen Thorheiten ihren Dank zu zollen gewilligt ſind, würden den Engländern ein Unrecht zufügen, wenn ſie in einem wie im andern Falle ihrer uneingedenk ſeyn wollten, und allein auf das pariſer Palais royal Rückſicht zu nehmen ſich veranlaßt ſähen. Es iſt weltkundig, daß man unter allen Zonen den Befehlen der londoner Schneider mit eben der Bereitwilligkeit gehorſamt, mit welcher man die Vorſchriften der pariſer Putzmacherinnen befolgt. Beide befinden ſich in dem Beſitz der Herrſchaft der Welt, theilen ſie gewiſſermaßen in zwei Hälften, und erhitzen ihre Anhänger oft nicht weniger durch

die Thorheiten, die ſie verbreiten, als durch die contraſtirenden Syſteme, die die Grundlagen ihrer Politik und Staatsklugheit ſind. Das Wort Mode wird mit mehrern andern Wörtern in Verbindung gebracht. So iſt z. B. ein Modeartikel eine Waare, die, weil ſie neuerlichſt von der Mode geſtempelt wurde, vor allen andern gebraucht, geſucht und abgeſetzt wird. Häufig wird ein ſolcher Vorrang vor allen übrigen Waaren durch Perſonen, deren Name gerade an der Tagesordnung iſt, bewirkt. So gab es z. B. Hüte à la Henri quatre, Hals- und Uhrketten à la Nelson, und Stiefeln à la Suwarow. Gleiche Bewandtniß hat es mit den ſogenannten Modefarben. Auch dieſe verdanken ihren Namen mehrmals ſolchen Individuen, die ſich durch irgend etwas bedeutend gemacht. So erhielt z. B. eine bekannte rothe Farbe die Benennung Pompadour von einer Maitreſſe des Königs von Frankreich, und die bleichgelbe Farbe, die der unreinen Wäſche eigen zu ſeyn pflegt, von der ſpaniſchen Königin Iſabelle, der Gemahlin Alberti Auſtriaci, die, als von demſelben, in den Jahren 1601 bis 1603, Oſtende belagert wurde, ſich durch ein Gelübde verpflichtet haben ſoll, ihr Hemd nicht eher zu wechſeln, als bis ſich die Feſtung in ihres Gemahls Händen befinden werde. Zu einer andern Zeit preiſ't die habſüchtige Geſchwätzigkeit der Tuch- und Seidenhändler den Kaufluſtigen bald dieſe, bald jene Farbe an. So mußte ehemals Alles, was vom bon Ton ſeyn wollte, ſich in Couleur d'Amaranthe oder d'Aurore, in Celadon oder Chamois, in Carmoiſi oder Incarnat kleiden. Demnächſt foderte der dernier Gout bald die Farbe des Flohs oder Gänſekoths, bald das Blau der Kornblume, bald das Roth der Klatſchroſe oder Herzkirſche, bald das Dunkelgrün der Bouteille, und endlich kleidete ſich Alles ſo rabenſchwarz, daß unſre Cirkel, und ſelbſt unſre Bälle der Verſammlung einer trauernden Familie glichen, von der die größere Hälfte vom gelben Fieber aufgerieben, oder durch die Peſt weggerafft war. Diejenigen, von denen das Ding übertrieben wird, das heißt, die ſelbſt die Gränze überſchreiten, die einer neuen Mode von den ſouveränen Autoritäten in London oder Paris vorgeſchrieben worden, oder die gar zu ſchnell wieder an die Seite werfen, was ſie ſich, um den Foderungen der Mode ein Genüge zu leiſten, angeſchafft haben, werden von dem vernünftigern Theile der menſchlichen Geſellſchaft Modegecken, Modenarren, oder, wenn ſie (wie dieſer Fall der gewöhnlichſte iſt) zum weiblichen Geſchlechte gehören, Modenärrinnen genannt. Ein Modehändler iſt derjenige, der mit Modewaaren handelt, und folglich durch die Thorheit, die Eitelkeit, den Wankelmuth oder Stolz derer ſeinen Unterhalt findet, die ſeiner feilgebotenen Artikel benöthigt ſind. Modejournal iſt eine Zeitſchrift, wodurch derjenige, dem die Novitäten in der Modewelt wichtig ſind, von denſelben benachrichtigt, und mit ihrer Form, Farbe und Einrichtung, auch mit ihrem Preiſe und dem Orte, wo ſie zu erhalten ſind, bekannt gemacht wird. Es möchte vielleicht zu behaupten ſeyn, daß dieſer galante und elegante, aber doch wohl ſehr entbehrliche Artikel des Buchhandels deutſchen Urſprungs ſey, denn ſchon im Jahre 1758 trat zu Erfurt an's Licht: Mode- und Galanteriezeitung, oder unentbehrliches Handbuch. Erſter Jahrgang. 8. Sehr unentbehrlich muß dieſe Zeitung indeſſen doch den Herrn und Damen der damaligen Zeit nicht geſchienen haben, weil (ſo viel bekannt iſt) kein zweiter

Jahrgang erſchien. Anziehender hat ſich das bekannte Journal des Luxus und der Moden, das mit dem Jahre 1786 ſeinen Anfang nahm, und deſſen 29r Band im Jahre 1814 erſchien, zu machen gewußt. Modern iſt das, was der neuen Mode gemäß iſt. Moderniſiren heißt, etwas nach ſelbiger einrichten. So wird eine Garderobe, oder ein Dichter des Alterthums moderniſirt, oder (wie Herr Campe ſagt) verheutiget. Modeſucht iſt eine böſe Krankheit, worin derjenige, der von ihr befallen iſt, durchaus nicht raſtet noch ruht, bis er alles, was die Mode verlangt und vorſchreibt, angeſchafft hat und mitmachen kann. DH.

Modell, Vorbild, Muſterbild, nennt man in der Mahlerei eine männliche oder weibliche Perſon, welche der Künſtler nackend vor ſich hinſtellt, um ſie zum Gegenſtande ſeines Studiums zu machen. Ein Gemählde nach ſolch einem lebenden Modell heißt eine Akademie. Bei den Bildhauern heißt das Modell eine künſtliche, aus Thon oder Wachs geformte Figur, die zum Vorbild für diejenige dient, welche der Künſtler aus einem härtern Stoffe zu bilden vorhat. Hier iſt alſo das Modell eigne Erfindung und Vorarbeit des Künſtlers, in der Mahlerei etwas Gegebnes, das nicht eben in jedem Falle zur Nachbildung geeignet iſt. Das Studium nach Modellen kann und ſoll hier keinen andern Zweck haben, als die verſchiednen Formen und Bewegungen der lebenden Natur an beiden Geſchlechtern nach Verſchiedenheit des Alters, der Lage und Handlung kennen zu lernen, das Auge dadurch zu ſchärfen, und die Hand zu üben, das richtig Wahrgenommene mit Sicherheit, Wahrheit und Leichtigkeit darzuſtellen. Soll der Künſtler dieſen Zweck erreichen, ſo darf er ſich nicht an ein einziges oder nur wenige Modelle halten, ſondern muß die Natur in ihren mancherlei Typen für Geſchlecht, Alter und Charakter zu ſtudire. Ein andres aber iſt es, dieſe Modelle zu ſeinem Studium zu machen, und ein andres, ſie in ſeine Schöpfungen überzutragen. Wer überall in ſeinen Gemählden nur das Modell wiedergibt, iſt ein Copiſt, und Zeuxis ſelbſt würde nichts anders geweſen ſeyn, wenn die Sache mit den ſieben Mädchen, die ihm zum Modell ſeiner Helena gedient haben, ſich in der That ſo verhielte, wie ſie gewöhnlich erzählt wird, daß er von jeder den ſchönſten Theil nachgebildet habe, wodurch er gewiß nichts anders als ein ſchönes Ungeheuer würde zu Stande gebracht haben. Das Beiſpiel des Zeuxis kann uns aber zeigen, daß der Gebrauch mehrerer Modelle einem geiſtreichen Künſtler nie nachtheilig ſeyn wird. Hat er die Idee irgend einer Geſtalt oder eines Charakters deutlich gedacht, ſo wird er dieſelbe bei der Ausführung überall vorwalten laſſen. Bildete er aber von mehreren Modellen verſchiedne Theile mit ſclaviſcher Beobachtung der Individualität nach, ſo müßte ein unübereinſtimmendes Ganzes entſtehn, wie es kein denkender Künſtler, ſondern bloß ein geiſtloſer mechaniſcher Copiſt liefern kann. dd.

Modena, vormals als Reichslehn ein eignes Herzogthum in der Lombardei, welches gegen Süden an das Großherzogthum Toscana und die Republik Lucca, gegen Oſten an das Gebiet von Bologna, gegen Norden an die Herzogthümer Mirandola und Mantua, und gegen Weſten an das Herzogthum Parma gränzt, und deſſen Herzog aus dem Hauſe Eſte noch die Fürſtenthümer Maſſa und Carrara beherrſchte. Dem öſterreichiſchen Erzherzog Ferdinand, welcher ſich im Jahre 1771 mit der einzigen Tochter des Herzogs

von Modena Hercules Rainald, vermählte, wurde vom deutſchen Reiche die Anwartſchaft auf das modeneſiſche Reichslehn nach der zu erwartenden Erlöſchung des eſte'ſchen Mannsſtammes zugeſichert. Der lüneviller Frieden (1801) entriß indeß dem noch alten Herzog ſein Herzogthum Modena *), welches von Frankreich ſchon im Jahr 1796 erobert und bald darauf zu der ſogenannten cisalpiniſchen Republik, dem nachherigen Königreich Italien, geſchlagen worden war, in welchem es die beiden Departements Croſtolo und Panaro bildete. Sollte das Königreich Italien unter öſterreichiſche Botmäßigkeit kommen, wie es wahrſcheinlich iſt, ſo iſt zu erwarten, ob Modena in den bisherigen Territorialverhältniſſen bleiben wird. — Die Haupt- und Reſidenzſtadt des vormaligen Herzogthums war Modena, ſeit Errichtung der cisalpiniſchen Republik, Hauptſtadt des Departements Panaro. Dieſe Stadt liegt in einer ſehr angenehmen Ebene zwiſchen der Secchia und dem Panaro, mit welchem ſie durch einen Canal verbunden iſt. Sie enthält über 26,000 Einwohner und zählt ſehr viele ſchöne Gebäude, vorzüglich in der Strada Maeſtra. Vormals hatte ſie eine Univerſität, die ſehr geachtet wurde, und noch jetzt zeichnet ſie ſich durch einen Reichthum von Kunſtſachen aller Art aus, ungeachtet die dortige Bildergallerie ſchon im Jahr 1746 durch Kauf nach Dresden gekommen iſt und die Franzoſen im Jahre 1796 vorzüglich aus der herzoglichen Bibliothek und Inſtrumentenſammlung vieles entfernt hatten. Ehemals ſtand die Stadt im Ruf der Unreinlichkeit und des übeln Geruchs; jetzt gehört ſie zu den reinlichſten Städten Italiens. Sie iſt der Geburtsort des um die Philologie und insbeſondre um die römiſchen Alterthümer ſo hoch verdienten Siponius, des durch ſeine Forſchungen über die Geſchichte von Italien ſo berühmten Muratori, und des in der Gattung des komiſchen Heldengedichts ausgezeichneten Taſſoni, des Dichters der Secchia rapita oder des geraubten Waſſereimers. Dieſes Gedicht bezieht ſich auf eine wirkliche Begebenheit. Die Modeneſer hatten im Kriege von 1249 bei einem Brunnen vor den Thoren von Bologna einen Eimer von Tannenholz genommen oder erbeutet, und ihn als eine Trophäe nach Modena gebracht, wo er noch jetzt im Thurm der daſigen Domkirche aufbewahrt wird.

Modern nennt man zwar im gewöhnlichen Leben, was der Mode, dem Geſchmacke und Charakter der heutigen, gegenwärtigen Zeit gemäß iſt, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunſt und Äſthetik, was dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. chriſtlichen Zeit angehört (ſ. d. Art. Antik). Im Allgemeinen iſt es die Herrſchaft des geiſtigen Princips, das Aufſtreben zu innerer Freiheit und geiſtiger Anſchauung, was ſich im Erkennen und Handeln mächtiger regte, und in der Ausbreitung des Monotheismus, vorzüglich durch die chriſtliche Religion, die Religion der Liebe und des Duldens, in dem Streben der Staaten nach der monarchiſchen Verfaſſung, in dem veränderten und ethiſch ausgebildeten Geſchlechtsverhältniß, welches zur gefühlvollen, empfindſamen, ja ſchwärmeriſchen Liebe wurde, und in der Herrſchaft der Monogamie kund that. Daß dieſe Züge ſich erſt allmälig zu einem Ganzen entfalteten, iſt natürlich und dem Geſetze aller Bildung gemäß. Die neuere Bildung, ſagt A. W. Schle-

*) Ueber die (ſehr unzureichende) Entſchädigung des Herzogs ſiehe den Artikel Breisgau.

gel, iſt aus den fremdartigen Beſtandtheilen der nordiſchen Stammesart und den Bruchſtücken des Alterthums zuſammengeſchmolzen. Vorzüglich aber finden wir jene Züge bei dem germaniſchen Völkerſtamm, deſſen Urſprung auf Oſten, das Mutterland der Cultur zurückdeutet, und welcher in der neuern Cultur der herrſchende ward. Auch ſcheint das Chriſtenthum nicht die einzige Quelle jener hervortretenden Züge des Geiſtes der neuern Zeit zu ſeyn; Vieles ſcheint in dem germaniſchen Charakter begründet; ja ſelbſt das germaniſche Heidenthum war ſtrenger und ernſter als das griechiſche, ſeine Mythologie zwar nicht in Beziehung auf die Schönheit der äußern, ſinnlichen Geſtaltung und Form mit dieſer zu vergleichen, aber über dieſes durch die geiſtigere, d. i. weniger materialiſtiſche Naturverehrung vielleicht erhaben. Hier ſchlug die chriſtliche Anſicht leichter Wurzel. Am lebendigſten offenbarten ſich jene Züge aber in der romantiſchen Ritterzeit und der ihr nachfolgenden Kunſt (vom 12ten Jahrhundert an), denn die Kunſt iſt es, welche vorzüglich den unſterblichen Geiſt einer Zeit in ſich aufnimmt, und man hat daher das Romantiſche als den Geiſt der modernen Kunſt, im Gegenſatz des antiken, angeſehn. (Vergl. den Art. Romantiſch.) In der chriſtlichen Kunſt aber äußerte ſich der Charakter einer von dem claſſiſchen Alterthum verſchiednen Zeit hauptſächlich dadurch, daß, wie überhaupt die Objectivität und Naivetät der Darſtellung in der vollendeten Ausbildung der Form mehr verſchwand, und die Kunſtdarſtellung ſelbſt ſubjectiver und ſentimentaler ward, indem ſie der Schilderung des Gegenſtandes mehr den Zuſatz von dem Gefühle des Schildernden und die Farbe ſeiner Anſicht gab, und das Körperliche überall zu vergeiſtigen, das Endliche dem Unendlichen zu nähern ſtrebte, ſo insbeſondre die Poeſie lyriſcher und muſikaliſcher, ſelbſt im Epiſchen, die züchtige Mahlerei unter den bildenden Künſten (ſ. Mahlerei) die herrſchende, und die Tonkunſt zu noch nie geſehener Vollendung erhoben ward. Die Poeſie ſuchte die neuern Wunder der Geiſterwelt und der Religion mit dem Drange des mächtigen Gefühls und der Sehnſucht nach dem Unendlichen fragmentariſch, aber bedeutſam darzuſtellen; der abenteuerliche Wunderglaube, durch Phantaſie erzeugt, ſollte die Mythologie erſetzen. Die Kunſt erſchuf dämmernde Geſtalten, wo ſich die Phantaſie frei ergoß, wo ſie ſich an die Natur hielt, irrte ſie häufiger von der Form des Schönen in die gemeine Charakteriſtik ab, welche die rohe Wirklichkeit ſtatt der Wahrheit ergreift. Aber die Mahlerei erſchuf auch das liebliche Helldunkel, und in den kunſtvoll verbundnen Tönen wogte und brauſ'te die Macht des Gefühls. Dagegen ſchloß ſich die Plaſtik mehr der Mahlerei an, und ſtrebte mit derſelben zu jener Bedeutſamkeit des Individuellen hin, welche nur letztere zu erreichen vermag; die Baukunſt nicht minder zeigte das Beſtreben durch ſymboliſche Bedeutung das Gefühl zu wecken in den räthſelhaften und coloſſalen Gebäuden der chriſtlichen Tempel. Die in allen herrſchende Sentimentalität der Darſtellung oder ſtärkere Empfindſamkeit (ſ. Sentimentalität), verbunden mit der Sehnſucht nach dem Unendlichen, äußerte ſich aber mit phantaſtiſchem Schwunge in der eigentlich romantiſchen Zeit; die Kirche, die Liebe, die Ehre und das Ritterthum waren der reichhaltige, friſche Stoff der romantiſchen Geſänge und künſtlich bedeutſamen Werke. Und jede Nation geſtaltete dieſen Geiſt eigenthüm-

lich; der antiken Darſtellung verwandter der *Italiäner*, wie überhaupt der Südländer heiterer und ſinnlicher, melodiſcher und wohllautender; ernſter und düſtrer der Nordländer. Ja ſelbſt im Komiſchen trat der Charakter des vorwaltenden Gefühls als *Humor* und *Laune* hervor. Von der Zeit der Reformation an beginnt aber eine neue Epoche, in welcher der romantiſche, dämmerungsvolle Charakter dem hellern Lichte des Verſtandes und der Wiſſenſchaft weicht. Hier wird der Einfluß der Religion auf die Kunſt geringer; daher ſehen wir auch hier die Kunſt die verſchiedenſten Tendenzen, z. B. die moraliſche oder intellectuelle, hiſtoriſche oder bürgerliche, annehmen, und die Stoffe der verſchiedenſten Zeiten behandeln, jedoch ſo, daß auch die Behandlung der Gegenſtände des *Alterthums* den Charakter der neuern Zeit nicht verläugnen kann, welcher größtentheils auf *Rührung* und Effect hingeht, und einen *elegiſchen* Grundton hat (*moderne* oder ſentimentale Behandlung); ja es möchte ſelbſt das Hinneigen der Poeſie zur *Philoſophie*, namentlich zu dem in derſelben vorherrſchenden *Idealismus* zu den weniger hervortretenden Zügen dieſer Kunſtepoche gehören, die man oft im *Gegenſatze* der *romantiſchen*, *vorzugsweiſe modern* nennt. Überhaupt aber herrſchen in dem Leben der Modernen die (mehr ſyſtematiſche) *Wiſſenſchaft* und die *Gewerbe* noch über die Kunſt, weßhalb auch die *Naturpoeſie* ſeltner, die Kunſt mehr Sache der feiner gebildeten Stände und das Product einzelner zerſtreuten Genien geworden iſt. Aus jenen Zügen aber, ſo wie aus dem Vorwalten des privat- und bürgerlichen Lebens erklärt ſich auch die Verbreitung des *Romans*, gleichſam eines Schattens der romantiſchen Poeſie, welcher an die Stelle des höhern Epos getreten, und jenes modernen Dichtertalents, das, wie Göthe ſagt, durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zuſtände des menſchlichen Lebens ſich die Theilnahme der ganzen cultivirten Welt zu verſchaffen gewußt hat, indem es zugleich die wirkliche Gegenwart zur Poeſie zu erheben ſtrebt; ferner die Ausbildung und Verbreitung des *bürgerlichen Schauſpiels* und der *Familiengemählde*, die Herrſchaft der *didaktiſchen* und *elegiſchen* Poeſie, ſo wie der Landſchaft und der Proſpecte in der Mahlerei. T.

Modulation wird bald in einem weitern, bald in einem engern Verſtande gebraucht. Im erſten Falle verſteht man darunter die mannichfaltige und ſchickliche Abwechſelung der Töne in dem Verfolge der Melodie, oder die Tonführung überhaupt, und in ſo fern durch ſie die Art der Folge der Accorde vom Anfange bis zur völligen Ausweichung in einen andern Ton angedeutet wird. Im engern Sinne bezeichnet Modulation eine ſolche Tonführung, bei welcher eine Tonart mit der andern verwechſelt wird, oder denjenigen Prozeß, den man eine Ausweichung nennt. Im letztern Falle wird alſo dadurch die Kunſt bezeichnet, den Geſang und die Harmonie aus dem Haupttone durch andre Tonarten vermittelſt ſchicklicher Ausweichungen durchzuführen und dann wieder in den erſten, oder Hauptton, von welchem man ausgegangen iſt, und in welchem man ſtets wieder ſchließen muß, zurückzukehren. In ganz kurzen Tonſtücken, die durchaus nur in einem einzigen Tone geſetzt ſind, oder auch in langen Stücken, wo man anfangs eine Zeit lang in dem Haupttone bleibt, ehe man in einen andern ausweicht, beſteht der gute Modulation darin, daß man mit gehöriger Abwechſelung und

Mannichfaltigkeit den Geſang und die Harmonie eine Zeit lang in dem angenommenen Tone fortſetze und am Ende darin beſchließe. Da dieſes wenig Kunſt erfodert, ſo kommt es dabei bloß darauf an, daß gleich im Anfange der Ton durch den Klang ſeiner weſentlichſten Saiten, der Octave, Quinte und Terzie, dem Ohre deutlich gemacht werde; hernach, daß der Geſang, ſo wie die Harmonie, durch die verſchiednen Töne der angenommenen Tonleiter durchgeführt, hingegen keine derſelben fremden Töne, weder im Geſange, noch in der Harmonie, gehört werden. Dabei iſt aber eine Mannichfaltigkeit von Accorden nothwendig, damit das Gehör die nöthige Abwechſelung empfinde. Man muß nicht, wie wohl beſchränkte Harmoniſten zu thun pflegen, nur immer bei zwei oder drei Accorden verweilen, oder ſich in bloßen Verſetzungen wiederholen, vielweniger, ehe das Stück oder der erſte Abſchnitt beendigt worden, wieder in den Hauptton, von welchem man ausgegangen iſt, zurückkommen, und in demſelben ſchließen. Die Regel, daß man nur ſolche Töne hören laſſe, die der angenommenen Tonleiter zugehören, darf in ſo fern eben nicht auf das ſtrengſte beobachtet werden, als man nur dafür zu ſorgen hat, daß die Berührung einer der Tonleiter fremden Saite nur gleichſam im Vorbeigehn vorgenommen und dieſe ſelbſt ſogleich auch wieder verlaſſen werde. So könnte man z. B. in der Tonleiter C dur allerdings durch gis in A moll und durch fis nach der Dominante und von dieſer wieder zurück in den Hauptton gehn, ohne, daß durch dieſe zwei, dem Grundtone von C dur fremden Töne, die hier gehört werden, das Gefühl dieſer Tonleiter ſelbſt verletzt oder gar vernichtet werde. Nur müſſen nicht ſolche fremde Töne genommen werden, die der Tonleiter von C dur gänzlich fremd ſind, wie, wenn man in dieſer Tonart cis oder dis hören laſſen wollte, durch welche das Gefühl einer ganz fremden, entfernten Tonart erweckt werden dürfte. Auf dieſe Weiſe kann man ganze Stücke, oder einzelne Abſchnitte von zwölf, ſechzehn Tacten ſetzen, ohne unangenehm zu werden. Die zweite Art der Modulation, oder das, was man im Allgemeinen durch Modulation verſteht, erfodert ſchon mehr Kenntniß der Harmonie, und iſt größern Schwierigkeiten unterworfen. Sie beſteht nämlich in der Kunſt, längern Stücken durch öftere Abwechſelung des Tons eine nothwendige Mannichfaltigkeit zu geben, wobei keine Härte, die durch zu ſchnelle Ausweichungen entſtehen dürfte, zu fühlen ſeyn darf. Da es nothwendig iſt, in längern Stücken Geſang und Harmonie durch mehrere Töne hindurchzuführen, zuletzt aber wieder in den Hauptton zurückzukehren; ſo iſt hier nur noch zu bemerken, daß in Betreff einer ſolchen Modulation die Natur des Stücks, und beſonders ſeine Länge oder Kürze in Betracht gezogen, überhaupt aber reiflich erwogen werden müſſe, ob die Modulation bloß eine gefällige Mannichfaltigkeit oder Abwechſelung zur Abſicht habe, oder ob ſie etwas Höheres beabſichtige, nämlich zur Unterſtützung des Ausdrucks zu dienen. Dergleichen Betrachtungen geben dem Tonſetzer in beſondern Fällen die Regeln ſeines Verhaltens an und zeigen ihm, wo er entweder von dem Hauptone ſich weit entfernen könne, oder wo er im Gegentheile in deſſen Nähe zu verweilen, oder ob er ſchnell und allenfalls mit einiger Härte in entfernte Töne zu gehen habe, oder wo ſeine Ausweichungen ſanfter und allmälig ſeyn ſollen. Lauter Betrachtungen von Wichtigkeit, wenn man ſicher ſeyn will, für jeden beſondern

Fall die beſte Modulation zu wählen. Eben durch ſie kann der Ausdruck ſehr unterſtützt werden. In Stücken von ſanftem und ruhigem Affecte iſt es nicht erlaubt, ſo oft auszuweichen, als in denen, die ungeſtüme und heftige Leidenſchaften auszudrücken haben. Empfindungen unangenehmer Art vertragen und erfodern im Gegentheile eine Modulation, die einige Härte hat, da ein Ton gegen ſeinen nächſten Ton eben nicht allzuſtark contraſtirt. Wo alles, was zum Ausdruck gehört, in der größten Genauigkeit beobachtet wird, da ſollte auch die Modulation ſo durch den Ausdruck beſtimmt werden, daß jeder einzelne melodiſche Gedanke in dem Tone vorkäme, der ſich am beſten für ihn ſchicken dürfte. Zärtliche und ſchmerzhafte Melodien ſollten ſich nur in Molltönen verweilen und die muntern Durtöne, die in der Modulation des Zuſammenhanges wegen nothwendig zu berühren ſind, ſollten gleich wieder verlaſſen werden. Es iſt einer der ſchwerſten Theile der Kunſt, in der Modulation ſtets untadelhaft zu ſeyn. Daher iſt es in der That zu bedauern, daß diejenigen, welche über die Theorie der Kunſt ſchreiben, ſich über dieſen wichtigen Gegenſtand ſo wenig verbreiten und genug gethan zu haben glauben, wenn ſie zeigen, wie man mit guter Art von dem Touptone durch den ganzen Cirkel der vierundzwanzig Töne herumwandeln und am Ende wieder in den erſten Ton einlenken ſoll. Pq.

Mogul, ſ. Mongolen.

Mohacs oder Mohatsh, ein Marktflecken in Nieder-Ungarn, in der baranyer Geſpannſchaft, nicht weit von der Donau, mit einem feſten Schloſſe, wird von Ungarn, Deutſchen und Raitzen bewohnt, und iſt vorzüglich wegen der Schlacht berühmt, in welcher die Ungarn im Jahre 1526 von den Türken eine totale Niederlage erlitten und der König von Ungarn, Ludwig II., auf der Flucht bei dem Dorfe Czelje in einem Sumpfe erſtickte. Später verloren jedoch auch die Türken bei Mohacs eine, wenn gleich weniger bedeutende Schlacht gegen die Kaiſerlichen, welche vom Herzog von Lothringen befehligt wurden (1687).

Mohren, ſ. Neger.

Molay (Jacques de), ein Burgunder, der letzte Großmeiſter des Tempelherrnordens, zu Anfang des 14ten Jahrhunderts. Die anſehnlichen Reichthümer ſeines Ordens und der Stolz ſeiner Ritter erweckten den Neid der Großen und die Unzufriedenheit des Volks. Im J. 1307 ließ König Philipp der Schöne von Frankreich auf die Anklage zweier Böſewichter, eines abtrünnigen Ritters und eines Bürgers von Beziers, mit Einwilligung des Papſtes Clemens V., alle Ritter verhaften, und bemächtigte ſich des Tempels zu Paris und aller ihrer Urkunden. Der Papſt hatte dem Großmeiſter anbefohlen, nach Frankreich zu kommen, um ſich wegen der Verbrechen, deren der Orden angeklagt war, zu rechtfertigen. Er war damals auf Cypern, wo er kräftig den Türken widerſtand. Auf die an ihn ergangne Ladung erſchien er mit ſechzig der tapferſten Ritter, unter denen Guy, Dauphin von Auvergne und Hugo von Peralde waren, zu Paris. Alle wurden in Einem Tage verhaftet und ſiebenundfunfzig ſtarben im Mai 1311 auf dem Scheiterhaufen. Der Orden wurde im folgenden Jahre durch ein Concilium aufgehoben, und Molay, Guy und Hugo blieben im Gefängniß bis 1313, wo man ihnen den Prozeß machte. Sie geſtanden die Verbrechen ein, die man ihnen Schuld gab, in der Hoffnung, auf Ko-

ſten ihrer Ehre ihre Freiheit zu erlangen; da ſie ſich aber darin getäuſcht ſahen, widerriefen Molay und Guy ihre Ausſagen. Sie wurden 1314 lebendig verbrannt. Molay betrug ſich als ein chriſtlicher Held auf dem Schaffot, und ſprach mit lauter Stimme folgende Worte: „Es iſt billig, daß ich an einem ſo ſchrecklichen Tage und in den letzten Augenblicken meines Lebens die ganze Abſcheulichkeit der Lüge enthülle und der Wahrheit den Sieg verſchaffe. Ich erkläre dem gemäß im Angeſicht des Himmels und der Erde, und bekenne, wenn auch zu meiner ewigen Schande, daß ich das größte aller Verbrechen begangen, indem ich diejenigen Verbrechen einräumte, die man mit ſo vieler Bosheit einem Orden aufbürdet, welchen als unſchuldig anzuerkennen mich die Wahrheit nöthigt. Ich habe die Erklärung, die man von mir verlangte, nur gegeben, um die ungeheuern Qualen der Folter zu vermeiden, und um diejenigen zu beugen, die ſie mir auferlegten. Ich weiß, zu welchen Strafen man diejenigen verurtheilt hat, welche den Muth gehabt haben, ein ähnliches Bekenntniß zu widerrufen; aber das ſcheußliche Schauſpiel, das man mir vor Augen ſtellt, kann mich nicht vermögen, die erſte Lüge durch eine zweite zu bekräftigen. Unter einer ſo ehrloſen Bedingung verzichte ich auf das Leben, das mir bereits nur zu verhaßt iſt. Was könnte es mir helfen, traurige Tage zu verleben, die ich nur der Verleumdung dankte?" — Dieſe Rede überzeugt Alle, daß er unſchuldig ſey. Neuere Geſchichtſchreiber berichten, jedoch ohne Beweis, daß er den Papſt Clemens binnen vierzig Tagen, und den König in Jahresfriſt vor den Richterſtuhl Gottes geladen habe. Beide ſtarben allerdings innerhalb dieſer Zeit. — Es iſt übrigens ausgemacht, daß bei der Zerſtörung des Tempelherrnordens viele Unſchuldige das Opfer des Stolzes und Übermuths ihrer Oberhäupter wurden. Die Unordnungen, deren man ſie anklagte, waren zum Theil übertrieben, zum Theil ganz ungegründet, und dienten nur zum Vorwand. Ihr Hauptverbrechen war, ſich verhaßt und furchtbar gemacht zu haben, und ohne Zweifel hatte Habſucht und Rache mehr Antheil an ihrer Beſtrafung als Gerechtigkeit.

Moldau, eine große Landſchaft, welche gegen Norden an den Dnieſter und an Podolien, gegen Süden an die Donau und Bulgarien, gegen Weſten an Siebenbürgen und die Wallachei, und gegen Oſten an Beſſarabien und das ſchwarze Meer gränzt. Sie wird in die obere und untere Moldau, und in andrer Rückſicht in die fürſtliche (die aus 17 Zenuzy oder Statthalterſchaften beſteht), die öſterreichiſche (Bucowina) und die türkiſche Moldau und in Beſſarabien eingetheilt. Den Türken gehören unmittelbar die beiden Bezirke um Chotin und Bender zur Verſorgung dieſer Grenzfeſtungen, und ganz Beſſarabien, welches daher von Einigen nicht mit zur Moldau gerechnet wird. Alles übrige ſteht unter dem Hoſpodar und zählt auf 1500 Quadratmeilen 800,000 Einwohner. Obgleich ein großer Theil des Landes wüſt liegt, ſo iſt doch bei der Fruchtbarkeit des Bodens die Ausfuhr beträchtlich. Man rechnet, daß jährlich 40,000 gemäſtete Ochſen, 10,000 Pferde und 2- bis 300,000 Schafe, ferner Honig, Wachs, Getraide, Holz, Talg, Häute, Pelzwerk, geräuchertes Fleiſch, Käſe, Butter, Tabak, Wein und Salz, zum Theil in großer Quantität, ausgeführt werden. Das Salz wird gegraben; dieſelben Berge zeigen auch Spuren von Gold, das aber nicht aufgeſucht wird. Die Haupt-

flüſſe des Landes ſind der Sireth, der Pruth, der Dnieſter und an der Südoſtgränze die mächtige Donau, welche das Land mit dem ſchwarzen Meere in Verbindung ſetzt. Die Einwohner ſind wallachiſcher Abkunft, reden die wallachiſche Sprache und bekennen die griechiſche Religion. Unter ihnen leben zugleich viele Türken, Ruſſen, Polen, Raitzen und Armenier. Der Fürſt, welcher Hoſpodar heißt, iſt ein Vaſall der Pforte, die ihn willkürlich ein- und abſetzt. Seine Einkünfte ſchätzt man auf anderthalb Millionen levantiſcher Piaſter. Die anſehnlichen Summen, welche jährlich für die Landesproducte eingehn, werden durch die Habſucht der Fürſten und durch die großen, ordentlichen und außerordentlichen, Abgaben und Geſchenke verſchlungen, welche für die Erlangung und Beſtätigung der Fürſtenwürde am türkiſchen Hofe entrichtet werden müſſen, ſo daß die Einwohner größtentheils arm bleiben. Dazu kommt, daß, ungeachtet dem Lande, da ſich der Fürſt deſſelben, Bogdan, 1529 dem Sultan Soliman I. freiwillig unterwarf, nur ein mäßiges jährliches Geſchenk an die Pforte auferlegt wurde, doch in ſpätern Zeiten die Erpreſſungen außerordentlich waren. Die Capitulationsurkunden wurden 1686, als König Johann III. von Polen eingefallen war, auf deſſen Befehl oder Zulaſſung zu Jaſſy öffentlich verbrannt. In den Kriegen zwiſchen der Pforte und Rußland iſt die Moldau immer der Schauplatz geweſen. In dem letzten Kriege war ſie ganz von Rußland erobert, und bereits 1810 für eine ruſſiſche Provinz erklärt; die im J. 1812 aber eingetretnen Verhältniſſe verſchafften den Türken vortheilhaftere Bedingungen, ſo daß ſie in dem Frieden, der in demſelben Jahre zu Ruſchtſchuk geſchloſſen wurde, nebſt den übrigen verlornen Provinzen, auch den größten Theil der Moldau zurückerhielten, und gegenwärtig der Pruth die Gränze macht.

Molé (François-René), ein berühmter franzöſiſcher Schauſpieler, geboren zu Paris 1734. Er war für die juriſtiſche Laufbahn beſtimmt; aber ſeine überwiegende Neigung für die Schauſpielkunſt zog ihn aufs Theater. Er trat 1754 im Britannicus und in der Zeneide auf; aber ſeine ſchwache Stimme verhinderte damals ſeine Aufnahme. Im J. 1760 betrat er abermals die Bühne, und im folgenden Jahre wurde er angeſtellt. Von ihm ſagt Dorat in ſeinem Gedicht von der theatraliſchen Declamation:

Un acteur a paru plein d'ame et de finesse;
Il sent avec chaleur, exprime avec justesse.
Pour briller, pour séduire, il a mille secrets,
Et créa des moyens qu'on ne connut jamais.
Transportant dans son sein l'ivresse de son âge,
Il a su des amans rajeunir le langage,
Des rôles langoureux animer la fadeur;
Faisoit sourire l'esprit et parler au coeur.

Molé glänzte zwanzig Jahre lang in der Tragödie, ſelbſt an Le Kains Seite, durch die Wahrheit, womit er leidenſchaftliche Rollen darſtellte. Voll Gefühl im Schauſpiel und unvergleichlich in den Stutzern der Komödie, ſpielte er in dieſen drei Fächern mit dem ausgezeichnetſten Erfolg. Nach Belecourts Tode 1778 übernahm er die Charakterrollen, und gewann ſich auch hier allgemeinen Beifall. Er ſtarb im J. 1802 in einem Alter von 67 Jahren. Seine Observations sur l'art dramatique erwarben ihm eine Stelle im Nationalinſtitut. Außerdem iſt von ihm eine Eloge de Mademoiselle Dangeville im Druck erſchienen.

Molière (Jean-Baptiſte Pocquelin de) war 1620 zu Paris geboren. Sein Vater und Großvater waren als Kammerdiener und Tapezierer in des Königs Dienſten geweſen, und auch er wurde dieſen Geſchäften beſtimmt und erhielt eine dem angemeßne Erziehung. Aber der Beſuch des Theaters flößte ihm früh Neigung dafür ein. Er genoß in ſeinem vierzehnten Jahre den Unterricht der Jeſuiten und machte ſchnelle Fortſchritte. Gaſſendi, Chapelle, Bernier, Cyrano waren ſeine Lehrer. Da ſein Vater indeß ſchwach geworden war, mußte er das Amt deſſelben bei Ludwig XIII. verſehen. Er begleitete den König im J. 1641 nach Narbonne. Das franzöſiſche Theater begann damals aufzublühn durch die Talente des großen Corneille, der es aus der Niedrigkeit und Barbarei emporzog. Molière (denn mit dieſem Namen verwechſelte er damals ſeinen eigentlichen Namen Pocquelin, entweder aus Achtung für ſeine Ältern, oder nach dem Beiſpiel andrer Schauſpieler ſeiner Zeit) gab die Stelle ſeines Vaters auf, und verband ſich mit einigen andern jungen Leuten, die wie er das Theater leidenſchaftlich liebten. Gleiche Neigung führte ihn mit der Schauſpielerin Béjart zuſammen; beide bildeten eine Truppe, welche im J. 1652 zu Lyon den Etourdi aufführte. Dies iſt die erſte von Molière in Verſen geſchriebne Komödie. Die Wahrheit des Dialogs, die unerſchöpfliche Gewandtheit eines Kammerdieners, der die Sottiſen ſeines Herrn unaufhörlich wieder gut zu machen beſchäftigt iſt, das anziehende der Situationen, das aus dieſem Contraſt entſpringt, haben dieſes Stück ungeachtet ſeiner zahlreichen Mängel auf dem Theater erhalten. Molière, zugleich Dichter und Schauſpieler, erntete in beiden Eigenſchaften gleichen Beifall und entzog einer andern Schauſpielergeſellſchaft in Lyon faſt alle Zuſchauer. Der Etourdi gefiel allgemein, trotz der Kälte der Perſonagen, des Unzuſammenhangs der Scenen und der Incorrectheit des Styls. Man hatte damals nur Stücke voll unwahrſcheinlicher Intriguen. Die Kunſt, Charaktere und Sitten auf der komiſchen Bühne darzuſtellen, war Molière aufbehalten. Dieſe Kunſt, deren Keim ſich ſchon im Etourdi zeigt, verbunden mit der Abwechſelung der Ereigniſſe, erhielt den Zuſchauer geſpannt und verdeckte faſt alle Fehler. Mit gleichem Beifall wurde dies Luſtſpiel in Beziers gegeben, wohin der Verfaſſer ſich begab. Hier hatte der Prinz Conti, der Molière auf der Schule gekannt, eben die Stände von Languedoc verſammelt. Er nahm den Dichter als Freund auf, und übertrug ihm nicht allein die Leitung der Feſte, die er gab, ſondern bot ihm auch eine Secretärſtelle an. Molière lehnte ſie mit der Erklärung ab, daß er ein leidlicher Schriftſteller ſey, vielleicht aber ein ſehr ſchlechter Secretär ſeyn möchte. Le dépit amoureux und Les précieuses ridicules erſchienen auf dem Theater von Beziers und wurden bewundert. Die Ereigniſſe ſind in der Dépit amoureux beſſer geordnet als in dem Etourdi. Man nimmt in dem Spiel der Perſonen eine echt komiſche Ader, und in ihren Reden eben ſo viel Geiſt als Laune wahr; aber der Knoten iſt zu verwickelt und die Auflöſung nicht wahrſcheinlich genug. Einfacher iſt die Intrigue in den Precieuses ridicules. Eine feine Kritik der anſteckenden Krankheit der Schöngeiſterei, des ſchwülſtigen Romanenſtyls, des Pedantismus der gelehrten Frauen, der Affectation in Sprache, Gedanken, Putz, ſind der Gegenſtand dieſer Komödie. Sie bewirkte eine allgemeine Reform, als man ſie in Paris gab. Man lachte, man erkannte ſich, man applaudirte mit dem Vorſatz, ſich zu beſ-

ſern. Ménage, der der erſten Vorſtellung beiwohnte, ſagte zu Chapelain: „Wir haben alle die Thorheiten gebilligt, die hier ſo fein und verſtändig durchgezogen werden; glauben Sie mir, wir werden verbrennen müſſen, was wir bewundert, und bewundern, was wir verbrannt haben. — Dieſes Geſtändniß iſt das überlegte Urtheil eines Gelehrten: aber das Wort eines Greiſes, der aus dem Parterre unwillkürlich rief: „Muth, Molière, das iſt das wahre Luſtſpiel!“ iſt der reine Ausdruck der Natur. Ludwig XIV. war ſo zufrieden mit den Vorſtellungen der Truppe Molière's, welche die Provinz mit der Hauptſtadt vertauſcht hatte, daß er ſie zu ſeinen gewöhnlichen Schauſpielern machte und ihrem Director eine Penſion von 1000 Franken bewilligte. Der Cocu imaginaire, weniger für ein feines Publicum, als für die lachluſtige Menge, erſchien 1660. Auch in dieſem Stück iſt eine Maſſe von fröhlichem Scherz und ein gewiſſes Intereſſe, wodurch der Zuſchauer beluſtigt und angezogen wird. Es fehlte nicht an Tadel, aber man hörte nicht darauf. Mit mehr Grund ward er gegen Don Garcie de Navarre, ein aus dem Spaniſchen geſchöpftes Drama, laut. Die Ecole des Maris, wozu die Idee aus den Brüdern des Terenz geſchöpft iſt, enthält eine einfache, faßliche und anziehende Intrigue und eine natürliche Auflöſung. Das Theater hallte noch von dem Beifall wieder, der dieſem Stücke nach Verdienſt zu Theil wurde, als Les Fâcheux, die binnen vierzehn Tagen entworfen, ausgeführt, einſtudirt und aufgeführt wurden, im J. 1661 zu Vaux bei dem bekannten Finanzintendanten Fouquet in Gegenwart des Königs und des Hofes aufgeführt wurden. Dieſes Luſtſpiel iſt faſt ohne Verknüpfung, aber die Abſicht war, durch die Mannichfaltigkeit der Charaktere, die Wahrheit der Porträts und die Eleganz der Sprache den Zuſchauer anzuziehn. Man erzählt, daß der König, als er beim Weggehn aus der erſten Vorſtellung den Grafen Soyecourt, einen langweiligen Jagdliebhaber anſichtig wurde, zu Molière geſagt habe: „Da iſt ein Original, das du noch nicht copirt haſt.“ — In vierundzwanzig Stunden war die Scene des Jägers eingeſchaltet, und da Molière die Jagdausdrücke nicht kannte, bat er Soyecourt ſelbſt, ſie ihm anzugeben. In der Ecole des Femmes, welche im nächſten Jahre gegeben wurde, ſchien alles Erzählung, und iſt doch alles Handlung. Bei dieſem Stück erhoben ſich die Tadler, welche ohne auf die Kunſt, die in dem Spiel der untergeordneten Perſonen und in dem natürlichen und raſchen Übergang von einer Überraſchung zur andern herrſcht, einige Nachläſſigkeiten im Styl rügten. Molière antwortete ihnen, indem er ſelbſt eine geiſtreiche Kritik ſeines Stücks gab. Um dieſelbe Zeit ſetzte der König, der Molière als den Geſetzgeber der Wohlanſtändigkeit und den heilſamſten Beurtheiler der Lächerlichkeiten anſah, ihn unter diejenigen Gelehrten, die an ſeiner Freigebigkeit Theil haben ſollten. Molière, von der Güte des Königs durchdrungen, glaubte in dem Impromptu de Versailles die Eindrücke vernichten zu müſſen, welche das Porträt des Mahlers Bourſault hatte machen können. Dieſer hatte boshafter Weiſe einen Schlüſſel zu der Ecole des femmes angegeben, der die nach der Natur copirten Originale anzeigte. Dem Hofe gefiel ſehr im J. 1664 La princesse d'Elide, ein komiſches Ballet, für ein Feſt verfertigt, das der König den Königinnen gab. Paris, das dieſes Ballet ohne die Pracht ſah, die es in Verſailles verſchönert hatte, nahm es weniger günſtig auf. Gleiches Schickſal

hatte ein anderes komiſches Ballet, Le mariage forcé. Ein dem Grafen Grammont zugeſtoßnes Ereigniß hatte den Stoff dazu gegeben. Don Juan ou le festin de pierre machte wenig Wirkung. Der Verfaſſer ſtrich bei der zweiten Vorſtellung einige Läſterungen, die er einem Gottloſen in den Mund gelegt hatte. L'Amour médecin ſchien auch eins von den übereilten Werken, die man nicht ſtreng beurtheilen darf. Molière führte zuerſt in dieſem Stücke die Ärzte auf, wozu, wie man ſagt, ein unwiſſender und geiziger Arzt ihm Veranlaſſung gab, der ihn übertheuert hatte. Großen und wahren Ruhm erwarb ſich der Dichter durch ſeinen Misanthrope, ein Stück, das Anfangs nur mäßigen Beifall fand, in der Folge aber mit Recht als eines der ſchönſten Werke der neuern Komödie betrachtet worden iſt. Dennoch muß man geſtehn, daß es mehr im Zimmer bewundert worden, als auf dem Theater gefallen hat. Voltaire findet den Grund davon darin, daß die Intrigue mehr fein und ſinnreich als lebhaft und intereſſant iſt, daß die Unterredungen bei aller Schönheit nicht immer nothwendig erſcheinen und dadurch die Handlung aufhalten, und endlich daß die zwar ſehr geſchickt herbeigeführte Auflöſung den Zuſchauer doch kalt läßt. Er ſetzt hinzu, daß übrigens der Miſanthrop eine feinere und ſchönere Satire ſey, als die Satiren des Horaz und Boileau und wenigſtens eben ſo gut geſchrieben; daß es aber intereſſantere Komödien gebe, und daß z. B. der Tartufe dieſelben Schönheiten des Styls mit einem viel hervorſtechendern Intereſſe vereinige. Im J. 1665 erſchien Le malade malgré lui, eine ſehr luſtige Farce. Le Sicilien ou l'Amour peintre iſt ein kleines Stück, das durch Anmuth und Galanterie gefällt. Aber die Bewunderung ſtieg aufs höchſte, als der Tartufe erſchien. Umſonſt erhoben ſich die Orgone, die Schwachköpfe und die Scheinheiligen gegen den Verfaſſer, das Stück wurde geſpielt und beklatſcht. Die Heuchelei iſt darin vollkommen enthüllt; die Charaktere ſind eben ſo mannichfaltig als wahr, der Dialog iſt gleich fein und natürlich. Anfangs wurde Tartufe verboten. Acht Tage darauf gab man am Hofe eine höchſt freie Poſſe, betitelt Scaramouche. Beim Weggehn ſagte der König zu dem großen Condé: „Ich möchte wiſſen, warum die Leute ſo gewaltigen Anſtoß an Molière's Stück nehmen, und nichts über Scaramouche ſagen?" — „Die italieniſchen Schauſpieler," antwortete der Prinz, „haben nur Gott, die franzöſiſchen aber die Frommen beleidigt." — Im J. 1668 gab Molière den Amphitryon, eine freie Nachahmung des Plautus. Mit Ausnahme einer langweiligen Scene zwiſchen Jupiter und Alcmene gibt es nichts Luſtigeres. L'Avare, eine andre Nachahmung des Plautus, iſt im Hauptcharakter ein wenig übertrieben; aber die Menge wird nur durch ſtarke Züge getroffen. Schwerer möchte es ſeyn, Rouſſeau's Tadel zu widerlegen, daß das väterliche Anſehn in dieſem Stücke herabgewürdigt werde. George Dandin ou le Mari confondu, Monsieur de Pourceaugnac, Les Fourberies de Scapin ſind mehr beluſtigender als belehrender Art. Le Bourgeois gentilhomme, obgleich auch mit einigen Poſſen gemiſcht, iſt ungleich komiſcher und voll Kraft. Mit mehr Sorgfalt arbeitete Molière ſeine Femmes savantes, eine ſinnreiche Satire der falſchen Schöngeiſterei und der pedantiſchen Gelehrſamkeit, welche damals im Hotel de Rambouillet herrſchten. Die Ereigniſſe ſind, wie in manchen andern ſeiner Stücke, nicht immer gut verbunden; aber der Gegen-

ſtand ſelbſt, ſo trocken er auch an ſich ſeyn mag, iſt in einer echt komiſchen Geſtalt dargeſtellt. Die Entwicklung iſt bewundernswürdig und hundert Mal nachgeahmt worden. Gleiches gilt von dem Malade imaginaire, worin die Charlatanerie und Pedanterie der damaligen Ärzte vollkommen geſchildert wird. Mit dieſem Stücke beſchloß der Verfaſſer ſeine Laufbahn. Er war unpäßlich, als man es aufführte. Seine Gattin und Baron drangen in ihn, nicht zu ſpielen. „Was würden" antwortete er ihnen, „ſo viel arme Handwerker anfangen? Ich würde es mir zum Vorwurf machen, es einen einzigen Tag verabſäumt zu haben, ihnen Brot zu geben." Die Anſtrengung, womit er ſpielte, verurſachte ihm Convulſionen, denen ein Blutſturz folgte. Er ſtarb wenige Stunden darauf den 17ten Febr. 1673. Sein früher Tod verhinderte ſeinen Eintritt in die Akademie, welche ihm den nächſten erledigten Platz beſtimmt hatte. Sie ehrte ſich und Molière noch im J. 1778 dadurch, daß ſie ſeine Büſte mit dem Verſe von Saurin aufſtellte:

Rien ne manque à sa gloire, il manquoit à la nôtre.

Der Erzbiſchof von Paris wollte ihm das Begräbniß verweigern, aber der König ſelbſt ſchlug ſich ins Mitteel, und ſo wurde er in St. Joſeph in dem Kirchſpiel St. Euſtache beerdigt. In der neuern Zeit wurde ſeine Aſche in das Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler gebracht; wo ſie ſich in einer antikgeformten Urne mit der Inſchrift befindet: Molière est dans ce tombeau. Im J. 1799 wurde das Haus, worin er geboren worden, mit ſeiner Büſte und mit der Inſchrift geziert: Jean-Baptiste Pocquelin de Molière est né dans cette maison. Man kann Molière's Werke als eine Geſchichte der Sitten, Moden und des Geſchmacks ſeiner Zeit und als das treuſte Gemählde des menſchlichen Lebens betrachten. Geboren mit einem beobachtenden Geiſt, geſchickt, die äußern Zeichen der Leidenſchaften und ihre Bewegungen in den verſchiednen Zuſtänden aufzufaſſen, nahm er die Menſchen wie ſie ſind, und zeigte als ein geſchickter Mahler die geheimſten Falten ihres Herzens, und den Ton, die Geberden, die Sprache ihrer mancherlei Gefühle. „Seine Luſtſpiele, gehörig geleſen," ſagt La Harpe, „könnten die Erfahrung ergänzen, nicht weil er vorübergehende Lächerlichkeiten, ſondern weil den er Menſchen, der ſich nicht verändert, gemahlt hat... Welches Meiſterſtück iſt der Geizige! Jede Scene iſt eine Situation; und man hat einen Geizhals ganz arglos ſagen hören, daß aus dem Stücke viel zu lernen ſey und daß man treffliche ökonomiſche Grundſätze daraus ziehen könne. Molière iſt von allen, die je geſchrieben haben, derjenige, der den Menſchen am beſten beobachtet hat, ohne ſich den Schein davon zu geben. Er ſcheint ſeine Menſchenkenntniß mehr auswendig zu wiſſen, als ſtudirt zu haben. Die Criſpine Regnards, die Bauern Dancourts erwecken auf dem Theater Lachen. Dufresny zeigt Verſtand in ſeiner originellen Wendung. Der Spieler und der Legatar ſind ſchöne Werke. Aber nichts von allem reicht an Molière; er hat einen phyſiognomiſchen Zug, den man nirgend anders findet. Man erkennt ihn in ſeinen geringſten Farcen wieder, denen immer Munterkeit und Moral zum Grunde liegt. Er gefällt eben ſo ſehr beim Leſen als bei der Darſtellung. . . . Man hat wohl gemeint, daß er zu ſtark auftrage und überlade. Ich habe den ſo oft wiederholten pauvre homme tadeln hören; ich habe nachher dieſelbe Scene und noch ſtärker geſehn, und es hat mir eingeleuchtet, daß Lächerlichkeiten

und Leidenſchaften nicht überladen werden können. Molière iſt ein Schriftſteller für gereifte Männer und Greiſe. Ihre Erfahrung begegnet ſich mit ſeinen Beobachtungen, und ihr Gedächtniß mit ſeinem Genie. . . Man beklagt, daß nicht mehr in Molière's Geſchmack gearbeitet wird. Ich denke, man hat wohl gethan, andre Gattungen zu verſuchen. Das Feld auf welchem er erntete, iſt minder groß, als man ſich einbildet." — In ſeinen häuslichen Verhältniſſen war Molière nicht ganz glücklich; er, der ſich auf der Bühne über die menſchlichen Schwächen luſtig machte, konnte ſich vor ſeiner eignen Schwäche nicht bewahren. Eine heftige Liebe bewog ihn, ſich mit der Tochter der Schauſpielerin Béjart zu verheirathen, und dadurch zog er den Spott, den er ſo oft auf hintergangne Ehemänner geworfen hatte, auf ſich ſelbſt. Glücklicher war er in dem Umgange mit ſeinen Freunden und mit den Großen. Der Marſchall Vironne, der große Condé, Ludwig XIV. ſelbſt lebten mit ihm in jener Vertraulichkeit, die eben ſo ſehr das Verdienſt als die Geburt ehrt. Mit Racine, deſſen Wohlthäter er geweſen, veruneinigte er ſich zwar ſpäter, aber beide achteten ſich gegenſeitig darum nicht weniger.. Als Schauſpieler war Molière in den hochkomiſchen Rollen, wie Arnolphe, Orgon, Harpayon u. ſ. w., unübertrefflich. Bret hat 1773 ſeine Werke zu Paris in 6 Bänden 8. mit intereſſanten Commentaren herausgegeben.

Moll, weich, bezeichnet theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine Terze aufwärts ſteigen, und Molltonarten genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terze, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch Mollaccorde nennt.

Molla, eine geiſtliche Würde bei den Türken. Der Molla hat die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in den Städten und ganzen Diſtricten zu verwalten, und iſt Oberrichter im Gegenſatz des Kadi's oder Unterrichters. Über den Molla's ſind noch die Kadileskier, oder die oberſten Juſtizbeamten im Reiche, welche auch im Divan ſitzen.

Möllendorf (Wichard Joachim Heinrich von), königlich preußiſcher Generalfeldmarſchall, geb. 1721 zu Lindenberg in der Prignitz, einem Gute ſeines Vaters, der die Stelle eines königlichen Deichhauptmanns in dieſer Provinz bekleidete. Er beſuchte die Ritterakademie zu Brandenburg bis zum Jahre 1739. Im Jahre 1740 nahm ihn König Friedrich II. als Page an, und er begleitete den Monarchen im erſten ſchleſiſchen Feldzuge, in welchem er den Schlachten bei Molwitz und Chotuſitz beiwohnte. Im Jahre 1743 wurde er Fähnrich beim erſten Bataillon Leibgarde; 1744 war er Flügeladjutant des Königs und es fehlte ihm hier nicht an Gelegenheit, ſeine Bravour und ſeine Talente dem Monarchen bemerklich zu machen. „Der junge Möllendorf, Adjutant Sr. Majeſtät des Königs," ſagt Friedrich im zweiten Theile der Geſchichte ſeiner Zeit, „erhielt unter ſehr ſchwierigen Umſtänden den Befehl, mit 300 Mann Infanterie einen großen Proviantransport zu escortiren, den Franklini, der von allen öſterreichiſchen Offizieren die genauſte Kenntniß der Wege, die von Böhmen nach Schleſien führen, beſaß, mit 4000 Mann Panduren zwiſchen Chatzlar und Trautenau angriff. Möllendorf hielt alle Angriffe des Feindes aus und bemächtigte ſich eines Kirchhofes, der das Defilé beherrſchte. Von hier aus beſchützte er die

Wagen und vertheidigte ſich drei Stunden lang, bis ihm Herr Dumoulin zu Hülfe kam, der ihn gänzlich frei machte. Die Feinde ließen 40 Todte auf dem Platz, der Verluſt der Bedeckung war gering, nur daß Franklini ungefähr 30 Wagen ausſpannte und die Pferde mit ſich nahm. Zwar ſind," fügt der König hinzu, „Vorfälle der Art nur unbedeutend, aber ſie machen der Nation und denjenigen, die dabei waren, zu viel Ehre, um ſolche Thaten in Vergeſſenheit begraben zu laſſen, die bei der Nachkommenſchaft ein Keim zur Nacheiferung werden können." Möllendorf befand ſich in dieſem zweiten ſchleſiſchen Kriege bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Sarr, in welcher letzteren er ſtark verwundet wurde. Im Jahre 1746 wurde er vom Fähnrich gleich Hauptmann, und erhielt eine Compagnie bei dem Regiment Garde. 1757 war er bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Roßbach und Leuthen gegenwärtig. In der letztern zeichnete er ſich durch einen muthigen Angriff des Dorfes Leuthen, der Einfluß auf das Schickſal des Tages hatte, aus, und erwarb ſich dadurch den Orden pour le Mérite. Er wohnte der Belagerung von Breslau bei, wurde 1758 Major und Commandeur des dritten Bataillons Garde, und war bei dem Überfalle von Hochkirch gegenwärtig. 1760 wurde er Commandeur des Garderegiments und focht mit demſelben in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Obriſtlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau am 3ten November deſſelben Jahres war er es, der zu einem Manöuvre rieth, das die glücklichſten Folgen hatte, und das Schickſal dieſes großen Tages für Preußen entſchied. Doch hatte er dabei für ſeine Perſon das Unglück, gefangen zu werden, wurde aber im Anfange des Jahres 1761 wieder ausgewechſelt, und einige Monate darauf zum Oberſten beſtellt. 1762 im Sommer, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit ſeiner Brigade den wichtigen verſchanzten Poſten bei Burkersdorf und avancirte darauf zum Generalmajor. 1774 ward er Generallieutenant. Im bayerſchen Erbfolgekriege ſtand er bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachſen und Böhmen, und befehligte ein eignes Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Expedition bei Bautzen ausführte, und zur Belohnung den ſchwarzen Adlerorden erhielt. 1783 wurde er Gouverneur von Berlin und wirkte auch mächtig auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten, die damals noch gar nicht im Preußiſchen berückſichtigt wurde. In den letzten Lebensjahren des großen Friedrichs befand er ſich oft um deſſen Perſon, und war vielmals ſein alleiniger Geſellſchafter. Im J. 1787 wurde er General der Infanterie. Nachdem der Herzog von Braunſchweig im J. 1794 das Obercommando der preußiſchen Armeen am Rhein niedergelegt hatte, übernahm der nunmehrige Feldmarſchall Möllendorf daſſelbe, und wußte gegen die übermächtigen franzöſiſchen Armeen ſtets das Gleichgewicht zu behaupten. Obwohl ein Greis über 80 Jahr, folgte er dennoch in jenem verhängnißvollen Kriege vom Jahre 1806 der Stimme des Vaterlandes und dem Rufe ſeines Königs, und gerieth, nachdem die Schlacht von Jena unglücklich für Preußen entſchieden, zu Erfurt erkrankt in franzöſiſche Gefangenſchaft; doch wurde er mit der Achtung, die ſeinen Verdienſten und Jahren gebührte, behandelt, und erhielt die Erlaubniß nach Berlin zurückzukehren. Er ſtarb in einem 90jährigen Alter, und wenn der Tod dieſes ausgezeichneten Veteranen nicht

ganz die Senſation hervorbrachte, die man hätte vermuthen ſollen, ſo iſt die Urſache davon in den damaligen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes zu ſuchen. TH.

Molluſken (im lateiniſchen Mollusca), eine äußerſt merkwürdige Gattung von Würmern, deren Naturgeſchichte noch ſehr im Dunkeln liegt. Sie bilden nach dem linnéiſchen Syſtem die zweite Claſſe der Gewürme (vermes), und unterſcheiden ſich von den intestinis, oder den in den Eingeweiden der Menſchen und Thiere lebenden Würmern vorzüglich dadurch, daß ſie Gliedmaßen beſitzen, welche dieſen fehlen. Einige Arten von Molluſken ausgenommen, bei denen man eine etwas härtere Bedeckung wahrgenommen hat, ſind ſie ohne alle Bedeckung, und mit Gliedmaßen verſehen, die ihnen zu Sinneswerkzeugen zu dienen, und ihre Bewegung und Ernährung zu fördern ſcheinen. Mit Ausnahme der Gartenſchnecken halten ſie ſich meiſt im Waſſer und vorzüglich im Meere auf, welches ſie durch eine phosphoriſche Materie, die von ihrem Körper ausgeht, des Nachts erleuchten. Indeſſen hat man wohl Unrecht gethan, wenn man den Glanz, der ſich zur Nachtzeit bisweilen auf dem Meere zeigt, ganz allein auf Rechnung dieſer glänzenden Molluſken geſetzt hat. Von denjenigen, bei denen der Mund oberwärts iſt, gibt es ſieben Gattungen: Actinia, Aſcidia, Clava, Dagyſia, Nammaria, Pedicellaria, Salpa; von denjenigen, bei denen der Mund ſich vorn befindet, zwei Gattungen: Derris und Petrotrachea; von denen, die den Mund vorn und an den Seiten des Leibes Öffnungen haben, vier, nämlich Doris, Laphyſia, Limax, Tethys; von denen, die den Mund vorn und an der vordern Seite des Leibes Fühlhörner haben, zwei, nämlich Holothuria und Terebella; von denen, welche den Mund vorn haben und mit Gliedmaßen, welche Armen gleichen, verſehen ſind, ſieben, als: Clio, Lernäa, Lobaria, Onchidium, Scylläa, Sepia, Triton; von denjenigen, welche den Mund vorn und Füße haben, fünf, nämlich Amphitrite, Aphrodita, Nais, Nereis, Spio; von denen, welche den Mund unten und im Allgemeinen in der Mitte haben, fünf: Aſterias, Echinus, Lucernaria, Meduſa, Phyſſophora.

Molo iſt ein in einem Hafen, und zwar in das Waſſer hinein, von großen Quaderſteinen aufgeführter Damm, in welchem ein Eingang für die Schiffe befindlich iſt, der mit einer Kette geſchloſſen werden kann. Ein ſolcher Molo iſt für den Hafen von großem Vortheil, indem er nicht nur den Sand und Schlamm abhält, ſondern auch die Schiffe vor den Wellen und vor feindlichen Angriffen ſichert.

Molucken, ſ. Gewürzinſeln.

Molwitz, ein ſchleſiſches Dorf unweit Brieg, bei welchem am 10ten April 1741 die bekannte Schlacht zwiſchen den Preußen und Öſterreichern vorfiel, die, nachdem der Ausgang lange geſchwankt hatte, endlich durch die Anſtrengungen Schwerins zum Vortheil der Preußen entſchieden wurde. Friedrich II. wohnte ihr perſönlich bei; die Art aber, wie er ſich benahm, ließ kaum den großen Feldherrn ahnen, als den er ſich ſpäter zeigte. Er verließ das Schlachtfeld vor dem Ende der Schlacht in dem kritiſchſten Augenblicke, und wurde durch die Siegesbotſchaft nicht wenig überraſcht; wiewohl dieſer Sage in Nicolai's Anekdoten widerſprochen wird. Der König ſagte übrigens ſelbſt, daß er den Krieg damals noch nicht verſtanden und

bedeutende Fehler gemacht habe, daß aber dieſe Schlacht für ihn und ſeine Truppen eine Schule geweſen ſey.

Molza (Franceſco Maria) geboren zu Modena im J. 1489, verdient unter den italieniſchen Dichtern von zweitem Range eine ehrenvolle Erwähnung. Er ſtammte aus einer angeſehnen Familie, brachte ſeine Lebenszeit meiſtens zu Rom hin, und ſtand mit den größten damals lebenden Köpfen, einem Bembo, Sadoleto, Caro, Pietro Vettori, in freundſchaftlicher Verbindung. Seine Talente würden ihm gewiß eine glänzende Laufbahn eröffnet haben, wenn nicht ſeine Ausſchweifungen ihn in Mißcredit geſetzt hätten. Unter ſeinen Poeſien werden beſonders ſeine Stanzen auf das Porträt der Giulia Gonzaga, und die Ninfa Tiberina, ein poetiſches Gemählde in Ottava rima geſchätzt. Sein Capitolo in lode dei fichi iſt ein obſcönes Gedicht; Annibal Caro hat es commentirt. Auch als lateiniſcher Dichter hat ſich Molza vortheilhaft bekannt gemacht. Er ſtarb 1544. Erſt im J. 1747 iſt eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke erſchienen, welche der Abt Seraſſi zu Bergamo nebſt einer weitläuftigen Biographie des Dichters in zwei Bänden herausgegeben hat; der zweite Band enthält die Gedichte Porrino's, eines Zeitgenoſſen von Molza. — Ein Enkel des ebengenannten Molza, Namens Tarquinio Molza, der als ein Mann von großer Gelehrſamkeit in hohem Anſehn ſtand, und von Taſſo, Guarini und Andern zu Rathe gezogen wurde, hat ebenfalls italieniſche und lateiniſche Poeſien hinterlaſſen.

Mömpelgard, franzöſiſch Montbeillard, eine vormalige gefürſtete Grafſchaft zwiſchen der Franche Comté, Lothringen, dem Sundgau und dem Elſaß, welche dem herzoglichen Hauſe Wirtemberg-Stuttgart zugehörte. Dieſes Land iſt größtentheils bergig und hat Überfluß an Holz, Eiſen, Schiefer und Steinkohlen, dabei guten Wein-, Hanf- und Flachsbau und anſehnliche Viehzucht. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 15,000, welche meiſtens der lutheriſchen Religion zugethan ſind. Die geſammten Einkünfte (die dazu gehörigen Herrſchaften mit gerechnet) ſchätzte man auf 360,000 Livres. — Die Grafſchaft kam als ein Theil des burgundiſchen Kreiſes mit demſelben im J. 1032 an Kaiſer Conrad II. Von dieſer Zeit an regierten die Grafen darin erblich. Im J. 1397 kam das Land, durch Verheirathung der mömpelgardiſchen Erbtochter, Henriette, mit Eberhard von Wirtemberg, an dieſes letztgenannte Haus. Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts wurde es einer beſondern wirtembergiſchen Linie zu Theil, deren Stifter Ludwig Friedrich war. Nach dem Tode des letzten Herzogs von dieſer Linie, Leopold Eberhards, im J. 1723 wurde der Beſitz des Landes dem Herzog zu Wirtemberg-Stuttgart zugeſprochen, obwohl Leopold Eberhard mit ſeinen drei Gemahlinnen ungleichen Standes, nämlich einer Gräfin von Sponeck und den beiden Freiinnen von l'Eſperance, Kinder hinterlaſſen hatte. Sie wurden mit einem Jahrgelde von 14,000 Gülden abgefunden, wogegen ſie ihren Anſprüchen eidlich entſagten. Die Grafſchaft gehörte zum deutſchen Reiche, ohne einem Kreiſe einverleibt zu ſeyn. Die damit verbundnen Herrſchaften Blamont, Clemont Hericourt und Chatelot, nebſt Groages, Clerval und Paſſavant ſtanden aber unter franzöſiſcher Landeshoheit, welche Wirtemberg auch 1748 nach langer Weigerung anerkannte. Die Herrſchaft Franquemont war ein Lehen des Biſthums Baſel. Im J. 1786 fand eine Ausgleichung und Austauſchung mit Frankreich Statt, wodurch Mömpelgard zu einem

zuſammenhängenden Lande umgeformt wurde; allein 1790 beſetzten es die Franzoſen und 1796 trat es Wirtemberg ſämmtlich an Frankreich ab. Es wurde anfangs zum Departement Mont Terrible, ſpäter zum Departement des Oberrheins geſchlagen. Die Hauptſtadt Mömpelgard liegt am Fluß Alain, wo er den Bach Rigole aufnimmt, und zählt 3700 Einwohner. Die Leinwand- und Baumwollenzeugfabriken ſind von Bedeutung, wie auch der Handel mit hier verfertigten Uhren, Leder und einigen andern Producten.

Momus, bei den Griechen und Römern der Gott der Tadelſucht und Satire, war ein Sohn des Schlafes und der Nacht. Mit ſchonungsloſem beißenden Witze tadelte er alles; ſelbſt die Götter blieben nicht verſchont.

Monaco, vormals ein kleines italieniſches Fürſtenthum zwiſchen der Grafſchaft Nizza und dem genueſiſchen Gebiete an der Meereskuͤſte. Es enthält zwei kleine Städte, Monaco, welches befeſtigt iſt und einen Hafen hat, und Mentone. Der Unterhalt der Einwohner kommt faſt gänzlich aus dem Gewinn des Öls, welches in ſolcher Quantität vorhanden iſt, daß der 13te Theil davon, den die Unterthanen ihrem Oberherrn in Natura abgaben, jährlich 40,000 Fl. abwarf. Die geſammten Einkünfte betrugen 400,000 Livres. Die Familie Grimaldi beſaß das Ländchen ſeit Otto's I. Zeiten. Im J. 1731 aber ſtarb der Mannsſtamm aus. Die Erbin des letzten Fürſten, Anton Grimaldi, vermählte ſich mit Franz de Matignon, deſſen Familie die Pairwürde von Frankreich beſaß und unter deſſen Schutze Monaco ſeit 1741 ſtand. Seit 1792, wo Nizza mit Frankreich vereinigt wurde, iſt auch Monaco demſelben einverleibt.

Monaden nannte Leibnitz die einfachen Subſtanzen, aus welchen die zuſammengeſetzten entſtänden, die Lehre von dieſen einfachen Subſtanzen aber Monadologie, welche ſeitdem einen Theil der Metaphyſik ausmachte. Das Daſeyn der Monaden bewies er folgendermaßen: Eine Theilung der Körper ins Unendliche läßt ſich nicht denken, weil ſonſt ein endlicher Körper aus unendlich vielen Theilen beſtehen müßte, welches nicht denkbar iſt. Man muß alſo zuletzt bei ſolchen Theilen ſtehen bleiben, die ſich nicht mehr theilen laſſen, Monaden. Da nun der Begriff der Monade den Begriff des Körpers negirte, ſo konnten ſeine Monaden auch nicht die Eigenſchaften der Körper haben. Aus dem Mangel der Theile ſchloß er, daß die Monaden keine Länge, Breite und Tiefe haben, keiner Auflöſung fähig, nicht aus zuſammengeſetzten Dingen entſtehen und nicht durch Trennung der Theile untergehen könnten. Sollten ſie alſo entſtehen, ſo müßten ſie aus nichts entſtehen, und ſollten ſie untergehn, ſo könnte dies nur durch Vernichtung geſchehen. Indem er ſo den Monaden alle dieſe Eigenſchaften abſprach, bleibt nichts Poſitives bei ihnen zu denken übrig, als daß ſie Kräfte und zwar Vorſtellkräfte wären. Sie müßten jedoch noch durch gewiſſe andre Eigenſchaften von einander unterſchieden ſeyn, weil in der Natur keine zwei einander ganz gleiche Dinge gefunden würden, und weil ſonſt kein Mittel vorhanden ſey, wodurch man in den Dingen einige Veränderungen wahrnehmen könnte, weil dasjenige, was in einem Körper vorgehe, ſeinen Grund in den einfachen Theilen deſſelben haben müßte. Wolf nahm in der Folge dieſen Unterſchied an. Es gibt vier Gattungen der einfachen Dinge: die Elemente der ſichtbaren Welt, die Seelen der Thiere, die See-

len der Menſchen und Gott. Weil aber alle dieſe Dinge in den Graden der vorſtellenden Kräfte verſchieden ſeyn können, die Vorſtellungen aber entweder klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich ſind, ſo laſſen ſich die Arten dieſer Dinge, die eine Kraft haben, ſich die Welt vorzuſtellen, auf folgende Weiſe unterſcheiden. Die erſte Art iſt diejenige, die ſich die Welt dunkel vorſtellt, dergeſtalt, daß in dieſer Vorſtellung nichts einzelnes unterſchieden werden kann. Und dieſe haben den geringſten Grad der Vollkommenheit; ſie ſind ſich ihrer nicht bewußt und haben keine Empfindungen noch andere Gedanken. Da nun bei uns der Schlaf ein Zuſtand der dunkeln Vorſtellungen iſt, ſo ſind dieſe Dinge in einem beſtändigen Schlafe. Die zweite Art beſteht aus ſolchen einfachen Dingen, die ſich die Welt klar aber undeutlich vorſtellen. Dergleichen ſind nach Leibnitz die Seelen der Thiere. Die dritte Art ſind ſolche, welche ſich die Welt klar und deutlich vorſtellen, wie die Seelen der Menſchen. Von der vierten Gattung ſagt Wolf: Wenn nun der Zuſtand aller Welt auf einmal deutlich vorgeſtellt wird, ſowohl dem Raume als der Zeit nach, ſo hat der Geiſt den allervollkommenſten Grad, welcher möglich iſt; und demnach iſt er auch der allervollkommenſte Geiſt. — In der Folge behielt man zwar den leibnitziſchen Beweis von der Realität der Monaden bei, in ſo fern man ſchloß, da es zuſammengeſetzte Dinge gibt, muß es auch einfache oder Monaden geben, wiewohl er auch durch eine unendliche Theilung der Körper beſtritten wurde; aber man nahm beſonders die Eigenſchaften der Monaden, wie nicht weniger ihre Bewegung, Veränderung und Einwirkung in einander in Anſpruch. Man ſagte: wenn ſie keine Ausdehnung, Größe, Figur u. ſ. w. haben, ſo ſind ſie ja für uns ſo gut wie nichts, mathematiſche Punkte. Und wie mögen Elemente, die keine Größe, Figur und Ausdehnung haben, durch ihre Zuſammenſetzung Körper geben, welche Ausdehnung und Größe beſitzen? Was eine Sache für ſich nicht hat, kann ſie durch die bloße Zuſammenſetzung auch andern nicht geben. Wie können die Monaden, da ſie keine Seiten, keine Theile, Größe und Figur haben, einander berühren, damit zuſammengeſetzte Dinge daraus werden, deren Theile zuſammenhängen? Dieſen Schwierigkeiten ſuchte man auf mancherlei Weiſe auszuweichen. Einige machten einen Unterſchied zwiſchen metaphyſiſcher und mathematiſcher Ausdehnung, und ſprachen den Monaden nur die erſtere ab, indem es ſich ja nicht denken laſſe, daß eine Subſtanz exiſtire, ohne einen Raum einzunehmen und mathematiſch ausgedehnt zu ſeyn; in einem ſolchen Raume ließen ſich wenigſtens Außentheile gedenken, in denen auch vielleicht verſchiedne Subſtanzen ſeyn könnten, obwohl jetzt nicht ſind. Oder man könnte ſich die Monaden immerhin als ausgedehnt gedenken, nur nicht ſo, daß man einen oder einige Realtheile von ihnen abſondern wolle; ſie wären genau Eins und durch Abſonderung eines Theils würde die ganze Monade vernichtet werden. Kant endlich endigte dieſen Streit, indem er auf die Amphibolie der Reflexionsbegriffe vom Innern und Äußern aufmerkſam machte. Dieſe Amphibolie entſteht überhaupt durch Verwechslung des empiriſchen Verſtandesgebrauchs mit dem transcendentalen. Leibnitzens Monaden entſtanden, indem er das Innere der Körper ſuchte, und nachdem er dies in dem Einfachen, als der Grundlage alles Innern, gefunden zu haben glaubte, dieſes Innere bloß im Verhältniß auf den Verſtand vorſtellte. Das Innere

dieſes Zuſtandes konnte nun nicht in Ort, Geſtalt, Berührung oder Bewegung beſtehn, weil dies äußerliche Verhältniſſe ſind. Folglich blieb dieſen Subſtanzen nur der Zuſtand der Vorſtellungen übrig, und ſie waren nichts anders als Vorſtellungskräfte, wodurch ſie eigentlich nur in ſich ſelbſt wirkſam ſind und den Grundſtoff des ganzen Univerſums ausmachen mußten. Dieſe einfachen Weſen waren bloße intelligible Gegenſtände, dahingegen die zuſammengeſetzten, die Materie, Erſcheinungen waren. Leibnitz fehlte, indem er das bloß Intelligible, bloß für den reinen Verſtand Gehörige als Erſcheinung behandelte. Das Intelligible aber wird nicht durch ein ſinnliches, ſondern durch ein intellectuelles Anſchauungsvermögen erkannt, in deſſen Ermangelung wir von dergleichen Gegenſtänden gar nichts wiſſen können.

Monaldeſchi, ſ. Chriſtine, Königin von Schweden.

Monarchie. Mit dem Worte Monarchie wird die Herrſchaft eines Einzigen bezeichnet, im Gegenſatze von Ariſtokratie oder Demokratie, oder von Republik im Allgemeinen. Nach dem Beiſpiele Montesquieu's, der vorzüglich dieſer Eintheilung eine hohe Autorität verſchaffte, theilt man gewöhnlich die verſchiednen Arten der Verfaſſungen der Staaten auf dreierlei Weiſe ein: nämlich in Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie. Monarchie nennt man alsdann, wie ſchon angeführt worden, diejenige Art der Verfaſſung, wo die oberſte Gewalt, d. h. vorzüglich die executive Gewalt, ſich in einer Hand vereinigt befindet, dieſe jedoch in der Ausübung derſelben durch Grundgeſetze beſchränkt wird. Iſt dies nicht der Fall, ſo nennt man dieſe Ausartung der Monarchie Despotie oder Despotismus. Die Monarchie ſelbſt wird wiederum verſchieden eingetheilt: 1. nach dem Umfange der oberſten Staatsgewalt, in unumſchränkte, wo zwar der Monarch an Grundgeſetze gebunden iſt, aber die drei Zweige der oberſten Gewalt, die legislative, richterliche und executive Macht, in ſeiner Hand vereinigt, und in beſchränkte Monarchie, wenn der Monarch die oberſte Gewalt, d. h. vorzüglich die legislative Macht mit dem Volke theilt, wobei die Nation durch ihre Repräſentanten entweder eine berathende, oder entſcheidende Stimme üben kann; oder 2. nach der Ordnung der Thronfolge, entweder in erbliche Monarchie, und zwar erblich entweder nur in dem Mannsſtamme, oder auch in der weiblichen Linie, ſo wie es durch Hausordnungen oder durch Verträge beſtimmt iſt, oder in Wahlmonarchie, von der Polen die letzte der Art in Europa war, oder endlich in gemiſchte Monarchie, wo die Thronfolge zum Theil von der Geburt, zum Theil von der Wahl abhängt; ſo z. B. in Rußland, vor der Succeſſionsordnung Pauls I., ſo noch jetzt in der Türkei. Unter Ariſtokratie dagegen verſteht man diejenige Verfaſſung, wo nur ein kleiner Theil der Nation entweder durch Erb- oder durch Wahlrecht herrſcht, die Qualität eines activen Bürgers an gewiſſe außerordentliche Requiſite geknüpft iſt. Sie wird wiederum getheilt in unumſchränkte Ariſtokratie, wenn durchaus alle Zweige der oberſten Gewalt ſich in den Händen eines privilegirten Corps befinden; in beſchränkte, wenn die Ausübung eines oder aller Zweige der oberſten Gewalt der Beſtätigung des geſammten, oder eines Theiles des Volks, ſeiner Repräſentanten, bedarf und endlich in gemiſchte Ariſtokratie, wenn der regierende Körper aus privilegirten und nicht privilegirten Mitgliedern beſteht. Außerdem wird auch wohl noch von reiner oder repräſentativer Ari-

ſtokratie geſprochen; erſtere beſteht dann, wenn alle Glieder des privilegirten Corps an der Übung der höchſten Gewalt Theil nehmen, letztere, wenn daſſelbe zu zahlreich iſt und daher die höchſte Gewalt durch Repräſentanten deſſelben verwaltet wird. Artet die Ariſtokratie in die geſetzwidrige Herrſchaft einiger wenigen aus, ſo erhält ſie den Namen der Oligarchie. Demokratie endlich wird in dieſer Eintheilung diejenige Verfaſſung genannt, wo alle, oder doch der gröste Theil des Volks, die höchſte Gewalt ausüben; auch die Demokratie wird wiederum in reine und repräſentative Demokratie abgetheilt, je nachdem entweder das geſammte Volk oder nur ein Ausſchuß deſſelben die höchſte Gewalt handhabt. Eine vollkommne Allherrſchaft iſt, ſtreng genommen, nicht wohl möglich, die Weiber z. B. waren immer von allem Antheile an den Geſchäften ausgeſchloſſen. Auch dieſe Verfaſſung artet leicht durch das Getriebe der Demagogen in Ochlokratie oder Pöbelherrſchaft aus. Dieſe Eintheilung der verſchiednen Verfaſſungen, um darnach den Charakter derſelben zu beſtimmen, beruht jedoch auf einem fehlerhaften Eintheilungsprincip, das nur die Zahl der Regenten berückſichtigt. Dieſe iſt aber vollkommen zufällig und unweſentlich, um das Wechſelverhältniß der Regenten und der Regierten, worauf es allein und vor allen ankommt, zu beſtimmen. Gleich mangelhaft iſt eine andere, gleichfalls gebräuchliche Eintheilung, in politiſch freie und politiſch unfreie Verfaſſungen, indem zu den erſteren die reine und repräſentative Demokratie und die eingeſchränkte Monarchie, zu den politiſch unfreien aber die Ariſtokratie und die uneingeſchränkte Monarchie gezählt wird. Auch dieſe Eintheilung ſtellt kein feſtes Eintheilungsprincip auf, unterſcheidet z. B. unumſchränkte Monarchie keineswegs von Despotie, ſo wenig als die verſchiednen Modificationen, die bei der Ariſtokratie möglich ſind. Die einzige den weſentlichen Charakter der verſchiednen beſtehenden Verfaſſungen berührende Eintheilung iſt die in Republik, Autokratie und Despotie. In dieſem Sinne begreift man unter Republik alle diejenigen Verfaſſungen, in denen die Mitglieder des Staats nicht nur ihre Menſchen-, ſondern auch Bürgerrechte beſitzen, d. h., wo ſie auf irgend eine Art geſetzlichen Antheil an der Ausübung der oberſten Gewalt nehmen; gleichgültig iſt es dabei, ob der Regent, das heißt hier vorzüglich der Inhaber der executiven Macht, eine phyſiſche oder moraliſche Perſon iſt; unter Autokratie diejenigen Verfaſſungen, wo die Glieder des Staats zwar Menſchenrechte, aber keine bürgerlichen Rechte beſitzen, die Ausübung der höchſten Gewalt nur allein dem Regenten geſetzlich überlaſſen, er das einzige Organ des öffentli- Willens iſt; unter Despotie endlich diejenigen Verfaſſungen, wo die Unterthanen nicht nur der Bürger-, ſondern auch der Menſchenrechte, das heißt des Rechts auf ihre Perſönlichkeit, auf ihr Leben, ihre Geſundheit und Freiheit entbehren, ſich in dem Stande der Leibeigenſchaft befinden, wo alſo der Regent nicht nur einziges Organ des öffentlichen, ſondern auch des Privatwillens iſt. Dieſe letzte Art der Verfaſſungen kann nie rechtlich werden, indem ſie die Menſchenrechte der Einzelnen verletzt. Auch hierbei aber iſt die Zahl der Herrſcher vollkommen gleichgültig; überhaupt aber muß bei der Beurtheilung des Werths oder des Unwerths einer Verfaſſung in einem gegebnen Falle hauptſächlich auf den Geiſt geſe-

hen werden, der das Volk und die Regierung beſeelt, und der ſo wie immer, ungleich wichtiger iſt, als die Form. Cz.

Monat bezeichnet im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes um den ganzen Himmel. Da der Umlauf des Mondes aus mehreren Geſichtspunkten betrachtet werden kann, ſo unterſcheidet man auch mehrere Arten von Monaten. Betrachtet man den Mond, wie er ſeinen Lauf aus der Gegend irgend eines in ſeiner Nähe ſtehenden Fixſternes beginnt, bis zu der Zeit, wo er wieder in derſelben Stellung gegen jenen Fixſtern geſehn wird, ſo iſt dies ſein ſideriſcher Umlauf, und die Periode deſſelben wird der ſideriſche Monat genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte gibt den periodiſchen Monat. Die Zeit, binnen welcher der ganze Mondwechſel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, iſt der ſynodiſche Monat. Der Umlauf von dem aufſteigenden Knoten bis wieder zu demſelben heißt der Knotenmonat; endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin, der anomaliſtiſche Monat. Kein einziger dieſer fünf verſchiednen Monate bleibt ſich gleich, ſondern die Dauer von allen iſt bald länger, bald kürzer. Die Länge einer jeden Art läßt ſich daher nur in einer mittlern, d. h. in einer Zeitdauer angeben, welche zwiſchen der größten und kürzeſten eines jeden Monats das Mittel hält. Und zwar beſtimmt auf dieſe Weiſe Lalande

den ſideriſchen Monat	auf 27 Tage	7 Stunden	43 Min.	12 Sec.
den periodiſchen	— — 27 —	7 —	43 —	5 —
den ſynodiſchen	— — 29 —	12 —	44 —	3 —
den Knotenmonat	— 27 —	5 —	6 —	56 —
den anomaliſtiſchen M.	— 27 —	13 —	18 —	35 —

Außer dieſen Mondenmonaten gibt es aber auch einen Sonnenmonat, welcher daraus entſtanden iſt, daß man den Mondwechſel mit dem ſcheinbaren jährlichen Umlauf der Sonne in Verbindung gebracht hat. Man nahm wahr, daß ungefähr zwölf Monate auf einen Sonnenumlauf gingen und rechnete den Sonnen- oder ſynodiſchen Monat, der eigentlich 30 Tage 10 Stunden 29 Minuten und 37 Secunden beträgt, theils zu 30, theils zu 31 Tagen. — Noch erwähnen wir des Erleuchtungsmonats, welcher die Periode in ſich ſchließt, bei welcher der Mond nach dem Neumonde zuerſt (erleuchtet) wieder erſcheint bis zu demſelben Zeitpunkt, und welcher in den Neumond, das erſte Viertel, den Vollmond und das zweite oder letzte Viertel zerfällt. — Da nächſt Tag und Nacht der Mondwechſel die auffallendſte Himmelserſcheinung iſt, und die regelmäßige Wiederkehr derſelben ſich ſehr bald bemerklich macht, ſo gab er ſchon in den älteſten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbeſtimmung ab.

Monboddo, ein ſchottiſcher Lord, der durch ſeine Ältermutter mit der berühmten Familie der Douglas verwandt war, und meiſtentheils auf ſeinem ererbten Sitze zu Monboddo lebte. Er zeichnete ſich durch viele wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Studium der Alten, unter denen beſonders Homer ſein Lieblingsſchriftſteller war, noch mehr aber durch die Behauptung vieler paradoxen Sätze, die ihn gar häufig zum Gegenſtand der Converſation machten, aus. Er war ein Zeitgenoſſe Goldſmiths, Garriks Warburtons, Fergusons, Johnſons u. ſ. w., und hatte mit dem

letztgenannten berühmten Manne, obwohl er in Hinſicht ſeiner Meinungen mit ihm in ſtetem Widerſpruche lebte, eine ſo große Ähnlichkeit, daß der bekannte Schauſpieler Foote, der zu ſeiner Zeit in dem unbeſtrittenen Beſitz des Ruhmes war, ſehr treffende und witzige Vergleichungen zu machen, ihn nur eine elzeviriſche Ausgabe des Johnſon zu nennen pflegte. Unter den Sätzen, die er behauptete, befand ſich auch dieſer, daß das Daſeyn eines jeden Dinges möglich ſey, mit Einem Worte, daß Alles, was in posse iſt, auch in esse gefunden werden könne. Johnſon äußerte einſt in einem Cirkel gelehrter Freunde, er wolle darüber nicht ſtreiten; er hätte es nicht für möglich gehalten, einen Monboddo zu finden, und gleichwohl ſey er da. Ein ſo großer Antagoniſt Johnſon übrigens von des Lords Sätzen war, ließ er ſich doch auf ſeiner Reiſe, die er im J. 1774 nach den öſtlichen Inſeln unternahm, bereden, einen Beſuch bei demſelben abzuſtatten, und ſchied mit einer vortheilhaften Meinung von ihm. Er erwähnt dieſes Beſuchs in ſeiner Reiſebeſchreibung mit den wenigen Worten, daß die Geſellſchaft des Lords eine hinreichende Schadloshaltung auch für einen weitern Umweg geweſen ſeyn würde, als er, um bei ihm vorzuſprechen, gemacht hätte. TH.

Mönchsweſen findet man ſchon in der vorchriſtlichen Zeit. Die Neigung zum einſamen Leben entſtand mit den Verderbniſſen des geſellſchaftlichen. Beſſergeſinnte, die ſich dem Kampfe gegen dieſe Verderbniſſe nicht gewachſen fühlten, ſuchten in der Einſamkeit einen Schutz gegen das andringende Böſe. Ob Henoch, der Repräſentant der ſechsten Generation nach Adam, weil er ein göttlich Leben führte, nicht der erſte Einſiedler geweſen ſey, konnten nur Mönche fragen; aber gewiß lag in dem ſtillen, zur Unthätigkeit und Contemplation geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, ſchon unter den früheſten Bewohnern des ſüdlichen Aſiens der Keim jener älteſten orientaliſchen Philoſophie, deren Tendenz zum beſchaulichen, aus den Feſſeln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufſtrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer beſondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am beſten durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umgangs mit Menſchen büßen, und nach einer alten, im ganzen Orient verbreiteten Idee die Gottheit verſöhnen könne. Anachoreten, Eremiten, büßende Heilige und Mönche zeigen ſich daher ſchon im vorchriſtlichen aſiatiſchen Alterthume (vergl. d. Art. Gymnoſophiſten), und jetzt ſind die Länder, die ſich zu den Religionen des Brama, Fo, Lama und Mahomet bekennen, voll Fakirs und Santons, Tanirs oder Songeſſen, Talapoinen, Bonzen und Derwiſche, deren Schwärmereien und unſinnige Büßungen mehr heilige Schauſpiele und Mittel des Betruges als Früchte der Frömmigkeit ſind. Auch das alte hebräiſche Volk hatte ſolche Gottgeweihte in ſeinen Naſiräern, denen Moſes beſondre Rechte zugeſtand, und das Leben der Eſſäer und Therapeuten, die um die Zeiten Jeſu in Paläſtina und Ägypten blühten, war ganz nach der Idee von Abſonderung aus der Welt, und von klöſterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die man ſpäter in der beſſern Periode des chriſtlichen Mönchsweſens obwalten ſieht. Denn unter den Chriſten, deren Religion an ſich ſchon die Gegenſätze des Körperlichen und Geiſtigen ſcharf beſtimmt, und überdies ſeit dem 3ten Jahrhundert mit gnoſtiſchen und neupla-

toniſchen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geſchwängert wurde (vergl. d. Art. Heilige), fing das einſame Leben ſchon im 4ten Jahrhundert an, Beifall zu finden und ſeit dem 5ten Jahrhundert tritt das Mönchsweſen als ein kirchliches Inſtitut hervor, das ſich in mannichfaltigen Ramificationen ausbildete und bis ins 17te Jahrhundert an Einfluß auf Cultur und Sitten und an politiſcher Geltung gewachſen iſt. Die nähern Notizen über die Entſtehung, Ausbreitung, Ökonomie und welthiſtoriſchen Bedeutung des chriſtlichen Mönchsweſen findet man in den Art. Klöſter und geiſtliche Orden. E.

Moncrif (François-Auguſtin Paradis de), geheimer Secretär des Grafen von Clermont, Vorleſer der Königin, Mitglied der Akademien zu Paris, Nancy und Berlin, war 1687 zu Paris geboren und ſtarb 1770. Ein ſcharfſinniger Geiſt, eine einnehmende Bildung, eine ſanfte und gleiche Gemüthsart, verbunden mit der Gabe, gut zu leſen, angenehm zu ſingen und leicht ein Madrigal zu dichten, erwarben ihm früh eine Menge von Freunden. Er wußte ſich nicht nur die Zuneigung, ſondern auch die Achtung der Großen zu erwerben, indem er den Stolz, der ihre Eigenliebe kränkte, eben ſo wohl als ein kriechendes Betragen, welches Verachtung erzeugt, zu vermeiden wußte. Ludwig XV. gab ihm die Erlaubniß, am Hofe zu erſcheinen, die er Voltaire, deſſen ſchneidenden Blick er fürchtete, verſagte. Der König ſcherzte zuweilen mit ihm. „Wiſſen Sie," ſagte er einſt zu ihm, „daß man Ihnen achtzig Jahre gibt?" — „Sire," antwortete Moncrif, der nicht gern alt ſein wollte, „das mag ſeyn, aber ich nehme ſie nicht." Wenige Menſchen waren ſo dienſtfertig und gaben ſo gern, wie Moncrif. Er ernährte und erzog ſeine armen Verwandten, ohne ſich ihrer je zu ſchämen. Die vorzüglichſten ſeiner Werke ſind: 1. Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire, eine angenehme, nicht unverdienſtliche Anleitung in der Kunſt, in der Geſellſchaft zu gefallen, wiewohl d'Alembert ihn nicht mit Unrecht tadelt, daß er in ein Syſtem habe bringen wollen, was allein die Natur lehren kann. Auch gefiel Moncrif ſelbſt keineswegs Allen. Der Dichter Roi mochte ihn nicht leiden, und als ſich Moncrif einſt mit dem Grafen von Clermont, deſſen Secretär er war, veruneinigt hatte, verfertigte er folgendes Epigramm auf ihn:

> Opprobre du corps littéraire,
> Maussade auteur de l'art de plaire,
> Tu n'en es pas à l'alphabet;
> Clermont te l'a bien fait connoître.
> Le premier point dans un valet,
> C'est de savoir plaire à son maître.

Moncrif fand den Scherz nicht eben angenehm, und als er dem Dichter Roi einmal auf der Straße begegnete, bewillkommnete er ihn mit ſeinem Stock. Roi ergriff die Flucht, Moncrif aber folgte ihm und ſein Stock ſchlug ſelten fehl. Roi, der ſich erinnerte, daß Moncrif eine Erzählung von Katzen geſchrieben hatte, die immer laufen und immer geſchlagen werden, rief ihm von Zeit zu Zeit zu: Patte de velours, minet, patte de velours; wodurch aber jener wahrſcheinlich angereizt wurde, nur noch derber zu ſchlagen; 2. Les ames rivales, ein angenehmer kleiner Roman; 3. Les Abdérites, ein mittelmäßiges Luſtſpiel; 4. Poésies diverses, unter welchen man die Romanzen und die Erzählung, Rajeunissement inutile,

beſonders auszeichnet. 5. Verſchiedne Abhandlungen, die man in ſeinen vermiſchten Werken findet; 6. L'Histoire des chats, eine Bagatelle, die gegenwärtig vergeſſen iſt. Außerdem hat er verſchiedne kleine Stücke für das Theater geſchrieben.

Mond nennen wir vorzugsweiſe den die Erde begleitenden Trabanten. Gleich den übrigen Planeten verändert er täglich ſeinen Stand unter den Fixſternen am Himmel, und binnen einem Monat ſcheint er ſeinen Umlauf um den ganzen Himmel von Abend gegen Morgen zurückzulegen, während er zugleich unter den übrigen Geſtirnen der täglichen ſcheinbaren Bewegung von Morgen gegen Abend folgt. Von ſeinen verſchiednen Geſtalten iſt unter dem Art. Mondphaſen die Rede. Schon früh bemerkte man, daß ſich der Mond um die Erde bewege. Die Erde liegt jedoch nicht im Mittelpunkte der Mondsbahn. Mit der Ekliptik macht dieſelbe einen Winkel von 5½ Grad. — Der Mond iſt unter allen Himmelskörpern der uns bei weitem nächſte; ſeine Entfernung aber iſt, da die Erde nicht im Mittelpunkte ſeiner Bahn liegt, auch die Mondsbahn, wie alle Planetenbahnen, kein Kreis, ſondern eine Ellipſe iſt, nicht immer gleich. Man beſtimmt ſeine mittlere Entfernung auf ungefähr 60 Erdhalbmeſſer oder 51,570 geographiſche Meilen. Bei jedem ſeiner Umläufe um die Erde kommt er einmal in die Erdnähe (Perigäum) und einmal in die Erdferne (Apogäum). Je nachdem der Mond der Erde näher oder entfernter iſt, erſcheint auch ſein Durchmeſſer, beſonders wenn man ihn durch Ferngläſer betrachtet, größer oder kleiner. In der mittlern Entfernung beträgt derſelbe 31 Minuten und 9 Secunden. Der wahre Durchmeſſer des Mondes wird nach aſtronomiſchen Berechnungen auf 3$\frac{7}{11}$ Mal kleiner als der Erddurchmeſſer beſtimmt. Hiernach läßt ſich leicht berechnen, daß der Mond 14 Mal weniger Oberfläche und einen 50 Mal geringern körperlichen Inhalt habe, als die Erde. Setzt man den Durchmeſſer der letztern auf 1719 geographiſche Meilen, ſo beträgt der Durchmeſſer des Mondes etwas über 468 ſolcher Meilen. In Anſehung ſeines Umlaufs bemerkt man große Ungleichheiten beim Monde. Dieſe rühren meiſt von der ſtarken Einwirkung, d. h. Anziehung der Sonne in ſeinen verſchiednen Stellungen gegen die Erde her. Erſt nach Newtons Entdeckung des Geſetzes von der allgemeinen Schwere klärte ſich dies mehr auf. Tobias Mayer lieferte die erſten genauen Mondstafeln, welche den wahren Ort des Mondes für jede Zeit durch 13 verſchiedne Gleichungen bis auf 1 Minute angeben. Da der Mond ſeinen periodiſchen Umlauf (Monat) in 27 Tagen 8 Stunden, oder, genau gerechnet, in 27 Tagen 7 Stunden 43 Minuten und 5 Secunden zurücklegt, ſo durchläuft er, nach einer mittlern Bewegung gerechnet, täglich 13 Grad 10 Min. 35 Secunden ſeiner Bahn, welches in jeder Zeitſecunde 3132 pariſer Fuß beträgt. — Außer der doppelten Bewegung, mit welcher ſich der Mond um unſre Erde und nebſt dieſer um die Sonne dreht, hat er noch eine dritte, nämlich um ſeine Axe. Er vollendet dieſelbe während der Umlaufszeit um die Erde einmal, wie daraus erhellt, daß der Mond uns immer einerlei Seite zukehrt. Die Urſach dieſer Gleichheit der Zeit zwiſchen Umlauf und Umdrehung findet Newton darin, daß die der Erde zugekehrte Seite des Mondes wegen der größern Nähe von der Erde ſtärker angezogen werde als die abgewendete, und daher nach dieſer Richtung eine länglichere Geſtalt annehme. Indeß hat man doch wahrgenommen,

daß ſich die der Erde zugekehrte Mondsfläche periodiſch etwas verrückt, weil die in ihrer Mitte ſichtbaren dunklern Flecken bald mehr nordwärts, bald mehr ſüdwärts, auch öfters bald mehr oſtwärts bald mehr weſtwärts treten. Dieſe Erſcheinung hat man das Schwanken des Mondes der Breite und Länge nach genannt. Von beiden ſind die Urſachen durch die Aſtronomen unterſucht und entdeckt worden. — Unter allen Himmelskörpern kennen wir den Mond wegen ſeiner großen Nähe am genauſten. Daß er ein dunkler Körper ſey und ſein Licht von der Sonne empfange, ſieht man aus den Sonnen- und Mondfinſterniſſen, beſonders aber aus den verſchiednen Lichtgeſtalten (ſ. Mondphaſen). Schon das bloße Auge entdeckt auf der erleuchteten Fläche des Mondes mehrere Flecken, die ſich durch eine geringere Helligkeit merklich auszeichnen, und jedes gute Fernrohr läßt uns in den hellern Theilen an der Grenzlinie der Erleuchtung Höcker und beträchtliche Unebenheiten erblicken, welche man für Berge und Thäler halten muß. Die mehrjährigen Beobachtungen Schröters haben das Daſeyn derſelben außer allen Zweifel geſetzt und ihm iſt es gelungen, ſogar die Höhen der Mondberge zu beſtimmen. Die Methode, welcher ſich dieſer unermüdliche Forſcher dazu bedient, iſt ſo ſicher und genau, als man nur wünſchen kann. Er maß die ſüdliche Randhöhe, die er Leibnitz und Dörfel nennt, nach der Sonnenhöhe über dieſer Gegend und nach dem Schatten, den ſie wirft, und fand ſie 25,000 pariſer Fuß hoch, mithin höher als den höchſten Berg auf unſrer Erde. — Die großen dunkeln Flecken des Mondes ſtellen ſich, wenn ſie von der Gränzlinie der Erleuchtung durchſchnitten werden, allezeit glatt, d. h. ohne Hervorragungen, dar. Hieraus zieht man den wahrſcheinlichen Schluß, daß es Ebenen ſind, deren Oberfläche aus einer Materie beſteht, welche das Sonnenlicht weniger zurückwirft. Ob ſie aber Meere ſind, iſt ſehr ungewiß und wird dadurch ſogar unwahrſcheinlich, daß Huygens große Einſenkungen und Schröter in mehreren dieſer Einſenkungen deutliche Spuren von verſchiednen über einander liegenden horizontalen Schichten bemerkte, welche um die Einſenkungen einen gebirgigen Wall bilden. Schröter, der mehrere dieſer Einſenkungen maß, fand ihre Durchmeſſer von 30 Fuß bis zu einer halben Viertelmeile; ja eine hat viertehalb geographiſche Meilen im Durchmeſſer und über 30,000 Klaftern Höhe. Sonſt kannte man nur 244 dunklere Mondflecken. Schröter hat ihre Anzahl auf 6000 vermehrt, und viele davon genau unterſucht und beſchrieben. Einen zuſammenhängenden Ocean wie auf der Erde findet man auf dem Monde nicht; auch zeigt das Teleſcop keine Spur von Flüſſen. Die zuſammenhängenden Bergketten ſind nach Schröters wahrſcheinlichen Vermuthungen Anſchwellungen der Mondsrinde; die Einſenkungen aber mit ihren Wall- und Randgebirgen betrachtet er als Crater, die durch wirkliche Ausbrüche jener Anſchwellungen veranlaßt wurden. Die großen grauen Flecke ſcheinen ihm minder zerſtörte Gegenden zu ſeyn, wo vielleicht einige Vegetation Statt findet. Auch nahm er Veränderungen auf der Mondoberfläche wahr, welche vulcaniſchen Urſprungs zu ſeyn ſcheinen. Aus allem ſcheint zu erhellen, daß die Oberfläche des Mondes noch großen Revolutionen unterworfen ſey, die ihre allmälige Ausbildung herbeiführen. Vielleicht daß des Monds Oberfläche noch von heftig brennenden Vulcanen und von Erdbeben aufgeriſſen und angeſchwellt wird, wie dies ehedem mit unſrer Erde ebenfalls geſche-

hen ſeyn mag. Man hat die wahrſcheinlichen Revolutionen auf dem Monde in unſern Tagen zur Erklärung des ſeit einigen Jahren ſo viel Aufſehen erregenden Steinregens benutzt und dafür gehalten, daß die aus der Luft gefallnen mineraliſchen Maſſen bei heftigen Exploſionen der Mondvulcane auf unſre Erde geworfen worden wären. (Vergl. Meteorſteine).

Mondphaſen, oder Mond- und Lichtgeſtalten, ſind die abwechſelnden Geſtalten der erleuchteten Mondſcheibe. Sie rühren von der Stellung her, welche der an ſich dunkle Mondkörper gegen die Sonne und Erde hat. Bekanntlich ſehen wir den Mond zu gewiſſen Zeiten gar nicht, zu andern Zeiten ſichelförmig, bald als halbe Scheibe und endlich ganz erleuchtet. Wenn ſich der Mond zwiſchen der Sonne und Erde befindet, d. h. mit der Sonne in Conjunction ſteht, ſo wendet er ſeine unerleuchtete Fläche gegen uns, und wir können nichts von ihm ſehn. Dieſe Mondgeſtalt heißt Neumond. Bald darnach entfernt ſich der Mond wieder von der Sonne, und ein kleiner Theil ſeiner erleuchteten Fläche wird am Abendhorizonte ſichtbar. Am vierten Tage nach dem Neumonde iſt er bereits 45° von der Sonne entfernt, und nun erſcheint ein Theil ſeiner erleuchteten Fläche in Sichelgeſtalt mit der convexen oder erhabnen Seite gegen die Sonne gekehrt. Von nun an entfernt ſich der Mond mit jedem Tage mehr von der Sonne, nimmt ſeinen Weg immer mehr von Weſten nach Oſten, erſcheint daher Abends immer weiter gegen den öſtlichen Horizont, und der erleuchtete ſichelförmige Theil wird immer breiter. Nach ungefähr acht Tagen, vom Neumonde an gerechnet, iſt er ſchon 90° von der Sonne entfernt, wenn dieſe untergegangen iſt, und nun ſtellt er ſich als eine erleuchtete halbe Scheibe dar. In dieſem Zuſtande wird er in den Calendern das erſte Viertel oder die erſte Quadratur genannt. So wie der Mond ſich fortwährend von der Sonne entfernt, nimmt er immer mehr zu, d. h. ſein erleuchteter Theil nähert ſich immer mehr der Geſtalt einer kreisrunden Scheibe, bis ungefähr 15 Tage nach dem Neumonde, wo er der Sonne gerade gegenüber ſteht und in vollem Lichte, aber als völlig kreisrunde Scheibe erſcheint. In dieſer Geſtalt kehrt er ſeine erleuchtete Fläche uns zu und wir nennen ihn Vollmond. Zu dieſer Zeit geht der Mond auf, wenn die Sonne untergeht und ſcheint die ganze Nacht hindurch. Von dem Neumonde an bis zum Vollmonde wuchs der uns zugekehrte erleuchtete Theil immer mehr, und heißt daher zunehmender Mond. Von dem Tage des Vollmonds aber nimmt er mit jedem folgenden Tage wieder ab, und zwar auf der entgegengeſetzten d. h. von der Sonne abgekehrten, Seite; zugleich nähert er ſich der Sonne in eben dem Maße, wie er ſich beim Zunehmen von ihr entfernte. Ungefähr 7 Tage nach dem Vollmonde iſt er der Sonne bereits wieder auf 90° nahe gekommen, und jetzt erſcheint er auf der linken Seite halb erleuchtet, welches in der Calenderſprache das letzte Viertel, oder die letzte Quadratur genannt wird. In dieſer Geſtalt geht er gerade um Mitternacht auf. Von nun an nähert er ſich mit jedem Tage der Sonne noch mehr und zugleich der ſichelförmigen Geſtalt, die jedoch jetzt immer mit ihren Hörnern nach der entgegengeſetzten Seite gekrümmt erſcheint, geht immer ſpäter und immer mehr öſtlich auf, bis er endlich ungefähr nach 29 Tagen, von dem Neumonde an gerechnet, abermals der Sonne ſo nahe gekommen iſt, daß er mit ihr in Conjunction tritt,

und alſo der Neumond von neuem beginnt. Von der Zeit des Vollmondes bis zum Neumonde heißt er der abnehmende Mond; der Neumond und das letzte Viertel werden auch Syzygien, und die ganze Erſcheinung der Mondwechſel genannt. Sowohl vor als nach dem Neumond ſehen wir auch mit blaſſen Augen den dunkeln Theil der Mondſcheibe durch ein blaßes Licht erleuchtet. Dieſes rührt von der Erleuchtung der Erde her; denn gerade, wenn es am deutlichſten in die Augen fällt, iſt bei uns die Sonne des Nachmittags noch nicht unter- und des Vormittags längſt aufgegangen; daher den Mondbewohnern dann unſre Erde als erleuchtete 14 Mal größere Scheibe am Himmel erſcheint, als der Mond ſich uns darſtellt.

Mondſüchtig nennt man ſolche Perſonen, die, gewöhnlich mit eintretendem beſtimmten Wechſel des Mondes, im Schlafe aufſtehn, gleichſam als in einem lebhaften Traume herumwandeln, und verſchiedne Verrichtungen vornehmen, als wenn ſie wirklich wachten. Ihre Augen ſind dabei meiſtens verſchloſſen, jedoch bei manchen auch offen; deſſen ungeachtet ſehen ſie nicht damit, wie man durch mancherlei Verſuche beſtimmt weiß. Man hat Beiſpiele, daß ein ſolcher Mondſüchtiger oder Nachtwandler des Nachts aufgeſtanden, in die Schenke gegangen iſt, dort getrunken und ordentlich bezahlt hat, dann wieder nach Hauſe gegangen iſt und ſich zu Bette gelegt hat; alles mit immer verſchloßnen Augen. Andere ſind auf gefährliche Höhen, z. B. zum Fenſter hinaus auf das Dach, geſtiegen, wo wachend kein Menſch hinkommen konnte, und ſind glücklich wieder zurückgekommen. Wenn Nachtwandler auf gefährlichen Wegen wandern, ſoll man ſie nicht mit Gewalt oder durch Anrufen ihres Namens wecken, weil ſie dann leicht in der erſten Beſtürzung unglücklich ſeyn können. Doch ſoll man ihnen, wenn ſie ſich ſchlafen gelegt haben, ein mit Waſſer benetztes Tuch vor das Bette legen, um ihnen das Nachtwandeln abzugewöhnen, indem ſie, ſobald ſie beim Herausſteigen auf das Tuch treten, zur Beſinnung kommen, und ins Bette zurückgehen. Dieſe Mondſucht hat ihren Grund in einer krankhaften Beſchaffenheit des Nervenſyſtems, vermöge welcher ein natürliches, wahrſcheinlich vom Einfluß des Mondes entwickeltes magnetiſches Schlafwachen eintritt. S. d. Artikel Magnetismus. H.

Monge (G.), vormals Mitglied der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, nachher des Inſtituts, Examinator der Zöglinge von der Marine für die Mathematik. Sein Patriotismus, vornehmlich aber die Empfehlung Condorcets erhoben ihn den 10ten Auguſt 1792 zum Marineminiſter; zu gleicher Zeit bevollmächtigte man ihn, das Miniſterium des Kriegs bis zur Ankunft Servans zu verwalten, und in dieſer Eigenſchaft unterzeichnete er den 19ten Januar 1793 den Befehl zur Hinrichtung Ludwigs XVI. Den 12ten Februar nahm er ſeine Entlaſſung, allein den 17ten wählte ihn der Convent wieder, und Monge bekleidete dieſe Stelle bis zum 10ten April, wo er ſich auf eine entſchiedne Weiſe mit der Erklärung zurückzog, daß er ſich dieſem Poſten nicht gewachſen fühlte. Doch erſchien er fortwährend in dem Jacobinerclubb und ward daſelbſt 1794 Secretär und Präſident deſſelben. Aber auch mitten in den politiſchen Unruhen vernachläſſigte er die Wiſſenſchaften nicht. Er wurde Profeſſor der Geometrie an der Normalſchule, und im Juli 1796 ernannte ihn das Directorium zu einem der ſechs Commiſſäre,

die nach Italien gehen, und die Auswahl der im Frieden mit dem Papſt bedungnen Handſchriften und Kunſtwerke treffen mußten. Seitdem ſchien er ſich perſönlich an Bonaparte anzuſchließen, der ihm bei verſchiednen Gelegenheiten Aufträge gab und ihn endlich 1799 in den Erhaltungsſenat brachte. Im Jahr 1798 hatte er ſich auf Befehl des Directoriums nach Italien begeben, um die römiſche Republik organiſiren zu helfen, und im J. 1804 erhielt er die Senatorie Lüttich und wurde Großoffizier der Ehrenlegion.

Mongolen. Die ſüdöſtlichen aſiatiſchen Steppen an der Gränze des heutigen Siberiens waren der Stammſitz eines Volks, das ſich von dort aus über einen großen Theil der nördlichen und ſüdlichen Hemiſphäre verbreitet hat. Dieſes merkwürdige Volk ſind die Mongolen, wichtig als Weltſtürmer und Eroberer. Die ältere Geſchichte der Mongolen iſt theils ganz unbekannt, theils fabelhaft. Im neunten Jahrhunderte zogen an der Nordſeite von China und Corea drei Völker umher, im Weſten die Mong-u oder nachherigen Mongolen; weiter nach Oſten die Kitanen und oberhalb Corea bis an das öſtliche Weltmeer die Njudſchen oder Kin, die mit den Mandſchu und Tunguſen überhaupt Ein Volk ſind. Dieſe drei Völker, die ſich nach und nach insgeſammt zu großen herrſchenden Nationen aufgeſchwungen haben, waren damals noch unbeträchtlich und ſchwach. Im zehnten Jahrhunderte machten ſich zuerſt die Kitanen die beiden andern Völker, ſo wie auch die nördlichen Provinzen von China unterwürfig. Die Njudſchen empörten ſich aber bald mit Erfolge, wurden von den Chineſen zu Hülfe gerufen, und überwältigten nun ſowohl dieſe als die Kitanen. Ein Theil dieſer Letztern zog hierauf weſtwärts und nahm von der kleinen Bucharei Beſitz, wo man ſie ſeitdem Karakitanen oder Karakitajer nannte. Unterdeß herrſchten die Njudſchen über Nordchina und die Mongolen bis an das öſtliche Weltmeer. Die Mongolen waren in mehrere Horden getheilt, die, ungeachtet der Oberherrſchaft der Njudſchen, ihre eignen Chane hatten. Einer dieſer kleinen Fürſten, Temudſchin, trat unter dem Namen Dſchingis-Chan als Welteroberer und Stifter einer neuen Monarchie auf. I. Dſchingiſen (ſeit 1206). Temudſchin wurde, dreizehn Jahre alt, nach ſeines Vaters Tode (1176) Beherrſcher von 40,000 Familien. Die Uneinigkeit der übrigen Chane erleichterte die Ausführung ſeiner Eroberungsplane. Als ein Geſandter Gottes begann er ſeine ſchreckliche Weltſtürmerei, die zwanzig Jahre hindurch dauerte, während welcher Zeit er von der Mongolei und von China an bis in das vordere Aſien, und in Europa bis an den Dnepr Länder verwüſtete und Völker unterjochte. Der Tod machte 1227 ſeinen fernern Unternehmungen ein Ende. Dſchingis hatte ſeinen Sohn Oktai zu ſeinem Nachfolger ernannt. Doch ſowohl dieſer Fürſt als die drei ihm folgenden Regenten waren eigentlich nur die Großchane des ungeheuern Mongolenreichs, neben welchen ihre Brüder und Anverwandten in großen Landſtrichen zu gleicher Zeit als Fürſten, obwohl vom Großchanat abhängig, regierten. Oktai ſtürzte das Reich der Njudſchen in China und unterwarf ſich ganz Nordchina; dann griff er Südchina an, während ein Theil ſeines Heeres nach Weſten zog, und nachdem es die Tſcherkaſſen und Awchaſen unterjocht, in die Baſchkirei, in Kaſan und Bulgarien eingedrungen war, bis nach Moskau vordrang. Die meiſten ruſſiſchen Fürſten flüchteten nach Polen und Ungarn, und überließen das muthloſe Volk der

grauſamen Willkür dieſer kriegeriſchen Barbaren. Ganz Rußland, außer Nowgorod, ward den Mongolen zinsbar, die, ohne die ruſſiſchen Fürſten zu verdrängen, allenthalben Statthalter einſetzten. Auch Polen, Schleſien, Mähren, Ungarn, Slavonien, Bosnien, Servien und Bulgarien wurden mit Raub und Mord heimgeſucht. Zu derſelben Zeit, da die Mongolen auf dieſe Weiſe in Europa wütheten, und den Krieg in Corea und Südchina fortſetzten, überſchwemmten ſie auch Vorder-Aſien mit ihren zahlloſen Heeren. Oktai hatte den ſeldſchuckiſchen Sultan von Iconium vergeblich zur Huldigung auffordern laſſen; jetzt ließ er ein ſtarkes Heer durch Tſcherkaſſien in Armenien einbrechen. Die Mongolen drangen bis in die Gegend von Arbela, gingen durch Ninive, näherten ſich Bagdad, eroberten Erzerum, verwüſteten und unterjochten viele Städte und Gegenden in Klein-Aſien, und machten (1242) den Sultan von Iconium zu ihrem Vaſallen. Im folgenden Jahre fielen ſie in Syrien ein und kamen bis Aleppo. Doch in eben dieſem Jahre ſtarb Oktai und ſein Tod rettete Aſien für eine Zeit lang und Europa für immer. Nach einem Zwiſchenreich von vier Jahren folgte Kajuk, deſſen Kriegsrüſtungen der Tod unterbrach. Sein Nachfolger Manku vernichtete das Chalifat, und unterwarf den Sultan von Iconium und ganz Klein-Aſien bis an die Meerenge von Conſtantinopel der mongoliſchen Herrſchaft, während ſein Bruder Koblai als Vicekönig in China den Krieg gegen die Song mit Nachdruck fortſetzte. Nach Manku's Tode (1259) ward Koblai zum Großchan gewählt. Dieſer Fürſt blieb aber in China und ward in Sitten und Kenntniſſen ein Chineſer. Seine Entfernung von den übrigen mongoliſchen Staaten, die ſich vom öſtlichen Weltmeer bis an den Dnipr und das mittelländiſche Meer erſtreckten, beſchleunigte die Auflöſung dieſer ungeheuern Monarchie, welche jetzt in folgende noch immer ſehr große Staaten zerfiel: 1. China, 2. Iran (Perſien bis Vorder-Aſien), 3. Dſchagatai, 4. Kaptſchak, 5. Turan. — II. Timuriden (ſeit 1369). Timur oder Tamerlan, ein naher Verwandter der Dſchingiſen, war Fürſt zu Keſch bei Samarcand um die Zeit, als die Mongolen überall ohnmächtig und aus China ganz vertrieben waren. Seinen Entſchluß, die verfallne Monarchie wiederherzuſtellen, führte er bald als mongoliſcher Weltverwüſter, bald als mahomedaniſcher Schwärmer aus. Sein Reich nahm in der großen Bucharei, einem Theile des vormaligen Dſchagatai, auf dem faſt allein dieſer Name jetzt ruhte, den Anfang. Bei den Unruhen, die auf die Eroberung der großen Bucharei durch Togluk Timur folgten, kam er als ein Flüchtling in die äußerſte Dürftigkeit; er, der zwanzig Jahre hernach die drei Erdtheile in Furcht und Jammer verſetzte. Nach glücklichen Schickſalen erholte ſich endlich Tamerlan wieder. Mit ſeinem Schwager Huſſain verjagte er (1363) den Elias Chodſcha, des Togluk Timur Sohn, der ſich nach ſeinem Vater zum Großchan von Dſchagatai aufgeworfen hatte, und ließ auf einem Reichstage den Kabul-ſchah zum Großchan wählen. Aber zwei Jahre nachher verlor Huſſain das Leben, und noch in demſelben Jahre (1369) wurde Tamerlan feierlich gekrönt. Ob er gleich wirklicher Herr von Dſchagatai war, ſo ließ er doch immer noch Großchane aus Dſchingischans Hauſe neben ſich wählen. Nunmehr ward Tamerlan ein eben ſo gewaltiger Weltverwüſter wie Dſchingischan geweſen. Er fiel (1371) in Chowareſen ein, eroberte (1373) Kasgar, ſtürzte (1376) den Chan in Kaptſchak vom Throne und ſetzte einen

andern ein, nahm (1379) die Stadt Chowareſen ein, eroberte (1382) ganz Choraſan und (1383) Sedſcheſtan, ſo wie ſein Feldherr die Afganen ſchlug und Candahar einnahm. Im J. 1384 fiel er in Perſien ein und drang erobernd bis nach Armenien; 1388 züchtigte er die Aufrührer in Chowaresm, ging über den Sihon, verheerte (1389 und 1390) alle Länder von Ili bis an den Irtiſch, ſchlug (1391) den Chan von Kaptſchak, kam bis an die Wolga und ging (1392) nach Samarcand zurück. Hierauf unternahm er einen neuen Feldzug in Perſien, rottete die Ismaeliter aus, machte (1393) in Südperſien Eroberungen, nahm Bagdad und verſchiedne andre Städte in Meſopotamien und Georgien, und (1395) Tiflis, die Hauptſtadt von Georgien, ein; drang durch Derbent in Keptſchak ein, züchtigte den Chan dieſes Landes, rückte bis an den Dnipr vor, verwüſtete Moskau, nahm Aſov ein, ſetzte dann (1396) ſeine Eroberungen in Georgien, ſo wie ſein Sohn am perſiſchen Meerbuſen fort, und kam wieder nach Samarcand zurück. Im J. 1398 unternahm er einen Zug nach Indien bis über den Ganges und kam (1399) wieder zu Samarcand an, ging aber von da gleich wieder nach Georgien. Im J. 1400 ſchloß der Kaiſer von Conſtantinopel ein Bündniß mit ihm wider Bajazeb. Hierauf fiel Tamerlan in das mameluckiſche Syrien ein, eroberte Aleppo, gewann (1401) die Schlacht bei Damask, nahm dieſe Stadt und noch einmal auch Bagdad ein, wandte ſich wieder nach Georgien; drang in Natolien ein, ſchlug (1402) bei Ancyra den Bajazeb aufs Haupt, machte ihn zum Gefangnen und rettete dadurch Conſtantinopel; bemächtigte ſich Natoliens und zwang den Kaiſer, den Sultan der Osmanen und der Mamlucken zum Tribut; that (1403) noch einen Zug nach Georgien und begab ſich (1404) wieder nach Samarcand, wo ihm ein Geſandter des Königs von Caſtilien Geſchenke überreichte. Noch rüſtete ſich Tamerlan zu einem Zuge wider China, um daſelbſt die Herrſchaft der Mongolen wieder herzuſtellen, als der Tod den alten Eroberer ins Grab riß. Die Timuriden (ſeit 1404) verloren durch ihre Uneinigkeit alle ihnen von Tamerlan hinterlaßnen Länder wieder bis auf die Bucharei und Choraſan; und auch dieſe mußte (1498) Babur verlaſſen, der hierauf aus einem Flüchtlinge der Stifter des Staats der Groß-Mongolen in Hindoſtan wurde. — Jetzt gibt es nur noch Überreſte der im 14ten Jahrhundert durch die Dynaſtie der Ming aus China vertriebnen Mongolen; ſie ſtehen jetzt größtentheils unter dem mandſchuriſchen Beherrſcher dieſes Reichs, ein kleinerer Theil aber unter Rußland. Letztere bewohnen in der Statthalterſchaft Irkutsk die Gegenden um die Selenge und beliefen ſich 1766 auf etwas über 7000 männliche Köpfe.

Moniteur. Mit dem 28ſten November 1739 entſtand zu Paris eine Zeitung unter dem Namen der Gazette nationale ou le Moniteur universel, die ſowohl über die äußern Begebenheiten, als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalverſammlung Rechenſchaft abzulegen beſtimmt war, und welche ſeitdem fortdauernd die wichtigſte franzöſiſche politiſche Zeitung geblieben iſt, vorzüglich ſeitdem ſie am 7ten Nivôſé des Jahres VIII förmlich für ein officielles Blatt erklärt ward. Seit dieſer Zeit iſt ſie das einzige durchaus officielle Blatt der Regierung geblieben. Unter ihrem erſten Namen erſchien ſie bis zum erſten Januar 1811, ſeit dieſem Tage hat ſie den Titel Gazette nationale weggelaſſen und nur den des Moniteur universel beibehalten. Die Begebenheiten von 1787 bis

zur Eröffnung der Nationalverſammlung ſind nachmals in einer im Jahre IV (Paris, Agasse. 1 Bd. in Fol.) erſchienenen Indrotuction nachgetragen, auch erſchien über das geſammte Blatt im Jahre IX. (Paris Girardin. 2 Bde Fol.) die Revolution françoise ou Analyse complette et impartiale du Moniteur, par ordre chronologique und im folgenden Jahre ebendaſelbſt, gleichfalls in zwei Foliobänden, die Table alphabétique du Moniteur; leider gehen die Analyſe ſowohl als das Regiſter nur bis zu Ende des Jahres VII. Nach dem Muſter des franzöſiſchen Moniteurs entſtanden nachmals auch in den verwandten Staaten officielle Zeitungen unter demſelben Titel, wie z. B. zu Neapel und an andern Orten; in Deutſchland iſt vorzüglich der weſtphäliſche Moniteur bekannt geworden. Der pariſer Moniteur, von dem jeden Tag eine Nummer, einen großen Foliobogen ſtark, und nicht ſelten noch mit Supplementen verſehen, erſcheint, enthält in zwei Abtheilungen für das Innere und für die Fremde, nicht nur alle officielle Verfügungen und Verordnungen der Regierung, Ernennungen, Abſetzungen, Standeserhöhungen u. ſ. w., ſondern auch diejenigen politiſchen Nachrichten, von denen die Regierung will, daß ſie in Frankreich als officielle Nachrichten angeſehen werden ſollen. Unter den Tagsblättern der neuern Zeit behauptete der Moniteur eine traurige Berühmtheit, man möchte ihn die Histoire scandaleuse von Frankreich und einen großen Theil von Europa nennen. In dem Zeitraum von etwa 25 Jahren ſtellt er uns unter einer und derſelben Nation das Gemählde der unbändigſten Volkswuth und des ärgſten monarchiſchen Despotismus dar, enthält zugleich die Geſchichte des Untergangs des europäiſchen Gemeinweſens, der ſchamloſeſten Verhöhnung des Völkerrechts und aller Grundſätze, auf welche allein ein Staatenſyſtem cultivirter Völker gebaut zu werden vermag. In jeder Rückſicht bleibt er eins der wichtigſten Actenſtücke, und für den Geſchichtſchreiber der großen Cataſtrophe, welche Europa im Innern und Äußern ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution in allen ſeinen Theilen erlitten, unentbehrlich. Der Ton allein, der in dieſem Blatte nicht nur gegen feindliche, ſondern überhaupt gegen fremde Mächte herrſcht, ſcheint uns in die barbariſchen Perioden des Mittelalters zurückzuverſetzen. Anders iſt ſein Geiſt jetzt. Cz.

Monk (George), Herzog von Albemarle, war 1608 zu Pothendge bei Torrington von angeſehnen Ältern geboren, und that ſich in der Armee Carls I., Königs von England, hervor. Nachdem er von Fairfax gefangen genommen worden, und mehrere Jahre im Towr zugebracht hatte, commandirte er ein Regiment gegen die catholiſchen Irländer. Nach Carls I. Hinrichtung befehligte er die Truppen Cromwells in Schottland. Er unterwarf dieſes Land. In dem gegen Holland ausgebrochnen Kriege erfocht er 1653 einen Sieg gegen die holländiſche Flotte, wobei der Admiral Tromp blieb. Nach Cromwells Tode im J. 1658 ließ Monk den Sohn deſſelben, Richard, zum Protector praclamiren. Carl II., der Monks Denkart kannte, ſchrieb an ihn und foderte ihn auf, für ihn thätig zu ſeyn. Sogleich beſchloß Monk, dieſen Fürſten wieder auf den Thron zu ſetzen. Er nahm ins geheim ſeine Maßregeln, ſtellte ſich im J. 1660 an die Spitze einer ihm ergebnen Armee, zerſtreute die noch übrigen Anhänger Cromwells, zog in London ein, wo er das Parlament aufloͤſ'te und ein andres verſammelte, und ſein Vorhaben bekannt machte. Man nahm ihn mit Enthuſiasmus auf. London

erklärte ſich zu Gunſten Carls. Monk ließ ihn zum König proclamiren und ging ihm nach Dover entgegen. Der dankbare Carl ernannte ihn dafür zum General ſeiner Armeen, Großſtallmeiſter, Staatsrath, Schatzmeiſter und Herzog von Albemarle. Monk fuhr fort, dem Könige die wichtigſten Dienſte zu leiſten, bis im J. 1679 der Tod ſeiner Thätigkeit ein Ende machte. Er wurde in Weſtminſter beerdigt. — Seine politiſchen und militäriſchen Beobachtungen, in lateiniſcher Sprache geſchrieben, haben keinen beſondern Werth. Seine Gemahlin, ausgezeichnet durch Geiſt und Kenntniſſe, hat Poeſien hinterlaſſen, die in Anſehung der Harmonie und eines glücklichen Ausdrucks gutgewählter Gedanken nicht ohne Verdienſt ſind. Sie wurden nach ihrem Tode herausgegeben.

Monochord, ein mit einer Saite (wovon auch der Name herrührt) bezognes, inwendig hohles Inſtrument, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Elle lang und $\frac{1}{4}$ Elle breit, worauf vermittelſt des Cirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe des Tons nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge gefunden und ausgemeſſen werden kann. Dieſe Saite nannten die Alten den Canon. Es pflegt ein ſolches Monochord auch mit drei oder vier Saiten bezogen zu werden, um nach genau abgemeßner Länge jeder Saite den Grundton mit ſeiner vollen Harmonie zu haben, ſo wie man auch daſſelbe, um des beſſern Klanges willen mit einem Reſonanzboden und mit Taſten zum anſchlagen verſieht. Der Gebrauch dieſes Inſtruments, deſſen Erfindung dem Pythagoras zugeſchrieben wird, dient beſonders zur Berichtigung der Intervalle, deren Abſtand weniger als einen halben Ton beträgt (ſ. Intervall), wiewohl hier größtentheils die durch Verrückung obgedachter Stege hervorgebrachte Eintheilung der Saiten und die daraus entſtehende Berechnung mehr dem Verſtande einzuleuchten, als durch ihren merklichen Abſtand von Höhe und Tiefe dem Gehör fühlbar zu werden ſcheint. — Übrigens führt auch die ſogenannte Trompette marine den Namen Monochord.

Monodrama iſt ſeines künſtleriſchen Charakters wegen, ſowohl von Seiten der Poeſie als der Muſik, durchaus eins und eben daſſelbe mit Melodrama (ſ. d. Art.) und Duodrama. Das Melodrama iſt dann ein Monodrama, wenn es von einer, und ein Duodrama, wenn es von zwei Perſonen dargeſtellt wird. In poetiſcher Hinſicht wird die Schwierigkeit, dem Melodrama ein wahrhaft dramatiſches und bis zum Ende ſtets ſteigendes Intereſſe zu geben, bei den Monodrame, in welchem die ganze Handlung nur auf eine einzige Perſon beſchränkt iſt, um ſo bedeutender und faſt unüberſteigbar, weil, wie wir bereits im Artikel Melodrama gezeigt haben, man ſich genöthigt geſehn hat, dieſer Gattung Schauſpiele ſtatt der activen dramatiſchen Handlung eine bloß paſſive lyriſche Stufenfolge von Empfindungen und Gefühlen unterzulegen, bei welchen man wenigſtens in etwas für die Entbehrung des eigentlichen dramatiſchen Intereſſes entſchädigt wird, wenn die Darſtellung dieſer Empfindungen in ſich ſelbſt conſequent und nicht mit den Erfahrungen, die uns die Pſychologie an die Hand gibt, in offenbarem Widerſpruche befangen iſt. Was übrigens in Hinſicht des Intereſſes, welches dieſe Gattung Dramen zu erwecken vermag, für oder gegen dieſelbe anzumerken ſeyn dürfte, haben wir im erwähnten Artikel Melodrama ausführlicher darzuthun verſucht, weßwegen wir hiemit auf jenen verweiſen. Pq.

Monogamie, ſ. Polygamie.

Monogramm (signum, manus propria, chifre, Namenszug, Handzeichen) iſt, im eigentlichen diplomatiſchen Sinne genommen, eine Figur, welche alle (oder auch nur einige) einzelne Buchſtaben eines oder mehrerer, den Namen, Titel ꝛc. bezeichnender Worte, in verſchiedner Ordnung geſtellt, ausdrückt. Sie wurden auf Münzen, Fahnen, Wänden und Tapeten, Siegeln und in Urkunden angebracht, von welchen verſchiednen Arten des Gebrauchs der auf Münzen der älteſte, und der in Urkunden, in welchen ſich nicht nur geiſtliche und weltliche Fürſten, ſondern auch Magiſtratsperſonen und Notare ihrer bedienten, der jüngſte war. Das erſte bis jetzt bekannte Monogramm in Urkunden iſt vom oſtrogothiſchen König Theodorich (493-526); ihr beſtändiger Gebrauch aber wurde erſt durch Carls des Großen Beiſpiel, der ſich ihrer ſtets bediente und ihnen eine ſchönere Geſtalt gab, eingeführt, und erhielt ſich in allen den Ländern, welche zum ehemaligen großen Frankenreiche gehört hatten, mehrere Jahrhundert, bis er vom 12ten Jahrhundert an wegen des veränderten Geſchäftsgangs abkam. Am längſten erhielt er ſich in Deutſchland, wo er erſt 1495 auf dem Reichstage zu Worms förmlich abgeſchafft wurde. Die Lehre von den Monogrammen dieſer Art iſt für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden des Mittelalters von der größten Wichtigkeit, und bildet daher einen beſondern Theil der Diplomatik. Späterhin hat man dieſes Wort auch auf alle und jede Namenschiffern, Züge und ſonſtige Zeichen, mit welchen Künſtler, vorzüglich Mahler und Kupferſtecher, ihre Arbeiten bezeichnet haben, übergetragen. Eine ſehr ſchätzbare, wiewohl bei weitem noch nicht vollſtändige, Sammlung, Abbildung und Erklärung der letztern findet ſich in Joh. Friedr. Chriſts Anzeige und Auslegung der Monogrammatum ꝛc. Leipzig 1747, 8. A-s.

Monolog heißt in der Schauſpielkunſt diejenige Rede, welche ein Schauſpieler für ſich ſelbſt ſpricht, und iſt dem Dialoge, in welchem ſich mehrere Perſonen unterreden, entgegengeſetzt. Da es in den Dramen Situationen geben kann, wo die handelnden Perſonen diejenigen Gedanken, welche ſie unter ſich ſelbſt nicht äußern dürfen, dennoch zu erkennen geben müſſen, um einen nothwendigen Zuſammenhang in die Begebenheiten zu bringen; ſo haben ſich die Dramatiker in der Nothwendigkeit geſehen, die Monologe zu erfinden, um auf dieſe Weiſe das Stück und die Zuſchauer in Verſtändlichkeit mit einander zu ſetzen. So lange in unſrer Äſthetik noch diejenige Kritik vorherrſchend war, welche ſich die eigentlich materielle, quantitative Wahrſcheinlichkeit zum Geſetz gemacht hatte, war man geneigt, den Monologen, an ſich ſelbſt und im Ganzen genommen, ungehört den Stab zu brechen, ob man gleich nicht umhin konnte, dieſen oder jenen berühmten Monologen, wie z. B. dem im Hamlet, nothgedrungen ſeinen Beifall zu ſchenken. Es war nämlich nichts Ungewöhnliches, jene Kritiker bei Verwerfung der Monologe von dem Grundſatze ausgehn zu ſehn, daß niemand im wirklichen Leben geneigt ſeyn dürfte, eine fortgeſetzte, Seiten lange Unterredung mit ſich ſelbſt zu halten, und daß nur der höchſte Grad von Leidenſchaftlichkeit im Stande wäre, gleichſam aus dem Übermaße der Empfindungen ein Paar Worte unbewußt aus ſich ſelbſt hervorzuſtoßen. Dabei haben nun jene Kritiker allerdings nicht bedacht, daß es doch wahrlich der Natur ihr Recht nicht neh-

men heißt, wenn man die Gedanken und Empfindungen, die in der Seele vorgehn, ſich auch durch die Zunge ausſprechen und verſinnlichen läßt, da ſie in der Natur beſtimmt daſſelbe gethan haben würden, wenn ihnen von außen her die Veranlaſſung dazu gegeben worden wäre. Nun iſt aber die Nothwendigkeit, vermöge welcher man geeignet iſt, ſeine Empfindungen durch Worte auszudrücken oder ſie in ſein Herz zu verſchließen, keine unbedingte (in welchem Falle allerdings die Kunſt nicht das Gegentheil davon unternehmen dürfte), ſondern im eigentlichen Verſtande eine durch ganz lockere äußere Veranlaſſungen bedingte Nothwendigkeit, und es iſt gerade die Pflicht jeder künſtleriſchen Beſtrebung, an die Stelle des Bedingten, welches in der Natur, die nach keinen Kunſtgrundſätzen verfährt, allerdings vorhanden ſeyn darf, das Streng-Unbedingte, das Kriterium alles deſſen, was künſtleriſch iſt, zu ſetzen. Obgleich alſo die Monologen, ſtreng genommen, als Monologen in der Natur nicht vorhanden ſind, ſo können ſie doch füglich ein Gegenſtand der dramatiſchen Kunſt werden, weil die zufällige Veranlaſſung, jemanden neben ſich zu haben, dem man ſeine Gedanken mittheilt, nicht wohl über die Möglichkeit, ſie ſich ſelbſt mitzutheilen, ein Verbot ausſprechen ſollte. Und ſo iſt es denn auch wirklich. Die dramatiſche Kunſt muß ein Mal von außen her zur Verſtändlichkeit des Publicums, dann aber auch zweitens in wahrhaft künſtleriſchem Sinne ſich der Monologe bedienen, um ihre möglichſten Zwecke zu erreichen. Wenn wir aber damit die Möglichkeit und ſelbſt unerlaßliche Statthaftigkeit der Monologe dargethan zu haben glauben, ſo wollten wir nichts deſtoweniger keineswegs in Abrede ſeyn, daß die gewöhnlichen dramatiſchen Schriftſteller einen argen, wahrhaft Ekel erregenden Mißbrauch mit den Dialogen treiben, und daß ſie bei ihnen zum wahrhaften Lückenbüßer ihrer Talentloſigkeit und Geiſtesarmuth dienen. Denn es ſcheint allerdings leichter zu ſeyn, einige unbedeutende, mit nichts in Verbindung ſtehende und ſich auf nichts beziehende Ausrufe zu erſinnen und dieſe einer dramatiſchen Perſon in den Mund zu legen, als den Inhalt eines Geſprächs, in welchem der Austauſch und der Wechſel der gegenſeitigen Ideen doch eine Art von freier Kunſtbehandlung vorausſetzt, zu erfinden. Da nun auch dieſe Monologe, in ſo fern ihnen nämlich die äußere, ſo nothwendige Abwechſelung entzogen iſt, im Ganzen genommen, nicht das Vergnügen erwecken können, welches durch den eigentlichen Dialog erreicht werden kann; ſo folgt daraus, daß auch ſelbſt die genialſten Dramatiker ſich derſelben mit weiſer Sparſamkeit zu bedienen und denſelben, wenn ſie nun einmal Statt finden ſollen, die nothwendigſte Zweckmäßigkeit und den möglichſten innern Zuſammenhang zu geben haben, um nicht aus ihnen außerweſentliche Dinge zu ſchaffen, die mit nichts in Verbindung ſtehen und zu keinem andern Zwecke dienen, als den Zuſchauer den Zuſammenhang und das Intereſſe an der Darſtellung verlieren zu laſſen und alſo zu langweilen. Es ſind einige Monologe vorhanden, welche zu Muſtern dienen können, wie man dergleichen Scenen zu behandeln habe; wir nennen davon den berühmten Monolog, „Seyn oder nicht ſeyn,“ aus Hamlet, und die beiden bekannten Monologe der Jungfrau von Orleans und der Marie aus den beiden ſchillerſchen Stücken gleiches Namens. In künſtleriſcher Hinſicht dürfte vielleicht noch zu erinnern ſeyn, daß der Inhalt des Monologs, um

das gehörige Intereſſe des Publicums zu erregen, mehr dramatiſcher als lyriſcher Natur ſeyn müſſe. Pq.

Monomotapa, ein Kaiſerthum, welches den nördlichen Theil der Küſte Sena in Afrika ausmacht. Es iſt im Innern fruchtbar, wiewohl es große Gebirge hat. Die Einwohner ſind Neger, von mittler Größe, aber behend und kriegeriſch. Der Monarch gebietet über mehrere benachbarte Fürſten, war aber ehedem noch weit mächtiger als jetzt. Es begriff zu Anfang des 16ten Jahrhunderts die Staaten Quiteve, Manica, Sabia und Inhabana. Mongas, das ehedem auch dazu gehörte, iſt längſt getrennt. Sofala fiel 1507 davon ab. Monomotapa hat eine Zeit lang an Abeſſynien Tribut bezahlt. Im J. 1570 entdeckten die Portugieſen die Bergwerke von Manica und 1641 beſetzten ſie einen Theil des Reichs um den Cuama. Es iſt nächſt Sofala die reichſte Goldgrube für die Portugieſen, die daher auch daſelbſt eine ganze Reihe von Niederlaſſungen haben. Das wichtigſte Volk in Monomotapa ſind die Mokaranji, welche nicht kriegeriſch ſind. Von Götzen und Bildern findet man keine Spur bei ihnen.

Monopole. Darunter verſteht man die, jemanden vom Staate ertheilte, Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausſchließend und allein zu treiben. Dergleichen Monopole wurden ſonſt öfter als jetzt ertheilt, theils im Handel, theils bei Manufacturen und Fabriken. Sie können nur auf gewiſſe, beſtimmte, oder, wie man ſagt, auf ewige Zeiten gelten. Erſtere laſſen ſich in gewiſſen Fällen vertheidigen. So kann ein Monopol, auf einige Jahre ertheilt, zur Eröffnung eines neuen, vorher nicht gekannten Handelswegs ſehr wohlthätig wirken, eben ſo wie neu anzulegende Fabriken, oder neue wichtige Erfindungen durch dergleichen Monopole am leichteſten in Gang gebracht werden können. Doch muß auch hierin von Seiten der Regierung bei der Ertheilung die größte Vorſicht gebraucht werden. Letztere ſind immer höchſt ungerecht, nicht nur gegen die andern Gewerbtreibenden, die ſie ausſchließen, ſondern gegen alle übrigen Staatsbürger, und wirken ſehr verderblich auf den Nationalreichthum eines Landes.

Monophyſiten heißen die Anhänger derjenigen Partei unter den Chriſten, die nach dem im 5ten Jahrhundert aufgekommenen und beſonders in Ägypten geltenden Sprachgebrauche nur eine Menſch gewordene göttliche Natur in der Perſon Chriſti annahm und die Orthodoxie dieſes Sprachgebrauchs auf der ſogenannten Räuberſynode zu Epheſus 440 zu behaupten wußte. Ihr Anführer Eutyches, ein einfältiger Archimandrit zu Conſtantinopel und alle, die ihm nachbeteten, wurden dagegen auf der Kirchenverſammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt. Doch konnte durch die noch jetzt im Occident geltende Beſtimmung dieſes Conciliums, daß in Chriſto zwei Naturen ohne Vermiſchung, Verwandlung und Trennung zu einer Perſon und Subſtanz vereinigt ſeyen, der Streit nicht ausgemacht worden. Der aſiatiſche und ägyptiſche Clerus war meiſt monophyſitiſch geſinnt, dagegen der occidentaliſche den chalcedoniſchen Beſchluß verfocht. Des Kaiſers Zeno 482 erlaßne Anordnung, Henotikon genannt, war nicht fähig, ſie zu verſöhnen, und nach langen oft blutigen Kämpfen über dieſe verſchiednen Anſichten mußte die orthodoxe Kirche ſich es gefallen laſſen, daß die Monophyſiten ſich förmlich von ihr abſonderten. Es gibt daher noch jetzt unter den orientaliſchen Chriſten vier monophyſitiſche Parteien: die

Armenier, Jacobiten, Kopten oder ägyptiſchen Chriſten und die Abyſſinier (vergl. d. Art.). Verwandt mit dieſem Streite war die im Anfang des 7ten Jahrhunderts angeregte Frage, ob die in Chriſto vereinigte Gottheit und Menſchheit nur einen oder zwei Willen habe. Auch hierüber entſtand ein Zank, den der Kaiſer Conſtans durch ſeine Anordnung, Typus genannt, vergeblich beizulegen ſuchte. Die Beſtimmung der trullaniſchen Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel 680, daß zwei Willen in Chriſto wirkſam wären, weil er zwei Naturen habe, machte die Monotheleten, ſo nannten ſich die Anhänger der Lehre von einem Willen, zwar zu Ketzern, konnte aber doch nicht hindern, daß aus ihren Überreſten die Secte der Maroniten (ſ. d. Art.) ſich bildete. E.

Monotheismus, die Annahme und Verehrung eines einzigen Gottes, entgegengeſetzt der Vielgötterei (Polytheismus). Die älteſten Urkunden der Schrift (die Bibel), und die Überlieferungen der älteſten Völker laſſen uns dieſe Religion als die älteſte und urſprüngliche betrachten. Die moſaiſche Urkunde nämlich redet von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde; und die alte Lehre der Braminen von einem einzigen göttlichen Weſen über den drei andern Hauptgöttern, welche gleichſam nur als die drei Hauptkräfte des einen höchſten Gottes angeſehen werden, nämlich dem Parabrama, den ſie durch alle Prädicate der Gottheit ſehr rein und vollkommen ſchildert. Auch die Chaldäer glaubten außer dem Lichte, welches ſie der Finſterniß gegenüberſtellten, noch an ein höheres, unentſtandnes Licht, das ewig, allmächtig, weiſe und gütig iſt, und aus welchem erſt das körperliche Licht hervorging. Die Perſer ſtellten über ihrem Ormuzd und Ariman noch den Mithras, als höchſten Gott, ein beſeeltes und verſtändiges Feuer, deſſen Strahlen durch die ganze Welt ſtrömen, und in der Sonne als ihrem Mittelpunkte concentrirt ſind. Deo soli et invicto Mithrae war die Aufſchrift an ſeinem Tempel. Selbſt die Ägypter hatten an ihrem Fictou ein höchſtes Grundweſen, wenigſtens für ihre geheime Religion. Alle dieſe verſchiednen Mythologien führen unter dem Heere von Göttern, womit ſie Himmel und Erde bevölkern, immer irgend einen Höchſten, mehr oder weniger beſtimmt gezeichnet, ſtets aber vor allen übrigen ausgezeichnet, auf. Überall aber ſehen wir in dieſen Mythologien die Götter ſich erſt allmälig vermehren, ſo wie der Menſch ſich immer weiter von der einfachen und urſprünglichen Offenbarung in die Vielheit der ſinnlichen Anſchauung verlor. Aber auch abgeſehen von dieſen hiſtoriſchen Andeutungen, ſo iſt der Menſch zur Wahrheit beſtimmt, und die Wahrheit, nicht der Irrthum, der die Wahrheit ſchon vorausſetzt, in ſeinen Überzeugungen das Urſprüngliche und Erſte, weil ſie einfach iſt, und ihre Strahlen überall verbreitet, wie das Licht, das die Welt durchſtrömt. In der Auffaſſung der Wahrheit aber verirrten ſich die Menſchen, wenn ſie die Gottheit entweder in Bildern oder in Begriffen zu denken verſuchten. Erſteres war die frühere in der alten Welt verbreitete, Verirrung, weil ſich Sinn und Phantaſie früher zur Herrſchaft erheben, und daraus entſprang der in der alten Welt herrſchende Polytheismus, Abgötterei und Götzendienſt, der in der Vergötterung des Körperlichen, als dem durchgreifenden Charakter des Heidenthums, ſich äußerte, wobei nicht durch das heilige Wort der Allmacht, ſondern durch Zeugungen, wie ſelbſt nach der griechiſchen Mythologie, Alles entſtand; die Verſchiedenheit

aber des Polytheismus richtete ſich nach der Verſchiedenheit der Naturanſchauung und des Charakters der Nationen. Aber auch in dieſen Verirrungen konnte die Wahrheit nicht ganz verſchwinden. Spuren derſelben erblicken wir in den oben angeführten Thatſachen, in der Aufrichtung der Altäre für unbekannte Götter, in den von dem Volksglauben abweichenden Lehren der heidniſchen Philoſophen, z. B. eines Plato, und vieler ſpätern Platoniker, des ägyptiſchen Philoſophen Pſammon, der, nach Plutarch im Leben des Alexander, die mit dem Chriſtenthum ganz übereinſtimmende Lehre vortrug, daß Gott der allgemeine Vater aller Menſchen ſey, der ſich die beſſern derſelben zu ſeinen Kindern wähle. Aber noch leuchtendere Spuren finden wir in der Geſchichte der Hebräer, welche trotz mannichfaltiger Verirrungen, zu welchen ſie durch das umgebende Heidenthum hauptſächlich veranlaßt worden, dennoch die Überlieferung von dem einzigen Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erde, aufzubewahren beſtimmt waren, bis ſich aus ihrer noch etwas engherzigen Anſicht von dem Jehovah, den ſie größtentheils nur als Stammesgott des erkornen Volkes betrachteten und verehrten, der reinere und umfaſſendere Monotheismus des Chriſtenthums entwickelte, welcher die herrſchende Religionsanſicht in der neuern Welt wurde. T.

Monotonie (aus dem Griechiſchen). Unter dieſem Worte verſteht man eigentlich die Einförmigkeit des Tons in der mündlichen Rede, oder den Mangel an Modulation der Stimme, welche nach der Verſchiedenheit der Gegenſtände und der Affecte verſchieden ſeyn muß. Dieſer Fehler findet ſich bei Individuen wie bei ganzen Nationen, und iſt gewöhnlich eine Folge der Unbiegſamkeit der Sprachorgane, oder eines Mangels an Lebhaftigkeit des Gefühls. So wirft man Individuen und ganzen Völkern Monotonie vor, wenn man ſagt, daß ſie in einem ſingenden oder ſchneidenden oder gezogenen und geraden Tone reden. Wenn die Monotonie in dieſer Bedeutung ſchon in der gewöhnlichen mündlichen Rede eine unangenehme Erſcheinung iſt, ſo iſt ſie ein noch weit auffallenderer und widrigerer Fehler in der eigentlichen mündlichen Beredſamkeit. Unter den politiſchen, gerichtlichen, geiſtlichen Rednern, Schauſpielern und Declamatoren fallen die Kanzelredner bekanntlich bei uns am häufigſten in den Fehler der Monotonie. In Frankreich verſpottete man vor der Revolution deßhalb ſehr häufig die Parlaments-Advocaten, denen man eine gewiſſe conventionelle Monotonie in ihrem mündlichen Ausdrucke vorwarf. Dieſer Fehler fällt am meiſten auf, wenn er ſich in der Einförmigkeit der Sinne beim Schlußfall der Perioden zeigt. Eine eigne Erſcheinung iſt es, daß alle Kinder in ihren erſten Leſeübungen ſich gleichſam von Natur zur Monotonie hinneigen. — In einer andern hiervon abſtrahirten, nicht mehr phyſiſchen, ſondern geiſtigen Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Monotonie in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften eine gewiſſe Einförmigkeit der Manier, die ſich in der Behandlung der Gegenſtände offenbart. Auch in dieſem Sinn hat man ſowohl ganzen Nationen als einzelnen Künſtlern und Schriftſtellern Monotonie vorgeworfen. Im Grunde gibt es äußerſt wenige Schriftſteller, welche nicht dieſer Vorwurf träfe, indem äußerſt wenige jene Vielſeitigkeit — nicht etwa der Kenntniſſe oder Talente, denn dieſe Art der Vielſeitigkeit iſt häufig — ſondern jene Vielſeitigkeit des Genies beſitzen, mit der man allein eine gewiſſe

Monotonie vermeiden kann. So häufig alſo im Grunde die Monotonie iſt, ſo wird ſie bei dem Künſtler und Schriftſteller von einem einſeitigen Genie intereſſant, während ſie nur ein Fehler bei denjenigen iſt, die ohne Genie auf gewiſſe Lieblingsbilder, Lieblingsausdrücke, Lieblingswendungen, auf eine gewiſſe Lieblingsmanier immer wieder zurückkommen. Man hat auch ganzen Nationen und einzelnen Gattungen ihrer ſchönen Literatur Monotonie vorgeworfen, z. B. der franzöſiſchen Tragödie. Allein bei keiner Art des Urtheils ſollte man vorſichtiger ſeyn, als bei dieſer, indem unendlich viel Geiſt, Geſchmack und genaue Kenntniß einer fremden Literatur dazu gehört, um Vorwürfe dieſer Art nur zu erörtern, ohne ſich in den Augen der gebornen Kenner dieſer Literatur lächerlich zu machen.

Monſieur, ein Titel, welcher ohne Zuſatz dem älteſten oder einzigen Bruder des Königs von Frankreich gegeben wird. Auch der König wird von ſeinen Kindern und Enkeln mit Monſieur angeredet.

Monſigny (Pierre-Alexandre), den man den franzöſiſchen Sacchini nennen könnte, iſt 1729 in der vormaligen Provinz Artois geboren. Sehr jung kam er nach Paris, wo ſeine Verwandten ihn für das Finanzfach beſtimmten. In einem Alter von neunzehn Jahren wurde er in den Rechnungsbureaux der Geiſtlichkeit angeſtellt, aber das in ihm nur ſchlummernde Genie für die Muſik erwachte plötzlich, als er einer Vorſtellung der Serva Padrona von Pergoleſi beiwohnte. Er beſchloß, ſich der Muſik ausſchließlich zu widmen, und ſtudirte die Compoſition unter Giannotti. Schon nach fünf Monaten entließ ihn ſein Lehrer als einen Schüler, der ausgelernt habe. Aber wie ſehr erſtaunte Giannotti, als der Jüngling ihm beim Abſchied ſeine Oper, Les aveux indiscrets, zeigte, die er, ohne ihm ein Wort zu ſagen, componirt hatte. Giannotti, der dieſe Arbeit prüfte, erkannte trotz vielfältiger Fehler den Stempel des Genies darin, und bat Monſigny inſtändig, ihm ein Geſchenk damit zu machen. Der Verfaſſer wollte aber nicht darein willigen; drei Jahre nachher (1759) brachte er ſeine Oper gänzlich umgearbeitet aufs Theater. Aufgemuntert durch den ihm zu Theil gewordnen Beifall, gab er im Jahr 1760 Le Maitre en droit und Le Cadi dupé. Die niedliche Oper, On ne s'avise jamais de tout, welche 1761 erſchien, vollendete die muſikaliſche Revolution auf dem Théatre de la Foire, welches damals den Namen der italieniſchen Oper annahm. Monſigny verfertigte hierauf gemeinſchaftlich mit Sedaine folgende Werke, welche der glänzendſte Erfolg gekrönt hat: Le Roi et le Fermier; Rose et Colas; Aline, reine de Golconde; L'isle sonnante; Le Déserteur; Le Faucon; Félix ou l'enfant trouvé. Mit Favart hatte er 1775 gegeben La belle Arsène. — Am 22ſten September 1798, als am Neujahrstage der franzöſiſchen Republik, genoß Monſigny, nebſt Cherubini, Leſueur und Martini die Ehre, daß er auf dem Marsfelde als ein ausgezeichneter Tonkünſtler erſt vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen wurde. Indeß würde dieſer öffentliche Beweis von Achtung ihm in ſeiner durch die Revolution verurſachten mißlichen Lage wenig Troſt gewährt haben, wäre nicht die Bitte damit verbunden geweſen, eine Penſion von 2400 Livres auf Lebenszeit anzunehmen. Im J. 1800 erhielt er nach Piccini's Tode deſſen Directorſtelle am Conſervatorium zu Paris.

Monſtranz, das Gefäß von Gold, Silber oder anderm Metall, wohl auch mit Edelſteinen beſetzt, in welchem bei den Catholiken die geweihte Hoſtie aufbewahrt, und welches in dem Tabernakel des großen Altars verſchloſſen wird. (S. Meſſe.)

Montague (Marie Worthley), die älteſte Tochter Evelyns, Herzogs von Kingſton, war im Jahr 1690 zu Pierre-Pont geboren, erhielt eine claſſiſche Erziehung und erlernte ſehr jung das Griechiſche, Lateiniſche und Franzöſiſche. Im Jahr 1712 vermählte ſie ſich mit Lord Eduard Worthley und folgte ihm nach Conſtantinopel, wohin er als Geſandter ging. Während einer Abweſenheit ihres Gemahls kam ſie auf den Einfall, ſich in den Harem des Großherrn einführen zu laſſen; ſie erhielt dieſe Gunſt unter der Bedingung, daß Achmet III. ſie als Favoritſultanin behandelte. Sichtbare Zeichen verriethen bald dem Lord Worthley ihre Unbeſonnenheit. Der bisherigen Eintracht zwiſchen beiden Gatten folgte gegenſeitige Abneigung. In Conſtantinopel hatte ſie ihrem dreijährigen Sohne, dem nachmals ſo berühmten Sonderling Eduard Worthley Montague, die Blattern einimpfen laſſen; bei ihrer 1718 erfolgten Rückkehr führte ſie die Impfung in England ein, und wurde ſo eine Wohlthäterin des Menſchengeſchlechts. Einige Zeit darauf erhielt ſie von ihrem mißvergnügten Gemahl ein Jahrgeld von 5000 Pfund mit der Erlaubniß zu reiſen. Sie beſuchte Italien, wo ſie größtentheils lebte, und kehrte von dort erſt 1751 zurück. Sie ſtarb 1762. Im J. 1763 erſchienen die Briefe, welche ſie während ihres Aufenthalts in der Türkei und auf ihrer Reiſe dahin geſchrieben hatte, in 3 Bänden, wozu 1768 noch ein vierter Band kam. Dieſe intereſſanten Briefe empfehlen ſich durch Lebendigkeit der Darſtellung und Schönheit des Styls in einem hohen Grade, und wurden bald in die meiſten gebildeten lebenden Sprachen überſetzt. Die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts iſt jedoch von Einigen in Zweifel gezogen worden. Eine vollſtändige, ſehr vermehrte Sammlung der Briefe und übrigen Werke der Lady Montague hat vor kurzem ihr Enkel, der Marquis Bute, herausgegeben. Sie führt den Titel: The lettres and other works of the right honourable Lady Mary Worthley Montague, now first published from her original manuscripts, under the direction of the most noble, the Marquis of Bute u. ſ. w. 5 Bände. Die alten Briefe nehmen darin kaum den dritten Theil ein. Die neuern, jetzt zuerſt bekannt gemachten, ſind von den Jahren 1739 bis 1760 geſchrieben. Überall verräth ſich die Frau von gebildetem, und man kann ſagen, männlichem Geiſte, überall fällt ſie ſcharfe und beſtimmte Urtheile. Wie wenig es ihr an gelehrten Kenntniſſen fehlte, beweiſen die meiſten ihrer Briefe; nie aber prunkt ſie damit. Daß der Umgang einer ſolchen Frau geſucht wurde, iſt wohl natürlich; ſie ſtand auch wirklich mit den ſchönen Geiſtern ihrer Zeit, vorzüglich mit Pope, in genauen Verhältniſſen. Aber die anfängliche Freundſchaft verwandelte ſich in bittre Feindſchaft, wozu die eigentliche Veranlaſſung nicht genau bekannt iſt. Wahrſcheinlich lag ein Hauptgrund in Pope's kleinlicher, ſehr reizbaren Eitelkeit, und in der Verſchiedenheit der politiſchen Meinungen. Übrigens enthält jene, mit vielen Facſimiles von den Handſchriften berühmter Männer gezierte Ausgabe auch mehrere Briefe von Pope, die aber, ſo wie überhaupt die Briefe dieſes in andrer Hinſicht vorzüglichen Schriftſtellers, tief unter denen der Montague ſtehn, welche die ihrigen gar nicht ein-

mal zum Drucke beſtimmt hatte. Dagegen ſind die Gedichte der Letztern, und alles das, was die andre Hälfte des 5ten Bandes in der neuen Sammlung ausmacht, von keiner Bedeutung.

Montaigne (Michel de Montagne, oder vielmehr), war 1538 auf dem Schloſſe gleiches Namens in Périgord geboren. Sein Vater, Pierre Eyquem, Herr von Montaigne, der zum Maire von Bordeaux erwählt wurde, wandte auf ſeine Erziehung ganz beſondre Sorgfalt. Schon ſeine Kindheit verrieth die glücklichſten Anlagen und ſein Vater bildete ſie auf alle Weiſe aus. Sobald der Knabe nur ſprechen konnte, übergab er ihn einem Deutſchen, der beſtändig lateiniſch mit ihm ſprach, ſo daß er dieſe Sprache ſchon in einem Alter von ſechs Jahren vollkommen verſtand. Man unterrichtete ihn darauf im Griechiſchen ebenfalls auf eine Weiſe, daß ihm jede Anſtrengung und Beſchwerlichkeit dabei erſpart wurde. Sein Vater trieb ſeine Aufmerkſamkeit für ihn bis aufs äußerſte; er ließ ihn des Morgens nur durch muſikaliſche Inſtrumente wecken, in der Meinung, daß das plötzliche Wecken dem Geiſte der Kinder nachtheilig ſey. Montaigne bewies dagegen überall die zärtlichſte Verehrung für das Andenken ſeines Vaters. Er bewahrte ſorgfältig die Möbeln, die er im Gebrauch gehabt, und trug, wenn er ritt, einen Mantel, der ihm angehört hatte, „nicht," wie er ſagte, „aus Bequemlichkeit, ſondern aus Wohlgefallen. Ich glaube mich in ihn zu hüllen." In einem Alter von dreizehn Jahren hatte er ſeine Studien auf dem Collegium zu Bordeaux unter Crouchy, Buchanan und Muret beendigt. Seine Fortſchritte unter den gelehrten Männern mußten ſehr ſchnell ſeyn. Sein Vater hatte ihn für den richterlichen Stand beſtimmt, und verheirathete ihn mit Françoiſe de La Chaſſaigne, der Tochter eines Parlamentsraths von Bordeaux. Montaigne bekleidete einige Zeit ein ähnliches Amt, gab es aber, aus Abneigung dagegen, auf. Kenntniß des Menſchen war das Studium, das ihn vor allem anzog. Um ihn genauer zu beobachten, ging er auf Reiſen. Er beſuchte Deutſchland, die Schweiz, Italien, und wurde allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen. In Rom, wo er 1581 war, beehrte man ihn mit dem Titel eines römiſchen Bürgers. Im Jahre darauf wurde er zum Maire von Bordeaux gewählt, und die Bewohner dieſer Stadt waren mit ſeiner Verwaltung ſo wohl zufrieden, daß ſie ihn 1582 an den Hof ſandten, um dort ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Ohne Zweifel wurde er bei dieſer Gelegenheit von Carl IX. mit dem Bande des St. Michaelsordens, ohne daß er, wie er ſagt, darum angehalten hatte, geſchmückt. Nach verſchiednen Geſchäftsreiſen kehrte er endlich auf ſein Schloß zurück, um ſich dort ganz der Philoſophie zu widmen. Indeß wurde hier ſeine Ruhe durch die bürgerlichen Unruhen zuweilen geſtört. In ſeinen letzten Jahren litt er an Steinſchmerzen und Nierenübeln, aber ſein Haß gegen die Ärzte und ihre Kunſt, und ſein Vertrauen auf die Heilkraft der Natur waren Urſach, daß er hartnäckig jede ärztliche Hülfe von ſich wies. Er ſtarb 1592. — Montaigne hat ſich in ſeinen Verſuchen ſelbſt geſchildert, aber er geſteht darin nur einige leichtere Gebrechen und Fehler ein, womit Mancher ſich ſogar brüſtet. Er gibt zum Beiſpiel zu, daß er indolent und träge ſey, daß er ein ſehr untreues Gedächtniß habe, daß er allen Zwang haſſe. Er ſchmeichelte ſich, die Menſchen zu kennen, und glaubte, ſie beſſer in der Freude eines Feſtes als in dem Ernſt einer Rathsver-

ſammlung zu erkennen. Gewöhnliche Freunde mochte er nicht haben, aber an auserwählten Freunden hing er mit Leidenſchaft. Er ſuchte die Vertraulichkeit mit unterrichteten Männern, deren Unterhaltungen, wie er ſich ausdrückt, sont teints d'un jugement mûr et constant, et mêlés de bonte, de franchise, de gaieté et d'amitié. Auch liebte er den Umgang mit ſchönen und ſittſamen Frauen, wiewohl man dabei ein wenig auf ſeiner Hut ſeyn müſſe, beſonders derjenige, ſetzte er hinzu, en qui le corps peut beaucoup comme en moi. Die Phantaſie betrachtet er als eine reiche Quelle von Übeln. „Der Landmann," ſagt er, „hat kein andres Übel, als das wirklich vorhandene; ein Andrer hat oft den Stein ſchon im Kopfe, ehe er noch in den Nieren iſt." Über die Erziehung hatte er Ideen, die man in unſern Tagen wieder in Anregung gebracht hat, ſo wie manche andre, ohne daß man ihn genannt hat. Er wollte, daß ſich die Freiheit der Kinder auf das Moraliſche und Phyſiſche erſtreckte. Das Einwindeln und Einbündeln ſah er als ſchädlich an. Er meinte ſelbſt, daß wir, wenn wir daran gewöhnt würden, aller Kleider entbehren könnten. Er tadelte eine ſo genaue Lebensweiſe, wodurch der Körper unfähig werde, Beſchwerden zu ertragen. Seine Anſichten über Geſetzgebung und Rechtsverwaltung haben ſeine Zeit aufgeklärt und der unſrigen genutzt. Er dringt auf mehr Einfachheit in den Geſetzen und Formen. Er bemerkt ſehr richtig, daß die Geſetze oft durch ihre Strenge unnütz und ſchädlich werden. „Wie viel Verurtheilungen," ruft er aus, „habe ich geſehn, die verbrechiſcher waren als das Verbrechen!" Seine faſt immer nachgiebige und nachſichtige Moral war dennoch in einzelnen Punkten ſehr ſtreng. Die ſpeculative Philoſophie verwarf er. „Was für ein Philoſoph ich auch ſeyn mag, ich will es anderwärts ſeyn," ſagte er, „als auf dem Papier." Er hatte den Vorſatz, nicht ſein Alter, ſondern ſein ganzes Leben ſeinen Vorſchriften gemäß einzurichten; und er beabſichtigte nicht „den Zopf eines Philoſophen an den Kopf und an den Körper eines Taugenichts zu heften." Aufrichtig genug ſagte er von ſich ſelbſt: „Ich bin zuweilen verſtändig, zuweilen libertin, zuweilen wahrhaft, zuweilen Lügner; keuſch, ſchamlos, dann freigebig, verſchwendriſch und geizig, und das alles, je nachdem ich mich drehe." Ein beſondres Vergnügen fand er darin, den Menſchen in Kindern und unverdorbenen Landleuten zu beobachten und zu ſtudiren. Eben ſo weit entfernt von denen, die alles für ungewiß, wie von denen, die alles für gewiß halten, gefällt er ſich, Möglichkeiten ſtatt Behauptungen aufzuſtellen, und ſeinen Gegenſtand von allen Seiten zu beleuchten. Seine Deviſe war nach dem damaligen Gebrauch: Que sais-je? — Das Hauptwerk Montaigne's ſind ſeine Essais, die einen Schatz von Lebensweisheit enthalten. Die Schreibart iſt allerdings weder rein noch correct, weder genau noch edel; aber ſie iſt einfach, lebhaft, keck, energiſch. Große Gedanken werden naiv ausgedrückt, und dieſe Naivetät gefällt. Man gewinnt den Charakter des Verfaſſers lieb, man hört ihn gern, unterhält ſich gern mit ihm, und folgt ſeinen verſchiednen Meinungen. Ein geiſtreicher Dichter hat ihn in folgenden Verſen geſchildert:

Plus ingénu, moins orgueilleux,
Montaigne sans art, sans systême,
Cherchant l'homme dans l'homme même,
Le connoit et le peint bien mieux.

Montaigne iſt vielleicht der ungezwungenſte Schriftſteller, den man finden kann; er hat einige Einfälle über einen Gegenſtand, und ſchreibt ſie nieder, aber wird er dadurch auf irgend einen andern Gedanken geführt, der mit jenen nur in der leiſeſten Berührung ſteht, ſo verfolgt er dieſen, kehrt zu ſeinem Gegenſtande zurück und verläßt ihn aufs neue, oft ohne darauf zurückzukommen. Er berührt alles, was ihm aufſtößt; unaufhörlich ſchweift er ab von ſeinem Wege, und mit Recht ſagt Balzac, daß er einem Führer gleicht, der in der Irre geht, der uns aber in anmuthigere Gegenden führt, als er verſprochen hat. Man kann von ihm ſagen, was Quintilian in einem andern Sinn vom Seneca ſagt: Dulcibus abundat vitiis (er iſt voll anmuthiger Fehler). Da nur ein feiner Sinn Montaigne richtig zu würdigen vermag, ſo hat es ihm nicht an Tadlern gefehlt; aber die gültigſten Zeugen haben ſein hohes Verdienſt anerkannt. „Welche ſchreiende Ungerechtigkeit,“ ſagt Voltaire, „zu ſagen, daß er nur die Alten commentirt habe? Er citirt ſie zur rechten Zeit, und das thun die Commentatoren nicht; er denkt, und dieſe Herren denken nicht; er ſtützt ſeine Gedanken auf die Gedanken der großen Männer des Alterthums; er beurtheilt, er beſtreitet ſie; er unterredet ſich mit ihnen, mit ſeinem Leſer, mit ſich ſelbſt; immer originell in der Art, wie er die Gegenſtände ſchildert, immer voll Phantaſie, immer darſtellend, weiß er, und das liebe ich, ſtets zu zweifeln. Übrigens möchte ich wohl wiſſen, ob er von den Alten entlehnt hat, was er über unſre Moden, unſre Gebräuche, über die faſt zu ſeiner Zeit entdeckte neue Welt, über die Bürgerkriege, deren Zeuge er war, über den Fanatismus der Secten, die Frankreich zerrütteten, ſagt.“ La Harpe beurtheilt ihn noch gründlicher. „Montaigne hatte viel geleſen,“ ſagt er, „aber er verbreitete ſeine Gelehrſamkeit über ſeine Philoſophie. Nachdem er die Alten und Neuen gehört hatte, fragte er ſich, was er davon denke. Die Unterredung war ziemlich lang. Er mißbraucht zuweilen die Freiheit zu ſprechen, und verliert den aufgeſtellten Punkt der Unterſuchung aus dem Auge. Er citirt aus dem Gedächtniß, und macht von einigen Stellen, die er anführt, eine gezwungne oder falſche Anwendung. Er beſchränkt zu ſehr die Gränzen unſrer Kenntniſſe von verſchiednen Gegenſtänden, die ſpäter Erfahrung und Verſtand nicht unzugänglich gefunden haben. Dies, glaube ich, iſt alles, was man an ihm tadeln kann; aber wie ſehr wird es von dem Lobe aufgewogen, das ihm gebührt. Als Schriftſteller hat er der franzöſiſchen Sprache eine Energie aufgedrückt, die ſie vor ihm nicht beſaß, und die nicht gealtert hat, weil ſie in den Gefühlen und Gedanken beruht und dem Geiſte der Sprache angemeſſen iſt. Als Philoſoph hat er den Menſchen geſchildert, wie er iſt. Er lobt ohne Schmeichelei, und tadelt ohne Haß. Er hat einen Charakter von Redlichkeit, den man nirgend ſonſt findet. Man glaubt nicht ein Buch zu leſen, ſondern einer Unterhaltung beizuwohnen; er überzeugt, weil er nicht lehrt. Er ſpricht oft von ſich, aber auf eine Weiſe, um uns mit uns ſelbſt zu beſchäftigen. Er iſt weder eitel, noch heuchleriſch, noch langweilig; drei ſchwer zu vermeidende Dinge, wenn man von ſich ſelbſt ſpricht. Er iſt nie trocken; allenthalben iſt er mit ſeinem Herzen, mit ſeiner Geſinnung, und welche Maſſe von Gedanken über alle Gegenſtände! welcher Schatz von Verſtand! welche vertraute Mittheilungen, wo ſeine Geſchichte auch die unſrige iſt! Glücklich, wer ſeine eigne in dem Capitel von der

Freundſchaft findet, das den Namen von Montaigne's Freund unſterblich gemacht hat." — Außer den Essais verdienen noch ſeine Voyages einer Erwähnung. Es iſt viel Anziehendes und Unterhaltendes darin, und man iſt dem Herausgeber für die Bekanntmachung Dank ſchuldig, wenn auch das Ganze die Spuren von zu großer Flüchtigkeit an ſich trägt.

Montalembert (Marc-René, Marquis de), geboren zu Angoulême im J. 1714, trat mit ſeinem achtzehnten Jahre in die Armee, machte den Feldzug von 1736 mit, und zeichnete ſich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus. Dafür empfing er einige Zeit nachher die Compagnie der Garden des Prinzen von Conti. Nach dem Frieden widmete er ſeine Muße den Wiſſenſchaften und 1747 trat er in die Akademie. Er hat die Memoiren dieſer Geſellſchaft mit einer Menge von Aufſätzen bereichert, die ſich eben ſo ſehr durch neue Ideen, als durch einen reinen und zierlichen Styl auszeichnen. Im J. 1750 ging er nach Angoumois und Périgord, wo er zum Gießen der Schiffskanonen ſehr bequeme Öfen einrichtete. Während des ſiebenjährigen Kriegs war er von Frankreich bei den ruſſiſchen und ſchwediſchen Heeren angeſtellt. Nachher wurde er nach Bretagne und nach der Inſel Oleron geſchickt, welche letztere er nach ſeinem Syſtem befeſtigte. Beſonders wendete er bei den Belagerungen von Hannover und Braunſchweig ſeine Neuerungen mit Erfolg an. Im J. 1779 ließ er auf der Inſel Aix ein hölzernes Fort erbauen, das durch Feſtigkeit und Vollkommenheit in Erſtaunen ſetzte. Durch Aufwand hatte er ſeine Vermögensumſtände zerrüttet, und mußte im J. 1790 ſein Gut in Angoumois verkaufen. Es wurde ihm in Aſſignaten bezahlt, und ſo mußte er den Reſt ſeiner Tage in Dürftigkeit verleben. Als ein Anhänger der Revolution hatte er 1789 der Nationalverſammlung die Penſion überlaſſen, die ihm für den Verluſt eines Auges war bewilligt worden. Er bot mehrere Male den verſchiednen Geſetzgebungskörpern ſeine Arbeiten an; erſchreckt jedoch durch die Fortſchritte der Revolution ging er mit ſeiner Gattin nach England. Gleich darauf verließ er dieſelbe, kam in dem ſtürmiſchſten Zeitpunkt nach Paris zurück, und wurde auf einige Zeit verhaftet. Nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, ließ er ſeine Scheidung ausſprechen und verheirathete ſich wieder. Im J. 1795 erwähnte der Convent ſeiner Art défensif supérieur à l'art offensif auf ehrenvolle Weiſe und bewilligte ihm Aufmunterungen. Im Jahr 1796 geſchah ein Gleiches von Seiten des Raths der Fünfhundert in Anſehung ſeiner Werke. Er ſtarb 1802, nachdem er noch kurz vorher ein Mémoire sur les affûts de la Marine im Inſtitut vorgeleſen hatte. Er hat auch Réflexions sur le siége de Saint-Jean d'Acre geſchrieben. Außer den verſchiednen Memoiren oder Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1757 jusqu'en 1761, einem großen Werke über die perpendiculäre Befeſtigung, und der Art défensif hat Montalembert auch einige kleine Komödien, La Statue, La Bergère de qualité, La Bohemienne, ferner Erzählungen und Chanſons hinterlaſſen, die eine heitere Phantaſie verrathen.

Montblanc, in Savoyen, ſüdöſtlich von Chamouni, iſt der höchſte unter allen europäiſchen Bergen, indem er ſich 14,676 Fuß über die Oberfläche des mittelländiſchen Meers erhebt. Seit dem J. 1760, wo Sauſſure einen Preis darauf geſetzt hatte, einen Weg auf den Montblanc zu finden, waren viele vergebliche Ver-

ſuche gemacht worden. Erſt 1786 gelang es dem Dr. Pacard und Jacques Bolma; im folgenden Jahre beſtieg ihn Sauſſure ſelbſt und ſtellte verſchiedne Beobachtungen an; einige Andre ſind ihm noch gefolgt, indeß ſind die Schwierigkeiten ungeheuer. Der höchſte Gipfel des Montblanc iſt ein ſchmaler Rücken, ungefähr ſechs Fuß breit, nach Norden ſteil abgeſchnitten, nach Süden aber weniger, und wird in Savoyen Dos de Dromédare genannt.

Montecuculi (Raimund von), geboren im Modeneſiſchen im J. 1608 von angeſehnen Ältern, trug anfänglich die Waffen als gemeiner Soldat unter ſeinem Oheim, Ernſt Montecuculi, welcher die Artillerie des Kaiſers commandirte, und kam erſt zum Commando, nachdem er alle Militärgrade durchgegangen war. Die erſte glänzende Waffenthat verrichtete der Jüngling im Jahr 1644. Er überfiel an der Spitze von 2000 Pferden durch einen Eilmarſch 10,000 Schweden, und nahm ihnen ihre Bagage und Artillerie ab. Banner eilte auf die Nachricht dieſes Ereigniſſes herbei, griff den Sieger an und nahm ihn gefangen. Montecuculi benutzte die Muße ſeiner zweijährigen Gefangenſchaft, durch beharrliches Studium ſeine Kenntniſſe zu bereichern. Kaum hatte er ſeine Freiheit wieder erlangt, als er ſich durch die Niederlage des Generals Wrangel rächte, der in einer Schlacht in Böhmen blieb. Nach dem weſtphäliſchen Frieden ging Montecuculi nach Schweden, und von da nach Modena, wo er der Vermählung des Herzogs beiwohnte. Dieſes Feſt ward durch ein für ihn höchſt trauriges Ereigniß bezeichnet. Er hatte das Unglück, in einem Carouſſel ſeinen Freund, den Grafen Manzani, zu tödten. Der Kaiſer knüpfte ihn 1657 durch den Titel eines Generaladjutanten gänzlich an ſeinen Dienſt. Dem König Johann Kaſimir von Polen, der von Ragotzki und von Schweden angegriffen war, zu Hülfe geſendet, ſchlug er die Siebenbürgen und entriß den Schweden Crakau. Als König Carl Guſtav von Schweden darauf ſeine Waffen gegen Dänemark gerichtet hatte, war Montecuculi ſo glücklich, dem Angreifer mehrere Plätze zu entreißen und Copenhagen von der Landſeite zu befreien, ehe die Holländer zur See Verſtärkungen herbeigeführt hatten. Der Friede, der auf ſeine Siege folgte, ließ ihn nicht lange müßig. Der Beſieger Ragotzki's wurde deſſen Beſchützer gegen die Türken. Er zwang ſie, Siebenbürgen zu verlaſſen und vereitelte durch eine weiſe Langſamkeit alle Unternehmungen einer furchtbaren Armee bis zur Ankunft der Franzoſen, die ihm den großen Sieg bei St. Gothard im J. 1664 erfechten halfen. Dieſer Sieg führte zum Frieden, und Montecuculi wurde durch die Präſidentenſtelle des kaiſerlichen Kriegsraths belohnt. Als einige Zeit darauf der Krieg zwiſchen Frankreich und dem Reiche wieder ausgebrochen war, trat 1673 Montecuculi an die Spitze der Truppen, welche ſich den Fortſchritten der Franzoſen widerſetzen ſollten. Die Einnahme von Bonn und die Vereinigung ſeiner Armee mit der Armee des Prinzen von Oranien, trotz Turenne und Condé, erwarben ihm großen Ruhm und hemmten Ludwigs XIV. Fortſchritte. Man nahm ihm dennoch im folgenden Jahre das Commando, aber 1675 erhielt er es wieder, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Montecuculi war allein ein würdiger Gegner jenes großen Feldherrn. Beide, ſagt ein berühmter Geſchichtſchreiber, hatten den Krieg zu einer Kunſt gemacht. Vier Monate wandten ſie an, um einander zu folgen und zu beobachten. Jeder urtheilte über das, was ſein

Gegner thun werde, nach dem, was er an ſeiner Stelle thun würde; und ſie täuſchten ſich nie. Sie ſetzten einer dem andern Geduld, Liſt und Thätigkeit entgegen. Die Meiſter der Kunſt bewunderten die geiſtreichen und tiefen Manoeuvres der beiden Helden, ohne zu ſehn, wohin ſie führen würden, als eine Kanonenkugel den franzöſiſchen Feldherrn tödtete, und ſo den glänzenden Schauplatz entblößte. In dem Briefe an den Kaiſer, worin Montecuculi von dem Tode ſeines großen Nebenbuhlers ſpricht, ſetzt er hinzu, daß er nicht umhin könne, den Verluſt eines Mannes zu beklagen, welcher der Menſchheit ſo ſehr zur Ehre gereichte. Dieſe Worte hatte er bei der Nachricht von dem Tode Turenne's mehrere Male wiederholt. Nur der Prinz Condé konnte Montecuculi die Überlegenheit ſtreitig machen, die ihm der Tod von Turenne gab. Anfangs zwar erlitt dieſer Fürſt am Rhein einige Verluſte, bald aber hielt er den kaiſerlichen Feldherrn auf, welcher dieſen letzten Feldzug als den glorreichſten ſeines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger geweſen, ſondern weil er nicht beſiegt worden. Der Vertheidigungskrieg, ſagte er, erfodert mehr Kenntniß, mehr Vorſicht als die Offenſive; der geringſte Fehler iſt hier tödtlich, und die Unfälle werden durch die Furcht vermehrt, welche das Mikroſcop der Übel iſt. Montecuculi verlebte den Reſt ſeiner Tage am kaiſerlichen Hofe im Umgange mit Gelehrten. Er beſchützte die Wiſſenſchaften und trug dazu bei, daß eine Akademie für die Naturforſchung geſtiftet wurde. Er ſtarb zu Linz 1680. Montecuculi verſtand nicht nur Krieg zu führen, ſondern auch ſehr gut darüber zu ſchreiben. Seine Memoiren, die er italieniſch ſchrieb, ſind für den Militär, was die Aphorismen des Ariſtoteles für den Arzt ſind. Es gibt wenige Werke, deren Studium ſo nützlich iſt. Er iſt zugleich gelehrt und gründlich, kurz und deutlich.

Montemayor (Georg de), ein berühmter caſtilianiſcher Dichter, geboren zu Monte-Mayor, woher er den Namen annahm. Dieſe Stadt gehörte unter Coimbra im Königreich Portugal. Die Zeit ſeiner Geburt iſt nicht genau bekannt, man ſetzt ſie gewöhnlich in das Jahr 1520. Montemayor verdankte dem Studium nichts, aber er wurde einigermaßen dafür durch ſein angebornes Genie entſchädigt. Er verſtand vollkommen mehrere lebende Sprachen und überſetzte ſie mit eben ſo viel Leichtigkeit als Vollkommenheit. In ſeiner Jugend betrat er die militäriſche Laufbahn, obgleich ſeine Neigung ihn einzig zur Muſik und Poeſie hinzog. Darauf begab er ſich nach Caſtilien und ließ ſich, von allen andern Erwerbsmitteln entblößt, als Muſiker in die Capelle aufnehmen, die Philipp II. auf ſeiner Reiſe nach Deutſchland, Italien und den Niederlanden begleitete. Nach ſeiner Rückkehr ſcheint er in Leon gelebt zu haben; hier dichtete er ſeine Diana. Die Königin Catharine, Schweſter Carls V. und Regentin dieſes Reichs, berief den Dichter zu ſich und ertheilte ihm einen ſehr ehrenvollen Poſten an ihrem Hof. Er ſtarb frühzeitig, denn aus einer von Francisco Marcos Dorantes gedichteten Elegie, die ſich in allen Ausgaben der Diana findet, erſieht man, daß er im J. 1562 ſeine Laufbahn endigte. Obgleich von Geburt ein Portugieſe, wird Montemayor doch in der ſpaniſchen Literatur genannt, da er in der caſtilianiſchen Sprache geſchrieben hat. Er war bei den Spaniern der Erfinder des Schäferromans in ſeiner Diana, einem Werke, das ſeinen Namen unſterblich gemacht hat. Cervantes, der gültigſte Beurtheiler von Dichterwerken, nennt die Diana das ſchönſte Muſter in ihrer Gattung. Außerdem beſitzen wir von Montemayor

eine Gedichtſammlung und die Werke des Troubadouren Auſias March.

Montenegriner iſt der Name der Bewohner des Gebirges Monte negro (in der Landesſprache Tſchernagora), welches die Gränze zwiſchen Dalmatien und Albanien macht und ſich von Antivari an der Küſte bis nach Bosnien erſtreckt. Sie zählen 30- bis 40,000 waffenfähige Männer, ſprechen die ſlavoniſche Sprache und ſind der griechiſchen Religion zugethan. Ihr Patriarch ſteht bei ihnen und ſelbſt bei der ruſſiſchen Kirche in großem Anſehn. Übrigens ſind ſie ſehr wild und räuberiſch, fügen den Türken durch unvermuthete Einfälle häufigen Schaden zu, haben auch wegen der natürlichen Feſtigkeit ihres Landes nie ganz können bezwungen werden. Indeß ſtehen ſie doch jetzt theils unter öſterreichiſcher, theils unter türkiſcher Oberherrſchaft. Im J. 1767 trat ein Abenteurer, Steffano Piccolo, unter ihnen auf, der ſich für den ruſſiſchen Kaiſer Peter III. ausgab, und einen Aufſtand anſtiftete, der nur mit vieler Mühe und nach großem Blutvergießen gedämpft werden konnte.

Montenotte, in dem ehemaligen Departement gleiches Namens, welches 1805 aus dem weſtlichen Theile des genueſiſchen Gebiets, dem Bezirk Ceva und dem Bezirk Acqui, gebildet wurde, iſt in der Geſchichte des Kriegs von 1796 bekannt geworden. Die Öſterreicher unter Beaulieu hatten am 11ten April die Franzoſen unter Bonaparte angegriffen; der Sieg war unentſchieden geblieben. Aber am folgenden Morgen erneuerte ſich der Kampf; Bonaparte, von Berthier und Maſſena begleitet, fiel den Öſterreichern in Rücken und Flanke und erfocht nach der hartnäckigſten Gegenwehr den Sieg.

Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brède und de), aus einer vornehmen Familie von Guienne, war 1689 auf dem Schloß Brède bei Bordeaux geboren. Früh entwickelte ſich ſein philoſophiſcher Geiſt. Schon in einem Alter von zwanzig Jahren ſammelte er Materialien zu ſeinem Esprit des lois. Ein Oheim, welcher Präſident des Parlaments von Bordeaux war, hinterließ dem Jünglinge ſein Vermögen und ſein Amt. Im J. 1721 trat er zuerſt mit ſeinen Lettres persanes, die er auf dem Lande angefangen, und in den Erholungsſtunden, die ihm ſeine Amtsgeſchäfte ließen, beendigt hatte, öffentlich auf. Dieſes bei einem Scheine von Leichtigkeit gründliche Werk kündigte bereits einen ausgezeichneten Schriftſteller an. Er liefert darin das lebendigſte und wahrſte Gemählde der franzöſiſchen Sitten; mit leichtem und keckem Pinſel ſchildert er Lächerlichkeiten, Vorurtheile und Laſter, und weiß allem einen originellen Charakter zu geben. Indeß ſind nicht alle Briefe von gleichem Werth; auch ſind dem Verfaſſer einige Paradoxen und zu derbe Satiren auf Ludwig XIV. und ſeine Regierung vorzuwerfen. Dieſe Briefe öffneten Montesquieu die franzöſiſche Akademie, obgleich gerade dieſes Inſtitut wenig darin geſchont wird, auch der Cardinal Fleury, den die Spöttereien des Perſers über die chriſtliche Religion mit Recht verdroſſen hatten, ſich ſeiner Aufnahme widerſetzte. Die Rede, welche er bei ſeinem Eintritt hielt, war kurz, aber kräftig und ideenreich. Die Abſicht, welche Montesquieu hatte, in ſeinem Esprit des lois die Nationen zu ſchildern, nöthigte ihn, ſie gründlich zu ſtudiren. Er beſuchte dem gemäß Deutſchland, Ungarn, Italien, die Schweiz und Holland, und verweilte gegen zwei Jahre in England. Das Reſultat ſeiner Beobachtungen war, daß Deutſchland geeignet ſey, um daſelbſt zu reiſen, Italien, um daſelbſt zu verweilen, England, um

daſelbſt zu denken, und Frankreich, um daſelbſt zu leben. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland, legte er die letzte Hand an ſein Werk: Sur la cause de la grandeur et de la décadence des Romains. Sehr feine Bemerkungen und treffende Schilderungen gaben dieſem oft behandelten Gegenſtande den Werth der Neuheit. Der Verfaſſer findet die Urſache von der Größe der Römer in der Liebe zur Freiheit, zur Arbeit und zum Vaterlande; in der Strenge der Militärdiſciplin; in dem Grundſatze, nur nach erfochtenen Siegen Frieden zu ſchließen. Die Urſachen ihres Verfalls findet er in der Vergrößerung des Reichs, darin, daß man ſo vielen Nationen das Bürgerrecht bewilligte; in dem durch den Luxus Aſiens verurſachten Sittenverderbniß; in den Proſcriptionen des Sulla; in der Nothwendigkeit, worin die Römer waren, mit der Regierung auch die Grundſätze zu verändern; in der Reihe von Ungeheuern, die von Tiberius bis auf Conſtantin faſt ununterbrochen regierten; endlich in der Verlegung der Reſidenz und in der Theilung des Reichs. Der männliche Geiſt, der in dieſem Werke glänzt, erſcheint noch mehr in dem Esprit des lois, welcher 1748 herauskam. In dieſem Werke, das mehr ein Geiſt der Nationen als der Geſetze iſt, unterſcheidet der Verfaſſer drei Arten der Regierungsform; die republikaniſche, monarchiſche und despotiſche, und zeigt, daß die Geſetze der Natur und den Principien jeder dieſer Formen angemeſſen ſeyn müſſen. Dieſe Unterſcheidung iſt von großer Wichtigkeit, und führt den Verfaſſer auf eine Menge von Folgerungen. Die Schreibart, ohne immer genau zu ſeyn, iſt kraftvoll. Treffende Bilder, geiſtreicher Scherz, wenig bekannte, lehrreiche und unterhaltende Thatſachen machen die Lectüre angenehm. Man kann dieſes Werk das Geſetzbuch des Völkerrechts und ſeinen Verfaſſer den Geſetzgeber des Menſchengeſchlechts nennen. Man fühlt, daß es aus einem freien, das Menſchengeſchlecht mit Liebe umfaſſenden Herzen entſprungen iſt. In Rückſicht auf dieſe Geſinnungen hat man es Monteſquieu verziehn, daß er, ſtatt bloß zu räſonniren, alles auf ein Syſtem zurückführen wollen, daß er dem Clima und den phyſiſchen Urſachen vor den moraliſchen zu viel Einfluß zugeſchrieben, daß er ein unregelmäßiges Ganzes geliefert und zu oft von dem Einzelnen auf das Allgemeine geſchloſſen habe. Man war unzufrieden, in dieſem Meiſterwerke zu lange Abſchweifungen über die Lehnsgeſetze, Zeugniſſe aus unzuverläſſigen Reiſenden, Paradoxen ſtatt Wahrheiten, Scherze ſtatt Reflexionen zu finden. Man hat ihm Unzuſammenhang und Unbeſtimmtheit, und zuweilen geſchraubte und geſuchte Wendungen vorgeworfen. Aber wenn er nicht immer den Grammatikern genügt, gibt er doch ſtets den Philoſophen zu denken. Niemand hat ſo tief wie Monteſquieu nachgedacht über die Natur, die Principien, die Sitten, das Clima, den Umfang, die Macht und den eigenthümlichen Charakter der Staaten, über die guten und ſchlechten Geſetze, über die Wirkungen der Strafen und Belohnungen, über Religion, Erziehung und Handel. Nichtsdeſto weniger fehlte es nicht an ſtrengen Kritiken; eine derſelben, von dem Abt Bonnaire, beantwortete er mit ſeiner Défense de l'Esprit des lois. Der Kummer über dieſe Anfeindungen, noch mehr aber die Lebensweiſe, die er auf ſeinem Standpunkte zu führen genöthigt war, zerſtörten nach und nach ſeine Geſundheit, und führten eine Bruſtkrankheit herbei, an der er im J. 1755 in einem Alter von 66 Jahren ſtarb. Sein Tod erweckte die allge-

meinſte Theilnahme, denn er wurde nicht nur wegen ſeines Genies verehrt, ſondern auch wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften geliebt. Ob er gleich von Natur ökonomiſch war, verſtand er doch auch großmüthig zu ſeyn. Die wohlthätige Handlung, die er zu Marſeille ausübte, indem er einem jungen Schiffer ſeine Börſe gab und ins geheim eine Summe anwies, um den Vater des Unglücklichen, der den Corſaren in die Hände gefallen war, loszukaufen, iſt durch die Zeitungen bekannt geworden und hat zu dem Schauſpiele Le Bienfait anonyme Anlaß gegeben. Seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit waren ſtets gleich; ſeine Unterhaltung leicht, lehrreich und anziehend. Da er nie glänzen wollte und den gasconiſchen Dialect nicht abgelegt hatte, erſchien er geiſtreicher in ſeinen Büchern als im Geſpräch. — Man hat nach ſeinem Tode zu London eine Sammlung ſeiner Werke 1759 in 3 Quartbänden herausgegeben; im J. 1788 erſchien eine ſehr gute Ausgabe in 5 Octavbänden, womit man den im Jahr 1798 erſchienenen Band der Oeuvres posthumes verbinden muß. Die vollſtändigſten Ausgaben ſind die basler von 1799 in 8 Bänden und die pariſer von 1796 in 5 Bänden. Es finden ſich in Montesquieu's Schriften einige Werke, von denen wir noch nicht geſprochen haben, unter andern der Temple de Guide, eine Art von Gedicht in Proſa, das zwar bei ſeiner Erſcheinung Glück machte, im Grunde aber nur ein mit anmuthigen Zügen durchwebter Gemeinplatz iſt. La Harpe's Kritik iſt hart, aber gerecht. Eine Geſchichte Ludwigs XI., welche Montesquieu abgefaßt hatte, ging dadurch verloren, daß der Verfaſſer ſie aus Irrthum verbrannte. Von ſeinen Lettres familières, welche 1767 erſchienen, gewähren einige eine intereſſante Lectüre.

Montezuma war der Kaiſer von Mexiko, als Cortez im Jahr 1518 einen Einfall in ſein Reich machte. Jene kriegeriſchen Thiere, auf welchen ein Theil der Spanier ritt, jener künſtliche Donner, der ſich unter ihren Händen bildete, und in weiter Entfernung tödtete, jene hölzernen Schlöſſer, welche ſie über das Meer gebracht, das Eiſen, worein ſie gekleidet waren, alles dies waren den Mexikanern ſo unerhörte und unerklärliche Wunder, daß Cortez mit ſeinem kleinen Heer bis in die Stadt Mexiko vordrang, und daſelbſt von Montezuma als ſein Gebieter, von den Einwohnern aber als ein Gott aufgenommen wurde. Nach und nach entdeckte man jedoch die menſchliche Natur der Ankömmlinge. Montezuma, der ſich ihrer nicht durch Gewalt entledigen konnte, ſuchte ſie durch Freundſchaftsbezeigungen in Mexiko ſicher zu machen, während er auf ihre Vernichtung ſann. Eine Abtheilung der Spanier war zu Vera-Cruz. Ein Feldherr des Kaiſers, der geheimen Befehl dazu hatte, griff ſie an, und tödtete, obgleich er zurückgeſchlagen wurde, 3 bis 4 Spanier. Der Kopf eines derſelben wurde an Montezuma geſchickt, um ihn unwiderſprechlich von der Sterblichkeit der Spanier zu überzeugen. Auf die Nachricht davon eilte Cortez mit 50 Spaniern zu dem Kaiſer, und bewog ihn durch Schmeicheleien und Drohungen ſich in ſeine Wohnung zu begeben. Er ließ ihn darauf in Feſſeln werfen, und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Carls V. anzuerkennen. Zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit gab Montezuma einen Tribut von 600,000 Mark reinen Goldes. Bald aber wurde er ein Opfer ſeiner Nachgiebigkeit. Die Mexikaner, empört über die Gefangenſchaft ihres Kaiſers, machten einen Angriff auf Cortez Stellvertreter, Alvara. Montezuma wollte ſich ſeinem Volke zeigen, um den Aufruhr zu

ſtillen. Die Mexikaner aber, die nur einen Sclaven der Spanier in ihm erblickten, begrüßten ihn mit einem Steinregen. Er wurde verwundet von den Spaniern weggeführt und verbunden. Aber durch nichts war er über die von ſeinen eignen Unterthanen erlittene Beſchimpfung zu tröſten, riß den Verband ab, und ſtarb bald darauf, im J. 1520. Er hinterließ zwei Söhne und drei Töchter, welche die chriſtliche Religion annahmen. Der älteſte erhielt von Carl V. den Titel eines Grafen von Montezuma.

Montfaucon (Bernard de), war 1655 auf dem Schloſſe Soulage in Languedoc geboren, und widmete ſich in ſeiner Jugend den Waffen, indem er als Cadet in das Regiment von Perpignan trat. Nach dem Tode ſeiner Ältern aber zog er ſich aus der Welt zurück und wurde 1675 Benedictiner in der Congregation von Saint-Maur. Seine Talente erwarben ihm bald einen berühmten Namen ſowohl in ſeinem Orden als in ganz Europa. Mit gleichem Eifer umfaßte er die Philoſophie, Theologie, bibliſche und Profangeſchichte, alte und neue Literatur, todte und lebendige Sprachen. Im J. 1698 machte er eine Reiſe nach Italien, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen und die bei ſeinen Arbeiten ihm nützlichen alten Handſchriften zu unterſuchen. Am längſten verweilte er zu Rom. Papſt Innocenz XII. und die vornehmſten Prälaten nahmen ihn mit Auszeichnung auf. Nachdem Montfaucon ſeine Nachforſchungen beendigt hatte, und 1701 nach Paris zurückgekehrt war, gab er daſelbſt ſein Diarium italicum heraus, worin er eine genaue Beſchreibung mehrerer alten Denkmäler und Nachrichten von vielen bis dahin noch unbekannten griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften liefert. Er beſchäftigte ſich unabläſſig bis an ſeinen Tod, welcher 1741 erfolgte, mit gelehrten Arbeiten. Wenige Gelehrte ſind ihm an Fleiß und Fruchtbarkeit an die Seite zu ſtellen. Die Zahl ſeiner Werke in Folio ſteigt allein auf 44. Wir nennen von ſeinen Schriften nur einige der wichtigſten: 1. Analecta graeca, gemeinſchaftlich mit Pruget und Lopin; 2. Palaeographia graeca, ein treffliches Werk; 3. L'Antiquité expliquée (lateiniſch und franzöſiſch). Dieſes Werk, das mit den Supplementen aus 15 Foliobänden beſteht und gegen 1200 Kupferplatten, worauf 30- bis 40,000 Figuren abgebildet ſind, enthält, trägt allerdings Spuren der Flüchtigkeit, womit es geſammelt wurde, an ſich; nichts deſto weniger enthält es eine Menge von Dingen, die man wo anders vergebens ſuchen würde, und wird täglich von den Gelehrten citirt; 4. eine Ausgabe des Johannes Chryſoſthomus, wie auch des heiligen Anaſthaſius. — Montfaucon hat zu viel geſchrieben, um ſeinem Styl immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben; man muß ihn mehr als Gelehrten betrachten. Als ſolcher hat er die entſchiedenſten und bleibendſten Verdienſte.

Montgelas (Maximilian Joſeph, Graf von), gehört unſtreitig in die Reihe der erſten Staatsmänner Deutſchlands, die in ihrem öffentlichen Wirkungskreiſe eben ſo ruhmwürdig, als in ihren Privatverhältniſſen durch vielſeitige Geiſtesbildung muſterhaft und achtungswürdig erſcheinen. Montgelas ward als Sohn einer bayeriſchen Mutter und eines Vaters, der churfürſtlich bayeriſcher General war, 1759 in München geboren. Von frühen Zeiten her ſtammt das Geſchlecht ſeiner Voraltern (genannt Garnerin, Herrn von Thuiller, Freiherrn von Montgelas) aus Savoyen; Franz Garnerin de la Thuiller, ſein Urältervater, war Staatsrath und Parlamentspräſident zu Chambery. Nach dem Genuſſe einer zweckmäßigen häuslichen

Erziehung, und einem vortheilhaften Gymnaſial-Unterrichte in München, worin er ſchon hervorſtechende Talente ſeines Geiſtes ſichtbar und glücklich entwickelte, reiſ'te Montgelas nach Frankreich, um dort ſeine höheren Studien zu pflegen, und zeichnete ſich aus, bereichert mit Kenntniſſen in allen Fächern der Rechtsgelehrſamkeit, vorzüglich durch das Studium aller Zweige der Geſchichte in deren Heiligthum er durch den gelehrten Profeſſor Koch zu Straßburg, deſſen Umgang und Belehrung er ſehr reichlich genoß, eingeführt wurde. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien erhielt Montgelas im J. 1777 eine Hofrathsſtelle in München; 1779 ward er churfürſtlicher Kämmerer und Büchercenſurrath, und als er ſich 1785 von München wieder trennte, wanderte er nach Zweibrücken, wo ihn der damals regierende Herzog Carl II. von Zweibrücken zu einer Hofcavaliersſtelle bei ſeinem Hofe beförderte. Nach dem Tode dieſes Prinzen folgte in der Regierung deſſen Bruder, Maximilian Joſeph, jetziger König von Bayern, welcher den Freiherrn von Montgelas ſchon früher in ſeine Dienſte genommen hatte. Hier ward dem jungen thätigen Manne die erwünſchte Gelegenheit, gleich anfangs durch ſeine tiefen Einſichten, ſeine Gewandtheit in Geſchäften und kluge Berathungen, dem Herzoge, der damals wegen franzöſiſcher Einmiſchungen in ſein Erbe in keiner beneidenswerthen Lage war, treffliche Dienſte zu leiſten, um ſo mehr, nachdem Abbé Salabert und der geheime Rath von Cetto nicht mehr an dem herzoglichen Hofe lebten. Einige Tage nach dem Hintritte des Churfürſten Carl Theodors, den 16ten Februar 1799, zog Montgelas, ſeinen Herrn, als neuen Churfürſten von Pfalzbayern begleitend, in München ein, und wurde demnächſt zum Miniſter der auswärtigen Verhältniſſe ernannt. Von nun an erſcheint Montgelas als treuer, weiſer Rathgeber ſeines Regenten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats; im J. 1802 ward er zum churfürſtlichen Commiſſär ernannt bei den Maltheſerordens-Verhandlungen mit Rußland, und im nämlichen Jahre zu dem pfalzneuburgiſchen Landtage beordert, 1803 ihm die concentrirte Finanzverwaltung der churfürſtlichen Staaten, und 1804 und 1807 die Commiſſion bei Schließung einer Convention über die Freizügigkeit der Penſionen mit Öſterreich übertragen; 1806 ward er zum Miniſter des Innern, dann zum Bevollmächtigten bei Schließung des Tractats zwiſchen den Königreichen Bayern und Italien, in Bezug auf Feſtſetzung der Militärlinien in dem italieniſchen Tyrol, als Gränze des Königreichs Italien; 1807 zum Commiſſär bei verabredeter Aufhebung des in den königl. bayeriſchen und k. k. öſterreichiſchen Staaten auf das Vermögen der Privaten und beſtehenden Stiftungen gelegten Sequeſters; 1808 zum Bevollmächtigten bei einer mit Öſterreich zu ſchließenden Convention über die freie Benutzung der Familien- oder Localſtiftungen, und 1809, nach dem Tode des Finanzminiſters, Freiherrn von Hompeſch, zum Miniſter der Finanzen ernannt. So ſtehen nun drei Miniſterien, das der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und der Finanzen, unter Montgelas höherer Leitung, allerdings ſchwer laſtend auf eines einzigen Mannes Rücken, aber gewiß mit deſto mehr Weisheit verwaltet, als ſie, bei der beſtehenden Verwaltung der innern und äußern Verhältniſſe in Bayern, getrennt kaum denkbar, vereinigt aber deſto umfaſſender und deutlicher überſchaut werden können von dem Geiſte eines Mannes, der nun genau erkennt, was die Staatskräfte zu

leiſten, und was ſie nicht zu leiſten vermögen, und ſofort, bei Vermeidung häufiger Colliſionen, der innern Verwaltung leichter den ſichern Charakter von Ordnung, Zuſammenhang und Kraft in der Einfachheit zu geben vermag. In der Überzeugung von der bewährteſten Treue und Anhänglichkeit ſowohl, als auch von den wichtigſten Dienſten, die Montgelas in allen Zweigen der äußern und innern Staatsverwaltung, die ſeiner obern Leitung übertragen ſind, ſelbſt in den gefahrvollſten Zeiten, dem Vaterlande geleiſtet hat, und mit anhaltendem Eifer durch ſeine tiefen Einſichten noch zu leiſten fortfährt, hat Bayerns edelmüthiger Beherrſcher denſelben 1810 in den Grafenſtand erhoben. Schon früher war er zur dankbaren Auszeichnung mit den Inſignien des Großkreuzes und Großkanzlers der königl. Orden vom heil. Hubertus und der bayerſchen Krone, dann des Ehren-Großkreuzes des heil. Johanniterordens, eines Großkreuzes der franzöſiſchen Ehrenlegion und des königlich ſächſiſchen Kronordens, und eines Großcommandanten des Ordens der weſtphäliſchen Krone u. a. geſchmückt worden. In den Jahren 1809, 1810, 1811, 1812 u. folg. hat der König, bei ſeiner Entfernung von ſeinen Staaten, ſein vollkommnes Vertrauen auf deſſen bewährte Treue und erprobte Kenntniſſe auch dadurch bewieſen, daß er, während ſeiner Abweſenheit, demſelben unumſchränktere Vollmacht in der Geſchäftsführung übertrug. Seinem Herrn nie etwas rathend, was gegen Pflicht und Ehre wäre; nie etwas Minderes, als das Vollkommne wollend, iſt Montgelas zugleich gefällig und zuvorkommend gegen Jeden, der an ihn ſich wendet mit Bitten oder Beſchwerden, mit Anſprüchen auf Ehre und Verdienſte, und obſchon durch Anderer giftigen Neid und Undank öfters gekränkt, zeigt er ſich, weit entfernt von Rache und Vergeltungsſucht, immer ſchonend, nachſichtig, großmüthig, ſogar gegen unwürdige Feinde. Immer thätig und nützlich, iſt er während des Sommers in ſeinem Landhauſe in Bogenhauſen, einem Dorfe nächſt München, ſchon am früheſten Morgen, und zur Winterszeit in der Hauptſtadt ebenfalls Morgens und nach der Tafel, jederzeit zu ſprechen, wenn man ihn zu den bekannten Stunden gewärtigen will. Außerdem hat er zwei Audienztage wöchentlich in der Reſidenz angeordnet, und nimmt täglich Gelegenheit, mit den vorzüglichſten Staatsdienern, die er in abwechſelnder Reihe an ſeinem Tiſche oder in ſeiner Geſellſchaft ſieht, über Angelegenheiten des Staats zu ſprechen. Als Mann von vorzüglichen Talenten, geübtem Scharfſinne, richtiger und ſchneller Beobachtungsgabe, von ungemein ausgebildetem Gedächtniſſe, im Beſitze eines reichhaltigen Schatzes von Literatur, beſonders aber gründlichen Kenntniſſen in Sprachen und allen Zweigen der Geſchichte, von einer, durch vielfältige Erfahrung vollkommen gebildeten Politik, und entflammt von Patriotismus, iſt er ein vollendeter Staatsmann, dem Bayern viel, ſehr viel zu verdanken hat, indem er, bei ſo vielen Erſchütterungen und Gefahren des Staats, bei dem raſtloſen Wälzen und Treiben der politiſchen Verhältniſſe jedes Tags, bei den Mühſeligkeiten ſo vieler neuen Geſtaltungen, immer mit Rath und That den ſicherſten Zeitpunkt treffend, durch glücklichen Tact das Weiſeſte auffand, deutlich erkannte, ſtandhaft ausführte, ſtreng conſequent in allen Beziehungen darnach handelte, und ſo mit ſinnender Klugheit und ausharrender Geduld auf tiefem, feſtem Grunde ein Gebäude aufführte, das groß in ſeinem Umfange, ſtark durch

die Verbindung ſeiner Theile, blühend durch die Regſamkeit ſeines innern Lebens, geſchmückt—erhaben durch ſeine alte wieder erworbene Würde, und geachtet— und beglückt durch ſeine Verfaſſung iſt.

Montgolfier (Jacques-Etienne und Joſeph), die Erfinder des Luftballons, ſ. Aeroſtat.

Montgommery (Gabriel Graf von), berühmt durch ſeine Tapferkeit und ſeine ſchönen Handlungen, noch mehr aber durch ſein Unglück. Er ward in ſeiner Jugend die unſchuldige Urſach an dem Tode Heinrichs II. Dieſer Fürſt hatte in einem Tournier am 26ſten Juni 1559, das bei der Vermählung ſeiner Tochter Eliſabeth mit dem Könige Philipp von Spanien gegeben wurde, bereits mehrere Lanzen gebrochen, als er noch einen Gang mit dem jungen Montgommery, damals Lieutenant der ſchottiſchen Garde, machen wollte. Als habe er eine böſe Ahnung, weigerte ſich Montgommery mehrmals, und gab erſt nach, als der König unwillig wurde. Seine Lanze traf ſo heftig auf das Viſir des Königs, daß daſſelbe aufſprang und die zurückprallende Lanze ins Auge traf. Der König ſtarb nach elf Tagen, verbot aber, Montgommery im geringſten wegen dieſes Vorfalls zu beunruhigen. Dieſer zog ſich auf ſeine Güter in die Normandie zurück, ging ſodann auf Reiſen und kam zur Zeit der erſten bürgerlichen Kriege nach Frankreich zurück, wo er als eins der Häupter der Proteſtanten auftrat. Er vertheidigte 1562 Rouen mit hohem Muthe gegen die königliche Armee. Als die Stadt endlich erſtürmt worden, warf er ſich in eine Galeere und flüchtete ſich glücklich nach Havre. Im J. 1569 ward er nach Bearn geſchickt, das die Catholiſchen unter Terrides faſt ganz der Königin von Navarra entriſſen hatten. Er vollzog ſeinen Auftrag mit ſolcher Schnelligkeit, daß die proteſtantiſchen und catholiſchen Schriftſteller ihm gleiches Lob darüber ertheilen. Zur Zeit der Bartholomäusnacht 1572 war Montgommery zu Paris und wohnte in der Vorſtadt St. Germain. Er wurde zeitig genug benachrichtigt, um ſich auf ein Pferd ſchwingen und mit einigen andern bei ihm wohnenden Edelleuten retten zu können. Die Schnelligkeit ſeines Pferdes entzog ihn ſeinen Verfolgern; er legte dreißig Stunden Weges in Einem Ritt zurück, begab ſich nach Jerſey und von da nebſt ſeiner Familie nach England. Im folgenden Jahre führte er eine bedeutende Flotte, die er zum Theil ſelbſt ausgerüſtet hatte, zum Beiſtand von Rochelle herbei, das von den Catholiken belagert wurde. Allein ohne etwas ausgerichtet zu haben, verließ er die Rhede, um Belle-Isle auf der Küſte von Bretagne zu plündern. Er kehrte ſodann nach England zurück, wo er einen Eidam hatte. Als 1573 wieder zu den Waffen gegriffen wurde, ging Montgommery, der damals auf Jerſey war, nach der Normandie und verband ſich mit dem proteſtantiſchen Adel dieſer Provinz. Er war in Saint-Lo, als Matignon, Generallieutenant in Nieder-Normandie, plötzlich erſchien, und die Stadt belagerte. Nachdem die Belagerung vierzehn Tage gedauert hatte, benutzte Montgommery die Dunkelheit der Nacht, um mit ſechzig bis achtzig Reitern die feindlichen Poſten zu ſprengen und durchzubrechen. Er entkam, ohne einen Mann verloren zu haben, und erreichte am 7ten Mai 1574 Domfront mit zwanzig Reitern. Während er ſich einigermaßen erholte, führten ihm einige Edelleute noch vierzig Mann zu. Matignon war indeß auch mit einem Theil ſeiner Reiterei aufgebrochen, und kam am 9ten früh vor Domfront an. Er griff ſogleich die

offne Stadt von allen Seiten an und nöthigte Montgommery, ſich mit etwa 150 Mann in das Schloß zu werfen. Hier beſtand er einen wüthenden Sturm; man ſah ihn den Tod ſuchen und wie einen Löwen in der Breſche kämpfen; da aber ſein kleiner Haufe täglich mehr ſchwand, ſah er ſich genöthigt, den 27ſten Mai zu capituliren. Catharine von Medicis, welche nach Carls IX. Tode Regentin war, gab Befehl ihn nach Paris zu führen. Hier wurde er in die Conciergerie und zwar in den Thurm gebracht, der ſeinen Namen führt. Commiſſarien wurden ernannt, um ihm den Prozeß zu machen. Sie verurtheilten ihn zum Tode, und dieſes Urtheil wurde den 26ſten Juni 1574 auf dem Greveplatz vollzogen. Montgommery benahm ſich dabei ganz mit der eines Helden würdigen Faſſung. Er redete die Zuſchauer an, grüßte ſeinen Freund Fervaques, den er unter der Menge erblickte und empfing den Todesſtreich mit unverbundnen Augen.

Monti (Vincenzo), gebürtig aus dem Ferrariſchen, lebte lange zu Rom als Secretär des Prinzen Don Luigi Braſchi Oneſti, und wurde nachher Lehrer der Beredſamkeit und Dichtkunſt auf der von Bonaparte neuorganiſirten Univerſität Pavia. Er gehört zu den energiſchſten unter den italieniſchen Dichtern unſerer Zeit. Im J. 1787 erſchien bei Bodoni eine Sammlung ſeiner Gedichte, deren beide erſten Bände vermiſchte Poeſien, größtentheils lyriſcher Gattung, und der dritte das Trauerſpiel Ariſtodemo enthält, welches in Italien mit großem Beifall aufgenommen worden, wiewohl es außer einer ſchönen Diction eben kein hervorſtechendes Verdienſt hat. Sein Trauerſpiel Galeotto Manfredi gefiel weniger. — Zwei ältere Dichter gleiches Namens, Giambatiſta (geb. 1688 und geſt. 1766) und Giulio Monti (geſt. 1747) ſind nicht mit ihm zu verwechſeln.

Montmorency (Anne de), der zweite Sohn von Guillaume de Montmorency, war 1493 geboren. Ein würdiger Erbe der Tapferkeit ſeiner Vorfahren that er ſich in der Schlacht von Marignan im J. 1515 hervor. Im J. 1521 vertheidigte er die Stadt Mézières gegen die Armee Carls V. und nöthigte den Grafen von Naſſau, die Belagerung ſchimpflicher Weiſe aufzuheben. Mit dem franzöſiſchen Marſchallſtabe belohnt, folgte er Franz I. nach Italien, und nahm 1525 an der Schlacht von Pavia Theil, die gegen ſeinen Rath geliefert worden. Die wichtigen Dienſte, die er hierauf dem Staate leiſtete, wurden mit dem Schwerte des Connetables von Frankreich im J. 1538 belohnt. Die Einwohner von Gand, unzufrieden mit Carls V. Regierung, erboten ſich, Franz I. als König anzuerkennen, und der Staatsrath war bereit, dieſen Vorſchlag anzunehmen, als Montmorency ſich widerſetzte, indem er zeigte, daß man den mit dem Kaiſer beſchwornen Waffenſtillſtand halten müſſe, und daß es ſchimpflich ſey, den Aufſtand von Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Herrn benutzen zu wollen. Einige Zeit darauf fiel der Connetable in Ungnade, weil er Franz I. gerathen hatte, auf das Wort Carls V. zu vertrauen, der bei ſeiner Reiſe durch Frankreich die Rückgabe von Mailand verſprochen hatte. Unter Heinrich II. gewann Montmorency ſein ganzes Anſehn wieder. Er war deſſen würdig durch ſeine großen Anſichten und ſeine tiefen Kenntniſſe in allen Theilen der Adminiſtration. Auf ſeinem Sterbebette empfahl ihm Heinrich II. das Reich und ſeine Kinder. Der Connetable nahm im J. 1550 das Boulonnais, im J. 1552 Metz, Toul und Verdun. Auf Catharinens Antrieb fiel er

aufs neue unter Franz II. in Ungnade, während die Prinzen von Lothringen allmächtig geworden waren. Catharine haßte ihn, weil er Heinrich II. gerathen, ſie in den erſten Jahren ihrer Ehe als unfruchtbar zu verſtoßen, und weil er geäußert hatte, daß von allen Kindern des Königs allein ſeine natürliche Tochter Diana ihm ähnlich ſehe. Da indeß ſeine Talente ihn unentbehrlich machten, rief man ihn 1560 unter Carl IX. wieder an den Hof. Er verſöhnte ſich mit den Guiſen und erklärte ſich mit Kraft gegen die Calviniſten. Im J. 1562 kam es zur Schlacht bei Dreux. Der Connetable gewann ſie, wurde aber gefangen genommen. Nachdem er im folgenden Jahre ſeine Freiheit erhalten, entriß er Havre de Grace den Engländern. Als einige Zeit darauf die Calviniſten unter dem Prinzen Condé wieder im Felde erſchienen, ſchlug Montmorency ſie am 10ten November 1567 bei Saint-Denys. Plötzlich ſah der Sieger das Corps, das er anführte, in Unordnung gerathen; er ſah ſich von den Seinigen, die der Schrecken ergriffen hatte, verlaſſen. Der edelmüthige Greis raffte alle ſeine Kräfte zuſammen, um in dieſem Augenblick der Entſcheidung ſein langes Leben durch eine heldenmüthige That zu beſchließen. Er empfing acht gefährliche Wunden, verlor ſein Pferd, und zerbrach ſeinen Degen, indem er einen calviniſtiſchen Offizier durchbohrte. Ein ſchottiſcher Edelmann, Namens Stuart, foderte ihn auf, ſich zu ergeben. „Ich mich ergeben?" antwortete der Connetable, „Du kennſt mich wohl nicht? — „Weil ich Dich kenne," erwiederte jener, indem er ſeine Piſtole auf ihn abdrückte, „geb' ich Dir dies." — Brantôme verſichert, daß er, obgleich tödtlich verwundet, ſich nach jenem hingekehrt und ihm das Degengefäß ins Geſicht geſchlagen habe. Als ſein Beichtvater ihn zum Tode vorbereiten wollte, ſprach er: „Denkſt Du, daß ich faſt achtzig Jahre mit Ehren gelebt habe, um nicht eine Viertelſtunde ſterben gelernt zu haben?" — Der Connetable ſtarb drei Tage darauf in ſeinem Hotel zu Paris, nachdem er eine lange Unterredung mit dem Könige gehabt hatte. Er war 74 Jahre alt und hatte unter fünf Regierungen gelebt. Man behauptet, daß die Königin mit einem fröhlichen Ton zu einigen ihrer Vertrauten geſagt habe: „Ich habe an dieſem Tage dem Himmel für zwei große Verbindlichkeiten zu danken; die eine, daß der Connetable Frankreich an ſeinen Feinden gerächt, und die andre, daß die Feinde es von dem Cannetable befreit haben." So ſtarb dieſer berühmte Feldherr, gleich unerſchrocken am Hofe wie unter den Waffen, ausgeſtattet mit großen Tugenden und großen Fehlern, unglücklich, aber geſchickt, von Geſinnung ſtreng, unbeugſam, hartnäckig, aber redlich und hochherzig. Leſen und ſchreiben hatte er nicht gelernt. Er war in acht Schlachten geweſen, und hatte in vieren den Oberbefehl mit mehr Ruhm als Glück geführt. Voll Eifer für die Religion beobachtete er mit Strenge die geringſten Übungen derſelben, vergaß aber dagegen ihre heiligſten Vorſchriften. Sein Leichnam wurde zu Paris mit beinahe königlichen Ehren beſtattet; den Körper brachte man auf ſein Schloß zu Ecouen, das Herz aber zu den Cöleſtinern in Paris, wo auch das Herz Heinrichs II. bewahrt wurde.

Montmorency de Damville (Henri I. de), Duc, Pair, Marſchall und Connetable von Frankreich, Gouverneur von Languedoc u. ſ. w., des Vorigen Sohn, zeichnete ſich ſchon bei ſeines Vaters Lebzeiten unter dem Namen Damville aus. In der Schlacht

bei Dreux im J. 1562 nahm er den Prinzen von Condé gefangen, und diente an dieſem Tage Frankreich mit vielem Ruhme. Im J. 1593 wurde er Gouverneur von Languedoc und drei Jahre darauf erhielt er den Marſchallſtab. Im J. 1567 wurde er in der Schlacht bei Saint-Denys gefangen. Da er bei der Königin Catharine von Medicis in Ungnade gefallen war, ſuchte er eine Zuflucht bei dem Herzog von Savoyen und ſtellte ſich an die Spitze der Unzufriednen, welche Languedoc unter Heinrich III. zerfleiſchten. Er wurde das Haupt der Politiker, wie man die mißvergnügten Catholiken nannte, die unter dem Vorwand, den Fortſchritten der Ketzerei und den Mißbräuchen der Regierung Einhalt zu thun, vom Hofe Ämter und Penſionen zu erhalten ſuchten. Montmorency verfuhr als Souverän in ſeinem Gouvernement; er entſchied über Krieg und Frieden mit den Hugenotten. Als Heinrich IV. auf den Thron geſtiegen war, unterwarf er ſich, empfing das Connetableſchwert und ſtarb zu Agde 1614. Berühmter iſt ſein Sohn,

Montmorency (Henri II., Duc de), geboren 1595 und in ſeinem achtzehnten Jahre zum Admiral von Frankreich ernannt. Nachdem er die Calviniſten in Languedoc geſchlagen und ihnen verſchiedne feſte Plätze entriſſen hatte, beſiegte er ſie zur See bei der Inſel Re, deren ſie ſich bemächtigt hatten und die er ihnen wieder abnahm. Im J. 1628 trug er einen bedeutenden Vortheil über den Duc de Rohan, Anführer der Hugenotten, davon. Als Montmorency einige Zeit darauf nach Piemont als Lieutenant-general geſchickt worden, griff er die Spanier unter dem Fürſten Doria an und ſchlug ſie, ob ſie ihm gleich an Zahl überlegen waren, in die Flucht. „Ich habe aus der Geſchichte meiner Vorfahren gelernt,“ äußerte er einſt, „daß das ruhmvollſte Leben dasjenige iſt, das mit dem Gewinn einer Schlacht endigt, und daß, da es nur von kurzer Dauer iſt, der Menſch ihm ſo viel Glanz als möglich geben muß.“ Dieſem Sieg folgte die Aufhebung der Belagerung von Caſal; ſein Lohn war der Marſchallſtab. Sein Glück erhob ſeinen Muth, er ſchmeichelte ſich, der Gewalt Richelieu's Trotz bieten zu können. Gaſton, Duc d'Orleans, gleich unzufrieden mit dem Cardinal, begab ſich zu Montmorency nach Languedoc, und dieſe Provinz wurde der Schauplatz des Krieges. Der König ſchickte die Marſchälle La Force und Schomberg gegen die Rebellen ab. Bei Caſtelnaudary trafen beide Parteien auf einander; Montmorency, der die Seinigen nicht gehörig fechten ſah, ſtürzte ſich mitten in die königlichen Bataillone, wurde geſchlagen und gefangen genommen. Ganz Frankreich, das ſeiner Dienſte, ſeiner Tugenden und ſeiner Triumphe gedachte, verlangte, daß die Strenge der Geſetze zu ſeinen Gunſten gemildert würde; aber Richelieu hatte unwiderruflich beſchloſſen an dem ſchönſten, liebenswürdigſten, tapferſten und freigebigſten Manne von Frankreich ein Beiſpiel zu geben. Er ließ ihm von dem Parlament von Toulouſe den Prozeß machen, und dieſes verurtheilte ihn zum Tode. Der König milderte das Urtheil dahin, daß die Hinrichtung nicht öffentlich geſchehen ſollte, und ſo geſchah ſie am 30ſten October 1632 im Stadthauſe von Toulouſe. Er litt den Tod mit gefaßter Seele; ſein Beichtvater Arnoux, der ihn auf das Blutgerüſte begleitete, geſtand, daß dieſe Augenblicke ihm lehrreicher geweſen wären, als alle Betrachtungen während ſeines ganzen Lebens.

Montpellier, am Fluß Lez, vormals die Hauptſtadt in Nieder-Languedoc in Frankreich, jetzt die Hauptſtadt im Departement des Herault und der Sitz des commandirenden Generals der neunten Militärdiviſion. Sie liegt am Abhange eines Hügels. Die Luft iſt rein und ſelbſt im Winter gelinde, doch verurſacht bisweilen ein vom Meere wehender Wind dichte und kalte Nebel, die der Bruſt ſehr beſchwerlich und ſchädlich ſind. Der Biſchof, deſſen Kirchſpengel ſich über die Departements des Herault und des Tarn erſtreckt, ſteht unter dem Erzbiſchof von Toulouſe. Die Einwohnerzahl beträgt über 30,000. Die berühmte mediciniſche Univerſität dieſer Stadt, das Ludoviceum nach Ludwig von Anjou benannt, verdankt ihren Urſprung den aus Spanien vertriebnen arabiſchen Ärzten. Sie wurde während der Revolution aufgehoben, im J. 1801 aber als eine Specialſchule der Medicin wieder hergeſtellt. Sehenswerth ſind das anatomiſche Theater und der botaniſche Garten. Außerdem iſt hier ein Lyceum und eine 1706 errichtete Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte. Die Domkirche enthält mehrere ausgezeichnete Gemählde. Die Einwohner verfertigen vielen und guten Grünſpan, wollene Decken und Barchent; ſie handeln ſtark mit Wolle, Wein, Liqueuren und wohlriechenden Waſſern. Auch die Manufacturen von Baumwollenſtoffen und Leder ſind von Wichtigkeit, ſo wie die Druckereien der Wollenzeuge. Sehr ausgezeichnet ſind die hieſigen Wachsbleichen. Die Citadelle liegt auf einem Hügel.

Montpenſier (Anne-Marie-Louiſe d'Orleans, bekannter unter dem Namen der Mademoiſelle de), war die Tochter Gaſtons, Ducs von Orleans, und 1627 zu Paris geboren. Ihr Vater, ein ſonderbarer, ungeſtümer und ränkevoller Fürſt, vererbte ſeine Fehler auf ſeine Tochter. Sie nahm die Partei Condé's in den Kriegen der Fronde und hatte die Kühnheit, von der Baſtille aus die Truppen Ludwigs XIV. beſchießen zu laſſen. Dieſe gewaltſame Handlung machte ihr den König und den Hof für immer zu Feinden, welche ſich einer jeden Vermählung, die ſie annehmlich fand, widerſetzten und ihr dagegen ſolche Vorſchläge machten, die ſie ablehnen mußte. Endlich in einem Alter von 44 Jahren beſchloß ſie, ihre Hand einem einfachen Edelmann, dem Grafen Lauzun, zu geben. Sie erhielt die Erlaubniß dazu, und brachte demſelben ein Vermögen von 20,000,000, vier Herzogthümer, die Herrſchaft Dombes, die Grafſchaft Eu, und das Palais Luxembourg zu. Sie behielt ſich nichts vor, indem ihr die Idee ſchmeichelte, daß ſie ihrem Geliebten mehr gebe, als irgend ein Monarch je einem Unterthan gegeben habe. Der Ehecontract war bereits geſchloſſen, als die Königin und der Prinz von Condé durch ihre Vorſtellungen, wie ſehr dieſe Verbindung die königliche Familie beeinträchtige, Ludwig XIV. bewogen, die ſchon gegebne Erlaubniß zurückzunehmen. Dies nöthigte die unglücklich Liebenden, ſich heimlich zu vermählen. Lauzun aber, der ſich gegen Frau von Monteſpan, der er ſeine Widerwärtigkeiten zuſchrieb, Beleidigungen erlaubt hatte, wurde bald darauf nach Pignerol geführt, wo er zehn Jahre lang gefangen blieb. Er erhielt ſeine Freiheit nur unter der Bedingung, daß ſeine Gemahlin die Herrſchaft Dombes und die Grafſchaft Eu dem Duc du Maine abtrat. Sie erkaufte gern mit dieſem Opfer das Glück, mit ihrem Geliebten vereint zu leben; aber auch jetzt war dies Glück von ſehr kurzer Dauer. Lauzun ſah in ihr nur ein heftiges, eifer-

ſüchtiges, noch in ihrem Alter von jugendlicher Leidenſchaft glühendes Weib, ſie ſah in ihm einen unbeſcheidnen, untreuen, undankbaren, wortbrüchigen Mann. Seine mit jedem Tage zunehmende Unverſchämtheit erbitterte die Prinzeſſin ſo ſehr, daß ſie ihm endlich verbot, wieder vor ihr zu erſcheinen. Sie verlebte ihre letzten Tage in der Zurückgezogenheit und ſtarb 1693, wenig bedauert und faſt vergeſſen. Man hat von ihr Memoiren, die manche intereſſante Details enthalten und in einem ziemlich reinen Styl geſchrieben ſind. Die vollſtändigſte Ausgabe iſt vom J. 1755 in 8 Bändchen. In dieſer Ausgabe iſt ferner enthalten 1. Ein Recueil des lettres de Mademoiselle de Montpensier à Mad. de Motteville; Les Amours de Mademoiselle et du comte de Lauzun; 3. Eine Sammlung von Porträts, des Königs, der Königin und vieler andern Perſonen vom Hofe; 4. Zwei Romane, La relation de l'île imaginaire und La Princesse de Paphlagonie.

Montroß oder Montroſe (James Graham, Graf und Herzog von), verdient wegen ſeiner Anhänglichkeit an ſeinen König, den unglücklichen Carl I. und ſeiner Vaterlandsliebe einen Platz in dem Andenken der Nachwelt. Als Generaliſſimus und Vicekönig in Schottland focht er mit Nachdruck gegen die Rebellen dieſes Reichs. Er that ſich in der Schlacht von York hervor, ſchlug Cromwell mehrere Mal und verwundete ihn mit eigner Hand. Da das Glück ihn in England verlaſſen hatte, ging er nach Schottland, brachte durch ſein Geld und ſein Anſehn ein Heer zuſammen, nahm 1644 Perth und Aberdeen, ſchlug den Grafen Argyle und machte ſich Meiſter von Edinburg. Als Carl ſeine Zuflucht zu den Schotten genommen und dieſe ihn auszuliefern beſchloſſen hatten, erhielt er den Befehl, die Waffen niederzulegen. Er gehorchte unwillig und überließ Schottland der Wuth der Parteien. Außer Stand, in England zu nützen, ging er nach Frankreich und von da nach Deutſchland, wo er als Reichsmarſchall ſeinen Muth an der Spitze von 12,000 Mann bewährte. Bald darauf rief Carl II., der einen Verſuch auf Schottland machen wollte, ihn zurück, und ſchickte ihn mit einem Corps von 14= bis 15,000 Mann dahin ab. Montroß beſetzte die orcadiſchen Inſeln und ſtieg mit 4000 Mann ans Land. Allein er wurde geſchlagen und ſuchte ſich als Bauer verkleidet zu verbergen. Der Hunger zwang ihn, ſich einem Schotten, Namens Brimm, der einſt unter ihm gedient hatte, zu entdecken, und dieſer Elende lieferte ihn dem General Lesley aus, der ihn nach Edinburg bringen, daſelbſt richten und zufolge des Urtheils am 21ſten Mai 1650 hängen und den Leichnam viertheilen ließ. Montroß zeigte ſich eben ſo groß in dieſem Unglück, als er ſich groß im Glück gezeigt hatte. Das Urtheil beſagte, daß ſeine Glieder an die Thore der vier Hauptſtädte angeheftet werden ſollten. „Ich wollte," ſagte er, „daß ich deren ſo viel hätte, daß man ſie an die Thore aller Städte von Europa heften könnte, zum Zeichen meiner Ergebenheit gegen meinen König."

Monvel (Boutet de), berühmt als Schauſpieler und dramatiſcher Dichter, Mitglied der vierten Claſſe des Inſtituts, war im J. 1749 zu Paris geboren; ſein Vater war ein Schauſpieler ohne Ruf. Der junge Boutet betrat, durch eine gute Erziehung und trefflichen Unterricht vorbereitet, unter dem Namen Monvel die Bühne und fand den Beifall, den er verdiente. Er ſpielte ſeine Rollen mit einer Wahrheit und Energie, welche die größten Wir=

lungen hervorbrachten, obwohl ſeine einfache und natürliche Manier weniger blendete. Er gefiel eben ſo ſehr in der Tragödie wie in der Komödie; noch in ſeinem Alter bewunderte man ihn in der Rolle des Abbé de l'Epée. Als Dichter erſchien er zuerst auf dem Théatre françois mit dem Amant bourru; Les Amours de Bayard und Clémentine et Désormes fanden Beifall wegen ihres edeln und gefühlvollen Styls. Mit nicht minderm Glück arbeitete er für das Théatre Italien, jetzt l'Opéra comique. Les trois Fermiers, Blaise et Babet, Alexis et Justine, Sargines, Créqui, Philippe et Georgette wurden vielmal wiederholt und haben ſich auf dem Theater erhalten. Einige Jahre vor der Revolution verließ Monvel Frankreich, beſuchte Rußland, dann Schweden, wo er durch die Vermittelung eines Gönners als königlicher Bibliothekar angeſtellt wurde, kehrte ſodann nach Frankreich zurück, betrat hier von neuem die Bühne und erregte den allgemeinſten Enthuſiasmus. Allein ſein Gedächtniß verließ ihn in dem Grade, daß er einſt in der Rolle des Auguſts im Cinna, ohne ein Wort geſprochen zu haben, abtreten mußte. Dies bewog ihn, das Theater zu verlaſſen, auf dem er 40 Jahre lang allgemein gefallen hatte. Er ſtarb im Februar 1812.

Moore (Sir John), ein durch ſeine Thaten und ſeinen Tod in Spanien berühmt gewordner engliſcher General, war geboren im J. 1760 zu Glasgow, wo ſein Vater als Arzt und Gelehrter lebte. Nachdem er hier den erſten Unterricht genoſſen und mit ſeinem Vater den jungen Herzog von Hamilton von 1773 bis 78 auf ſeinen Reiſen begleitet hatte, trat er in das 15te Infanterieregiment und ging alle Grade bis zum Generalmajor durch, wozu er 1798 ernannt wurde. Die erſte Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, fand er als Obriſtlieutenant im mittelländiſchen Meere 1793. Nachdem er zu Toulon gedient hatte, wurde er von Lord Hood nebſt dem Major Köhler zu einer geheimen Sendung nach Corſica gewählt, um wegen der Übergabe der Inſel an die Engländer mit Pasqual Paoli zu unterhandeln. In Folge dieſer Unterhandlungen wurde ein engliſches Corps unter General Dundas auf Corſica gelandet, wobei ſich auch der Obriſtlieutenant Moore befand. Dieſer eroberte nach großen Anſtrengungen den befeſtigten Platz Fornelli, und nahm gleich darauf an der Erſtürmung von Calvi den entſcheidendſten Antheil. Obgleich gefährlich am Kopfe verwundet, drang er an der Spitze ſeiner tapfern Grenadiere in den Platz und ward vom General Stuart, dem gültigſten Richter kriegeriſchen Muths, öffentlich umarmt. Die Unterwerfung der ganzen Inſel war die Folge dieſer glücklichen Unternehmungen; eine General-Conſulta unter Paoli's Vorſitz decretirte ihre Vereinigung mit England. Der Obriſtlieutenant Moore wurde unmittelbar darauf zum Generaladjutanten ernannt; allein aus unbekannten Gründen zog er ſich das Mißfallen des Vicekönigs, Sir Gilbert Elliots, nachmaligen Lords Minto, zu, der ſeine Zurückberufung bewirkte. Moore, der 1795 zum Obriſten in der Armee befördert worden, und zugleich Obriſtlieutenant im 51ſten Regimente war, ging darauf mit der Expedition unter dem Earl of Eglintouna nach Weſtindien. Die Armee, die unter Abercromby's Befehl ſtand, kam im Januar 1796 auf Barbadoes an, und begann ſogleich die Operationen. Moore wurde zur Unterwerfung von St. Lucia abgeordnet, die er auch glücklich vollendete. Nach ſeiner Rückkehr nach Europa wurde er abermals unter dem tapfern Aber-

cromby bei der Unternehmung auf Holland angeſtellt; Moore hatte bei dieſer Expedition, die völlig mißlang, weniger Gelegenheit ſich auszuzeichnen. Inzwiſchen eroberte Bonaparte Ägypten; England ſchickte unter Abercromby ein zahlreiches Heer zur Vertreibung der Franzoſen aus dieſem Lande ab. Moore, der kurz zuvor General-Major geworden war, befand ſich bei demſelben. Er erhielt zunächſt den Auftrag, ſich zum Groß-Vezier nach Jaffa zu begeben, kehrte aber von dort mit der Überzeugung zurück, daß von dem türkiſchen Heere keine Mitwirkung zu erwarten ſey. Der engliſche Feldherr beſchloß demnach, allein zu handeln, und bewerkſtelligte am 5ten März 1801 bei Abukir die Landung ſeiner Truppen. Moore commandirte die Reſerve, und war kaum ans Land geſtiegen, als er an der Spitze ſeiner Brigade mit gefälltem Bajonnet die auf einer Anhöhe vortheilhaft aufgeſtellten Franzoſen angriff und nach Alexandria zurückwarf. Er empfing dafür den öffentlichen Dank des Oberbefehlshabers. In dem blutigen Gefecht am 21ſten März, in welchem Abercromby auf dem Schlachtfelde blieb, hatte Moore mit der Reſerve den Hauptangriff zu beſtehn, und wurde, wiewohl nicht gefährlich, verwundet. Er genas zeitig genug, um an der Belagerung von Cairo und den folgenden Ereigniſſen bis zur Capitulation der franzöſiſchen Armee Theil zu nehmen, worauf ihn die Wahl traf, dieſe Armee bis an den Ort ihrer Ausſchiffung zu begleiten. Nachdem er darauf einige Zeit in dem Schooß ſeiner Familie verlebt hatte, bekam er zu der Zeit, als die Franzoſen mit einem Angriff auf England drohten, den Befehl über eine in Kent zuſammengezogne Armee. Im J. 1805 erhielt er mit dem Range eines Generallieutenants den Oberbefehl auf Sicilien, wurde aber bald von dort zurückgerufen und nach Schweden geſchickt, um dem jungen Könige zur Seite zu ſeyn. Die Begegnung, die ihm, der kurz vorher Ritter des Bathordens geworden war, hier wiederfuhr, ſeine Verhaftung und ſeine Flucht ſind Gegenſtände, die noch ein Dunkel verhüllt, deſſen Aufklärung erſt von der Folgezeit zu erwarten iſt. Wenige Tage nach ſeiner Rückkunft in England wurde Moore mit einem Truppencorps nach Portugal abgeſchickt. Er war kaum ans Land geſtiegen, als er ſich zur Unterſtützung der Spanier in Marſch ſetzte. Unter unzähligen Schwierigkeiten erreichte er Toro; den 21ſten December 1808 ſtand er bei Sahague. Auf die Nachricht, daß Marſchall Soult mit 16,000 Mann bei Saldana ſtehe, beſchloß er, ungeachtet die Wege vom Regen faſt unwegſam gemacht worden, einen Schlag auszuführen. Er gab den 23ſten Abends den Truppen Befehl, in zwei Colonnen aufzubrechen. Aber zu derſelben Zeit ging nicht nur die Nachricht von der Verſtärkung des ſoult-ſchen Corps, ſondern auch von Romana die Meldung ein, daß ein franzöſiſches Corps von Madrid entweder auf Vallodolid oder Salamanca marſchiere. Moore, der das Gefährliche ſeiner Lage vollkommen einſah, trat ſogleich den Rückzug auf Corunna an, um ſich dort einzuſchiffen. Selten hat ein Heer mit ſo großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als die Engländer auf dieſem Marſch. Mit dem Verluſt des größten Theils ihrer Pferde und Bagage kamen ſie endlich am 16ten Januar 1809 vor Corunna an, aber um die zum Einſchiffen nöthige Zeit zu gewinnen, mußte der mit überlegner Macht ihnen auf der Ferſe folgende Feind zurückgeſchlagen werden. Moor ſtellte um Mittag ſeine Truppen in Schlachtordnung, und vereitelte durch ſeine meiſterhaften Anordnungen alle Verſuche, welche die

Franzoſen abwechſelnd auf die Flügel und das Centrum richteten. Aber in dem Augenblick, wo er nach einer kurzen ermunternden Anrede an der Spitze des 42ſten Regiments gegen den Feind vordrang, ſchmetterte ihn eine Kanonenkugel nieder. Er ſtarb als Held mit der Beruhigung, geſiegt und das Heer vom Untergange gerettet zu haben. Das dankbare Vaterland ehrte ſein Andenken durch ein Denkmal in der Paulskirche. Ein anderes Denkmal errichtete ihm ſeine Vaterſtadt Glasgow.

Mooſe machen in dem Syſtem der Botanik die zweite Ordnung der 24ſten Claſſe aus (Cryptogamia Musci). Die gemeine Sprache nimmt das Wort in einem weitern Sinne und begreift darunter auch die Aftermooſe, welche jedoch von den eigentlichen Mooſen ſehr verſchieden ſind. Wiewohl ſich dieſe Gewächſe ihrer einfachen Organiſation wegen allmälig nach der Gränze der unorganiſchen Körper zu neigen ſcheinen, ſo herrſcht doch in ihrer Bildung eine bewundernswürdige Mannichfaltigkeit, wie ſich ſchon dem bloßen Auge, noch mehr bei Betrachtung durch Vergrößerungsgläſer zeigt. Man bemerkt an ihnen die weſentlichen Theile einer Pflanze, nämlich Wurzel, Stängel, Blätter und Befruchtungswerkzeuge. Letztere waren zu Linné's Zeiten noch wenig unterſucht, und ſind erſt in neuern Zeiten durch die Bemühungen Hedwigs genauer bekannt geworden. — Die Mooſe, ſo verſchieden auch die einzelnen Gattungen unter ſich gebildet ſind, unterſcheiden ſich von andern, ihnen zunächſt ähnlichen Gewächſen dadurch, daß ihr Stiel mit Blättern beſetzt iſt, und die Wurzel eben da ſteht, wo ſie ſich an andern Pflanzen befindet. Die mehrſten bekannten Mooſe tragen büſchelartige verſchloſſene Kapſeln, die wie kleine geſtielte Knöpfchen erſcheinen. In denſelben ſind gleichſam als Fruchtknoten oder Fruchtkeime kleine grüne mikroſcopiſche Samenkörnchen enthalten, welche vermittelſt des kleinen ſpitzigen Deckels oder Huts, der die Stelle des Staubweges und der Narbe vertritt, von dem männlichen Befruchtungsſtoffe befruchtet werden. Dieſer erzeugt ſich auf beſondern theils roſenförmigen, theils ſternähnlichen Theilen, welche man männliche Blüthen nennen könnte. Sobald die in der Kapſel enthaltnen fruchtbar gemachten Körnchen zur Reife gelangt ſind, hebt ſich der Deckel, und der Same wird verſchüttet, um zu neuen Pflanzen entwickelt zu werden. Faſt alle Mooſe haben eine ſehr dauerhafte Natur; ſie ſind das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger grün, gedeihen aber im Ganzen mehr in der Kälte als Hitze. Getrocknete Mooſe können nach vielen Jahren durch Feuchtigkeit wieder belebt werden.

Moral, Moralphiloſophie. Mit dem Ausdruck Moral, von dem lateiniſchen Worte mores, Sitten, bezeichnete man gewöhnlich die Sittenlehre, im gemeinen Leben auch bisweilen die Sittlichkeit ſelbſt, indem man Moral ſtatt Moralität gebraucht. Nur die erſtere Bedeutung iſt geltend. Da man aber bei immer näheren Unterſuchung fand, daß der Sprachgebrauch mit dem Worte Sitten mehr auf äußeres Betragen des Anſtandes als auf eine Geſinnung des Rechten und Guten hindeute, wonach ein ſehr geſitteter Menſch doch ein unmoraliſcher Menſch ſeyn könnte; ſo ſuchte man einen angemeſſenern Ausdruck, und nannte die Moral lieber Pflichtenlehre, Tugendlehre, welche Ausdrücke jedoch ebenfalls wieder bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung genommen wurden. Statt uns unnöthig bei den abweichenden Meinungen

verſchiedner Philoſophen hier aufzuhalten, wollen wir lieber bei dem weilen, worauf es weſentlich ankommt, und dies iſt folgendes. Der Menſch iſt ein empfindendes, begehrendes, denkendes Weſen; ſein Daſeyn iſt mithin an Gefühle, Neigungen und Überlegung geknüpft. Welchen von dieſen ſoll er die Zügel anvertrauen? Es iſt angenehm, ſich ſeinen Gefühlen hinzugeben; es iſt angenehm, ſeine Neigungen zu befriedigen; die Erfahrung aber belehrt uns bald, daß nicht nur über das Maß, ſondern auch über die Art und Weiſe dieſer Dahingebung und Befriedigung die ernſte, geſetzgebende und richtende Vernunft ihre Stimme nicht aufgeben kann. Daraus entſteht eine Art von Zwieſpalt in unſerm innern Weſen, eine Colliſion zwiſchen unſern Empfindungen und Neigungen mit unſerm denkenden, überlegenden, prüfenden Geiſte, kurz zwiſchen unſerer ſinnlichen und unſerer vernünftigen Natur. Dieſer Zwieſpalt kann nicht anders aufgehoben werden als durch eine beſtimmte Ausmittelung des Verhältniſſes, in welchem die Vernunft zu dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen und den Handlungen der Menſchen überhaupt ſteht. Das Geſchäft dieſer Ausmittelung hat die Moralphiloſophie, welche aus dem Weſen der Vernunft ſelbſt die Geſetze für die Handlungen und Beſtrebungen der Menſchen in Beziehung auf die höhere Beſtimmung des Menſchen entwickelt, und auch die practiſche Philoſophie genannt wird, weil ſie es mit den Vernunftgeſetzen für das Handeln zu thun hat, in welchem immer Begehren mit eingeſchloſſen iſt. Aus dieſem Begehren wird nun aber ein Wollen, d. h. ein durch Wahl zwiſchen den Auffoderungen der Vernunft und dem Fodern der Neigungen, Begierden, Leidenſchaften oder überhaupt der Sinnlichkeit beſtimmtes, mit Freiheit und Bewußtſeyn geleitetes Begehren. Hat nun die Moralphiloſophie alles dieſes ausgemittelt und gegen alle möglichen Einwendungen außer Zweifel geſtellt, ſo läßt ſich die Moral ſelbſt aufſtellen, d. h. die Lehre aller von der Vernunft für das Handeln der Menſchen gegebnen und mit freiem Willen zu erfüllenden Geſetze. Nach ihr, die, nur unentwickelt, in jedem Menſchen liegt, denn ſonſt wäre ſie willkürlich und nicht nothwendig und allgemein verpflichtend, wird der Menſch beurtheilt als ein moraliſches Weſen, d. h. als ein Weſen, welches, des Guten oder Böſen, der Tugend oder des Laſters fähig, mit freiem Willen die Vernunftgeſetze für das Handeln befolgt oder nicht befolgt, in ſeine Geſinnung aufnimmt oder von ihr ausſchließt. Einige Philoſophen gebrauchen Moralphiloſophie und Moral als gleichbedeutend, Andere nehmen Moral als einen Theil der Moralphiloſophie, und nennen das, was wir Moralphiloſophie nannten, Metaphyſik der Sitten. Wird der Ausdruck Moralphiloſophie in weiterem Sinne genommen, ſo kann man ſie abtheilen: 1. in die Metaphyſik der Sitten, welche die Geſetzgebung der Vernunft für das Handeln und die höchſten Gründe aller Moralität aus der moraliſchen Natur des Menſchen entwickelt; 2. in die Ethik oder Moral, welche ein vollſtändiges Syſtem der Vernunftgeſetze für das Handeln der Menſchen, ihrer Pflichten, der aus dieſen folgenden Tugenden und deren Verhältniſſe gegen einander aufſtellt; 3. in die Aſcetik, d. i. ein Syſtem der Tugendmittel. Wird dieſe Wiſſenſchaft in der höchſten Allgemeinheit dargeſtellt, wie ſie aus dem Weſen der Vernunft für alle vernünftige Weſen verbindend ſich ergibt, ſo nennt man ſie die reine Moralphiloſophie; wird ſie dargeſtellt in

beſondrer Beziehung auf die eigenthümliche Beſchaffenheit und Lage des Menſchen, die angewandte Moralphiloſophie, die ſich wieder in die allgemeine und ſpecielle eintheilen läßt, je nachdem die allgemeinen oder beſondern menſchlichen Verhältniſſe darin berückſichtigt werden. Man ſpricht auch wohl in eben ſolcher Beziehung von reiner und angewandter Moral; allein mit dem Ausdruck reine Moral bezeichnet man öfters auch eine ſolche Tugend- und Pflichtenlehre, welche keine andern Grundſätze und Regeln aufſtellt, als die ſich in der That aus dem höchſten Grundſatz der Sittlichkeit mit bündiger Folgerung ergeben, im Gegenſatz ſolcher, wobei man die Moral mit der Sinnlichkeit, den Lieblingsneigungen und Leidenſchaften, dem irdiſchen Vortheil und Gewinn, gleichſam unter der Decke ſpielen läßt. Zu beſtimmen, welches der höchſte Grundſatz der Sittlichkeit oder das Moralprincip ſey, iſt demnach für die Moralphiloſophie von höchſter Wichtigkeit. Wir beſitzen darüber zwei beſondre Werke von Kieſewetter und Henrici, welchen beizufügen iſt Garve's Überſicht der vornehmſten Principien der Sittenlehre (Bresl. 1798). Ein Hauptwerk ſind Schleiermachers Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre (Berl. 1805). Statt die zahlreichen Werke zu nennen, in denen die Moralphiloſophie und Moral abgehandelt wird, und die man in den meiſten Compendien aufgeführt findet, begnügen wir uns, den Freunden dieſer Wiſſenſchaft nur noch eins namhaft zu machen: Dreve's Reſultate der philoſophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit. (Jena 1797.) dd.

Morales (Criſtobal Perez, nach Andern Luis de), wurde im Jahr 1509 zu Badajoz geboren, und kam frühzeitig in die Schule des Peter Campana, eines Mahlers aus Brüſſel, welcher nach Spanien berufen worden war. Durch verſchiedne Werke, mit denen er nach und nach ans Licht trat, gelangte er in ſeiner Vaterſtadt zu ſehr großem Rahme. Man belegte ihn mit dem Beinamen des Göttlichen, entweder wegen ſeiner vortrefflichen Arbeiten, oder weil er nur immer religiöſe Gegenſtände zur Bearbeitung erwählte: die Straße, wo er wohnte, nannte man nach ſeinem Namen. Dieſes Ruhmes ungeachtet lebte er in großer Dürftigkeit, weil er ſeine Gemählde ſo fleißig und ſauber ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Kühnheit des Pinſels, mit der fleißigſten Ausführung gepaart, treue, jedoch veredelte Nachahmung der Natur, Charakter in den Figuren zeichnen die Arbeiten dieſes Künſtlers, von denen man mehrere in Toledo, Valladolid, Burgos und Grenada ſieht, aufs vortheilhafteſte aus. Er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt im Jahr 1586.

Moratorium iſt ein obrigkeitlicher Freiheitsbrief, kraft deſſen ein Schuldner ungekränkt auf eine Zeit zur Berichtigung ſeiner Angelegenheiten am Orte bleiben kann. Soll durch ein ſolches Moratorium keine Ungerechtigkeit gegen den Creditor entſtehen, der den Debitor deßhalb nicht auspfänden, noch ſich an ſeine Perſon halten darf, ſo muß der Debitor nachweiſen können, daß ſein Paſſivſtand den Activſtand nicht überſteigt, ob für den Moment gleichwohl eine Zahlung aus Gründen unmöglich iſt. Im entgegengeſetzten Fall würde ein ſolches Moratorium einen Staatsbürger auf Unkoſten eines andern begünſtigen.

Mord. Das grauſamſte Thier iſt der Menſch. Der Fluch, der den erſten Mörder traf, verfolgt unſer Geſchlecht vom Anbeginn bis zum Ende der Welt, und der Hölle gräßlichſtes Triumphgelächter, der Krieg, ſchallt durch alle Menſchenalter hin. Die Einbildungskraft des Dichters erbaut auf Mord ihr tragiſches Kunſtgerüſte; der Geſetzgeber wägt Dolch und Gift in der Wagſchale der ewigen Gerechtigkeit; der Philoſoph enthüllt die dunkeln Tiefen der Seele des Mörders; aber die Liebe trauert und ſchweigt. Das uralte Geſetz: du ſollſt nicht tödten, donnerte vergebens vom Sinai herab; und die moſaiſche Strafe: wer Menſchenblut vergeußt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden, ſchreckte keinen Ravaillac von dem Morde eines guten Königs, keinen Carl IX. von dem Morde eines Coligny zurück. Aber welch eine Steigerung von dem Todtſchlage aus Nachläſſigkeit und Schuld, bis zum Meuchel-, bis zum Vatermorde! Und wie erfindungsreich an Mitteln iſt der Wille zu der furchtbaren That! Der Todtſchlag aus Zufall, homicidium fortuitum, gehört nicht hierher. Den Selbſtmord richtet der ewige Richter; (ſ. Selbſtmord.) Der Todtſchlag aus vernachläſſigter Pflicht, aus keckem Leichtſinn (culposum), aus blinder Leidenſchaft, iſt höchſt ſtrafbar, und für das Bewußtſeyn eine unabwälzbare Laſt, aber kein Mord. Dieſer raubt das Leben mit Vorſatz und Willen, homicidium dolosum. Der Grund des Entſchluſſes, das Mittel und die Art der Ausführung unterſcheiden den Todtſchläger durch vorſätzliches Unterlaſſen, wenn man abſichtlich einen Menſchen, den man retten und erhalten könnte, umkommen läßt, von dem Todtſchläger durch abſichtliche That; den Banditen und den Mörder aus Leidenſchaft, Eiferſucht, Zorn, Rache, Blutdurſt, Wolluſt, von dem, der kalt, mit Klugheit und Liſt einen Zweck des Verſtandes beabſichtigt; den mittelbaren, der durch einen Dritten mordet, von dem unmittelbaren, der ſelbſt vollbringt, was er beſchloſſen; den qualificirten oder gefährlichen Todtſchlag des Straßenräubers, des grauſamen und hinterliſtigen Meuchelmörders, des Giftmiſchers, des muthwilligen Zweikämpfers, von dem einfachen, der mit geringerem Scheine von Bosheit oder Grauſamkeit begangen wird. Die größere oder mindere Unverletzlichkeit des Gemordeten endlich beſtimmt den Unterſchied zwiſchen dem Parricida, Vater-, Mutter-, Kindesmörder, Regicida, Königsmörder und jedem andern Todtſchläger. Über das verſchiedne Maß, mit dem der Richter mißt, über die Erörterung der Thatſache (corpus delicti), über Beweisführung, Zurechnung, Urtheil, Strafe u. ſ. f. belehren Quiſtorp, Grolmann, Feuerbach, Stübel u. A. Auch verdient Michaelis moſaiſches Recht Th. 6. über dieſen Gegenſtand nachgeſehen zu werden. Insbeſondere machen auf die beim Morde vorkommenden pſychologiſchen Erſcheinungen Feuerbachs merkwürdige Criminalrechtsfälle aufmerkſam, wo man unter andern auch Beiſpiele findet von der ſchrecklich ſeltſamen Verwandtſchaft zwiſchen Mordluſt und Wolluſt, welche ſchon die indiſche Mythe von Siwah und Durga (Tod und Wolluſt) ausgeſprochen hat. Doch drängt ſich hier die Bemerkung auf, daß unſere Staatskunſt das Problem der Geſetzgebung, was Mord und wie er zu beſtrafen ſey, in den meiſten Ländern nur ſehr unvollkommen gelöſ't hat; daß die Geſetze über den Mord mit den Ausſprüchen der ſittlichen Vernunft nicht allemal übereinſtimmen. In einer Provinz der vereinigten Staaten z. B. ward

noch im J. 1814 der, welcher einen Sclaven geſtohlen hatte, gehangen, der Mörder ſeines eigenen Sclaven hingegen zu einer kleinen Geldbuße verurtheilt. So hielt auch das Alterthum die Ermordung eines Sclaven für kein Verbrechen. Man erinnere ſich z. B. an die berüchtigte Kryptia bei den Spartanern (ſ. Plutarchs Lykurg c. 28) und an das Loos der Sclaven bei den Römern (Seneca de ira, l. III. c. 40.). Das Chriſtenthum macht keinen Unterſchied zwiſchen Freien und Sclaven, wie das moſaiſche Recht es thut; und dennoch konnte es unter ſogenannten Chriſten eine chasse de vilains geben; und noch im J. 1814 iſt das Leben der Leibeignen in manchen Ländern nicht viel geachteter als im heidniſchen Alterthume! Wie ſchwach iſt der weltliche Arm der Kirche in Italien, die noch immer nicht die Mörder von Handwerk, die ſogenannten Buli oder Bravi, die Banditen ausrotten kann; und was vermag die Weisheit europäiſcher Geſetzgeber gegen den frevelnden Unſinn des Zweikampfs? Die Corſen hielten unlängſt, wie die Montenegriner jetzt noch, die Blutrache für erlaubt, und rohe Mütter glauben auch unter uns das Tödten, oder Abtreiben der Leibesfrucht ſey kein Todtſchlag. Indeß gibt es Fälle, wo Umſtände und Abſichten des Thäters die beim Todtſchlage vorkommende Schuld ſehr mindern. So wenn die That aus Wohlwollen gegen den Getödteten, oder aus zu weit getriebner Verabſcheuung einer bevorſtehenden Entehrung deſſelben begangen wird. Wenn *Virginius* ſeine Tochter mordet, damit ſie nicht als Sclavin der Wolluſt eines Tyrannen zum Opfer werde; wenn *Jubellius* bei der Einnahme von Capua aus gleichen Urſachen Frau und Kinder tödtet, wenn die *cimbriſchen Weiber*, nachdem das Heer ihrer Männer vom Marius geſchlagen iſt, ihre Kinder und ſich ſelbſt entleiben, um nicht in die römiſche Gefangenſchaft zu gerathen; wenn die *amerikaniſchen Wilden* ihren betagten Ältern das Leben nehmen, um ſie nicht an unheilbaren Krankheiten, oder vor Hunger langſam verſchmachten zu laſſen; wenn jemand einem Unglücklichen, der verſtümmelt auf dem Schlachtfelde ihn ſelbſt um den Gnadenſtoß anfleht, aus Mitleiden ſeine Qual verkürzt: wer möchte dieſe Todtſchläger Mörder nennen? Wer hingegen die Unſchuld einer Jungfrau, eines Jünglings, wer das Glück einer Ehe, die Lebensfreude einer Familie, die Gewiſſensruhe eines Menſchen mordet: der ehrloſe, tückiſche Verleumder, der einſchmeichelnde, giftige Verſucher, der gefühlloſe Richter und Scherge: ſind dieſe keine Mörder? Der Seiltänzer und Equilibriſt, der Kinder durch Mißhandlungen zu ſeinen Künſten abrichtet, der Übermuth, welcher ſonſt ſo viele männliche Geſchöpfe entmannte, um ſie zu Sängern zu beſtimmen, und mehrere Verbrecher gegen Leben und Geſundheit, die das Schwert des Geſetzes nicht erreicht, ſind oft ſtrafbarer als der Todtſchläger, den die Verzweiflung zum Äußerſten trieb. War endlich *Cäſar*, der um der Herrſchaft willen Bürgerblut vergoß, oder war *Brutus* ein Mörder? — K.

Morea, eine bergige Halbinſel, welche der ſüdlichſte Theil von Griechenland iſt und vormals Peloponneſus (Pelopsinſel) hieß. Sie wird durch einen ſchmalen Landſtrich (den corinthiſchen Iſthmus) mit dem eigentlichen Griechenland verbunden, und von dem Golfo di Lepanto, dem griechiſchen Meere und dem Archipelagus beſpült. Den Namen hat ſie unter den letztern griechiſchen Kaiſern bekom-

men wegen der Ähnlichkeit ihrer Figur mit dem Blatte eines Maulbeerbaums, der im Griechiſchen Morea heißt. Die Luft iſt warm, aber ziemlich temperirt, und der Boden fruchtbar an Getraide, edeln Baumfrüchten, Wein, Öl, Seide, Baumwolle, Schafwolle, Galläpfel u. ſ. w. Der wichtigſte Ausfuhrartikel ſind die unter dem Namen Corinthen bekannten kleinen Roſinen; man ſchätzt die jährliche Ausfuhr auf 800,000 Centner. Morea wird eingetheilt in die vier Provinzen Clarenza, Saccania, Belvedere, und Zaconia oder Braccio di Maina. Es kam mit dem Fall des oſtrömiſchen Kaiſerthums in die Gewalt der Türken. In dem Kriege gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts wurde es von den Venetianern erobert, aber im J. 1715 von den Türken wieder genommen und im paſſarowitzer Frieden von ihnen behauptet. Im J. 1770 machten die Ruſſen vergebliche Landungen und Angriffe auf Morea; ſie konnten ſich gegen die Anſtrengungen der Türken und Albaneſer nicht erhalten, welche in der Folge an den Griechen, als erklärten Rebellen, ſtrenge Rache nahmen. Die ganze Halbinſel ſteht unter einem Paſcha von drei Roßſchweifen, welcher ſeinen Sitz zu Tripolitza hat. Außer ihm gebietet der Paſcha von Napoli di Romania von zwei Roßſchweifen über den nordöſtlichen Theil des Landes, und in den übrigen Gegenden ſind mehrere Sandſchiaks und Bey's, welche ſelten die Befehle des Paſcha's anerkennen. Im Süden wohnen die Mainotten (ſ. d.). Ohne dieſelben ſchätzt man die Bevölkerung auf 400,000 Griechen, 15,000 Türken und 4000 Juden.

Moreau, in der Kunſtgeſchichte unter dem Namen des Jüngern bekannt, königlicher Cabinetszeichner, ſtarb zu Paris gegen Ende des Jahres 1814. Er war zu Paris 1741 geboren, legte ſich zuerſt unter dem Mahler Le Lorrain auf die Mahlerei, und ging, als derſelbe zum Director der petersburger Kunſtakademie nach Rußland berufen wurde, als deſſen Adjunct mit nach Petersburg, ungeachtet er damals erſt ſiebzehn Jahre alt war. Zwei Jahre nachher aber ſtarb Le Lorrain und nun kehrte Moreau nach Paris zurück. Bei gänzlichem Mangel an eignem Vermögen verließ er jetzt die Mahlerei, und erlernte unter Lebas die Kupferſtecherkunſt, weil dieſe ſchneller als jene zum Broterwerb verhilft, zumal da Moreau zugleich ein ſehr geſchickter Zeichner war, und das, was er in Kupfer ſtechen wollte, ſelbſt zeichnete. Er erlangte in ſeiner neuen Laufbahn bald einen ſolchen Ruf, daß wenn ein Buch mit Kupfern geziert erſcheinen ſollte, dieſe von Moreau gezeichnet und geſtochen ſeyn mußten, wenn das Buch Glück machen ſollte. Er hat zu nachſtehenden Werken franzöſiſcher und alter claſſiſcher Autoren Kupferſtiche geliefert: zum Homer, Thucydides, Marc-Aurel, Virgil, Juvenal, Ovid, Corneille, Racine, Lafontaine, Regnard, Crebillon, Rouſſeau, Montesquieu, Marmontel, Reynal, Mably, Greſſet, Barthelemy, Saint-Pierre, Voltaire und Moliere, zu jedem der beiden Letztern zwei verſchiedne Suiten von Kupfern (die zuſammen aus mehr als hundert Blättern beſtehn), ferner ſechzig Blätter zu Geßners Schriften, achtzig für das neue Teſtament, und hundert und ſechzig zur franzöſiſchen Geſchichte. Die große Verſchiedenheit in dieſen Gegenſtänden ſetzt eine große Mannichfaltigkeit von Kenntniſſen voraus, um einem jeden derſelben den erfoderlichen Charakter zu geben; auch beſaß Moreau dieſe Kenntniſſe in ſo hohem Grade, daß er gleichſam für eine lebendige Kunſt-Encyclo-

pädie gelten konnte. — Im J. 1770 ward ihm die Entwerfung aller zu den Hof- und öffentlichen Feſten erfoderlichen Zeichnungen übertragen, und er begann dies Amt mit den Entwürfen zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins und der übrigen königlichen Prinzen. Im J. 1775 gab er ſeine zur Krönungsfeier Ludwigs XVI. gelieferten Zeichnungen von ihm ſelbſt in Kupfer geſtochen heraus und ward darauf zum Mitgliede der Mahlerakademie aufgenommen, auch zum königlichen Cabinetszeichner ernannt. Von ſeinem ungeheuern Fleiß zeigt die Menge ſeiner Kunſtarbeiten, denn nächſt dem, was er als königlicher Cabinetszeichner angefertigt hat, beläuft ſich die Zahl ſeiner zu Kupferſtichen gelieferten Zeichnungen auf nicht weniger den 2400 Blätter. Im J. 1784 unternahm er eine Reiſe nach Italien, die in ſeinen Kunſtanſichten und Kunſtproducten Epoche machte; alles, was er ſeit dieſer Zeit lieferte, iſt freier, edler und weniger manierirt. Noch im J. 1810 zierte er die Kunſtausſtellung durch zwei Zeichnungen, auf deren jeder über 300 Figuren waren. Seine hohe Uneigennützigkeit erlaubte ihm nicht, Vermögen zu ſammeln. Er ſtarb an einem krebsartigen Geſchwür am rechten Arm.

Moreau (Jean Victor), geb. von bürgerlichen Ältern zu Morlaix im Departement Finisterre im J. 1761, ſtarb an ſeinen Wunden den 2ten September 1813 zu Laun in Böhmen. Er ward feierlich begraben in St. Petersburg den 12. October. Seine abgelöſ'ten Beine aber wurden beigeſetzt unter dem Denkmale, was ihm der Generalgouverneur von Sachſen, Fürſt Repnin, auf der Höhe vor Dresden, wo er gefallen, am 4ten November 1814 errichtet hat. (S. deutſche Blätter 5ter Bd. 32ſtes St.) Als Menſch, Bürger und Feldherr vereinigte Moreau in ſich die einfache Größe der erſten Männer des Alterthums mit dem Reichthum neuer Bildung und mit der Anmuth des franzöſiſchen Charakters. Sein Leben tritt wie ein Stern aus der Nacht der franzöſiſchen Revolution hervor; und neben Napoleon ſteht Moreau, wie Ormuz neben Ariman. Der Sieg kränzte Moreau's Panier mit Bayards Ruhm; aber das Unglück gab dem erſten Helden des freien Frankreichs Unſterblichkeit. Er kämpfte nie als Soldat, ſondern ſtets als Bürger, den Blick gerichtet auf ſein Vaterland. Unter allen Verhältniſſen handelte er ſelbſtſtändig, wie ein freier, und beſcheiden, wie ein tugendhafter Mann. Wahrheit, ſittliche Ehre galten ihm mehr als Alles: ſeine Größe war ſeine Menſchlichkeit. Das Schickſal wollte nicht, daß Moreau auch als Staatsmann ſeinen Charakter und ſeinen Geiſt entfaltete. Er fiel, als eine neue Bahn vor ihm ſich öffnete, im Angeſichte des Nachruhms, Frankreichs Retter zu ſeyn, und der Wiederherſteller der Freiheit. Sein Leben im Feldlager, in der Verbannung und an der Seite Alexanders iſt ein Epos, reich an tragiſchem Intereſſe. Der Leſer findet eine ausführliche Erzählung in Jochmus Geſchichte des Generals Moreau, Berlin 1814, und in Beauchamps vie politique, militaire et privée du général Moreau, Paris 1814. Sein wohlgetroffnes Bildniß nach Gerard ſteht vor Ouwarows Eloge funèbre de Moreau, St. Petersbourg 1813. Einen gedrängten Abriß des Lebens Moreau's enthält die in Dresden 1815 erſchienene Schrift: Johann Victor Moreau und ſeine Todtenfeier (vom Prof. Haſſe), mit einer Abbildung des ihm auf dem Schlachtfelde vor Dresden errichteten Denkmals, deſſen einfacher und anſpruchloſer Styl dem Charakter des

gefeierten Helden ganz entſpricht. Der Kammerherr und Amtshauptmann von Carlowitz hat die Ausführung deſſelben vorgeſchlagen und beſorgt. Moreau ſtudirte zu Rennes die Rechtsgelehrſamkeit, und zeichnete ſich ſo aus, daß er Prevôt en droit. d. h. der Erſte ward unter ſeinen Cameraden. Früher hatte ihn ſeine Neigung zum Militärſtande bewogen, Soldat zu werden; allein ſein Vater, der als Sachwalter das Vertrauen ſeiner Mitbürger beſaß, kaufte ihn los, und beſtimmte ihn demſelben Berufe. Die akademiſche Bildung gab ſeinem Geiſte wiſſenſchaftliche Reife und ſeiner Denkart jene Achtung für die Geſetze, die er in allen Verhältniſſen bewährte. Er blieb ſtets Bürger; denn, wie er ſelbſt ſagt, er wurde Krieger, weil er Bürger war. So konnte in ihm die Revolution nur die Tugenden eines Republikaners entwickeln. Die Volksſache war ſtets Moreaus Sache. Daher trat er im Mai 1788 an die Spitze der jungen Bürger von Rennes und der Studenten, für das Parlament und die Stände von Bretagne gegen die Eingriffe des Miniſters in die Verfaſſung der Provinz. Der Befehlshaber der königlichen Truppen wagte nicht, Moreau mit Gewalt zu verhaften. Als aber am Ende des Jahrs dieſelben Stände aus Caſtengeiſt den königlichen Befehl in Anſehung der von der Nation gefoderten Verſammlung der Reichsſtände zu vollziehen ſich weigerten, da erklärte ſich Moreau gegen ſie, im Namen der bewaffneten Bürger von Rennes und Nantes, ſo feſt und klug, daß jene gehorchten, dieſe aber ruhig aus einander gingen. Bei Errichtung der Nationalgarden wählten ihn bald nachher die Freiwilligen der Stadt Rennes zu ihrem Bataillonschef. Jetzt wurde die Kriegskunſt ſein Hauptſtudium. Er verband damit Geſchichte, weil ſie die öffentliche Meinung ausſpricht und würdigt. Bald gehörte ſein Bürger-Bataillon zu den geübteſten Truppen. Er trat mit ihm ein in die Linie der Nordarmee. Da entzündete die erſte Schlacht, die von Neerwinden am 18ten März 1793, in ihm, wie einſt die von Rocroy in Condé, das Genie des Feldherrn. Er kam in Souhams Generalſtab, unter Pichegru's Oberbefehl. Schon im Juli ward er Brigade- und im April 1794 Diviſionsgeneral. Er führte den rechten Flügel der Nordarmee, nachdem er mehrere Feſtungen genommen, über die zugefrorne Waal. Pichegru, ſein Oberbefehlshaber und Freund, eroberte Holland, und Moreau erwarb mit jenem zugleich den Ruhm der Tapferkeit, des Edelmuths und der Uneigennützigkeit. Er rettete ſchwimmend einem franzöſiſchen Offizier das Leben bei dem Angriff auf die Inſel Cadſand; er vollzog nicht Robespierre's Blutbefehl an den gefangenen Soldaten Georgs III.; er blieb menſchlich, und behauptete die Würde geiſtiger Bildung, mitten unter Sansculotten und Terroriſten. Sein Vater, ein 74jähriger Greis, ein Wohlthäter der Armen, blutete an dem Tage, wo ſein Sohn Cadſand und Sluis eroberte, unter der Guillotine, weil er das Vermögen eines ausgewanderten Freundes verwaltete; da wollte Moreau Frankreich verlaſſen, allein Pichegrus Freundſchaft ermuthigte ſeinen Vaterlandsſinn, er blieb; und die Ehre des franzöſiſchen Namens, welche die Machthaber der Republik aus ihrer Mitte verjagt, flüchtete ſich unter die Fahnen, wo Moreau dem Geſetz gehorchte. Als Oberbefehlshaber der Nordarmee im März 1795 ſtellte er die Mannszucht wieder her und ſah ſtreng auf redliche Verwaltung des Gemeinguts der Armee. Sein Ruhm als Feldherr aber bewährte ſich rein und groß, auch in der gefahrvollſten Lage, von

dem Tage an, wo er an die Spitze der Rhein- und Moſelarmee trat, bis zu dem Tage, wo er, der Sieger von Hohenlinden, durch den Waffenſtillſtand zu Steyer, den Frieden von Lüneville ſeinem Vaterlande gab; vom 24ſten April 1796 bis zum 25ſten December 1800. Dreimal führte er im Angeſichte des Feindes das Heer über den Rhein; im Juni 1796 bei Straßburg, im April 1797 bei Diersheim, und im April 1800 bei Kehl und Breiſach. Eben ſo gewandt als kühn ging er über die Donau, den Lech und den Inn. Dieſe Übergänge und ſeine Rückzüge, im October 1796 vom Lech bis Hüningen, und im Mai 1799 von der Etſch bis Turin und Genua, würden allein ſchon ihn gleich ſtellen den größten Feldherrn der alten und der neuen Zeit. Doch eben ſo hoch ſtellen ihn, wenn er kalt und ruhig entſcheidende Schlachten ſchlug, und in das Herz der feindlichen Länder eindrang, die glänzenden Erfolge ſeiner wohl berechneten Märſche, die ſtrategiſche Umſicht ſeiner Entwürfe, die Kühnheit ſeiner Angriffe, die Vorſicht ſeiner Bewegungen, die Beſtimmtheit ſeiner Anordnungen, und die Gewißheit des Siegs. Vor ſeinem hellen Blick entwirrte ſich ſchnell die verwickeltſte Lage. Er rettete drei Mal Frankreichs Heer, und bildete zwei Mal aus den Trümmern des geſchlagenen ein neues. Über jedes Schickſal erhoben, gebot er ſtill und frei dem Sturme des Kriegs. Nicht Mars bewegte ſeine Bruſt, ſondern Pallas Athene. So ſchlug er 1796 den General Latour den 5ten Juli bei Raſtadt, den Erzherzog Carl den 9ten Juli bei Ettlingen; ſo ſiegte er auf ſeinem Rückzuge, von 66,000 Feinden umringt, mit 45,000 Mann bei Biberach den 2ten October; ſo drang er, was Villars nicht gewagt, durch das Höllenthal des Schwarzwaldes; ſo behauptete er, ſelbſt geſchlagen, wie bei Emmendingen den 19ten October und bei Schliengen den 24ſten October den Ruhm und die Trophäen ſiegreicher Waffen. Als er damals über den Rhein zurückzugehn gezwungen ward, weil Jourdans Heer durch Carls von Öſterreich Siege vernichtet war, da hielt er noch vor Kehl und Hüningen, durch ſtandhafte Vertheidigung dieſer ſchlecht befeſtigten Plätze, den Sieger vier Monate lang auf, und dadurch von Italien ab, wo indeß die franzöſiſchen Waffen Mantua ſich unterwarfen. So wurde Moreau nur dann geſchlagen, wenn fremde Schuld es ihm unmöglich machte, der Schlacht auszuweichen. Aber nie gab er Preis die Ehre der Waffen; und mit den Trümmern eines Heers leiſtete er dem Staate oft mehr Dienſte als mancher Andre mit ſeiner ſiegreichen Armee. Allein über jeden Feldherrn ſeiner Nation erhebt ihn, der beſcheiden wie Catinat, edelmüthig wie Turenne, und brav wie Luxemburg war, die Menſchlichkeit, mit welcher er den Krieg führte. Unter ſeiner Anführung, durfte er ſelbſt ſagen, war der Krieg nur auf dem „Schlachtfelde eine Geiſel.“ Er verſchmähte, ſich zu bereichern; er jagte räuberiſche Generale, wie Vandamme, von ſeinem Heere weg; er ſtrafte betrügeriſche Beamte nach der Strenge des Kriegsrechts. Die Beſiegten achteten ihn; und in Prag 1814, drückte ihm der Kaiſer Franz die Hand, daß er ſeine Völker in Deutſchland und Italien menſchlich behandelt. So ſtreng er war in der Kriegszucht, ſo mild war er im Umgange mit ſeinen Waffengefährten. Ohne Prunk, mäßig und einfach, theilte er mit den Soldaten Mangel und Noth. Sie nannten ihn, auch dann noch, wenn ſie geſchlagen, wild und unzufrieden waren, Vater, Erretter. Er allein hielt die Empörten zuſammen; ſie gehorchten ihm, er mochte

an ihrer Spitze, oder ſelbſt unter höherem Befehle ſtehn. In Frankreich ſchwur der Krieger bei Moreau's Namen. Ein Feldherr von dieſem Charakter konnte nicht gefallen den ſtolzen, raubſüchtigen Directoren. Reubel war ſein Feind. Als daher Moreau den 3ten September 1797, dem Director Barthélemy meldete, daß Pichegru durch eine dem Feinde vor vier Monaten ſchon abgenommene Sammlung von Briefen des Einverſtändniſſes mit den Bourbons verdächtig geworden, da hielt auch ihn, weil er gemäßigt dachte, und Pichegru's Angeber zu ſeyn, ſo lange verſchoben, die Partei der heftigen Republikaner des Royalismus für verdächtig. Er rechtfertigte ſich zwar nach dem Siege, den jene Partei über die Gemäßigten am 18ten Fructidor, 4ten September 1797, davon trug; allein man nahm ihm den Oberbefehl; denn er und das Heer hatten unterlaſſen, den Gewalthabern durch öffentliche Erklärungen, die Moreau als geſetzwidrig und ungeziemend anſah, ihren Beifall an gewaltſamen politiſchen Maßregeln zu erkennen zu geben. Aber das Heer und die Noth der Republik foderten ihn zurück. Man ſtellte ihn im November 1798 als zweiten Generalinſpector bei der italieniſchen Armee unter Jouberts, hierauf unter Scherers Oberbefehl. Moreau gehorchte, und that ſeine Pflicht, aus reiner Liebe zu ſeinem Vaterlande. Er rieth Scherern, Macdonalds Heer aus Neapel an ſich zu ziehn. Dies geſchah nicht, und der Feldzug mißlang durch Scherers Fehler. Damals ward Moreau'n in der Schlacht bei Magnane an der Etſch durch des Obergenerals Schuld der Sieg vereitelt; und als dieſer endlich ſeinen Abſchied gab, konnte Moreau, der an ſeine Stelle trat, nichts thun, als mit 28,000 Mann vor 80,000 Mann Ruſſen und Öſterreichern, die Suwarow anführte, nach Piemont und ins Genueſiſche ſich zurückziehn. Er that dies ſo, daß er dem in Unter-Italien abgeſchnittenen Heere unter Macdonald den Rückzug ſicherte. Als dieſer aber, vor ſeiner Vereinigung mit Moreau, die Straße über Modena und Parma wählte, wo er dem Feinde eine Schlacht liefern mußte, da ſandte Moreau zu ſeiner Unterſtützung zwei Diviſionen ab, und drang ſelbſt in den Rücken und gegen den rechten Flügel des Feindes vor, um dem ehrgeizigen Macdonald den Sieg zu ſichern. Moreau ſchlug auch wirklich den 19., 20. und 21. Juni in der Ebene von Marengo die Generale Bellegarde und Seckendorff; allein Macdonald, der am 17ten, 18ten und 19ten an der Trebia eine Niederlage erlitten, konnte durch Moreau's Seitenangriff nur von weiterer Verfolgung befreit werden, indem Suwarow ſich jetzt gegen Moreau wandte, der ihm auswich, und bei Novi im Beſitze der Bochetta mit 14,000 Mann eine Stellung nahm, die Macdonalds geſchlagenes Heer rettete. Er ſtellte hierauf die Armee wieder her, ſo wenig auch das Directorium ihn thätig unterſtützte. Schon war er im Begriff, es zu neuen Siegen zu führen, als die Regierung ihn zurückrief. Sein Nachfolger Joubert lieferte hierauf die Schlacht bei Novi den 15ten Auguſt, der Moreau auf ſeine Bitte als Freiwilliger noch beiwohnte. Jener blieb im Anfang der Schlacht; die franzöſiſchen Generale ſtellten ſich einmüthig unter Moreau's Oberbefehl. Dieſer mußte zwar nach zwanzigſtündigem Kampfe, in welchem er ſelbſt verwundet wurde und drei Pferde verlor, das Schlachtfeld, wie er vor der Schlacht vorausgeſagt, räumen; allein er ſicherte den Rückzug des Heers durch geſchickte Anordnungen. Hierauf ging er nach Paris. Männer von Einfluß trugen ihm die erſte Stelle im Staate an.

Er lehnte ſie ab, und unterſtützte den Plan, welchen Bonaparte am 18ten Brumaire ausführte. Bald aber mißfiel ihm der Geiſt der neuen Conſularregierung. Bonaparte übertrug ihm daher den Befehl über die Rheinarmee. Von Carnot unterſtützt, bildete ſie Moreau aufs neue, und führte ſie nach den gewonnenen Schlachten bei Engen den 3ten Mai 1800, bei Möskirch den 5ten, bei Biberbach den 9ten Mai, und nach dem Treffen bei Memmingen bis an den Lech, zwang den öſterreichiſchen Obergeneral Kray, die feſte Stellung bei Ulm zu verlaſſen, ging über die Donau und ſchlug ihn bei Hochſtädt, Nördlingen und Neuburg. Kray zog ſich bis Ingolſtadt zurück; Moreau aber drang bis Regensburg vor, und beſetzte München und Feldkirch. Er kam dadurch in Verbindung mit der Armee von Italien, und nöthigte den Feind, in dem Waffenſtillſtand zu Parsdorf ihm Regensburg und den tyroler Paß Reutti zu übergeben. Er verlängerte hierauf denſelben zu Hohenlinden, den 20ſten September gegen die Einräumung von Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt, auf 45 Tage. Nach der Aufkündigung zog er von München gegen den Inn, ſchlug die öſterreichiſche Armee unter dem Erzherzog Johann bei Hohenlinden den 3ten December, ging über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis zehn Meilen von Wien vor, und ſchloß auf den Antrag des Erzherzogs Carl mit dieſem einen Waffenſtillſtand zu Steyer den 25ſten December, durch den er als Unterpfänder des abzuſchließenden Friedens die Feſtungen Würzburg, Braunau, Kufſtein und Scharnitz erhielt. Er ging hierauf nach Paris, zog ſich aber nach dem lüneviller Frieden von allen öffentlichen Geſchäften zurück. Im Genuſſe ſeines Ruhegehalts, lebte er auf ſeinem Landgute Grosbois bei Paris glücklich und anſtändig von einem rechtlich erworbenen Vermögen. Seine Gemahlin, eine geborne Frank oder Hulot, und ein Sohn, einige Freunde und ländliche Beſchäftigungen ſchloſſen den Kreis, in welchem Moreau einfach, edel und liebenswürdig, mit Offenheit und Heiterkeit ſich bewegte, ohne an Unternehmungen der Ehrſucht zu denken. Zwar behauptet der Verfaſſer der Geſchichte der Philadelphen, Moreau habe an der Spitze einer ſchon im Jahr 1800 gebildeten geheimen Geſellſchaft von Militärperſonen, deren Zweck der Umſturz der Regierung Bonaparte's geweſen, geſtanden; allein wenn auch dieſe vorhanden, und ſelbſt Moreau'n bekannt war, ſo iſt es doch gewiß, daß er nichts that, was ihn verdächtig oder ſtrafbar hätte machen können. In Paris ſah er wöchentlich Freunde bei ſich. Im muntern Scherze erlaubte er ſich auch wohl Anſpielungen auf des Oberconſuls Gnadenbezeigungen, und lehnte das Kreuz der Ehrenlegion ab, weil, wie er bemerkte, er ſchon ſeit zehn Jahren zu derſelben gehöre; allein nur gegen Vertraute, wie Garat, den er an einem dritten Orte ſah, ſchüttete er ſein Herz aus. Hier erklärte er ſich über ſeine politiſchen Grundſätze, nach welchen er, an ſich republikaniſch geſinnt, in Frankreichs Verhältniſſen eine conſtitutionelle Monarchie am zweckmäßigſten fand. Hier klagte er über Bonaparte's Tyrannei und über das Unglück ſeines Vaterlandes; allein er verabſcheute Bürgerkrieg und Meuchelmord; daher ſprach er nie das Wort aus, das man ſo oft von ihm verlangte: das Wort der allgemeinen Erhebung zum Sturze des Unterdrückers. Lächelnd gab er damals Garat zur Antwort: wir taugen nicht zu Verſchwörungen; aber ich kenne einen Verſchwö-

rer, dem er nicht entgehen wird, der iſt er ſelbſt; er wird ſich in ſeinen Thorheiten vernichten." So lebte Moreau ſchuld- und furchtlos. Aber der Oberconſul fürchtete ſeinen kalten, ſtummen Ernſt, ſeine ſittliche Größe und die Liebe, die alle Franzoſen zu dem beſcheidnen Feldherrn hinzog. Er haßte den Sieger von Hohenlinden, weil die öffentliche Meinung ihn als den Würdigſten an die Spitze der Gegenpartei ſtellte. Dieſe war vorhanden; und Bonaparte zitterte, daß Moreau, der nie ſein Freund war, jener Stimme folgen möchte. Es gelang ihm nicht, durch verkleinernden Spott ihn herabzuſetzen, noch durch Späher ſtrafbare Verbindungen oder Handlungen von ihm zu entdecken. Da entdeckte endlich ein Meuchelmörder, damit er ſich vom Tode rettete, Georges Cadoudal und Pichegru ſeyen in Paris verſteckt, um Bonaparte zu tödten, und Moreau wiſſe darum. Auch hatte ſich die geheime Polizei einiger Briefe bemächtigt, die der Abbé David, der gemeinſchaftliche Freund Pichegru's und Moreau's an letztern geſchrieben, um ihn mit Pichegru auszuſöhnen, damit er ſich deſſen Abſicht, von der Emigrantenliſte ausgeſchloſſen zu werden, nicht widerſetzen möchte. Moreau's Antwort war ebenfalls in ihre Hände gefallen, und David nebſt einem andern Unterhändler Pichegru's, dem Exgeneral Lajollais, verhaftet. Dies ſchien dem Oberconſul genug, um Moreau den 15ten Februar 1804 plötzlich als einen Staatsverbrecher nach dem Tempel bringen zu laſſen. Zugleich verbreitete die Regierung die gehäſſigſten Beſchuldigungen, um ihn in der öffentlichen Meinung, vorzüglich bei der Armee, herabzuſetzen. Auch hob ſie durch einen Senatsbeſchluß vom 28ſten Februar die Form der Geſchwornen bei Unterſuchungen wegen Hochverrath auf, und verwies die Angeklagten an ein aus ſechs von der Regierung ernannten Mitgliedern beſtehendes Criminalgericht. Hierauf ward Pichegru den 29ſten Febr. und Georges am 9ten März verhaftet. Der Juſtizminiſter verhörte Moreau'n vorläufig den 16ten Februar, wo Moreau nichts eingeſtand, weil er dem Oberconſul unmittelbar ſich mittheilen wollte. Auch erfuhr er nicht einmal die Punkte ſeiner Anklage genau, welche der Großrichter ihm vorzulegen, von einer Woche zur andern verſchob, indem die Regierung erſt Beweiſe für ihren Argwohn zu ſammeln bemüht war. Moreau ſchrieb hierauf den 8ten März, vor dem Anfange der gerichtlichen Unterſuchung, an den Oberconſul: „Eröffnungen ſeyen ihm gemacht worden; er habe ſie zurückgewieſen; dergleichen anzuzeigen, ſey ſeinem Charakter zuwider. Er halte Angeberei für ſchändlich, zumal gegen Männer, denen er Dankbarkeit ſchuldig ſey, oder mit denen er ehemals in Freundſchaft geſtanden." Der Oberconſul gab dieſen Brief zu den Acten. Indeß dauerten die geheimen Verhöre fort, und den 14ten April machte Murat den Truppen bekannt, die Schuld Moreau's beſtätige ſich immer mehr. Aber erſt den 26ſten Mai wurden die Sitzungen des Criminalgerichts eröffnet und die Anklageacte übergeben, die bei Moreau'n als dem Haupt der Verſchwörung nebſt Georges, und bei zweiundvierzig Mitverſchwornen auf die Todesſtrafe antrug. Pichegru, der jede Verbindung mit Moreau, Georges, Lajollais u. A. ſtandhaft abgeläugnet, und den Richtern ſtarke Wahrheiten geſagt hatte, war den 6ten April früh im Bette erdroſſelt gefunden worden. Man wußte von ihm ſelbſt nur ſo viel, daß er, um ſeine Ausſtreichung von der Emigrantenliſte zu bewirken, nach Paris gekommen. Georges geſtand frei, er habe ſein Vater-

land von dem Tyrannen befreien wollen, und ſeinen Plan mit den franzöſiſchen Prinzen verabredet; weigerte ſich aber andre Mitſchuldige zu nennen, und läugnete jede Verbindung mit Moreau. Dieſer war unter allen Angeklagten der einzige Republikaner. So wie er ſah, daß der Oberconſul auf ſeinen Brief nicht antworten wolle, erklärte er ſchon am 11ten April offen vor den Richtern, was er vorher nicht bekannt, Pichegru ſey zwei Mal zu ihm gekommen, habe beim zweiten Beſuche ihm einige Eröffnungen in Abſicht auf die Bourbons gemacht, ihn aber unzufrieden verlaſſen; eine dritte Unterredung habe nicht Statt gefunden. Kein Zeuge ſagte gegen Moreau aus, kein ſchriftlicher Beweis klagte ihn an, kein freiwilliger Schritt machte ihn verdächtig. Die Anklage beruhte auf Vermuthungen und auf widerſprechenden, unzuſammenhängenden, ſelbſt widerſinnigen Beſchuldigungen einiger Mitangeklagten, die aber zum Theil im erſten öffentlichen Verhöre am 28ſten Mai ihre Ausſagen als erzwungen zurücknahmen, oder daß ſie im Protocolle des geheimen Verhörs entſtellt worden, erklärten. Gleichwohl beſtand der Generalprocurator am 3ten Juni auf ſeine Anklage, daß Moreau die Nation verrathen, indem er die Bourbonen habe wiederherſtellen, oder ſich der Dictatur anmaßen wollen. Die letztere Beſchuldigung war einem Mitangeklagten und ehemaligen Bekannten Moreaus, einem gewiſſen Rolland, bei welchem Pichegru zwei Nächte gewohnt, und der ihn als Unterhändler an Moreau abgeſchickt, von dem Staatsrathe Real bei dem Verhöre, wie das Protocoll bewies, in den Mund gelegt worden: „Wir wiſſen, ſagte der Richter, daß Sie zu Pichegru geſprochen, Moreau habe einen ſtarken Anhang im Senate; wir wiſſen, daß man geſagt, Moreau ſtehe an der Spitze einer Volksbewegung. Beſinnen Sie ſich, ſonſt hält man Sie nicht für einen Vertrauten, ſondern für einen Mitſchuldigen.“ Rolland ſagte nun aus, daß Moreau ſich auf dieſe Art gegen ihn geäußert, und die Sache der Bourbons von ſich gewieſen, weil er ſelbſt nach der höchſten Würde ſtrebe. Aus allen Umſtänden ergab ſich bei der Unterſuchung, daß Moreau Lajollais Verlangen, mit Pichegru zuſammenzukommen, nicht erfüllt, daß beide gegen ſeinen Willen zu ihm gekommen, daß er Pichegru'n gerathen, nach Deutſchland zu gehn, um von dort ſeine Ausſtreichung zu bewirken, daß er beiden ſein Haus verboten, und da Pichegru dennoch ein zweites Mal zu ihm gekommen, und ob er den Bourbons geneigt wäre, zu erforſchen geſucht, ihm widerſprochen und ihn nochmals, nicht mehr zu ihm zu kommen, gebeten; daß Pichegru darauf voll Unmuth von ihm weggegangen, und Rolland an ihn abgeſchickt, der aber ebenfalls abgewieſen worden, wobei Moreau als thöricht jede Unternehmung für die Bourbons ihm lebhaft vorgeſtellt habe. Lajollais und Rollands Ausſagen waren an ſich und durch das perſönliche Intereſſe, das beide dazu bewogen haben konnte, höchſt verdächtig. Die bei David gefundenen Briefe aber unterſtützten mehr die Vertheidigung Moreau's als deſſen Anklage. Daß er endlich die Anzeige unterlaſſen, war durch kein franzöſiſches Geſetz verboten, Moreau alſo auch deßhalb nicht ſtrafbar. Die öffentliche Meinung erklärte ſich laut, ſelbſt im Gerichtsſaale, für ſeine Losſprechung. Die wachthabenden Gendarmen d'Elité, Generale wie Macdonald und Lecourbe, Perſonen aus allen Ständen, bezeugten dem großen Manne, welcher ruhig und würdevoll mitten unter den Angeklagten, von dieſen ſelbſt geach=

tet, die allgemeinſte Theilnahme erregte, ihren Beifall. Als nun am 5ten Juni Moreau ſelbſt mit dem edlen Gefühl ſeiner Unſchuld und ſeines Verdienſtes vor den Richtern ſprach, als er ſein ganzes Leben der Anklage entgegenſtellte, und ſeine Unſchuld vor dem Angeſichte des Himmels und der Menſchen betheuerte, da wurden alle Zuhörer hingeriſſen von Bewunderung, und viele ergriff der Vorſatz, ihn zu retten. Man drang des Nachts in ſein Gefängniß, um ihn mit Gewalt zu befreien. Er aber wollte nicht, daß für ihn auch nur ein Tropfen Bluts vergoſſen würde. Die Vertheidigungsrede, die Bonnet hielt, widerlegte jeden Schein des Verdachts, und beſchämte den Ankläger. Endlich ward nach achtzehnſtündiger Berathung das Urtheil den 10ten Juni geſprochen. Von zwölf Richtern erklärten ſieben den General Moreau für unſchuldig und frei; fünf aber für ſchuldig. Allein der Präſident und der berichterſtattende Inſtructionsrichter drangen gegen die Prozeßform auf die Fortſetzung der Berathſchlagungen. Savary, Real und andre Boten der Regierung gingen in der Nacht ab und zu, um den Richtern Napoleons Willen anzuzeigen. Moreau durfte nicht losgeſprochen werden; der Kaiſer wagte es aber nicht, bei der lauten Stimmung der Soldaten, Offiziere und des Volks von Paris, den edelſten Bürger Frankreichs als ein Opfer ſeines Haſſes und ſeiner Eiferſucht zum Tode verurtheilen zu laſſen. Die Richter wankten; aus politiſchen Gründen erklärte endlich der Mehrtheil, daß Moreau, auch wenn er unſchuldig wäre, um die Regierung nicht in Gefahr zu ſetzen, als ein Opfer des Staats fallen müſſe: ſie verurtheilten ihn zu zweijähriger Haft, um dadurch, wie ſie ſagten, ſein Leben zu retten. Nur Lecourbe, der das Protokoll dieſer merkwürdigen Sitzung bekannt gemacht hat, Rigoud und Dameuve beharrten ſtandhaft, im Gefühl ihrer Pflicht als Richter, bei ihrer erſten Abſtimmung für Moreau's gänzliche Freiſprechung. Sie wurden in der Folge aus Paris verwieſen. Moreau unterwarf ſich ſchweigend dieſem Urtheil. Er begab ſich allein, ohne Wache, unter dem Rufe des Volks: Keine Haft, Freiheit für Moreau! während Alles ſeine Flucht zu begünſtigen ſchien, in das Gefängniß zurück. Georges ward zum Tode verurtheilt. Rolland zu zweijähriger Haft, Lajollais aber vom Kaiſer begnadigt. Die Polizei fürchtete einen Aufſtand zu Gunſten Moreau's, und hatte Gegenanſtalten getroffen. Der Kaiſer ließ hierauf durch Fouché dem Gefangenen die Freiheit anbieten, unter Bedingungen, welche Moreau verwarf. Da beſchloß er, ihn zu verbannen; und der Juſtizminiſter machte den 21ſten Juni bekannt, der Kaiſer habe Moreau'n die verlangte Erlaubniß ertheilt, in freiwillige Verbannung nach Amerika zu gehn, doch durfte er, ohne des Kaiſers Willen, Frankreichs Boden nicht wieder betreten. Savary brachte ihn hierauf unter Bedeckung nach Spanien. Er ſchiffte ſich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein. Seine ſchwangere Gemahlin folgte ihm nebſt dem Sohne, nach Bezahlung der Prozeßkoſten, mit dem Reſte des Vermögens. Jetzt lebte Moreau, ſeinem Geiſte und ſeinem Herzen gemäß, in glücklicher Einſamkeit vom J. 1805 bis zum Juni 1813. Er reiſ'te viel, und kaufte ſich endlich zu Morisville am Delaware bei Trenton, unweit Philadelphia und Neu-York an. Den Winter über lebte er in Neu-York, im Sommer beſchäftigten ihn Jagd, Fiſcherei und Landbau. Seine Familie, wenige Freunde, unter dieſen ſein Adjutant, der Oberſt Rapatel, und ein gutes Buch waren

ſeine liebſten Freunde. Er beobachtete den Gang der Begebenheiten, urtheilte freimüthig, ohne Partei zu nehmen, und ſagte den Ausgang mancher ehrgeizigen Unternehmung voraus. Da verlor er im December 1811 durch Brand ſein Landhaus mit einer ausgewählten Bibliothek. Sein Sohn ſtarb. Seine Gemahlin war in Familienangelegenheiten nach Frankreich gereiſ't, durfte aber Bordeaux, wo ſie unter Aufſicht geſtellt wurde, nicht verlaſſen. Jetzt lud ihn ſein Freund, der Kronprinz von Schweden zu ſich nach Stockholm ein. Napoleon unternahm damals den Krieg gegen Rußland, und der Exgeneral Malet entwarf den Plan zu einer Revolution in Paris. Moreau, deſſen Ankunft in Europa jedermann erwartete, ſollte als Präſident an der Spitze der proviſoriſchen Regierung ſtehn. Aber Moreau lehnte des Kronprinzen Einladung ab, und wußte wahrſcheinlich nichts von den Entwürfen Malets, deſſen kühner Plan den 22ſten October 1812 verunglückte. Im December dieſes Jahrs begab ſich Moreaus Gemahlin mit ihrer Tochter Iſabella, um ihre Geſundheit herzuſtellen, abermals nach Frankreich, durfte aber nicht ans Land treten. Sie mußte ſich wieder einſchiffen, und begab ſich nach England. Indeß hatte Moreau, durch die Aufopferung der franzöſiſchen Armee in Rußland aufs tiefſte empört, ſich entſchloſſen, auf des Kaiſers Alexanders Einladung ſich zu ihm nach Europa zu begeben. Er nahm keinen Grad noch Gehalt an, ſondern beſchloß, als freier Weltbürger zu dienen der gerechten Sache Europa's, die auch die Sache ſeines unterdrückten Vaterlandes war. Nur ein Ehrgeiziger, nur der Selbſtling wird es wagen, deßhalb einen Mann zu tadeln, der ein ſo guter Bürger, ſo edel, ſo uneigennützig, ſo erfahren und ſo einflußreich war, als Moreau. Sein Name, ſein Aufruf und ſein Kriegsplan würden wahrſcheinlich Napoleons Macht ſchon in Deutſchland vernichtet haben. Mehr wollte Moreau nicht. Aber die göttliche Weltregierung hatte es anders beſchloſſen. Moreau landete den 26ſten Juli 1813 in Gothenburg; den 7ten Auguſt kam er in Stralſund an, wo der Kronprinz drei Tage mit ſeinem alten Freunde im innigſten Vertrauen lebte. Jener ging hierauf in ſein Hauptquartier nach Oranienburg, und Moreau über Berlin und Züllichau nach Prag ab. Hier beſuchte ihn den 17ten, am Tage nach ſeiner Ankunft, der Kaiſer Alexander. Ein ſeltnes Verhältniß bildete ſich jetzt zwiſchen dem Monarchen und Moreau. Jener ſah den letztern als ſeinen Rathgeber und Freund an; und Moreau, durchdrungen von Bewunderung und Liebe, weihte dem Kaiſer ſein Leben, ohne in ſeinen Dienſt zu treten. Doch trug er die Uniform eines kaiſerlichen Generaladjutanten. Er begleitete den Kaiſer zu Pferde auf dem Marſche gegen Dresden, am 25ſten und 26ſten Auguſt. Denn von Dresden abgeſchnitten, ſollte Napoleons Macht an der Elbe gebrochen werden. Aber im Fluge eilte der franzöſiſche Kaiſer mit ſeinem Heere nach Dresden. Langſamer brach das Heer der Verbündeten aus Böhmens Gebirgspäſſen hervor. Um wenig Stunden zu ſpät erfolgte der Angriff; der Rückzug war, nachdem man die Stadt vergebens beſchoſſen, nothwendig. Moreau kühn und thätig, mitten im Feuer, ſah den 27ſten, daß Napoleon den linken Flügel der Öſterreicher umging. Eine Kanonenſchlacht ſollte dem franzöſiſchen Heere die Wege nach Pirna und Freiberg öffnen. Standhaft warf das Mitteltreffen und der rechte Flügel der Verbündeten des Feindes Angriffe zurück. Da eilte Moreau von den äußerſten Punkten

der Schlachtlinie zum Kaiſer Alexander zurück. Er traf ihn Mittags hinter einer preußiſchen, von zwei franzöſiſchen, vorn und ſeitwärts beſtrichenen, Batterie, auf der Höhe bei Recknitz, wo das Mitteltreffen ſich befand. Indem er hier zu Pferde mit dem Kaiſer über die Schlacht ſprach, ſtürzte er plötzlich mit dem Pferde zu Boden. Eine Kanonenkugel hatte ihm beide Beine zerſchmettert. Standhaft und ruhig ertrug er die Ablöſung. Er ward, da das Heer den 27ſten Abends ſeinen Rückzug antrat, über das Gebirge getragen, blieb thätig für die allgemeine Sache, klagte nie, tröſtete ſeine Freunde, und ſtarb ohne Reue, ohne Furcht, mit einem Herzen voll Liebe für Frankreich, und voll Achtung und Bewunderung für Alexander von Rußland. G.

Moreri (Louis), Doctor der Theologie, geb. den 25ſten März 1643 zu Bagemont, einer kleinen Stadt in Provence, ſtudirte zu Draguignan, Aix und Lyon. In der letztern Stadt predigte er fünf Jahre als Controversprediger. Moreri hatte ſich durch eine ſchlechte Allegorie, Le Pays d'Amour betitelt, ſchon in ſeinem 18ten Jahre bekannt gemacht. Bald trat er mit nützlichern Arbeiten auf. Im J. 1673 erſchien in einem Foliobande das Dictionnaire, das ſeinen Namen führt, und wozu Chappuzeau ihm die erſte Idee gegeben zu haben behauptet. Er dedicirte daſſelbe aus Dankbarkeit dem Biſchof von Apt, Gaillard de Lonjumeau. Die Schweſter dieſes Prälaten verſchaffte ihm eine Stelle bei dem Staatsſecretär Pompone, und Moreri konnte davon die größten Vortheile hoffen; aber ſein ununterbrochner Fleiß, womit er an einer neuen Auflage ſeines Dictionnäre's arbeitete, erſchöpfte ſeine Kräfte, ſo daß er 1685 in einem Alter von 38 Jahren zu Paris ſtarb. Der erſte Band der neuen Auflage war bereits erſchienen; der zweite folgte einige Monate nach ſeinem Tode. Moreri war ein Literator, kannte die neuern Büchern, die er benutzen mußte, und verſtand ziemlich gut italieniſch und ſpaniſch; aber es fehlte ihm an Geſchmack und Phantaſie. Sein Werk, das gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt worden, führt noch ſeinen Namen, iſt aber nicht mehr von ihm. Zu viel unzuverläſſige Genealogien, Artikel über unbekannte Perſonen, Ungenauigkeiten, unrichtige Angaben, Fehler in der Sprache, Mangel an Kritik und Präciſion und Geſchmack, haben dieſem nützlichen Werke geſchadet, das ungleich angenehmer ſeyn würde, wenn man ſich auf das Nothwendige und Intereſſante beſchränkt hätte. Die geographiſchen Artikel ſind beſonders mangelhaft. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind vom J. 1718 (fünf Bände), von 1725 (ſechs Bände) und von 1732 (ebenfalls ſechs Bände). Der Abt Gouget hat ein Supplement in 4 Foliobänden geliefert, welches Drouet in einer neuen Ausgabe in 10 Bänden 1759 umgearbeitet hat. — Die übrigen Werke Moreri's ſind von keiner großen Wichtigkeit.

Morgagni (Giambattiſta), ein gelehrter Anatom, geboren zu Forli in Romagna im J. 1682, war Mitglied der Akademie zu Bologna, wo er ſtudirt hatte. Die Republik Venedig berief ihn von Forli, wo er ſich auf einem zu beſchränkten Schauplatze befand, auf den Lehrſtuhl der Anatomie nach Padua mit einem Gehalt von 6000 Franken. Morgagni vermehrte den Ruhm dieſer Univerſität durch ſeine Entdeckungen und ſeine Schriften. Die wichtigſten derſelben ſind: 1. Adverſaria anatomica omnia. In der Ausgabe von Leyden 1741 findet ſich überdies noch Nova in-

ſtitutionum medicarum idea; 2. Epistolae anatomicae; 3. De ſedibus et cauſis morborum per anatomen indagatis libri V; 4. Verſchiedene Briefe in der neuen Ausgabe von Valſava. — Morgagni hat ſeinen Namen einer kleinen Öffnung der Zunge und einem Muskel des Zapfens gegeben, weil er ſie zuerſt entdeckte. Er ſtarb im Jahr 1771 in einem Alter von 90 Jahren. Seine Werke ſind von ihm ſelbſt geſammelt 1765 in 5 Foliobänden zu Venedig erſchienen.

Morgana, ſ. Fata Morgana.

Morgarten. An der Gränze des Landes Schweiz befindet ſich der Ägeri-See. Er iſt nur eine Stunde lang, aber ſehr tief und reich an Fiſchen allerlei Art. An der Oſtſeite dieſes Sees erhebt ſich der Berg in dem Morgarten, deſſen größter Theil dem Canton Zug angehört. Er iſt durch eine Schlacht merkwürdig, die durch nachfolgende Ereigniſſe herbeigeführt wurde. Im Jahre 1273 gelangte Graf Rudolph von Habsburg, nach Kaiſer Richards Tode, zu dem erledigten Throne. Zu ſeinen Bundesgenoſſen gehörte die Schweiz, der er die Aufrechthaltung ihrer alten Freiheit verſprach. Sein Sohn und Nachfolger, Herzog Albrecht, ging von andern Grundſätzen aus. Er hegte den Plan, Helvetien in ein beſondres Herzogthum umzuwandeln, das (wie die Geſchichte will) einem ſeiner Söhne zugedacht war, und kaufte in dieſer Abſicht von dem Abte von Murbach die Stadt Lucern und ſeine Gerechtſame in verſchiednen Dörfern des Ortes Schweiz. Dieſer ſein Plan war vor allen übrigen den drei Orten (Cantons), Uri, Schweiz und Unterwalden verhaßt. Sie zogen ſich dadurch den höchſten Unwillen des Kaiſers zu, der ihnen die Beſtätigung ihrer Privilegien verſagte, und ſie der Willkür (oder vielmehr der Barbarei) ſeiner Reichsvögte überließ. Es zeichneten ſich unter dieſen Tyrannen vorzüglich aus: Geißler (nach andern Schriftſtellern Grisler, und noch andern Geßler), Vogt von Schweiz und Uri, und Bilger von Landerberg, Vogt von Unterwalden, welcher letztere dem Heinrich von Melchthal, wider alles Recht, beide Augen ausſtechen ließ. Durch dieſe und andre Grauſamkeiten wurden drei eben ſo muthige als kluge Männer, Werner von Stauffach aus Schweiz, Walther Fürſt aus Uri, und Arnold von Melchthal aus Unterwalden, veranlaßt, ſich zu verſchwören, das öſterreichiſche Joch zu zerbrechen, es koſte, was es wolle; denn kein Preis, und wäre es das Leben, war ihnen zu hoch. So entſtand die Eidgenoſſenſchaft. Mit dieſem Namen benennt man noch die Schweiz bis auf den heutigen Tag. Kaiſer Albrecht griff zur Gewalt, wurde aber von dem Sohne ſeines Bruders, Johann von Habsburg, ermordet. Die verbündeten drei Cantone, mit denen ſich demnächſt andere vereinten, hingen dem Kaiſer Ludwig von Bayern an, denn das Haus Habsburg war ihnen verhaßt. Dadurch wurde Kaiſer Friedrich von Öſterreich im hohen Grade ergrimmt. Er erklärte die Schweiz in die Acht, und der Biſchof von Coſtanz ſchleuderte den Bannſtrahl auf ſie herab. Kaiſer Ludwig und der Erzbiſchof von Mainz ſprachen von beiden ſie los, und Kaiſer Friedrich ſah alſo wohl ein, daß wirkſamere Mittel nothwendig wären. Er zog im Jahre 1315 ein aus 20,000 Mann beſtehendes Heer zuſammen, deſſen Oberbefehl ſeinem Bruder, Leopold von Öſterreich, anvertraut wurde. Er rückte damit auf die

Orte Schweiz, Uri und Unterwalden vor, deren Gegenmacht nicht mehr als 1600 brave Männer betrug. Dies Häuflein beſetzte einen ſchmalen Weg, der ſich zwiſchen dem Berge Morgarten und dem Ägeri-See hinſchlängelte. Ein Theil deſſelben ſtand an der Seite des ſteilen Berges, und ſo ſah man dem Feinde entgegen, der unvorſichtig genug war, ſich in den engen Paß hereinzudrängen, der zu ſeiner Grabſtätte beſtimmt war, und recht dazu geeignet zu ſeyn ſchien. Kaum war Leopolds Heer, wo man es erwartete, als die Schweizer große Steinmaſſen auf ſelbiges herabrollten, dadurch ſeine Reiterei in Unordnung brachten, eine Menge Öſterreicher verwundeten und tödteten, was von ihnen übrig blieb, anfielen und verfolgten, und ſo eine furchtbare Macht und einen Plan vernichteten, deſſen Zweck die Unterjochung eines Landes war, das nichts verbrochen hatte, als daß es einer Herrſchaft nicht huldigen wollte, die ihm durch eine unerhörte Grauſamkeit verhaßt worden war. Der Sieg am Fuße des Berges Morgarten legte einen feſten Grund zu dem Bunde der Schweiz. Die drei Cantone, die ſich anfangs nur auf zehn Jahre vereinigt hatten, verbanden ſich am 8ten December 1315 auf immer. Ihnen ſchloſſen ſich demnächſt die andern Cantone an, und ſo entſtand, ſo wuchs der bis jetzt noch beſtehende eidgenoſſenſche Bund und Verein. DH.

Morgen oder Morgengegend iſt diejenige Himmelsgegend, in welcher die Geſtirne aufgehn. Bei den Schiffern führt ſie den Namen Oſten. Sie liegt dem zur Linken, der ſein Geſicht gegen Mittag gerichtet hat, und der Abendgegend gegenüber. — Morgen heißt aber auch die Morgenzeit, worunter wir die Stunden unmittelbar vor und nach Sonnenaufgang verſtehn. — Morgenpunkt iſt der Durchſchnittspunkt des Äquators mit dem Horizonte an demjenigen Orte des Himmels, wo die Sterne aufgehn. Er iſt einer von den vier Cardinalpunkten, welche die Lage der vier Welt- oder Himmelsgegenden beſtimmen, und heißt bei den Schiffern Oſtpunkt oder Oſten. Die nach dieſem Punkte hin liegende Gegend iſt die Morgengegend. In den Tagen der Nachtgleichen, alſo um den 21ſten September und 20ſten März, geht die Sonne gerade in dem Morgenpunkte auf, ſo wie ſie in dieſen Tagen genau im Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahrs geht ſie im Sommer jenſeit des Morgenpunkts nach Norden hin, und im Winter diesſeit deſſelben nach Süden auf. Am längſten Tage iſt ihr Aufgangspunkt vom Morgenpunkte am weiteſten gegen Norden, und am kürzeſten Tage am weiteſten gegen Süden entfernt.

Morgenröthe. Dieſe herrliche Erſcheinung am Oſthimmel kurz vor dem Aufgang der Sonne iſt eben das, was die Abendröthe am Weſthimmel kurz nach dem Untergange derſelben iſt. Daß die Sonnenſtrahlen und Dünſte oder Wolken zur Entſtehung beider Phänomene nöthig ſind, lehrt der Augenſchein. Nicht immer ſind Morgen- und Abendröthe gleich ſchön; bisweilen bemerkt man, wenn der Himmel ganz heiter iſt, nur eine ſchwache Röthe und bei ſehr dichtem dunkeln Gewölk gar nichts. An einer befriedigenden Erklärung dieſer Erſcheinungen fehlt es uns noch; doch iſt wahrſcheinlich, daß von dem Sonnenlichte, wenn es vom Horizonte her und alſo durch eine große Strecke von Luft kommt, zuerſt die blauen, dann die gelben und zuletzt die rothen Strahlen verloren gehn; daher die Sonne hoch am Himmel weiß, in niedrigern Gegenden gelblich und an der Gränze des Horizonts röthlich erſcheint, und Dünſte und Wolken auf

gleiche Weiſe färbt. Eine hochrothe oder feurige Morgenröthe wird als Vorbote eines trüben regenhaften, und eine recht glänzende Abendröthe als Anzeige eines heitern morgenden Tages meiſtentheils mit Grunde angeſehn. Man erklärt dies dadurch, daß die Morgenröthe eine Wolkenmaſſe verkündigt, die für den anbrechenden Tag von Oſten nach Weſten über den Horizont heraufziehe; die Abendröthe hingegen eine vom Horizonte ſich entfernende Wolkenmaſſe bedeute.

Morgenſtern, ſ. Venus und Planeten.

Morghen (Rafael), geboren zu Neapel im Jahr 1758, ſtammt aus einer Familie, die ſich in der Kupferſtecherkunſt bereits früher hervorgethan hat. Er genoß den erſten Unterricht in dieſer Kunſt von ſeinem Vater, kam aber bald nach Rom unter die Leitung des ſo berühmten Volpato. Hier nahm er Theil an der Bearbeitung der Folge von Blättern, welche Volpato nach Rafaels Stanzengemälden im Vatican herausgab, und welche immer als eine der vorzüglichſten und bedeutendſten Arbeiten des Grabſtichels werden angeſehen werden. Eines von jenen Blättern, das Wunder der Meſſe zu Bolſtoa, iſt unter ſeinem Namen erſchienen. Wenn auch in dieſem Blatte eine gewiſſe Härte und Ängſtlichkeit noch unverkennbar iſt, ſo zog dennoch die Reinlichkeit und Zartheit der Behandlung ſchon damals Aller Aufmerkſamkeit auf den jungen Künſtler. Aber erſt durch ſeine ſpätern Arbeiten, die Aurora nach Guido, die Dianenjagd nach Domenichino, den Parnaß nach Mengs, vor allen aber durch eine heilige Familie und die Stunden nach Pouſſin, ingleichen eine Madonna nach Fra Bartolomeo bewährte er die Hoffnungen, welche man ſich von ihm gemacht hatte. Richtigkeit der Zeichnung, Beſtimmtheit der Umriſſe, Klarheit und Reinheit, mahleriſcher Effect, verbunden mit der größten Zartheit der Behandlung, ſind die Verdienſte, welche dieſen Künſtler zu dem größten Kupferſtecher der neuern Zeit machen. Während dieſer Zeit verheirathete ſich Morghen mit einer Tochter ſeines Lehrmeiſters Volpato. Im Jahr 1792 folgte er einem Ruf nach Florenz, und unternahm für den daſigen Hof die Arbeit, die ſchönſten Gemählde der dortigen Gallerie in Kupfer zu ſtechen. Zuerſt erſchien ſeine Madonna della Sedia nach Rafael, unter der großen Menge von Copien nach dieſem Meiſterwerk der Kunſt unſtreitig diejenige, die dem Original am nächſten kommt. Nach der Zeit gab er ſeinen erſten Kupferſtich nach Rafaels Verklärung heraus, welches Blatt jedoch zum großen Theil von ſeinem Bruder Anton gearbeitet iſt, weil Rafael Morghen an einer langwierigen Augenkrankheit litt. Er unternahm ſpäterhin ein zweites Blatt, welches von ihm allein herrührt, und im J. 1812 erſchienen iſt. Es folgte ſodann das Abendmahl nach Leonardo da Vinci, welches als eines ſeiner Hauptwerke ſchon jetzt weit über den frühern Preis bezahlt wird; eine Magdalene nach Murillos, die Bildniſſe Rafaels, Dante's, Petrarcha's und Taſſo's, und außer mehrern kleinern Arbeiten ſein oberwähntes Blatt, die Verklärung. Morghen iſt im Jahr 1803 zum Mitglied des franzöſiſchen Nationalinſtitutes ernannt worden, und lebt noch gegenwärtig in Florenz. BL.

Morhof (Daniel Georg), wurde am 6ten Februar 1639 zu Wismar geboren, beſuchte die Schule ſeiner Vaterſtadt und das Pädagogium zu Stettin, und ſtudirte ſeit 1657 zu Roſtock die Rechte, wobei er auch die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften trieb. Ein

lateiniſches Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs, das er 1659 verfertigte, erwarb ihm 1660 die Profeſſur der Dichtkunſt zu Roſtock, welche er nach ſeiner Zurückkunft von einer Reiſe nach Holland und England antrat, aber ſchon 1665 mit der der Rede- und Dichtkunſt auf der neugeſtifteten Akademie zu Kiel, wo er ſolchen Beifall fand, daß ſein Hörſaal oft die Menge ſeiner Zuhörer nicht faſſen konnte. 1670 machte er eine zweite Reiſe nach Holland und England, wurde nach ſeiner Rückkehr 1673 zugleich Profeſſor der Geſchichte, 1680 Bibliothekar, und ſtarb am 30ſten Juli 1691 auf einer Rückreiſe von Pyrmont, wohin er wegen ſeiner Kränklichkeit gegangen war, zu Lübeck im 58ſten Jahre. Durch ſein allbekanntes Werk: Polyhistor (Lubec. 1688, 4. 4te Ausg. ebendaſ. 1747, 2 Bde. 4.) regte er in Deutſchland zuerſt ein vollſtändigeres und planmäßigeres Studium der Literargeſchichte auf. Es war lange Zeit die Hauptquelle aller literariſchen Notizen, und iſt unzählig oft benutzt, ſtudirt und ausgeſchrieben worden. Wirklich enthält es auch einen bedeutenden Reichthum literariſcher Notizen aller Art, und wenn auch nicht alle ſeine Urtheile die Probe halten, und namentlich ſeine Anſichten von der Literargeſchichte als Wiſſenſchaft noch ſehr dürftig ſind, ſo macht es doch noch mancher methodologiſcher Wink (z. B. über die Kunſt des Lullus) auch für unſre Zeiten ſchätzbar. Sein Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie, deren Urſprung, Fortgang und Lehrſätze, ſammt deſſen deutſchen Gedichten (3te Aufl. Lübeck und Leipzig 1718, 8.) iſt beſonders von der hiſtoriſchen Seite wichtig. Seine deutſchen, ſo wie ſeine lateiniſchen (Lubec. 1697, 8.) Gedichte hingegen ſind von geringem Belang, und enthalten nur ſelten einen gelungenen Einfall oder eine glückliche Wendung. A — s.

Moritz, Churfürſt von Sachſen, war der Sohn Herzogs Heinrich zu Sachſen und wurde 1521 zu Freiberg geboren. Schon in ſeiner Jugend kündigte er ſich als den großen Fürſten an, der einſt der Retter ſeines Vaterlandes ſeyn ſollte. Er zeigte große Talente, verbunden mit raſtloſer Thätigkeit und einem feurigen Charakter. Dieſe Eigenſchaften ſchienen nicht wohl vereinbar mit der Beſchränkung, die das kleine väterliche Erbe ihm anwies. Sein aufſtrebender Geiſt wurde noch mehr geweckt, als er verſchiedne deutſche Höfe beſuchte, die den väterlichen an Glanz weit übertrafen. Damals (1541) vermählte er ſich mit der Tochter des berühmten Philipps, Markgrafen von Heſſen. In demſelben Jahre ſtarb ſein Vater. Er übernahm darauf ſelbſt die Regierung ſeiner Lande, und überlegte, was er bei den großen Uneinigkeiten, worin Deutſchland damals durch die Religionsſtreitigkeiten geſunken war, für ihn zu thun ſey. Obgleich ſelbſt ein Bekenner des Lutherthums, weigerte er ſich dennoch, der Sache der übrigen proteſtantiſchen Fürſten, die den neuen Glauben mit den Waffen in der Hand vertheidigen wollten, und dem ſchmalkaldiſchen Bunde beizutreten, entweder weil er ſchon damals geheime Abſichten auf die Churwürde hatte, und ſich alſo dem Kaiſer gefällig machen wollte, oder weil er vorausſah, daß die ſchlechte Organiſation dieſes Bundes ſeinen baldigen Fall nach ſich ziehn würde. Carl V. freute ſich der Ergebenheit des tapfern Moritz und belohnte ihn durch vielfache Gunſtbezeigungen, ja er foderte ihn ſogar auf, ſich der Lande des Churfürſten Johann Friedrichs, der bei dem Bundesheere Anführer war, zu bemächtigen, und ertheilte ihm nachher 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg feierlich

die Churwürde. Der Kaiſer, der einen der mächtigſten Reichsfürſten für ſich gewonnen zu haben glaubte, verfolgte indeß ſeine ehrgeizigen Plane, die Rechte und Freiheiten der deutſchen Fürſten zu vernichten und ſich zum unumſchränkten Beherrſcher Deutſchlands zu machen. Aber wie künſtlich er auch ſeine Abſicht verbarg und unter dem Schein, das Intereſſe der Catholiken zu beſchützen, nur ſein eignes förderte: ſo erkannte der in den krummen Gängen der Politik ſelbſt wohlerfahrne Moritz doch bald genug das eigentliche Ziel der Beſtrebungen des herrſchſüchtigen Carls. Er ſah ein, daß ihm nur mit offener Gewalt zu widerſtehen ſey, und trug kein Bedenken, als Feind des Kaiſers aufzutreten. Aber auch hierbei verfuhr er nicht ohne Argliſt. Seine Rüſtungen betrieb er im J. 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiſer übertragne Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, ſchloß mit König Heinrich II. von Frankreich und einigen deutſchen Fürſten 1551 geheime Bündniſſe, und wußte ſeine Maßregeln ſo geſchickt zu nehmen, daß er Carln, der zu Inſpruck am Podagra darniederlag, faſt gefangen genommen hätte (1552). Als Rechtfertigungsgrund dieſer unerwarteten Fehde führte Moritz an, daß der Kaiſer gegen ſein ausdrückliches und feierliches Verſprechen den Landgrafen Philipp von Heſſen (Moritzens Schwiegervater) immer noch gefangen halte. Der Kaiſer, den Alter und Krankheit beugten, eilte, durch ſeinen Bruder Ferdinand ihm Vorſchläge zur Ausſöhnung thun zu laſſen. In Folge dieſer Verhandlungen kam der berühmte Vertrag zu Paſſau am 31ſten Juli 1552 zu Stande. Moritz, der ſich dadurch mit den Proteſtanten ausgeſöhnt hatte, glaubte nun auch dem Kaiſer einen Beweis ſeiner Anhänglichkeit geben zu müſſen, und wohnte noch in demſelben Jahre einem Zuge gegen die Türken bei. Da aber nichts ausgerichtet wurde, ging er nach Sachſen zurück. Bald darauf verlor er am 9ten Juli 1553, zu frühzeitig für ſeine Lande, in einer Fehde gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg das Leben. Wenn man auch über den Charakter dieſes erſten Churfürſten in Sachſen aus der albertiniſchen Linie nicht glimpflich urtheilen will und kann, ſo muß man doch geſtehn, daß er außer jener Klugheit, vermöge welcher er ſchlau die Umſtände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente beſaß, die ihn zu einem der erſten deutſchen Fürſten machen. Ungeachtet ſeiner kurzen Regierung verdankt ihm Sachſen viele nützliche Einrichtungen. Um die Bildung ſeines Volks und um die Wiſſenſchaften erwarb er ſich hohe Verdienſte durch die Stiftung der Fürſtenſchulen und mancher nützlichen Inſtitute der leipziger Univerſität.

Moritz, Fürſt von Anhalt-Deſſau, königlich preußiſcher Generalfeldmarſchall, geboren zu Deſſau den 31ſten October 1712, war der jüngſte Sohn des großen Feldherrn, Leopolds I., Fürſten von Anhalt-Deſſau. Er trat mit funfzehn Jahren in preußiſche Kriegsdienſte, wurde Hauptmann, und war bis 1758 in allen Feldzügen der drei erſten Kriege gegenwärtig. Er wohnte auch 1734 und 35 den Feldzügen am Rhein als Volontär bei. In den Schlachten von Hohenfriedberg, Keſſelsdorf, Prag, Kollin, Roßbach, Zorndorf und Leuthen, in welcher letztern ihn Friedrich II. auf dem Schlachtfelde zum Generalfeldmarſchall ernannte, bewies er vorzüglich Tapferkeit und Klugheit und ahmte in beiden Eigenſchaften ſeinem Vater nach. Er beobachtete die ſtrengſte Mannszucht, war aber übrigens ein wahrer Menſchenfreund, ein Vater der Soldaten, ſo wie ein

eifriger Bekenner der reformirten Religion. Er ſtarb unvermählt den 4ten April 1760. Friedrich Wilhelm III. hat ſein Andenken durch eine marmorne Statue geehrt, welche Schadow ausgeführt hat, und welche den Luſtgarten zu Berlin ziert.

Moritz, Graf von Sachſen, bekannt unter dem Namen des Marſchalls von Sachſen. Dieſer große Feldherr war der Sohn des Königs Auguſt II. von Polen und der ſchönen Gräfin Aurora Maria von Königsmark, die ihn im J. 1696 auf einem Dorfe unweit Magdeburg gebar. Er zeigte früh einen feurigen Geiſt und eine ungewöhnliche, von ſeinem Vater geerbte Stärke. Im J. 1711 ertheilte ihm Auguſt II. als Reichsvicar den Titel eines Grafen von Sachſen, und machte ihn bald darauf zum Obriſten über ein neu errichtetes Cüraſſierregiment, das aber nach einigen Jahren reducirt wurde. Die erſten Waffen trug er in Flandern unter Eugen und Marlborough. Er war 1709 Zeuge der Einnahme von Lille, und zeichnete ſich ſowohl bei den Belagerungen von Tournay und Mons als in der Schlacht bei Malplaquet aus. Neuen Ruhm und öffentliche Lobſprüche von Eugen und Marlborough erwarb er ſich in dem Feldzuge von 1710. Das Jahr darauf belagerte der König von Polen Stralſund; der junge Graf zeigte hier die größte Unerſchrockenheit. Er ſetzte, die Piſtole in der Hand, im Angeſicht des Feindes durch den Strom. Nach dieſem Feldzuge verheirathete ihn ſeine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben; aber der Graf liebte zu ſehr das Vergnügen und den Wechſel, um ſich den Pflichten der Ehe zu unterwerfen. Aber auch unter den Ausſchweifungen, denen er ſich zuweilen ergab, verlor er das Waffenhandwerk nicht aus den Augen. Er hatte ſtets eine militäriſche Bibliothek bei ſich, mit der er ſich täglich, wenn auch nur eine oder zwei Stunden, beſchäftigte. Im J. 1717 hatte er ſich nach Ungarn begeben, wo Eugen den Türken entgegenſtand. Er nahm an der Belagerung von Belgrad und an einem Siege über die Türken Theil. Als er 1718 nach Polen zurückgekehrt war, ertheilte ihm der König von Polen den weißen Adlerorden. Moritz, dem der in ganz Europa wieder hergeſtellte Friede keine Gelegenheit gab, ſich ferner auszuzeichnen, beſchloß 1720, nach Frankreich zu gehn, da er die geſelligen Eigenſchaften der Franzoſen liebte; auch hatte er in ſeiner Jugend von fremden Sprachen nur die franzöſiſche lernen mögen. Der Graf beſchäftigte ſich hier ſehr eifrig mit den Studium der Mathematik, der Kriegs- und Befeſtigungskunſt, und der Mechanik, für die er ein ausgezeichnetes Talent hatte. Schon in ſeinem ſechzehnten Jahre hatte er ein neues Exercitium erfunden und es in Sachſen anwenden laſſen. Nachdem er 1722 in Frankreich ein Regiment erhalten hatte, bildete und exercirte er es ſelbſt nach ſeiner neuen Methode. Im J. 1726 wählten die Stände von Curland ihn zu ihrem Fürſten. Polen und Rußland bewaffneten ſich gegen ihn. Menzikoff, der nach dem Herzogthum ſtrebte, ſchickte 800 Mann Ruſſen nach Mitau, die den Grafen in ſeinem Palaſt belagerten. Dieſer, ob er gleich nur 60 Mann hatte, vertheidigte ſich mit großem Muth. Die Belagerung wurde aufgehoben und die Ruſſen entfernten ſich. Auch Polen griff zu den Waffen, und da Moritz nicht im Stande war, zwei ſo mächtigen Reichen die Spitze zu bieten, ſo ergriff er 1729 eine günſtige Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Man behauptet, daß die verwitwete Herzogin von Curland, Anna Iwanowa, zweite Tochter des Czars Iwan Alexiowis,

Bruders Peters des Großen, ihm anfänglich Hoffnung zur Ehe gemacht, nachher aber ihm wegen ſeiner Unbeſtändigkeit entſagt habe; ſo brachte ihn dieſe Eigenſchaft nicht nur um Curland, ſondern auch um den Thron von Moskau, den jene Fürſtin in der Folge beſtieg. Angeführt zu werden verdient es, daß als der Graf von Curland aus nach Frankreich um Unterſtützung an Geld und Menſchen ſchrieb, die berühmte Schauſpielerin Le Couvreur alle ihre Koſtbarkeiten zum Verſatz ſchickte und ihrem Geliebten 40,000 Livres zuſtellte. Nach ſeiner Zurückkunft in Frankreich beſchäftigte ſich Moritz eifrigſt mit der Mathematik. Er entwarf während eines Fiebers ſeine Rêveries (beſte Ausgabe, Paris 1757, 2 B. 4.), die er nachher ausfeilte. Dieſes Werk, würdig eines Cäſar und Condé, iſt nicht in einem correcten, aber in einem männlichen Styl geſchrieben, voll tiefer kühner und neuer Anſichten, die dem Feldherrn und Soldaten gleich nützlich ſind. Er entwickelte neue Grundſätze, deren Gültigkeit die jetzige Art des Kriegführens bewährt. Er beweiſ't die Nützlichkeit der leichten Artillerie, die ſchnell von einem Orte zum andern geſchafft werden kann; den ſichern Vortheil des Angreifenden, den Vortheil der leichten Infanterie, und die gewiſſe Überlegenheit der Infanterie über die Cavallerie, wenn ſie den Angriff derſelben mit Entſchloſſenheit erwartet, ſo wie ihren ſichern Untergang, wenn ſie anders handelt. Der Tod des Königs von Polen, ſeines Vaters, entzündete 1733 den Krieg in Europa. Der Churfürſt von Sachſen bot dem Grafen, ſeinem Bruder, den Oberbefehl aller ſeiner Truppen an, dieſer aber zog es vor, als Maréchal-de-camp in der franzöſiſchen Armee zu dienen, und ging zur Armee des Marſchalls von Berwick an den Rhein. Er kam eben zur Schlacht von Etlingen an, in der er an der Spitze eines Grenadierdetachements durch ſeine Tapferkeit den Sieg entſchied. Mit gleicher Unerſchrockenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg eine Menge von Angriffen aus. Der Grad eines Lieutenant-général war 1734 der Lohn ſeiner Dienſte. Dem Tode Carls VI. folgte ein neuer Krieg. Zu Ende Novembers 1741 wurde Prag belagert und noch in demſelben Monat nahm es der Graf von Sachſen mit Sturm. Eger wurde einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert. Dann führte er die Armee des Marſchalls von Broglio an den Rhein zurück und bemächtigte ſich aller Linien von Lauterburg. Nachdem er im März 1744 Marſchall von Frankreich geworden war, (doch konnte er als Proteſtant nicht in dem Marſchallstribunal ſeinen Sitz nehmen), befehligte er als Chef ein Armeecorps in Flandern. Dieſer Feldzug, ein Meiſterſtück der Kriegskunſt ſtellte den Marſchall von Sachſen an die Seite von Turenne. Er wußte den an Zahl überlegnen Feind in Unthätigkeit zu halten. Das J. 1745 war noch glorreicher. Im Januar war zu Warſchau zwiſchen der Königin von Ungarn, dem König von England und Holland ein Bündniß geſchloſſen worden. Trotz einer ſchweren Krankheit übernahm der Marſchall den Oberbefehl der franzöſiſchen Armee in den Niederlanden. Bald nach Eröffnung des Feldzugs lieferte er die Schlacht bei Fontenoi den 11ten Mai 1745. Er ſchien dem Tode nahe; dennoch ſtieg er während des Gefechts zu Pferde; aber ſeine Schwäche ließ jeden Augenblick für ſein Leben fürchten. Er gewann den Sieg, auf welchen die Einnahme von Tournai, Brügge, Gand, Oudenarde, Oſtende, Ath und Brüſſel folgte. Letztere Stadt ergab ſich den 28ſten Februar 1746. Im

April deſſelben Jahres ertheilte der König dem Sieger von Fontenoi ein Naturaliſationspatent in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken. Die folgenden Feldzüge erwarben ihm neue Auszeichnungen. Nach dem Siege von Rocour, den 11ten October 1746, ſchenkte ihm der König ſechs Kanonen, und das Jahr darauf ernannte er ihn zum Marſchall aller ſeiner Armeen und in der Folge zum Oberbefehlshaber in den 1748 eroberten Niederlanden. Dieſes Jahr wurde mit den glänzendſten Erfolgen bezeichnet, vornehmlich mit der Einnahme von Maſtricht; das Jahr vorher war durch den Sieg von Lawfeld und die Einnahme von Berg-op-Zoom bezeichnet worden. Holland, für ſeine Staaten zitternd, bot den Frieden an, den es vorher verweigert hatte. Er wurde den 18ten October 1748 geſchloſſen, und man kann ſagen, daß Europa ſeine Ruhe den Talenten des Marſchalls von Sachſen verdankte. Dieſer große Mann zog ſich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlaſſen hatte. Er machte von hier eine Reiſe nach Berlin zu Friedrich dem Großen, der ihn mit der ehrenvollſten Auszeichnung behandelte. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich lebte er in der Geſellſchaft von Gelehrten, Künſtlern und Philoſophen, und ſtarb an einem Blutſturz den 30ſten November 1750. Dieſer Mann, deſſen Name durch ganz Europa erſchollen war, verglich auf dem Sterbebett ſein Leben mit einem Traum. Man erzählt, daß ihn mehrere ſchimäriſche Plane beſchäftigten; er habe bald den Gedanken gehabt, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, bald ſich zum König von Corſica zu machen, bald ein Königreich in Amerika, namentlich in Braſilien, zu gründen. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht zu Straßburg in der lutheriſchen Kirche St. Thomas beigeſetzt, und 1777 ihm auf Ludwigs XV. Befehl durch Pigal ein Denkmal daſelbſt errichtet. Zum Erben hatte er den ſächſiſchen General Bellegarde eingeſetzt. Den Preis, welchen die franzöſiſche Akademie auf die ſchönſte Lobrede des Marſchalls ſetzte, gewann Thomas.

Moritz von Naſſau, Prinz von Oranien, der jüngſte Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, geboren zu Dillenburg den 13ten November 1567, ſtudirte zu Leiden, als ſein Vater 1584 meuchelmörderiſch erſchoſſen wurde, worauf ihn in ſeinem achtzehnten Jahre die Provinzen Holland und Seeland, und nachher auch Utrecht zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüſtet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen und verlieh durch ſeine Siege und Eroberungen der neuen Republik Feſtigkeit. Er machte mit dem Überfall von Breda 1590 den Anfang zu einer Reihe glücklicher Unternehmungen, wodurch ganz Geldern, Ober-Yſſel, Friesland und Gröningen von den Spaniern befreit wurde. Dadurch erlangte er nebſt dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen zugleich noch die Statthalterſchaft von Geldern und Ober-Yſſel, dagegen die von Friesland und Gröningen ſeinem Vetter, Grafen Wilhelm Ludwig von Naſſau, zu Theil wurde. Moritz ſetzte ſeine glücklichen Feldzüge fort und nahm den Spaniern unter beſtändigen Kriegen bis zu dem im J. 1609 auf zwölf Jahre geſchloßnen Waffenſtillſtand gegen 40 Städte und mehrere Feſtungen ab, und ſchlug ſie in drei Feldſchlachten, ungerechnet die Siege zur See, die er durch ſeine Viceadmirale an den ſpaniſchen und flandriſchen Küſten erfocht. Seine Tapferkeit und ſein

Waffenglück lockte alle, die als Krieger glänzen wollten, zu ſeiner Armee als zur erſten Schule der Kriegskunſt. Er war der Gegenſtand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks und auf dieſe baute ſein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrſchaft. Dienlich zur Erreichung ſeiner längſt genährten Abſichten ſchien ihm eine kluge Benutzung der theologiſchen Zänkereien der Arminianer und Gomariſten, oder der Remonſtranten und Contra-Remonſtranten. Er unterſtützte die Gomariſten mit großem Eifer und ſogar mit eigenmächtiger Gewaltthätigkeit (vergl. Barneveld), allein aller Bemühungen ungeachtet, die Freiheit des Staats durch Parteiſucht zu untergraben, ſah er ſich doch endlich genöthigt, von der Ausführung ſeiner ehrgeizigen Entwürfe abzuſtehn. Er ſtarb im Haag den 23ſten April 1625, und hatte ſeinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger, ſowohl in Oranien als in der Statthalterſchaft von fünf Provinzen und in der Würde eines Generalcapitains der Union zu Waſſer und zu Lande. — „Das Leben dieſes Statthalters," ſagt Raynal, „war eine ſelten unterbrochne Kette von Gefechten, Belagerungen und Siegen. Mittelmäßig in allem, verſtand er den Krieg meiſterhaft und führte ihn als Held. Die von ihm gebildeten Krieger haben ſeinen Ruhm noch vermehrt. Wie Montecuculi beſaß er die ſeltne Kunſt der Märſche und Lager; wie Vauban das Talent der Befeſtigung und Vertheidigung; wie Eugen die Geſchicklichkeit, die zahlreichſten Heere in den unergiebigſten und erſchöpfteſten Ländern zu erhalten; wie Vendôme das Glück, bei dem Soldaten, wenn es galt, mehr zu erlangen, als man zu erwarten das Recht hat; wie Condé jenen untrüglichen Überblick, der den Erfolg der Schlachten entſcheidet; wie Carl XII. die Fähigkeit, die Truppen faſt unempfindlich gegen Hunger, Kälte und Beſchwerden zu machen, wie Turenne, das Menſchenleben zu ſchonen." — Nach Folards Urtheil war Moritz der größte Infanteriegeneral ſeit den Zeiten der Römer. Er hatte die Kriegskunſt von den Alten gelernt, und erweiterte ſie, indem er theils eigne, theils fremde Erfindungen anwandte.

Moritz (Carl Philipp), zuletzt königlich preußiſcher Hofrath und Profeſſor zu Berlin, ward zu Hameln 1757 von armen Ältern geboren, und in Folge der obwaltenden Umſtände auf eine Weiſe erzogen, die ſeinem Innern nothwendig eine bizarre, phantaſtiſche, ja ſelbſt myſtiſche Oberfläche geben mußte, in Vereinigung mit einer immerwährenden Kränklichkeit, die dem Knaben jeden Ausflug in das kräftige Jugendalter unterſagte. Nachdem er in Hannover einigen gelehrten Unterricht genoſſen, wurde er von ſeinem Vater nach Braunſchweig zu einem Hutmacher in die Lehre geſchickt, wo er jedoch, in allen ſeinen vorgefaßten Erwartungen getäuſcht, ſich ſo unglücklich, wie möglich, fühlte, weßwegen er auch, da er kein Hutmacher, ſondern ein großer, berühmter Mann zu werden gedachte, von ſeinem Meiſter im vierzehnten Jahre zu ſeinen Ältern zurückgeſandt wurde. Hier gelang es ihm, den damaligen Commandanten von Hannover, den nachherigen Herzog von Mecklenburg-Strelitz, dergeſtalt für ſich zu gewinnen, daß dieſer eine beträchtliche Summe für ſeine gelehrte Erziehung ausſetzte. Nachdem er einige Zeit in dieſer günſtigen Lage ausgedauert und ſich ihrer würdig gezeigt hatte, erhielt ſein ihm angeborner Hang zur Bizarrerie und Regelloſigkeit neue Gewalt über ihn, ſo daß er die Liebe ſeiner Wohlthäter verſcherzte und von allen ſeinen Be-

kannten als unheilbar aufgegeben wurde. Nachdem er durch Zureden einiger derſelben bewogen worden war, ſich für einen Augenblick aus dieſer Lage herauszureißen, verfiel er dennoch kurze Zeit nachher von neuem in ſeine alte Sinnesart und verließ, Ältern und Freunden unbewußt, Hannover, um Schauſpieler zu werden. In dieſer Abſicht kam er, nach vielen Schickſalen, nach Erfurt, wo er ſich für einen Candidaten der Theologie ausgab und es ihm gelang, unentgeldlich Matrikel, den Freitiſch und freie Wohnung zu erhalten. Dieſer nicht ungünſtigen Lage ungeachtet, fing Moritz, von ſeiner ſtets unruhigen, bizarren Laune getrieben, abermals an, ſich in Erfurt zu mißfallen, wozu ihn am meiſten der Gedanke veranlaßte, daß er nur von anderer Leute Wohlthaten lebe. In Folge dieſes Mißgefühls ließ er ſich von ſeinem Hange zum Theater abermals verleiten, Schauſpieler zu werden und obgleich einer ſeiner Lehrer ihn bereits einmal von dieſem Vorhaben abgebracht hatte, einer Schauſpielertruppe nach Leipzig zu folgen. Als er dieſe aber bei ſeiner dortigen Ankunft bereits aufgelöſ't und ſich alſo abermals in ſeiner Erwartung getäuſcht fand, ſcheint ihm dieſes Ereigniß den Gedanken, Schauſpieler zu werden, auf immer verleidet zu haben; wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß unter den ſich ewig durchkreuzenden Projecten ſeines Lebens die Schaubühne nie wieder das Ziel ſeiner Wünſche wurde. Somit abermals ohne Hoffnung und Ausweg in eine weite Welt geworfen, verließ er Leipzig, in düſtre Schwermuth verſunken, ohne zu wiſſen, wohin er ſich wenden ſollte. Ohne ſein Zuthun zeigte ihm jedoch ſein gutes Geſchick ſchon im erſten Dorfe nahe Hülfe; ein Herrnhuter aus Barby nahm ſich ſeiner mit väterlicher Sorgfalt an und beherbergte ihn. Allein Moritz gefiel ſich auch hier, trotz ſeiner Anlage zur Myſtik und Schwärmerei, nur ſehr kurze Zeit, und faßte dann den Plan, in Wittenberg ſeine Studien zu vollenden, wozu ihm dann die Brüdergemeinde ihren Segen und einen Zehrpfennig mit auf den Weg gab. Auch in Wittenberg lächelte ihn das Glück an und führte ihm eine Menge Freunde und Gönner ſowohl von den Studenten als von den Profeſſoren zu. Hier verlebte er zwei Jahre, in welchen er abwechſelnd ſich bald einer muſterhaften Thätigkeit ergab, bald aber dem ſtrafbarſten Müßiggange fröhnte, bald das wildeſte, regelloſeſte Leben führte, und bald wieder in ſich gekehrt und einſam mit ſeinem Grame den Gedanken ſeines eingebildeten Unglücks nachhing. So geſchah es denn abermals, daß er ſich auch hier mißfiel und, von dem Rufe, der damals von Baſodows pädagogiſcher Unternehmung ausging, angezogen, ſich nach Deſſau begab und von dieſem mit offnen Armen empfangen wurde. Das gute Einverſtändniß unter beiden dauerte aber nur eine kurze Zeit: denn Baſedow glaubte in Moritzen nicht Kraft und Selbſtſtändigkeit genug zu finden, und Moritz wurde es bald herzlich müde, ſich von Baſedow tyranniſiren zu laſſen. Von hier wandte er ſich nach Potsdam, um daſelbſt eine Predigerſtelle zu erhalten zu ſuchen. Da ihm dieſe Bemühung fehl ſchlug, und er nun abermals ohne Hoffnung und Lebensunterhalt war, ſo faßte er einmal den Entſchluß, ſich todt zu hungern; eine Lehrerſtelle am großen potsdamer Waiſenhauſe rettete ihn. Da ihm aber auch dieſe Stelle bald wieder unangenehm wurde, ſo überließ er ſich abermals allen Ausſchweifungen ſeiner mit ſchwarzen Vorſtellungen angefüllten Einbildungskraft, war unthätig und unbrauchbar zu jedem Geſchäfte

und irrte wie wahnſinnig Tage und Nächte unter freiem Himmel umher. Endlich verſchafften ihm Teller und Büſching eine Lehrſtelle an der Kloſterſchu e zu Berlin mit zweihundert und funfzig Thalern Gehalt. So lange ihm dieſes Amt neu war, verwaltete er es mit großem Eifer und nicht geringem Beifalle ſeiner Vorgeſetzten. Als er aber auch die dunkle Seite des Lehrſtandes kennen lernte, wurde er dieſer Lage ebenfalls überdrüßig. Auch die Beförderung zum Conrector am grauen Kloſter im Jahre 1780 machte ihn um nichts zufriedner, ob er gleich durch kleine ſchriftſtelleriſche Verſuche und durch häufige Wanderungen in die umliegenden Gegenden in das ihm ſo verhaßte Einerlei ſeines Lebens Mannichfaltigkeit zu bringen ſuchte. Jetzt erhielt ſeine Phantaſie neuen Stoff durch die Freimaurerei, in welche er um dieſe Zeit aufgenommen wurde. Ob man ihn gleich bald zum Bruder Redner machte und das Amt des Sprechers in einer Verſammlung Geweihter ſeiner Eitelkeit ſehr ſchmeicheln mußte: ſo wurde er dieſer Beſchäftigung dennoch auch bald wieder müde. Dieſem Gefühle von Unbehaglichkeit war es vornemlich zuzuſchreiben, daß er im J. 1782 auf einige Monate nach England reiſ'te. Die Koſten dazu beſtritt er größtentheils von ſeiner deutſchen Sprachlehre, welche ihm, ſeiner eignen Angabe nach, durch Pränumeration nahe an fünfhundert Thaler einbrachte. Aus der berühmten Höhle zu Caſtleton brachte er einen böſen Huſten mit, der in der Folge auf ſeinen Körperzuſtand Einfluß gehabt zu haben ſcheint. Bald nach ſeiner Zurückkunft nach Berlin hoffte er, Prorector an der cöllniſchen Schule zu werden; allein es wurde ihm nur das Conrectorat mit einigen Lehrſtunden am Gymnaſium zuertheilt. Dieſe getäuſchte Hoffnung war Urſach, daß er wieder in jenen Zuſtand der üblen Laune und des Unmuths verfiel, in welchem wir ihn ſchon ſo oft geſehen haben. Um dieſelbe Zeit glaubte er auch an einem Bruſtübel ſo krank zu ſeyn, daß er ſich auf ſeinen nahen Tod vorbereitete und mit ſeinen Freunden viel über die Unſterblichkeit der Seele ſprach. Indeſſen genas er wieder; auch wurde ein Theil ſeiner Wünſche in ſo fern erfüllt, als man ihm in J. 1784 auf ſein Anhalten eine außerordentliche Profeſſur am Gymnaſium mit hundert und zwanzig Thalern Gehalt ertheilte. Seine Eitelkeit war nun befriedigt, und ob er gleich jetzt weit weniger feſten Gehalt, wie vorhin, hatte, ſo gelang es ihm doch, ſich durch Vorleſungen über deutſche Sprache und ſchöne Wiſſenſchaften eine anſehnliche Einnahme zu verſchaffen. Ohne ſich je mit Geſchichte beſchäftigt zu haben, widmete er ſich jetzt derſelben als Hauptwiſſenſchaft und hielt Vorleſungen darüber. Seine Ruhe ward theils durch wirkliche Kränklichkeit, theils auch durch Einbildung abermals unterbrochen: er warf viel Blut aus. Nachdem er ſich wieder in etwas erholt hatte, glaubte er zu ſeiner völligen Geneſung reiſen zu müſſen. Seine erſte Ausflucht ging zu Bahrdt, der ihm Tiſch und Wohnung anbot, und wo er, ſtatt zu ſterben, wie er ſich vorgenommen hatte, wieder vollkommen geſund ward. Heiter und kraftvoll ging er nach Berlin zurück, mit der völligen Rückkehr ſeiner Luſt zu Geſchäften. Jetzt unternahm er es, die voſſiſche Zeitung nach einem neuen Plane zu ſchreiben. Da aber dieſer Plan zu phantaſtiſch aufgefaßt und zu bizarr ausgeführt war, er auch nicht hinlänglichen Fleiß auf die Ausführung verwandte; ſo war es natürlich, daß die Leſer die alte Form zurückwünſchten. Nun ereignete ſich ein Umſtand, deſſen Sonderbarkeit an ſich ſelbſt und

deſſen Einwirkung auf Moritz ihn einer Erwähnung an dieſem Orte würdig machen. Einſtens läßt ſich nämlich ein italieniſcher Graf bei ihm melden, der in Folge der Unterredung, welche ſich zwiſchen ihm und Moritzen über Erfahrungsſeelenkunde entſpinnt, die Behauptung äußert, daß es allerdings Ahnungen und Vorherſagungen gebe, und daß er nicht allein die Möglichkeit derſelben behaupte, ſondern ſich auch ſogar ſchmeichle, aus der Geſichtsbildung eines Menſchen manche Umſtände ſeines Lebens vorherſagen zu können. Als Moritz dies in Zweifel zieht, ſagt der Graf im Weggehn mit feierlichem Tone: „Die Zukunft ſey Richter zwiſchen uns. Nicht lange mehr bleiben Sie in ihrer jetzigen Lage. Sie werden ſogar Deutſchland verlaſſen, in Italien den Anfang Ihres Glücks blühen ſehen, doch einſt nach Berlin zurückkehren.“ Auf ſo unſichern Grund nun auch dieſe Prophezeiung begründet war und mit ſo geringer Mühe ſie auf eine ganz natürliche Weiſe erklärt werden konnte; ſo ſtand dennoch Moritz, der in ſeinem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde allen Aberglauben muthig bekämpft hatte, im geringſten nicht an, den Gaukeleien jenes Grafen Glauben beizumeſſen. Als nun gar dieſe Prophezeiung einer Reiſe nach Italien wirklich in Erfüllung gegangen war, da warf ſich Moritz öffentlich zum Vertheidiger von Ahnungen und ſchwärmeriſchem Myſticismus auf. Nachdem er vorher noch in Geſellſchaft mit einigen Freunden eine Reiſe nach der Schweiz unternommen, aber nur bis zur Hälfte ausgeführt hatte, ging eine neue und zwar anfangs ſehr heilſame Revolution in ſeinem Innern vor: er verliebte ſich mit allem Enthuſiasmus ſeiner Einbildungskraft in eine verheirathete Frau, die ihn zwar nicht wiederliebte, aber doch durch ihre Freundſchaft höchſt glücklich machte. Nichts deſtoweniger ward dieſe Liebe Veranlaſſung zu bizarren Verirrungen in Moritzens damaligem Leben: er fand nämlich eine Ähnlichkeit zwiſchen ſich und Werther, kleidete ſich, wie uns dieſer von Göthe geſchildert wird, redete und ſchrieb in dem Tone deſſelben, und wäre vielleicht im Stande geweſen, auch zu enden, wie ſein Vorbild, wenn nicht unglücklicher Weiſe die längſt erſehnte Reiſe nach Italien eine heilſame Diverſion in ſeinem Leben gemacht hätte. Er ſelbſt hat in der Folge die Geſchichte ſeiner unglücklichen Liebe in Hartknopfs Predigerjahren unter der Geſchichte der Liebe, Ehe und Trennung Hartknopfs und der Schweſter des Pachter Heit darzuſtellen, aber auch zu verhüllen geſucht. Nun reiſ'te er im Juli 1786 ohne Urlaub von Berlin ab und bat von Braunſchweig aus um ſeine Entlaſſung, die er auch erhielt. Dort ſchloß er mit Campe einen Vertrag ab, welchem zu Folge er ein Werk über die römiſchen Alterthümer, zu deſſen Hervorbringung es ihm jedoch an hinlänglicher Kenntniß der alten Sprachen, ſo wie der alten Literatur gänzlich gebrach, nebſt einigen andern Arbeiten in deſſen Verlage herausgeben wollte, und erhielt von Campe den nöthigen Vorſchuß dazu. Jetzt flog er nach Italien und verweilte in Rom zwei Jahre, wo er ſeine Zeit zwar ſehr thätig zubrachte, doch aber, eben weil er ganz unvorbereitet zu ſeinem eigentlichen Zwecke geeilt und dieſen ſtets mit Phantaſie, und nie mit ſtrenger anſchauender Reflexion aufzufaſſen im Stande war, ohne eigentlichen tiefern Gewinn für dieſen ſeinen Zweck, ſeine Zeit und ſein Wirken in Außerweſentlichkeit verſplitterte. Doch einen perſönlichen Gewinn hatte er von dieſer Reiſe, nämlich die Bekanntſchaft mit Göthe, den er in Italien traf, und enthuſiaſtiſch verehrte und von

dem er auch wieder ſehr ausgezeichnet wurde. Auch ſeine dortige Bekanntſchaft mit Angelica Kaufmann förderte ſeine Kenntniſſe über Kunſt und Kunſtſachen ungemein. Als er das Unglück hatte, den Arm zu brechen, nahm ſich Göthe ſeiner ſehr thätig an und brachte ganze Nächte vor ſeinem Krankenbette zu. Auch wurde er durch Bieſters thätige Verwendung von ſeinen Freunden in Berlin mit einer anſehnlichen Summe unterſtützt. So war es auch Göthe, der ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt machte, durch welches Letzteren Vermittelung er zum Mitgliede der Akademie zu Berlin ernannt wurde, mit der Erlaubniß, ſich noch länger in Italien aufhalten zu dürfen. Nun aber reiſ'te Göthe nach Deutſchland zurück und Moritz gerieth in Italien in eine ſolche dringende Verlegenheit, daß er gezwungen war, ſich ebenfalls auf die Rückreiſe zu begeben. Im härteſten Winter von 1788 bis 89 kam er, von Geld und Kleidern entblößt und in dem unglücklichſten Aufzug, nach Weimar, wo ihn Göthe bei ſich wohnen ließ, ihm Mittel an die Hand gab, in einem ſeiner würdigern Zuſtande nach Berlin zurückzukehren, und ihm dort vielvermögende Gönner verſchaffte. Nun entſpann ſich der bekannte Streit zwiſchen ihm und Campe. Dieſer war nämlich mit der ihm von Moritz aus Italien zugeſandten Abhandlung über die Nachahmung des Schönen nicht zufrieden geweſen, und hatte dem Werke über die Alterthümer, von welchem jene Abhandlung nur ein Vorläufer ſeyn ſollte, ein ungünſtiges Schickſal prophezeit. Dies nahm Moritz übel und gab letzt erwähntes Werk einem andern Buchhändler in Verlag, nachdem er jedoch Campen den Vorſchuß nebſt Zinſen zurückgezahlt hatte. Hierauf erſchienen nun jene beiden polemiſchen Schriften, von denen die campeſche, Moritz, ein abgenöthigter trauriger Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde, und die moritziſche, über eine Schrift des Herrn Schulrath Campe und über die Rechte des Schriftſtellers und Buchhändlers, zu ihrer Zeit großes Aufſehn erregten. Jedoch verſöhnten ſich beide nachher in Braunſchweig und blieben von dieſer Zeit an ſtets in gutem Vernehmen mit einander. Moritzens Lage fing hierauf an, ſich merklich zu verbeſſern: er ward in den Senat der Akademie der bildenden und mechaniſchen Künſte als Profeſſor der Theorie der ſchönen Künſte und der Alterthumskunde aufgenommen. Von nun an ſchien ſein bürgerliches und künſtleriſches Leben, das er bis dahin gleichſam in ſteten bizarren Verſplitterungen verſchwendet hatte, ſich zu einer wahrhaft thätigen und zweckmäßigen Anſtrengung umbilden zu wollen, wodurch er den ausgezeichnetſten Beifall fand, zum Theil ſehr bedeutende Gönner erhielt, ſo wie ſich denn auch von nun an ſein Gehalt und ſein übriger Erwerb, überhaupt ſeine Vermögensumſtände bedeutend verbeſſerten. Nun faßte er auch den Plan, ſich zu verheirathen; die Tochter des Buchhändlers Matzdorf, ein ſehr junges, gut gebildetes Frauenzimmer, feſſelte ihn. Er bewarb ſich um ihre Hand und erhielt das Mädchen zur Gattin. Ob er nun gleich mit wahrer Leidenſchaft an ſeiner jungen Frau hing; ſo war der Abſtand ihrer Jahre, ſo wie beſonders die gänzliche Verſchiedenheit ihrer innern Perſönlichkeit doch zu widerſprechend, als daß dieſe Ehe hätte vollkommen glücklich ſeyn können. Aus den Ereigniſſen, die eine ſo ungleiche Vereinbarung nothwendig nach ſich ziehn mußte, und zu welchen die junge Frau nicht geringe Veranlaſſung gegeben zu haben ſcheint, folgte bald nachher die gänzliche

Trennung der beiden Eheleute. Nichts deſtoweniger fühlte Moritz ſich jetzt ohne ihren Beſitz ſo unglücklich als möglich, weßwegen er es auch kurz darauf verſuchte, ſeine Gattin wieder mit ſich auszuſöhnen. Dies geſchah und er hing von neuem mit ganzer Seele an ihr. Nachdem er darauf im April 1793 in Geſellſchaft derſelben ſeine letzte Reiſe nach Dresden gemacht hatte, überfiel ihn kurz nach ſeiner Zurückkunft eine Unpäßlichkeit, in deren Folge er einige Tage nachher an einer Lungeneiterung, und zwar mit mehr Seelenruhe ſtarb, als man bei ſeiner Lebensluſt von ihm hätte erwarten können. Dies iſt in einigen allgemeinen Zügen das äußere Bild eines Mannes, deſſen wahrer innrer Charakter ſeinen Zeitgenoſſen ſehr häufig gänzlich unerklärbar geweſen iſt, ja ſelbſt öfters einen bedeutenden Anſtoß gegeben hat. Ob wir es nun gleich für eine verwegene, ja für eine nie zu löſende Aufgabe halten, über den Charakter von Perſonen im Allgemeinen, und beſonders über Naturen, wie Moritz eine war, abſprechen zu wollen, wozu nämlich allerdings eine gänzlich untrügliche Allwiſſenheit gehören würde, der ſich kein Sterblicher zu rühmen vermag; ſo glauben wir es doch wagen zu dürfen, über Moritzen das Urtheil zu fällen, daß er, von früher Jugend auf, ohne Einheit und einen feſt ins Auge gefaßten Zweck erzogen, niemals zu einer eigentlichen klaren und einfachen Anſchauung ſeines Lebens gekommen iſt und daß aus dieſer Verwirrung, in welcher er ſtets mit ſich befangen geweſen, alle jene Inconſequenzen hervorgehn, welche man ſo häufig in ſeinem Leben bemerkt und durch welche er ſein ganzes Leben hindurch ſo häufigen Anſtoß gegeben hat. Dieſes Urtheil gilt eben ſo ſehr von Moritzen dem Menſchen, als von Moritzen dem Schriftſteller. Nun wäre, um ein poſitives Urtheil über Moritzen aufſtellen zu können, allerdings nöthig, zu entſcheiden, wie viel von den excentriſchen Bizarrerien ſeines Weſens auf Rechnung ſeiner einmal ſo und nicht anders organiſirten Perſönlichkeit, und wie viel auf Rechnung der Reflexion und abſichtliche Bezweckung, Aufſehn zu erregen und Ruhm zu erlangen, zu ſchreiben ſeyn möchte. Auch dürfen wir uns, trotz unſerer Liebe zur Unparteilichkeit und Mäßigung im Urtheil, den Ausſpruch erlauben, daß Moritz ſein ganzes Leben hindurch, ſittlich genommen, in einer ſteten Unwahrheit gelebt, ſich ſelten natürlich gezeigt und faſt immer den Schauſpieler eines fremden Lebens gemacht hat. Daher die ſchroffe, gezwängte Erſcheinung ſeiner äußern Perſönlichkeit, die ſtets mit den bürgerlichen Verhältniſſen in Streit befangen war und ſich fortwährend von dieſen beengt zu ſeyn wähnte; daher der Haß, den er überhaupt auf die Menſchen, beſonders aber auf ſeine eigene Exiſtenz geworfen hatte, und daher endlich die Schroffheit, durch welche er Bekannten und Unbekannten faſt ſtets unzugänglich wurde. Was ſeine Schriften anbetrifft; ſo erlaubt es uns der Raum nicht, dieſe hier ſämmtlich anzuführen, und wir müſſen uns daher begnügen, nur die merkwürdigern derſelben namhaft zu machen. Sechs deutſche Gedichte, 1780 (zweite Auflage 1781); Blunt oder der Gaſt, ein Drama, 1781; Andreas Hartknopf, ein Roman, 1786; Andreas Hartknopfs Predigerjahre, 1790 (welche beide Schriften, neben ſeinem Anton Reiſer, 1785—90, als ein Verſuch, ſein eignes Leben zu beſchreiben, angeſehen werden können); Fragmente aus dem Tagebuche eines Geiſterſehers, 1786 (welche durch Moritzens Reiſe nach Italien unterbrochen wurden und auch hernach ſtets Fragment ge-

blieben ſind); die große Loge, oder der Freimaurer mit Wage und Senkblei, 1795 (enthalten Reden, die er wahrſcheinlich als Redner ſelbſt in den Logen gehalten hat); Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde (wovon er die vier erſten Bände ſelbſt, die drei folgenden der Rath Pockels und die letzten er wiederum mit Maimon zugleich herausgab); Denkwürdigkeiten, aufgezeichnet zur Beförderung des Edlen und Schönen, 1786; Beiträge zur Philoſophie des Lebens (welche drei Auflagen erlebten); die ſchon oben erwähnte Abhandlung über die bildende Nachahmung des Schönen, 1788; Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente, 1793; Reiſe nach England und Reiſe nach Italien; Anthuſa, oder Roms Alterthümer, 1791; Götterlehre, 1791; Mythologiſcher Almanach für Damen, 1792; Italien und Deutſchland in Rückſicht auf Sitten, Gebräuche, Literatur und Kunſt (eine mit Hirt in Verbindung herausgegebne Zeitſchrift; Unterhaltung mit ſeinen Schülern, 1780; Kleine practiſche Kinderlogik, 1785; Neues Abc-Buch, 1790; Leſebuch für Kinder; Italieniſche Sprachlehre; Engliſche Sprachlehre; Deutſche Sprachlehre für Damen; Verſuch einer Deutſchen Proſodie; Vorleſungen über den Styl und ſein grammatiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache. Pq.

Morla (Don Thomas), ein in der neueſten Geſchichte bekannt gewordner Spanier. Schon früh durch Talente und Kenntniſſe ausgezeichnet, ward er unter Carl III. in das Ausland geſandt, um ſeine militäriſchen Kenntniſſe zu vermehren. Er durchreiſ'te Frankreich, England, Rußland, Schweden und Deutſchland, und hielt ſich lange in Preußen auf, wo er ſich Friedrichs II. Achtung erwarb. Nach ſeiner Rückkehr nach Spanien verbeſſerte Morla die Artillerieſchule und Stückgießereien. Er zeichnete ſich in dem Kriege zwiſchen Frankreich und Spanien 1793 aus und ward 1795 zum Generallieutenant ernannt. Seit dieſer Zeit ward er der Vertraute des Friedensfürſten in Militärangelegenheiten, und zum Chef des Generalſtabs des Generaliſſimus und zum Generalinſpector der Artillerie ernannt. Er war der Urheber der 1803 erfolgten neuen Organiſation der ſpaniſchen Armee. Da er unter den ſpaniſchen Generalen einer der erſten war, der ſich für die Inſurrection und gegen die Franzoſen erklärte: ſo ernannte ihn die Junta von Madrid zum Generalcapitain von Andaluſien, an die Stelle des unglücklichen Solano, der vom Pöbel ermordet worden war. Morla bemächtigte ſich in dieſem Poſten der franzöſiſchen Flotte, die ſich im Hafen von Cadix befand. Bei Annäherung der Gefahr von Madrid wurde er dahin berufen, und hatte vor der Beſitznahme der Hauptſtadt durch die Franzoſen eine Unterredung mit Napoleon, in deren Folge er in die Dienſte Joſeph Bonaparte's trat und Präſident des Kriegs- und Marine-Miniſteriums wurde. Er iſt übrigens Verfaſſer eines trefflichen, auch ins Deutſche überſetzten Werks über die Artillerie.

Morlachen, eine Nation, welche in Dalmatien wohnt. Ihre Wohnplätze ſind die angenehmen Thäler von Chotar, am Meere, längs der Flüſſe Therca, Cettina und Narenta, und zwiſchen den Gebirgen des mittelländiſchen Dalmatiens. Diejenigen, welche in den Thälern von Chotar und in einigen andern Ebnen wohnen, ſind faſt insgeſammt blond, haben blaue Augen, einen weiten Mund

und eine platte Naſe, und ſind größtentheils von einem angenehmen, gelehrigen und höflichen Weſen; diejenigen hingegen, welche in den Gegenden von Quare und Bergaraz wohnen, haben braune Haare und länglichte Geſichter, ſind olivenfarbig und gutgewachſen, aber unbeugſam, übermüthig, kühn und raubgierig. Sie ſind geſchworne Feinde der Türken, haben denſelben im Kriege ſtets Abbruch gethan, reden die ſlavoniſche Sprache, und bekennen ſich meiſt zur griechiſchen Religion.

Mornay (Philippe de), Herr von Pleſſis-Marly, geboren zu Buhy oder Bishuy in der Normandie 1549, wurde zu Paris erzogen und machte ſchnelle Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und in der Theologie. Man beſtimmte ihn anfänglich der Kirche, aber ſeine Mutter, eine heimliche Proteſtantin, verſchloß ihm die geiſtliche Laufbahn. Nach der Bartholomäusnacht bereiſ'te er Italien, Deutſchland, die Niederlande und England. Dem Könige von Navarra, nachmaligem Heinrich IV., der damals das Haupt der proteſtantiſchen Partei war, diente er mit ſeinem Degen und ſeiner Feder. Er war ſein Geſandter bei der Königin Eliſabeth und betrieb die Angelegenheiten ſeines Herrn, an den ihn wahre Freundſchaft knüpfte, mit Treue und Glück. Er wirkte aus allen Kräften mit, dieſen Fürſten auf den Thron zu heben. Als dieſer aber zur catholiſchen Religion übertrat, machte er ihm lebhafte Vorwürfe und zog ſich vom Hofe zurück, ohne daß der Kövig darum aufhörte, ihn zu lieben. Seitdem war Mornay die Seele der Proteſtanten; man nannte ihn ihren Papſt. Er verfocht die Lehrſätze ſeiner Partei mündlich und ſchriftlich. König Heinrich IV. machte ihn 1590 zum Staatsrath und in der Folge zum königlichen Rath und Statthalter von Saumur. Hier errichtete Mornay eine Akademie für ſeine Glaubensgenoſſen, die viele treffliche Männer gehabt hat. Eine ſeiner Schriften über die Mißbräuche der Meſſe empörte die ganze catholiſche Geiſtlichkeit; Mornay wollte ſeinen Gegnern nur in einer öffentlichen Conferenz antworten. Dieſe Conferenz fand 1600 in Fontainebleau Statt. Du Perron, Biſchof von Evreux, war ſein Gegner, dem es theils durch überlegne Gelehrſamkeit, theils aber auch durch allerlei Kunſtgriffe gelang, den Sieg davon zu tragen. Seiner Partei zog Mornay durch dieſen nicht wohl überlegten Schritt bedeutenden Nachtheil zu. Als er ſpäter gegen Ludwig XIII. die Sache der Hugenotten führte und ihm ſehr dringende Vorſtellungen machte, um ihn von gewaltſamen Maßregeln abzuhalten, verlor er, ohne etwas bewirkt zu haben, 1621 ſein Gouvernement von Saumur. Er ſtarb 1623. Ein ſchönes Denkmal hat ihm Voltaire in der Henriade geſetzt; weniger günſtig beurtheilt ihn Huet. Wenn aber auch Letztern ſein biſchöflicher Eifer oft zu weit führt, ſo hat er doch Recht, wenn er Mornay Mangel an gründlicher Gelehrſamkeit vorwirft. — Unter ſeinen Schriften war die über die Wahrheit des Chriſtenthums (La vérité de la religion chrétienne) die geſchätzteſte; aber die über das Abendmahl (De l'institution, usage et doctrine de l'Eucharistie) machte das meiſte Aufſehn. Schätzbar für den Hiſtoriker ſind ſeine Memoiren, 4 Bände in Quart, ſo wie ſeine Biographie.

Morpheus (wörtlich überſetzt der Nachbildende), war nach der Götterlehre der Griechen und Römer ein Diener des Gottes des Schlafs, und wohnte bei demſelben in Cimmerien (ſ. Cimbern) in einer ſtillen, dämmernden und nie von den Sonnenſtrahlen erleuch-

teten Höhle. Er war Vorſteher und Gott der Träume, welche den Gott des Schlafes zahllos umſchwebten, und wurde von ihm oft zu den Sterblichen, beſonders zu den Vornehmen geſandt, um ihnen im Traume auf Befehl der Götter ihr Schickſal bekannt zu machen. Er konnte jedoch nur menſchliche Geſtalten annehmen; um Thiere nachzubilden, bedienten ſich die Götte des Phobetor oder Icelos, und um lebloſe Gegenſtände darzuſtellen, des Phantaſus.

Mörſer, eine Art Geſchütz, womit die Bomben und glühenden Kugeln geworfen werden. Sie ſind kurz und weit, und ruhen auf einer Laffette. In frühern Zeiten hatte man nicht nur hölzerne, ſondern auch lederne Mörſer, auch Handmörſer, die von den Grenadieren getragen und mit Handgranaten geladen wurden, welche man 3-, 4- bis 500 Schritte weit werfen konnte. An die Stelle der Breſchmörſer, aus welchen man Granaten auf die Wälle ſchoß, um ſie zu ſprengen, ſind die Haubitzen getreten. Eine eigne Art Mörſer ſind die Schiffmörſer, deren man ſich auf den Bombardier-Gallioten bedient. — Die kleinen Mörſer, welche bloß zu leeren Schüſſen dienen, werden auch Pöller genannt.

Mortier (Eduard Adolph Caſimir), Marſchall von Frankreich, Duc de Treviſe, betrat die militäriſche Laufbahn als Hauptmann in einem Bataillon Freiwilliger ſeines Departements, ward Obriſtlieutenant und erhob ſich von Stufe zu Stufe bis zum Diviſionsgeneral. Den 15ten März 1800 erhielt er das wichtige Commando der 17ten Militärdiviſion (Paris) und zeigte ſeine Anhänglichkeit an Bonaparte unter andern auch nach dem verunglückten Verſuch auf das Leben des erſten Conſuls am 3ten Nivoſe, indem er ihm an der Spitze ſeines Generalſtabes Glück wünſchte, dieſer Gefahr entgangen zu ſeyn. Nach dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten mit England 1803 beſetzte er faſt ohne allen Widerſtand das Churfürſtenthum Hannover. Nach ſeiner Rückkunft aus dieſem Lande ward er einer von den vier Generalen der Conſulargarde, präſidirte im März 1804 das Wahlcollegium des Norddepartements, wurde den 19ten Mai zur Würde eines Reichsmarſchalls und ſodann zum Chef der zweiten Cohorte der Ehrenlegion erhoben, und erhielt den 1ſten Februar 1805 das rothe Band und nachher den portugieſiſchen Chriſtorden. Im September übernahm er das Commando einer Diviſion der großen Armee, ging im October auf das linke Donauufer und wurde in dem blutigen Gefecht von Dürnſtein geſchlagen. In dem darauf folgenden Kriege mit Preußen nahm er am 1ten November das Churfürſtenthum Heſſen in Beſitz, zog ſich ſodann durch das Hannöriſche an die Küſten der Oſtſee, beſetzte die Hanſeſtädte, und leitete die Feindſeligkeiten gegen Schweden, bis Napoleon ihn gegen Ende des Feldzugs zur großen Armee berief, wo er an der Schlacht bei Friedland Antheil nahm. Er wurde zum Duc de Treviſe ernannt, kehrte 1808 nach Frankreich zurück, commandirte ſodann in Spanien, ſeit 1812 in Rußland, Deutſchland und Frankreich bis zur Thronentſagung Napoleons.

Mortificiren heißt für ungültig erklären. So wird ein Wechſel, der verloren gegangen iſt, mortificirt, indem der dermalige Inhaber gerichtlich vorgeladen, um ſeinen rechtmäßigen Beſitz zu beweiſen, außerdem aber der Wechſel für ungültig erklärt wird. Ein gewöhnlicher Schuldſchein, der nicht qualificirt iſt, ohne weiteres aus einer Hand in die andre zu gehn, wird gültiger Weiſe auch privatim mortificirt.

Morus (Sir Thomas), Canzler von England unter Heinrich VIII. und einer der Richter der Kingsbench, gleich ausgezeichnet durch ſeine Talente und durch ſeine Rechtſchaffenheit, war im J. 1480 zu London geboren. Wiſſenſchaft und Tugend waren die einzigen Gegenſtände ſeines Ehrgeizes und er wußte ſich beide zuzueignen. Heinrich VIII. übertrug ihm verſchiedne Geſandtſchaften, beſonders zeigte Morus ſeine glänzenden Talente in den Berathſchlagungen über den Frieden von Cambrai im J. 1529. Das Amt des Großkanzlers war der Lohn für ſeinen Eifer im Dienſte ſeines Herrn. Morus verwaltete dieſen wichtigen Poſten mit der ſtrengſten Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit. Seinen Kindern, die ſich gegen ihn beklagten, daß er ſein Anſehn nicht zu ihrer Beförderung benutze, antwortete er: „Laßt mich gerecht ſeyn gegen alle; euer Ruhm und mein Wohl hängen davon ab; ſeyd unbeſorgt, ihr werdet immer dabei das beſte Theil haben, den Segen Gottes und der Menſchen.“ — Wirklich beſaß er, als er von ſeinem Poſten abtrat, nichts als ſein väterliches Erbe, einige unbedeutende Ländereien, die ihm der König geſchenkt hatte, und ungefähr 100 Pfund Sterling. Dieſer Umſtand iſt um ſo bemerkenswerther, als Morus damals die Gunſt des Königs in einem ſolchen Grade beſaß, daß dieſer ihn oft in Stunden der Muße zu ſich rufen ließ und auf das vertrauteſte mit ihm umging. Zum Beweiſe dieſer Gunſt empfing er das Reichsſiegel, das vor ihm nie einem Weltlichen anvertraut worden war. Es blieb aber nur zwei und ein halbes Jahr in ſeinen Händen. Heinrich VIII., der eine heftige Leidenſchaft für Anna Boulen gefaßt hatte, brach die Bande, die ihn an die römiſche Kirche knüpften. Morus war genöthigt, im J. 1531 ſein Amt niederzulegen, da er auf keine Weiſe zu bewegen war, den Suprematseid, den der König von allen ſeinen Unterthanen foderte, zu leiſten. Als Güte nichts über ihn vermochte, gebrauchte man Gewalt. Man ſetzte ihn ins Gefängniß; man beraubte ihn ſeiner Bücher, ſeines einzigen Troſtes. Seine Freunde, die ihn zu gewinnen ſuchten, ſtellten ihm vor, daß er Unrecht habe, andrer Meinung ſeyn zu wollen, als der Staatsrath. „Ich habe für mich,“ antwortete er ihnen, „die Kirche; ſie iſt der Staatsrath der Chriſtenheit. — Seine Gattin beſchwor ihn, dem Könige zu gehorchen, um ſein Leben für ſeine Kinder zu erhalten. „Wie viel Jahre,“ fragte er ſie, „glaubſt Du, daß ich noch leben kann?“ — „Über 20 Jahre,“ antwortete ſie. — „Willſt Du,“ erwiederte er darauf, „daß ich die Ewigkeit für zwanzig Jahre hingebe?“ — Sein Todesurtheil wurde ausgeſprochen. Am Vorabend der Vollziehung ſchrieb er an ſeine Tochter Margaretha einen Brief, worin ſich ſeine chriſtliche Faſſung auf das deutlichſte ausſpricht. Denſelben Gleichmuth zeigte er, als er am 6ten Juli 1535 das Blutgerüſte beſtieg. Er hat folgende Werke hinterlaſſen: 1) Utopia, worin er ſein Ideal einer Republik aufſtellt; 2. die Geſchichte Richards III. und Eduards V.; 3. eine lateiniſche Überſetzung von drei Dialogen Lucians; 4. eine ſehr heftige Schrift gegen Luther unter dem Namen Thomas Roſſeur; 5. einen Dialog Quod mors pro fide fugienda non sit; 6. Briefe und Epigramme. — Erasmus, der ein vertrauter Freund von Morus war, entwirft in einem Briefe an Hutten ein ausführliches Gemählde von ihm. Beide hatten ſchon mit einander Briefe gewechſelt, als Erasmus nach London reiſ'te, um ihn perſönlich kennen zu lernen.

Der Zufall führte ſie zum erſten Male bei dem Lord-Major zuſammen. Keiner hatte dem andern ſeinen Namen genannt. Sie vertieften ſich in ein Geſpräch. Erasmus, über den Scharfſinn ſeines Gegners erſtaunt, ruft endlich aus: Aut tu Morus es aut nullus! Worauf jener mit gleicher Lebhaftigkeit antwortet: An tu es Erasmus aut Diabolus!

Morus (Samuel Friedrich Nathanael), ward am 30ſten November 1736 zu Lauban in der Oberlauſitz geboren und erhielt auf der dortigen Stadtſchule ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung, von wo er 1754 die Univerſität zu Leipzig bezog. Hier ſuchte er, da er ſich dem Schulfache gewidmet hatte, beſonders Erneſti's Unterricht zu nützen, deſſen zeprieſener Methode und der ganz beſondern Gabe deſſelben, überall den eignen, beſtimmten und deutlichſten Ausdruck zu finden und mit ihm auf einmal der Seele den Gegenſtand einzuprägen, Morus, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, ſeine feurige Luſt zu den Wiſſenſchaften zu verdanken hatte. Nachdem er nach Verlauf von drei Jahren ſeine Studien vollendet hatte, kam er als Hauslehrer zu dem damaligen Profeſſor der Medicin in Leipzig, Ludwig, der ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen behandelte. Im Jahre 1760 wurde er Magiſter, und las ein Jahr ſpäter nach einer öffentlich vertheidigten, geſchmackvollen Schrift, **über die Verwandtſchaft der Geſchichte und Beredſamkeit mit der Dichtkunſt**, Collegia über griechiſche und lateiniſche Schriftſteller. Indeſſen erwarben ihm ſeine vorzüglichen Kenntniſſe und die Schriften, die er nun herausgab, allgemeine Achtung und öffneten ihm den Weg zu Ausſichten auf eine Anſtellung zu Leipzig. Im Jahre 1763 erhielt er eine Collegiatur im großen Fürſtencollegio, 1768 eine außerordentliche philoſophiſche Profeſſur, 1771 wurde er ordentlicher Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Sprache und 1780 Ephorus der churfürſtlichen Stipendiaten. In allen dieſen Ämtern fand er Gelegenheit, das neue Teſtament in ſich ſelbſt und in der eignen Sprache ihrer Verfaſſer und nie außer dem Zuſammenhange zu durchdenken und das ganze Feld der Theologie gelehrt zu bearbeiten, womit er zugleich ein reifes Studium der alten Kirchenlehrer zu verbinden wußte. Auf dieſem Wege des tiefen gründlichen Forſchens war er mehr als hinreichend vorbereitet, im Jahre 1782 beim Tode Erneſti's eine Lehrſtelle der Theologie zu übernehmen, worauf er 1785 in die dritte, 1786 in die zweite theologiſche Profeſſur einrückte, Decemvir der Akademie und Domherr des hohen Stifts Meißen und das Jahr darauf auch Beiſitzer im leipziger Conſiſtorium wurde. Es iſt ſchwer, bei einem ſo geiſtig-vollendeten Manne, wie Morus unſtreitig war, die einzelnen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, und die verſchiednen Vorzüge, die in ſeinen Verhältniſſen als Menſch und Gelehrter an ihm bemerkt wurden, in der Aufzählung und Betrachtung gehörig von einander zu trennen. Denn eben darin beſtand ſein Hauptvorzug, daß alles in ihm zu einem ſchönen moraliſchen Ganzen verbunden war, wo jede Eigenſchaft mit der andern in der engſten Verbindung ſtand, wo eine durch die andere erhöht wurde, und wo Vernunft und Überlegung ſelbſt aus den zufälligſten Umſtänden allen Vortheil gezogen hatten, um den edlen, pflichtmäßigen, wahrhaft und in aller Rückſicht tugendhaften Mann zu vollenden, den ſeine Zeitgenoſſen in dieſem ruhmwürdigen Verſtorbenen ſchätzten und verehrten. Seine gründlichen Kenntniſſe in den philoſophiſchen und theologiſchen Wiſ-

ſenſchaften waren nicht leicht erworben, noch weniger durch ein ausgezeichnet glückliches Talent aufgefaßt, ſondern vielmehr die Frucht eines langen Fleißes und eines planmäßig eingerichteten Studiums, ſo, daß er nicht eher in das nächſt gelegne Feld der Gelehrſamkeit überging, bis er auf dem vorigen ganz einheimiſch geworden war. Es lag in ſeiner geiſtigen Anlage das Vermögen und die Neigung, ſich durch gründliches Wiſſen, durch ſorgfältige Unterſuchung, durch vorſichtige Prüfung ein Verdienſt um die Wiſſenſchaften zu erwerben, nicht aber durch Aufſtellung neuer und kühner Geſichtspunkte, oder durch lebhafte Vertheidigung gewagter Meinungen ſich auszuzeichnen. Gründliche Genauigkeit im Unterſuchen und Beſcheidenheit in Behauptung der Reſultate ſeiner Unterſuchungen machten den Charakter ſeines Geiſtes und ſeiner Studierart aus. Die Beſtätigung dieſes Urtheils liegt, in ſo fern es auf ſeine Lehrart der eigentlich ſächlichen Wiſſenſchaft ſich bezieht, theils in der Wahl der Schriftſteller, die er zur Interpretation ausſuchte, wie des Kaiſers Antonin Betrachtungen, Longin über das Erhabne, Plutarch über den Unterſchied zwiſchen einem Freund und Schmeichler, theils auch aus der im Drucke erſchienenen Bearbeitung einiger Claſſiker, und aus andern in die Philoſophie und Äſthetik einſchlagenden Aufſätzen, beſonders ſein Libellus animadverſionum ad Longinum 1773, bei dem ſich eine Abhandlung über den verſchiednen Begriff des Erhabnen findet, ferner ſeine Aufſätze in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und unter dieſen die Diſſertatio de cognatione hiſtoriae et eloquentiae cum poëſi. Unter ſeinen übrigen Schriften wird beſonders ſeine treffliche Überſetzung des Briefs an die Hebräer, ſo wie ſeine 1789 erſchienene Epitome Theologiae Chriſtianae. Dieſer thätige und um ſeine Wiſſenſchaft ſo ſehr verdiente Mann ſtarb in Folge eines Schlagfluſſes am 11ten November 1792, und ſein Tod war vielleicht nach Gellerts und Zollikofers Hinſterben der allgemein betrauertſte in Leipzig, in ſo fern Morus nicht allein von allen Ständen ſeines ſo volkreichen Wohnorts, ſondern auch in nahen und entfernten Gegenden Deutſchlands gleich ſehr geliebt wurde.

Moſaik, moſaiſche, muſaiſche, muſiviſche Arbeit, iſt die Art Mahlerei, welche aus farbigen oder gefärbten Steinen, Glas- und Marmorſtücken, ja ſelbſt Hölzern von verſchiedener Farbe ihre Gemälde ſo fein und künſtlich zuſammenſetzt, daß man gar oft getäuſcht, ſie mit dem Pinſel verfertigt glaubt. Der Name wird bald von Moſes, als angeblichem Erfinder, abgeleitet, bald von Muſa, wiefern darunter Zierlichkeit, Schönheit gedacht ward, bald von μουσεῖον, Muſeum, welches bedeutet 1. einen den Muſen geweihten Ort, 2. ein Studirzimmer, 3. eine der Muſen geweihte Grotte. Vielleicht weil man in ſolchen Grotten ſolche Arbeit zuerſt anbrachte, bezeichnete man ſie mit demſelben Namen. Das italieniſche Wort Muſaico iſt von dem Wort Muſaikon entſtanden, deſſen ſich die byzantiniſchen Griechen bedienten, welche dieſe Kunſt nach Italien brachten. Der franzöſiſche Name Moſaique iſt aus dem italieniſchen entſtanden, und wir Deutſchen brauchen bald dieſen, bald jenen. Nicht viel Gewiſſeres wiſſen wir von der Erfindung und Geſchichte dieſer Kunſt im Alterthum. Wahrſcheinlich entſtand ſie im Morgenlande; bei den Griechen aber erhielt ſie ihre Ausbildung, und kam von dieſen zu Sulla's Zeit zu den Römern. Als im 5ten Jahrhundert die Künſte und Wiſſenſchaften aus dem beunruhigten Italien flohen, erhielt ſich

auch dieſe Kunſt unter den byzantiniſchen Griechen, und kam von ihnen zu Ende des 13ten Jahrhunderts wieder nach Italien zurück, wo ſie auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, beſonders ſeit Clemens VIII. zu Anfange des 17ten Jahrhunderts ſie dadurch beförderte, daß er die ganze Kuppel der Peterskirche inwendig mit ſolcher Arbeit ſchmücken ließ. Giombatiſta Calandra verbeſſerte die Moſaik durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehrere nachfolgende Künſtler wendeten dieſe Kunſt an, Originalgemählde berühmter Meiſter zu copiren und dadurch in ihrer urſprünglichen Friſche und Schönheit zu verewigen, denn eine faſt unverwüſtliche Dauer dieſer Art Gemählde iſt keiner ihrer geringſten Vorzüge. Auf dieſe Weiſe erhielten ſich des Guercino Marter der heiligen Petronilla und des Dominichino Abendmahl des ſterbenden heiligen Hieronymus. Peter Paul von Chriſtophoris legte zu Anfang des 18ten Jahrhunderts zu Rom eine Kunſtſchule in Moſaik an, und hat viele große Schüler erzogen, welche die Kunſt zu immer höherer Vollkommenheit brachten. In neueren Zeiten ſind beſonders zwei Arten der Moſaik berühmt, die römiſche und florentiniſche. Bei jener ſetzt man die Gemählde aus kleineren Steinen zuſammen, wodurch nicht nur eine größere Feinheit und Mannichfaltigkeit erreicht, ſondern man auch in den Stand geſetzt wird, größere hiſtoriſche Gemählde zu verfertigen; die florentiniſche, welche ſich größerer Steine bedient, iſt ungleich mühſamer, und kann nur kleinere Gemählde darſtellen. Moſaik in Holz, welche im 15ten Jahrhundert Phil. Brunelleſchi und Jo. de Varrone zu großer Vollkommenheit brachten, nennen die Italiener Tanſia oder Tarſia, die Franzoſen Marqueterie. Das mechaniſche Verfahren bei der Moſaik iſt folgendes. Man legt einen Grund von ſtarken Plattſteinen, und klammert dieſe mit Eiſen zuſammen. Dieſer Grund von ſtarken ſteinernen Platten wird von einer noch dickeren Einfaſſung eingeſchloſſen. Hierauf wird ein Kitt dick aufgetragen und, ſo lange dieſer weich iſt, werden die Marmor- oder Glasſtücke, der auf dem Grunde vorgezeichneten Figur gemäß, eingeſetzt, wobei der Künſtler das zu copirende Gemählde beſtändig vor Augen hat. Verhärtet wird der Kitt ſo feſt wie Stein, und nun wird das Werk polirt. In den neueſten Zeiten hat man die Erfindung gemacht, die Tafel mit dem Moſaikgemählde in 2 bis 3 Platten quer durchzuſägen, und auf dieſe Weiſe das Gemählde zu vervielfältigen, weil alle Platten daſſelbe Gemählde enthalten. Sollte Rauch, Schmutz oder ſonſt etwas die Oberfläche verdorben haben, ſo braucht man ein ſolches Gemählde nur abſchleifen zu laſſen, um es wieder in ſeiner urſprünglichen Schönheit zu erhalten.

Moſcheen (eigentlich Medſched, Mesdſchiʒet), ein türkiſches Bethaus. Im Äußern unterſcheiden ſich die Moſcheen von andern Gebäuden durch ihre gewölbten und mit Blei bedeckten Kuppeln, ihre Minarets (Thürme) u. ſ. w. Sie ſind viereckigt und haben Vorhöfe mit Brunnen zum Abdet oder Abwaſchen. Die Eingänge ſind von außen dergeſtalt mit Ketten verhangen, daß nicht nur kein Vieh, ſondern auch die Menſchen nur gebückt hindurchkommen können. Inwendig findet man keine Zierrathen, außer einige Sprüche des Corans, die an die weiße Wand geſchrieben ſind. Der Boden iſt meiſtentheils mit Tapeten belegt, ohne einige Stühle und Bänke. In einem Winkel gegen Südoſten iſt ein Stuhl in Geſtalt eines Predigtſtuhls, auf welchem der Iman ſitzt, wenn er das Gebet ablieſt. Nach der Gegend zu, wo Mecca liegt, iſt

eine Tafel oder ein Schrank in der Wand, worin gewöhnlich einige Abſchriften des Corans liegen, zum Zeichen, daß nach dieſer Gegend die Betenden ihren Blick richten ſollen. Dieſes heißt die Kebla. Unterſchieden von den Moſcheen ſind die Dſchami's, in welchen der feierliche Freitagsgottesdienſt, wie auch die öffentliche Fürbitte für den Kaiſer (Kutba) verrichtet wird. Die ſchönſte unter den kaiſerlichen Moſcheen in Conſtantinopel iſt die Sophienmoſchee. Gewöhnlich darf niemand, als wer ſich zur Religion Mahomeds bekennt, in eine Moſchee gehn. Doch leidet dies ſeine Ausnahmen. So wurde die Sophienmoſchee, einem alten Herkommen zu Folge, jedem venetianiſchen Geſandten, für einige Ducaten auch wohl andern Perſonen, geöffnet. Die kaiſerlichen Moſcheen haben vielfältig öffentliche Schulen (Mädräs), Hoſpitäler (Imärets), auch wohl Küchen, wo für die Armen gekocht wird. Ihre Einkünfte ſind auf gewiſſe Diſtricte und Grundſtücke, deren Bewohner große Vorrechte haben, und Gefälle angewieſen.

Moſcheroſch (Johann Michael), einer der vorzüglichern deutſchen Schriftſteller des 17ten Jahrhunderts, war im J. 1600 zu Wilſtädt, einem Flecken in der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, wo ſein Vater Prediger war, geboren, ſtudirte zu Straßburg, wurde 1624 Magiſter, 1626 Hofmeiſter der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Krichingen, und 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernſt Bogislaus von Croi zu Vinſtingen an der Saare, von wo er auch nach Straßburg flüchtete, um dem Ungemach des Krieges, in welchem er ſchon ſein ganzes Eigenthum verloren hatte, zu entgehn. Darauf wurde er königlich ſchwediſcher Kriegsrath, wie auch ſpäterhin Secretär und Fiskal zu Straßburg; endlich 1656 ernannte ihn der Graf Friedrich Caſimir von Hanau zu ſeinem Rathe, und in der Folge zum Präſidenten bei der Kanzlei, der Kammer und dem Conſiſtorium zu Hanau. Er ſtarb den 4ten April 1669 zu Worms. — Moſcheroſch war ſeit dem J. 1645 ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte, und zu ſeiner Zeit ein ſehr beliebter Schriftſteller unter dem angenommenen Namen Philander von Sittewald. Das Wichtigſte, was wir von ihm haben, iſt folgendes ſatiriſche Werk: „Wunderliche und wahrhafte Geſichte Philanders von Sittewald, das iſt, Strafſchriften Hans Michael Moſcheroſch von Wilſtädt, in welchen aller Welt Weſen, aller Menſchen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargeſtellet und geſehen werden u. ſ. w. Straßburg 1650." — (Eine andre Ausgabe, Leiden 1646 und 47, die ungleich mehr enthält, wurde von dem Verfaſſer nicht anerkannt.) Moſcheroſch hat zwar die Idee zu ſeinen Geſichten dem Spanier Quevedo zu danken, keineswegs aber denſelben bloß nachgeahmt. Man erkennt darin viel originelle Laune, Weltkenntniß, Gutherzigkeit und einen Geiſt der Satire, der ſich bald ernſthaft, bald komiſch und burlesk äußert. Die Schreibart iſt körnicht und lobenswerth, wiewohl nicht frei von den Fehlern jener Zeit. Nicht zu verwechſeln iſt übrigens dieſer Schriftſteller mit ſeinem Bruder Quirinus Moſcheroſch, der unter dem Namen Philander ein Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war, und ein poetiſches Blumenparadies drucken ließ.

Moſchus, ſ. Bion.

Moſchus oder Biſam, eine ſtarkriechende Subſtanz, welche von dem männlichen Biſamthiere gewonnen wird. Urſprünglich iſt ſie weich; getrocknet iſt ſie zerreiblich, von Farbe ſchmutzig, ſchwarzbräunlich, und dem geronnenen Geblüt ähnlich; ihr Geſchmack iſt etwas harzig und bitterlich. Der Moſchus macht einen bedeutenden Handelsartikel aus. Er wird aus China, Oſtindien und Perſien durch die Engländer nach Europa gebracht. Auch Rußland erhält aus ſeinen aſiatiſchen Provinzen viel Biſam; allein dieſer, ſo wie der oſtindiſche, iſt viel ſchlechter als der tibetaniſche. Wegen ſeiner Koſtbarkeit wird er auf verſchiedne Weiſe verfälſcht. In der Medicin bedient man ſich des Moſchus als eines Reizmittels. Seine Verwendung zu Wohlgerüchen iſt bekannt.

Moſel, ein anſehnlicher Fluß, welcher oberhalb Riremont in dem Vogheſengebirge entſpringt, bei Charmes für kleinere Fahrzeuge ſchiffbar zu werden anfängt, bei Metz völlig ſchiffbar wird und ſich bei Coblenz in den Rhein ergießt.

Moſer (Joh. Jacob), einer der fruchtbarſten Publiciſten Deutſchlands, wurde zu Stuttgart den 18ten Januar 1701 geboren, beſuchte das Gymnaſium daſelbſt, und bezog 1717 die Univerſität Tübingen, wo er 1720 Licentiat der Rechte und noch in demſelben Jahre außerordentlicher Profeſſor der Jurisprudenz wurde. Da er jedoch nicht den gehofften Beifall fand, ſo ging er 1721 nach Wien, nachdem ihm vorher auf ſein Anſuchen der Charakter eines herzoglich wirtembergiſchen Regierungsraths ertheilt worden war. Zu Wien ward der damalige Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, ſein vorzüglicher Gönner, und verſchaffte ihm bei dem Kaiſer Carl VI. mehrere Audienzen. Da er aber weiter nichts für ihn wirken konnte, ſo kehrte Moſer in ſein Vaterland zurück, verließ aber dieſes bald wieder, weil man ihn für einen Spion am kaiſerlichen Hofe anſah, und ging aufs neue nach Wien. Da eine nochmalige Reiſe nach Wirtemberg ihn überzeugte, daß daſelbſt für ihn nichts zu hoffen ſey, ſo wendete er ſich 1725 ganz nach Wien, und legte ſeine wirtembergiſchen Dienſte nieder. Weil jedoch das wirtembergiſche Miniſterium von ſeinem Aufenthalt zu Wien nachtheilige Folgen für das Land beſorgte, ſo wurde er ſchon im folgenden Jahre als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgard berufen, und 1727 zum ordentlichen Profeſſor der Rechte bei dem fürſtlichen Collegium in Tübingen beſtellt. Der Fleiß, welchen er hier auf ſeine Vorleſungen und Schriften wendete, zog ihm mancherlei Anfechtungen von Seiten ſeiner Collegen zu, welche ihn endlich ſogar bewogen, ſeine Stelle niederzulegen. Unterdeſſen wurde er ſchon 1733 von dem neuen Herzog Carl Alexander wieder in ſeine vorige Regierungsrathsſtelle eingeſetzt, welche er 1736 mit der eines preußiſchen Geheimeraths, Directors der Univerſität und Ordinarius der Juriſtenfacultät auf der Univerſität zu Frankfurt an der Oder vertauſchte. Verſchiedne Verdrießlichkeiten bewogen ihn aber, dieſe Ämter 1739 niederzulegen, und in dem Dorfe Ebersdorf, im reußiſchen Voigtlande, zu privatiſiren. Hier lebte er acht Jahr ſehr glücklich, bis ihn die Ausbreitung der herrnhutiſchen Secte an dieſem Orte, welche ihn und ſeine Familie vom Abendmahl ausſchloſſen, auch von hier vertrieb. Er wurde nun 1747 vom Landgrafen zu Heſſen-Homburg als Geheimerath und Chef der Kanzlei berufen, allein der Widerſtand, den er hier in der Ausführung ſeiner Cameral- und andern Grundſätze erfuhr, bewog ihn, ſeit 1749 zu

Hanau zu privatiſiren. Hier legte er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie an, welche ihm ſeine Tage ſehr angenehm machte, und von welcher ihn nichts zurückzuziehn vermochte, als der Ruf, welchen er 1751 als Landſchaftsconſulent in ſein Vaterland erhielt. Leider ging er hier traurigen Erfahrungen entgegen. Da nämlich zwiſchen dem Herzog von Wirtemberg und den wirtembergiſchen Landſtänden allerhand Irrungen und Streitigkeiten entſtanden und Moſer von dem Herzoge für den Concipienten der wider ihn gerichteten Schriften gehalten wurde, ſo ließ ihn der Herzog am 12ten Juli 1759 durch einen geheimen Cabinetsſecretär nach Ludwigsburg berufen, und kündigte ihm ſelbſt den Feſtungsarreſt an. Noch am ſelbigen Tage wurde er unter der ſchärfſten Bewachung nach Hohentwiel gebracht, und dort in einem ſehr engen Arreſt gehalten, in welchem ihm außer der Bibel, einem Predigt- und Geſangbuch weder Bücher noch Feder, Dinte und Papier zugeſtanden wurden. Seine Erzählung, wie er ſich in dieſer Lage, welche über fünf Jahre dauerte, die Zeit zu vertreiben ſuchte, iſt ſehr intereſſant. Ohne ein einziges Mal während ſeiner Gefangenſchaft befragt worden zu ſeyn, mußte er am 25ſten September 1764 auf Befehl des kaiſerlichen Reichshofraths losgelaſſen werden. Er begab ſich nun wieder nach Stuttgard, wo er die Genugthuung erhielt, von dem Herzog nicht nur für ſchuldlos erkannt, ſondern auch als Landſchaftsconſulent wieder betrachtet zu werden, wiewohl er als ſolcher nachher wenig, und ſeit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geſchäften nahm, ſondern unter Beibehaltung einer lebenslänglichen jährlichen Penſion von 1500 Gulden den Reſt ſeiner Tage als Privatmann, größtentheils unter ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, verlebte. Am 30ſten September 1785 in ſeinem 84ſten Jahre beſchloß er endlich ſein thätiges und erfahrungsreiches Leben. Seine vielfachen Erfahrungen, ausgebreiteten Geſchäfte und weitläuftigen Verbindungen gaben ihm einen ſichern practiſchen Blick und Tact, der gegen die Kunſtgebilde der ſchwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abſtach. Durch dieſen, ſo wie durch ſeinen ganz einzigen Sammlerfleiß, ſeine Freimüthigkeit und Gradheit und ſeine Ordnungsliebe gab er ſeinen Schriften einen Werth, welcher ihn zu einer rühmlichen Erwähnung in der Geſchichte des deutſchen Staatsrechts berechtigt, wenn ihm gleich Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfſinn und eigentliche juriſtiſche und hiſtoriſche Gelehrſamkeit abging. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verſchiedenartigſten Geſchäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen ſeines Lebens ſo unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war unermeßlich; die Zahl aller ſeiner Schriften beträgt 404, von denen hier nur erwähnt werden können: Grundriß der heutigen Staatsverfaſſung von Deutſchland, Tübingen 1754, 8.; deutſches Staatsrecht, 50 Theile nebſt 2 Bänden Supplemente und einem Band Regiſter, Nürnberg 1737 ff. 4. Ein ausführliches und vollſtändiges Werk vom ganzen deutſchen Staatsrechte in lauter einzelnen Büchern (über 25 Quartbände); deutſches Staatsarchiv, Hanau und Frankfurt, 1751 ff. 13 Quartbände u. ſ. w. Seine eigne Lebensbeſchreibung (3. Aufl.) erſchien in 4 Theilen, Frkf. u. Leipz. 1777-83. 8. Noch möge hier das Urtheil einen Raum finden, welches ſein ebenfalls trefflicher Sohn, Friedrich Carl von Moſer, in ſeinem patriotiſchen Archiv (4r B. Frkf. u. Leipz. 1786, 8.) S. 550 f. über ihn fällt:

„Wer mehr, denn Er, kann ſich unter unſern Zeitgenoſſen ſo (einen ehrwürdigen Patrioten) nennen laſſen, der länger, denn ein gewöhnliches Menſchenalter, mit Lehre und Schriften, mit Thaten und Handlungen für die Rechte, Geſetze und Freiheit unſers allgemeinen und ſeines beſondern Vaterlandes gearbeitet, gewirkt, geſtritten und gelitten, in mehr denn Einem Kampf den Bekennerlohn der Wahrheit, den patriotiſchen Märtyrer-Kranz errungen, und ſelbſt am Ziel ſeiner ehrenvollen Laufbahn, da ſein ſilbergraues Haupt nur noch Ruhe fodern zu dürfen ſchien, ſeinen Prophetenmund noch aufthat, um in ſeinen Werken, den Früchten funfzigjähriger Erfahrung, unſern Nachkommen Zeugniß und Weiſſagung zu hinterlaſſen: wer wir waren? was wir jetzo ſind? und was Deutſchland nach uns zu werden beginne? Zu groß, um eines andern Sclave, zu gerecht, um blinder Anhänger und Anbeter Einer Partei zu ſeyn, leiteten ihn in ſeinen Lehren und Rathſchlägen nur das Geſetz und der große Gedanke von der allgemeinen Wohlfahrt, dieſe allein erfüllte ſeine reine, edle Seele, dieſer allein opferte er, gleich entfernt von Furcht und von Eigennutz, alle andre Rückſichten von Dank oder Undank, Lob oder Verfolgung, Vortheilen oder Leiden, mit gleich ſtandhafter Beharrlichkeit auf, ward dafür von Freunden und Feinden ſeiner Zeit, ſelbſt von dem Fürſten, der ihn hart behandelt, mit dem Ehrennamen des ganz ehrlichen Manns belohnt, ein Ruhm, den ſein ganzes langes Leben durch eine Reihe ſich ſtets gleicher Handlungen verdient und den die Nachwelt noch mit dem unzerſtörlichen Siegel der Wahrheit bekräftigen wird.“ A—s.

Möſer (Juſtus), Nationalſchriftſteller, geſchicht-, welt- und rechtskundiger Staatsmann und geheimer Juſtizrath, mit Recht Deutſchlands Franklin genannt, war geboren den 14ten December 1720 zu Osnabrück, ſtarb daſelbſt den 8ten Januar 1794. Sein Vater war Kanzleidirector und Conſiſtorialpräſident, ein geachteter und thätiger Geſchäftsmann. Die Mutter, eine brave deutſche Hausfrau, unterrichtete ihren Liebling, den gutmüthig feurigen, ſchalkhaft wilden Juſtus, in der franzöſiſchen Sprache und Literatur, ohne ihm den deutſchen Sinn zu verſchrauben. Der talentvolle Knabe faßte ſchnell und verwandelte das Erlernte, ohne mühſamen Fleiß, bald in ſein Eigenthum. Schon im zwölften Jahre errichtete er mit ſeinen Geſpielen eine gelehrte Geſellſchaft, in der er ſich einer eignen, von ihm erfundnen Sprache bediente. In den Jahren 1740-1742 ſtudirte er zu Jena und Göttingen die Rechtswiſſenſchaft; aber das wichtigſte Studium für ſeinen hellen Beobachtungsgeiſt war das offne Buch des menſchlichen Lebens. Zugleich bildete er ſeinen Geſchmack durch das Leſen der engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Claſſiker. Als Sachwalter nahm er ſich mit Wärme und Freimuth der unterdrückten Unſchuld an; er allein widerſtand der Willkür des Statthalters von Osnabrück. Das Zutrauen ſeiner Mitbürger erhob ihn daher im J. 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landſtände zum Secretär und zum Syndicus der Ritterſchaft. Sein edler Charakter ward vorzüglich erprobt in den Drangſalen des ſiebenjährigen Kriegs. Er erſparte durch weiſe und redliche Thätigkeit ſeinem kleinen, hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslaſten mehrere hunderttauſend Thaler; dies erwarb ihm die Achtung des edlen Herzogs Ferdinand von Braunſchweig. Acht

Monate lang betrieb er in London das Lieferungs-Zahlgeſchäft für die von England beſoldete alliirte Armee. Dieſer Aufenthalt unter den merkwürdigen Inſulanern gab ſeinem Geiſte jenen ſeltnen Reichthum an practiſchen Blicken. Überall im bürgerlichen Geſchäftsleben ſah er klar den innern Zuſammenhang des Zwecks und der Mittel; er dachte aber nicht bloß, ſondern arbeitete auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann; und ſein edles Herz erhielt ihn ſtets auf der Höhe des Weltbürgers und Menſchenfreundes. Als Schriftſteller brachte er aus dem Lande der Freiheit und des Wohlwollens (the land of freedom and benevolence) jene unnachahmlich heitre Laune eines hellen Kopfs und unbefangnen Sinnes zurück, die ſeinen Schriften claſſiſchen Werth gibt. Jetzt trat er in ein eben ſo ſchwieriges als wichtiges Verhältniß als Staatsdiener. Zwanzig Jahre lang war er, ſo lange die Minderjährigkeit des Prinzen von England, welcher als proteſtantiſcher Biſchof im J. 1761 Osnabrück erhielt, dauerte, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erſte Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen. Beider Vortheil war nicht immer ein und derſelbe. Nur Möſers ausgezeichnetes Talent, ſeine gründliche Geſchäftskenntniß und ſein Fleiß, verbunden mit unerſchütterlicher Redlichkeit, kluger Billigkeit und der reinſten Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Reibungen hindurch. Offen, gut, verſtändig, welterfahren und unterrichtet, wie er war, verſchmähte er den Schleichweg, entdeckte er ſchnell den Irrthum, ſah er leicht verborgne Mängel, und erklärte ſich feſt und großherzig für alles Gemeinnützige, das er mit Kraft und Klugheit beförderte. Sein Wiſſen unterſtützte ſeinen Scharfſinn, ohne je den ihm eigenen richtigen Blick zu verwirren. Von 1762 an war er ſechs Jahre lang Juſtitiarius beim Criminalgerichte in Osnabrück, und nachdem er dieſe Stelle niedergelegt, geheimer Referendar bei der Regierung bis an ſeinen Tod. Nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung nahm er im J. 1783 den Titel eines geheimen Juſtizraths an. So groß ſein Ruf in ſeinem Wirkungskreiſe war, ſo achtungs- und liebenswerth erſchien er in dem engern Kreiſe des Hauſes und der Geſellſchaft. Seinen Pflichten unermüdet treu, für geiſtigen Genuß ſtets empfänglich, gab und empfing er Lebensglück in der Mitte der Seinigen; in der Stadt und im Lande — wie er ſelbſt mit Rührung bekannte — erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch nichts. Nach dem Tode ſeiner trefflichen Gattin im J. 1787, und ſeines hoffnungsvollen Sohns weihte ihm die zarteſte Sorgfalt der Liebe und geiſtiger Unterhaltung ſeine Tochter, vermählte von Voigt. Im J. 1792 feierte die osnabrückſche Ritterſchaft ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum, wo ſie ſein ausgezeichnetes Verdienſt als Menſch, Bürger, Staatsdiener, Gelehrter und Schriftſteller, der die Zierde ſeiner Nation und Vaterſtadt, der Freund ſeiner Mitbürger, der wirkſame Beförderer des Guten, Wahren und Schönen ſey, öffentlich anerkannte. Möſer war ein großer, ſtark und ebenmäßig gebauter Mann. Sein Vater wagte daher nicht, ihn vor das J. 1740, wo Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, ſtarb, der bekanntlich alle junge Leute, die höher als fünf Fuß ſieben Zoll waren, ſeiner Grenadiergarde einzuverleiben wünſchte, außer Landes auf eine hohe Schule zu ſchicken. Er flößte durch ſein Äußeres ſchon Achtung ein. Sein

Gang war feſt und ſicher; ſein Weſen ernſt und freundlich; ſein Geſicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, aber ausdrucksvoll und herzlich, daß es jedem Zutrauen einflößte. Möſer lachte ſelten, aber faſt immer ſchwebte auf ſeiner Stirn und um ſeinen Mund jenes heitre Lächeln der homeriſchen Götter. Ohne alle Habſucht und Eigennutz hatte er doch ein Mal in jüngern Jahren den Wunſch, Gold machen zu wollen; wohl die einzige Verirrung ſeines geſunden Verſtandes! So lebte er einig mit der Natur, mit der Welt und mit ſeinem Gewiſſen. Seine Erholung war der Umgang mit Freunden in Pyrmont; er brauchte nicht den Brunnen, nur geſunde Luft und geiſtig heitres Geſpräch. Krankheitsanfälle wollte er durch Ruhe beſiegen; denn er bildete ſich ein, die Natur kämpfe ſelbſt das Übel nieder, daher dürfe er ſie nicht ſtören. Erſt in ſeiner letzten Krankheit, im 74ſten Jahre, erkannte er ſeinen Irrthum; er fühlte die Nähe des Todes, und ſagte eingedenk jener Meinung, voll Gleichmuth: ich habe den Prozeß verloren. Er machte darauf einige Anordnungen, ließ ſeiner Tochter danken, ſagte: er ſey nun müde und wolle ſchlafen, — und entſchlief. Ohne Schriftſtellerruhm zu ſuchen, fand er ihn durch ſeine gründlichen, geiſtreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, freiem hellen Weltblick, aus warmer voller Bruſt und mit unerreichbarem Humor ſchrieb er über Fehler und Verbeſſerung der Sitten, über öffentliche Anſtalten, über Geſchichte, ſtaats- und bürgerliches Recht; und ſowohl der innre Gehalt ſeiner Schriften, als ſeine treffliche, originelle Schreibart ſichern ihm unter den deutſchen Proſaiſten eine der erſten Stellen. — Seine osnabrückiſche Geſchichte 2 Th. bis zum J. 1192 (Neue Aufl. Berlin 1780), iſt voll von ſcharfſinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutſche Geſchichte manchen wichtigen Aufſchluß geben, z. B. daß die Schutzpflicht der Verwandten der Hauptgrund der deutſchen Erbfolge ſey; daß ſelbſt in den neuern Reichsmatrikeln noch das Dienſtmannſchaft-Cataſter durchblicke u. a. m. Als deutſches Nationalwerk aber werden ſeine patriotiſchen Phantaſien, herausgegeben von ſeiner Tochter J. W. J. von Voigt (3r Th. 3te Aufl. Berl. 1804, 4r Th. 1786, mit Möſers Bildniß), ſtets allgemein geleſen und beherzigt zu werden verdienen. Sie entſtanden aus den Intelligenzblättern, welche Möſer für Osnabrück von 1766-1782 ſchrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Landes auf eine zweckmäßige Weiſe bekannt zu machen, und zu ihrer Cultur in aller Hinſicht mitzuwirken. Man bewundert, welchen feinen Gebrauch er von ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinem Geſchäftskreiſe und von ſeiner Lectüre zu machen wußte, den Witz, mit welchem er oft geſagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit gab, die Laune, mit der er den Ernſt aufheiterte, und das milde, herzliche Wohlwollen, mit dem er über alles Menſchliche ſich menſchlich ausſprach. Alle, die für die Nation ſchreiben, ſollten Möſern ſtudiren. Seine vermiſchten Schriften, 2. Th., nebſt Möſers Leben, herausgeg. von Fr. Nicolai. Berl. 1797 folg., enthalten Aufſätze voll Laune und Menſchenkenntniß, z. B. den auch ins Engliſche überſetzten Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komiſchen, über die deutſche Sprache und Literatur (gegen Friedrich II.). Nur die Vertheidigung der Leibeigenſchaft ſteht mit Möſers Geiſt und Herzen im Widerſpruch. Man vergl. Möſers Leben in Schlichtegrolls Nekrolog 1794. II. K.

Moſes wurde um 1600 vor Chriſto unter dem damals hart bedrückten hebräiſchen Volke in Ägypten geboren, und ſchon drei Monate nach ſeiner Geburt mußten ſeine Ältern — der Vater hieß Amram, die Mutter Jochebed, beide vom Stamme Levi — zufolge eines königlichen Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, den Säugling ausſetzen. Aber von tauſend ermordeten hebräiſchen Knaben wurde gerade er wunderbar, wie Cyrus und Romulus, gerettet. Die luſtwandelnde Tochter des ägyptiſchen Königs (Thermutis nennt ſie die Sage beim Joſephus) findet im wohlverwahrten Rohrkäſtchen am Ufer des Nils das weinende Kind, erbarmt ſich ſein und gibt es, da ſeine naheſtehende Schweſter Mirjam die Mutter herbeiruft, dieſer zur Pflege. So wurden ihm mit der Muttermilch die Gefühle ſeines unglücklichen Volks eingeflößt, und erſt als lehrfähiger Knabe kam er in die Hände der Königstochter zurück, die ihn den aus dem Waſſer geretteten (Mo-üdſche im Ägyptiſchen, daher das hebräiſche Moſcheh) nannte und an Kindesſtatt annahm. Dadurch wurde er dem Prieſterſtande, zu dem die königliche Familie gehörte, einverleibt und konnte nun als Prieſterlehrling zu allen den Künſten und Wiſſenſchaften, die dieſer erſte Stand des Reichs in ſtrengverhüllten Myſterien bewahrte, gelangen. Sie waren das Höchſte, was jene Zeit an Bildung und Einſicht beſaß, und daß Moſes ſich ihrer bemächtigte und noch tiefer als ſeine Lehrer in die Geheimniſſe ihrer Religion, Naturkunde, Geſetzgebung und Regierungskunſt eindrang, leuchtet aus ſeinen Thaten und Reden deutlich hervor. Von dem Feldzuge gegen Äthiopien, bei dem er in ſeinem vierzigſten Lebensjahre als Anführer der Ägypter mit der Stadt Saba zugleich das Herz der beſiegten Prinzeſſin Tharbis erobert und dieſe zum Weibe genommen haben ſoll, ſpricht nur die jüdiſche Sage beim Joſephus, wahrſcheinlicher aber machen die großen tactiſchen Kenntniſſe, die ſeine Anordnungen beim Auszuge der Hebräer vorausſetzen, daß er im ägyptiſchen Heere diente und ſich Kriegserfahrung erwarb. Doch konnte er im Glanze des Hofes ſein Volk nicht vergeſſen; beim Anblicke der Mißhandlungen, die ein ägyptiſcher Vogt ſich gegen einen Hebräer erlaubte, empfand er das Unrecht und brachte den Ägyptier heimlich um. Aber dieſe That wurde bekannt, und er entging den Nachſtellungen des Königs nur (die Apoſtelgeſchichte ſagt im 40ſten Lebensjahre) durch eine ſchnelle Flucht nach Arabien. Hier fand er bei Jethro, einem midianitiſchen Hirtenfürſten und Prieſter, Aufnahme, und erhielt deſſen Tochter Zipora, die er beim erſten Zuſammentreffen durch kräftige Hülfe gegen feindliche Hirten gewonnen hatte, zum Weibe. So hütete nun der Sohn einer Königstochter die Heerden eines Arabers, und die Geſchichte ſagt nicht, daß er nach etwas Größerm getrachtet habe. Aber vorſchweben mußte ihm das Elend ſeines Volks, und nicht umſonſt konnte er auf dem ungewöhnlichſten Wege in das Heiligthum der ägyptiſchen Weisheit geführt und mit den ſeltenſten Kräften und Kenntniſſen ausgeſtattet worden ſeyn. Sie beſchäftigten ſeinen Geiſt in der Einſamkeit, ſie deuteten ihm die Natur, die ihn an Räthſeln und Wundern reich mit Schrecken und Pracht in den Wüſten und Gebirgen Midians umgab, und erhoben ſein Herz zu dem Gott, den er reiner erkannte, als ſeine Väter. Doch lange bildete ſich bei dieſem ſtillen Hirtenleben der Keim des größten Unternehmens in ſeiner Brnſt, ehe er hervorbrach und in das Bewußt-

ſeyn eines tiefdurchdachten Plans trat. Moſes hatte ſchon das Alter erreicht, das reife Erfahrung, Geduld und Ruhe gibt, als dies durch eine unmittelbare Auffoderung Gottes geſchah. Am Horeb weidend, ſieht er einſt einen Dornbuſch im Feuer und forſchend, warum der Buſch nicht verbrennt, hört er aus ihm die Stimme des Herrn, der ſich ihm als den Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs ankündigt und ihm befiehlt, ſein Volk aus Ägypten in das Land zu führen, das er den Erzvätern verheißen. Der Name Jehova, unter dem ſich Gott ihm offenbart, war ihm ſchon aus den ägyptiſchen Myſterien bekannt, und klar wird ihm hier die Idee des Einzigen, Ewigen und Unveränderlichen, die dieſer Name in ſich ſchließt. Aber nicht ohne Einwendungen und Beſorgniſſe der Vorſicht und Beſcheidenheit entſchließt er ſich, dieſem Rufe zu folgen: Pharao iſt hart und ungläubig, er ſelbſt geächtet, ſein Volk roh und unfähig die Idee des Gottes, den er ihm ankündigen ſoll, zu faſſen; man wird den Worten ſeines unberedten Mundes, den eine ſchwere Zunge im Sprechen hindert, ohne ſinnliche Zeichen nicht glauben. Darum gibt Gott ihm die Macht, ſeine Sendung durch Wunderthaten zu verbürgen und ſtellt ihm ſeinen ältern Bruder Aaron als Redner an die Seite. So ausgerüſtet kehrt Moſes im Glauben, daß es ihm mit Gott gelingen werde, nach Ägypten zurück und geht, ein Greis von 80 Jahren, ans Werk. Alle und noch größere Schwierigkeiten, als er vorausgeſehn, ſtellen ſich ihm hier entgegen. Zwar wird Aaron ſein Mund, und das Volk Iſrael muß in ſeinen Thaten die Hand Gottes erkennen, aber durch lange Knechtſchaft entmuthet und ausgeartet, ſchwankt es noch zwiſchen Glauben und Zweifel. Umſonſt bringt er, nach Art der Eingeweihten, die Schlange als Zauberſtab in ſeiner Hand, Veränderungen im Laufe der Natur hervor, deren einige die Kunſt der ägyptiſchen Weiſen ihm nicht nachzuthun weiß, und für das Werk höherer Kräfte erkennen muß; erſt die zehnte der verheerenden Landplagen, die dadurch über Ägypten kommen, das Hinſterben aller Erſtgeburt bewegt Pharao's verſtocktes Herz, die Hebräer ziehen zu laſſen. Moſes ſtellt ſich an ihre Spitze und führt ſie mit aller ihrer Habe aus Ägypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den arabiſchen Meerbuſen, in dem der treulos nachſetzende Pharao mit Mann und Roß ertrinkt. Doch dieſe Rettung von dem furchtbarſten Feinde iſt nur der Anfang ſeines Unternehmens, gährend wogt um ihn die rohe Maſſe eines Volks, das bis jetzt nur den Stecken des Treibers, aber keine Regel in der Freiheit kennt. Der Mangel in der Wüſte erregt lautes Murren, das Zuſammenſtoßen mit feindlichen Beduinen-Völkern blutige Kriege, die Eiferſucht neidiſcher Älteſten innre Empörungen wider den Führer; ſein Leben kommt nicht ſelten in Gefahr und die Macht, die ſein Beruf erfodert, kann er oft nur durch gewaltſamen Zwang und ſchreckliche Strafgerichte behaupten. Aber mit bewunderungswürdiger Weisheit, Kraft und Erfindſamkeit verfolgt er trotz alles Widerſtrebens ſeinen Plan, die ſtörriſche Menge zum geſitteten, frommen und ſelbſtſtändigen Volke zu machen. Er ſchafft den Hungrigen Brot vom Himmel *) und öffnet den Durſtigen neue

*) Man oder Manna, ein vegetabiliſcher Saft, den die Israeliten von der Cameelſtaude (arabiſch Chari Schuter) in der arabiſchen Wüſte ſammelten und zur Speiſe bereiteten. Er ſieht wie Corianderſamen aus,

Quellen aus den Felſen Horebs, nicht als ein Zaubrer mit betrüglichen Künſten, ſondern als ein Diener und Werkzeug des Herrn der Natur, der ihm auf ſein Gebet gewährt, was das Volk bedarf. Für etwas mehr will Moſes nicht angeſehn ſeyn, bei allen ſeinen Anordnungen beruft er ſich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Wohlthat und Schrecken, durch Güte und Ernſt väterlich an ſich ziehen und bilden will. Religion iſt der Geiſt des Geſetzes, das Moſes im dritten Monate nach dem Auszuge aus Ägypten zu verkündigen anfängt. Angelangt am Sinai, einem Berge Arabiens, läßt er das Volk ſich lagern, er ſelbſt aber beſteigt den durch uralte Anbetung heiligen Gipfel, wo ihm, umringt von weithallendem Donner unter den Schauern der Nähe Gottes kund wird, nach welchen Geſetzen Israel leben ſoll. Auf den Glauben der Erzväter gebaut, ſind dieſe Geſetze mehr eine Herſtellung der einfachen Wahrheiten, durch die ſich die Urwelt zum Höchſten erhob, als eine neue Religion. Moſes hat das Verdienſt, ſie von den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin ſie unter den Händen abgöttiſcher Völker faſt untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfniſſen der aus einer Familie zum großen, unbändigen Volke angewachſenen Hebräer ausgebildet zu haben. Das Centrum ſeiner Geſetzgebung iſt die Lehre, daß Jehova der einige Gott, der weder einen andern Gott neben ſich, noch ein ſinnliches Bild ſeines Weſens dulde, ſelbſt König ſeines Volks ſeyn und es durch Prieſter regieren wolle. Daher haben die Geſetze, durch die er den Cultus, die Staatsverfaſſung und Rechtspflege, die Sitten- und Geſundheitspolizei der Hebräer conſtituirt, insgeſammt göttliche Autorität und dauernde Gültigkeit. Überall von den Grundfoderungen der ſittlichen und ſinnlichen Natur des Menſchen ausgehend, ſind ſie auf die Individualität des Volks, auf das Clima und die politiſche Lage des ihm zum Wohnorte beſtimmten Landes, und auf den Plan der Vorſehung, es zum treuen Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommner zu entwickelnden und einſt über das ganze Menſchengeſchlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung zu machen, trefflich berechnet. Sie verbieten ihm jede Vermiſchung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; als ein ſcharf abgeſchloßner Gottesſtaat ſoll es geſondert von allen Nachbarvölkern, ſelbſtſtändig, wie ſein Gott und Herr, frei und allein ſtehen. Sie nöthigen es durch feſt beſtimmte, bis in die geringſten Einzelnheiten der täglichen Lebensordnung und der geſelligen und häuslichen Verhältniſſe eingehende Vorſchriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speiſen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergeſſen iſt, zur Gewöhnung an die ſeinem Charakter und ſeiner religiöſen Beſtimmung angemeßne Civiliſation. Sie legen ihm durch ein ſtreng geregeltes Ritual, das aus tauſend an ſich kleinlichen und ſtark in die Sinne fallenden Ceremonien zuſammengeſetzt, im Ganzen die erhabne Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darſtellt und bedeutſam von Handlung zu Handlung fortſchreitet, die Pflicht einer immerwährenden Geſchäftigkeit im Dienſte ſeines himmliſchen Königs auf. Dem Stamme Levi, dem Moſes angehört, überträgt er die Verwaltung dieſes

ſchmeckt ſüß wie Honig, und heißt jetzt bei den Perſern Terengabina.

Dienſtes und die Aufſicht über die Beobachtung der Geſetze, und nicht ſeinen Söhnen, die er mit weiſer Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten läßt, ſondern dem Geſchlechte ſeines Bruders Aaron das mit der oberſten Staatsgewalt bekleidete Hoheprieſterthum. (Vergl. d. Art. Hoherprieſter.) Dieſem von allem Grundeigenthume ausgeſchloßnen Stamme macht er die übrigen 12 Stämme zehntpflichtig, untergibt ſie eignen Stammälteſten und Richtern und ſichert die Feſtigkeit ihres politiſchen Verbandes durch gemeinſam zu feiernde Feſte und durch ausſchließliche Einheit des Gottesdienſtes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der die mit Schauern der Ehrfurcht umgebne, prächtig geſchmückte und im Innerſten nur dem Hohenprieſter zugängliche Wohnung Jehova's, das einzige Heiligthum und vermöge der ihm zufließenden Steuern der Mittelpunkt alles Reichthums und Credits der Nation wird. Dies ſind die Hauptpunkte der Geſetzgebung Moſis, die, wenn auch Züge ägyptiſcher Bildung daraus hervorblicken, doch das Beſtreben, die Hebräer von den ägyptiſchen Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen und zur politiſchen und religiöſen Selbſtſtändigkeit zu erheben, deutlich beurkundet, und in Betracht der Zeit und Umſtände ihrer Entſtehung an Originalität und Hoheit der Principien, an Conſequenz, Nachdruck und Dauer und, was am meiſten für ihren göttlichen Urſprung zeugt, auch an Keimen wahrer Humanität die geprieſ'nen Legislationen Solons und Lycurgs weit übertrifft. Doch wurde ihre Vortrefflichkeit nicht ſogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Weges nach Canaan, ſah Moſes ſich durch neue Gährungen der Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüſte zurückzuführen und 40 Jahre eines mühſeligen Umherziehens in der Wüſte mußten vergehen, die harten Strafen, die ſein Geſetz dem Übertreter droht, mußten mit eiſerner Strenge vollzogen werden, alle die im Mannesalter aus Ägypten gezogen waren, mußten abſterben, ehe das Geſetz bei dem neuen, während des Zuges herangewachſenen Geſchlechte durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde. Moſes, der mit Sorgen, Beſchwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, durfte ſelbſt um eines einzigen Zweifels willen, den er ſich im Gedränge der Noth gegen Gott hatte zu Schulden kommen laſſen, die vollkommne Ausführung ſeiner Idee nicht einmal erleben. Nachdem er den Feldherrn Joſua zu ſeinem Nachfolger beſtimmt und von dem Volke feierlich Abſchied genommen hatte, beſteigt er einen Berg in Peräa jenſeit des Jordans, von dem er das gelobte Land, das er ſelbſt nicht betreten ſollte, überſchaut und ſein mühevolles Leben im 120ſten Jahre beſchließt. Der abergläubiſchen Verehrung ſeiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt, und niemand kennt die Stätte ſeines Grabes. Doch das herrlichſte Denkmal ſeines Geiſtes und ſeiner Verdienſte hinterließ er der Welt in den Büchern, die er zur Erhaltung empfangner Traditionen von der Geſchichte der Urwelt und zum Gedächtniſſe ſeiner Thaten, Schickſale und Geſetze niederſchrieb. Ein unbekannter Hebräer ſpäterer Zeit hat ſie in die fünf Bücher geordnet, die wir unter dem Namen Moſes beſitzen, aber bis auf wenige Zuſätze und Einſchaltungen, die dieſer ſpätern Redaction angehören, tragen ſie das Gepräge der Echtheit in ihrer veralteten Sprache, in ihrer zugleich einfachen und kräftigen Darſtellungsweiſe und in der ungekünſtelten, wie ein Tagebuch fortſchreitenden Anordnung der Geſchichten an ſich. Einfalt und Naturwahr-

heit iſt die hiſtoriſche Kunſt ihres Verfaſſers, überall blickt ſeine Größe und Kraft hervor, und welches hohen dichteriſchen Schwunges er fähig war, bezeugen die herrlichen Lieder, mit denen er die Rettung am rothen Meere feiert und das Volk vor ſeinem Tode ſegnet und entläßt. Vergeblich bemüht ſich daher die neuſte Kritik, dieſe Bücher in den Nebel der mythiſchen Dichtung zu ſtellen (vergl. d. Art. hebräiſche Literatur), dem Unbefangnen haben ſie die Geltung einer hiſtoriſchen Wirklichkeit, und er überzeugt ſich bald, daß kein andrer als Moſes und auch dieſer nur, um das Geſchehene treu zu berichten, ſie niederſchreiben konnte. Wie hätten auch die Generationen von mehr als drei Jahrtauſenden nach einem Mährchen ihre Verfaſſungen ordnen und die zehn Grundgebote aller Religion und Moral, die Weihe des Sabbaths zum Ruhetage und ihre Ehe- und Kirchengeſetze von einem andern annehmen mögen, als von dem erhabnen Geſandten Gottes, den in der Geſchichte der Menſchheit unter allen ihren Heroen und Wohlthätern nur Einer verdunkelt. E.

Moſes Mendelsſohn war 1729 zu Deſſau von jüdiſchen Ältern geboren. Sein Vater Mendel, daſelbſt Schulmeiſter und Zehngebotſchreiber (Sopher), gab ihm trotz ſeiner Armuth eine gute Erziehung. Er unterrichtete ihn in der hebräiſchen Sprache und den Anfangsgründen der jüdiſchen Gelehrſamkeit ſelbſt; im Talmud ließ er ihn von Andern unterrichten. Nächſt dem war das alte Teſtament die Quelle ſeines Unterrichts und ſeiner Bildung. Beſonders zogen ihn die poetiſchen Bücher deſſelben an. Das berühmte Werk des Maimonides, More Nebochim (Führer der Irrenden), das ihm in die Hände fiel, legte in ihm den erſten Grund zur Unterſuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart. Er ſtudirte dieſes Buch, das gleichſam die Metaphyſik der Bibel iſt, mit einem Fleiße und einer Wißbegierde, daß er in eine Nervenkrankheit verfiel, von der er durch nachläſſige Behandlung ein gekrümmtes Rückgrath und eine ſtets ſchwächliche Geſundheit behielt. Da ſein Vater ihn nicht ernähren konnte, ſo mußte er 1742 in ſeinem vierzehnten Jahre nach Berlin wandern, wo er von geringen Wohlthaten einiger Glaubensgenoſſen verſchiedne Jahre in äußerſter Dürftigkeit lebte. Das Schickſal führte ihn hier mit Iſrael Moſes, einem tiefſinnigen Denker und großen Mathematiker, zuſammen, der, wegen ſeiner Freimüthigkeit allenthalben verfolgt, in gleicher Armuth lebte, und recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Dieſer Mann disputirte oft mit Mendelsſohn nach Maimonides Grundſätzen. Auch gab er ihm den Euklides in einer hebräiſchen Überſetzung in die Hände und weckte dadurch in ihm den Trieb zur Mathematik, deren Studium den Verſtand des Jünglings ſchärfte und ausbildete. Ein junger jüdiſcher Arzt, Namens Kiſch, ermunterte ihn zur Erlernung des Lateiniſchen und gab ihm ſelbſt einigen Unterricht darin; durch den Doctor Aaron Salomon Gumpert bekam er Gelegenheit, mit der neueſten Literatur bekannt zu werden. Überdies lernte er verſchiedne talentvolle Jünglinge kennen, mit denen er zu ſeinem, wie zu ihrem Vortheil umging. — So lebte Mendelsſohn der Weisheit und Wiſſenſchaft ohne alle andre Aufmunterung, als die er aus ſich ſelbſt ſchöpfte, ſelbſt ohne gewiſſen Unterhalt, bis ein reicher Seidenfabrikant ſeiner Nation zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher ſeiner Kinder, und nach und nach zum Aufſeher, Factor, und endlich zum Theilnehmer ſeiner Fabrik machte. Im J. 1754 machte er die Bekanntſchaft Leſſings, die auf ſeine Bildung den vor-

theilhafteſten Einfluß hatte. Leſſing machte ihn auf die Natur und den Vorzug der neuern Sprachen aufmerkſam. Die Briefe über die Empfindungen waren die erſte Frucht der Übung des hebräiſchen Philoſophen in der deutſchen Sprache. Auch mit Abbt und Nicolai wurde er bekannt. Die abbtiſche Correſpondenz, eine Sammlung zwiſchen Abbt, Mendelsſohn und Nicolai gewechſelter Briefe, iſt ein herrliches Denkmal von der Freundſchaft und Vertraulichkeit dieſer trefflichen Männer. An der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, ſo wie an den Briefen, die neueſte Literatur betreffend, nahm Mendelsſohn wichtigen Antheil, auch für die erſten Bände der Allgemeinen deutſchen Bibliothek war er thätig, wie einige ſehr vorzügliche Recenſionen von ihm beweiſen. Überdies trat er von Zeit zu Zeit als philoſophiſcher Schriftſteller mit Werken auf, die ſeinen Ruhm nicht nur über Deutſchland, ſondern auch ins Ausland verbreiteten. Die Auffoderungen und dringenden Vorſtellungen des enthuſiaſtiſchen Lavaters, der ihn dem Chriſtenthum gewinnen wollte, wußte Mendelsſohn mit Feinheit und Delicateſſe abzulehnen, wie ſeine Correſpondenz mit Lavater zeigt; aber der Verdruß, ſich auf eine ſo unerwartete Weiſe angegriffen zu ſehn, zog ihm eine ſchwere Krankheit zu, die ihn lange zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. Nur langſam genas er. Er verſuchte jetzt wieder ein zuſammenhängendes Werk zu ſchreiben. Auf eine geringe Veranlaſſung legte er in ſeinem Jeruſalem oder über religiöſe Macht und Judenthum der Welt die trefflichſten Ideen vor, die zum Theil deßwegen ſo ſchief verſtanden wurden, weil ſie Vorurtheile, die ſeit Jahrhunderten befeſtigt waren, geradezu angriffen. Er hatte ſeinem älteſten Sohne und einigen andern Junglingen die Anfangsgründe ſeines philoſophiſchen Syſtems, beſonders die Lehre von Gott, in einigen Morgenſtunden aus einander geſetzt. Die Reſultate ſeiner Unterſuchungen machte er jetzt in einem Werke, unter dem Titel, Morgenſtunden, bekannt, von dem, ſeines dazwiſchen eintretenden Todes wegen, nur der erſte Band erſchien. Jetzt erhielt er F. H. Jacobi's an ihn gerichtete Schrift: Über die Lehre des Spinoza. Mendelsſohn glaubte ſeinen todten Freund Leſſing gegen die Beſchuldigung, ein Anhänger des Spinozismus geweſen zu ſeyn, vertheidigen zu müſſen. Sein Herz war tief verwundet; ohne ſeiner erſchöpften Kräfte zu achten, eilte er, den erſten Eindruck der jacobiſchen Beſchuldigung zu vertilgen, und arbeitete die Schrift aus: Moſes Mendelsſohn an die Freunde Leſſings. Er befand ſich in einem ſo gereizten Zuſtande, daß eine Erkältung hinreichend war, ſeinem Leben ein Ende zu machen. Er ſtarb den 4ten Januar 1786. — Deutſchland hat dieſem großen Lehrer ſeiner Nation, deſſen Vorbild Sokrates war, um ſo williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hinderniſſe er zu überwältigen hatte. Die deutſche Sprache verdankt ihm einen großen Theil ihrer Bildung und Würde. Im philoſophiſchen Dialog machte er unter den Deutſchen den erſten gelungnen Verſuch, indem er denſelben dem Plato und Xenophon nachbildete. Er gab zuerſt den Unterſuchungen der ſyſtematiſchen Philoſophie Eleganz und äſthetiſches Intereſſe. — Außer den bereits genannten Schriften führen wir noch von ihm an: ſeine philoſophiſchen Schriften, 2 Bände; ſeinen Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele,

und ſeine Überſetzung der fünf Bücher Moſis und der Pſalmen u. ſ. w.

Mosheim (Johann Lorenz von), Kanzler und Profeſſor der Theologie in Göttingen, aus einem ſteyermärkiſchen Geſchlechte entſproſſen und den 9ten October 1694 zu Lübeck geboren. Er ſtudirte zu Kiel, ward daſelbſt 1718 Magiſter und im folgenden Jahre Beiſitzer der philoſophiſchen Facultät, da er ſich ſchon durch Lehren und Predigten, und durch gelehrte Schriften einen Namen machte. Er erhielt deßwegen mehrere ehrenvolle Vocationen, die er aber aus verſchiednen Gründen ablehnte, bis er 1723 als Profeſſor der Theologie nach Helmſtädt ging, wo er 1726 auch Kirchen- und Conſiſtorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelſtein wurde. Nachdem er in Verbindung mit dieſen Stellen zuletzt noch das General-Inſpectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel verwaltet, und ſich durch Lehren und Schriften den ausgebreitetſten Ruhm erworben hatte, kam er 1747 in der Würde eines Kanzlers der Univerſität (die vor und nach ihm niemand bekleidete) nach Göttingen, wo er mit täglichen Vorleſungen über die Kirchengeſchichte und über die meiſten Theile der Theologie fortfuhr bis an ſeinen Tod den 9ten September 1755. Große Verdienſte um alle Theile der theologiſchen Wiſſenſchaften machen ihn unſterblich. Er war der Vater und Wiederherſteller der Kirchengeſchichte, und verbeſſerte Arnolds nicht allzuglücklich gerathnen Verſuch. Er gab ihr neben der Zuverläſſigkeit eine pragmatiſche Geſtalt. In der Ketzergeſchichte war er gleichſam ein neuer Schöpfer, und wußte die künſtlichſten Syſteme aus den Lehren der Ketzer zuſammenzuſetzen; wenn er dabei irrte, ſo geſchah es aus einem Fehler der Liebe. Sein Hauptwerk in dieſem Fache ſind die Institutiones hist. eccles. libr. IV. Helmſtädt 1755, 4., die vorher unter mancherlei Geſtalt erſchienen ſind, nachher auch deutſch überſetzt und vermehrt. Seine Sittenlehre der heiligen Schrift (4te Aufl. 5 Th. Helmſtädt 1753, 4.) bleibt wegen ihrer Vollſtändigkeit und wegen der durchaus practiſchen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung, in welcher ſie ihre moraliſchen Wahrheiten vorträgt, ein vorzügliches Werk. Der Plan war aber freilich zu weitläuftig angelegt, und die Ausführung zu wortreich gerathen; daher blieb das Werk unvollendet, und ſein geſchickter Fortſetzer, J. P. Miller, hatte noch vier Bände auszuarbeiten. Auch in der Kanzelberedſamkeit machte Mosheim Epoche, theils durch ſeine Anweiſung, erbaulich zu predigen, 2te Aufl. 1771, 8., vornehmlich aber durch ſeine für die Zeit ihrer Erſcheinung muſterhaften Religionsvorträge. Er vereinigte Gründlichkeit und Popularität, Feuer und Rührung, Reichthum und Eleganz; nur iſt der Plan oft zu weitläuftig. Auch der Auslegungskunſt der heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leiſtete er wichtige Dienſte. Seine lateiniſche Schreibart iſt ſchön, und ſein akademiſcher Vortrag floß ohne Anſtoß, bloß mit Beihülfe einiger wenigen Zeilen unaufhörlich fort. Auch ſein moraliſcher Charakter war alles Lobes werth.

Moskau. Die alte ehrwürdige Hauptſtadt des mächtigen ruſſiſchen Reichs hat in unſern Tagen eine neu erhöhte Wichtigkeit erhalten; Moskau ward die Fackel der neuen Freiheit für den geſammten, durch langem, ſchmählichen Druck der Tyrannei unterjochten Continent von Europa. Als im Jahr 1812 Napoleons unſtäter Eroberungsgeiſt Rußland zum Kriege gezwungen, das Reich, wel-

ches allein noch dem Despoten einen mächtigen Damm gegen ſeine Univerſalherrſchaft über den europäiſchen Continent entgegenzuſetzen ſchien, drang er mit dem zahlreichſten Heere, welches Europa ſeit der Völkerwanderung geſehn, unaufhaltbar in das Innre des ruſſiſchen Reichs vor. In zwei blutigen Schlachten, der einen bei Smolenſk den 17ten Auguſt, der zweiten an der Moskwa bei Moſaisk am 7ten September 1812, ſuchte vergeblich das ruſſiſche Heer den raſchen Zug des Gefürchteten aufzuhalten. Die heroiſchſte Tapferkeit ſah ſich gezwungen, der Übermacht zu weichen, und Napoleon hielt am 14ten September deſſelben Jahrs ſeinen triumphirenden Einzug in Moskau. Doch ſchon ſtand die große Kaiſerſtadt in Flammen, und bald einſam unter den dampfenden Ruinen von Moskau zwangen den Eroberer der Mangel und der nahende Winter und die drohende Nähe des verſtärkten ruſſiſchen Heers zu jenem unvergeßlichen Rückzuge aus Rußland, der die zahlloſen Schaaren des übermüthigen vernichtete und für Europa die Morgenröthe beſſerer Tage ward. — Moskau, die alte und erſte Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs, wiewohl die Reſidenz ſeit der Erbauung von Petersburg durch Peter den Großen nach letzterm Orte verlegt war, liegt an zwei Flüſſen, der Moskwa und der Reglina, und enthielt bisher in einem Umkreiſe von fünf deutſchen Meilen, vier Haupttheile, deren jeder beinahe wiederum eine eigne Stadt für ſich bildete, nämlich 1. den Kreml, mit dem alten kaiſerlichen Reſidenzſchloſſe und der Kathedralkirche, in welcher die Kaiſer geſalbt und gekrönt werden, nebſt mehrern andern anſehnlichen Gebäuden; 2. Kitaigorod; 3. Belgorod, mit den Gebäuden der in unſern Tagen vollkommen neu organiſirten Univerſität, und 4. Semlänoigorod. Die geſammte Stadt enthielt im Jahre 1809, nebſt ihren 30 Sloboden oder Vorſtädten, über 12,000 Häuſer, die zahlloſen Buden ungerechnet, und nahe an 300,000 Einwohner. Eine Menge Kirchen, der Sitz verſchiedner hohen Reichscollegien, Erziehungs- und wiſſenſchaftlicher Anſtalten, der vornehmſten Fabriken und Manufacturen des Reichs, machten Moskau zu einer der erſten und prächtigſten Städte der Welt. Moskau war und blieb die eigentliche Hauptſtadt von Rußland; nicht nur war es fortdauernd der Sitz des innern Handels, ſondern auch der Ort, wo die ruſſiſchen Nationalſitten und der ruſſiſche Nationalcharakter ſich am längſten unvermiſcht erhalten hatten, wozu die Gegenwart eines zahlreichen, begüterten Adels, der vom Hofe unabhängiger bleiben wollte, vorzüglich mit beitrug. Cz

Moslemin Rechtgläubige, ein religiöſer Beiname der Mahomedaner.

Motette iſt ein über einen bibliſchen Text in Proſa, meiſtens nur für Singſtimmen, geſetztes und nach Fugenart behandeltes Tonſtück. Man findet dergleichen vier-, fünf- ſechsſtimmig, auch mit abwechſelnden Chören. Von einer andern Gattung ſind die Motetten, welche in Italien und Frankreich üblich ſind; dieſe werden alle mit Inſtrumenten begleitet, haben zwar auch ähnliche Texte aus der heiligen Schrift, beſonders aus den Pſalmen, jedoch meiſtentheils in gereimten lateiniſchen Verſen, ſo daß ſie mit Arien und Recitativen abwechſeln und am gewöhnlichſten nur von einer Stimme geſungen werden.

Motion heißt ein jeder Antrag oder Vorſchlag, den im engliſchen Parlament ein Mitglied zur Berathſchlagung vorlegt. In

gleicher Bedeutung wurde es auch in Frankreich zur Zeit der Revolution genommen, indem jeder Conventsdeputirte oder ſonſtiges Mitglied einer Volksverſammlung das Recht hatte, eine Motion zu machen; jedoch durfte über keinen Gegenſtand, wenn nicht vorläufig ein Conventsdecret die Gültigkeit der Berathſchlagung anerkannt hatte, deliberirt werden.

Motte (Antoine Houdard de la), ein bekannter franzöſiſcher Dichter, war 1672 zu Paris geboren, ſtudirte die Rechte, entſagte aber der juriſtiſchen Laufbahn, die ſeiner Denkungsart nicht entſprach, und widmete ſich der Poeſie. Seine Neigung zog ihn zum Theater. Er war einundzwanzig Jahr alt, als (1693) ſein erſtes Stück auf dem italieniſchen Theater aufgeführt wurde. Es war eine Farce in drei Acten, gemiſcht aus Proſa und Verſen, betitelt Les Originaux ou l'Italien. Der Fall dieſes Stücks verurſachte ihm ſolchen Kummer, daß er ſich nach La Trappe flüchtete. Aber der berühmte Abbé Rancé verſagte dem Jünglinge die Aufnahme und entließ ihn nach einigen Monaten. La Motte ging nach Paris zurück und arbeitete zunächſt für die Oper, welche Gattung ihm vielleicht am beſten gelungen iſt. Wenigſtens iſt er ein beſſerer Verskünſtler und ſelbſt mehr Dichter in ſeinen lyriſchen Werken als in ſeinen Tragödien. Dagegen machte ihn ſeine Überſetzung der Iliade Homers, die er 1714 herausgab, faſt lächerlich. Ohne ein Wort griechiſch zu verſtehn, hatte er ſich an dieſe Arbeit gemacht, die von dem Geiſte und den Schönheiten des Originals nichts ahnen läßt. Die Abhandlung, die er hinzufügte, iſt mit Feinheit und Eleganz geſchrieben, aber Homer wird ſehr übel darin mitgenommen. Madam Dacier ſtellte ihr eine andre, voll Pedanterei und beleidigenden Unhöflichkeiten Des causes de la corruption du goût, entgegen, welche La Motte durch ſeine Reflexions sur la critique mit eben ſo viel Witz als Anmuth beantwortete. Dieſe Antwort erſchien 1715 und entzweite alle Gelehrte. Der Streit wurde ſo hitzig und ſpaßhaft zugleich, daß man die Hauptperſonen ſogar auf die Bühne brachte. Einen neuen Streit erregte La Motte's Behauptung, daß man in jeder Schreibart, ſelbſt in der Tragödie, ſich in Proſa beſſer ausdrücken könne als in Verſen. So endigte dieſer Dichter, der ſein Leben hindurch Verſe gemacht hatte, damit, ſie verdächtig zu machen und das Verſificiren für eine ſinnreiche Narrheit zu erklären. Um ſeine Behauptung noch anſchaulicher zu machen, ſchrieb er einen Ödip in Proſa, den er mit ſeinem frühern in Verſen contraſtiren ließ. Den Spott, den er für dieſe Paradoxen reichlich einerntete, ertrug er als Philoſoph. Er ſtarb im December 1731. Seine Werke ſind 1754 zu Paris in 11 Duodezbänden vereinigt erſchienen. Die wichtigſten darunter ſind: 1. vier Tragödien, Les Machabées, Romulus, Inès de Castro und Oedipe. Allen fehlt es an Reinheit, Klarheit, Kraft, Adel und Eleganz; 2. die Luſtſpiele L'Amant difficile; Minotolo; Le Calendrier des vieillards; Le Talisman; La Matrone d'Ephèse und Le Magnifique. Letzteres iſt ein Muſter von Zartheit und Geſchmack, voll Geiſt, Wahrheit und Anmuth, und hat den Beifall, den es bei ſeiner Erſcheinung fand, ſich erhalten; 3. Opern, von denen l'Europe galante; Issè; L'Amadis de Grèce; Omphale; Le Carnaval et la Folie; Alcyone und einige andre noch mit Erfolg gegeben werden. Sie ſind nach dem Urtheil der Franzoſen unter allen ſeinen Werken wegen ihrer edeln Eleganz und Lieblichkeit die vorzüglichſten, obgleich eine

gewiſſe Einförmigkeit in ihnen nicht zu verkennen iſt; 4. Oden, mehr philoſophiſch als poetiſch; unter den galanten finden ſich mehrere treffliche, in denen ſich die Natur mit allen Feinheiten der Kunſt zeigt; 5. zwanzig Eklogen, die größtentheils den Preis in den Blumenſpielen gewonnen haben. Die Annehmlichkeit und Unſchuld des Landlebens ſind darin höchſt reizend geſchildert; 6. Fabeln, die jedoch nicht großen Beifall fanden, da es ihnen im Ganzen an Natürlichkeit fehlt. Theils ſind ſie von ihm erfunden, theils nach frühern bearbeitet; 7. verſchiedne Abhandlungen, als über die Poeſie, über die Ode, die Ekloge, die Fabel, die Tragödie. Sie ſind ſämmtlich verkappte Apologien ſeiner verſchiednen Werke; in allen erkennt man den Philoſophen und Mann von Geiſt; 8. mehrere Reden für die Akademie und eine Lobrede auf Ludwig XIV., ſchätzbarer wegen der Form als wegen des Inhalts; 9. Plan des preuves de la religion, trefflich geſchrieben; 10. ein kleiner Roman, betitelt Salneld et Garaldi, eine Bagatelle voll Geiſt und Empfindung. — Alle ſowohl hier genannten als übergangnen Werke verdienen nicht, unter die claſſiſchen der Franzoſen geſetzt zu werden. Sie haben einzelne Schönheiten, aber nicht den Stempel des wahren Genies. Wenige Schriftſteller haben mehr Anhänger gehabt; und das konnte nicht anders ſeyn; er lobte, man lobte ihn wieder. Das richtige Urtheil kann dadurch wohl verzögert werden, aber es erfolgt unausbleiblich. La Motte iſt nach demſelben aus der Reihe der Dichter ausgeſchloſſen und in die Claſſe der ſchönen Geiſter verwieſen worden.

Motte (Marie Anne de Saint Remy de Valois, vermählte Gräfin de la), geboren zu Fontette den 22ſten Julius 1756, war eine Tochter des James de Saint Remy de Valois, der verarmt im Hotel Dieu zu Paris im Jahr 1702 ſtarb, nachdem er ſich 1755 mit Marie Foſſel, mit der er ſchon vor ſeiner Verehelichung einen Sohn erzeugte, verheirathet hatte. Er ſtammte in gerader Linie und im 6ten Grade von Heinrich II., Könige von Frankreich und Navarra, ab, der mit Nicole de Savigny einen Sohn, Namens Heinrich de Saint Remy, erzeugt hatte. Dies Geſchlechtsregiſter und dieſe Abſtammung der Gräfin iſt zwar von franzöſiſchen und deutſchen Schriftſtellern hin und wieder angefochten worden, allein mit keinem zureichenden Grunde, indem ſowohl der ununterbrochne Beſitz des Gutes Fontette bis auf den Vater der Gräfin, der durch üble Wirthſchaft ſolches verſchleuderte, als auch die von dem Wappenrichter des franzöſiſchen Adels am 13ten October des Jahrs 1785 unterzeichnete Urkunde für die Richtigkeit dieſer Abſtammung mehr beweiſen, als die bis jetzt dagegen vorgebrachten Einwürfe. Völlig hülflos und verlaſſen, fand Marie Anne de Saint Remy de Valois in ihrer zarten Kindheit an der Marquiſe von Baulainvillier eine Beſchützerin, die ſie für eine rechtmäßige Beſitzerin des Namens, welchen ſie führte, erkannte, und auf deren Rath ſie auch im Jahre 1779 ihre Anſprüche auf das Gut ihrer Vorfahren geltend zu machen ſuchte. Da ſie ſich deßhalb nach Bar ſur Aube begab, wurde ſie hier mit dem jungen Grafen de la Motte bekannt, der bei den Gensd'armen angeſtellt war, und vermählte ſich mit Bewilligung ihrer Beſchützerin mit demſelben. Nach dem Tode ihrer Beſchützerin wußte ſie ſich die Gunſt und Protection des Cardinals von Rohan zu verſchaffen, wurde in deſſen Angelegenheiten geflochten, und beſonders von ihm in der im Jahre 1785

zur Sprache gekommenen Halsbandsgeſchichte gebraucht, bei der ſie den mit den Juvelieren über daſſelbe abgeſchloſſenen Contract mit der Unterſchrift Marie Antoinette von Frankreich unterzeichnete. In dem ihr im Jahre 1785 deßhalb gemachten Proceß wurde ſie als eine Betrügerin behandelt, die die Leichtgläubigkeit und Schwäche des Cardinals von Rohan benutzt, und das von demſelben erkaufte Halsband, welches ſie der Königin zuſtellen ſollte, unterſchlagen und auf den Grund dieſer Betrügereien und den Mißbrauch des erhabnen Namens der Königin, die von der Perſon der Gräfin keine Kenntniß haben wollte, zum Staubbeſen, Brandmark und Gefängniß verurtheilt, und dieſes Urtheil ungeachtet ihrer Berufung auf ihre königliche Abſtammung vollzogen. Sie entwiſchte aus ihrem Gefängniß und floh nach London, wo ſie zur Zeit des Ausbruchs der Revolution Memoiren herausgab, in denen ſie zu zeigen ſich bemühte, daß ſie allerdings von der Königin gekannt, und daß ſie das Halsband auf ihren Befehl an die von derſelben beſtimmte Perſon abgeliefert. Es iſt ihr nicht gelungen, die Welt von ihren Angaben und Anführungen zu überzeugen, obwohl bei dem wider ſie geführten Prozeß Unregelmäßigkeiten obgewaltet haben, und immer herrſcht über manche Theile dieſer Geſchichte ein noch nicht aufgeklärtes Dunkel. Die großen Ereigniſſe der Revolution machten, daß man die Gräfin de la Motte gewiſſermaßen aus den Augen verlor. Sie nahm auch an den Begebenheiten derſelben außer durch die Herausgabe ihrer Memoiren keinen weitern Antheil, und ſtarb, während der Brand in ihrem Vaterlande am heftigſten wüthete, zu London, wo ſie einige Gönner und Wohlthäter gefunden hatte, beinahe unbemerkt. DH.

Mounier, Secretär der Provinzialſtände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieſer Provinz zu den Generalſtänden, war ein Mann von ſeltner Tugend und Liebe für das allgemeine Beſte. Er hatte mitgewirkt, die franzöſiſche Revolution zu beſchleunigen, aber er war vielleicht der erſte, der davon zurücktrat, als er dieſe Revolution einen Gang nehmen ſah, der ſeiner Denkungsart widerſtritt. In den erſten Berathſchlagungen der Nationalverſammlung ſpielte er eine wichtige und einflußreiche Rolle. Am 20ſten war er einer von den Anſtiftern der berüchtigten Sitzung und des Eides im Ballhauſe, die eigentlich der Anfang der Revolution wurden. Er votirte eine Adreſſe an den König und trug auf die Entfernung der Garde, welche die Verſammlung umgab, an. Am 1ſten Juli widerſetzte er ſich mit Beredſamkeit jeder Einmiſchung der Verſammlung in die Militärdiſciplin, die ausſchließlich dem Könige zuſtehe. Ein Gleiches that er am 6ten. Am 9ten erſtattete er einen langen Bericht über das Verfahren bei Abfaſſung der Conſtitution, und war der Meinung, ihr eine Erklärung der Menſchenrechte voranzuſchicken. Am 13ten ſchlug er vor, wiewohl er das Recht des Königs, ſeine Miniſter zu wechſeln, vollkommen anerkannte, den König zu bitten, die eben entlaßnen Miniſter zurückzurufen, beſchuldigte wegen der öffentlichen Unordnungen die Feinde der Freiheit, die den König umlagerten, und foderte die Verſammlung auf, dem Könige zu erklären, daß ſie zu dem neuen Miniſterium kein Zutrauen haben könne. Er beſtritt jedoch diejenigen, die Neckers Zurückberufung foderten, und behauptete, daß man ſie dem Könige nur rathen dürfe. Zu gleicher Zeit beſtand er auf die Entfernung der Truppen, die der König nach der Hauptſtadt berufen

hatte. Am 27ſten verlas er im Namen der Conſtitutionscomité, in die er den 14ten getreten war, den Entwurf einer Erklärung der Menſchenrechte und einen Abriß der Grundſätze, auf welche die Comité eine beſchränkte monarchiſche Verfaſſung zu entwerfen gedenke. Den 31ſten Juli erhob er ſich gegen die willkürlichen Proſcriptionen des Volks in der Hauptſtadt. Den 10ten Auguſt ſetzte er gegen Mirabeau eine Eidesformel für die Truppen und ein Decret durch, das die Obrigkeiten bevollmächtigte, das Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu requiriren. Den 20ſten legte er eine neue Ausfertigung der erſten Artikel der Menſchenrechte vor, welche decretirt wurden. Den 29ſten ſprach er für das königliche Veto. Den 31ſten verlas er im Namen der Conſtitutionscomité einen Organiſationsentwurf für den geſetzgebenden Körper, und den 4ten September ſprach er über zwei Artikel dieſes Entwurfs. Der eine betraf das unbedingte Veto, das er dem Könige bewilligen wollte; der zweite die Bildung eines permanenten geſetzgebenden Körpers, beſtehend aus der Kammer der Repräſentanten und dem Senat. Letzteres gab zu vielen Streitigkeiten Anlaß. Am 28ſten wurde Mounier zum Präſidenten gewählt, und als ſolcher war er Zeuge der Ereigniſſe in der Nacht vom 5ten auf den 6ten October, ohne im Stande zu ſeyn, ſie zu hindern. Aber dieſe Ereigniſſe öffneten ihm die Augen über die Plane der verſchiednen Factionen; ſogleich kehrte er in die Dauphiné zurück, ſandte den 21ſten November ſeine Entlaſſung ein und gab eine Darſtellung ſeines Betragens heraus. Zu Genf, wohin er ſich begab, ließ er unter dem Titel Appel à l'opinion publique ein mit noch mehr Freiheit und Kühnheit geſchriebnes Werk drucken, worin er die Ereigniſſe des 5ten und 6ten Octobers entwickelte und den Bericht Chabrouds zu Gunſten des Herzogs von Orleans und ſeiner Mitſchuldigen widerlegte. Darauf begab er ſich nach Deutſchland, und fand in Weimar Aufnahme und Unterſtützung. Der Herzog räumte ihm das Luſtſchloß Belvedere zu einer Erziehungsanſtalt ein, welche beſonders aus jungen Engländern beſtand. Nach dem 18ten Brumaire wurde Mounier zurückberufen, 1802 zum Präfecten des Departements der Ille und Vilaine ernannt, 1804 zum Candidaten für den Erhaltungsſenat erwählt, und 1805 in den Staatsrath berufen. Er ſtarb im Januar 1806, in einem Alter von 45 Jahren. Folgendes ſind ſeine Schriften: 1. Procès-verbal de l'assemblée générale des trois états du Dauphiné, tenue à Romans; 2. Pouvoirs des députés du Dauphiné; 3. Nouvelles observations sur les états-généraux; 4. Considérations sur les gouvernemens et principalement sur celui qui convient à la France; 5. Rapport sur le même sujet; 6. Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné; 7. Appel au tribunal de l'opinion publique; 8. Examen du Mémoire du Duc d'Orléans etc.; 9. Recherches sur les causes qui ont empêché les François de devenir libre et sur les moyens qui leur restent pour acquérir la liberté; 10. Adolphe ou Principes élémentaires de politique et résultats de la plus cruelle des expériences; 11. De l'influence attribuée aux philosophes, aux franc-maçons et aux illuminés sur la révolution de France.

Mouradja d'Ohſſon, geboren zu Conſtantinopel, trat frühzeitig in die Dienſte der ſchwediſchen Geſandtſchaft bei der ottomaniſchen Pforte, und ſchwang ſich durch ſeine Verdienſte und Ta-

lente zu den erſten diplomatiſchen Würden empor. Er wurde zum Chargé d'Affaires und Ritter des Waſaordens und endlich zum bevollmächtigten Miniſter und außerordentlichen Botſchafter ernannt. Seine Kenntniß der arabiſchen und türkiſchen Sprache ſetzte ihn in den Stand, aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen. Er nahm ſich vor, eine Geſchichte Selims II. zu ſchreiben; bald aber faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemählde des ottomaniſchen Reichs. Der Ausführung dieſer Unternehmung widmete er ſich mit unermüdetem Fleiß, und nicht ohne große Schwierigkeiten gelang es ihm, über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moſcheen und des Familienlebens der Türken von einem abergläubiſchen, knechtiſchen und mißtrauiſchen Volke zuverläſſige Nachrichten einzuſammeln, dergleichen noch bis dahin fehlten. Mit den zuſammengebrachten Materialien ging er 1784 nach Paris, arbeitete ſie aus, und ließ 1788 und 89 die beiden Bände ſeines Tableau général de l'Empire ottoman erſcheinen. Dieſes Werk entſprach vollkommen den Erwartungen, die man davon hatte. Die typographiſche Pracht und die Schönheit der Kupfer hatten zwar einen Aufwand erfodert, den der Abſatz nicht decken konnte, allein d'Ohſſon, der ein bedeutendes Vermögen beſaß, berechnete die Opfer nicht, die er für die Vervollkommnung und Ausſchmückung ſeines Werks brachte. Die Revolution unterbrach ſeine literariſche Thätigkeit; d'Ohſſon begab ſich nach Conſtantinopel. Selim III., der die Gelehrſamkeit ſchätzte, nahm ihn günſtig auf, ließ ſich die beiden erſchienenen Bände vorlegen, und befahl, weit entfernt, über die Enthüllung einiger Geheimniſſe unzufrieden zu ſeyn, daß man dem gelehrten Forſcher bei ſeiner Arbeit durch Willfährigkeit in Herbeiſchaffung der Materialien und Quellen unterſtütze. Nach einem langen Aufenthalt zu Conſtantinopel kam d'Ohſſon nach Paris zurück, wo er von ſeinem großen Vermögen kaum noch einige Spuren fand. Selbſt die Niederlagen, worin er die Exemplare ſeines Werks nebſt den Platten, Zeichnungen u. ſ. w. aufbewahrt hatte, waren erbrochen und geplündert worden. Ohne ſich durch dieſe Unfälle niederſchlagen zu laſſen, entwarf er vielmehr jetzt einen noch weitern Plan, der ein hiſtoriſches Gemählde des ganzen Orients umfaßte. Die Ausführung deſſelben beſchäftigte ihn ganz. Schon hatte er 1804 zwei Bände des Tableau historique de l'Orient erſcheinen laſſen, als ein Bruch mit Schweden ihn eine neue Unterbrechung ſeiner Arbeit fürchten ließ. Er ſuchte und erhielt von ſeiner Regierung die Erlaubniß, ſich aufs Land zurückziehn zu dürfen. Hier ſetzte er ſeine Beſchäftigungen drei Jahre lang fort, um endlich das Ziel eines fünfundvierzigjährigen Beſtrebens zu erreichen. Er lieferte ein Werk, das in drei für ſich beſtehenden Abtheilungen eine vollſtändige Darſtellung des ottomaniſchen Reichs enthält. Dieſe drei Abtheilungen führen die beſondern Titel: Tableau historique de l'Orient, eine Geſchichte aller Völker unter ottomaniſcher Botmäßigkeit; Tableau général de l'empire ottoman, eine Darſtellung der Geſetzgebung, Religion, Sitten u. ſ. w.; endlich L'Histoire de la maison Ottomane von Osman I. bis 1758. Das Ganze war der Beendigung nahe, als d'Ohſſon 1807 ſtarb.

Mousqueton, insgemein Muskedonner, eine veraltete Art größerer Musketen mit kurzem Lauf und weiter Mündung, woraus man mehrere Kugeln auf einmal ſchoß.

Mozart (Leopold), der Vater des berühmten Wolfgang Amadeus Mozart, war 1719 zu Augsburg geboren. Er ſtudirte zu Salzburg und trat 1743 als Hofmuſikus in die Capelle des Erzbiſchofs. Im J. 1762 erhielt er die Stelle eines Unterdirectors der Capelle dieſes Fürſten. Die Zeit, welche ſeine Amtsgeſchäfte ihm übrig ließen, widmete er dem Unterrichte in der Compoſition und auf der Violine. Im J. 1756 erſchien zu Augsburg ſein Verſuch einer gründlichen Violinſchule, ein Werk, das nach dem Zeugniß der größten Meiſter von dem ausgebreitetſten Nutzen geweſen. Die trefflichſten Violiniſten, welche Deutſchland in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beſeſſen, ſind durch daſſelbe gebildet worden. Außerdem hat er mehrere Oratorien und andre Kirchenſtücke, mehrere Theatermuſiken u. ſ. w. geliefert.

Mozart (Johannes Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus), ward zu Salzburg am 27ſten Januar 1756 geboren. Kaum drei Jahre alt, vermochte er ſchon von ſelbſt, Terzen auf dem Claviere zu greifen, worauf er dann eine ausnehmende Freude darüber bezeigte, dieſe Harmonie gefunden zu haben. Im vierten Jahre ſeines Alters fing ſein Vater gleichſam ſpielend an, ihn einige Menuetten und andere Stücke auf dem Claviere zu lehren. Zu einer Menuett brauchte er eine halbe Stunde, zu einem größern Stücke eine Stunde, um es zu lernen und es dann mit der vollkommenſten Nettigkeit und mit dem feſteſten Tacte zu ſpielen. Von nun an machte er ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er in ſeinem fünften Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er ſeinem Vater vorſpielte und dann von dieſem zu Papiere bringen ließ. Pſychologiſch merkwürdig iſt es, daß er, ehe ihm die Muſik bekannt war, für alle Kinderſpiele ſich ſo empfänglich zeigte, daß er Eſſen und Trinken und alles andere darüber vergeſſen konnte, ſo wie er dann auch mit kindlichem Gemüthe liebevoll an jedermann ſich anſchloß. Aber von der Zeit an, wo er Muſik zu lernen begonnen hatte, verlor er allen Geſchmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerſtreuungen der Kindheit. Ob er nun gleich auch die übrigen Gegenſtände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte; ſo blieb dennoch die Muſik diejenige Beſchäftigung, von welcher ſeine ganze Seele erfüllt zu ſeyn ſchien. Mit Rieſenſchritten ging er darin vorwärts, ſo daß ſelbſt ſein Vater, der doch täglich um ihn war und jede Stufe ſeiner Fortbildung bemerken konnte, oft davon überraſcht und darüber, wie über ein Wunder, in Erſtaunen geſetzt wurde. Dies war einſtens der Fall mit einem Clavier-Concerte, welches der junge Mozart bereits im fünften Jahre verfertigt hatte, und das nach allen Regeln der Kunſt geſetzt, aber auch zugleich ſo ſchwer war, daß es kein geübter Künſtler, viel weniger der junge Mozart ſelbſt, hätte ſpielen können. Dieſer war nun in ſeinem ſechsten Jahre bereits ſo in der Muſik fortgeſchritten, daß ſein Vater dadurch bewogen wurde, mit ihm und ſeiner Schweſter, die ebenfalls ein muſikaliſches Wunder war, eine Reiſe nach München, wo ſie eine ſehr ſchmeichelhafte Aufnahme fanden, und darauf nach Wien zu machen, wo die beiden kleinen Virtuoſen dem kaiſerlichen Hofe vorgeſtellt wurden. Die beiſpielloſe Fertigkeit, die für ſein damaliges Alter von allen als ein Wunder angeſtaunt wurde, erhielt noch dadurch etwas ſehr Intereſſantes, daß er nur vor eigentlichen Kennern ſpielen wollte, und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiſer Franz, daß er Wagenſeil kom-

men laſſen ſollte; dies geſchah, und der junge Mozart ſpielte dieſem zu deſſen Überraſchung eins ſein.r Concerte mit bewundernswürdiger Fertigkeit vor. Übrigens hatte er bis jetzt, außer dem Clavier, noch kein anders muſikaliſches Inſtrument in Händen gehabt. Aber es ſchien, als ob das Clavier allein ſchon ein zu kleiner Spielraum ſeines ausgezeichneten Genies geworden wäre. In Wien hatte man ihm eine kleine Getge geſchenkt, auf der er bereits, als die Familie nach Salzburg zurückgekehrt war, wider Wiſſen des Vaters, ſolche Fortſchritte gemacht hatte, daß er zum Erſtaunen aller Anweſenden die zweite Geige zu einem Trio mit Präciſion und Nettigkeit vorzutragen im Stande war. Von nun an zeigte es ſich auch, daß das ganze innere Seyn, die eigentliche Individualität des jungen Mozart, der Muſik hingegeben und nur durch ſie vorhanden ſey; denn nur Muſik beſchäftigte ihn, nur Muſik war das Mittel, wodurch die Seele im Körper ſich kundbar machte. Auch iſt es ſchon aus dieſer Periode höchſt bemerkenswerth und gibt uns über den Charakter aller ſeiner Werke einen ſo höchſt befriedigenden Aufſchluß, daß ſeinem Gehöre jeder Mißklang, ja ſogar ſchon jeder rauhe, ſchmetternde und durch Zuſammenſtimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich war, ja, daß er ſogar, wie wirklich einmal geſchah, davor bleich, leblos und in Verzuckungen zur Erde ſank. Finden wir die Wirkung von dieſem, nur für das Schöne und Reizende der Kunſt empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrſcht nicht, trotz der gewohnten Vollſtimmigkeit, ſo zu ſagen, in jedem Tacte derſelben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die ſelbſt in ihren kühnſten Übergängen und Fortſchreitungen auch dem ungebildetſten muſikaliſchen Sinne zur Wolluſt wird? Bewirkt nicht eben dieſe klare Verſtändlichkeit der mozartiſchen Werke, daß ſie alle, ohne Ausnahme, dargeſtellt, geſungen und von Allen mit gleichem Entzücken genoſſen werden? Übrigens erzählt man noch aus dieſer Periode, daß er einſtens die, um einen halben Viertelton verſchiedene Stimmung ſeiner eignen Geige von einer andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hauſe geſpielt hatte, zum Erſtaunen der Anweſenden, welche dieſe Geige holen ließen, anzugeben wußte. Im Jahre 1763, alſo im ſiebenten Jahre des jungen Mozarts, machte die Familie die erſte große Reiſe außer Deutſchland, wodurch nun der Ruhm des jungen Künſtlers ſich allgemein verbreitete. Nachdem ſie mehrere große Städte beſucht und überall mit freudigem Enthuſiasmus aufgenommen worden war, kam ſie im November deſſelben Jahrs in Paris an, wo ſie ein halbes Jahr verweilte und wo beſonders der junge Mozart mit Ruhm und Unterſtützung gleichſam überſchüttet wurde. Hier war es, wo er in einem Alter von ſieben Jahren ſeine beiden erſten Werke verfertigte und ſie öffentlich bekannt machte. Im April 1764 reiſ'te ſie über Calais nach England, wo ſie ſich bis in die Mitte des folgenden Jahres aufhielt. Schon am 10ten April deſſelben Jahres ließ ſie ſich am königlichen Hofe hören, eben ſo wieder im folgenden Monate, wo der Sohn auch die Orgel des Königs ſpielte. Alle ſchätzten hier ſein Orgelſpiel. In einem darauf folgenden öffentlichen Concerte wurden nur Symfonien von der Compoſition des jungen Mozarts geſpielt. Hier ſowohl, wie bereits in Paris, wurden ihm die ſchwerſten Clavierſachen von Bach, Händel u. ſ. w. vorgelegt, die er alle vom Blatte und zwar im angemeſſenen Tacte und mit

der größten Präciſion vortrug. Als er einſt beim Könige ſpielte, nahm er eine bloße Baßſtimme und trug eine vortreffliche Melodie darüber vor. So nahm ihn Joh. Chriſtian Bach, der Lehrmeiſter der Königin, zwiſchen die Knie und ſpielte einige Tacte einer Sonate, worauf Mozart daſſelbe that; und ſo immer abwechſelnd ſpielten beide die ganze Sonate mit einer ſolchen Präciſion, daß jeder, der nicht zuſah, glauben mußte, das Stück werde nur von einem einzigen Spieler vorgetragen. Während ſeines Aufenthalts in England, und folglich im achten Jahre ſeines Alters, componirte er ſechs Sonaten, die er in London ſtechen ließ und der Königin widmete. Im Julius 1765 reiſ'te ſie durch die Niederlande nach Holland, wo Mozart vor dem Erbſtatthalter ſpielte. Hierauf ging ſie wieder nach Paris und, nachdem ſie zweimal in Verſailles geweſen war, über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Churfürſt dem jungen Mozart ein Thema vorſang, welches dieſer, in ſeiner Gegenwart und ohne Clavier und Geige, ausführte und zu Papier brachte. Als er damit fertig war, ſpielte er es und wurde dafür mit dem Erſtaunen und der Bewunderung des Churfürſten und aller Anweſenden belohnt. Endlich kam ſie nach einer Abweſenheit von noch nicht drei Jahren zu Ende des Jahres 1766 wieder in Salzburg an, wo ſie bis in das Jahr 1768 blieb und darauf eine zweite Reiſe nach Wien machte. Hier ſpielten die beiden Kinder vor dem Kaiſer Joſeph, der dem jungen Mozart auftrug, eine komiſche Oper, la finta semplice, in Muſik zu ſetzen. Sie erhielt den Beifall des Capellmeiſters Haſſe und Metaſtaſio's, wurde aber nachher nicht aufgeführt. Bei der Einweihung der dortigen Waiſenhauskirche ſetzte er das Amt, das Offertorium und ein Trompeten-Concert, und dirigirte als ein zwölfjähriger Knabe dieſe feierliche Muſik in Gegenwart des kaiſerlichen Hofes. Im Jahre 1769 trat Mozart, der Concertmeiſter beim ſalzburgiſchen Hoforcheſter geworden war, in Geſellſchaft ſeines Vaters eine Reiſe nach Italien an. Hatte er ſchon in andern Ländern ſo viele Bewunderung erregt, ſo kann man leicht denken, wie ſehr ſeine Erſcheinung in Italien willkommen ſeyn mußte, wo die Muſik, wie in ihrem eignen Boden, gedeiht, und wo die Kunſt höher als jedes andere menſchliche Beſtreben geſchätzt wird. In Bologna bewunderte insbeſondere der Pater Martini den Knaben, der im Stande war, ein jedes gegebne Fugen-Thema auf der Stelle zu bearbeiten und es augenblicklich auf dem Claviere auszuführen. In Rom erregte er auf eine andere Weiſe die Bewunderung der ganzen Stadt. Er unternahm es nämlich, das berühmte Miſerere, welches alljährlich in der Charwoche in der ſixtiniſchen Capelle geſungen und damals noch ſehr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu copiren, welches ihm auch dergeſtalt gelang, daß, als er es in einer Geſellſchaft am Claviere ſang, der Sopraniſt Chriſtofori, der es in der Capelle geſungen hatte und in der Geſellſchaft zugegen war, die lebhafteſten Beweiſe ſeiner Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel glaubten die Schüler des Conservatorio della pietà, in ſeinem Ringe ſtecke die Zauberkunſt ſeines Spiels: er zog ihn ab, und nun wurde erſt die Bewunderung recht groß. In Rom erhielt er vom Papſte das Kreuz und Breve als Militiae auratae eques, und in Bologna wurde er, nachdem er bei verſchloßnen Thüren und in einer halben Stunde ein vierſtimmiges Antiphona geſetzt hatte, einſtimmig als Mitglied und Capell-

meiſter der philarmoniſchen Akademie aufgenommen. Da er ſich bereits zur Compoſition der erſten Carneval-Oper zu Mailand verbindlich gemacht hatte; ſo nöthigte ihn dieſes, ähnliche Anerbietungen zu Bologna, Neapel und Rom ablehnen zu müſſen. Er kam zu Ende Octobers 1770 in Mailand an und componirte daſelbſt in ſeinem vierzehnten Jahre die erſte Oper, Mithridat, die ſchon am 26ſten December aufgeführt und dann mehr als zwanzig Mal nach einander wiederholt wurde. Von dem Beifall, den dieſe Oper erhielt, kann man auch ſchon daraus ſchließen, daß die Unternehmer ihm ſogleich auch die Compoſition der Oper für das Jahr 1773 ſchriftlich zuſagten. In Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied der philarmoniſchen Geſellſchaft. Und ſo verließ er Italien, wo man ihm allenthalben mit ausgezeichneter Ehre begegnet war und ihm den Namen il Cavaliere Filarmonico beigelegt hatte. Als Mozart im März 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief vor, in welchem ihm im Namen der Kaiſerin Maria Thereſia die Compoſition der großen theatraliſchen Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm dieſen Auftrag, reiſ'te im Auguſt wiederum auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten ſtets mit der Oper, die von Haſſe componirt war, und mit Mozarts Serenata abgewechſelt wurde. Im Winter 1773 ſetzte er darauf eben daſelbſt die ihm übertragne erſte Oper, Lucio Silla, die ſechsundzwanzig Mal hinter einander aufgeführt wurde. Nachdem er nun noch nach und nach eine komiſche Oper, la finta giardiniera, zwei große Meſſen, eine Serenate, il Re Pastora, und in Paris, wohin er zum zweiten Mal berufen worden war, eine große Symfonie für das dortige Concert spirituel geſetzt hatte, ging er in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre nach Wien, wo er in kaiſerliche Dienſte trat und auch ſeit der Zeit ſtets geblieben iſt. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen ſein bewundernswürdiges und früh entwickeltes Genie das ganze muſikaliſche Publicum berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art und ward, um mit wenigen Worten alles zu ſagen, der Lieblingscomponiſt ſeiner und, wie zu erwarten ſteht, aller künftigen Zeit. Dies war Mozart, der Tonkünſtler. Kein Forſcher der menſchlichen Natur wird ſich aber wundern, wenn ein großer, ja möchte man ſagen, vollendeter Künſtler nicht auch gleich groß in allen übrigen Künſten und Wiſſenſchaften, und überhaupt in allen Verhältniſſen des Lebens erſcheint. Eben darin iſt, wie uns dünkt, die Natur des wahren, umfaſſenden Genies begründet, daß dieſes, für keine Außendinge Sinn habend, nur auf ſich ſelbſt beſchränkt iſt und nur ſeiner Kunſt lebt, keinen Einfluß der äußern Einwirkungen und der Einzelnheiten anerkennend, die nur den bloßen Verſtand, entblößt von allem eigentlichen Genie, zu intereſſiren vermögen. So hat man Mozarten häufig ſeinen Mangel an allem, was Wiſſen heißt, zum Vorwurfe gemacht; ein Vorwurf, der, dünkt uns, durch das, was wir ſo eben geſagt haben, vollkommen widerlegt, ja ſogar bei ihm zu einem ehrenden Verdienſte wird. So wie dieſer ſeltne Geiſt früh ſchon in ſeiner Kunſt Mann wurde, ſo blieb er hingegen in allen übrigen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens ſtets Kind. Er lernte nie ſich ſelbſt regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigung und vernünftige Wahl im Genuſſe hatte er keinen Sinn. Aber eben dieſer immer zerſtreute,

dieſer immer in ſich zurückgezogne Menſch ſchien ein ganz andres, ein höheres Weſen zu werden, ſobald er ſich an das Clavier ſetzte. Dann ſpannte ſich ſein Geiſt, und ſeine Aufmerkſamkeit richtete ſich ungetheilt auf den einen Gegenſtand, für welchen er geboren war, auf die Harmonien der Töne. Die Muſik machte ſo ſehr das Hauptgeſchäft ſeines Lebens aus, daß er im eigentlichen Verſtande nie etwas that, als was entweder mittel- oder unmittelbar auf dieſelbe Bezug hatte. Ja beim Eſſen ſpielte er ſogar, als hätte er ein Clavier unter den Händen, auf dem Tiſche, und kam dadurch außer Stand, ſich das Fleiſch zu ſchneiden, ein Geſchäft, welches gewöhnlich ſeine Frau für ihn verrichtete. Am liebſten ſpielte er jedoch bei der Nacht und bis zum früheſten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Clavier entfernte. Gewöhnlich componirte er vor ſechs oder ſieben Uhr des Morgens bis um zehn Uhr, und zwar meiſtentheils im Bette; dann ſetzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn etwas dringendes zu verfertigen war. Außer der Muſik ſchien er nur noch eine Leidenſchaft zu haben; dies war das Billard, welches er mit dem höchſten Intereſſe zu ſpielen pflegte. Was ſeine Körperbildung anbetraf, ſo zeichnete ſich dieſe durch nichts Vortheilhaftes aus: er war klein, hager, blaß und verrieth durchaus nichts außerordentliches in ſeiner Phyſiognomie. Zum Schluß ſoll hier noch ſeinen Theatercompoſitionen eine flüchtige Erwähnung geſchehen, bei denen wir uns, zu unſerm Bedauern, jede eigentliche und ſtrenge Analyſe unterſagen müſſen. Von den Werken, die ſich auf den Bühnen von ganz Deutſchland erhalten haben und auf ewige Zeiten das Entzücken der deutſchen Nation machen werden, componirte er ſeinen Idomeneo, Rè di Creta, 1780 zu München. Von der Entführung aus dem Serail, welche 1782 in Wien aufgeführt wurde, ſagte Joſeph II. zu Mozart: „dieſe Muſik iſt zu ſchön für unſre Ohren; doch ſind gewaltig viel Noten darin!“ „Gerade ſo viel, als ſich gehört,“ antwortete der Künſtler. Den ausgezeichnetſten und allgemeinſten Beifall erhielt Figaro's Hochzeit, welche während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde. Eben daſelbſt componirte Mozart in demſelben Winter ſeinen Don Juan, der dort noch mehr gefiel, als Figaros Hochzeit. Nichts deſtoweniger wollte man dieſer Muſik in Wien während der erſten Vorſtellungen keinen Geſchmack abgewinnen, obgleich Haydn bei dieſer Gelegenheit Mozarten für den größten aller damals lebenden Componiſten erkannte. Nachdem er nun noch 1790 Così fan tutte und während der Krankheit, die ſeinen Tod herbeiführte, 1791 die Zauberflöte, La clemenza di Tito und das berühmte Requiem geſetzt hatte, ſtarb er am 5ten December 1792 im ſechsunddreißigſten Jahre ſeines Alters. Von ſeinen Inſtrumental-Compoſitionen zu ſprechen, verbietet uns der Raum, und wir können nur anmerken, daß Mozart auch in dieſer Gattung das Vorbild aller Nationen und Zeiten ſeyn und bleiben wird. Endlich wollen wir noch der Entſtehung ſeines Requiem, ſo wie die darüber vorhandne Anekdote dieſelbe erzählt, erwähnen, und dann dieſen Artikel mit einigen allgemeinen Bemerkungen über das einzige und vielleicht nie wiederkehrende Genie Mozarts ſchließen. Sein Requiem hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Urſprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter zu Mozart und trägt ihm die Compoſition einer Seelenmeſſe auf, für welche Mozart den Preis ſelbſt beſtimmen ſoll. Dieſer fodert hundert, nach

Andern zweihundert Ducaten, will ſich aber, um der Arbeit die möglichſte Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts deſto weniger zahlt der Bote den verlangten Preis in voraus, und verſpricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wiederzukommen. Während der Zeit erhält Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag La clemenza di Tito zu ſchreiben, und iſt eben im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, um ſich dorthin zu begeben, als jener Bote erſcheint und an das Requiem mahnt. Mozart entſchuldigt ſich und verſpricht, nach ſeiner Zurückkunft aus Prag ſogleich an die Arbeit zu gehen und ſich alsdann durch nichts an deren Vollendung ſtören zu laſſen. Der Bote ſcheidet. Mozart beginnt nach ſeiner Zurückkunft aus Prag die Compoſition der Seelenmeſſe mit einem Enthuſiasmus, mit einem Intereſſe, welche ihm bis dahin noch keins ſeiner andern Werke eingeflößt hat, ſo daß ſeine Gattin von einer ſo ungewöhnlichen Anſtrengung für ſeine ohnehin ſchon kränkliche Geſundheit alles befürchten zu müſſen glaubt; ja, Mozart äußert einſtens mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für ſich ſelbſt ſetze. Seine Gattin entreißt ihm die Partitur und gibt ſie ihm nur auf ſein inſtändiges Bitten und nach einer anſcheinend völlig wiederhergeſtellten Geſundheit wieder. Mozart endet die Arbeit bis auf ein geringes, fällt in ſeine vorige Schwermuth zurück, wird wieder krank und immer kränker, und ſtirbt am 5ten December 1792. Gleich nach ſeinem Tode erſcheint der bewußte Bote, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet, wie es iſt. Süßmayer ſoll hernach die Inſtrumente, welche noch fehlten, hinzugeſetzt und das Werk ſo eingerichtet haben, wie es gedruckt in unſern Händen iſt. Dies die Entſtehung dieſes Werks, die aber auf vielfach verſchiedne Art erzählt wird. Nun noch einige Bemerkungen über Mozarts Künſtlerthum im Allgemeinen. Wenn man die kurze Dauer ſeines Lebens und die Zahl von vollendeten Meiſterwerken, welche er geliefert hat, betrachtet; ſo kann man ſich der innigſten, tiefſten Klage über ſeinen ſo frühen Tod um ſo weniger enthalten, als man ſich nothwendig fragen muß, ob Mozart bei längerm Leben nicht noch genialere Werke geſchaffen haben würde? Wer iſt im Stande, zum Troſte der ganzen muſikaliſchen Welt dieſe Frage zu verneinen, oder unſern Schmerz um Mozarts frühen Tod gleichſam immerdauernd zu machen und jene Frage zu bejahen? übrigens will Mozart nicht beſprochen, nicht erklärt, ſondern bloß genoſſen werden: er iſt ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem Verſtande berührt werden darf. Deßgleichen ſeine Werke, die, ungeachtet ihres ganz neuerſchaffnen, alle bis dahin betretene Bahnen verlaſſenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunſt erſchöpfende und doch zugleich himmliſch klare Vollendung den Liebhaber, wie den eigentlichen Muſiker, gleich mächtig anziehen. So iſt ſein Don Juan der Schlüſſel, mit dem ſich Mozart den Tempel des Nachruhms für ewige Zeiten geöffnet hat, ein Werk, in dem alles erſchöpft iſt, was die Seele des Menſchen in ihrer tiefſten Tiefe ahnet und empfindet, aus welchem uns der ewige Geiſt der Welt ſelbſt mit ſeinem Hauche von Glauben, Liebe und Hoffnung anweht, ein Werk, das ſelbſt in ſeiner ſittlichen Tendenz zu einem jüngſten Gerichte für alle Verruchtheit wird, zu deren Gewiſſen die Poſaune (denn was iſt die mit der Erſcheinung des Geiſtes ertönende Muſik anders?) in ſchreck-

lichen, alles zermalmenden Tönen ſpricht. Dies iſt Mozart, der, nebſt Shakſpeare und Cervantes, den Beweis liefert, daß wahrhaft geniale Werke keiner Zeit, keiner Mode unterworfen, ſondern für die Ewigkeit geſchaffen ſind und ſo lange dauern werden, als die jetzige Bildung des Nordens keine Revolution und gänzliche Umgeſtaltung erleiden. Pq.

Mucius Scävola, eigentlich Cajus Mucius Cordus, ein edler Römer aus den erſten Zeiten der Republik, der die kaum gegründete Freiheit ſeines Vaterlandes durch eine kühne That rettete. Porſena, König der Etrusker, belagerte (um das Jahr der Stadt 255) Rom, und ſchon litt man hier an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel, als Mucius, unwillig darüber, daß die junge Republik ihren Nacken unter das Joch eines Tyrannen beugen ſollte, den römiſchen Senat um die Erlaubniß bat, ſich in das feindliche Lager zu begeben. In der Abſicht, den König zu ermorden, bewaffnete er ſich mit einem Dolche. Glücklich kam er bis an das Zelt des Königs, wo eben der Sold ausgetheilt wurde; aber ſtatt des Königs, tödtete er deſſen Schreiber. Die Wache ergriff ihn; da ſprach er mit unerſchrockner Miene zu Porſena: „Ich bin ein römiſcher Bürger, und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unſern Feind, tödten wollen, und ſo viel Muth ich zum Morde hatte, ſo viel habe ich auch zum Sterben. Ich bin nicht der einzige, der dieſen Entſchluß gegen Dich gefaßt hat; eine große Anzahl römiſcher Jünglinge wird nach mir denſelben Ruhm zu erlangen ſuchen. Dieſen Krieg kündigt die römiſche Jugend Dir an." — Zornig und erſchrocken drohte der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdecke, welche Anſchläge gegen ihn im Werke ſeyen. Mucius aber erwiederte: „Damit Du ſiehſt, wie wenig diejenigen die Schmerzen des Körpers achten, welche nach Ruhm ſtreben, ſo ſiehe, was ich thue." — Und mit dieſen Worten hielt er ſeine Hand in eine auf dem Altar ſtehende Pfanne voll glühender Kohlen. Porſena ließ ihn gewaltſam hinwegreißen. „Gehe fort von hier," ſagte der König zu ihm, „der Du feindſeliger gegen Dich ſelbſt als gegen mich handelſt. Ich würde Dich belohnen, wenn Dein Muth ſich ſo für mein Vaterland gezeigt hätte; ſo aber ſchenke ich Dir die Freiheit und entlaſſe Dich." — Jetzt erklärte ihm Mucius, gleichſam aus Dankbarkeit, daß ſich dreihundert Jünglinge verſchworen hätten, ihn zu ermorden. „Mich," ſagte er, „hat das Loos zuerſt getroffen. Die übrigen werden jeder, ſo wie das Loos ſie trifft, ihren Angriff machen, bis ein günſtiges Schickſal Dich einem überliefert." — Geſchreckt durch dieſe Worte, hob Porſena die Belagerung auf und ſchloß Frieden. Mucius, der, weil er ſich nur noch der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola erhielt, wurde durch ein Stück Landes und durch eine Ehrenſäule vom Senat belohnt.

Mufti, Großmufti (bei den Türken auch Sheikh-Ulislam, d. h. Haupt der Auserwählten, genannt), iſt in der Türkei das Oberhaupt der Religion und der Geſetze, und dem Range nach der nächſte Reichsbeamte nach dem Großvezier. Er genießt ſogar vom Sultan Ehrenbezeigungen, die dieſer nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig und allein von dem Kaiſer ab; ſo lange er in ſeinem Poſten ſteht, kann er nicht, gleich andern Staatsdienern, zum Tode verurtheilt werden. Nur abſetzen kann ihn der Kaiſer, jedoch kann ſein Vermögen dabei nicht confiſcirt werden. Der Mufti wird als Ausleger des Coran über alle gerichtlichen Handlungen, beſonders in pein-

lichen Sachen, und überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, und gibt gewöhnlich ſeine Meinung ganz kurz, und ohne Beifügung der Entſcheidungsgründe zu erkennen. In bedenklichen Fällen ſetzt er noch hinzu: „Gott weiß, was beſſer iſt.“ In der Unterſchrift nennt er ſich den armen Knecht Gottes. Ein ſolcher ſchriftlicher Ausſpruch heißt Fetfah; und daher der Mufti ſelbſt Sahibi Fetive, d. h. Herr der richterlichen Ausſprüche, und ſein Secretär Fetfah-Emini. Dieſer geht ihm an die Hand, ſetzt auch wohl in Sachen, womit ſich der Mufti nicht ſelbſt bemüht, den Spruch auf und legt ihm denſelben bloß zur Unterſchrift vor. Die feſtgeſetzten Einkünfte des Mufti belaufen ſich täglich auf 2000 Aſper. Da er aber viele Stellen an den kaiſerlichen Moſcheen zu beſetzen und bei allen Beförderungen der Geſetzverſtändigen zu thun hat, ſo fließen ihm noch anſehnliche Accidenzen zu. In großen Städten iſt ein Untermufti der ſeine Stelle vom Großmufti nicht ohne große Geſchenke erhällt.

Muggendorf, ein Flecken in einem tiefen Thal an der Wieſent im Fürſtenthum Bayreuth, Amt Streitberg, ſeit 1804 zu Bamberg, Landgericht Ebermanſtadt, gehörig. Merkwürdig iſt dieſer Ort wegen der vielen Höhlen, die in den rings umhergelegnen Bergen befindlich ſind. Die ſchönſte und größte iſt die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit beſetzte Roſenmüllers-Höhle; die für die Naturforſcher merkwürdigſte aber iſt die Gailenreuther Zoolithenhöhle mit beſchwerlichen und gefährlichen Eingängen. Sie enthält in tiefen Felſengängen große Maſſen halbverhärteten Thons, und in demſelben eine unendliche Menge großer, zum Theil uns unbekannter Thierknochen. — Köppel, Roſenmüller und Goldfuß haben Beſchreibungen dieſer Höhlen geliefert.

Mühlberg Stadt und Amt in Meißen. Die Stadt, welche auf der Oſtſeite der Elbe liegt, zählt über 1500 Einwohner, welche außer dem Getraidebau, beſonders auch vom Hopfenbau leben. Das Amt enthält etwa 8000 Seelen. Unweit Mühlberg, in der lochauer Heide wurde 1547 der Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen von Kaiſer Carl V. gefangen genommen. (S. Sachſen und ſchmalkaldiſcher Bund.)

Mühlen nennt man in der weiteſten Bedeutung des Worts eine Menge Maſchinen, die durch irgend eine äußere Kraft in Bewegung geſetzt und zu verſchiednen Zwecken gebraucht werden. Im engern Sinn des Worts aber verſteht man darunter vorzüglich ſolche Maſchinen, die entweder zur Zermalmung des Getraides, oder zur Bereitung des Öls oder zum Schneiden des Holzes, oder zur Bereitung irgend eines Kunſtproducts gebraucht werden. Man kann daher die Mühlen ſehr verſchieden eintheilen, und zwar I. nach ihrem Zweck ſind ſie: a) Mahlmühlen, wenn ſie zur Verarbeitung des Getraides zu Mehl gebraucht werden, b) Graupenmühlen, c) Ölmühlen, d) Schneidemühlen, e) Pulvermühlen, f) Papiermühlen u. ſ. w. II. Nach der bewegenden Kraft, welche dabei wirkt: A. Waſſermühlen, und zwar je nachdem das Waſſer auf das Rad wirkt. a) Oberſchlächtige, b) oder unterhalb bloß durch Stoß unterſchlächtige; je nachdem ſie feſt ſtehen, oder nicht: a) Pfahlmühlen, b) Schiffsmühlen; erſtere ſind entweder Panſtermühlen, wenn das Waſſerrad mit ſeiner Welle nach dem Steigen und Fallen des Waſſers höher oder niedriger geſtellt werden kann; oder Stabermühlen oder Straubemühlen. Bei allen

Waſſermühlen unterſcheidet man das Mühlengebäude, worin das gehende Zeug und das Gerinne, wodurch dem Zeug das Waſſer zugeführt wird. Letzteres ſetzt nicht ſelten ſehr bedeutende Waſſerbauten voraus. B. Windmühlen. Dieſe ſind entweder ſo eingerichtet, daß das ganze Mühlengebäude ſammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Wind gedreht werden kann, und heißen dann Bockmühlen, oder das Gebäude ſteht feſt und nur das Dach (Haube) nebſt der Welle und den Flügeln wird nach dem Wind gedreht, holländiſche Windmühlen. Letztre haben unſtreitig vor den erſtern bedeutende Vorzüge, denn ſie ſtehen nicht bloß ungleich feſter gegen den Wind, ſondern enthalten im Innern auch viel mehr Raum und es können bei ihnen alle Arten von Mühlwerke, als Öl-, Schneide-, Papiermühlen u. ſ. w. angelegt werden, während man in den erſtern ſelten mehr als Mahl- und Graupenmühlen anlegen kann. Man nennt dieſe Mühlen holländiſche Mühlen, weil ſie zuerſt in Holland erfunden wurden und dort überhaupt ſehr üblich ſind. Die horizontalen Windmühlen, als eine dritte Gattung, wo die Flügel horizontal oben angebracht ſind, haben den davon gehegten Erwartungen nicht entſprochen. C. Hand- und Roßmühlen werden bloß durch thieriſche Kräfte in Bewegung geſetzt. Die Handmühlen ſind ſelten von großem Nutzen, daher man ſie nur zum Schroten oder höchſtens bei Armeen im Felde gebraucht. Dagegen leiſten gut gebaute Roßmühlen, welche von Pferden oder Ochſen bewegt werden, nicht ſelten ſehr gute Dienſte. Sie ſind ſo eingerichtet, daß das Pferd entweder durch Treten in einem Tretrad, oder durch Ziehen an einem Schwengel die Maſchine bewegt. Außer dieſen genannten Kräften, welche man zur Bewegung der Mühlen anwendet, hat man ſich in neuerer Zeit auch der Dampfmaſchinen als bewegenden Kraft zu den Mühlen bedient. Dergleichen Mühlen findet man vorzüglich in England und Frankreich. Das gangbare Zeug einer gewöhnlichen Mahlmühle iſt gewöhnlich ſehr einfach. An einer Welle befindet ſich das Waſſerrad und hinten ein Kammrad, dieſes greift in ein Getriebe am Mühleiſen, welches in dem obern Mühlſtein (Läufer) befeſtiget iſt, dieſer dreht ſich dadurch auf dem untern Stein (Bodenſtein), und zwiſchen dieſen Steinen wird das Getraide zermalmt und dann das Mehl durch eine andere Vorrichtung von der Kleie abgeſondert. Die Erfindung der Mühlen iſt für die Menſchheit eine der wohlthätigſten. Die erſten Mühlen waren Handmühlen, und höchſtwahrſcheinlich unſern Caffeemühlen nicht unähnlich; darauf folgten die Roßmühlen und endlich die Waſſermühlen. Letztere hatten die Römer ſchon zu den Zeiten Auguſts nach Vitruv. Öffentliche Waſſermühlen kommen erſt unter Honorius und Arcadius vor. Die Schiffmühlen ſind 536 von Beliſarius in Rom erfunden. Die Erfindung der Windmühlen fällt wahrſcheinlich ins 11te Jahrhundert, die der Graupenmühlen ins 16te. Die Schneidemühlen ſind eine Erfindung des 14ten Jahrhunderts. Es dürften hier noch einige Worte zu erklären ſeyn. Dahin gehört: Mühlenregal, dies vom Staate ſich angemaßte Recht, entweder allein Mühlen zu beſitzen, oder ihre Anlage zu erlauben oder zu verbieten. Mühlenzwang, Zwangmühlen, Mühlen, auf welchen die Einwohner eines Orts genöthiget ſind, ihr Getraide zu mahlen. Mühlenordnung, das ſchriftliche Verzeichniß aller Geſetze und Vorſchriften, welche das Mühlenweſen betreffen. Mahlmetze iſt der in Natura an den Müller abzugebende Theil des Getraides als Lohn. Sie iſt nicht aller Orten gleich hoch. In eini-

gen Ländern beträgt ſie den 32ſten, in andern den 30ſten und 24ſten Theil. Das Staubmehl, worunter man den beim Mahlen entſtehenden Verluſt an Mehl durch Verſtäuben verſteht, iſt in den meiſten Ländern, um dem Betrug der Müller vorzubeugen, auch geſetzlich beſtimmt, und beträgt etwa von 1 Pfund 1 Loth alſo den 32ſten Theil.

Mühlhauſen, eine ehemalige freie Reichsſtadt, in einer fruchtbaren Gegend Thüringens an der Unſtrut gelegen. Die Einwohner, deren Zahl über 7000 beträgt, ſind lutheriſcher Religion; ſie beſchäftigen ſich mit der Verfertigung wollener Zeuge, Wollenfärbereien, Lederzubereitung und dem Feldbau; mit dem erbauten Getraide, Anis, Saflor, Waid, Flachs und dem daraus geſponnenen Garn treiben ſie einen bedeutenden Handel. Der Rath beſtand ſonſt aus 48 Perſonen, von denen alle Jahre 16 ans Regiment kamen. Das Stadtgebiet betrug 4 Quadratmeilen mit 21 Dörfern und etwa 8000 Bewohnern. Die Einkünfte ſchätzte man auf 64,000 Gulden. Im J. 1802 wurde die Stadt ſammt ihrem Gebiet zum Eichsfelde gezogen und kam als Entſchädigung an Preußen, gehörte ſeit 1807 zu Weſtphalen und fiel nach deſſen Auflöſung an Preußen zurück.

Mühlheim, eine Stadt im Herzogthum Berg, eine Stunde unterhalb Cöln, mit 3200 Einwohnern. Hier geht eine fliegende Brücke über den Rhein. Der Ort hat ſein Emporkommen größtentheils den aus Cöln vertriebnen Proteſtanten zu danken. Es gibt hier beträchtliche Wollen-, Sammt- und Seidenmanufacturen, anſehnliche Gärbereien, Seifenſiedereien und Tabakfabriken. Der Speditionshandel iſt beträchtlich. Die Gegend hat Weinbau und anſehnliche Viehzucht.

Mulatten heißen in beiden Indien diejenigen, welche einen Weißen oder Europäer zum Vater und eine Schwarze oder auch Eingeborne zur Mutter haben, und umgekehrt. Die Spanier nennen diejenigen gleichfalls Mulatten, die einen Schwarzen oder Neger zum Vater und ein indianiſches Weib zur Mutter haben, und umgekehrt, ingleichen die Kinder eines Mohren oder mahomedaniſchen Afrikaners aus der Barbarei und einer Spanerin, und umgekehrt.

Müller (Johannes von), iſt ein Name, der den Zeitgenoſſen nur genannt werden darf, um Achtung und Theilnahme zu erwecken. In einer ehrhaften Bürgerfamilie wurde er den 3ten Januar 1752 zu Schafhauſen geboren, wo ſein Vater Prediger an einer Filialkirche und Lehrer an der lateiniſchen Schule war. Mehr als von dieſem redlichen, doch ſonſt nicht ausgezeichneten Manne ging von dem aufgeweckten Geiſte und frommen Sinne der Mutter auf Müllern über und ihr Vater, ein geſchichtskundiger Geiſtlicher, Johannes Schooz, gab ihm zuerſt die Richtung auf den nachmaligen Beruf ſeines Lebens. Noch ehe der Knabe leſen konnte, hatte er aus den Geſprächen dieſes freundlichen Greiſes, um den er am liebſten war, die Hauptbegebenheiten der Schweizergeſchichte gelernt und von ſeiner Kindheit an blieb ihm das Alles umfaſſende Wohlwollen, die heitre Weltanſicht und leidenſchaftliche Neigung zur Geſchichte als ein großväterliches Erbtheil eigen. Knaben und Jünglinge ſeines Alters ſuchte er wenig. Unbehülflich zu Spielen und körperlichen Übungen wurde er durch ſeine zappelnde Lebhaftigkeit, ſein kurzes Geſicht und ſeine kleine zarte Geſtalt ein Gegenſtand ihrer Scherze, während Ältern und Lehrer von ſeiner Lernbegierde und frühzeitig regen Geiſteskraft die ſchönſten Hoffnungen faßten. Übrigens gutherzig und freundlich, gewann er Vieler Liebe und bildete unter dem Einfluſſe einer ſchlichten, alter-

thümlichen Erziehung von innen heraus ein Talent, das in den gelehrten Schulen ſeiner Vaterſtadt wenig Reiz und Nahrung finden konnte. Seine Gabe, ſchnell und richtig aufzufaſſen, leicht und treu zu behalten und ingeniös zu combiniren, bewies er ſchon im 9ten Jahre durch einen Verſuch, auf eigne Hand die Geſchichte von Schafhauſen in Frag und Antwort nach Hübners Manier zu ſchreiben. Aus der Lectüre dieſes Hiſtorikers hatte er bald die Epochen der Univerſal- und Staaten-Geſchichte inne, Rollin und Boyſen fielen ihm glücklicher Weiſe in die Hände, um dieß Fachwerk auszufüllen und den alten Claſſikern, die er im 13ten Jahre verſtohlen zu leſen begann, verdankte er Begeiſterung für Freiheit und ſittliche Größe, Klarheit und Ordnung im Denken und Geſchmack und Kraft im Ausdruck; Eigenſchaften, deren Spuren ſchon aus ſeinen Schularbeiten hervorleuchteten. Zum Studium der Theologie beſtimmt, ging er 1769 nach Göttingen, wo Michaelis, Walch, Leß und Miller, in deſſen Hauſe er wohnte, ſeine Lehrer, ein Theolog wie Mosheim zu werden ſein Ziel, Exegeſe und Kirchengeſchichte ſeine Lieblingswiſſenſchaften wurden. In ſeiner Diſſertation: Nihil esse rege Christo ecclesiae metuendum 1770, ſpricht noch ganz der Eifer für das alte Syſtem, und erſt Schlözers Umgang machte ihn freier von dieſen Feſſeln und gewann ihn für immer der hiſtoriſchen Forſchung. Sichtbar iſt dieſer Einfluß im Bellum Cimbricum 1772 (deutſch von Dippold 1810), die erſte Probe, die Müller, nachdem er 1771 ins Vaterhaus zurückgekehrt war, von ſeinen hiſtoriſchen Studien gab, und das gezwungne Latein dieſer Schrift hinderte die Kenner nicht, der Quellenbenutzung und trefflichen Methode des Verfaſſers das gebührende Lob zu zollen. Damals predigte er als Candidat oft und mit Beifall und übernahm 1772 die Profeſſur der griechiſchen Sprache am Gymnaſium zu Schafhauſen; ſeine Theilnahme an der allgemeinen deutſchen Bibliothek, worin Leſſings Berengar ſeine erſte Recenſion war, und der Briefwechſel mit Gelehrten ließ ihn jedoch der Literatur nicht fremd werden und ſeine Muße gehörte ſchon jetzt ſchweizeriſchen Urkunden und Jahrbüchern. Zur Reife aber gedieh der Entſchluß, die Geſchichte ſeines Volks zu ſchreiben, erſt durch den Einfluß, den Carl Victor von Bonſtetten auf den Gang ſeines Geiſtes und ſeiner Schickſale gewann. Mit dieſem um ſieben Jahr älteren, höchſt liebenswürdigen Manne ſchloß Müller den 9ten Mai 1773 zu Schinznach den berühmt gewordnen Freundſchaftsbund, deſſen Denkmale in den Briefen eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund (herausgegeben 1802 von Friederike Brun) der Nachwelt aufbehalten ſind. Was das Gefühl der Freundſchaft nur Zartes und Edles, das Streben nach wiſſenſchaftlicher Bildung und Celebrität nur Mächtiges und Begeiſterndes, die Liebe zur Tugend und zu allem Großen und Schönen nur Erhabnes und Anregendes hat, iſt in dieſen herrlichen Briefen neben einer Menge gelehrter und geiſtreicher Bemerkungen mit einer Friſche und Innigkeit ausgeſprochen, die jedes edle Jünglingsherz ergreifen und zur Nacheiferung anfeuern muß. Auf Bonſtettens Empfehlung kam Müller im Februar 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin Calendrini in Genf; wie wenig aber der Unterricht kleiner Kinder ſeinem Geiſte angemeſſen war, mußte er bald inne werden, und vertauſchte ſchon im März 1775 Tronchins Haus mit einer freieren Verbindung, in die ihn Francis Kinloch aus Südcarolina zu gemeinſchaftlichen Studien zog. Zu Chambeiſy, einem Landhauſe am Genferſee, brachte er mit dieſem gleichgeſinnten Jünglinge das glück-

lichſte Jahr ſeines Lebens zu, und ſtiftete mit ihm und ſeinen Verwandten in England eine dauernde Freundſchaft. Voltaire und mehrere andre Heroen der neuen franzöſiſchen Literatur wurden ihm damals perſönlich bekannt. Da Kinloch im März 1776 nach Nordamerika zurückging, nahm der große Naturforſcher Bonnet, der zu Genthod am Genfer See einer ehrenvollen Muße genoß, Müllern in ſein Haus. Stärkende Fußreiſen in der Schweiz zu und mit Bonſtetten wechſelten in den Jahren 1777 und 78 mit dieſem reizenden Aufenthalte im Kreiſe der feinſten Geſelligkeit ab. Im Sommer 1778 vergrub er ſich auf Bonſtettens Landgütern zu Rougemont und Valeires in die Alten, und vollendete die ſchon 1774 angefangnen Excerpte aus 44 Folianten und 24 Quartanten der hallerſchen Urkundenſammlung und aus andern Handſchriften zur Schweizergeſchichte. Der Winter rief ihn wieder nach Genf, wo er bei dem Generalprocurator Robert Tronchin, einem erfahrnen, großdenkenden Staatsmann, lebte und in deſſen Umgange an Schärfe des politiſchen Überblicks und Einſicht in das Weſen der Staatskunſt gewann. Um ſich ein kleines unabhängiges Einkommen zu erwerben, hielt er hier vor einer Auswahl junger Männer, meiſt Engländer, unter denen ſich auch der Sprecher des Unterhauſes, Charles Abbot, befand, Vorleſungen über die Univerſalhiſtorie. Er trug ſie erſt ethnographiſch, dann ſynchroniſtiſch in franzöſiſcher Sprache vor, arbeitete ſie in den Jahren 1779 zu Genf, 1781 zu Caſſel und 1783 wieder zu Genf zu gleichem Zwecke um, und ſchrieb ſie endlich 1797 zu Wien in deutſcher Sprache auf, in welcher Geſtalt ſie unter dem Titel: 24 Bücher allgemeiner Geſchichten in den 3 erſten Bänden ſeiner Werke 1810 erſchienen ſind. Der Beifall ſeiner Zuhörer, unter denen die Militärs, bei denen er immer den meiſten geraden Sinn für das Wahre und Edle fand, ihm die liebſten waren, belohnte ihn für dieſe Arbeit, die in ihrer letzten Redaction zwar noch die Spuren jener erſten flüchtigen Entſtehung, aber auch das Gepräge ſeines, die ganze Vorwelt belebenden Genies und der echt hiſtoriſchen Unparteilichkeit und Ruhe, die jede Erſcheinung in der Geſchichte nach Zeit, Ort und Umſtänden würdigt, an ſich trägt. Seinen Rang unter den Hiſtorikern ſollte jedoch ein andres größeres Werk beſtimmen. Während jener Abwechſelungen, die ſeine Lage in den Jahren 1774 bis 80 erlitt, und unter denen er, angezogen von den Reizen einer zeitraubenden Geſelligkeit, abhängig von edelgeſinnten, doch nicht ſelten launiſchen Beſchützern, mehrere Male zu ſtörenden Nebengeſchäften um Gunſt und Lohn genöthigt, nicht wenig Charakter und Enthuſiasmus bedurfte, um ſein Talent zu behaupten, hielt er doch durch Bonſtettens aufopfernde Freundſchaft und die bereitwillige literäriſche Unterſtützung vieler ſchweizeriſchen Geſchichtsfreunde erwärmt und aufgemuntert ſein Ziel, die Geſchichte der Schweiz zu ſchreiben, unverrückt im Auge. Von dem mehrjährigen Kampfe mit den Zumuthungen ſeines Vaters, der ihn immer noch dem geiſtlichen Stande zu erhalten und nach Schafhauſen, wo ihm ſeine Profeſſur offen gelaſſen worden war, zurückzuziehen dachte, befreite ihn endlich 1779 der Tod dieſes allzuſorgſamen und den innern Beruf des Sohnes ganz mißkennenden Mannes. Unter mehreren Zerſtreuungen dieſes Jahres, deſſen Sommer er im Saanenlande mit Bonſtetten nicht ohne eine ſchöne Frucht (die Geſchichte der Landſchaft Saanen im 12ten Bde ſeiner Werke), den Winter wieder bei Tronchin mit

Wiederholung des Collegiums zu Genf hinbrachte, hatte er den erſten Band der Schweizergeſchichte vollendet, und da er den Genfern durch eine Reiſe in Geſchäften ihrer Republik nach Solothurn den letzten Dienſt der Dankbarkeit geleiſtet, wandte er ſich nach Bern, wo nach vielen ärgerlichen Händeln mit der Cenſur ſein Werk endlich unter dem falſchen Verlagsorte Boſton 1780 ans Licht kam. Ein beßrer Empfehlungsbrief konnte ihm auf der Reiſe, die er nun nach Berlin unternahm, nicht vorausgehen. Die achtungsvolle Aufnahme der Gelehrten und Großen in Berlin, wo er bei ſechs Monate blieb, ſeine Essais historiques herausgab, und in Folge derſelben mit Friedrich II., deſſen Stern ihn hingezogen, den 12ten Februar 1781 eine Unterredung hatte, war jedoch nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuſchter Hoffnungen zu vergüten. Auf eine Anſtellung in der berliner Akademie gefaßt, ſah er ſich nach langem Sollicitiren mit dem Anerbieten eines kleinen Schulamtes abgefunden, da er doch ſchon 1773 das ihm auf Nicolai's und Merians Empfehlung angetragne Rectorat am joachimsthalſchen Gymnaſium ausgeſchlagen hatte. Dazu kamen noch eine hämiſche Recenſion in den göttingiſchen Anzeigen und vaterländiſche Mißurtheile über ſeine Schweizergeſchichte. In Gleims Armen zu Halberſtadt und in der Auszeichnung des herzoglichen Hofes zu Braunſchweig fand er den Troſt, deſſen ſein reizbares Herz ſo ſehr bedurfte und nahm nun ohne Bedenken die Anſtellung, die ihm der General und Staatsminiſter von Schlieffen als Profeſſor der Geſchichte am Carolinum zu Caſſel verſchaffte, im Mai 1781 an. Die Nähe und Freundſchaft dieſes großen Kenners der Geſchichte und des claſſiſchen Alterthums und die Bewunderung ausgezeichneter Zuhörer in ſeinen Vorleſungen gaben hier ſeinen Studien einen neuen Schwung. Die Frucht ſeiner Aufnahme in die Société des Antiquités zu Caſſel waren zwei in 8 Bde. ſeiner Werke abgedruckte Abhandlungen: De l'influence des Anciens sur les Modernes und Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié du 8. siècle. Immer geneigt, an öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, und über das, was eben in der Politik Noth that, zum Publicum zu ſprechen, wie er ſchon in ſeinen Essais über die Genfer Unruhen gethan, ſtellte er hier in den Reiſen der Päpſte, einer kleinen, aber an Stoff zu den wichtigſten Betrachtungen ungemein reichen Schrift, die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürſtlichen Despotismus und Präponderanz dar. Sie verſchaffte ihm in dem durch Kaiſer Joſephs Reformen geängſtigten Rom und catholiſchen Deutſchland bald viele Freunde, und eine Anſtellung in Rom würde ihm damals offen geſtanden haben, wenn er der päpſtlichen Gunſt ſeinen Proteſtantismus hätte aufopfern wollen. Wie ſehr es ihm aber mit dieſem und mit der Religion überhaupt Ernſt war, zeigen ſeine Briefe aus dieſer Periode und ein Geſpräch mit Aglaja über das Chriſtenthum, das er 1782 niederſchrieb. Seine noch in dieſem Jahre erfolgte Anſtellung als Rath und Unterbibliothekar hatte er Schlieffens Fürſorge zu danken, doch da dieſer die Curatel der Bibliothek 1783 abgab und die Pflicht der Dankbarkeit ihn von neuem nach Genf zog, hörten die Verhältniſſe zu Caſſel auf, ihm zu behagen und er nahm während eines Sommeraufenthalts zu Genf 1783 ſeine Entlaſſung, um bei Robert Tronchin als Vorleſer und Geſellſchafter zu bleiben und ſeine

Schweizergeſchichte in der Nähe der Quellen fortzuſetzen. So trat er nun nach einer dreijährigen Abweſenheit reifer und ruhiger in die alten Verhältniſſe zurück, und wiederholte zu Genf ſeine Vorleſungen über die Univerſalhiſtorie. Aber je ſtärker inzwiſchen im öffentlichen Amte und bei ſteigender Celebrität das Gefühl ſeines Werthes und Berufes geworden war, deſto drückender empfand er nun auch bald die alten Übel dieſer Lage: Zeitverluſt in der Geſellſchaft und des gealterten, kränklichen Tronchins Launen, der die Erfüllung ſeines Verſprechens, ihm eine Leibrente anzulegen, von Monat zu Monat aufſchob. Müller ging daher im October 1784 auf Bonſtettens Gut Valeires in die Einſamkeit, wo er den erſten Band der Schweizergeſchichte zur neuen Ausgabe umarbeitete und im zweiten raſch vorwärts rückte, um ſich dann im Sommer 1785 durch Reiſen Erholung zu ſchaffen und den Winter in Bern zu ſeyn. Kaum hatte er hier die während der Fortſetzung ſeiner Hauptarbeit um ſeiner Subſiſtenz willen gehaltnen Vorleſungen über die alte Geſchichte mit einer Abſchiedsrede voll des glühendſten Patriotismus (ſ. d. 12ten Bd. ſeiner Werke) beendigt, als ihn der Churfürſt Friedrich Carl Joſeph nach Mainz einlud. Heyne's Empfehlung und der Eifer des Müllern von Caſſel her befreundeten Anatomen Sömmerring hatte dieſen Ruf bewirkt. Müller lehnte daher, weil die ihm angemeßne feſte Anſtellung in der Schweiz ſich immer nicht finden wollte, das Anerbieten einer Penſion vom berner Adel ab, und trat im Februar 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Maynz an, wo er noch in dieſem Jahre die neue Ausgabe des erſten und den zweiten Band der Schweizergeſchichte zu Stande brachte und vom Churfürſten immer mehr in die öffentlichen Geſchäfte gezogen wurde. Hierdurch in die Verhandlungen über den Fürſtenbund verwickelt, ſuchte er die Gemüther durch eine Abhandlung im deutſchen Muſeum 1786, Zweierlei Freiheit, zu erwärmen, zeigte in der Darſtellung des deutſchen Fürſtenbundes 1787, welcher Geiſt ihn beſeelen ſolle, und ſprach in den Erwartungen Deutſchlands vom Fürſtenbunde 1788 das Leid der Edlen über den Trümmern dieſes loſen Gebäudes aus. In dieſen anonym erſchienenen Schriften erkannte man bald die Meiſterhand des ſtaatsklugen Geſchichtſchreibers und den Grund des ſeltnen Vertrauens, mit dem ſein Churfürſt ihn beehrte. Ein reformirter Proteſtant und Laie wurde er von dieſem 1787 wegen Dalbergs Wahl zum Coadjutor nach Rom beordert, im Winter darauf ſeines Bibliothekariats entledigt und in der Cabinetskanzlei angeſtellt, im Frühlinge 1788 zum geheimen Legationsrath und wenig Monate nachher zum geheimen Conferenzrath ernannt. Daß er unter den mannichfaltigſten, das ihm neue Studium des deutſchen Staatsrechts erfodernden Regierungsgeſchäften, für deren Mühſeligkeit ihn die väterliche Freundſchaft des Churfürſten nicht ganz entſchädigen konnte, noch Muße fand, außer jenen Schriften über den Fürſtenbund und den Briefen zweier Domherrn 1787, worin er dem Inſtitute der Domcapitel eine veredelte, zeitgemäßere Beſtimmung anwies, auch die erſte Abtheilung des 3ten Bandes der Schweizergeſchichte 1788 zu Tage zu fördern, zeugt für den gewiſſenhaften Gebrauch ſeiner Zeit und für die Anſtrengung, mit der er arbeitete. Sie zog ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu, von der er nur genas, um wieder bei Leopolds Kaiſerwahl 1790 ſich in das Gewühl der Geſchäfte zu ſtürzen und in Frankfurt

zu repräſentiren. Die Zumuthung, auch im Finanzfache zu arbeiten und beſonders ein Verdruß mit Albini bewog ihn gegen Ende dieſes Jahres ſeinen Abſchied zu ſuchen. Doch hier zeigte ſich, in welchem Grade Müller wegen ſeiner Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit beim Volke beliebt und dem Churfürſten unentbehrlich geworden war. Während die Höfe zu Wien und Berlin ihn durch Titel und Penſionen anzuziehen ſuchten, wie er denn damals von den Akademien zu Berlin, Manheim und Erfurt zum Mitgliede ernannt wurde, hielt ihn der Churfürſt durch die Beſtallung zum geheimen Staatsrath, Staatsreferendar und Director der churrheiniſchen Kreisarchive feſt, und eine ganz ungeſuchte Gunſt des Kaiſers erhob den ſchlichten Johannes Müller im Januar 1791 zum Edlen von Müller zu Sylvelden und Reichsritter. Noch nicht volle zwei Jahre hatte er in dieſem weit umfaſſenden Wirkungskreiſe bald zu Maynz, bald zu Aſchaffenburg gearbeitet, als der Sturm des Revolutionskrieges über Deutſchland hereinbrach. Bei ſeiner Rückkehr von einer auf Veranlaſſung des kaiſerlichen Hofes nach Wien gemachten Reiſe fand Müller im October 1792 Maynz in franzöſiſchen Händen und mit den Geburtswehen des Republikanismus ringend. Die Liebe des Volks, das ſeine Verdienſte um die Regierung des Landes und das Wohl vieler Einzelnen nicht vergeſſen konnte und Cuſtine's Einladung, ſich an die Spitze der neuen Verwaltung zu ſtellen, kam ihm hier entgegen. Müller aber, der franzöſiſchen Revolution vom Anfange an abhold, und ſeinem für die Erhaltung der alten Verfaſſungen entſchiednen politiſchen Charakter treu, verweigerte jede Theilnahme, und ging mit ſeinen größtentheils geretteten literariſchen Schätzen nach Wien, wo er, nachdem ſein Churfürſt ihn endlich dem Kaiſer überlaſſen hatte, als k. k. wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei eine ſeinen Fähigkeiten mehr, als ſeiner Neigung angemeßne Anſtellung fand. Daß Georg Forſter, den Müller in Caſſel kennen gelernt und in ſeinen Platz als Bibliothekar zu Maynz gezogen hatte, ſich von republikaniſchem Fanatismus verleiten ließ, die Maynzer mit dem ganz grundloſen Vorgeben zu täuſchen, Müller habe zu ihrer Revolution gerathen, konnte dieſem in Wien weit weniger ſchaden, als ſeine Abneigung gegen einen Übertritt zur katholiſchen Kirche, der daſelbſt zuverſichtlich erwartet worden war. Gleichwohl hatte Öſterreich an dieſem freimüthigen Proteſtanten und Schweizer den treueſten Diener. Die Flugſchriften von 1795, die Übereilungen und der Reichsfriede bei Gelegenheit des preußiſchen Separatfriedens, von 1796 die Gefahren der Zeit, Mantua und die Ausbeute von Borgoforte und von 1797 das ſicherſte Mittel zum Frieden, waren Meiſterſtücke der politiſchen Beredſamkeit, den demoſtheniſchen Philippiken vergleichbar, in denen Müller für Öſterreich und Deutſchlands Ehre und Rettung kühn, ſtark und herzandringend, leider aber auch vergeblich ſprach. In jenen unruhigen Tagen, wo nur die Stimme der Leidenſchaft gehört ward, und unter dem Zwange der engherzigſten Cenſur konnte Müller übrigens an größere Werke nicht denken. Auch bemächtigte ſich ſeiner bei zunehmenden Jahren immer mehr das Gefühl der Unbedeutenheit des Einzelnen im Weltruin und eine gewiſſe Schüchternheit, die ihn abhielt, mit neuen Arbeiten ins Publicum hervorzutreten. Die zweite Abtheilung des 3ten Bds. der Schweizergeſchichte gab er 1795 heraus und lieferte, um doch irgendwo vom

Herzen ſprechen zu können, fleißig Recenſionen in die jenaiſche Literaturzeitung. Neuen Kummer machte ihm das Schickſal der Schweiz. Da Öſterreich 1796 im Begriffe ſchien, ſie zu occupiren, begehrte der gewiſſenhafte Mann ſeinen Abſchied, weil, wenn ſein Vaterland Unrecht leide, er der unterdrückenden Macht nicht glaube unverdächtig dienen zu können. Doch bald überzeugt von Öſterreichs Redlichkeit, blieb er und lehnte auch in dem Jahre 1798, das er im Jammer über das untergehende Vaterland faſt ganz verlor, den Ruf zu einem Mitgliede des oberſten helvetiſchen Gerichtshofes, wozu Schaffhauſen ihn gewählt hatte, aus Abneigung gegen den franzöſiſchen Terrorismus und in der Hoffnung ab, der Schweiz beſſer in Wien die Dienſte zu leiſten, die ſeine Stellung möglich zu machen ſchien. In der That war er den Eidgenoſſen, die ſich unter jenen Unruhen nach Wien flüchteten, ein thätiger Beſchützer, wie überhaupt allen ihm nahe kommenden ſchweizeriſchen Jünglingen der ſorgſamſte Vater und Freund. In öffentlichen Angelegenheiten konnte jedoch ſein Einfluß am kaiſerlichen Hofe, wo ihn eine Menge Neider und Feinde umgaben und die meiſten ganz mißkannten, nie bedeutend werden, und da ſein Widerſtand gegen die wiederholten Verſuche der Proſelytenmacherei jede Ausſicht auf höhere Beförderung verſchloß, trat er im Herbſt 1800 in Denis Stelle als erſter Cuſtos der kaiſerlichen Bibliothek. Hier fühlte er ſich wieder in ſeinem Elemente, arbeitete mit Freuden den noch fehlenden Realcatalog dieſer prächtigen Bibliothek aus und ſetzte dabei ſeine Schweizergeſchichte munter fort. Dieß Behagen wurde jedoch im Mai 1803 ſchmerzhaft geſtört. Ein junger Menſch, den er durch achtjährige Wohlthaten verpflichtet hatte, brachte ihn durch den unerhörteſten Betrug vermittelſt falſcher Briefe, in denen Müller nur den Erguß der Freundſchaft eines geachteten Mannes von hohem Stande geſehen, um den größten Theil ſeines Vermögens, und nur ein glücklicher Zufall vereitelte den Anſchlag, den man zu derſelben Zeit auf ſein Leben gemacht hatte. Da an Erſatz nicht zu denken war, mußte er für ſeinen argloſen Glauben an die Menſchheit durch Geldverlegenheiten bis zum Tode büßen. So wurde ihm Wien immer mehr verleidet, und da er ſich überdies durch die Cenſur in der Fortſetzung der Herausgabe ſeiner Schweizergeſchichte gehemmt und wegen ſeines Proteſtantismus von weiterer Beförderung der Bibliothek abgeſchnitten ſah, glaubte er den ehemaligen Ruf zum wirklichen *Mitgliede der berliner Akademie* und *Hiſtoriographen des Hauſes Brandenburg* mit dem Titel eines *geheimen Kriegsraths* annehmen zu dürfen. Nach einem zwölfjährigen, an Freuden der öffentlichen und literariſchen Wirkſamkeit im Ganzen armen Aufenthalte, der ihm nur erſt gegen das Ende durch die Anerkennung und Freundſchaft der Edleren angenehm zu werden anfing, verließ er daher Wien im Mai 1804, ſah in der Schweiz noch ſeinen heißgeliebten Bruder und unter andern Jugendfreunden auch den eben in Genf anweſenden Amerikaner Kinloch zum letzten Male, und begann dann in *Berlin* ein neues, ganz den Wiſſenſchaften gewidmetes Leben. Neben ſeinen Privatſtudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die *über die Geſchichte Friedrichs II.*, *über den Untergang der Freiheit der alten Völker* und der *Verſuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt* im 8ten Bde. ſeiner Werke abgedruckt ſind, waren hier die Herausgabe der Herderſchen Werke, zu denen er die Ge-

ſchichte des Cid und ſchätzbare Noten zu Perſepolis lieferte, der 4te Band der Schweizergeſchichte, der, in acht unruhigen Jahren vollendet, 1805, und die neue Ausgabe der drei erſten Bände, die 1806 erſchien, die Frucht ſeines Fleißes. In dieſem Jahre erhielt er den Auftrag, die Geſchichte Friedrichs II. zu ſchreiben, und war eben daran, die ſchwer erhaltne Erlaubniß *) zum freien Gebrauch der Archive zu benutzen, als die Schlacht bei Jena alle Blicke von der Vergangenheit weg auf eine gewaltſam entſcheidende Gegenwart zog. Wie in Müllers Vaterlande verſchiedne Sprachgenoſſen und die Deutſchen die zahlreichſten ſind, ſo hatte auch in ſeinem, die ganze europäiſche Menſchheit umfaſſenden Gemüthe Deutſchland das Übergewicht. Er war aber lange genug darin, um die Fehler zu kennen, die das Reichsverband zerriſſen und Frankreich groß machten; er hatte keine Gelegenheit verabſäumt, zur Eintracht zu ermahnen und vor fremder Präponderanz zu warnen und noch zur letzten Zeit, da andre Wege verſperrt wurden, in der Vorrede zu Mahomeds Poſaune des heiligen Krieges von Hammer und in ſeinen Recenſionen kräftig auf den Nationalgeiſt zu wirken geſucht. Daß die Stimme der Geſchichte und der echten Staatsweisheit nicht gehört worden war, mußte ihn mehr befremden, als der Eintritt unausbleiblicher Folgen. Müllern — und welchem Aufmerkſamen nicht? — wurde nun klar, die Zeit der alten, ſo lange ſie beſtanden, von ihm hochgehaltnen Formen ſey nun vorüber und er hielt es für gerathner, der neuen Zeit mit Faſſung und Hoffnung auf Gott, der ſie kommen ließ, entgegenzugehn, denn als ein Einzelner unſinnig wider die Gewalt anzuſtürmen, der das von ſich ſelbſt verlaßne Volk nichts mehr entgegenzuſetzen wußte. Die Sorge für ſein literariſches Eigenthum hielt ihn in Berlin zurück, da die Sieger einzogen, die Humanität, mit der ſie ihn vor den Laſten des Krieges ſchützten, erheiſchte ſeinen Dank, der Geiſt und die Kenntniſſe, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn den 20ſten November berief, entwickelte, die Güte, mit der er ihn behandelte, flößte ihm Achtung und Vertrauen ein. Weder Verſprechungen noch Geſchenke wurden ihm gegeben, man achtete den Gelehrten und den discreten Politiker in ihm, der nur gegen das Syſtem, doch nie gegen Perſonen geſprochen; von den Privatabſichten und Planen, die den franzöſiſchen Kaiſer und ſeine Diener bei dieſem Betragen leiten mochten, hatte Müller keine Ahnung. Dies alles trug ſich zu, ohne daß er es im mindeſten geſucht, und er baute auch nichts darauf, nur meinte er in der Rede, die er den 29ſten Januar 1807 in der Akademie de la gloire de Frédéric hielt, den geſunknen Muth der Preußen durch ſtärkende Mahnungen, und die Schonung des Siegers, der Friedrichen an Glück und Feldherrngröße damals nicht unähnlich war, durch auszeichnende Beziehungen anſprechen zu müſſen. Dieſe Rede, an Kunſt und Gemüth dem Trefflichſten, was die Alten in ſelbiger Gattung geleiſtet haben, vergleichbar, wurde wegen einiger den Zeitumſtänden ganz angemeßnen Wahrheiten, indeß Deutſchland ſie mit Bewunderung aufnahm und Göthe ſie überſetzte, in Berlin ein Anlaß zu den gehäſſigſten Verleumdungen gegen den Verfaſſer. Man wollte es ihm nicht verzeihen, Cicero's Rolle, da Cäſar obſiegte, dem Schickſale Cato's vorgezogen zu haben. So glücklich und ſeinen Neigungen ganz entſpre-

*) Der letzte Cabinetsbefehl hierüber war vom 6ten October 1806.

chend ſeine Lage in Berlin geweſen war, konnte es ihm unter ſolchen Umſtänden und Ausſichten doch nicht ſchwer werden, auf einen Ruf des Königs von Wirtemberg an die Univerſität zu Tübingen, wenn auch mit wenigem Gehalt und mehr Berufsarbeit, einzugehen. Schon im Frühlinge 1807 war er zum Abgange dahin bereit, erhielt aber ſeine wiederholt geſuchte Entlaſſung von Memel erſt im October. Auf der Reiſe nach Tübingen erreichte ihn ein franzöſiſcher Courier, der ihn ſchon dort und in Berlin aufgeſucht hatte, den 5ten November in Frankfurt mit dem Befehl, ſchleunigſt nach Fontainebleau zu kommen und ein wichtiges Amt zu übernehmen. Müller, von einem Rufe, an den er ſo wenig gedacht, daß er ſogar ſeine ganze fahrende Habe, an 120 Centner ſchwer, nach Tübingen vorausgeſchickt hatte, aufs äußerſte überraſcht, gab im erſten Erſtaunen, daß Napoleons eigne Wahl auf ihn gefallen und in der Nothwendigkeit ſich auf der Stelle zu erklären, die Antwort: er komme. Am 12ten November war er in Fontainebleau und ſchon mit ſich einig, Tübingen und die literariſche Thätigkeit jeder andern Beſtimmung vorzuziehen. Allein umſonſt wendete er ſich mit den dringendſten Gegenvorſtellungen an den Miniſter Maret; der Wille des eben in Italien beſchäftigten Kaiſers, der den Weſtphalen einen angenehmen Miniſter zu geben dachte, litt keinen Widerſpruch, und ſchon den 17ten November erhielt Müller zu Paris die Beſtallung als königlich weſtphäliſcher Miniſter-Staatsſecretär. In dieſem mit Scheu und Gram übernommnen Amte mußte er am folgenden Morgen, wo der König Jerome ihm das Großkreuz des holländiſchen Löwenordens verlieh, zu arbeiten anfangen und im December nach Caſſel gehn. Doch hier zeigte ſich es bald, wie ſehr der Beruf, dies neue Königreich zu organiſiren und Geſchäfte zu führen, zu denen eben ſo viel Jugendkraft als Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Einzelnen erfoderlich war, ſeiner ganzen Natur widerſtrebte. Seine Geſundheit litt, mehrere Mal verlor er die Beſinnung, und einſt mitten in einer Unterredung die Sprache. Endlich wurden ſeine dringenden Bitten um Entlaſſung gehört und im Januar 1808 ernannte ihn der König zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Aber auch in dieſer ſeinen Wünſchen angemeßnern Stelle ſah er ſich in den Hoffnungen, die er von der neuen Ordnung der Dinge gefaßt hatte, ſchmerzlich getäuſcht. Die Hinderniſſe, die dem Gedeihen der Wiſſenſchaft im vormaligen Königreich Weſtphalen in den Weg gelegt wurden, ſind bekannt. Anſtatt zu bauen, mußte Müller gegen gewaltſames Zerſtören ankämpfen und für ſeine Amtstreue die bitterſten Kränkungen erfahren, indeß erhielt er doch manches zum Untergang beſtimmtes wiſſenſchaftliches Inſtitut durch ſeine kühne und unermüdete Gegenwirkung. So verdankt Marburg ihm ſein Beſtehen, Göttingen und Halle die Sicherung ſeiner Dotationen, und das Corps der Profeſſoren von den aufgelöſ'ten Univerſitäten neue Anſtellungen oder die Fortdauer ihres Gehalts. Ungeachtet deſſen nagte Gram und Mißmuth über verfehlte Plane, die Sorge der Schuldenlaſt, in welche die letzten Veränderungen ihn geſtürzt hatten, der herzzerreißende Anblick der unter dem franzöſiſchen Geiſtesdrucke um ſich greifenden Barbarei an ſeinem Leben, und brach die Kraft ſeines Innerſten, deren letzte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erſchienenen erſten Abtheilung des 5ten Bandes der Schweizergeſchichte aufflammen. Rührende Zeugen von

dem Kampfe ſeines ſonſt ſo freudigen Herzens mit ſeinen Erfahrungen ſind ſeine vertrauten Briefe aus dieſer Zeit. Sein großer, bald nach ihm vollendeter Freund Heyne ſchrieb davon an Müllers Bruder: Hätte der Kummer ein Gewicht, das ſich in Summen bringen ließe, wie viele tauſend Centner würden in dieſen Blättern auf einander liegen! Noch einen Troſt gab ihm die alte Anhänglichkeit und Sorgfalt ſeiner Freunde in der Schweiz. Sie machten den Plan, ihn mit einer mäßigen Penſion ins Vaterland zu ziehen, wo er ſich in unabhängiger Muße ganz der Vollendung ſeiner Schweizergeſchichte widmen ſollte. Er war bereit; die Tagsſatzung, die hierüber Beſchluß faſſen wollte, verſammelte ſich den 5ten Juni 1809 und erfuhr den 8ten ſeinen Tod. An den Folgen ſeiner ſitzenden Lebensart und ſtarken Anſtrengung hatte Müller ſchon in frühern Jahren gelitten und ſeine gewöhnlichen Übel, Augenweh und Rothlauf, nicht geachtet. Seit 1808 wurde er jedoch mit dem Gedanken einer nahen Auflöſung vertrauter, und ſchrieb in dieſem Gefühle ſein Teſtament, das unverdächtigſte Zeugniß ſeiner Denkungsart nieder, worin er mit der Gewiſſenhaftigkeit eines einfachen rechtlichen Bürgers ſein Haus beſtellte und über die Tilgung ſeiner Schulden verfügte. In ſolchen Sorgen, doch geſtärkt durch ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit, ſtarb er nicht älter als 57 Jahre an einem mit Entzündung des Geſichts und unaufhörlichem Schlucken verbundnen Gallenfieber in der Frühe des 29ſten Mai's 1809. Seine letzten Worte waren: Alles, was iſt, iſt von Gott und alles kommt von Gott. Bei ſeiner Beerdigung hielt der Miniſter Simeon, der nebſt dem franzöſiſchen Geſandten Reinhard, dem Staatsrathsauditor von Boſſe, Müllers Secretär und den Freunden aus der alten Zeit, Dohm und Schlieffen, zu ſeinen wenigen Vertrauten in Caſſel gehörte, eine Standrede voll von Beweiſen, wie ſehr ſein Werth und ſein Verdienſt auch auf dem letzten Schauplatze ſeines Wirkens anerkannt ward. Müllers äußere Darſtellung war mehr einnehmend als Ehrfurcht gebietend. Eine kleine corpulente Geſtalt, ein rundes Geſicht, eine heitre erhabne Stirn und ein Paar hervorſtehende große blaue Augen voll Munterkeit und zuvorkommender Herzensgüte milderten die Überlegenheit ſeines Geiſtes. Mit dem Anſtande eines feinen Weltmannes, der in der Unterhaltung jeden zu erfreuen und in die angenehmſte Lage zu verſetzen wußte, verband er die aufrichtige Theilnahme des wahren Menſchenfreundes und eine Gutmüthigkeit, die oft zu freigebig im Loben und Wohlthun, oft zu raſch im Vertrauen wohl bisweilen gemißbraucht ward und ihn unfähig machte, Intriguen anzuſpinnen und Beleidigungen zu erwiedern. Beſonders nahm er ſich gern aufkeimender Talente an und ſtand mit Rath und That edlen Jünglingen bei, die ſich an ihn anſchloſſen. Der berühmte Orientaliſt von Hammer in Wien, ein junger Theolog Stäkling in Prenzlau, die Hiſtoriker Pfiſter, Verfaſſer einer Geſchichte von Schwaben, von Hormayer und Dippold, von denen der erſtere im Quellenſtudium, die beiden andern in der Manier der Darſtellung ſeine Schüler wurden, bildeten ſich unter ſeiner aufopfernden, liebreichen Leitung heran. Verheirathet war er nie, die Stelle der Weiberliebe füllten die Wiſſenſchaften und die Freundſchaft in ſeinem Herzen aus. Freund wurde er jedem Edlen und Gleichgeſinnten, der ihm nahe kam, mit ganzer Seele. Die Beſten unter den Zeitgenoſſen ſtanden mit ihm in dieſem glücklichen Verhältniſſe; am nächſten

ſein würdiger Bruder, der Oberſchulherr, Joh. Georg Müller zu Schafhauſen, außer ihm Bonſtetten, Gleim, H. Fr. Jacobi, Herder, Heinrich Füßli, Graf d'Antraignes, Alexander v. Humbold, Niclas Voigt, Heyne und viele andre Gelehrte und Staatsmänner. Wie redlich er es meinte, zeigen ſeine vertrauten Briefe, die im 4ten bis 7ten und 13ten bis 18ten Bande ſeiner Werke aufbewahrt ſind und einen Schatz merkwürdiger Notizen und genialer Gedanken enthalten. Daß auch der Erzherzog Johann, der bei Saalfeld gefallne Prinz Louis von Preußen und der Kronprinz von Bayern unter ſeine Freunde gehörten, gereicht dieſen Prinzen nicht weniger als Müllern zur Ehre. Allerdings blieb das Gefühl ſeines eignen Werthes nicht ohne Antheil an dieſen Bündniſſen und ſeine von Jugend auf entſchiedne Vorliebe für den Umgang der höchſten Stände, ſeine Freude an hohen Ehrenſtellen, ſein Streben nach Ruhm wurde ihm nicht ſelten als Stolz ausgelegt. Doch wird man den nicht eitel nennen dürfen, der die Vorzüge, die er empfand und anerkannt wiſſen wollte, wirklich beſaß. Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eiſernem Fleiß und ſchöpferiſcher Phantaſie, von kritiſchem Scharfſinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernſt und glühender Empfindung, Eigenſchaften, wie ſie die Natur und der menſchliche Wille ſelten hervorbringt und noch ſeltner in einem Individuum verbindet, wurden an Müllern bewundert. In einer Zeit, die ſich entſchieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefen des Wiſſens und führte die Werke ſeiner hiſtoriſchen Kunſt auf dem Grunde und in der Farbe der Zeiten ſelbſt auf, die er beſchrieb. So entſtand die Geſchichte ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft, ein Werk, das vom Anbeginn zwar nur bis auf 1489 fortgeführt, doch reich und groß genug iſt, ſeinen Verfaſſer unſterblich zu machen. Selbſtſtändigkeit, Tiefe, Vollſtändigkeit, ein reines, ſtarkes Wahrheitsgefühl, das nie einer Neigung dienſtbar ward, und eine Beſcheidenheit, die ihn auch in mancher als fabelhaft verſchrienen Quelle noch Goldkörner hiſtoriſcher Wahrheit finden ließ, zeichnen ſeine Forſchung, hohe Würde und Originalität, Leben und Feuer, gedrungne Kraft und fruchtbare Kürze ſeinen Vortrag aus. Was dieſer hier und da Dunkles und Schwerfälliges hat, muß eher Müllers Gewohnheit, aus Excerpten vorliegender Urkunden zu componiren und mit Wenigem Viel zu ſagen, als irgend einer Nachahmung zugeſchrieben werden. Die durch eigne Studien erworbne Kenntniß der Kriegskunſt und die lebenvolle Anſchaulichkeit in ſeiner Beſchreibung von Schlachten iſt ganz einzig in ihrer Art und unter den Vorzügen ſeiner hiſtoriſchen Methode hervorragend das Verdienſt, die Schauplätze der Begebenheiten, Sitten und Bildungsgang der Völker, mit einem Worte das ganze Leben der Vorwelt mit allen ſeinen Bedingniſſen in das Gebiet der Geſchichte gezogen und ihr die Würde einer Lehrerin des Menſchengeſchlechts wieder gegeben zu haben. In dieſem Sinne wollte er die Weltgeſchichte ſchreiben, und begann zu dem Ende 1781 alle Alten, deren die meiſten und beſten ſchon ſeine Vertrauten waren, von Moſes und Homer an nach der Zeitfolge in den Urſprachen zu leſen und hiſtoriſche Materialien daraus zu excerpiren. Bei dieſem großen Unternehmen ging ihm aus der Lectüre der bibliſchen Schriften über den unendlichen Werth der poſitiven Religion und des Chriſtenthums inſonderheit, den ihm ein Anfall von Aufklärerei und der Verkehr mit der franzöſiſchen Literatur

ſeit 1771 in Etwas verſchattet hatte, ein neues Licht auf und die Begeiſterung der Religioſität, die ihn damals ergriff, reifte in der Schule der Erfahrung zu der innigen, unerſchütterlichen Frömmigkeit heran, die ſeinem nie unterlaßnen Morgengebete erfriſchende Kraft, ſeinem Innern die Weihe eines heiligen Ernſtes und ſeinem Leben mit der Welt die bei den großen Genien neuerer Zeit oft vermißte feſte Haltung des guten Chriſten und ehrlichen Mannes gab. So durchwandelte er mitten unter den Geſchäften und Zerſtreuungen ſeiner äußern Verhältniſſe und ohne den Erzeugniſſen der Gegenwart jemals fremd zu werden, beharrlichen Schrittes das ganze Gebiet der hebräiſchen, griechiſchen und römiſchen Literatur, die Reihen der Kirchenväter und der Schriftſteller des Mittelalters im Orient und Occident und hatte eben, durchgedrungen bis auf die Periode der Reformation, den 1833ſten Autor excerpirt, als der Tod dieſe unermeßliche hiſtoriſche Vorarbeit, deren Ertrag bei 17,000 enggeſchriebne Folioſeiten anfüllt, unterbrach. Dieſem Hauptgeſchäfte ſeines Lebens, auf das der Plan ſeiner geſammten geiſtigen Thätigkeit gebaut war, verdankte er eine Gelehrſamkeit, in der kein Hiſtoriker ſeiner Zeit ihm gleichgekommen. Die bekannten Jahrtauſende der Vergangenheit waren in ſeinem bewunderungswürdigen Gedächtniſſe vollkommen geordnet, eine Welt von Thatſachen und Daten ſtand vor ſeiner Einbildungskraft in lebendiger Gegenwart wie Erinnerungen von geſtern, und in der Schweiz gab es kein Dorf, kein adeliges Geſchlecht, deſſen Geſchichte er nicht wußte. Bei ſolch gründlichem Wiſſen des wirklich Geſchehenen und einer gereiften Einſicht in den Zuſammenhang aller menſchlichen Dinge konnte ſein Widerwille gegen die Metapolitik revolutionärer Staatskünſtler und gegen den Terrorismus philoſophiſcher Conſtruenten in der Geſchichtſchreibung nicht befremden. Gegen den Mißbrauch, den ihre ſcholaſtiſche Spitzfündigkeit mit dem Schiboleth der allgemeinen Principien, der höhern Kritik und der innern Gründe auf dieſem ihm eigenthümlichen Gebiete trieb, hat er, obwohl voll Achtung für wahre Philoſophie und der Unzulänglichkeit ſeines Talents zu ſpeculativen Forſchungen gern geſtändig, ſich laut und ſtark erklärt. Es ſcheint daher mehr das Bemühn, den Widerſpruch gegen eigne Anſichten zu rächen und eine überlegne Größe herabzuwürdigen, als vorurtheilsfreie Einſicht in das Weſen der echten hiſtoriſchen Kunſt und redlicher Wahrheitsſinn geweſen zu ſeyn, was dem allzuſcharfſichtigen Woltmann in ſeinem mit eben ſo viel Bosheit als Geiſt geſchriebnen Werkchen über Johannes von Müller (übrigens dem Beſten, was Woltmann jemals leiſtete) die Feder geführt hat. Gerechter und mit mehr Achtung gegen das Heiligthum eines edlen Gemüths haben Heeren, der befugteſte Richter unter allen, in ſeiner Schrift: Müller, der Hiſtoriker, und der Akademiker Roth zu München in ſeiner Lobſchrift auf Müller das Verdienſt und die Mängel dieſes großen Geſchichtſchreibers gewürdigt, den der Parteigeiſt und die Unbilligkeit einiger kritiſchen Blätter wohl verkleinern, aber noch keiner unter den Zeitgenoſſen erreichen konnte. Mit den unſterblichen Alten, unter denen Müller dem Thucydides am nächſten ſteht, wird er die Periode, wo es Mode ward, gering von ihm zu denken, überleben und bei der Nachwelt das Bedauern erwecken, daß er mitten in der Entwickelung der größten Idee, zu der die Muſe der Geſchichte

begeiſtern kann, hinweggerafft wurde, ohne einen Erben ſeines Genies, ſeiner Kenntniſſe und Entwürfe zu hinterlaſſen. E.

Müller (Friedrich), unter dem Namen Mahler Müller bekannt, verdient als Mahler, Kupferſtecher und Dichter einer rühmlichen Auszeichnung. Er iſt 1750 zu Kreuznach geboren, ſtand früher in herzogl. zweibrückiſchen Dienſten, und gab ſchon von ſeinem achtzehnten Jahre an mehrere Sammlungen radirter Blätter heraus. Sie ſtellen meiſt Thiere, Compoſitionen in niederländiſchem Geſchmack, Hirtenſcenen ꝛc. vor, und wurden wegen ihrer originellen Ideen und der Freiheit der Behandlung mit ziemlichem Beifall aufgenommen. Im Jahr 1776 ging er nach Rom, um ſeine angefangnen Studien als Künſtler fortzuſetzen. Dort ſtudirte er beſonders nach Michel Angelo, allein auch er ſcheint an dieſer, für junge Künſtler ſo gefahrvollen Klippe geſcheitert zu ſeyn. „Die Nachahmer des Michel Angelo pflegen faſt allemal, anſtatt der wirklichen echten Großheit ſeines Styls, bloß ſeine Manier aufgreifend, ins Übertriebene zu verfallen.“ So ging es auch unſerm jungen Künſtler, und ſo kam es, daß die gute Meinung und Hoffnung, welche ſein Talent früher erweckte, nicht ganz erfüllt wurde. Seine ſpätern Arbeiten, welche ſich durch wilde romantiſche Ideen auszeichnen, haben wenig Beifall gefunden. Deſto größere Verdienſte hat ſich Müller aber als Dichter erworben, ungeachtet auch ſie nicht ſogleich erkannt worden ſind. Zu einer Zeit, wo unſre Literatur ſich in einer faden Langweiligkeit gefiel, wo die Dichtkunſt größtentheils in eine verſificirte Proſa ausgeartet war, traten kräftige ſinnige Männer auf, welche einen neuen Schwung in die Literatur brachten; Göthe, Bürger, Herder, Stollberg, Heinſe, Klinger, und unter ihnen auch unſer Müller, welcher mit den meiſten der Genannten in vertrautem Verhältniß lebte. Als er, noch in den 70ger Jahren, mit einigen ſeiner Gedichte auftrat, ſchienen ſeine Poeſien noch zu früh gekommen zu ſeyn, und ſie wurden nur unter großem Widerſtreit, und nicht mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Jetzt erſt, nachdem Müller mit ſeinen, nunmehr geſammelten Poeſien im Jahr 1811 aufs neue hervorgetreten iſt, hat man ſein Verdienſt gebührend gewürdigt. Schon unter Müllers Idyllen findet man einige vortreffliche, wie z. B. die echt deutſchen „Ulrich von Koßheim,“ „die Schafſchur,“ und „das Nußkernen.“ Allein ſeine Meiſterwerke bleiben doch die „Niobe,“ ſodann „Fauſt,“ und ſeine „Genovefa;“ Dichtungen, welche neben Göthe's und Tieks Bearbeitungen beſtehn. In ihnen findet man eine hinreißende Kraft, Begeiſterung der Leidenſchaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und fragmentariſch. Müller lebt noch gegenwärtig in Rom, und beſchäftigt ſich mehr damit, die dorthin kommenden Fremden als Führer mit den Werken der Kunſt vertrauter zu machen.

Müller (Johann Gotthard und Friedrich), Vater und Sohn, zwei der vortrefflichſten jetzt lebenden Kupferſtecher Deutſchlands. Der Vater wurde im Jahr 1747 zu Bernhauſen in Wirtemberg geboren. Seine Neigung zur Kunſt führte ihn frühzeitig von der Theologie, der er ſich eigentlich widmen ſollte, ab, und nach Stuttgart. Da ſein Talent ſich bald in ganzer Größe zeigte, ſo erhielt er kurz darauf vom damaligen Herzog einen Gehalt, der ihn in den Stand ſetzte, im Jahr 1770 nach Paris zu gehn. Hier machte er unter unſers berühmten Landsmannes Wille Leitung die ſchnellſten

Fortſchritte. Sechs Jahre ſpäter nahm ihn die dortige Akademie zu ihrem Mitglied auf, bei welcher Gelegenheit er die Bildniſſe der beiden Profeſſoren dieſer Akademie, des Lerambert und Galloche, als Receptionsblätter lieferte. Gleich darauf rief ihn der Herzog nach Stuttgart zurück, und ernannte ihn zum Profeſſor der daſigen Kunſtſchule. Hier lieferte Müller von Zeit zu Zeit ſeine Meiſterwerke, durch die er ſich ſo berühmt gemacht hat. Vor allen verdient unſtreitig den Vorzug ſein Bildniß Ludwigs XIV., welches in Hinſicht der Reinheit und Zartheit des Grabſtichels, der netten Ausführung und der vortrefflichen Haltung den berwikſchen Kupferſtich, der eben dieſen Monarchen vorſtellte, noch übertrifft, ungeachtet man das Letztere hinſichtlich der Ähnlichkeit vorziehen will. Als ſeine Hauptblätter im hiſtoriſchen Fach verdienen genannt zu werden: das Treffen bei Bunkershill, wobei General Waren ſein Leben verlor, nach einer Zeichnung Trumbulls; und die Madonna della Sedia, nach Rafael, die er für das Muſée françois lieferte. Für das beckerſche Auguſteum hat Müller ebenfalls mehrere Blätter gearbeitet. In der, von ihm in Stuttgart geſtifteten Kupferſtecherſchule haben ſich mehrere ſehr vorzügliche Künſtler gebildet, vorzüglich auch ſein Sohn. Gebildet unter Leitung ſeines vortrefflichen Vaters, erregten ſchon ſeine erſten Arbeiten, womit er auftrat, z. B. das Bildniß Hufelands ꝛc., große Erwartungen. Er ging hierauf ebenfalls nach Paris, verweilte dort mehrere Jahre, und kehrte im Jahr 1806 nach Stuttgart zurück. Hier gab er einige Jahre ſpäter ſein allgemein bekanntes und bewundertes Blatt, Johannes der Evangeliſt, nach Domenichino, heraus, durch welches er ſich als vollendeten Künſtler bewährt hat. Auch in das Muſée Napoleon hat er einige Blätter geliefert.

Mumien, einbalſamirte Körper der alten Ägypter, welche durch das Einbalſamiren vor der Verweſung geſchützt worden ſind. Ihre Farbe iſt braun, der Körper ſo trocken und hart, wie Holz, und von einem ſchwach gewürzhaften Geruch. Der ganze Körper iſt in ſchmale Binden aus Baumwolle von verſchiednen Farben über und über eingewickelt, wozu an manchen Mumien über tauſend Ellen Bänder gehören ſollen. Gewöhnlich iſt das Geſicht freigelaſſen, welches bisweilen ſo gut erhalten iſt, daß die Augen in ihrer völligen Geſtalt geblieben ſind. Die Binden ſind ſo feſt umgewickelt, und durch die Länge der Zeit von den Balſamen ſo durchdrungen, und eben ſo braun, wie die Mumien gefärbt, daß ſie mit dem Körper in eine Maſſe verwandelt zu ſeyn ſcheinen. Man findet die Mumien in dem mittlern Theile von Ägypten, theils in den bei einer großen Sandwüſte ſtehenden ungeheuern Gebäuden, welche man die Pyramiden nennt, theils in deren Nähe in unterirdiſchen Begräbnißgewölben. Die Art des Einbalſamirens war ungefähr folgende: eigens dazu beſtimmte und unterrichtete Menſchen entledigten den todten Körper ſeiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Naſenlöcher mit einem eiſernen Haken, und goſſen balſamiſche Flüſſigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man ſie mit Palmwein gewaſchen hatte, wieder in den Leib geſteckt, hierauf der ganze Körper ſiebenzig Tage lang in Salpeter gelegt. Dann geſchah das eigentliche Einbalſamiren; der Unterleib wurde mit Balſamen verſehn, der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Zedernharz, wohlriechenden und balſamiſchen Ölen getränkt waren. Die Koſten betrugen gegen 4000

Thaler, daher auch auf dieſe Art nur die Leichen der Vornehmern und Reichen einbalſamirt wurden. Der Körper wurde nun in einen ausgeſchnitzten, mit mancherlei Mahlerei verzierten Sarg gethan, deſſen Deckel gemeiniglich mit einer Mumiengeſtalt, bemahlt war. Die Mumie wurde im Sarge noch mit einer Decke umgeben, die oft ſelbſt ſehr koſtbar war. Sie beſtand aus vielfach zuſammengepapptem Byſſus, oder einer Art Kattune, war ſehr künſtlich gearbeitet, und ebenfalls mit Mahlerei verſehn, oft ſogar mit Gold und Edelſteinen geſchmückt. Die Leichen wurden jedoch auch auf wohlfeilere Art zu Mumien gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem Körper genommen wurden, ſondern derſelbe bloß mit Zedernharz ausgeſpritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt, und hiernach mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überſtrich. Noch einfacher war eine dritte Art, da man bloß die Körper ſiebenzig Tage hindurch in Salpeter, und hierauf in den Sarg legte. — Noch zu unſrer Zeit werden zuweilen die Leichen fürſtlicher Perſonen durch Einbalſamiren der Verweſung entriſſen. Auch iſt in einem Kapuzinerkloſter bei Palermo in Sicilien ein Begräbnißort, in welchem Mumien noch zu unſrer Zeit aufbewahrt werden, merkwürdig. Es iſt nämlich in demſelben ein unterirdiſches großes Gewölbe, das in viele breite und hohe Gänge eingetheilt iſt. An den Wänden ſind nach der Reihe hohe ſchmale Niſchen angebracht, in welchen mehrere hundert menſchliche Körper aufrecht ſtehen, die hinten an der Wand befeſtigt und mit ihrem gewöhnlichen Anzuge bekleidet ſind. Die Mönche dieſes Kloſters wiſſen durch beſondre Mittel, die ſie ihres Vortheils wegen geheim halten, die Leichen vor der Verweſung zu erhalten, und es werden deren noch immer daſelbſt aufgeſtellt. — Außer den künſtlich gemachten Mumien, gibt es auch an verſchiednen Orten natürliche, welche es ohne künſtliche Nachhülfe durch Austrocknung der Luft geworden ſind. So findet man z. B. in einem Gewölbe der Domkirche zu Bremen, welches der Bleikeller genannt wird, weil man vordem das Blei zu den Dachrinnen und Orgelpfeifen darin ſchmelzte, die nach der Zeit darin beigeſetzten Leichen noch unverweſ't. In dem St. Bernhardskloſter auf dem Bernhardsberge werden die Leichname der Reiſenden, welche in dem hohen Schnee umgekommen ſind, in einer Capelle, welche mit Gittern verſehene offene Fenſter hat, verſammelt, wo ſie in ſitzender Stellung, einer an des andern Bruſt lehnend, aufbewahrt werden. Die ſcharfe, kalte Luft verhindert die Verweſung der Körper, und läßt ſie nur langſam eintrocknen. — Außer den menſchlichen Körpern machten die alten Ägypter den Körper eines gewiſſen von ihnen verehrten Vogels, des Ibis, zur Mumie, und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbniſſen angebracht ſind. — Die Mumien wurden ſonſt, ihres Balſams wegen, als Arzneimittel gebraucht, wovon man aber längſt abgekommen iſt. In Dresden hat man zwei ganze Mumien, die noch vollkommen gut erhalten ſind, und welche zu den koſtbarſten gehören. Auch in der leipziger Rathsbibliothek bewahrt man eine auf. H.

Mumme, ſ. Bier.

München, die Haupt- und Reſidenzſtadt vom Königreiche Bayern, breitet ſich beinahe in der Mitte des Iſarkreiſes, auf dem linken Ufer der Iſar und in einer Ebne aus, welche nur auf der

öſtlichen Seite von niedrigen Hügeln umgränzt iſt. Sie nimmt einen verhältnißmäßig kleinen Raum ein, der aber, die Vorſtädte abgerechnet, von 60,000 Menſchen bewohnt iſt. Die innre Stadt umgeben ſechs Vorſtädte: die Au, die St. Anna=Vorſtadt (Lehel), das Schönfeld, die Max=Vorſtadt, die Ludwigs=Vorſtadt und die Iſar=Vorſtadt. Seiner ſüdlichen Lage (= 48° 8′ 20″ nördlicher Breite) verdankt München kein ſo angenehmes und freundliches Clima, als andere, mit ihm unter gleicher Breite liegende Städte des ſüdlichen Europa's. Das Clima iſt wegen der hohen Lage der Stadt über der Meeresfläche, und der Nähe der tyroler Gebirge, mehr rauh als mild, und wegen der Veränderlichkeit der Luft der Geſundheit nicht beſonders zuträglich. Die Winter ſind meiſtens ſtreng und anhaltend; die Frühlinge ſpät und wenig angenehm; die Sommer kurz, öfters ungemein heiß und veränderlich; der Herbſt gewährt meiſtens ſehr angenehmes und andauerndes Wetter. Auf die ſchwülſten Sommertage folgen öfters kalte Abende und Nächte; bisweilen iſt der Übergang von einem Extreme zum andern ſo ſchnell, daß man glaubt, in einem Tage die vier Jahrszeiten zu haben. Im 11ten, und im Anfange des 12ten Jahrhunderts war München ſchon von einigem Umfange und unter dem Namen Munichen bekannt. Zu ſeiner Erweiterung, Verſchönerung und ſeinem Wohlſtande trugen folgende bayeriſche Regenten ſehr viel bei: Heinrich der Löwe, Herzog Otto der Erlauchte, Herzog Ludwig der Strenge, die Herzoge Ludwig und Rudolph, des Vorigen Söhne, Herzog Wilhelm V., Herzog Maximilian I., Albrecht IV., der jetzt regierende König Maximilian I. Die Stadt iſt unausgeſetzt in ihrer Vergrößerung und Verſchönerung begriffen; in den Vorſtädten gehen nicht nur immer neue Häuſer, wie durch magiſche Kraft, hervor, ſondern hier und dort wird auch das alte Geſchmackloſe, ſofern es in den allgemeinen Plan der Verſchönerung nicht paßt, zerſtört und durch gefälligere Anlagen erſetzt. Überall an den Gebäuden zeigt ſich ein guter Geſchmack, und der Ausdruck beſcheidner Bequemlichkeit; das Aushängeſchild eines rafinirten Luxus iſt nirgends zu finden. Die vorzüglichſten öffentlichen Plätze in München ſind: der Marktplatz, auch ſchlechthin Platz genannt, der Max Joſephplatz, der Promenadeplatz, der Maximiliansplatz, der Carolinenplatz, der Königsplatz und der Ludwigsplatz. Zu den ausgezeichnetſten Kirchen gehören: die Theatiner= oder catholiſche Hofkirche, die Kirche zu U. L. Frau, die Peterskirche, die königliche Hofkirche zum h. Michael, einer der ſchönſten Tempel in Deutſchland, die königliche Hofcapelle und die evangeliſche Hofkirche in der Reſidenz, und der Bürgerſaal. Unter den Paläſten zeichnen ſich aus: das königliche Reſidenzgebäude, ein herrlicher, weit umfaſſender Palaſt, voll Ernſt, Würde und Hoheit, im doriſchen Style, im Innern auf das prächtigſte und geſchmackvollſte geſchmückt; der Herzog=Maxpalaſt, der Herzoggarten, der fuggerſche, oder Herz. Wilhelms=palaſt, und mehrere Hotels von dem daſigen hohen Adel. München iſt der Sitz der fünf Miniſterien, und der bei denſelben angeordneten Sectionen, dann aller obern Behörden und Einrichtungen in politiſcher, finanzieller, juridiſcher, militäriſcher und kirchlicher Hinſicht. In der Reihe der Anſtalten für Beförderung der Wiſſenſchaften ſteht die königliche Akademie der Wiſſenſchaften oben an, welche ſchon im J. 1759 vom Churfürſten Maximilian Joſeph III. gegründet, und vom Könige Maximilian I. im Jahr 1807 mit einer neuen

Verfaſſung und reichen Dotation begabt wurde. Unter der Aufſicht der königlichen Akademie ſtehen: die Hofbibliothek, das Muſeum der Naturgeſchichte, und die phyſikaliſchen, mathematiſchen und polytechniſchen Sammlungen, der botaniſche Garten, das Münzcabinet, das Antiquarium u. A. Die königliche Studienanſtalt, als Lehranſtalt für höhere Bildung, beſteht aus einem Lyceum, Gymnaſium und Realinſtitute; ferner blühen hier als beſondre Lehr- und Erziehungsanſtalten die königliche Pagerie, das Cadetencorps, das Studenten-Seminar und die Maximilians-Anſtalt weiblicher Erziehung für höhere Stände; als Lehranſtalten verdienen noch genannt zu werden: die landärztliche Schule, die Central-Veterinärſchule, die männlichen und weiblichen Feiertagsſchulen. Anſtalten zur Bildung in Künſten beſitzt München nicht minder in bedeutender Anzahl. Obenan ſteht die Akademie der bildenden Künſte, mit der Kunſtcomité; hierzu gehören: der Antikenſaal, die Modell-, Zeichnung- und Mahlzimmer, und das Kupferſtich-Cabinet. Eine der ſehenswürdigſten hieſigen Kunſtanſtalten iſt die königliche Bildergallerie, deren koſtbare Sammlungen in ſieben, theils größern, theils kleinern Sälen auf eine ſo planmäßige Art vertheilt ſind, daß die Aufmerkſamkeit des betrachtenden Kunſtfreundes ſtufenweiſe, von einem Saale zum andern, von den niedern bis zu den höhern Fortſchritten und Vollkommenheiten der Kunſtwerke jedes Meiſters erhoben wird. Sehr intereſſant ſind auch die Sammlungen von Handzeichnungen, Miniatur-, Email- und Muſivgemählden und elfenbeinernen Schnitzwerken. Unter den übrigen zahlreichen Kunſtanſtalten daſelbſt zeichnen ſich beſonders aus: das mechaniſche Inſtitut von Reichenbach und von Utzſchneider, wo vortreffliche aſtronomiſche und mathematiſche Inſtrumente verfertigt werden, die den engliſchen nicht nur nicht nachſtehn, ſondern unſtreitig manche derſelben weit übertreffen; ferner die lythographiſchen Anſtalten, die, von Sennefelder gegründet, immer weiter ſich ausdehnen und an bewunderungswürdiger Vollkommenheit und Gemeinnützigkeit gewinnen. In vielen Bureaus wird dieſe Kunſt mit Nutzen angewendet; vorzüglich ſchön werden bei der königlichen Steuer-Cataſtercommiſſion die Plane auf Stein geſchrieben und abgedruckt; die Nachahmungen der Albrecht dürerſchen Handriſſe und andrer Kunſtwerke von Strixer, Piloti, Stunz, Murel u. A. erregen gerechte Bewunderung. Im Gebäude der männlichen Feiertagsſchule blüht ebenfalls eine lythographiſche Anſtalt, aus welcher zuerſt vollkommen reine Kunſtabdrücke aller Art hervorgegangen; auch in der Beſchäftigungs- und Induſtrieanſtalt auf dem Anger wird dieſe Kunſt mit vielem Fleiße und großer Geſchicklichkeit betrieben. Was die Veredlung und Verſchönerung des Lebensgenuſſes und der Geſelligkeit betrifft, ſo ſteht München im Beſitze der auf dieſen Zweck berechneten Anſtalten gewiß keiner Stadt in Deutſchland nach. München beſitzt zwei ſtehende Theater; an dem Muſeum und der Harmonie zwei Geſellſchaften, welche bei zweckmäßiger Befriedigung des Geiſtes, den Mitgliedern auch Gelegenheit zum Genuſſe geſelliger Freuden und Unterhaltungen verſchaffen; zu verſchiednen Zeiten werden muſikaliſche Akademien und Conzerte gegeben; der engliſche Garten iſt das für München, was der Prater für Wien, der Thiergarten für Berlin, und die Au für Caſſel iſt; unter den Wintervergnügungen verdienen die Carnevals-Beluſtigungen den erſten Platz, und wer München ſo recht in ſeinem vollen Freudengenuſſe beobachten will, der

muß zu dieſer Zeit in deſſen Mitte ſeyn. Bequeme, reinliche Wohnung, prompte und gutmüthige Bedienung mit möglichſter Billigkeit in den Preiſen gehören mit zu den vorzüglichen Gegenſtänden, die einem Fremden den Aufenthalt in dieſer Stadt, wo nicht in allen, doch gewiß in den meiſten Gaſthäuſern, angenehm machen. Um die Stadt herum liegen viele Gärten, wo ebenfalls Erfriſchungen und Beluſtigungen aller Art zu genießen ſind. Die beſuchteſten Vergnügungsörter in der Nähe von München ſind: Großheſellohe, Obervöhring, Bogenhauſen, Hartaching, Grünwald und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen: Nymphenburg, Schleisheim und Fürſtenried, drei königliche Luſtſchlöſſer, in welchem erſtern der königliche Hof gewöhnlich ſeine Sommerreſidenz nimmt. Nicht weniger als die bisher genannten Anſtalten für wiſſenſchaftliche und artiſtiſche Bildung und für Genuß geſelliger Vergnügungen, verdienen auch eine ausgezeichnete Erwähnung die in München befindlichen Unterſtützungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten, welche nicht nur durch die Großmuth bayerſcher Regenten, ſondern auch durch menſchenfreundliche Geſchenke und Vermächtniſſe reicher Privatperſonen entſtanden. Die wichtigſte und zugleich umfaſſendſte Anſtalt dieſer Art iſt das allgemeine Krankenhaus — einzige Anſtalt für die Aufnahme Verpflegung und Heilung ſolcher Kranken beiden Geſchlechts aus dem Civilſtande der Einwohner Münchens und deſſen Umgebungen, welche nicht an unheilbaren und ſehr langwierigen körperlichen Krankheiten leiden. Es enthält einen Raum für die Aufnahme von 7- bis 800 Kranken, 54 Commun-Krankenſäle, und überdies 60 abgeſonderte Zimmer für Gäſte, die ihre Verpflegung und Heilung bezahlen. Andre Anſtalten dieſer Art ſind: das Militär-Lazareth, das heilige Geiſt-Spital, das Joſeph-Spital, das bürgerliche und Polizei-Lazareth, das Waiſenhaus, das Irrenhaus, das Findelhaus, die Entbindungsanſtalt. Das königliche Strafarbeits-(Zucht-) Haus iſt beſtimmt zur Strafe und Beſſerung grober Verbrecher, die alle zur Arbeit angehalten werden. Eine der vorzüglichſten und zugleich kunſtvollſten Wohlthätigkeitsanſtalten ſind die Waſſerleitungen und Brunnenwerke. Das Waſſer wird von der Iſar hergeleitet; die Canäle, ungemein zahlreich und mit vielen Koſten unterhalten, treiben Maſchinen, Mühlen, bewäſſern Wieſen und Gärten, dienen zum Flößen, und ſichern vor Überſchwemmungen. Die Conſumtion von Speiſen und Getränken in dem, verhältnißmäßig ſehr bevölkerten München, iſt ungemein beträchtlich; nicht nur die benachbarten Orte, ſondern auch entfernte Kreiſe und das Ausland liefern hierzu ihre Beiträge. Fabriken und Manufacturen ſind in München nicht zahlreich; man findet daſelbſt einen Kupfer- und zwei Eiſenhämmer, eine Kattun- und Zitzfabrik, zwei leoniſche Spitzenfabriken, drei Meubelnfabriken, zwei Papier-, zwei Siegellack- und fünf Tabaksfabriken, ſechs Lederfabriken, unter welchen ſich beſonders die von Utzſchneiderſche auszeichnet, zwei Wagen-, vier Spielkarten- und zwei Seidenſtrumpffabriken, eine Farben- und eine Pinſelfabrik u. A. Buchdruckereien enthält München acht, Buchhandlungen ſieben an der Zahl. Die zahlreichſten Gewerbe niederer Art beſtehen in vierundſechzig Bäckereien, in neunzehn Brantwein- und ſechzig Bierbrauereien, hundert dreiundfunfzig Bierwirthſchaften, zweiunddreißig Caffeeſchenken, achtunddreißig Kiſtlern, ſechundſechzig Metzgern, hundertſieben Schneidern, neunundſechzig Schuhmachern, vierundfunfzig Tändlern,

neunzehn Weinbranntſchenken, hundertvierzehn Kaufleuten, neunundzwanzig Melbern, einundſiebzig Leinwebern, ſechzehn Käſekäuflern, zweiundzwanzig Schäflern u. ſ. w. Die in der Vorſtadt Au beſtehenden Gewerbe ſind hier nicht mitgerechnet. München hält des Jahrs zwei große Dulten (Meſſen), von welchen die eine im Winter, um heilige Dreikönig, die andere im Sommer, um Jakobi, ihren Anfang nimmt; jede dauert vierzehn Tage. Schrannen- oder Getraidemarkt wird wöchentlich jeden Samſtag, oder wenn dahin ein Feiertag fällt, den Tag zuvor gehalten. Roßmärkte ſind an den erſten drei Mittwochen in der Faſten und am Jacobitage; Holzmärkte täglich, Sonn- und Feiertage ausgenommen. Um das Publicum über die Beſchlüſſe der Regierung, über Beförderungen, Belohnungen und wichtige Staatsveränderungen zu belehren, erſcheint in München ein Regierungsblatt. Unter der Leitung der Polizeidirection wird ein Polizeianzeiger herausgegeben, durch welchen das Publicum von Nachfragen, Dienſtanerbietungen, Polizeiverfügungen, Warnungen u. ſ. w. Kenntniß erhält. Außer dieſen Schriften erſcheinen noch im Drucke: die königlich bayerſche Nationalzeitung, die politiſche Zeitung, das Geſellſchaftsblatt für gebildete Stände, das Wochenblatt für den landwirthſchaftlichen Verein in Bayern, der muſikaliſche Jugendfreund, das Theater-Journal, die Iſarblätter, und andre minder bedeutende Schriften.

Münchhauſen (Gerlach Adolph, Freiherr von), hat ſich als Premierminiſter des hannöverſchen Landes und als Curator der Univerſität Göttingen einen unſterblichen Ruhm erworben. Er ſtammte aus einem der älteſten und verdienſtvollſten adeligen Geſchlechter, und wurde den 19ten October 1688 geboren. Nachdem er ſeine akademiſchen Studien zu Jena, Halle und Utrecht vollendet hatte, wurde er im Jahr 1714 Appellationsrath in Dresden, im Jahre darauf Oberappellationsrath in Zelle, und 1726 hannöverſcher Comitialgeſandter in Regensburg. Vom Jahr 1728 an war er Mitglied des geheimen Rathscollegiums zu Hannover. Die mannichfaltigen Verdienſte, die er entwickelte, erhoben ihn im Jahr 1765 zum Premierminiſter, in welcher Stelle er den 26ſten November 1770 zu Hannover ſtarb, nachdem er in einer Reihe von 55 Dienſtjahren den drei Herzogen die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß die blühende Periode der im Jahr 1734 geſtifteten Univerſität Göttingen, deren Curator er 32 Jahre lang war, ganz Münchhauſens Werk war. Eine Menge von Inſtituten dieſer Univerſität, als z. B. die Errichtung der Akademie der Wiſſenſchaften, die Feſtſetzung der von ihr vertheilten Preiſe, die Herausgabe ihrer Abhandlungen, die göttingiſchen gelehrten Anzeigen, die Bibliothek, deren Hauptſaal noch jetzt ſein wohlgetroffnes Bildniß zeigt, verdanken ihm theils ihre Entſtehung, theils ihren Flor. Was aber für die Blüthe der Univerſität wohlthätiger war als alle dieſe Inſtitute, war der liberale große Geiſt, mit dem er über das Ganze wachte, und vorzüglich die Anſtellung der Lehrer leitete. Bloß Münchhauſens Scharfblick und ſeiner nicht etwa durch den Einfluß eines Lieblingsgelehrten beſtimmten Wahl iſt es zuzuſchreiben, daß Göttingen unter Münchhauſens Curatel eine ſo große Anzahl von Männern aufzuweiſen hatte, von denen jeder in ſeinem Fache groß und originell war. Hier fand nicht die Urſache ſtatt, welche ſo oft den Ruhm der Univerſitäten allmälig verdunkelt, daß irgend ein Lehrer der

Univerſität ſelbſt den Curator in der Beſetzung der Stellen leitet, um ſie mittelmäßigen Creaturen und dienſtbaren Geiſtern ertheilen zu laſſen. Münchhauſen beſaß ſelbſt einen großen, aufgeklärten und univerſellen Geiſt. In der Verwaltung des Landes zeichnete er ſich durch ſeine Milde und die Sorgfalt aus, alles zu befördern und zu unterſtützen, was nur auf eine entfernte Weiſe zum Flor des Landes beitragen konnte. Indeſſen konnte er ſich in dieſem Zweige ſeines Dienſtes in Hinſicht der Mittel zur Erreichung ſeiner Zwecke nicht über die cammeraliſtiſchen Anſichten ſeiner Zeit erheben. In der Leitung der Univerſität hingegen zeigte er ſich faſt über ſein Zeitalter erhaben.

Mund iſt diejenige natürliche Vertiefung des menſchlichen Körpers, welche zum Athmen, zum Eſſen und zum Sprechen dient, und oben von der Gaumenhaut, unten von der Schleimhaut begränzt iſt, welche letztere ſie gänzlich bekleidet und ſich in die Luftröhre und den Schlund fortſetzt. Vorn zeigt er eine Öffnung in die Quere, die durch die Trennung der Lippen ſich vergrößert, und ſich durch ihre Zuſammenfügung völlig ſchließt; hinten geht er in den Schlund. Man unterſcheidet einen vordern und hintern Theil des Mundes. Erſterer reicht von den Lippen bis zur Baſis der Zunge, enthält dieſes Organ und iſt von den Zähnen und Lippen umgeben; er wird beſtändig von dem aus den Drüſen, deren äußere Canäle ſich in ſeinem Innern öffnen, fließenden Speichel angefeuchtet. Letzterer reicht bis in den Schlund und enthält die Gaumendecke, die Gaumenpfeiler, in welchen die Mandeln ſich befinden das Zäpfchen und die Mündungen der euſtachiſchen Röhre. Durch letztere hängt der Mund mit dem Ohre zuſammen; eine andre Verbindung findet mit der Naſe Statt durch die innern Naſenlöcher. Zu den Krankheiten des Mundes, deſſen Zuſtand einer beſondern Aufmerkſamkeit in der Arzneikunde bedarf, gehören die zu große Kürze des Zungenbandes, die verſchiednen Zahnkrankheiten, das wilde Zahnfleiſch, die ſogenannte Fröſchleingeſchwulſt, die Verletzungen der Speichelcanäle und die pathologiſchen Affectionen des Zapfens und der Mandeln, die Zerſtörung der Gaumenbedeckung, und die Durchbohrung ſeines Knochengewölbes ſelbſt in ſyphilitiſchen Krankheiten.

Mungo Park, ſ. Park (Mungo).

Municipal, Municipalitäten. Das Wort Municipal wird im gewöhnlichen Sinne mit ſtädtiſch gleichbedeutend gebraucht, ſo Municipalverfaſſung ſtatt ſtädtiſche Verfaſſung, Municipalbehörde ſtatt ſtädtiſche Behörde. Eben ſo verſteht man unter dem Ausdrucke Municipalität oft nichts weiter, als eine Stadtgemeinde. In unſern Tagen hat jedoch dies zuerſt in Frankreich viel gebrauchte Wort dort eine verſchiedne Bedeutung erhalten, indem man mit dieſem Namen die Verwaltungsobrigkeit einer oder mehrerer Gemeinden zuſammengenommen bezeichnete, ohne weiter darauf Rückſicht zu nehmen, ob dieſe Örter Städte waren oder nicht. So beſteht daher in Frankreich die Municipalität an jedem Orte aus dem Maire, deſſen Adjuncten und, wo es die Bevölkerung erfodert, aus einem oder mehreren Polizeicommiſſärs, neben welchen Behörden, die zuſammengenommen den Titel der Municipalität führen, ſich noch ein Municipalrath findet, der ſeinem urſprünglichen Zwecke gemäß die Controllen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des Orts führen und zugleich

über die Bedürfniſſe der Gemeinde Vorſchläge thun ſollte, der aber gegenwärtig größtentheils zu einer leeren Form geworden iſt. Cz.

Münnich (Burkhard Chriſtoph Graf von), ruſſiſcher Staatsminiſter und Generalfeldmarſchall, ward zu Neuhuntorf im Herzogthum Oldenburg am 9ten Mai 1683 geboren, wo ſein Vater, Anton Günther, als oſtfrieſiſcher Geheimerath lebte. Nach einem ſorgfältigen Unterrichte machte er eine Reiſe nach Frankreich, und trat 1701 als Hauptmann unter die darmſtädtiſchen Truppen. 1705 begab er ſich in caſſelſche Dienſte, und avancirte in denſelben, nach ſeiner Befreiung aus der franzöſiſchen Kriegsgefangenſchaft, in welche er 1712 in dem Treffen bei Denain gerathen war, bis zum Oberſten, und baute den Canal und die Schleuſe zu Carlshaven; 1716 trat er als Oberſter in ſächſiſche Dienſte, und wurde 1717 zum königlich polniſchen und churfürſtlich ſächſiſchen Generalmajor ernannt. Von hier durch die Intriguen und den Neid des Generalfeldmarſchalls Grafen von Flemming vertrieben, ging er in ſchwediſche, und nach Carls XII. Tode 1720 in ruſſiſche Dienſte. Im Februar 1721 begab er ſich nach St. Petersburg, wo ihn ſein Glück erwartete. Schon am 22ſten Mai ernannte ihn Peter der Große zum Generallieutenant, Catharina I. ertheilte ihm den Alexanderorden, und Peter II. erhob ihn nicht nur 1727 zum General en Chef, ſondern auch am 25ſten Februar 1728 ſogar in den ruſſiſchen Grafenſtand; 1731 ward er Generalfeldzeugmeiſter, und im folgenden Jahre Generalfeldmarſchall und Präſident im Reichskriegscollegium, als welcher er der ruſſiſchen Landarmee eine neue Verfaſſung gab und das adelige Cadettencorps einrichtete. 1734 belagerte und eroberte er Danzig, ward bei ſeiner Rückkehr nach Warſchau geſandt, um die in Polen ausgebrochnen Unruhen beizulegen, und unternahm 1735 den Feldzug gegen die Türken. In demſelben verwüſtete er 1736 die Crimm, eroberte Otſchakow, ging am 30ſten Auguſt 1739 bei Sinkowza über den Dneſtr, legte den engen Weg bei Pretop zurück, ſchlug am 28ſten Auguſt die Türken bei Stewutſchan, und bemächtigte ſich am 30ſten der Feſtung Chotſchin. Die Frucht dieſes Siegs war die Moldau, und Münnich ging noch mit großen Gedanken um, welche aber durch den Frieden, den der deutſche Kaiſer mit den Türken ſchloß, vernichtet wurden. Darauf erfolgte der Friede zwiſchen Rußland und der Türkei am 18ten September 1739 zu Belgrad, deſſen Urkunde jedoch niemals öffentlich bekannt gemacht worden iſt. Münnich wurde bei ſeiner Rückkehr nicht nur zum Oberſtlieutenant der preobraſchenskiſchen Garde erklärt, ſondern die Kaiſerin überreichte ihm auch eigenhändig einen koſtbaren Degen, ein diamantnes Ordenskreuz und einen Stern, und vermehrte ſeinen Gehalt. Als dieſe Monarchin auf dem Todbette lag, brachte er es dahin, daß der Herzog Ernſt Johann von Curland von ihr zum Regenten des ruſſiſchen Reichs erklärt wurde, in der Hoffnung, der Herzog ſolle bloß den Namen führen, er ſelbſt aber die Gewalt haben. Da er ſich aber in dieſer Hoffnung getäuſcht fand, ſo ſtürzte er den Herzog wieder, und ließ ihn durch Manſtein (ſ. oben Manſtein) gefangen nehmen, worauf die Prinzeſſin Anna dem Scheine nach die Regentſchaft führte. Weil er nicht Generaliſſimus werden konnte, ſo ließ er ſich zum Premierminiſter erklären, und betrieb als ſolcher das Vertheidigungsbündniß mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien und Dresden in Verbindung trat, fand er ſich ſo beleidigt, daß er im Mai 1741 ſeinen Abſchied foderte. Ehe

derſelbe erfolgte, ſchenkte ihm die Großfürſtin die Herrſchaft Wartenberg, und nach demſelben verlieh ſie ihm ein Gnadengeld von 15,000 Rubeln, ſo daß er jährlich 70,000 Rubel Einkünfte hatte. In demſelben Jahre erhob ihn auch der Churfürſt von Sachſen als Reichsvicarius in den deutſchen Reichsgrafenſtand, er erhielt aber wegen ſeines dazwiſchen fallenden Unglücks die Urkunde erſt 1762. Nach Erhaltung ſeines Abſchieds wollte er nämlich nach Königsberg, ward aber, als Eliſabeth den Thron beſtieg, auf der Reiſe arretirt, erſt zum Tode verurtheilt, aber mit Verluſt ſeiner Güter begnadigt, und nach Pelim in Sibirien gebracht, wo er bis 1762 ſehr dürftig mit einem täglichen Gehalt von drei Rubeln zubrachte, bis ihn Peter III. zurückberief. Als er am 24ſten März 1762 in Petersburg eintraf, ſchickte ihm der Kaiſer ſeinen Degen, ſetzte ihn wieder in den Beſitz ſeiner vorigen Würden, und gab ihm am 31ſten März Audienz, bei welcher er ihm den Andreasorden umhing. Catharina II ernannte ihn 1762 zum Generaldirector vom baltiſchen, revaliſchen und narviſchen Hafen und einigen Canälen und Waſſerfällen. Endlich ſtarb er am 16ten October 1767 in der Reſidenz, da eben der Hof in Moskau war, im 84ſten Lebensjahre. Man hat von ihm: Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Ruſsie. Copenhag. 1774. 8. A—s.

Muñoz (Juan Baptiſta), ein berühmter ſpaniſcher Gelehrter, geboren 1745 zu Muſeros bei Valencia, ſtudirte zu Madrid und wurde ſchon in einem Alter von zwanzig Jahren Profeſſor der Philoſophie zu Valencia. Er war es, der die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Philoſophie ſtürzte, und eine geſunde Logik, eine gründliche Phyſik und eine ſichere Methode, in die Wiſſenſchaften einzubringen, an ihre Stelle ſetzte. Als er zweiundzwanzig Jahre alt war, ſchrieb er die Vorreden zu der Rhetorik des P. Luis de Granada, und zu der Logik von Vernei, in denen er eine umfaſſende Gelehrſamkeit entwickelte. In der Folge ernannte ihn die Regierung zum Cosmographen von Indien. Dieſem Amte ſtand er mit Auszeichnung vor, bis der Miniſter Galvez ihm den Auftrag gab, die Geſchichte von Amerika zu ſchreiben. Um die Materialien dafür zu ſammeln, unterſuchte er die Archive von Simancas, Sevilla, Cadix, Liſſabon u. ſ. w., deren reiche Schätze noch völlig unbekannt, und ſeinen Vorgängern unzugänglich geblieben waren. Die Ausbeute dieſer Nachforſchungen waren 130 Bände von Documenten, Originalbriefe von Columbus, Pizarro, Ximenes u. ſ. w. Auf dieſer Baſis begann er ſein herrliches Gebäude. Aber der Tod unterbrach 1799 ſeine Arbeit, von der nur der erſte Band erſchienen iſt (Historia del nuevo mundo, Madr. 1793, deutſch von Sprengel); von dem zweiten hat er zwei Bücher ganz, und das dritte faſt ganz beendigt hinterlaſſen.

Münſter-Meinhövel (Ernſt Friedrich Herbert), Reichsgraf zu Münſter, Freiherr von Grothaus, Herr zu Lodenburg, Holte u. ſ. w.; geboren den 1ſten März 1766 im Hannöverſchen, ſtammt aus einem alten reichsgräflichen Geſchlechte, welches ſich vormals in mehrere Linien theilte, und deſſen allgemeiner Stammvater, Hermann I., der Erbauer der Erbburg Meinhövel, und Heerführer der Sachſen war. Dieſer wurde im Jahr 781 von Carl dem Großen bei Harſtatt erſchlagen. Seine Schweſter Caſta war mit König Harald I. in Norwegen vermählt. Es blüht jetzt nur eine Linie, deren Stammvater Edgard, edler Herr zu Mein-

höver und Rünen, 1522 ſtarb. Dieſe aber theilt ſich in drei Äſte: Langelage, Königsbrück und Lodenburg. Aus letzterm ſtammt der hier genannte gegenwärtige königlich-hannöverſche Geſandte zum wiener Congreß, Ernſt Friedrich Herbert. Er hat die ganze Stufenleiter des Civildienſtes durchgemacht, war zuerſt Kammerauditor, dann Hofrath, Kammerrath, Geheimerath, ferner chur-hannöverſcher Geſandter zu St. Petersburg, und zuletzt vortragender churfürſtlicher Miniſter in London. So hat er ſich zu einem vollendeten Staatsmann gebildet, und er iſt es, auf den die Stände Deutſchlands bei der neuen Geſtaltung des Vaterlandes mit vorzüglicher Hoffnung blicken. Die ihm von ſeinem Souverain verliehene Ehrenſtelle eines Landmarſchalls des Churfürſtenthums (jetzt Königreichs) Hannover iſt eine neue Würde, indem es ſonſt nur Special-Marſchälle gab. DH.

Münſter (Straßburger). Der Name Münſter iſt aus dem lateiniſchen verdorbnen Worte monasterium (Kloſter) entſtanden, und bedeutet alſo eigentlich den abgeſchloſſenen Ort, wo die Mönche zuſammenleben. Sodann iſt aber auch hin und wieder den hohen Stiftskirchen oder Kathedralen dieſer Name beigelegt worden, weil nämlich anfangs die Geiſtlichen und Stiftsperſonen bei ſelbigen unter einer gewiſſen Regel zuſammenzuleben pflegten. Vor allen berühmt iſt das ſtraßburger Münſter, mit dem cölner Dom und einigen andern Rieſengebäuden, welche der Nachwelt die hochſinnige Religioſität unſerer Altvordern bewähren, das erhabenſte Denkmal der ſogenannten gothiſchen, richtiger, der altdeutſchen Baukunſt. Wenn es nicht zu läugnen ſteht, daß manche dieſer Dome und Kirchen dem geiſtreichern und dabei unbefangenen Beobachter in ihrer nackten Coloſſalheit ein düſtres, feindliches Bild von dem Charakter damaliger Religioſität machen müſſen, ſo iſt dieſes doch mit dem ſtraßburger Münſter keineswegs der Fall. Es iſt ein Rieſengebäude von ungeheuern Dimenſionen, die beiden Thürme werden ſchon fern, fernhin dem Wandrer ſichtbar, noch lange, ehe er etwas von den übrigen gottesdienſtlichen Gebäuden und Thürmen Straßburgs gewahrt, allein, wie Göthe ſagt, hier iſt die unnatürliche und ſcheinbar unmögliche Verbindung gelöſ't, zu dem Ungeheuern das Gefällige ſich geſellen zu laſſen. In dem Grundriß hat der Münſter nichts beſonders von ähnlichen Gebäuden abweichendes. Von Morgen tritt man in einen Hofraum der ungefähr drei Mal ſo breit als tief iſt und von des Biſchofs Wohnung und dazu gehörigen Gebäuden ſo wie der Geiſtlichen Zellen umſchloſſen wird. Von da ſtößt man auf die Kirche ſelbſt, in welche drei in gleichmäßige Zwiſchenräume vertheilte Eingangsthüren führen. Über der mittelſten iſt der Chor der Geiſtlichen, aus welchem wieder zwei Thüren in das Schiff der Kirche führen, zwiſchen ihnen iſt der Predigtſtuhl, dem gegenüber an der entgegengeſetzten Wand eine Thür gegen Abend, in den der Kirche angebauten Raum führt, worin die Büßenden ihren Stand hatten und den die Griechen Nanthea nannten. Aus dieſem gehen weiter gegen Abend wieder zwei Ausgangsthüren. Hinter den beiden andern Eingangsthüren rechts und links von jener mittlern ſind zwei Altäre und von da an läuft neben dem Schiff an der Mittagsſeite die Abtheilung der Kirche für die Weibsperſonen, gegen Mitternacht die für die Mannsperſonen. Aus jeder der beiden Abtheilungen führt neben dem beſchriebenen Raum für die Büßenden gegen Abend eine Thür. Über die Ausführung des Gebäudes

läßt ſich ſchwerlich etwas Beſſeres ſagen, als was ſich in Göthe's Leben B. 2 S. 411 ff. darüber findet, ſo wie in deſſen dem Baumeiſter des Münſters Erwin von Steinbach gewidmeten Aufſatz, der in Herder von deutſcher Art und Kunſt aufgenommen worden iſt. Wir begnügen uns, hier nur das Reſultat ſeiner Anſchauung, da es keinem Gebildeten zu viel zugemuthet ſeyn kann, wenn man ihn auf Göthe verweiſ't, mitzutheilen. Göthe rühmt (ganz dem entgegen, was man ſonſt ohne allen Unterſchied jedem Werk der ſogenannten gothiſchen Baukunſt zur Laſt legen zu können glaubte) „nicht um das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die ſo ſinnige als reiche Verzierung bis in das kleinſte; er erkennt auch die Verknüpfung dieſer mannichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verſchränkung zwar gleichartiger an Geſtalt, aber doch höchſt abwechſelnder Einzelnheit, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken." Schon 504 nach Chr. Geb. ward, wo jetzt das Münſter ſteht, ein ſolcher unter dem fränkiſchen König Chlodwig erbaut und in ſechs Jahren, ſchlecht aus Stein und Holz aufgeführt, vollendet. 1015 fing der Bau des jetzigen Münſters damit an, daß man ein neues Fundament legte. Der Bau ſelbſt ward unter gottesfürchtiger Unterſtützung und Mitwirkung des ganzen Landes aus lauter gehauenen Quadern aufgeführt, 260 Jahr wurde daran gearbeitet, bevor der Bau des ſogenannten neuen Thurms anhub, welcher von Erwin von Steinbach viſirt und angelegt worden iſt. Nach deſſen Tode, den 16ten Februar 1318, ſetzte ſein Sohn Johannes das Werk fort. Er ward von ſeiner Schweſter Sabine dabei unterſtützt, als welche der Vater ebenfalls in der Baukunſt unterrichtet hatte. Von ihrer eignen Hand iſt das ſchöne Sinnbild an dem Portal auf den Gräben bei dem Uhrwerke gehauen. Hier iſt zur rechten Hand die chriſtliche Kirche durch eine gekrönte Jungfrau dargeſtellt, die in der Linken das Kreuz und in der Rechten den Kelch hält, links aber die jüdiſche Synagoge, als ein Frauenbild mit herabgeſenktem Haupte und verbundnen Augen, die in der Rechten einen zerbrochenen Pfeil, und in der Linken die Geſetztafeln Moſis hält, indem ihr die Krone zu den Füßen herabfällt. Zu beiden Seiten ſtehen die heiligen zwölf Apoſtel. Auch Johannes von Steinbach erlebte die Vollendung des Werks nicht. Er, ſein Vater und ſeine Mutter liegen im Kreuzgange des Münſters an St. Johannis Capelle begraben. Erſt im Jahr 1365 war der Münſter zu ſeiner jetzigen Vollendung gebracht, indem der Baumeiſter Johann Hiltzen von Cöln, nebſt noch einem andern Meiſter aus Schwaben deſſen Ausführung anderweit übertragen bekommen hatten. Dm.

Münter (Balthaſar), geboren zu Lübeck im J. 1735, beſuchte zuerſt das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich beſonders in der lateiniſchen Beredſamkeit und Poeſie auszeichnete, und ging 1754 nach Jena, um Theologie zu ſtudiren. Hier entwickelten ſich ſeine Anlagen zum ſyſtematiſchen Denken und zugleich erwarb er ſich Fertigkeit im Predigen. Nachdem er öfters durch akademiſche Schriften, meiſt philoſophiſchen Inhalts, und durch ihre öffentliche Vertheidigung ſeine Fähigkeit bewährt hatte, wurde er 1757 Privatdocent, und bald darauf Adjunct der philoſophiſchen Facultät in Jena. Mit einer faſt unglaublichen Anſtrengung hielt er täglich acht bis zehn Vorleſungen, und würde ſich dem akademiſchen Leben ganz ge-

widmet haben, wenn er nicht 1760 als Waiſenhausprediger und Hofdiaconus nach Gotha wäre berufen worden. Hier genoß er die Gunſt des Hofes und die Liebe Aller während ſeines drittehalbjährigen Aufenthalts, worauf er als Superintendent nach Tonna verſetzt wurde. Aber ſchon 1765 erhielt er den Ruf als Prediger bei der deutſchen Petrigemeinde in Copenhagen. Dieſes Amt bekleidete er bis an ſeinen Tod 1793. Seine Verdienſte beſchränkten ſich nicht auf ſeine Gemeinde, für deren religiöſe und moraliſche Ausbildung er zunächſt thätig war; er hat überhaupt zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe in Dänemark und Deutſchland mächtig beigetragen. Unter den vielen und bändereichen Predigtſammlungen, die er ſelbſt herausgab, zeichnen ſich beſonders die Vorträge über die Reden und Begebenheiten Jeſu nach den vier Evangeliſten aus. Sie enthalten einen Schatz von practiſchen Bemerkungen. Die Talente zur religiöſen Poeſie, die Münter ſchon in ſeinen Schuljahren gezeigt hatte, bildeten ſich bei reiferem Alter immer mehr aus, wozu der vertraute Umgang mit Cramer, Klopſtock, Gerſtenberg, Funk nicht wenig beitrug. Zuerſt gab er 1769 ſeine geiſtlichen Cantaten, dann in den Jahren 1773 und 74 zwei Sammlungen geiſtlicher Lieder heraus. Sie ſind zum Theil von den beſten Meiſtern der damaligen Zeit in Muſik geſetzt worden. Die Bekehrungsgeſchichte des Grafen Struenſee, welche er 1772 herausgab, und welche eine Folge ſeiner mit ſeltener Einſicht gepflognen Unterhaltungen mit dieſem unglücklichen Staatsmanne war, machte ſeinen Namen durch ganz Europa rühmlich bekannt. In ſeinen letzten Lebensjahren erwarb ſich Münter durch Einrichtung des Armenweſens in ſeiner Gemeine und durch Errichtung einer Freiſchule für Töchter ein neues und großes Verdienſt. Außer ſeinem in der Literatur mit Ruhm aufgetretnen Sohn, Friedrich Münter, ordentlichem Profeſſor der Theologie zu Copenhagen, iſt auch ſeine Tochter, Friederike Brunn, dem Publicum als geiſtvolle Dichterin bekannt.

Münzen, Münzkunde, Numismatik. Münzen nennt man ſolche Stücken edlen oder unedlen Metalls, denen allerhand Zeichen aufgeprägt ſind, wodurch ſie als gemeinſchaftliches Maß für den Werth und Preis der Dinge bezeichnet werden. Als ſolche kündigt ſie ſchon ihr Name an, denn unſer deutſches Wort Münze kommt her von dem lateiniſchen Moneta, welches urſprünglich ein Erinnerungszeichen bedeutet, deſſen nämlich, was ein ſolches Metall im Handel gilt. Von dieſem Gelten heißt im Deutſchen eine gewiſſe Art von Münzen auch Geld, von welchem wir die Denkmünzen oder Medaillen (von metallum) unterſcheiden. Die Geldmünzen hießen bei den Römern auch Nummi von dem griechiſchen Worte Nomos (doriſch Numos) oder Nomisma, welches eigentlich alles bedeutet, was durch Sitte oder geſetzliche Beſtimmung angenommen oder gebräuchlich iſt, und hier den geſetzlich geltenden Werth einer Münze bezeichnet. Nach dieſem Worte wird die Wiſſenſchaft von den Münzen oder die Münzkunde auch Numismatik genannt. Dieſe lehrt die verſchiednen Gattungen der Münzen kennen und beurtheilen, 1. nach ihrem Gehalt und Handelswerthe, 2. nach ihren geſchichtlichen Merkmalen, und iſt demnach entweder a) bürgerliche oder b) hiſtoriſche Numismatik. Die bürgerliche, welche den Werth der Münzen nach ihrem Gehalt und im Handel bei allen Völkern beſtimmt, hat auf

drei Stücke zu ſehn, 1. auf die Materie, 2. das Gewicht, und 3. den Werth der Münzen. Was die Materie betrifft, ſo war Metall faſt überall der eigentliche Stoff zum Prägen der Münzen, denn andrer Stoffe ſcheint man ſich bloß im Nothfall bedient zu haben, wie in neuer Zeit des Papieres. Unter den Metallen gebrauchte man vorzüglich Gold, Silber und Erz, worunter man alle Arten Münzen von niedrigem Metalle, Kupfer, Meſſing, Compoſition u. a. verſteht. Von Eiſen hatten die Spartaner und Byzantiner, von Zinn die Syrakuſer Münzen. Schrot und Korn, d. i. Gewicht (weil mit Schroten gewogen wird) und innerer Gehalt der Münzen beſtimmen deren Werth als Kaufmannswaare, was ſie aber als gangbare Münze in einem Staate gelten ſollen, beſtimmt die Staatsgewalt. Die bürgerliche Münzkunde hat demnach die Gewichte und deren Unterſchiede bei den verſchiednen Völkern und die Verſchiedenheit des Münzfußes anzugeben. Den Geſchichtforſcher intereſſiren an den Münzen vorzüglich die hiſtoriſchen Data, das Alter, Vaterland und Gepräge derſelben. In Rückſicht des Alters theilen ſich die Münzen in antike und moderne. Antike werden alle genannt, welche vor 1400 unſerer Zeitrechnung geprägt ſind, moderne, die aus den letzten vier Jahrhunderten. Bei den Phöniciern, als dem vorzüglichſten Handelsvolke der alten Welt, dürfte mit Wahrſcheinlichkeit der Urſprung der Münzen zu ſuchen ſeyn. Indeß bedienten ſie ſich wohl nur geſtempelter Silberbarren, die Griechen aber hatten eigentliche Münzen; doch ſind Erfinder und Zeit der Erfindung ungewiß. Von Königen, Republiken und Städten wurden die griechiſchen Münzen geſchlagen. Bei den Römern war Numa oder Servius Tullius der erſte Einführer der Münzen, welche pecunia hießen, weil Bildniſſe von Thieren (pecus) darauf geprägt waren. Im Jahre Roms 244 fingen die conſulariſchen und die kaiſerlichen Münzen mit Julius Cäſar an, welcher, gegen das Verbot des Staats, zuerſt ſein Bild auf die Münzen prägen ließ. Dieſe theils lateiniſchen, theils griechiſchen Kaiſermünzen dauerten bis zur Einnahme Conſtantinopels durch die Türken im J. 1453. Außerdem hatten auch die römiſchen Colonien ihre eignen Münzen. Das Land oder die Münzſtätte, wo ſie geprägt ſind, nennt man das Vaterland der Münzen. Das Vaterland der ältern Münzen war gewöhnlich Griechenland oder Italien. Münzen mit griechiſcher Schrift wurden größtentheils in Griechenland ſelbſt oder den griechiſchen Inſeln geſchlagen, und das eigentliche Vaterland beſtimmt näher der Name des Volks, der oft ganz, oft mit den Anfangsbuchſtaben ausgedrückt iſt, oder die aufgeprägten Symbole der Völker und Städte. Die römiſchen Münzen laſſen ſich zwar an Inſchrift und Gepräge leicht erkennen, die Münzſtätte ſelbſt hingegen läßt ſich ſchwer bemerken. Bei den modernen Münzen hat es hierin eben ſo wenig Schwierigkeit als in Anſehung des Alters, weil dieſes meiſt durch die Jahrzahl, jenes durch die Aufſchrift und, wenn ein Land mehrere Münzſtädte hat, durch ein beſondres Zeichen beſtimmt wird. Das Gepräg auf den Münzen beſteht entweder aus Bildwerk oder Schrift, und zwar, die Bracteaten oder Hohlmünzen ausgenommen, auf beiden Seiten, deren eine die Vorderſeite, Avers, die andre die Kehrſeite, Revers, genannt wird. Auf der Vorderſeite findet man die Bilder von Göttern, Helden, berühmten Weiſen und Gelehrten, Regenten, Frauenzimmer und verſchiednerlei Symbole und Monumente. Die Bilder der Für-

ſten prägten ſchon die Griechen auf ihre Münzen, bei den Römern erſt die Kaiſer ſeit Julius Cäſar. Die Conſularmünzen trugen indeß als Hauptfigur das Bild des berühmten Urhebers eines römiſchen Geſchlechts, z. B. die juliſche Familie die Venus, die Familie Calpurnia den Numa u. ſ. w. Auf der Kehrſeite der älteſten Münzen waren Thiere oder Schiffsſchnäbel (daher pecunia und nummi ratiti von ratis), dann prägte man verſchiedne Gottheiten und ihre Attribute darauf, oder als Siegeszeichen eine im Wagen fahrende Victoria (nummi Victoriati, Bigati, Quadrigati), allerlei Denkmale und Denkzeichen, Triumphe, Gebäude u. ſ. w., und wenn ſich ein Gegenſtand nicht auf natürliche Weiſe bildlich darſtellen ließ, allerhand ſymboliſche Zeichen, worunter eine Menge perſonificirter Tugenden und andre Abſtracta ſich befinden. Bei den modernen Münzen füllen Wappen dieſe Stellen aus, die ebenfalls als Sinnbilder von Ländern und Städten zu betrachten ſind. Außerdem findet man auf den Münzen, mit Ausnahme der allerälteſten, auch Schrift, und zwar kreisförmig am Rand umherlaufende Umſchrift, welche man Legende nennt, und horizontale Inſchrift auf der Mitte. Die Legende der Vorderſeite ſtellt Namen, Titel oder Würde deſſen dar, deſſen Bild die Münze trägt, und wenn die Kehrſeite keine Fortſetzung davon iſt, ſo enthält ſie entweder Erklärung des Symbols, oder einen Wahlſpruch u. dergl. Bei den griechiſchen Münzen findet man viele ohne Legende auf der Vorderſeite, beſonders wenn ſie das Bild einer Gottheit tragen; ſeltner findet ſich dies bei den römiſchen. In der Regel ſind dieſe Legenden ſchwer zu entziffern, weil ſie meiſt mit bloßen Anfangsbuchſtaben geſchrieben, und wohl auch mit Monogrammen untermiſcht ſind. (S. Barthelemy Essai d'une paléographie numismatique.) Es bedarf wohl nicht erſt der Verſicherung, daß dieſe Münzkunde für den Geſchichtforſcher von erheblicher Wichtigkeit iſt, allein ſie iſt es auch für den Alterthumsforſcher, den Künſtler und Archäologen, und man hat deßhalb nicht Unrecht gethan, die antike Numismatik als einen Theil der Archäologie zu betrachten. Natürlich kommen hier nicht bloß die Geld-, ſondern auch die Denkmünzen in Betrachtung, die vor andern eine äſthetiſche Würdigung verdienen. Aus dieſen und jenen aber lernen wir mit größerer Sicherheit als ſonſt, die Gottheiten der Alten mit ihren Attributen und Beinamen, die Ceremonien und Geräthſchaften ihres Cultus, das Coſtum ihrer Prieſter, kurz faſt alles, was mit ihren religiöſen, bürgerlichen und militäriſchen Gebräuchen in Beziehung ſteht, kennen. Auf Denkmünzen findet man mehrere berühmte Kunſtwerke des Alterthums dargeſtellt, z. B. den farneſiſchen Hercules, die kniſche Venus u. a. m., und auch hier findet man Gelegenheit, die verſchiednen Epochen des Styls zu unterſcheiden, die Fortſchritte der Kunſt bei den civiliſirten Völkern zu beobachten, und ſie mit dem Zuſtande bei den Barbaren zu vergleichen, Grund genug, eigne Sammlungen von ihnen anzulegen. Die berühmteſten Cabinets dieſer Art ſind zu Paris, Wien und Gotha. (Stieglitz Verſuch einer Einrichtung antiker Münzſammlungen zur Erläut. d. Geſch. d. Kunſt des Alterthums. Leipzig 1809.) Über die Literatur dieſes Zweigs der Gelehrſamkeit und Kunſt etwas zu ſagen, iſt um ſo weniger nöthig, da man in den Werken von Banduri, Hirſch und Lipſius Befriedigung findet. Über die alte Numismatik ſind die Werke von Spanheim, Morelli,

Frölich, Wachter, Eckhel, Millin und Raſche's Lexicon, über die Numismatik überhaupt, die von Jobert, Olearius, Praun, Hirſch und Joachim, über die neuere die von Döderlin, Köhler, Ludewig u. A. die namhafteſten. Mit ihnen kann man verbinden Harls Encyclopädie der Geldwiſſenſchaft 1r Thl. (Erlangen 1806). Wichtig ſind für dieſes Studium die Beſchreibungen verſchiedner Münzſammlungen von Lazara, Beger, Liebe, Venuti, Havercamp, Pellerin, Eckhel, Seſtini, Hayn, Zoëga u. A. m. Eben ſo die Beſchreibung einzelner Arten von Münzen, z. B. Lilienthals Thalercabinet, das köhlerſche Ducatencabinet, das hölleſche Groſchencabinet u. A. dd.

Münzfuß heißt die obrigkeitliche Beſtimmung des Gewichts (Schrots) und Feingehalts (Korns) der gangbaren Münze. Er gibt 1. das Verhältniß an des Goldes und Silbers, 2. den Preis der feinen Mark der edlen Metalle, 3. die Legirung derſelben zu jeder Münzart, 4. die Koſten der Legirung und Münzung (Schlagſchatz), 5. die Anzahl der Stücke jeder Art, die aus einer feinen und rauhen Mark gemacht werden ſollen. Die merkwürdigſten Veränderungen des deutſchen Münzfußes ſind folgende: 1. der zinniſche Fuß vom J. 1667, wonach Sachſen und Brandenburg die feine Mark Silber zu 10½ Thlr. oder zu 15 Fl. 45 Kr. ausmünzen wollten; 2. der leipziger Fuß von 1690, oder der 18 Fl. Fuß, wonach die feine Mark Silber zu 12 Thlr. oder 18 Fl. ausgebracht wurde. Im Jahre 1738 ward dieſer zum Reichsfuß angenommen; 3. der preußiſche oder graumanniſche Fuß, wonach im J. 1750 die feine Mark Silber zu 14 Thlr. ausgeprägt wurde; 4. der Conventionsfuß oder 20 Fl. Fuß vom J. 1753, wonach die feine Mark Gold zu 283 Fl. 5 Kr. $3\frac{44}{77}$ Pf. und die feine Mark Silber zu 20 fl. ausgebracht wird; 5. der 24 fl. Fuß, wornach Bayern 1766 die Mark fein Silber zu 24 Fl. zu vermünzen anfing. BC.

Münzer (Thomas). Dieſer berühmte Schwärmer war zu Stollberg am Harz geboren, in welchem Jahre iſt unbekannt. Wäre die unverbürgte Sage wahr, daß ſein Vater von einem Grafen zu Stollberg ungerechter Weiſe hingerichtet worden, ſo würde ſich daraus die Richtung, die ſein Geiſt ſpäter nahm, um ſo leichter erklären laſſen. Wahrſcheinlich ſtudirte er zu Wittenberg, wo er auch Magiſter ward. Nach geendigten Studien ward er Schullehrer zu Aſchersleben. In Halle war er Caplan in einem Nonnenkloſter, ging dann wieder nach Stollberg, wo er mit Beifall predigte, ward im J. 1520 als erſter Prediger nach Zwickau berufen, ging ſchon im folgenden Jahre nach Prag, um ſich unter den Huſſiten Anhänger zu verſchaffen, und ward ein oder zwei Jahre ſpäter Prediger zu Altſtedt. An jedem Orte, wo er ſich aufhielt, zeigte er ſich als einen unruhigen Kopf und einen wüthenden und fanatiſchen Gegner des Papſtthums. Anfangs erwärmte ihn die Leſung myſtiſcher Schriften, wie des Taulerus, des prophetiſchen Abts Joachim und Andrer. Sein Eifer gegen ſcholaſtiſche und päpſtliche Theologie brach zuerſt in ſeinen Predigten aus, und in Böhmen ſchlug er eine noch vorhandne heftige Intimation contra Papistas an, die er mit eigner Hand geſchrieben hatte. Luthers Lehre fing um dieſe Zeit an, die Gemüther von der Tyrannei des päpſtlichen Gewiſſenzwangs zu entfeſſeln, aber auf der andern erhob ſich ein Geiſt der Schwärmerei. Während Luther zurückgezogen auf der

Wartburg lebte, Karlſtadt in Wittenberg die ausſchweifendſten Gewaltthätigkeiten beging, bildete ſich zu Zwickau die Secte der Wiedertäufer (Feinde der Kindertaufe), an deren Spitze Klaus Storch, ein Tuchmacher, ſtand, und zu welcher ſich bald Marx Stubner, Martin Kellner und Thomas Münzer geſellten. Sie drangen mit ihrem Anhang nach Wittenberg; aber Luther, der dahin eilte, brachte es durch ſieben Predigten ſo weit, daß Storch und Karlſtadt Wittenberg verlaſſen mußten. Mit mehr Feuer und Glück breitete hingegen Münzer ſeine Lehre zu Altſtedt in Thüringen aus, wo er ſeit 1523 Prediger war. Er beſtritt nicht nur das Papſtthum, ſondern auch Luthers Lehre, und reizte die Unterthanen zum Ungehorſam gegen ihre Obrigkeiten, beſonders wenn ſie ihnen verboten, ſeine geiſtlichen Reden zu beſuchen. Er überredete den Pöbel leicht, daß Gott ſeine Chriſtenheit bald von dem Joche, unter welchem ſie ſeufze, befreien werde. Mit jedem Tage mehrten ſich ſeine Anhänger und wuchſen bald ſo ſehr an, daß der Churfürſt von Sachſen, Friedrich, und der Herzog Johann zu Weimar im J. 1524 Münzern nach Weimar fodern ließen, um ſich zu verantworten. Man entließ ihn und begnügte ſich, dem Amtmann und Rathe zu Altſtedt zu befehlen, einen für die öffentliche Ruhe ſo gefährlichen Schwindelkopf aus ihren Mauern zu entfernen. Münzer entwich aus der Stadt, ließ ein Jahr lang nichts von ſich hören, und trat zuerſt wieder in Nürnberg auf. Hier nicht geduldet, ging er nach Schafhauſen, wo er ſich ein halbes Jahr aufhielt. Im Jahr 1525 kam er nach Sachſen zurück. Er predigte zu Mühlhauſen, gewann die Volksmenge, ſetzte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen ein, ließ die Klöſter und die Häuſer der Reichen plündern und proclamirte eine allgemeine Gütergemeinſchaft. Ein andrer ähnlicher Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit ſeinem räuberiſchen Anhang ins Eichsfeld und vereinigte ſich mit Münzer. Dieſer Vorfall und die Nachricht, daß ſich 40,000 Bauern in Franken zuſammengerottet, 150 adelige Schlöſſer und 23 Klöſter geplündert und verbrannt hätten, entflammten Münzers Muth. Er rief ſeine Anhänger in Frankenhauſen, die Bergleute im Mansfeldſchen und ſämmtliche Bauern zu Mühlhauſen, Langenſalza und Tennſtedt auf und rüſtete ſich eiligſt zum Kriege. Er verſprach ihnen, ſie ſämmtlich in den Herrenſtand zu erheben. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhauſen zurückgelaſſen, begab er ſich mit dreihundert Auserwählten nach Frankenhauſen, brach die von den Frankenhäuſern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte aufs neue die Gemüther. In dieſer Criſe ſtarb Churfürſt Friedrich der Weiſe. Sein Nachfolger Johann entſchloß ſich zu kräftigern Maßregeln. Er, der Herzog Georg zu Sachſen, der Landgraf Philipp von Heſſen und der Herzog Heinrich von Braunſchweig verbanden ſich und beorderten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Dieſe waren an Zahl überlegen — gegen 8000 Mann — und ſtanden vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhauſen, geſchützt von einer Wagenburg. Die vereinigten Fürſten boten nochmals den Weg der Güte an, aber Münzer gab kein Gehör, ſondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendſten Reden, und verſprach ihnen den Beiſtand Gottes. Am 15ten Mai 1525 kam es zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geſchlagen wurden. Nach Einigen verloren ſie 5000

nach Andern 7000 an Todten; die übrigen, worunter auch Münzer war, warfen ſich nach Frankenhauſen. Muthlos verbarg er ſich hier auf dem Boden eines Hauſes, warf ſich in ein Bette, und ſtellte ſich krank. Die fürſtlichen Truppen beſetzten und plünderten die Stadt. Münzer wäre unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Soldat in ſeiner Reiſetaſche das Schreiben des Grafen Mansfeld an ihn gefunden hätte. Dieſer Zufall entdeckte ihn. Er wurde gefangen genommen, und nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter ſeine Verbündeten endlich nannte. Auch Pfeifer, der ſich von Mühlhauſen hatte flüchten wollen, wurde bald gefangen zurückgeführt. Thomas Münzer wurde von Heldrungen dahin abgeliefert, und ihm und Pfeifern nebſt vierundzwanzig andern Rebellen das Schwert zuerkannt. Der zuvor ſo trotzige Münzer verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth; er konnte die Glaubensartikel nicht ſelbſt ausſprechen, ſondern der Herzog Heinrich von Braunſchweig betete ſie ihm vor. Ein andrer Geſchichtſchreiber erzählt, daß er auf dem Todtengerüſte noch 12 Maß Waſſer ausgetrunken habe. Sein Körper wurde nach der Enthauptung geſpießt, und ſein Kopf auf einen Pfahl geſteckt. Die Städte Langenſalza, Mühlhauſen und Tennſtedt wurden um anſehnliche Geldſummen geſtraft, und noch mehrere Aufrührer, unter denen Bürgermeiſter und Rathsherrn, hingerichtet.

Murat, ſ. Joachim.

Muratori (Lodovico Antonio), war zu Vignola im Modeneſiſchen im J. 1672 geboren. Die Natur hatte ihm die glücklichſten Fähigkeiten ertheilt und geſchickte Lehrer entwickelten ſie. In einem Alter von 22 Jahren wurde er von dem Grafen Carlo Borromeo nach Mailand berufen, und trat an die Spitze des ambroſianiſchen Collegiums und der damit verbundnen Bibliothek. Muratori ſtudirte hier die Alten und machte ſich mit dem Vorzüglichſten der neuern Zeit bekannt. Im J. 1700 rief ihn der Herzog von Modena als ſeinen Unterthan zurück, und machte ihn zu ſeinem Bibliothekar und Archivar. In dieſem doppelten Amte widmete ſich Muratori mit dem größten Eifer ſeinen Studien. Die Zahl ſeiner Freunde vermehrte ſich. Der berühmte Cardinal Noris, die Ciampini und Magliabecchi, die Benedictiner Mabillon und Montfaucon, der Jeſuit Papebrock, der Marquis Maffei, der Cardinal Quirini und viele andre ausgezeichnete Männer zogen ihn bei ihren gelehrten Arbeiten zu Rathe. Die Akademien wetteiferten um die Ehre, ihn unter ihren Mitgliedern zu zählen. Die Akademie der Arkadier, die Akademie der Cruſca, die etruſciſche Akademie zu Cortona, die königliche Geſellſchaft zu London, die kaiſerliche Akademie zu Olmütz überſandten ihn faſt zu gleicher Zeit das Diplom. Die Verleumdungen ſeiner Feinde, daß er ein Ketzer und Atheiſt ſey, fanden bei einem ſo aufgeklärten Papſt, wie Benedict XIV., keinen Eingang, welcher vielmehr Muratori in einem eignen Schreiben darüber beruhigte. Muratori ſtarb im J. 1750. Er beſaß die umfaſſendſten Kenntniſſe in der Jurisprudenz, Philoſophie, Theologie, Poeſie, Alterthumskunde, neuern Geſchichte u. ſ. w. Sechsundvierzig Folio-, vierunddreißig Quart- und dreizehn Octavbände enthalten ſeine zahlreichen Werke, von denen wir nur folgende nahmhaft machen können; 1. Anecdota, quae ex Ambrosianae bibliothecae codd. nunc primum eruit L. A. Muratorius; 2. Anecdota Graeca; 3. Rerum italicarum scriptores;

4. Antiquitates Italicae medii aevi; 5. Novus thesaurus veterum inscriptionum; 6. Annali d'Italia dal principio dell' era volgare fino all' anno 1500; 7. Della perfetta poesia italiana.

Murcia, ein ehemaliges Königreich, und jetzt eine Provinz Spaniens, welche gegen Oſten an Valencia, gegen Norden an Caſtilien, gegen Weſten an Granada, gegen Süden aber an das mittelländiſche Meer gränzt. Sie hat auf einem Flächenraum von 240 Quadratmeilen gegen 340,000 Einwohner, und iſt gebirgig, jedoch fruchtbar an Citronen, Pomeranzen, Oliven, Mandeln, Maulbeeren, Reiß, Hülſenfrüchten und Zucker, und wird daher der Luſtgarten des Königs von Spanien genannt. Die Hauptſtadt Murcia, am Segura gelegen, zählt 44,000 Einwohner, hat außerhalb ein Caſtell, Monteagudo genannt, und treibt ausgebreiteten Handel mit Seide. Auch iſt hier eine große Salpeterſiederei. Die Kathedralkirche iſt ein prachtvolles Gebäude. Der hier reſidirende Biſchof hat aber die Benennung nicht von dieſer Stadt, ſondern von Carthagena. Die Inquiſition hat hier ein Tribunal.

Muret (Marcus Anton), wurde am 12ten April 1526 zu Muret, einem Dorfe bei Limoges (von welchem er auch ſeinen Namen haben ſoll), geboren. Seine erſten Studien trieb er wahrſcheinlich zu Limoges. Von ſeinem 18ten Jahre an lehrte er die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften zu Agen, auch Villeneuve, Poitiers, Bordeaux, Paris und Toulouſe, an welchem letztern Orte er ſich auch auf die Jurisprudenz legte. 1554 ging er nach Venedig (wovon nach den unwahren, von ſeinen Feinden ausgeſprengten Gerüchten die Urſache geweſen ſeyn ſoll, weil er in Toulouſe wegen Sodomiterei in einer Unterſuchung befangen geweſen ſey, die für ihn nachtheilig abgelaufen ſey). Hier und zu Padua lebte er wechſelsweiſe ſechs Jahr, und theilte ſeine Zeit zwiſchen Unterricht und Bücherſchreiben, bis ihn der Cardinal Hippolyt von Eſte zu ſich nach Rom berief, um ihn zu verſchiednen Geſchäften zu brauchen. Mit ihm machte er 1562 eine Reiſe nach Frankreich, und fing nach ſeiner Rückkehr nach Rom im Jahr 1563 an, ſowohl über Claſſiker und Philoſophie, als über das bürgerliche Recht öffentlich zu lehren. 1576 ließ er ſich zum Prieſter weihen, und 1584 legte er ſeine Lehrerſtelle nieder, und brachte in ſtiller und frommer Ruhe ſein übriges Leben zu, das er am 4ten Juni 1585 in ſeinem 59ſten Jahre beſchloß. Er war ohne Widerrede einer der trefflichſten lateiniſchen Styliſten neuerer Zeit, ein Mann von Scharfſinn und Geſchmack, und verdient unter den Philologen und Kritikern einen ausgezeichneten Rang. Neben ſeinen variis lectionibus (von F. A. Wolf zu Halle, 1791, gr. 8. neu herausgegeben) und Erklärungen einzelner Claſſiker hat er ſich vorzüglich durch ſeine Reden berühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des claſſiſchen Alterthums an ſich tragen. Seine ſämmtlichen Werke ſind zuſammengedruckt zu Verona 1727, 5 Bände 8., welche Sammlung aber kaum die Hälfte derſelben enthält, und äußerſt nachläſſig gemacht iſt. Weit vollſtändiger, genauer und kritiſcher iſt die ſchöne von David Ruhnken zu Leiden 1789, in 4 Großoctavbänden beſorgte Ausgabe. A—s.

Murillos (Bartholomeo Stephano), ein berühmter ſpaniſcher Mahler, geboren zu Sevilla im J. 1618, zeigte ſchon früh eine außerordentliche Kunſtanlage, und empfing den erſten Unterricht im Zeichnen von ſeinem Anverwandten, Juan del Caſtillo. Murillos machte ſchnelle Fortſchritte. Er arbeitete, als ſein Lehrer ſich in

Cadix niedergelaſſen hatte, für ſich allein, was ihm aufgetragen wurde, und erwarb ſich eine große Fertigkeit des Pinſels und ein gefälliges, jedoch etwas manierirtes Colorit. Aus dieſer erſten Periode ſieht man mehreres von ihm zu Sevilla. Eine Menge von ihm gemahlter Heiligenbilder ging nach Indien; von dem daraus gelöſ'ten Gelde erſparte er ein hinlängliches Reiſegeld, um nach Madrid zu gehn, wo ſein Landsmann Velasquez ihn ſehr wohlwollend aufnahm, und ihm die Erlaubniß verſchaffte, die Meiſterwerke von Titian, Rubens, Vandyck, Ribera, ſo wie ſeine eignen, zu copiren. Nach einigen Jahren kehrte er nach Sevilla zurück, wo er durch ſeine Gemählde im Kloſter Francisco allgemeines Erſtaunen erregte. Sie waren in dem den Spaniern noch unbekannten Style der Vandyk, Spagnolet und Velasquez ausgeführt, und erwarben ihm viele Aufträge. Seine ruhmvollſte Periode war indeß von 1670=80, während welcher er neben andern acht große Werke für die Kirche des Hoſpitals San Jorge della Caridad mahlte. In dieſen Bildern zeigt ſich ſein großes Verdienſt: ſeine gründliche Kenntniß der Anatomie in der Figur des Gichtbrüchigen; die ſchönen Maſſen ſeines Licht= und Schattenſpiels in der Erſcheinung der Engel bei Abraham; der Adel in dem Charakter ſeiner Köpfe, beſonders von Chriſtus und Moſes und dem Vater des verſchwenderiſchen Sohns; der Ausdruck in der innigen Reue dieſes Letztern; die herrliche Compoſition, die richtige Perſpective, und das Colorit in allen. Eine Arbeit von ähnlicher Vollkommenheit war diejenige für die Kirche de los Venerables, ferner in dem Kloſter der Capuziner. Für eben dieſen Orden mahlte er zu Cadix ein großes Altarblatt, aber noch vor Vollendung deſſelben that er einen unglücklichen Fall, der ihm eine gefährliche Krankheit zuzog. Er kehrte nach Sevilla zurück, und ſtarb daſelbſt 1682. Nicht nur durch ſeine zahlreichen und trefflichen Arbeiten brachte er die Mahlerkunſt in Spanien in Aufnahme, ſondern auch durch eine Akademie, deren Stiftung ihm trotz aller Hinderniſſe gelang, und deren Präſident er ſeit 1660 war. Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Styl ihres Meiſters ab, um ſich einem bequemern Naturalismus zu überlaſſen.

Murky iſt eine veraltete Art kleiner Tonſtücke für das Clavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochnen Octaven beſteht, daher Murkybäſſe. In dem 36ſten der kritiſchen Briefe über die Tonkunſt findet man die komiſche Entſtehungsart dieſer Tonſtücke.

Murphy (Arthur), ein engliſcher Dramatiker, geboren zu Cork im J. 1727. Nachdem er zuerſt in der Handlung, dann bei einem Rechtsgelehrten ſein Glück verſucht hatte, unternahm er ein Journal unter dem Titel The Gray's-Inn journal zu der Zeit wo Johnſon den Rambler herausgab. Dieſes, wiewohl oberflächliche, Werk fand Beifall und verſchaffte ihm Johnſons Freundſchaft. Bald darauf fing er an, für das Theater zu arbeiten; er trat ſelbſt in der Rolle des Othello auf, fiel aber durch. Dagegen gefielen ſeine Stücke. Sein griechiſches Mädchen gehört zu den beliebteſten Trauerſpielen in England; ſein Styl iſt edel, einfach und elegant, aber wenig kräftig. Seine beſten Komödien ſind: Alle Welt hat Unrecht; die Schule der Vormünder; der Feind ſeiner ſelbſt; die Wahl u. ſ. w. Dieſe Stücke ſind als ziemlich treue Gemählde der Sitten anzuſehn. Mehr ko=

miſches Talent hat der Verfaſſer in ſeinen Farcen als in ſeinen Luſtſpielen gezeigt. Die beſte derſelben iſt betitelt: Drei Wochen nach der Hochzeit. Seiner Überſetzung des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue. Er ſtarb 1805 zu Brompton.

Murr (Chriſtoph Gottlieb von), als Geſchichts- und Alterthumsforſcher gleich berühmt, wurde in Nürnberg im Jahr 1733 geboren, bildete ſich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, ſpäterhin aber auf der hohen Schule zu Altorf, und kehrte nach vollendeten Studien an den erſtern Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Das erſte größre Werk, wodurch er ſich in der literariſchen Welt bekannt machte, war ſein Bibliotheque de Peinture etc., welche im Jahr 1770 erſchien. Vor allen Schriften aber zeichnet ſich ſein, im Jahr 1775 angefangnes, und bis zum Jahr 1789 fortgeführtes „Journal zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Literatur" aus. Es umfaßt ſiebzehn Theile; eine in den Jahren 1798 und 1799 angefangne Fortſetzung dieſes Werks, unter dem Titel: „Neues Journal" ꝛc., wurde ſchon mit dem zweiten Bande beſchloſſen. In dieſem Journal iſt ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteſte Geſchichte der Ölmahlerei, der Kupferſtecher- und Formſchneidekunſt, Beſchreibungen ſeltner Werke, Beurtheilungen der vorzüglichſten in fremden Sprachen erſchienenen Bücher, oder Auszüge aus den koſtbarſten derſelben, Nachrichten über die neueſten Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften ꝛc. enthalten, die ſich durch Gründlichkeit, kritiſchen Geiſt, Unpartteilichkeit und würdige Darſtellung aufs vortheilhafteſte auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig und brauchbar ſind die Forſchungen über die Geſchichte der deutſchen Kunſt; denn Nürnberg, als der Vaterort der deutſchen Kunſt, bot dem Verfaſſer eine reiche Fundgrube dar, um Unterſuchungen darüber anzuſtellen. Man muß Murr das Verdienſt laſſen, daß er die Bahn zu dergleichen, in den neueſten Zeiten mit ſo viel Glück behandelten Unterſuchungen hat brechen helfen. In ſpätern Jahren gab der unermüdete Literator noch andre ſehr intereſſante Schriften heraus: die Abbildungen der herculaniſchen Alterthümer; ſeine Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs; die Beſchreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs; und noch im J. 1805 ſeine Schrift: die mediceiſche Venus und Phryne. Sein, im J. 1809 erfolgter Tod wurde von allen Verehrern der Wiſſenſchaft und Kunſt aufs lebhafteſte betrauert. BC.

Murray, ſ. Mansfield.

Murten (franzöſiſch Murat, lateiniſch Muratum), eine in der Schweiz, in der Landvogtei Murten, an dem durch die Broye mit dem neuburger See Gemeinſchaft habenden Murter-See belegne Stadt, ſechs Stunden von Bern, mit einem alten Schloſſe, in welchem der Landvogt (hier Schultheiß genannt) reſidirt. Im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts wurde durch mehrere Veranlaſſungen eine heftige Fehde entſponnen zwiſchen der Eidgenoſſenſchaft und Carl dem Kühnen, Herzoge von Burgund, einem Sohne Philipps des Gütigen, der im Jahre 1467 ſtarb. Die nähere Veranlaſſung gab ein dem Hauſe Savoyen angehöriger Graf von Romont, der zwei Wagen mit Kaufmannswaaren, das Eigenthum nürnbergiſcher Kaufleute, anhalten ließ. Drei Tage nachher waren acht Bürger aus Freiburg und Bern in dem wälſchen Schweizerlande, oder dem ſogenannten Wad (Pays de Vaud)

ermordet. Der Verdacht fiel auf den Grafen, und mochte wohl nicht unbegründet ſeyn, denn dieſer begab ſich nach Bern, und bot eine vollkommne Genugthuung an. Bei der Zurückkunft in ſeine Grafſchaft fand er aber die erfreuliche Nachricht vor, daß Carl der Kühne (von Andern, und wohl richtiger, der Verwegne genannt), ihn zum Marſchall beſtellt habe, und das war, um ihn für ſeinen neuen Herrn zu gewinnen, mehr als genug. Den Schweizern entfiel bei den Zurüſtungen und dem Andringen ihres mächtigen Feindes der Muth. Sie erboten ſich zur Zurückgabe deſſen, was ſie ihm bereits abgenommen hatten, und ſprachen den König Ludwig XI. um ſeine Vermittelung an. Dieser gab dem kühnen Herzoge von Burgund den freilich ſehr naiven Rath (von dem man wohl wünſchen möchte, daß er auch in neuern Zeiten ertheilt und befolgt worden wäre), daß er ein Volk nicht beunruhigen möge, das arm, und von dem er alſo keine große Beute zu erwarten berechtigt ſey. Der Herzog achtete dieſer Lehre nicht, weil er dem Grafen von Romont, ihn zu rächen, verſprochen hatte. Der Krieg begann. Carl ging über den Berg Jura, drang bis Lauſanne vor, belagerte Grandſon (deutſch Granſee), eine Stadt an einer Anhöhe beim neuenburger See, nahm ſie ein, und ließ einen Theil der Beſatzung aufhängen, indem er den andern Theil in die Tiefe des neuenburger Sees zu ſtürzen befahl. Dieſe Barbarei erbitterte die bedrohte Schweiz. Achtzehnbis zwanzigtauſend Mann ſtellen ſich dem tyranniſchen Sieger entgegen, deſſen Heer mehr als funfzigtauſend betrug. Es kam am 2ten März 1476 zur Schlacht. Die Burgunder hatten die Unvorſichtigkeit, ſich in einen ſchmalen, von Anhöhen eingeengten Weg zu begeben, die Schweizer fielen ſie an, ſchlugen todt, was nicht weichen wollte, nahmen dem Herzoge ſein Geſchütz, ſein Kriegsgeräth, ſeine ganze Feldcaſſe, und ſelbſt ſeine Edelſteine wurden ihnen zu Theil. Grandſon wurde von ihnen wieder genommen, und, leider! verſichert die Geſchichte, daß ſich die Schweizer, anſtatt den verwegnen, böſen Herzog durch Edelſinn zu beſchämen, ſich auf das grauſamſte gerächt haben. Auch ſie hängten zum Theil die gefangen genommne burgundiſche Beſatzung auf, und ertränkten den Reſt in dem neuenburger See. Nun nahm dieſer Krieg einen noch böſeren Charakter an, als womit er bisher geführt worden war. Der erbitterte Carl erſetzte ſo gut, als es ſich bewirken ließ, ſeinen Verluſt. Vierzigtauſend Mann waren in kurzem wieder zuſammengebracht. Der kühne Herzog ſtand an ihrer Spitze, und ſchon am 10ten des Brachmonats zeigte er ſich vor den Thoren von Murten. Zur Hülfe der Schweizer eilten die Contingente der mit ihnen verbundenen rheiniſchen Städte, Straßburg, Baſel, Colmar, Schlettſtadt, Kaiſersberg, des Sundgaus und der Grafſchaft Pfridt in Eilmärſchen herbei. Den Oberbefehl erhielt Renatus, Herzog von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann. Ihnen gegenüber ſtand Carl von Burgund. Die Annalen jener Zeit geben ſeinen Vortrab auf 80,000, und ſeinen Nachzug auf 30,000 Mann an. Renatus von Lothringen fürchtete dennoch den Kühnen und Verwegnen nicht. Durch einen Überläufer von der Stellung des Feindes benachrichtigt, rückte er ihm mit ſchnellen Schritten entgegen, drang auf die Vorwachen ein, brach durch, ſtürzte ſich mit den ihm voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurde durch die Beſatzung von Murten verſtärkt, und erkämpfte ſo einen Sieg,

deren es wenige gibt. Er war Herr des feindlichen Lagers, des feindlichen Geſchützes, und des feindlichen Reichthums. Auch hätte er den beſiegten Carl als Gefangnen zu ſeinen Füßen geſehn, aber der Vernichtete ſprengte, von zwölf ihm übrig gebliebenen Reitern begleitet, mit verhängtem Zügel davon, und ſah nicht eher rückwärts, als bis er ſich zu Soigne, einer ſechzehn Meilen von Murten entfernten, in der Champagne belegenen Stadt, befand, von da er nach Beſançon ging. Die dankbaren Sieger machten dem braven Renatus mit des Beſiegten Zelte, ſo wie mit ſeinem Geräthe und allem Geſchütze ein Geſchenk, verſprachen ihm Hülfe, wo und wann er ſie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebnes Wort. So hat ſich Murten in der Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft und des 15ten Jahrhunderts einen Namen gemacht. Nach ältern Geographien befindet ſich in einem, eine Viertelſtunde von der Stadt an der Reichsſtraße belegenen Dorfe Meerlach eine verſchloſſene Capelle mit vielen Todtenbeinen und Hirnſchädeln, an welcher man folgende Inſchrift lieſ't: Caroli inclyti et fortissimi Ducis exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit. Anno 1476. Und weiter unten folgende Reime:

Dies Gebein iſt der burgundiſchen Schaar,
Im vierzehnhundert ſiebzig und ſechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenoßſchaft,
Erlegt mit Beiſtand Gottes Kraft.
Auf der zehntauſend Rittern Tag
Geſchah dies große Niederlag.

Von dem Herzoge von Burgund ſagte man: „Er habe in der Schlacht bei Grandſon ſeinen Reichthum, bei Murten ſeine beſte Mannſchaft, und bei Nancy ſein Leben verloren.“ DH.

Muſäus (Johann Carl Auguſt). Dieſer beliebte Schriftſteller war 1735 zu Jena geboren, und wurde in dem Hauſe ſeines Vetters, des Superintendenten Weißenborn zu Altſtädt, der nachher als Generalſuperintendent nach Eiſenach kam, bis in ſein neunzehntes Jahr mit väterlicher Liebe erzogen. Dann ſtudirte er viertehalb Jahre in Jena Theologie, wurde darauf Magiſter und Mitglied der deutſchen Geſellſchaft, kehrte ſodann zu ſeinen Ältern zurück und lebte einige Jahre in Eiſenach als Candidat des Predigtamts. Er ſollte Landpfarrer bei Eiſenach werden, aber die Bauern widerſetzten ſich, — weil er einmal getanzt hatte. — Der Grandiſon machte damals allgemeines Aufſehn und verrückte manchem ſchwachen Leſer den Kopf. Gegen dieſes Unweſen ſchrieb Muſäus im J. 1760 ſeinen Grandiſon den Zweiten, eine ſatiriſche Parodie, die viel Beifall fand. Im J. 1763 wurde er Pagenhofmeiſter am weimarſchen Hofe und ſieben Jahre nachher Profeſſor am dortigen Gymnaſium. Dabei gab er Privatunterricht und nahm Koſtgänger zu ſich. Nach langem Zwiſchenraume trat er endlich wieder als Schriftſteller auf, um abermals eine Thorheit der Zeit zu ſtrafen, die Phyſiognomik, deren zu weit ausgedehnte Anwendung zu den ſeltſamſten Verirrungen Anlaß gab. Er that dies in ſeinen phyſiognomiſchen Reiſen, die ihm einen verdienten Ruhm erwarben. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, faßte er jetzt den Gedanken, Volksmährchen der Deutſchen zu ſchreiben, den er auf gleich originelle Weiſe ausführte. Er ſammelte ſie unmittelbar aus dem Munde des Volks ſelbſt, und gab ſie in ihrer

ganzen Kunſtloſigkeit und Naivetät wieder. Durch ſie wurde er ein Nationalſchriftſteller. Seine Abſicht bei dieſer Unternehmung war, der weinerlichen Empfindſamkeit freie Spiele der Phantaſie entgegenzuſtellen und das gelangweilte Publicum durch den bunten Wechſel liedlicher Dichtungen zu ergötzen, die um ſo mehr gefielen, als ſie mit den in der Jugend empfangnen Eindrücken übereinſtimmten. Sie ſind neu von Wieland herausgegeben worden. Freund Heins Erſcheinungen in Holbings Manier, die er 1786 herausgab, ſind mehr betrachtend als erzählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel Straußfedern, wovon aber nur der erſte Band ſeine Arbeit iſt, denn er ſtarb gleich nach ſeiner Erſcheinung an einer höchſt ſeltnen Krankheit, einem Herzpolypen, den 28ſten October 1787. Auf ſeinem Grabe wurde ihm ein einfaches aber ſchönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmloſigkeit, die Muſäus im Leben beſaß, ſind auch in ſeinen Schriften ausgedrückt. Er wurde dieſer Eigenſchaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satiren ſchrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn ſeine Laune war nie mit Galle gemiſcht, die Pfeile ſeines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftſteller iſt er eben ſo unterhaltend als belehrend. Die gefälligſte, munterſte Laune, deutſche Offenheit und Biederherzigkeit, ungeſuchte Anſpielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur poſſierlichſten Lebhaftigkeit wird, drückte allem, was er ſchrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutſche Sprache vollkommen in ſeiner Gewalt und gebrauchte ſie mit Leichtigkeit nach ſeinem jedesmaligen Zweck. Muſäus nachgelaſſene Schriften hat Kotzebue herausgegeben und Nachrichten von ſeinem Leben hinzugefügt.

Muſäus, ein berühmter griechiſcher Dichter aus dem mythiſchen Zeitalter. Er war aus Athen gebürtig. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, Andre des Antiphemus und der Selene, noch Andre des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus heißt er jedoch wahrſcheinlich nur, weil er deſſen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, ſondern auch Philoſoph und ſoll die gottesdienſtlichen Gebräuche nach der Vorſchrift des Orpheus, insbeſondre bei den Eleuſinien und andern Myſterien eingeführt haben. Die Alten ſchreiben ihm mehrere Werke zu, von denen nur einige Verſe auf uns gekommen ſind. — Von einem ſpätern Muſäus, der in den Handſchriften der Grammatiker genannt wird und wahrſcheinlich im 4ten oder 5ten Jahrhundert nach Chr. Geb. gelebt hat, haben wir ein erotiſches Epos von der Liebe der Hero und Leanders, dem es nicht an Schönheiten fehlt und das mehrmals ins Deutſche überſetzt worden iſt.

Muſagetes, ein Beiname des Apollo, den er gleichſam als Vorſteher und Lehrer der Muſen führt. Indeß findet man in ſpätern Zeiten den Beinamen Muſagetes noch öfter dem Hercules ſowohl in Inſchriften, auf Gemmen u. ſ. w. als auch bei Schriftſtellern ertheilt; eine Ehre, die man nur gewiſſermaßen aus der Verbindung körperlicher Vorzüge und Vollkommenheiten mit geiſtigen erklären kann.

Muſcatennuß, die gewürzreiche Frucht des Muſcatennußbaums, der ſonſt auf allen moluckiſchen Inſeln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet und beſonders auf Banda, Neyra, Lantoer und Pulo-ay angebaut wurde. Auch die Engländer und Franzoſen haben ihn in ihren Beſitzungen, Letztere na-

mentlich auf Cayenne, angepflanzt. Die Blüthen dieſes Baums, welche ohne Geruch ſind, kommen einzeln nach und nach zum Vorſchein. Es ſitzen deren mehrere auf einem in Zweige getheilten Blüthenſtiele in den Winkeln der Blätter. Die Früchte, welche neun Monate nach der Blüthe zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirſiche an Geſtalt und Größe; nach dem Stiel hin aber ſind ſie zugeſpitzt, wie eine Birn, und der Länge nach wie die Pfirſiche durch eine Vertiefung getheilt. Bei völliger Reife iſt die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nach Andern röthlich. Unter derſelben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleiſch, welches unbrauchbar iſt. Zur Zeit der Reife zerplatzt daſſelbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welſche Nuß, mit einem markigen, netzartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben iſt. Dieſes Gewebe macht die im Handel bekannte Muscatenblüthe oder Macis aus. Der Name Muscatenblüthe iſt alſo uneigentlich. Dieſes koſtbare Gewürz nimmt man von den ihres Fleiſches entledigten Nüſſen mit einem Meſſer ſorgfältig ab, trocknet es im Schatten, beſprengt es mit Seewaſſer und trocknet es wieder, wodurch es die röthlich gelbe Farbe erhält. Endlich wird es in Säcke zum Verkauf eingepackt. Die Nüſſe enthalten unter einer ſchwarzen, holzigen, leicht zerbrechlichen Schale unmittelbar den Samenkern, den man die Muscatennuß nennt. Sie wird getrocknet, auf Horden gelegt, dem Rauche ausgeſetzt und dann aufgeſchlagen, ſortirt, in Körbe geſchüttet und einige Mal in ein Gemiſch von Kalk- und Seewaſſer getaucht, um ſie vor dem Ranzichtwerden zu verwahren. — Man ſammelt die Früchte drei Mal des Jahrs, im Julius und Auguſt, im November und im März und April. Die letztere Ernte gibt die reichſte Ausbeute. Man preßt aus den Nüſſen das koſtbare Muscatenöl.

Muſcheln, ſ. Conchylien.

Muſchenbroek (Peter von) oder Muſſchenbroek, war 1692 zu Leyden geboren, und ſtarb daſelbſt 1761. Er ſtudirte an ſeinem Geburtsort Medicin, Phyſik und Mathematik, und promovirte daſelbſt 1715. Nachdem er eine Reiſe nach London gemacht hatte, wo er Newton kennen lernte und von Desaguliers manchen Aufſchluß erhielt, kehrte er nach Holland zurück, wo er bald angeſtellt wurde. Die Univerſität Utrecht war ſeit lange durch ihre Rechtslehrer berühmt; Muſſchenbroek, der zum Profeſſor der Phyſik und Mathematik ernannt worden, erwarb ſich auch in dieſen Wiſſenſchaften einen Namen. Bald wurde er nach Leyden berufen, um dort denſelben Lehrſtuhl einzunehmen. Mehrere Akademien, namentlich die pariſer und londner, ernannten ihn zum Mitgliede. Die Könige von England, von Preußen und von Dänemark verſuchten umſonſt, ihn in ihre Staaten zu ziehn. In der Experimentalphyſik erwarb ſich Muſſchenbroek bleibende Verdienſte; durch ſeine Bemühungen wurden die Fortſchritte der Naturlehre ungemein befördert. In ſeinen Verſuchen wie in ſeinen Rechnungen ſieht man viel Scharfſinn und Genauigkeit. Seine Werke ſind: Elementa Physices; Tentamina experimentorum; Compendium physicae experimentalis; Introductio ad philosophiam naturalem; Institutiones physicae.

Muſen, die Göttinnen der vorzüglichſten ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Ihre Abſtammung wird verſchieden angegeben. Auch in den Namen und Perſonen der Muſen ſelbſt findet ſich große Ver-

ſchiedenheit. Die bekannteſten ſind die Töchter Jupiters und der Mnemoſyne, welche auch Moneta, Memoria und Mens genannt wird. Ihre Pflegemutter ſoll Eupheme geweſen ſeyn. Eigentlich ſtammten dieſe Göttinnen aus Pierien in Thrazien; von da kamen ſie nach Böotien und dann ins übrige Griechenland. Anfangs kannte man nur drei Muſen: Melete (das Nachſinnen bei der Arbeit); Mneme (das Gedächtniß zur Verewigung großer Thaten); und Aoide (der Geſang zur Begleitung der Erzählung). Andre nennen dieſe Cephiſos, Boriſthenis und Apollonis. Endlich brachte Pierus, ein Macedonier, neun Muſen nach Theſpien, die man für ſeine Töchter hielt und daher auch nach Pauſanias Pierides nannte. Andre leiten dieſen Namen von Pieria am Olympus in Macedonien her, wo ſie am früheſten verehrt wurden. Ihre Namen waren Clio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpſichore, Erato, Polyhymnia, Urania und Kalliope; nach Andern aber Kallichore, Eunice, Helice, Thelxinoe, Terpſichore, Euterpe, Encelade, Dia und Eunope. Nach Varro ſollten die neun Muſen aus den drei urſprünglichen durch folgenden Zufall entſtanden ſeyn. Man hatte (vermuthlich in Sicyon) drei geſchickten Künſtlern aufgetragen, die Bildſäulen der drei Muſen zu verfertigen, von denen man die ſchönſten zum gottesdienſtlichen Gebrauche heiligen wollte. Jeder Künſtler verfertigte drei Statuen. Bei der Beſichtigung fand man ſie alle ſo ſchön, daß ſie insgeſammt geweiht und in dem Tempel des Apollo aufgeſtellt wurden. Die Dichtung erzählt, Jupiter brachte mit der Mnemoſyne neun Nächte in Pierien zu, und zeugte in dieſen die neun Muſen. Gleich nach ihrer Geburt kamen ſie ſingend und tanzend in den Olymp, wo Jupiter ſie zur göttlichen Würde erhob. Nicht weit von der Spitze des Olympus iſt ihr Palaſt neben den Paläſten der Grazien und des Himeros, wo ſie ſingen und tanzen. Gewöhnlich werden ſie als Jungfrauen dargeſtellt; bisweilen aber werden auch Geliebte und Kinder der Muſen genannt. Nur Urania bleibt Jungfrau, außer daß ſie bei Euſtathius die Mutter des Linus genannt wird. — Unter den Begebenheiten der Muſen werden vorzüglich drei Wettſtreite erzählt, die ſie mit den Sirenen, den Töchtern des Pierus, und dem alten Barden Thamyris hatten. Die Sirenen mußten, als ſie überwunden wurden, ſich die Federn aus den Flügeln rupfen laſſen, woraus ſich die Muſen Kränze machten. Die Töchter des Pierus flogen beſchämt als geſchwätzige Elſtern hinweg. Als die Muſen in dem Wettſtreite mit ihnen ſangen, ſtanden der Himmel und die Geſtirne, die Flüſſe und das Meer ſtill, und der Berg Helicon hüpfte vor Wonne, ſo daß Neptun, damit er nicht gar bis zum Sitze der Himmliſchen ſteigen möchte, den Pegaſus abſchickte, der ihm mit dem Fuße auf den Scheitel ſchlug; bei dem Geſange der unglücklichen Pieriden aber deckte ſchwarze Finſterniß weit umher die Geſilde. Der Barde Thamyris, der einen Wettſtreit mit ihnen begann, hatte als Bedingung deſſelben feſtgeſetzt, daß, wenn er Sieger wäre, jede von ihnen eine Nacht in ſeinen Armen ruhen ſollte; würde er aber beſiegt, ſo ſollten ſie ihm eine willkürliche Strafe auferlegen. Der letztere Fall trat ein, und er verlor zur Strafe für ſeine Vermeſſenheit die Augen und die Kunſt, die Cither zu ſpielen. Außerdem werden noch folgende Geſchichten erzählt. Eine gewiſſe Völkerſchaft hörte den Geſängen der Muſen mit ſo vielem Vergnügen zu,

daß ſie das Eſſen darüber vergaß, und dem Hungertode nahe, aus Mitleiden von den Göttinnen in Heuſchrecken verwandelt wurde, welche immer ſingen, ohne, wie man glaubte, der Nahrung zu bedürfen. — Einſt machten ſich die Muſen bei regnichten Wetter nach dem Parnaß auf, und traten unterwegs zu Daulis im Hauſe des Pyreneus ab, um ſich vor dem Regen zu ſchützen. Als ſie aber bei wieder erheitertem Himmel ihren Weg fortſetzen wollten, verſchloß ihnen Pyreneus den Ausgang und wollte ſie zwingen, ſeine Umarmung zu leiden. Sie nahmen Flügel an, und retteten ſich dadurch oben zum Hauſe hinaus; Pyreneus aber, der ihnen nacheilte, ſtürzte zur Strafe hinab, und blieb auf der Stelle todt. — Die gewöhnliche und gemeinſchaftliche Beſchäftigung der Muſen war Geſang und Tanz. Erſt in ſpätern Zeiten ſchrieb man jeder einzelnen eine beſondre Verrichtung zu, wovon die Alten nichts wußten. Kalliope wurde nunmehr die Göttin des Heldengedichts. Sie war die vorzüglichſte unter den Muſen, die Beſchützerin der Könige, denen ſie die Gabe der Beredſamkeit und des Geſanges ſchenkte. Clio war die Göttin der Geſchichte, Euterpe der Flöte, Thalia der Komödie, Melpomene der Tragödie, Urania der Geſtirne, Erato der Liebesgeſänge, Polyhymnia der Beredſamkeit und Terpſychore des Tanzes. Wollte man ihre Namen überſetzen, ſo könnte Erato die Liebliche, Kalliope die Schönredende, Euterpe die Wohlgefallende, Thalia die Fröhlichkeit, beſonders bei Gaſtmählern, Melpomene die Gernſingende, Polyhymnia die Mannichfaltigkeit des Geſanges, Terpſichore die Tanzliebende, und Clio den Ruhm bezeichnen. Ihre meiſten Beinamen erklären ſich von ihren Wohnſitzen, dem Helicon, Pindus, Parnaſſus, und den heiligen Quellen daſelbſt. Im Allgemeinen werden ſie als liebliche Jungfrauen mit Kränzen von Palmlaube oder Lorbeern oder Roſen, oder den Federn der Sirenen abgebildet. Sie faſſen ſich bei den Händen und tanzen um den Apoll. Ihre Verehrung verbreitete ſich von Griechenland nach Italien; in Rom hatten ſie verſchiedene Tempel und einen heiligen Hain. Von den Thieren waren ihnen die Schwäne, die Nachtigallen und die Heuſchrecken heilig.

Muſette (lateiniſch Musa, italieniſch Musetta), bedeutet 1. eine Sackpfeife (Dudelſack), ein Inſtrument von ſehr alter Erfindung. Im vorigen Jahrhundert eigneten ſich die Franzoſen die Erfindung derſelben zu, und nannten ſie Muſette de Paris. Ein Schweizer, Hirt, aus Solothurn, brachte das Inſtrument nachher nach Rußland an den Hof der Kaiſerin Eliſabeth, fand aber durchaus keinen Beifall; 2. ein kleines Tonſtück, das zum Tanzen eingerichtet iſt, gemeiniglich in $\frac{6}{8}$ Tact, von etwas langſamer Bewegung, von naiver Einfalt und einem ſanften ſchmeichelnden Geſange; oft auch über einen anhaltenden Baßton geſetzt. Der Tanz ſelbſt iſt für naive ländliche Luſtbarkeit beſtimmt, paßt aber auch ſowohl zu edeln Schäfercharakteren, als zu niedrigen bäueriſchen. Die Muſik richtet ſich genau nach dem Charakter deſſelben.

Muſeum, eine Sammlung ſeltner und intereſſanter Gegenſtände aus dem ganzen Umkreiſe der Naturgeſchichte und Künſte, und in Zimmern oder Gebäuden zur Anſicht der Kenner und Liebhaber entweder auf Koſten einer Privatperſon oder einer Regierung aufgeſtellt. Urſprünglich wurde dieſe Benennung, die einen Ort zum Studiren bezeichnet, dem Theile des königlichen Palaſtes in Alexandrien gegeben, welchen Ptolemäus Philadelphus für die Gelehrten

und die Bibliothek beſtimmte. Der beſchränkte Raum erlaubt uns nicht, alle bedeutenden Muſeen unſrer Zeit, geſchweige der Vorzeit, zu erwähnen; wir beſchränken uns daher auf die Muſeen im Vatican, zu Florenz, Paris, Oxford und London. — Das Muſeum im Vatican nahm urſprünglich gewiſſermaßen alle Zimmer dieſes ungeheuern Palaſtes ein. Die Gemählde, Bücher, Handſchriften, Statuen, Reliefs, und überhaupt alle ausgezeichneten Werke der Alten waren daſelbſt vereinigt. Hier befand ſich der Laocoon, derſelbe (wie man vermuthet), der einſt den Palaſt des Titus ſchmückte und den Plinius ein Opus omnibus et picturae et statuariae artis praeferendum nennt. Dieſe unſchätzbare Sammlung wurde mehrere Jahrhunderte lang bis auf unſre Zeit vermehrt, wo Rom von den heutigen Vandalen erobert und der Vatican ſeiner ſchönſten Zierden, Dank ihrer Eitelkeit mehr als ihrem Kunſtſinn, nicht durch Zerſtörung, ſondern durch Entführung beraubt wurde. — Die Großherzoge von Toscana waren lange Zeit eifrige Bewunderer und Beförderer der Künſte, und ſcheuten keinen Aufwand, die ſchönſten Kunſtwerke zu erwerben; ihr Muſeum zu Florenz wetteiferte mit dem vaticaniſchen, und übertraf es in einigen Stücken ſelbſt. Seine ſchönſte Zierde war die mediceiſche Venus, dann der farneſiſche Hercules. Auch aus dieſer Sammlung ſind die ſchönſten Stücke nach Paris gebracht worden. — Wir kommen auf das Musée central des arts zu Paris, für welches die ſchönſten Kunſtſammlungen Europa's geplündert worden, und welches auf dieſe Weiſe das erſte in der Welt geworden iſt. Die Gemählde ſind ſehr verſtändig nach den Nationen geordnet, ſo daß das Auge ſtufenweis zu dem Gipfel der Kunſt in den Werken der italieniſchen Meiſter geführt wird. In dem Stockwerk unter der Bildergallerie ſind die Antiken aufgeſtellt. Um eine allgemeine Idee von dem Inhalt zu geben, führen wir die Namen der verſchiednen Abtheilungen an; dieſe ſind: La Salle des Saisons, la Salle des hommes illustres, la Salle des Romains, la Salle de Laocoon, la Salle d'Apollon und la Salle des Muses. Außerdem hat Paris noch ein Muſeum von Nationaldenkmälern. Die tolle Wuth des Pöbels hatte in den erſten Perioden der Revolution viele dieſer Denkmäler zerſtört oder verſtümmelt. Dieſem Frevel thaten endlich ſtrenge Verfügungen des Nationalconvents Einhalt. Le Noir, ein Mann von Geſchmack und Kenntniſſen, ſchlug vor, alles noch Vorhandene, das der Aufbewahrung werth ſey, zu ſammeln; und da ſein Plan angenommen wurde, brachte er eine bewundernswürdige Menge vaterländiſcher Denkmäler aus allen Theilen des Reichs zuſammen, die jedoch in einem nicht vortheilhaften Local aufgeſtellt ſind. — Unter den Muſeen, welche England beſitzt, iſt das oxforder das älteſte. Es wurde 1679 angelegt und verdankt einen großen Theil ſeiner Schätze Elias Aſhmole, deſſen Namen es auch ſeit dem führt. Das brittiſche Muſeum zu London endlich darf freilich mit dem aus der Beute von ganz Europa zuſammengebrachten zu Paris an Reichthum nicht verglichen werden, indem es nur durch Schenkungen und Ankäufe vermehrt worden iſt; betrachtet man es aber aus dieſem Geſichtspunkt, ſo muß es bewundernswürdig reich erſcheinen. Sir Robert Cotton legte den Grund zu dem brittiſchen Muſeum, indem er ſeine treffliche Handſchriftenſammlung dem öffentlichen Gebrauch widmete; der nächſte Zuwachs waren die Bücher, Handſchriften und übrigen Seltenheiten Sir Hans Sloane's, welche für

20,000 Pfund angekauft wurden. Seitdem ließ die Regierung keine Gelegenheit vorbei, das Muſeum zu bereichern; ſo kaufte ſie die Handſchriften des Lord Oxford für 10,000 Pfund, die Sammlungen Hamiltons, die Marmor und Basreliefs Townley's, und eine große Menge koſtbarer Münzen, Foſſile, Mineralien, Handſchriften, Bücher und Antiken.

Muſik. Wenn wir uns von dem Weſen und der wahren Natur dieſer Kunſt einen richtigen Begriff machen wollen, ſo müſſen wir verſuchen, ihren Urſprung in der Natur auszuforſchen. Dieſes wird uns dadurch erleichtert, daß wir dieſe Kunſt einigermaßen noch täglich entſtehen ſehen, ſo wie wir denn auch die erſte, ganz rohe Bearbeitung des Geſanges durch den Geſchmack gegenwärtig bei allen noch halb wilden Völkern antreffen. Die Natur ſcheint eine ganz unmittelbare Verbindung zwiſchen dem Herzen und dem Gehöre geſtiftet zu haben. Jede Leidenſchaft kündigt ſich durch eigne, ihr angehörige Töne an, und eben dieſe Töne erwecken in dem Herzen deſſen, der ſie vernimmt, die nämliche leidenſchaftliche Empfindung, aus welcher ſie entſtanden ſind. Ein Angſtgeſchrei ſetzt uns in Schrecken, und frohlockende Töne erzeugen Fröhlichkeit in uns. Während die übrigen Sinne nur blinde Luſt und Unluſt in uns zu erwecken und nur auf unſern Körper einzuwirken vermögen, zielt dasjenige, was uns das Gehör und das Geſicht überliefern, auf die Wirkſamkeit unſers Herzens und Geiſtes ab; daher liegen in dieſen beiden Sinnen Triebfedern zu verſtändigen und ſittlichen Handlungen. Von dieſen beiden edlen Sinnen hat aber das Gehör bei weitem die wirkſamſte Kraft, und dies iſt bei weitem der tauglichſte Sinn, Leidenſchaft zu erwecken. Denn wer wird ſagen können, daß ihm irgend eine Art von unharmoniſchen oder widrigen Farben eine ſchmerzhafte Empfindung verurſacht habe? Aber das Gehör kann durch unharmoniſche Töne ſo widrig angegriffen werden, daß man darüber in wahre Verzweiflung gerathen möchte. Dieſer Unterſchied rührt ohne Zweifel daher, daß die Materie, wodurch die Nerven des Gehörs in Bewegung geſetzt werden, nämlich die Luft, um vieles gröber und körperlicher iſt, als das ätheriſche Element des Lichts, das auf das Auge wirkt. Daher können die Nerven des Geſichts wegen der Gewalt der äußern Anreizungen, die ſie bekommen, eine größere Wirkung auf das ganze Syſtem aller Nerven hervorbringen, als es bei dem Geſichte der Fall iſt. Setzt man nun noch hinzu, daß in vielen Fällen der in Leidenſchaft verſetzte Menſch ſich gern in derſelben zu beſtärken, daß er ſich zu beſtreben ſcheint, dieſe Leidenſchaft immer mehr und mehr zu äußern, wie z. B. in der Freude, zuweilen auch im Zorne und auch in andern Affecten geſchieht; ſo wird es ſehr begreiflich, wie auch die roheſten Menſchen, wie ſogar Kinder, die noch nichts überlegen, darauf verfallen, durch eine Reihe leidenſchaftlicher Töne ſich ſelbſt in der Leidenſchaft zu beſtärken und ſie noch immer mehr und mehr zu entflammen. Dieſes iſt nun freilich noch kein Geſang, aber der erſte natürliche Keim dazu. Wenn zu dieſer Andeutung noch einige eben ſo leicht zu machende Bemerkungen und einiger Geſchmack hinzukommen; ſo wird man bald den förmlichen Geſang entſtehen ſehen. Die Bemerkungen, von denen wir hier reden, betreffen die Kraft der abgemeſſenen Bewegung, oder des Rhythmus, und die ſehr enge Verbindung, welche zwiſchen dieſem und den Tönen vorhanden iſt. Die abgemeſſene Bewegung, die in gleichen Zeiten gleich weit fortrückt, und ihre

Schritte durch den Nachdruck, den jeder beim Auftreten bekommt, merklich macht, iſt unterhaltend und erleichtert die Aufmerkſamkeit, die ſonſt bald ermüden würde. Daher in allen den Verrichtungen, die eine Anſtrengung erfordern, die tactmäßige Bewegung, wie z. B. bei denjenigen, die Schiffe ziehen, oder durch Ruder fortſtoßen. Aber noch mehr Aufmunterung gibt dieſe taktmäßige Bewegung, wenn ſie rhythmiſch iſt, d. h., wenn in den zu jedem Schritt oder Tact gehörigen kleinen Rückungen verſchiedne Abwechſelungen in Stärke und Schwäche ſind und aus mehrern Schritten größere Glieder, wodurch das Fortdauernde mannichfaltig wird, entſtehen. Daher das Rhythmiſche in dem Hämmern der Schmiede und in dem Dreſchen, das Mehrere zugleich verrichten. Dadurch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth vermittelſt der Luſt, die es an Einförmigkeit, mit Abwechſelung verbunden, findet, zur Fortſetzung derſelben ermuntert wird. Dieſe tactmäßige und rhythmiſche Bewegung aber kann unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbunden werden, weil eine ſolche Folge ſtets den Begriff von Bewegung mit ſich führt. Und ſomit iſt demnach der Urſprung des förmlichen, mit Tact und Rhythmus begleiteten Geſanges und ſeine natürliche Verbindung mit dem Tanze begreiflich. Die Muſik iſt alſo eine Kunſt, die, ſo wie jede andere Kunſt, in der Natur des Menſchen begründet iſt. Obige Ideen über die Entſtehung der Muſik, d. h., der Inſtrumentalmuſik, ſind die bisher gangbarſten geweſen und aus dem Grunde hier angedeutet worden. So verdienſtlich nun auch darin beſonders die Nebenbemerkungen über den Urſprung des Tacts und der Ereigniſſe deſſelben ſind, ſo möchte der letzte Grund aller Erfindung der Inſtrumentalmuſik doch vielleicht bloß in dem Triebe der Nachahmung zu ſuchen ſeyn, der eine unerlaßliche Bedingung der menſchlichen Natur, und, was man auch dagegen ſagen möchte, der Urſprung aller Kunſt iſt (ſ. d. Art. Inſtrumentalmuſik). Der Geſang, der vielleicht ſo alt wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt iſt, war urſprünglich der Trieb des Menſchen, ſeine Gefühle und Empfindungen, beſonders wenn deren Heftigkeit ihn vorzüglich ſtark afficirte, gleichſam aus dem Herzen durch den Mund auszuſtoßen und ſich überhaupt des unangenehmen Gefühls ſowohl als des angenehmen zu entledigen. Wir ſchreiben es mit vollkommener Überzeugung nieder, daß die geiſtige Natur des Menſchen, durch Freude wie durch Schmerz in ihrer Ruhe und in ihrem Gleichgewichte gleich ſehr geſtört, beider Empfindungen Herr zu werden und ſie zu unterdrücken ſtrebt. Wir wollen dies durch einen Erfahrungsſatz zu beweiſen ſuchen. Wir ſehen täglich, daß Menſchen, wenn ihnen ein glückliches Ereigniß begegnet, nicht im Stande ſind, die Regungen, die ihnen dadurch verurſacht werden, in ihrem Buſen zu bergen; ſie müſſen ſie, oft gegen ihren eignen Willen, einem Dritten mittheilen. Warum dies? Weil ihnen das Gefühl dieſer Freude zu drückend geweſen iſt und ſie deßhalb gezwungen worden ſind, zur eignen Erleichterung es auf einen Gegenſtand außer ihnen zu übertragen. Der Geſang alſo, ſowohl der der Freude als der des Schmerzens, iſt das Beſtreben, ſich der Empfindungen, die dem Herzen zu mächtig werden, durch das kräftigſte Mittel, wodurch die Natur ſich zu äußern pflegt, durch die Stimme nämlich, zu entledigen. Auf welche Weiſe nun eine äußere geſetzmäßige Zweckmäßigkeit in dieſelbe übergetragen worden, iſt bereits theils durch die oben angedeuteten und

bisher gangbaren Ideen erklärt worden, theils iſt dabei hier noch nachzuholen, daß der Geiſt des Schaffens, der in der menſchlichen Natur verborgen liegt, ſtets dahin ſtrebt, das, was er wiederholt thun muß, nach einer gewiſſen Ordnung und Regelmäßigkeit zu thun. Und ſomit mußte nun bald in dem Geſange Tact und Rhythmus entſtehen, die vielleicht auch bereits in dem Pulsſchlage ein natürliches Urbild vorfanden. Eine Nachahmung des Geſanges war nun die Inſtrumentalmuſik, wie wir dies in dieſem Artikel ausführlicher gezeigt haben. Nachdem wir nun bisher im Allgemeinen über die phyſiologiſche Entſtehung der Muſik gehandelt haben, wollen wir zu dem Beſondern und Angewandten dieſer Kunſt übergehen. Da die Muſik nicht in ſo fern auf den Menſchen wirkt, als er denkt, oder als er Vorſtellungskräfte hat, ſondern in ſo fern er empfindet; ſo iſt es dem Zwecke derſelben gänzlich unangemeſſen, eigentliche Gedanken und Vorſtellungen darſtellen zu wollen, und jedes Tonſtück, das nicht Empfindung erweckt, iſt kein Werk der echten Kunſt. Dies iſt der wahre Zweck derſelben. Nächſtdem kommen nun auch die Mittel in Betrachtung, in deren Kenntniß und Gebrauch eigentlich die Kunſt beſteht. Dieſe Mittel ſind dreifach: der Geſang, die Tonart, die metriſche und rhythmiſche, und endlich die Harmonie. Der Geſang, oder die Folge einzelner Töne, in ſo fern ſie nach der beſondern Natur der Empfindung langſamer oder geſchwinder fortfließen, geſchleift oder geſtoßen, in größern oder kleinern Intervallen von einander getrennt, ſtärker oder ſchwächer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Einförmigkeit des Ganges vorgetragen werden. Aus mehrern ſolcher Töne nun, die in und durch ſich ſelbſt zu einem Ganzen verbunden ſind, entſtehen Sätze, aus mehrern ſolcher Sätze, deren jeder das Gepräge der Empfindung hat, beſteht der Geſang. Die Tonart, in welcher ein Gedanke vorgetragen wird, iſt in ſo fern wichtig, weil eine jede Tonleiter ihren beſondern Charakter hat. Die Empfindungen des Herzens haben einen ſehr ſtarken Einfluß auf die Werkzeuge der Stimme: nicht nur wird die Kehle dadurch mehr oder weniger geöffnet, ſondern ſie bekommt auch eine mehr oder weniger wohlklingende, oder harmoniſche Stimmung. Dieſes empfindet man, wenn man ſolche Menſchen, die in Affect geſetzt ſind, reden hört. Wenn alſo unter den mannichfaltigen Tonleitern allemal diejenige ausgeſucht wird, deren Stimmung mit dem Gepräge der jedesmaligen Empfindung übereinkommt, ſo wird dadurch der wahre Ausdruck dieſer Empfindung noch mehr verſtärkt. Das Metriſche und Rhythmiſche der Bewegung in dem Geſange dient dazu, um Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit in derſelben zu erhalten. Der Geſang bekommt dadurch jenen Reiz, wodurch das Gehör veranlaßt wird, auf die Folge deſſelben fortdauernde Aufmerkſamkeit zu verwenden. Aber auch zum Ausdruck der Empfindung hat der Rhythmus eine große Kraft. Die Harmonie, d. h., derjenige Theil derſelben, welcher dem Geſang zur Unterſtützung und Begleitung dient, ſchließt ungemein viel Kraft zum Ausdruck deſſelben in ſich. Denn ihrer innern Natur nach gibt es beruhigende und beunruhigende Harmonien, und durch ſie alſo ſchon allein kann Ruhe oder Unruhe und Schrecken oder Fröhlichkeit in dem Gemüthe der Zuhörer erweckt werden. Dies ſind, im Ganzen genommen, die Erfoderniſſe, die dazu gehören, eine Muſik in ihrer Art vollkommen zu machen; ſie müſſen angewandt werden, wenn die

Tonkunſt die unerklärbaren Wirkungen, deren ſie fähig iſt, in vollkommnem Maße hervorbringen ſoll. In Betreff dieſer Wirkung iſt die Tonkunſt, wie geſagt, wahrhaft unerklärbar. Wenn jede andere Kunſt mehr oder weniger zum Verſtande ſpricht, dieſer ſich aber der empfangnen Eindrücke ſtets bewußt iſt und die Gründe davon aufzuzählen vermag; ſo wirkt dagegen die Muſik nur einzig und allein auf das Gemüth und iſt im Stande, daſſelbe bis zur höchſten Leidenſchaftlichkeit zu entflammen. Wer, der für Muſik empfänglich iſt, hat nicht irgend einmal in ſeinem Leben beim Anhören derſelben Thränen der Freude vergoſſen, ohne daß die Muſik in dieſem Augenblicke gerade eine beſtimmte Situation ausgedrückt hätte? Die Muſik erweckt alſo in uns keine durch den Verſtand begreifliche Geſinnungen und Meinungen, ſie iſt gänzlich entfernt von der Hervorbringung logiſcher Begriffe in unſrer Seele, ſondern ſie wirkt vielmehr auf das Unbewußte, auf die bloße Ahnung in uns; und dies iſt das unendliche Gebiet, wo die Muſik ihre wunderbare, mit nichts zu vergleichende Herrſchaft ausübt. Sie iſt alſo rein romantiſch, d. h., ſie hat keine Verbindung mit dem Vorhandnen, mit dem Gegebnen, ſondern ihre Wirkung geht lediglich auf das Unbekannte, auf das bloß von den Menſchen Geahnete. Wenn wir dieſen Begriff des Romantiſchen ſtreng auffaſſen und ihn auf die Muſik übertragen, ſo muß uns deutlich werden, daß die Griechen, deren Bildung nichts weniger als romantiſch war, die im Gegentheile, ſtatt das Unbekannte zu ahnen, das Bekannte beſaßen und genoſſen, in dieſem Sinne keine Muſik gehabt haben können. Und ſo ſcheint es denn auch wirklich zu ſeyn; ihre Muſik war ein Erzeugniß des Verſtandes, denn ſie wurde ja als vierter Theil der Mathematik betrachtet, und es ging ihr, wovon wir an unſerm Theil vollkommen überzeugt zu ſeyn glauben, alle Melodie und alle Harmonie, in ſo fern letztere den mehrſtimmigen Satz bedeutet, gänzlich ab, ſo wie denn auch der Vortrag deſſen, was ſie Muſik nannten, beſonders im Geſange, nur recitativiſch, alſo etwa eine notirte Declamation war, in der kein Ton eigentlich eine wirkliche muſikaliſche, ſondern nur eine declamatoriſche Länge hatte, bei der jedoch Rhythmus und Tact, in ſo fern dies mathematiſche Gegenſtände ſind, vorhanden waren. Der Ton an ſich ſelbſt ward überhaupt bei ihnen nie äſthetiſch, immer nur mathematiſch und alſo als Sache des Verſtandes und nie des Gefühls betrachtet. Dies haben wir über den Unterſchied der alten und neuen Muſik beſonders für diejenigen anmerken zu müſſen geglaubt, welche noch in unſern Tagen von der griechiſchen Muſik einen Begriff haben, als könne ſie immer ein Muſter ſeyn, nach welchem ſich die neuere Muſik zu bilden habe. Man ſuche dieſe unſere Meinung nicht etwa durch Anführung der beſondern Eindrücke widerlegen zu wollen, welche, wie hin und wieder erzählt wird, die griechiſche Muſik hervorgebracht haben ſoll. Angenommen, daß dieſe Wirkungen hiſtoriſch erwieſen ſind, ſo erzählt Sulzer, der übrigens unſere Meinung im Betreff der griechiſchen Muſik durchaus nicht theilt, in ſeiner Theorie im Artikel Muſik Folgendes: „Ich habe zu meiner eignen Verwundrung erfahren, daß die unregelmäßigſte Muſik, die möglich iſt, die hundert unwiſſende Türken, jeder mit ſeinem Inſtrumente nach Gutdünken geleiert oder geraſ't hat, worin nichts Ordentliches war, als daß eine Art Trommel dieſes Geräuſch nach einem Tacte abmaß, daß dieſe Muſik, beſonders in einiger Entfernung, mich in lebhafte Empfin-

dung verſetzt hat." So weit Sulzer. Wenn nun ein muſikaliſch gebildetes Ohr, wie wir doch bei Sulzer vorausſetzen müſſen, von einer ſolchen Unmuſik dergeſtalt erregt werden konnte, welche Wirkung mag dann nicht die ſogenannte griechiſche Muſik, die doch Tact, Rhythmus und eine nach Regeln beſtimmte Tonfolge hatte, zu machen im Stande geweſen ſeyn? Daß die neuere Muſik überhaupt einer ganz außerordentlichen Wirkung fähig iſt, ſehen wir ſogar an Thieren, von denen einige, wie das Kameel, nur dann ihre erdrückenden Laſten forttragen wollen, wenn man ſie mit Muſik unterhält; andere, wie der Elephant, ſogar zur Äußerung verliebter Gefühle erregt werden, wovon man ſonſt bei dieſen Thieren in Gegenwart von Menſchen durchaus auch nicht die leiſeſte Spur bemerkt hat. Was man in neuern Zeiten von der durch Muſik zu bewirkenden Heilung der Nervenſchwäche und Krampfkrankheiten geſchrieben und geredet hat, wollen wir, da dergleichen Behauptungen ohne alle Beweiſe ſind und ſeyn müſſen, nur erwähnen und weiter daraus keine Schlüſſe auf die Wirkung der Muſik ziehen. Pq.

Muſik (Geſchichte der). Da die Muſik nicht unwahrſcheinlich die älteſte aller ſchönen Künſte und mehr als irgend eine andere ein unmittelbares Erzeugniß der Natur iſt; ſo wäre es ein vergebliches Unternehmen, dem hiſtoriſchen Urſprung derſelben in ſeinen allererſten Veranlaſſungen nachſpüren zu wollen, um ſo mehr, da die Mechanik dieſer Kunſt ſowohl als aller übrigen Künſte eher ausgeübt worden iſt, als man an die Theorie derſelben, die doch allein einen völligen hiſtoriſchen Urſprung nachweiſen könnte, gedacht hat. Mit höchſter Gewißheit darf man übrigens annehmen, daß die Töne, welche die Natur erzeugt, wie z. B. der Wind, das Geräuſch der Baumblätter, der Luftzug in dem Schilfrohre, das Geräuſch des Waſſers, die Stimmen der Menſchen und Thiere, beſonders aber der Geſang der Vögel, Veranlaſſung zur Erfindung der Muſik gegeben haben. Die Vocalmuſik, oder die Hervorbringung künſtlicher Töne durch die menſchliche Stimme, iſt die älteſte Art der Muſik, und Athenagoras meldet, daß Ponticus Chameleon behauptet habe, der Geſang der Vögel habe zur Erfindung der Singekunſt Veranlaſſung gegeben, indem die Menſchen die Töne deſſelben mit ihrer Stimme nachzuahmen geſucht hätten. Eben dieſes behauptet Lucretius, und man hält es für wahrſcheinlich, daß die Menſchen die Stimmen der Vögel eher gehört haben, als ihre eignen. Eben dieſer Lucrez ſagt auch, daß die Hirten die Inſtrumentalmuſik erfanden, indem ſie der ins Schilf blaſende Wind lehrte, daß das hohle Rohr einen Laut gäbe, daher ſie es alsdann verſucht hätten, ob ſie wohl durch das Blaſen mit dem Munde in ein ſolches Rohr einen ähnlichen Laut hervorzubringen im Stande wären. Pythagoras meint gar, daß das Getön, welches die Himmelskörper durch ihren Umlauf verurſachen, zur Erfindung der Muſik Gelegenheit gegeben habe. Nach Varro ſoll die Muſik entweder durch das Geräuſch des Waſſers, oder durch die Zurückprallung der Luft, oder durch die menſchliche Stimme entſtanden ſeyn. Hiſtoriſch gewiß iſt übrigens, daß ſchon vor der Sündfluth Jubal, der Sohn Lamechs, eine Art von Inſtrumentalmuſik ausgeübt hat, welche nicht allein auf Blasinſtrumenten, ſondern auch auf mit ſtarken Thierhaaren beſpannten Saiteninſtrumenten hervorgebracht wurde. Laban kannte bereits den Geſang und den Gebrauch der Pauken und eines andern Saiteninſtruments, ſo wie Hiob die Pauken, Cither und Harfe,

und Moſes mußte ſchon zwei ſilberne Trommeln machen. Das älteſte Denkmal der Vocalmuſik iſt der Lobgeſang der Mirjam, der Schweſter des Moſes, der nach dem Durchgange durch das rothe Meer geſungen und von derſelben mit der Pauke begleitet wurde. Zu Davids und Salomons Zeiten hatte die Muſik bei den Hebräern ihren höchſten Gipfel erreicht. Der Dienſt ihrer Leviten beſtand vornehmlich im Singen. Bei den Chriſten beſtand die Muſik anfänglich bloß in Geſängen, die aus den Pſalmen Davids und aus den im alten Teſtamente befindlichen Lobgeſängen beſtanden, an welche die Judenchriſten bereits gewöhnt waren und ſie deßhalb beibehielten. Beſonders wurde bei den Agapis oder Liebesmahlen der Chriſten geſungen, aber nicht, wie Juſtinus aus dem zweiten Jahrhundert nach Chriſti Geburt meldet, bei dem Abendmahle. Doch gedenkt Euſebius, der um 340 n. Chriſti Geburt ſtarb, bereits des Geſanges beim Abendmahle. Auch müſſen bereits vor der Kirchenverſammlung zu Laodicea (365 oder 370) geiſtliche Lieder geſungen worden ſeyn, da man auf derſelben die eigenmächtig eingeführten Geſänge verbot und nur die canoniſchen geſtattete, welche aber nicht von dem unmuſikaliſchen Volke, ſondern von eigens dazu beſtellten Cantoribus und Canonicis, die hinter Pulten ſtanden, nach Noten abgeſungen werden ſollten. Schon im Jahr 370 (nicht 170) führte der Papſt Damaſus in der abendländiſchen Kirche den abwechſelnden Geſang und das Pſalmen- und Halleluja-Singen an den Feſttagen ein. Die älteſte Art der eigentlichen Kirchenmuſik wurde jedoch im Orient von Ephrem Syrus (ſtarb 373 oder 378) und im Occident von Ambroſius (ſtarb 397) verbeſſert; daher der Letztere auch der ambroſianiſche Geſang genannt wurde. Dieſer Ambroſius, Erzbiſchof von Mailand, behielt nur diejenigen Melodien bei, die man authenticas nannte, und theilte die Pſalmen ſo ab, daß ſie wöchentlich geendigt wurden. Der harmoniſche Geſang iſt erſt eine Erfindung der ſpätern Zeiten, über deſſen Urſprung man überhaupt nicht einig iſt; nur der melodiſche Geſang ſoll, nach Iſidors Bericht, mehr einer bloßen notirten Declamation, als einem wirklichen Geſange ähnlich geweſen ſeyn. Das Abſingen der Pſalmen durch Antiphonien vor der Meſſe (wo ſich, wenn es der Pſalm erfoderte, zwei Chöre einander wechſelſeitig antworteten) verordnete zuerſt der Papſt Cöleſtinus im Jahr 424. Gregor der Große (590—604) machte zuerſt eine Auswahl der Pſalmen, zog daraus die Introitus und Responsoria, fügte den Melodien, die man authenticas nannte, noch die ſogenannten plagales bei, und gab überhaupt dem ganzen Kirchengeſange, der auch daher der gregorianiſche oder römiſche Geſang genannt wurde, eine beſſere Einrichtung; daher ihm vorzugsweiſe die Erfindung der Choralmuſik zugeſchrieben wird, wie er denn auch eine Akademie der Sänger ſtiftete. Ein großer Beförderer der Kirchenmuſik war der Papſt Johann Damascenus (ſtarb 760), welcher die Intervalla erfand, durch welche die ſteigende und fallende Stimme beſtimmt und alſo der Geſang nach Noten erleichtert wurde. In den deutſchen Kirchen herrſchte lange Zeit die Choralmuſik allein, welche einſtimmig oder in Octaven geſungen wurde. Die vielſtimmige oder figurirte Muſik war bei den Alten nicht bekannt, ſondern ſie wurde erſt in den mittlern Zeiten erfunden. Die vielſtimmige oder Figuralmuſik, d. h. die Kunſt, mit vier Stimmen zu ſingen, ſoll der Engländer Dunſtan, Erzbiſchof von Canterbury (ſtarb 988) in ſeiner Jugend erfunden haben. Andere behaupten, daß es eine ſpätere Er-

findung ſey, die von Guido Aretin, der um 1014 lebte, herrühre und die vielſtimmige Muſik, d. h. diejenige, wo eine oder mehrere Stimmen mit den dazu gehörigen Inſtrumenten, auf verſchiedne Weiſe eingeführt werden, eine Note immer mehr als die andre gilt und die Zeichen derſelben eben ſo wenig als der Tact gleich ſind, zuerſt erfunden habe. Dieſer Guido Aretin, ein Mönch in einem Kloſter bei Ravenna, hat ſeine Erfindung in dem Buche Micrologus beſchrieben. Der deutſche Kirchengeſang wurde übrigens erſt von Luthern eingeführt. Die Erfindung der Figuralmuſik nach Noten ſchreibt man dem Johannes de Muria (Jean de Moeurs, oder de Muris) zu. Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts kam die Figuralmuſik aus Italien nach Deutſchland. Nicolaus Dechius (Degius) führte zuerſt im 16ten Jahrhundert zu Braunſchweig mehrſtimmige Muſikſtücke auf, die damals etwas unerhörtes waren. Bei den Chineſen verliert ſich die Erfindung der Muſik in die fabelhafte Zeit ihres Kaiſers Tſchojong; bei den Ägyptiern ſoll Cham und ſein Sohn Mizraim die Muſik gelehrt haben. Die Ägyptier ſelbſt aber ſchreiben dieſe Erfindung dem Thoyt, einem Freunde des Oſiris, zu. Oſiris, den man in die Zeiten Abrahams ſetzt, ſoll die einfache Pfeife, nach Andern aber Maneros, den man für den Linus, den frühzeitig verſtorbnen Sohn des erſten Königs der Ägyptier, hält, die Muſik bei dieſen erfunden haben. So viel iſt gewiß, daß die Erfindung der Muſik in Ägypten uralt ſeyn muß, da man ſchon in dem Grabe des Oſymanduas bei Theben muſikaliſche Inſtrumente abgebildet gefunden hat. Oſymanduas lebte 27 Generationen vor dem Seſoſtris, der nach Einigen 1363, nach Andern 1485 vor Chriſti Geb. regiert haben ſoll, woraus folgt, daß die Ägyptier bereits 2000 Jahre vor Chriſti Geb. muſikaliſche Inſtrumente gehabt haben. Die Griechen ſchrieben die Erfindung der Singkunſt der Muſe Melpomene und die Erfindung der Inſtrumentalmuſik der Muſe Erato zu, die beide Töchter des Jupiter und der Mnemoſyne waren. Andre ſagen, Epimetheus, noch Andere ſein Bruder Prometheus, beide Söhne des Japetus, hätten die Muſik bei den Griechen erfunden. Die erſte Periode der griechiſchen Muſik fing mit dem Cadmus an, der etwa 2464 die Muſik aus Phönizien mit nach Griechenland brachte. Doch beſtand dieſe Muſik bloß in Anwendung des Rhythmus auf Klapper, Trommel und Klingel, welche man bei den Opferfeſten ertönen ließ. Unter den Griechen war in ihren fabelhaften Zeiten Apollo in der Muſik berühmt, deſſen Name, wie Einige wollen, aus dem Worte Jubal entſtanden ſeyn ſoll. Er ſoll einſtens an dem Bogen ſeiner Schweſter, der Diana, zufällig einen Laut vernommen haben und dadurch auf die Erfindung der Harfe gekommen ſeyn. Zu ſeiner Zeit, wie auch zur Zeit der Minerva und des Amphion, war die Muſik der Griechen weiter nichts, als eine Anwendung des Rhythmus auf Cither und Pfeife, und der Geſang war ein rhythmiſches Schreien. Andere aber ſchreiben die Erfindung der Saiteninſtrumente unter den Griechen nicht dem Apollo, ſondern dem Hermes zu, den die Römer Mercurius nannten, welcher am Nile die Lyra erfand. Wieder Andere machten den Bacchus oder Dionyſus zum Erfinder der Muſik, wie auch den Amphion und ſeinen Bruder Zethus; erſterm ſoll bereits Mercur eine ſiebenſaitige Lyra geſchenkt haben. Dieſer Amphion, der mit dem Cadmus zugleich gelebt haben ſoll, lernte bei den Lydiern die lydiſche Muſikart und führte dann dieſe in

Griechenland ein. Einige eignen die Erfindung der Muſik den Vorfahren der Arkadier zu; dieſe waren Hirten und der Geſang diente ihnen zu ihrer Unterhaltung. Daher lehrten ſie auch ihre Kinder von Jugend auf Singen, um ihnen ihre rauhe Lebensart in etwas erträglicher zu machen. Sie hatten weiter keine Inſtrumente, als die ſiebenröhrige Flöte und die Cyther. Einige ſagen, Pan, der Sohn des Mercurius, habe die einfache Flöte und Pfeife, Andere, er habe die ſiebenröhrige Pfeife erfunden, deren Röhren am Munde in gleicher Höhe ſtanden, aber nach unten zu kürzer waren. Daraus, daß die Pfeife des Pan ſieben Röhren und die Lyra des Mercur in einigen Gegenden Griechenlands ſieben Saiten hatte, ſchließt man, wiewohl mit Unrecht, daß man ſchon in den älteſten Zeiten Griechenlands ſieben Töne in der Singkunſt kannte. Unter dieſen Tönen waren wahrſcheinlich mehrere Octaven. Nach Andern ſoll nicht Pan, ſondern Minerva die einfache Flöte erfunden, aber bald, weil dieſelbe ſie entſtellte, weggeworfen haben, da ſie alsdann Marſyas fand, dem man auch die Erfindung der Doppelflöte zuſchreibt. Einige Schriftſteller melden ſogar, daß Seirites die Pfeife zuerſt in Lydien erfunden habe; alſo wäre ſie, dieſer Angabe zu folge, aus dem Auslande zu den Griechen gekommen. Andre ſchreiben ihre Erfindung den Thebanern, Andere wieder den Cretenſern zu. Midias in Phrygien machte ſich durch Erfindung der Querpfeife um die Muſik verdient. Linus von Chalcis, ein Sohn des Apollo und der Nymphe Pſamate, ſoll nach Einigen die Cither erfunden, nach Andern aber die vom Apollo erfundne Lyra bekommen haben. Da er aber ſtatt der flächſernen Fäden ordentliche Saiten darauf zog, wurde er dafür vom Apollo getödtet. Der Phrygier Marſyas erfand die phrygiſche Tonart und der Thrazier Thamyras oder Thamyris, der acht Menſchenalter vor dem Homer gelebt haben ſoll, die doriſche Tonart. Vor dem trojaniſchen Kriege werden noch Orpheus, Muſäus, Olympus und Philamon bei den Griechen als Muſiker genannt. In Böotien, in deſſen ſumpfigem Thale es viel Rohr und Schilf gab, war die Flöte das gewöhnlichſte Inſtrument. Die zweite Periode der Muſik der Griechen fängt mit dem trojaniſchen Kriege an und geht bis auf die Erneuerung der pythiſchen Spiele. Der Geſang beſtand hier anfangs in einer Declamation, wobei die Inſtrumente den Rhythmus der Töne unterſtützten. In dieſer Periode wurde zuerſt der Geſang mit Tanz verbunden. Auch ſoll der Phrygier Olympus, der aber nach Einigen früher gelebt haben ſoll, in dieſem Zeitpunkte das enharmoniſche Klanggeſchlecht erfunden haben. In der dritten Periode, die 580 vor Chriſti Geb. anfängt und bis auf Alexander geht, wurde das enharmoniſche Klanggeſchlecht wieder abgeſchafft, die Töne wurden muſikaliſch abgetheilt und Vocal- und Inſtrumentalmuſik von einander getrennt. In dieſer Periode ſoll ſich Saccades als der erſte Soloſpieler auf der Flöte ausgezeichnet haben. Laſus von Hermione im Peloponeſus, der 546 unter Darius Hyſtaſpis lebte und der Lehrmeiſter des Pindarus war, iſt unter den Griechen der erſte, der über die Theorie der Muſik etwas geſchrieben hat. In dieſer Periode zeichnete ſich Pythagoras, der ein Schüler des Thales und Pherecydes war, am meiſten in der Muſik aus, die er von den ägyptiſchen Prieſtern erlernt hatte. Er erfand zuerſt die mathematiſche Muſik, oder die Abmeſſung der Töne durch Zahlen, wozu ihm folgender Zufall die erſte Veranlaſſung gegeben haben ſoll. Er ging vor einer Schmiede vorbei und nahm während der

Arbeit den Wohllaut von vier Hämmern wahr, deren fünften er aber diſſonirend fand. Er wog darauf dieſe Hämmer, um die Urſach ihrer Conſonanz und Diſſonanz zu entdecken und fand, daß ſich das Gewicht der conſonirenden Hämmer wie 1; $\frac{1}{2}$; $\frac{2}{3}$; $\frac{3}{4}$ verhielt, daß aber der fünfte Hammer kein ſo einfaches Verhältniß zu den übrigen hatte. An dem Laute der Hämmer fand er, daß der, welcher halb ſo ſchwer war, als der erſte, die Octave, der, welcher $\frac{2}{3}$ vom erſten war, die Quinte und der, welcher $\frac{3}{4}$ vom erſten war, die Quarte deſſelben ausmachte. Dadurch nun, daß er das Gewicht der Hämmer auf die Saiten anwandte, entſtanden nun die Accorde und die theoretiſche Muſik. Da er zuerſt das Verhältniß der Töne mathematiſch beſtimmte; ſo wurde das Inſtrument, deſſen man ſich zur Unterſuchung derſelben bediente, der pythagoräiſche Canon oder Helicon genannt. Er lehrte zuerſt, daß mathematiſch genommen und nach der Octave eingetheilt, ein halber Ton gar nicht für die wahre Hälfte eines ganzen Tons zu nehmen ſey, ſondern daß er dem ganzen Tone viel näher komme. Er ſetzte auch zu der alten Harfe die achte Saite und dieſe Abſtufung der Töne wurde die muſikaliſche Leiter genannt. Nachher ſetzte man noch über die oberſte Saite drei Saiten und eben ſo viele unter die unterſte des Inſtruments, wodurch nun das Inſtrument vierziehn Saiten bekam. Um nun zwei Octaven herauszubringen, brachte man unten noch eine Saite an, woraus die Tonleiter von funfzehn Saiten entſtand. Nach dem Pythagoras that ſich zu Anfang der griechiſchen Herrſchaft beſonders Ariſtoxenus als Theoretiker hervor, und nach ihnen beiden theilten ſich die damaligen Muſiker in Pythagoräer und Ariſtoxenianer. Der Athenienſer Damon, der Lehrer des Perikles und Sokrates, erfand die harmoniam remissam. Er war in ſeiner Kunſt ſo berühmt, daß ſeine Muſik, nach Plato's Ausſpruche, nicht geändert werden konnte, ohne die öffentliche Verwaltung der Republik mit zu verändern. Phrynis, der zur Zeit des Socrates lebte, war der erſte, der die Muſik durch matte und weibiſche Melodien verdarb, die wir aber jetzt zärtlich nennen. Andere meinen, er habe die griechiſche Muſik mit mehrerm Kunſtſinne den ſanftern Empfindungen des Herzens anzuſchmiegen geſucht. Auch Plato machte ſich um die Muſik verdient. Nach Einigen ſoll ſeine muſikaliſche Leiter ſchon zu vier Octaven und einer Sexte aufgeſtiegen ſeyn; Andere behaupten jedoch, ſie habe nur drei Octaven und einen Ton gehabt. Mit dem Anfange der griechiſchen Monarchie fing ſich die dritte und vorzüglichſte Periode in der Singkunſt an und dauerte bis ans Ende dieſer Monarchie. Zur Zeit Alexanders des Großen that ſich, wie ſchon oben geſagt, Ariſtoxenus, ein Schüler des Xenophilus, und Ariſtoteles hervor. Er ſchrieb 453 Abhandlungen über die Muſik, wovon noch drei übrig ſind, daher er der älteſte muſikaliſche Schriftſteller iſt, deſſen Schriften auf unſere Zeiten gekommen ſind. Er ſoll zu der muſikaliſchen Leiter von funfzehn Saiten noch drei andere hinzugeſetzt haben, die eine fünfte Quarte ausmachten, daher dann auch ſeine Leiter achtzehn Saiten hatte. Dieſer Ariſtoxenus war, wie ebenfalls bereits oben gemeldet worden iſt, der Urheber der zweiten Secte der theoretiſchen Muſiker, und ſeine Anhänger verwarfen die Verhältniſſe der Pythagoräer in der Muſik gänzlich, indem ſie ſich bloß auf die Empfindung beriefen und alle Intervalle nach ganzen und halben Tönen berechneten, ohne ſich darum zu bekümmern, was ein Ton in mathematiſcher Hinſicht und ob gerade

jedes Intervall eines ganzen oder halben Tons ſo groß als das andere ſey. Zu dieſer Zeit beſtand das Tonſyſtem der Griechen in Tetrachorden und Pentachorden; ſie hatten, wie ſo eben geſagt, achtzehn Haupttöne und drei Klanggeſchlechter, das enharmoniſche, chromatiſche und diatoniſche, von denen wieder jedes funfzehn Tonarten hatte. Zur Zeit des Ariſtoxenus wurde nun das enharmoniſche Klanggeſchlecht abgeſchafft und dafür das chromatiſche eingeführt, deſſen Erfindung Einige dem Epigonus, andere dem Timotheus Mileſius (ſtarb 357 vor Chriſti Geb.) zuſchrieben. Euclides iſt übrigens der erſte und älteſte Schriftſteller, der 277 vor Chriſt Geb. die mathematiſche Klanglehre in einer gewiſſen Ordnung behandelt hat. Als die griechiſche Herrſchaft zu Ende ging und die Griechen unter römiſche Herrſchaft kamen, fing auch die Muſik an, bei ihnen zu ſinken. Die Römer erhielten die Vocalmuſik, beſonders die, deren ſie ſich bei ihren Opfern bedienten, von den Hetruskern. Die Inſtrumentalmuſik bekamen ſie von den Griechen, beſonders von den Arkadiern, welche die bei ihnen üblichen Inſtrumente dahin brachten. Vorher kannten die Römer nur die Schäferpfeife. Die erſten Saiteninſtrumente kamen 186 Jahr vor Chriſti Geb. in Rom auf, von denen vermuthlich die Lyra der Arkadier das erſte war. Unter den Römern hat zuerſt Vitruv, in ſeinem Werk von der Baukunſt, etwas über die Muſik geſchrieben. Unter ihren Nachkommen, den Italienern, hat, wie wir im Artikel Muſik geſehen haben, eine von der alten Muſik ganz verſchiedne Gattung der Tonkunſt begonnen, welche man daher, vorzüglich von 1022 an, wo Guido Aretino lebte, musicam antiquo-modernam nennt. Von dieſem behauptet man, daß er die alte muſikaliſche Leiter von funfzehn Saiten, wie ſie kurz vor dem Ariſtoxenus war, vermehrt und unten eine, oben aber noch vier hinzugefügt hätte, woraus dann die muſikaliſche Leiter von zwanzig Stufen entſtand. Wenn man aber behauptet, daß Guido Aretino eine bloß funfzehnſaitige Tonleiter vorgefunden habe; ſo vergißt man, daß bereits von Ariſtoxenus dieſe Tonleiter zu achtzehn Saiten vermehrt worden war. Warum war alſo zu Aretins Zeiten nur eine funfzehn- und keine achtzehnſaitige Tonleiter vorhanden? Bei den Deutſchen war bereits Bardus I., der fünfte König der alten Gallier, ein großer Freund der Muſik und Dichtkunſt. Von ihm ſollen auch die Barden den Namen haben, welche bei den Deutſchen die erſten Lehrer der Muſik waren. Notkel Labeo (Notker Balbulus) zu St. Gallen im achten Jahrhundert ſchrieb unter den Deutſchen zuerſt von der Muſik und componirte auch zuerſt sequentias missales. Huygens erfand ein Syſtem der Muſik, ſo wie Sauveur ebenfalls ein ganz neues Syſtem der Muſik angab und es 1701 bekannt machte. Die Harmonie, oder die Zuſammenſtimmung mehrerer einander begleitenden Stimmen iſt den Alten ganz unbekannt geweſen, unter den Neuern aber anfangs bloß nach Gehör und Empfindung behandelt, und erſt von Rameau 1722, wiewohl mit vielem Willkürlichen vermiſcht, in ein Syſtem gebracht worden. Euler hat 1739 die Tonkunſt ganz mathematiſch behandelt und zuerſt über die vorher bloß durch Proben und durch Erfahrung verbeſſerten Blasinſtrumente etwas gründliches geſagt. Übrigens ſollen wir, nach einer Tradition, die durch eine lange Reihe von Jahrhunderten bis auf uns gekommen iſt, in den noch jetzt gebräuchlichen Kirchentonarten die meiſten modos musicos der Griechen beſitzen. In wie fern dieſe Behauptung gegründet ſey,

wollen wir nicht entſcheiden, eben ſo wenig, als die Frage, ob einige in den Schriften aufbehaltene Geſänge der Alten, die man glaubt entziffert zu haben, nach dem Effecte, den ſie machen würden, wenn man ſie jetzt ſänge, mit der ihnen bei den Griechen wirklich eignen Melodie übereinkommen dürften. Daß aber einige, noch jetzt in catholiſchen Kirchen üblichen Geſänge ein hohes Alter von tauſend Jahren und darüber haben, iſt nicht unwahrſcheinlich. Über die eigentliche Beſchaffenheit der griechiſchen Muſik ſind von den Neuern erſtaunlich viel Unterſuchungen angeſtellt werden, aus denen allen ſich aber nichts beſonders Erhellendes für die Aufklärung der eigentlichen Natur der griechiſchen Muſik ergeben hat. Man findet in den griechiſchen Schriftſtellern, die beſonders über die Muſik geſchrieben haben, nicht nur an verſchiednen Stellen undurchdringliche Finſterniß, ſondern auch ganz offenbare Widerſprüche. Wer begierig iſt, dieſen Gegenſtand näher zu unterſuchen, den verweiſen wir auf die alten Schriftſteller über die Theorie der Muſik, die Meibom in einer Sammlung herausgegeben hat und auf den Claudius Ptolemäus. Noch iſt hier nachzuholen, daß einige dem Guido Aretin (von Arezzo), der, wie wir ſchon oben angemerkt haben, 1022 lebte, die Erfindung unſers Linienſyſtems zuſchreiben, um die Töne, die vorher bloß durch Buchſtaben, welche man über Sylben ſetzte, angedeutet wurden, durch die verſchiedne Lage auf denſelben nach ihrer Höhe und Tiefe zu bezeichnen. Aus dieſer höchſt glücklichen Erfindung entſtand nachher, durch allmählige Zuſätze und Verbeſſerungen, die jetzt übliche Art, die Töne in Noten zu ſchreiben, wodurch nicht nur jeder Ton nach ſeiner Höhe und Tiefe, ſondern auch nach ſeiner Dauer und andern Abwechſelungen auf eine ſehr bequeme Art bezeichnet wird, was den Vortrag eines Tonſtücks ausnehmend erleichtert und eben darum auch die Muſik ſelbſt in ihren weſentlichen Theilen ungemein befördert hat. Im vierzehnten Jahrhunderte ſoll darauf der bereits erwähnte Jean de Moeurs (de Muris) die Art, ein Tonſtück durch Noten zu bezeichnen, noch mehr vervollkommnet haben. Wenigſtens ſchreibt man ihm die Erfindung der verſchiednen Formen der Noten zu, wodurch die Dauer der Töne angezeigt wird. Pq.

Muſikaliſche Wettſtreite. Die Griechen feierten zu beſtimmten Zeiten Volksfeſte, bei welchen auch Preiſe für wettſtreitende Tonkünſtler ausgeſetzt wurden. Die vorzüglichſten dieſer Feſte waren die olympiſchen, pythiſchen, nemeiſchen und iſthmiſchen Spiele, von denen die einzelnen Artikel zu vergleichen ſind.

Muſivgold iſt ein Produkt, welches größtentheils aus Zinn, dann aus Queckſilber, Salmiak und Schwefelblumen bereitet und bloß wegen der ſchönen goldgelben Farbe zum Vergolden, Mahlen und Verzieren von den Mahlern gebraucht wird, welche es auch meiſtentheils ſelbſt bereiten. Auf gleiche Weiſe wird auch das Muſivſilber von Zinn, Wismuth und Queckſilber zuſammengeſetzt und angewendet.

Muskeln ſind eigentlich alles dasjenige, was wir Fleiſch nennen, und worauf die Bewegung beruht. Die Muskeln beſtehen aus walzenförmigen, parallel neben einander liegenden feuchten, weichen, nur wenig elaſtiſchen, halb durchſichtigen Fäden von röthlicher Farbe, und ſind durch Zellſtoff in einander verwebt. Durch ſie hin laufen in mannichfaltigen Richtungen Puls-, Blut- und Saugadern und Nerven. Im Ruheſtande ſind ſie ſchlaff, äußern aber im lebenden

Zuſtande bei der Berührung eine eigne Bewegung. — Überhaupt iſt die Bewegung des thieriſchen Körpers doppelter Art, willkürlich und unwillkürlich; als eine dritte Art kann man die gemiſchte Bewegung anſehn. Unwillkürlich iſt z. B. die Bewegung des Herzens, des Magens, der Gedärme u. ſ. w. Die willkürlichen Bewegungen bedürfen keiner Erläuterung; zu den gemiſchten rechnet man das Athmen, das Winken mit den Augen u. ſ. w. Alle dieſe Bewegungen geſchehn durch ein wechſelweiſes Zuſammenziehn und Erſchlaffen der Muskeln. Sobald irgend ein Reiz auf ſie wirkt, ziehn ſie ſich zuſammen, d. i. ſie verkürzen ſich, werden breiter, dicker, runzlich oder erzittern auch. Die Zuſammenziehung geſchieht allemal nach der Richtung, in welcher ſich die Fäden oder Faſern der Muskeln mit den Sehnen vereinigen, alſo meiſtentheils in gerader Linie. Dieſes Spiel der Muskeln iſt wahrhaft bewundernswürdig. Wenn nach Hallers Verſuchen eine Perſon in einer Minute Worte von 1500 Buchſtaben ausſpricht, ſo erfodert dies in derſelben Zeit wenigſtens 1500 Zuſammenziehungen mit eben ſo viel Erſchlaffungen der Zungenmuskeln. Nicht weniger erſtaunenswürdig als die Schnelligkeit iſt die Kraft, mit welcher ſich die Muskeln bewegen. Doch iſt dieſe Kraft nicht in allen Muskeln gleich ſtark. Zu den ſtärkſten gehören die Muskeln, welche die Kinnladen in Bewegung ſetzen. Es gibt Menſchen, welche Pfirſichkerne zerbeißen, die ein Gewicht von 300 Pfund erfodern, um zerdrückt zu werden. Ferner gehören hieher die Arm- und Beinmuskeln, die um ſo mehr unſer Erſtaunen erregen müſſen, wenn wir erwägen, daß die durch ſie in Bewegung geſetzten Knochen als Wurfhebel zu betrachten ſind, wobei die Kraft eine ſehr geringe Entfernung vom Ruhepunkte und eine ſchiefe Richtung, mithin ein ſehr geringes Moment oder Product der bewegenden Kraft hat, weßhalb die angewandte Kraft ſehr groß ſeyn muß, um nur einen geringen Widerſtand zu überwältigen. — Sowohl die Muskelkraft als die Reizbarkeit ändert ſich mit den Jahren. Geſchwächte Körper ſind in der Regel in ihren Muskeln reizbarer als ungeſchwächte. Dies gilt auch von natürlich ſchwächern; daher iſt der weibliche Körper im allgemeinen reizbarer als der männliche. Man kann die Reizbarkeit der Muskeln ſtärken und ſchwächen; jenes geſchieht durch mäßige, dieſes durch übermäßige Spannung oder Zuſammenziehung. — Die Frage, wovon die Reizbarkeit der Muskeln abhängt, iſt noch nicht befriedigend beantwortet worden. Wollte man ſie von dem Einfluſſe der Nerven herleiten, wofür allerdings manche Erſcheinungen zu ſprechen ſcheinen, ſo ſetzt das Herz, der allerreizbarſte Muskel, nicht geringe Schwierigkeit entgegen, da in demſelben bekanntlich faſt gar keine Nerven ſind. Bei den willkürlichen Bewegungen ſcheint der Einfluß der Nerven erfoderlich zu ſeyn, denn wenn man den in einem Muskel ſich verbreitenden Nerven abſchneidet oder unterdrückt, ſo iſt der Muskel gelähmt. Die Frage aber: wann äußert der Nervenſtamm ſeinen Einfluß auf den Muskel, hat man nur durch Hypotheſen zu beantworten geſucht. Andre haben geglaubt, die Reizbarkeit der Muskeln aus dem Einfluſſe des Bluts herleiten zu müſſen, wogegen jedoch der Augenſchein bei Inſecten und Würmern ſtreitet. Neuerlich hat man die Urſach der Muskelbewegung in einem eignen chemiſchen Prozeſſe finden wollen, der im thieriſchen Körper vorgehn ſoll. Dies ließe ſich hören; aber wo iſt dieſer Prozeß und worauf beruht er? Sauvages nimmt die Electricität als Urſach an. Nach Girtan-

ner iſt die Reizbarkeit der Muskelfibern das Lebensprincip und der Grundſtoff dazu der Sauerſtoff, der ſich während des Athmens mit dem Blute in den Lungen verbinde und durch den Umlauf deſſelben allen Theilen mitgetheilt werde. Wollte man dieſer Meinung auch beitreten, ſo bleibt doch wieder die Frage zu beantworten: durch welchen Mechanismus wirkt der Sauerſtoff auf das Lebensprincip? — Die neuern Entdeckungen des Metallreizes (ſ. Galvanismus) ſcheinen dieſen Gegenſtand einigermaßen ins Licht zu ſetzen. Verſuche haben dahin geleitet, eine eigne Flüſſigkeit im thieriſchen Körper anzunehmen, die man einſtweilen galvaniſches Fluidum genannt hat, welche von den Nerven bei ihrer Berührung mit Metallen hergegeben werde und in genauer Verbindung mit dem Lebensprincip ſtehe. — Mit dem Leben hört ſowohl die Reizbarkeit als die Bewegung auf. Indeß dauert beides nach Abſonderung geſunder Muskeln von einem lebendigen oder friſch getödteten Körper noch ſo lange fort, als ſie noch einen merklichen Antheil der natürlichen Lebenswärme beſitzen.

Muskete, der Name der gemeinen Soldatenflinte, welcher von dem neulateiniſchen Muschetus, der Sperber, herkommen ſoll, indem man anfänglich die Geſchoſſe nach allerlei Raubthieren benannte, z. B. Feldſchlangen, Falconet u. ſ. w. Der Herzog von Alba führte die Musketen zuerſt im J. 1567 bei ſeinen Kriegsvölkern ein. — Mousquetaires hießen die Reiter von der ehemaligen königl. franzöſiſchen adeligen Leibgarde.

Muſtapha Bairaktar. Dieſer in der neuern Geſchichte der Türkei merkwürdig gewordne Mann war zu Rasgrad von armen Ältern geboren, und anfangs Bauer, hernach Pferdehändler geweſen. Der Umſtand, daß er in dem vorletzten Türkenkriege eine Fahne, deren Träger gefallen und die in Feindeshände gerathen war, wieder nahm und ungeachtet ſeiner Wunden behauptete, hatte ihm den Namen Bairaktar (Fahnenträger) und das Vertrauen ſeines Vorgeſetzten, des Ayan von Ruſtſchuk erworben, dem er in allen ſeinen Fehden, vorzüglich wider Paswan-Oglu, zur Seite war und dem er 1804 in ſeiner Statthalterſchaft folgte. Unter Sultan Mahmud, dem er auf den Thron half, zum Großvezier ernannt, verfolgte er mit Energie die Einſchränkung der Janitſcharen und die Organiſirung der türkiſchen Armee auf europäiſchen Fuß, worüber Selim den Thron und das Leben verloren hatte. Aber auch er unterlag nach einer viermonatlichen Herrſchaft, während welcher er viel Einſicht, Kraft und Conſequenz gezeigt hatte, indem er ſich am 14ten November 1808, um den eindringenden Janitſcharen nicht in die Hände zu fallen, ſelbſt in die Luft ſprengte.

Muth iſt die aus Kraftgefühl entſpringende Empfänglichkeit für große Unternehmungen, für Unternehmungen, die nicht nur das Maß gewöhnlicher Kräfte überſteigen, ſondern auch mit Hinderniſſen und Gefahren verbunden ſind. Aus dem Muthe ſtammen wie aus ihrer Wurzel die Geduld, die Unerſchrockenheit und die Beſtändigkeit. Die Geduld iſt die ruhige und vernünftige Ertragung aller Beſchwerden und Schmerzen, die in dem menſchlichen Leben vorkommen; Unerſchrockenheit iſt die Gegenwart und Feſtigkeit des Geiſtes in der Mitte der Gefahr. Beſtändigkeit iſt das Beharren in allen Beſtrebungen, die er mit Überlegung gewählt oder übernommen hat. Wer nicht leicht in Furcht geſetzt wird, iſt unerſchrocken. Das Gegentheil iſt Feigheit. Wer nicht erſchrickt, iſt herzhaft; deſſen Muth in Gefahren anhaltend iſt, heißt tapfer. Wer ſich leichtſinnig in Gefahr begibt, iſt ein Wage-

hals; wer bei ſichtbarer Unmöglichkeit der Gefahr zu entkommen ſich darein begibt, iſt tollkühn.

Muthen, ein altdeutſches Wort, welches ſo viel bedeutet, als um eine Sache förmlich anhalten, etwas verlangen. So heißt bei Handwerkern muthen, wenn ein Geſell um das Meiſterrecht oder um die Aufnahme in die Innung förmlich anſucht; im Lehnswesen, ein Lehenmuthen ſo viel als bei dem Lehnsherrn um Ertheilung des Lehns (Inveſtitur) anſuchen; im Bergbau, eine Fundgrube muthen, um Erlaubniß anhalten, eine aufgefundne Grube bauen zu dürfen, und damit belehnt zu werden. Daher heißt auch der Muthzettel im Bergbau ein Zettel, worin der Muther genau den Ort, Gang u. ſ. w. anzeigt, den er zu muthen gedenkt; bisweilen heißt aber auch Muthzettel, Muthſchein, ein dem Lehnmann, wenn er um die Lehnsreichung gehörig angeſucht hat, von der Lehnskanzlei ertheilter Schein, worin das geſchehene Anſuchen beſcheinigt wird.

Muttermahle. Wenn neugeborne Kinder gewiſſe Beſonderheiten der Farben, Flecken auf der Haut u. ſ. w. mit auf die Welt bringen, ſo hat man dies Muttermahle genannt. Für die Sache ſelbſt ſpricht die Erfahrung, und die gemeinen Leute ſchreiben dies einem Verſehen der Mutter zu. Bringt das Kind einen dunkelrothen Fleck auf der Haut mit, ſo heißt es die Mutter müſſe in ihrer Schwangerſchaft an dem Orte, wo das Kind den Fleck hat, eine Kirſche getroffen habe. Zum Beweiſe für die Richtigkeit des Verſehens beruft man ſich ſogar auf Jacobs Kunſt, bunte Lämmer zu erzielen. Die Philoſophen haben verſucht, nicht allein die Muttermähler, ſondern auch andre Beſonderheiten, als Verſtümmelung, Geſtalt, Vermehrung oder Verminderung der Gliedmaßen u. ſ. w. aus dem Einfluß der Einbildungskraft und alſo der Seele der Mutter auf das Kind zu erklären. Allein genaue und richtige Zergliederung lehrt, daß von der Mutter keine Nerven nach dem Kinde gehn, welches doch erfoderlich wäre, wenn die Seele der Mutter auf die Bildung des Kindes einen Einfluß haben ſollte. Vielmehr haben genaue Beobachtungen gelehrt, daß die Beſonderheiten und Verunſtaltungen des Kindes, welche man für die Folge einer imaginariſchen Idee hält, natürliche Wirkungen ſolcher Beſchaffenheiten in dem Körper und der Lage des Kindes waren, welche theils vor der äußern Veranlaſſung der imaginariſchen Idee ſchon anweſend waren, theils ſelbſt nach der Hypotheſe derer, welche dieſe Wirkungen der mütterlichen Einbildungskraft annehmen, dadurch nicht entſtanden ſeyn konnten. Man ſieht auch dergleichen Beſonderheiten ohne vorhergegangne Einbildung der Mutter, ingleichen auch bei Geburten im Pflanzenreich, wo keine Seele und alſo auch keine Einbildungskraft an der Bildung Antheil haben kann. Es ſind mithin alle dergleichen Dinge weiter nichts, als eine Folge einer vorhergegangnen Unordnung in dem mechaniſchen Leben, aber nicht in der Seele der Mutter.

Mylius (Chriſtlob), geboren 1722 in dem Dorfe Reichenbach bei Camenz in der Oberlauſitz, wo ſein Vater Prediger war, beſuchte zuerſt die Schule zu Camenz und ging von da nach Leipzig. Hier ſchloß er ſich bald an die beiden Schlegel, Gellert, Zachariä und jene Jünglinge an, die vereinigt damals für Kunſt und Wiſſenſchaft thätig waren. Leſſing, der ihn wegen ſeines Witzes ſchätzte, ward ſein vertrauter Freund, ohne darauf zu achten, daß Mylius in Anſehung ſeiner Sitten nicht in dem beſten Ruf ſtand. Eigentlich hatte Mylius ſich der Arzneikunſt gewidmet, legte ſich aber zugleich mit Eifer auf

die Mathematik, Aſtronomie, Naturlehre und Naturgeſchichte. Die ſchönen Wiſſenſchaften hatten von jeher viel Reize für ihn gehabt. Im J. 1748 ging er nach Berlin, um dort hauptſächlich ſeine aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſe noch mehr zu erweitern. Eine Zeitlang ſchrieb er die rüdigerſche, jetzt voſſiſche Zeitung. Bald aber entſtand in ihm die lebhafte Begierde, die Welt zu ſehn. Eine Geſellſchaft von Naturfreunden vereinigte ſich, um ihn auf ihre Koſten nach Amerika reiſen zu laſſen. Er ſollte Beobachtungen der Natur anſtellen, Naturalien ſammeln und endlich ſein Tagebuch durch den Druck bekannt machen. Haller dirigirte die Sache. Mylius reiſ'te im Frühling 1753 von Berlin ab, und begab ſich über Niederſachſen nach England, um von dort aus nach Amerika zu gehn; aber Kränklichkeit und Widerwärtigkeiten hielten ihn in London zurück, wo er im März 1754 in traurigen Umſtänden ſtarb. — Im Allgemeinen fehlt allen Werken von Mylius die volle Reife; aber man erkennt in einigen derſelben einen forſchenden, kenntnißſtreichen Geiſt, in andern eine kecke und treffende Satire; ſeine Poeſien, worunter ſich mehrere dramatiſche Arbeiten befinden, ſind nicht von Bedeutung. Seinen literariſchen Nachlaß hat Leſſing nebſt Nachrichten von ſeinem Leben, Charakter und Schriften herausgegeben.

Myologie, ſ. Anatomie.

Myops, ſ. Kurzſichtig.

Myriade, eine Zahl von zehntauſend; in der poetiſchen Sprache bezeichnet man damit überhaupt eine große Zahl.

Myriagramm, ſ. franzöſiſches Decimalſyſtem.

Myſore, ein Land von mäßigem Umfang in der vordern oſtindiſchen Halbinſel, weſtlich von Carnatik, innerhalb der Gauts oder großen Gebirgsketten, welche durch die ganze Halbinſel von Norden nach Süden laufen. Es hatte ſeine einheimiſchen Raja's, bis ungefähr um das J. 1760 Hyder Ali, ein Mahomedaner, die Herrſchaft an ſich riß und den rechtmäßigen Regenten einſchloß. Der neue Fürſt von Myſore wußte ſich bald der meiſten umliegenden Herrſchaften zu bemächtigen. Sein Sohn Tippo Saib, der 1782 auf dem Throne folgte, ſetzte die Eroberungen fort, und machte ſich allen ſeinen Nachbarn, den Engländern, Maratten und dem Nizam von Golconda, furchtbar. Seine regulirten Truppen, deren Anzahl ſich auf 73,000 Mann belief, waren die beſten, die ein indiſcher Fürſt hatte; unter ihnen befanden ſich auch Europäer, die von franzöſiſchen Offizieren commandirt wurden. Mit den unregelmäßigen Milizen ſtieg die ganze Kriegsmacht auf 135,000 Mann. Die Furcht vereinigte die vorhin genannten Mächte wider ihn, die ihn auf allen Seiten angriffen und 1792 zu einem Frieden nöthigten, in welchem er beinahe die Hälfte ſeiner Staaten (1500 Quadratmeilen mit 12 Millionen Rupien jährlicher Einkünfte) nebſt den Gebirgspäſſen verlor. Tippo Saib, der dieſen Verluſt nicht verſchmerzen konnte, gab den Einflüſterungen der Franzoſen Gehör, welche durch ihn den Engländern einen empfindlichen Streich in ihren oſtindiſchen Beſitzungen beizubringen hofften. Dieſe aber, durch Tippo's Rüſtungen aufmerkſam gemacht, foderten eine Erklärung und brachen, als dieſelbe zweideutig ausfiel, 1799 unvermuthet in ſeine Staaten ein. Die Energie des General-Gouverneurs Wellesley hatte alle Schwierigkeiten, die Geldmangel und Muthloſigkeit ihm entgegenſtellten, überwunden. Im Februar 1799 drangen zwei Heere, von Bombay und Madras, gegen die Gränzen von Myſore vor. Am 4ten März traf General Stuart von Bombay

36 *

auf Tippo, und ſchlug ihn in zwei blutigen Schlachten bei Landſnor und Periapatnam, den 4ten und 6ten März, ſo daß er ſich in ſeine feſte Hauptſtadt Seringapatam zurückziehn mußte. Den 7ten April ſtand Harris von Madras vor der Stadt, beide brittiſchen Heere vereinigten ſich, fingen die Belagerung an, und nahmen am 4ten Mai das für unüberwindlich gehaltne Seringapatam mit Sturm. Tippo Saib ſelbſt verlor dabei das Leben, und das ganze Reich Myſore von 2500 Quadratmeilen mit neun Millionen Rupien jährlicher Einkünfte war in der Gewalt der Engländer. Dieſe nahmen für ſich 764 Quadratmeilen mit 2,331,000 Rupien Einkünften das beſte Land, die ganze Seeküſte zwiſchen Cochin und Goa, und Seringapatam und alle bedeutenden Feſtungen; 229 Quadratmeilen mit 791,000 Rupien gaben ſie den Maratten, die aber damit nicht zufrieden waren; 480 Quadratmeilen mit 1,821,000 Rupien dem Subah von Dekan; und einem fünfjährigen Knaben, dem Erben der von Hyder Ali abgeſetzten Regentenfamilie gab man den Reſt, 1190 Quadratmeilen mit vier Millionen Rupien Einkünften, aber unter Aufſicht und Mitregierung der Engländer, deren Truppen er zum Theil unterhalten, und zu deren Kriegen er einen Theil der Koſten hergeben muß.

Myſterien waren bei den Griechen und in der Folge auch bei den Römern geheime religiöſe Zuſammenkünfte, ein geheimer Gottesdienſt, denen kein Ungeweihter und Unbefugter ſich nahen durfte. Ihre Entſtehung fällt in die alleräſteſten Zeiten. Ihr Zweck war Aufklärung ſolcher Lehren und Gebräuche der Religion, deren eigentlichen Sinn man vor dem Volke dunkel und verborgen zu halten für gut fand. Sie wurden daher für nützlich und wohlthätig für den Staat gehalten, und waren vielleicht auch ein nothwendiges Bedürfniß in einem Zeitalter, worin man dem Volke ſeinen Aberglauben, ſeine Unwiſſenheit und ſeine Vorurtheile ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe nicht entreißen durfte. Aus dem Grunde wurden ſie auch von den Regierungen nicht allein geduldet, ſondern ſelbſt geſchützt. Alle Myſterien wurden Nachts gefeyert. Ihr erſtes Grundgeſetz war tiefe Verſchwiegenheit. In allen Myſterien gab es dramatiſche Vorſtellungen, die ſich auf die Thaten der Gottheiten bezogen, zu deren Ehren ſie gefeiert wurden. Die wichtigſten griechiſchen Myſterien waren: 1. die **eleuſiniſchen**, welche von der Ceres geſtiftet und den Menſchen mitgetheilt ſeyn ſollen; wenigſtens wurden ſie, ihrer erſten einfachen Geſtalt nach, dieſer Göttin zu Ehren und als Dankfeſte für eine reiche Ernte gefeiert. Das Philoſophiſche und Myſteriöſe ihrer Verfaſſung erhielten ſie ſpäterhin, vermuthlich unter der Regierung des athenienſiſchen Königes Erechtheus, durch den Thrazier Eumolpus, einen Schüler des Orpheus. Man hatte **große** und **kleine** eleuſiniſche Myſterien: die letzten wurden ſechs Monate vor den großen gefeiert, und waren gleichſam eine Vorbereitung zu dieſen. Keiner konnte in dieſe zugelaſſen werden, der nicht ſchon in jene aufgenommen war. Der Aufzunehmende mußte ſich eine Zeit lang vor der Weihung dem Geräuſche der Welt entziehen, ſich aller Geſchäfte enthalten, und durch Stille und Einſamkeit ſeine Seele zur Andacht und Frömmigkeit ſtimmen. Die großen Myſterien wurden neun Tage lang zu Eleuſis im Tempel der Ceres gefeiert. Die Hauptperſonen bei denſelben waren: der **Hierophant**, Enthüller der Geheimniſſe, das Haupt des ganzen Inſtituts; der **Dado-**

phoros, der Träger der heiligen Fackel, er mußte die Einzuweihenden vorbereiten und reinigen; der *Herold*, der die Ungeweihten entfernen und für Stillſchweigen und Ordnung ſorgen mußte; endlich der *Altarwärter*, der die übrigen bei ihren Verrichtungen unterſtützte. Die Ceremonien waren theils öffentlich, theils geheim. Jene wurden am Tage begangen, und beſtanden in Aufzügen, Tänzen, feſtlichen Wettſpielen; am ſechſten Tage wurde die Bildſäule des Bacchus figürlich von Athen nach Eleuſis, und von da zurück nach Athen gebracht, unter Abſingung eigens dazu verfertigter Hymnen und Darbringung von Opfern. Das Volk, unter deſſen Augen dieſes geſchah, nahm daran Theil, und alle Ceremonien waren gänzlich der Landesreligion gemäß. Die Geheimniſſe beſtanden in *Symbolen* und *Unterricht*. Jene bezogen ſich auf die mythiſche Geſchichte der Ceres und Proſerpina, oder auf die Erfindung des Ackerbaues; auf den Übergang der Menſchen zur Cultur von dem Stande der Rohheit. Es wurden auch bei dieſem Theile der Feier die Mitglieder der kleinen Myſterien in die großen aufgenommen, die vorher gewiſſe Prüfungen beſtehen, und ſich auf mannichfaltige Weiſe reinigen mußten, bis ſie endlich in den Vorhof des Tempels, welcher bis zum Blenden erleuchtet war, eingeführt wurden. Hierauf erfolgte dann der *Unterricht*, der zuerſt in der Erklärung der Symbole und deren Beziehung auf den geſellſchaftlichen und religiöſen Zuſtand der Menſchen beſtand, und demnächſt zu dem moraliſchen oder philoſophiſchen Unterrichte in den Myſterien überging. Von dieſem haben wir keine beſtimmten Nachrichten; doch läßt ſich faſt mit Gewißheit behaupten, daß richtigere Begriffe von der Gottheit, philoſophiſche Erklärung der Entſtehung der Vielgötterei, vielleicht die Lehre von der Einheit des göttlichen Weſens ſelbſt, der Hauptinhalt deſſelben geweſen ſind. Es ſcheint ferner, daß Unſterblichkeit der Seele und Belohnung oder Strafe in einem künftigen Zuſtande darin gelehrt worden, welches folgende Stellen aus dem Iſokrates, Cicero und Plato, welche ſämmtlich eingeweiht waren, deutlich genug beweiſen: „Die Eingeweihten haben fröhlichere Hoffnungen vom Ende des Lebens und der ganzen Ewigkeit." *Iſokrates* Panegyr. Cap. 6. — „Ich habe aus den Myſterien nicht nur die Kunſt gelernt, glücklich zu leben, ſondern auch mit freudigen Hoffnungen zu ſterben." *Cicero* von der Geſ. II, 14. — „Der Zweck der Myſterien iſt, die Seele zu vervollkommnen, und ſie ihrer Beſtimmung näher zu bringen." *Plato* im Phädon. — So drangen die Myſterien auch bei ihren Mitgliedern auf ein reines tadelloſes Leben, und machten ſie daher beſſer, ruhiger und glücklicher, und es iſt unläugbar, daß ſie in ihrem erſten reinern Zuſtande herrliche und ehrwürdige Inſtitute waren. Indeſſen geriethen ſie bald in Verfall: denn ſchon um die 70ſte bis 80ſte Olympiade wurden in die eleuſiniſchen Myſterien Männer, Weiber, Kinder, ohne Unterſchied des Standes und Alters, aufgenommen, wenn ſie die Gebühren bezahlen konnten. Die von ihnen gehegten Meinungen und Grundſätze kamen allmählig allgemeiner in Umlauf, und durch die ungeheuere Menge der Mitglieder wurde ihr Hauptzweck gänzlich vereitelt. 2. Die *ſamothraziſchen Myſterien* ſtammten aus Creta und Phrygien her, und wurden im erſtern Lande dem Jupiter zu Ehren gefeiert. Aus dieſen Ländern kamen ſie zu den Thraziern oder Pelasgern auf der Inſel Samothrazien, und pflanzten ſich von da weiter in Griechenland

fort. Man konnte ſich hier nicht recht über die eigentliche Gottheit, der ſie galten, vereinigen, und feierte ſie bald zu Ehren des Zeus, bald des Dionyſus, bald der Ceres. 3. Die dionyſiſchen kamen aus Thrazien nach Theben, und haben mit den vorigen große Ähnlichkeit. Man feierte ſie ein Jahr um das andre, und es ſollte in ihnen gleichfalls der übergang des Menſchen aus der rohen Wildheit zu der Cultur vorgeſtellt werden. Die Weiber kleideten ſich in Thierhäute, nahmen mit Epheu umwundne Stäbe (Thyrſus) in die Hände, und zogen ſo auf den Berg Cithäron, wo nach begangnen religiöſen Ceremonien wilde Tänze angeſtellt wurden, die ſich mit Zerſtreuung der Prieſterinnen und der Eingeweihten in die nahen Wälder endeten. Auch ſie hatten Symbole, die ſich größtentheils auf den Bacchus oder Dionyſus bezogen, welcher der eigentliche Held dieſer Myſterien war. Sie wurden als der öffentlichen Sache und den guten Sitten nachtheilig ſchon zu Epaminondas Zeiten in Theben und in der Folge in ganz Griechenland verboten. 4. Die orphiſchen zeichnen ſich, als wahrſcheinliche Grundlagen der eleuſiniſchen, von dieſen nicht aus. 5. Die Myſterien der Iſis fanden in Griechenland nie, wohl aber in Italien, beſonders in Rom vielen Beifall. Auch nannte man vormals in manchen chriſtlichen Ländern die geiſtlich-komiſchen Schauſpiele, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten, Myſterien. In einer guten Myſterie dieſer Art mußten wenigſtens vier Teufel erſcheinen, woher das franzöſiſche Sprichwort entſtanden iſt: Faire le Diable à quatre, einen teufliſchen Lärm machen. DH.

Myſticismus ward bisher allgemein diejenige Verirrung des religiöſen Gefühls genannt, vermöge welcher der Menſch das Göttliche, das er nur im Glauben zu ergreifen vermag, entweder durch den innern oder auch durch den äußern Sinn anſchauen zu können wähnt und in eine fühlbare Verbindung mit der überſinnlichen Welt zu treten ſtrebt. Einige neuere Schriftſteller indeß wollen alles das, was in der Religion Sache des Gefühls oder, wie ſie ſich lieber ausdrücken, des Gemüthes iſt, Myſticismus genannt wiſſen, und da die Religion aus dem Gefühle eben ſowohl als aus dem Verſtande hervorgeht, ſo iſt der Myſticismus, wenn man das Wort in dieſem Sinne nimmt, mit der Religion unzertrennlich verbunden. Gewöhnlich aber verſteht man unter Myſticismus die beſchriebne Verirrung des religiöſen Gefühls, welche aus einer ungezügelten Phantaſie und einem überſpannten Gefühle entſpringt, durch ſinnliche Religionsvorſtellungen genährt wird, und oft mit der Flucht der Welt und der Ertödtung des Fleiſches verbunden war. Nicht immer indeß iſt der Myſticismus finſter und in ſich zurückgezogen, es gibt auch einen heitern, das Gemüth beglückenden Myſticismus; die Sprache aber, welche er redet, iſt allemal, aus leicht erklärbarem Grunde, dunkel und bilderreich, oft verworren und ſpielend. Am beſten lernt man den Myſticismus theils aus der Geſchichte des Neuplatonismus, theils aus der Kirchengeſchichte kennen. Spuren der Myſtik zeigen ſich ſchon in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeit. Vorzüglich aber ward ſie durch die unter dem Namen Dionyſius des Areopagiten im vierten Jahrhundert verbreiteten Schriften befördert. Als die Scholaſtiker im Mittelalter die Religion ausſchließend als Verſtandesſache behandelten, war es ſehr heilſam, daß neben ihnen Myſtiker auftraten, und unläugbar haben ein Johann Tauler und ein Thomas a Kempis mehr als ein

Petrus Lombardus oder ein Albertus Magnus für die Beförderung der Religioſität gewirkt. N.

Mythen. Mythologie. Der aus dem Griechiſchen entlehnte Ausdruck Mythus, Mythen, bedeutet im Grunde nichts anders als Sage, wie Fabel, (fabula, von fari, ſagen), Sagenerzählung, Sagengeſchichte. Gewöhnlich aber macht man eine Einſchränkung dabei, die aus Griechenland ſtammt, und zwar aus der Zeit, wo Sagenerzählung, in der Poeſie vorgetragen, der eigentlichen Geſchichte (ἱςορια) wich, die durchaus auf Wahrheit der erzählten Thatſachen ging. Da befaßte man denn unter Mythologie eine Sammlung mündlicher Überlieferungen alles deſſen, was die Vorwelt bis auf die Zeit, wo man andre Mittel kannte, Geſchehenes auf die Nachwelt zu bringen, in ihrer Vorſtellungsart und Sprache Denkwürdiges aufbewahrt hatte. Was der ungebildete Naturſohn über Welt, Natur und Leben fühlte und dachte, was er erfahren hatte, was er als Vorſtellung oder Erfahrung der Väter wußte, und was er von der Zukunft zu wiſſen glaubte, darin beſtand dieſes Denkwürdige, und dies wäre alſo der Inhalt der Mythologie. Man ſieht, daß ſie aus ſehr verſchiednen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, und auf eine eigne Weiſe vorgetragen ſeyn muß. Die Beſtandtheile der Mythologie ſind 1. hiſtoriſch, denn ſie bewahrte die Begebenheiten der Urzeit auf, wo ſie den Enkeln von den Vätern überliefert wurden; 2. philoſophiſch, denn ſie enthält die früheſten Verſuche des menſchlichen Denkvermögens, ſich die mannichfaltigen Erſcheinungen der Natur am Himmel und auf der Erde, die Urſachen dieſer Erſcheinungen, die Triebfedern des menſchlichen Willens, die Fügungen und Verkettungen des in Dunkel gehüllten Schickſals zu erklären. Man könnte deßhalb den philoſophiſchen Beſtandtheil der Mythologie wieder zerlegen in den phyſikaliſchen oder naturphiloſophiſchen, den aſtronomiſchen, moraliſchen und metaphyſiſchen. Hieraus folgt, daß in der Mythologie enthalten iſt: 1. die älteſte, in Dunkel gehüllte, Geſchichte unſers Geſchlechts, und 2. die älteſte Philoſophie. Schon in dieſer doppelten Beziehung erſcheint ſie ungemein wichtig; noch wichtiger aber, wenn wir die Art des Vortrags der Mythologie berückſichtigen. Iſt Mythologie Erzählung der Begebenheiten oder Meinungen der Nationen in ihrem Kindesalter, in der Sprache dieſes Kindesalters vorgetragen, ſo fragt ſich hier: wie war dieſe Sprache beſchaffen? Ungeübt im abſtracten Denken, zeigt ſich bei dem Naturmenſchen die Phantaſie deſto lebhafter, ſie, die alles Innere veräußert, alles Äußere verinnert. Anfangs mangelt der eigentliche Ausdruck des Geiſtigen gänzlich. Was in dieſes Gebiet gehört (Empfinden, Vorſtellen, Begreifen, Schließen u. ſ. w.), wird in die Körperwelt übergetragen. Aber auch, was als äußere Erſcheinung ſich den Sinnen darſtellt, muß meiſtentheils erſt umgeprägt werden, ehe es Eigenthum dieſes dürftigen Beobachters werden kann. Die Einbildungskraft trägt hier auf Gegenſtände der Natur oder menſchlichen Kunſt die innern Zuſtände des Menſchen über, leiht ihnen menſchliches Gefühl, Bewußtſeyn und Sprache. In dem einen Falle wird der Verſtandesbegriff als Anſchauung dargeſtellt, in dem andern ein Gedanke aus einer Sphäre in eine andere übergetragen, alſo ſymboliſirt, allegoriſirt. Der Kreis von Wahrnehmungen, woran jener Naturmenſch ſein Bezeichnungsver-

mögen übt, iſt ſo enge, daß auch das minder Seltne aus Mangel einer Benennung für die Erinnerung verloren wäre, wenn es ſich daſſelbe nicht durch ein Symbol in ſeine Nähe rückte. So wird in dieſer Sprache der Menſch der Maßſtab aller Dinge, und ſtellt gleich die Phantaſie das Unbekannte als übernatürlich vor, ſo wird doch ſelbſt das Übernatürliche vermenſchlicht. Nichts als anſchauliche Vorſtellungen der Einbildungskraft alſo, und nichts als anſchauliche, für den Sinn bezeichnende, Ausdrücke finden wir in jener Sprache, die deßhalb die Sprache der Poeſie iſt. Der Menſch lernte alſo in der Poeſie zuerſt ſeine Gedanken und Empfindungen ausdrücken und ordnen; ihr übergab jedes frühere Zeitalter den ganzen Schatz ſeiner Erfahrungen und Gedanken. Daß hiedurch die hiſtoriſchen Sagen zu poetiſchen wurden, ſpringt in die Augen, aber eben dieſe poetiſche Anſicht und Darſtellungsart der Dinge wurde auch die Mutter jener älteſten Philoſophie, die man mit Recht die poetiſche nennt. Auch ſie ermangelte natürlich der abſtracten Begriffe, und verkürzte ſich daher ihre Unterſuchungen durch dichteriſchen Ausdruck. Da ihr nun für die ſehr abſtracten Begriffe von Urſache und Wirkung der Ausdruck mangelte, ſo gab die Phantaſie das Gegenbild von Vater und Sohn, wodurch die ganze Speculation über Entſtehung der Dinge und Wechſelwirkung derſelben zur Genealogie wurde, die, wenn die Speculation ſich zur Weltentſtehung erhob, nothwendig die Cosmogonie (Weltentſtehungslehre) in Theogonie (Göttererzeugung) verwandeln mußte, da alle Kräfte zu einer menſchenähnlichen Kraft geworden waren. Unausbleiblich mußte nun dieſe Philoſophie zu einer Theologie werden, nach welcher, wenn die Speculation den höchſten Punkt erreichte, die Natur der Körper des Göttlichen, die Gottheit Seele der Welt, der Menſch aber Maßſtab der Gottheit wurde. Durch ſolche Theologie wurde der Menſch des mythiſchen Zeitalters der Religion in die Arme geführt, und mehrere Umſtände vereinigten ſich, dieſer einen bleibenden, alles beſiegenden Einfluß zu verſchaffen. Glaube an eine Gottheit iſt dem Menſchen natürlich, Ergreifen einer Religion unentbehrlich. Mag nun, wie ein Alter ſagt, Furcht die Götter geſchaffen haben, oder Dankbarkeit, oder überwältigende Bewunderung, ſo kam der Menſch zur Idee von höheren Weſen doch gewiß immer auf dem Wege des Gefühls. Einmal von dem Gefühl erzeugt, hielt die Begierde dieſe Idee feſt; Hoffnung und Furcht feſſelten Menſchen an ſie. Wohlſeyn iſt der Wunſch des Menſchen, den er nur mit dem Leben ſelbſt aufgibt, und ahnet oder weiß er nun, ſein Wohlſeyn hange von unſichtbaren, höheren Mächten ab; ſo iſt ſein Verhältniß zu ihnen unauflöslich, und dringend der Wunſch, jene Mächte ſich geneigt zu machen. Wer, wenn der Menſch bis auf dieſen Punkt geführt war, über den Andern durch eine größere Kraft des Geiſtes ſtand, der unterwarf ſich jetzt den ungebändigten Sinn. Wer zuerſt ordentlich zu beten, durch Zauberformeln zu wirken vermochte, der erſchien jetzt als ein Vertrauter jener höheren Mächte und ſelbſt ein Weſen höherer Art. Der Prieſter entſtand, Schamane, Seher, als Mittler zwiſchen Gottheit und Menſchheit, zugleich Arzt, Richter, Prophet, Dichter und Aufbewahrer deſſen, was die Vorzeit wußte. Im Geſange ließ er die Sagen der Vorzeit leben, gab in Liedern Rath, Lehre, Warnung, Geſetz, und dichtete den feierlichen Hymnus am geweihten Feſttag. So entſtand denn aus dieſer poeti-

ſchen Philoſophie die Religion, die in ihren Elementen eben ſo poetiſch als die Philoſophie, alſo keineswegs eine Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, ſondern eine Religion der Einbildungskraft war. Entblößt von allem, was eine tiefere Betrachtung, langbewährte Erfahrung, Erkenntniß der Natur ihr bieten können, ſtand auch ihr nichts zu Gebot, als eine dürftige Kenntniß der Menſchennatur in ihrem Begehren und Verabſcheuen, Streben und Wirken, und dieſe Erkenntniß trug die Einbildungskraft über in die Natur, dichtend, wo die wirkliche Erkenntniß noch verſagt war. Ein Schein trat an die Stelle des Weſens, ein ſchöner Traum an die Stelle der Wahrheit. Alle Religion jener Zeiten konnte nichts anders als Mythologie werden, weil die Cosmogonie ſich als Genealogie der Götter geſtaltet hatte. Demnach erſcheint als einer der wichtigſten Beſtandtheile der Mythologie noch 3. der religiöſe, der bald ſo vorherrſchend darin wurde, daß er der alleinige ſchien, weßhalb man Mythologie geradezu als Götterlehre oder Theologie der polytheiſchen Religionen erklären zu können glaubte. Der Grund jenes vorherrſchend Werdens liegt in der unbezweifelbaren Hierarchie jener Zeiten. Durch die Prieſter und ihr Amt trat die eigentliche Sagengeſchichte, die Philoſophie, die Aſtronomie in enge Verbindung mit der Religion, alles erhielt ein religiöſes Colorit, Sagengeſchichte und Philoſophie wurden dadurch geheiligt, und verfloſſen endlich zu der Zeit, wo man nöthig fand, das bisher Vereinzelte in ein Syſtem zuſammenzufaſſen, ſo ganz in die Religion, daß ſie nun wirklich Theile derſelben ausmachten. Daß dies bei verſchiednen Nationen auf eigenthümliche Weiſe geſchah, läßt ſich leicht denken, im Ganzen und Weſentlichen aber geſchah es überall, und daher kommt es, daß die Mythologie zugleich als älteſte Religionsgeſchichte betrachtet werden muß. Nach dieſer Entwickelung des Weſens der Mythologie ſpringt ihr Nutzen und ihre Wichtigkeit von ſelbſt in die Augen; freilich aber wird ſie in einem ganz andern Geiſte behandelt werden müſſen, als ſie faſt bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts behandelt wurde, wo man die Mythologie nur bei den Griechen und Römern, höchſtens noch bei den Ägyptiern ſuchte, und bald als ein Spielwerk für müßige Köpfe, bald als ein nothwendiges Übel zum Verſtändniß der alten Dichter betrachtete. Heyer, mag er auch im Einzelnen mannichfaltig geirrt haben, hat hier um beſſeres Verſtändniß und Würdigung unſterbliche Verdienſte ſich erworben, ſo wie auch Meiners durch ſeine zuſammenſtellenden Vergleichungen. Nur nach ſolchen Vorarbeiten waren Unterſuchungen möglich, wie ſie jetzt Böttiger und Creuzer anſtellen. Allerdings gibt es noch überall im Einzelnen gar viel zu thun, weßhalb man mit reinem Danke allem begegnen wird, was hier ein Voß, Eichel, Zoega, Dornedden, Buttmann, Lobeck, Manſo, Kanne, Gurlitt u. A. geliefert haben und noch leiſten; allein einzig auf dem hiſtoriſchen Wege iſt doch am Ende zu gewinnen, was hier gewonnen werden kann und ſoll. Die Mythologie hat keinen geringern Umfang als die Geſchichte ſelbſt, denn jede Nation, die ſich aus ſich ſelbſt herausgebildet hat, hat ihre Mythologie, andere Nationen haben zwar keine urſprüngliche, aber eine climatiſch umgebildete. Ob alles von einer einzigen Urmythologie ausgegangen ſey, iſt freilich noch problematiſch. Wagners Ideen zu einer allgemeinen Mythologie und Görres Mythen-

geſchichte der aſiatiſchen Welt, obſchon im Detail noch nicht völlig befriedigend, zeigen doch beide den Weg, der fortan zu verfolgen ſeyn dürfte. Zur näheren Kenntniß des Details nach dem jetzigen Zuſtande der Mythologie dient das allgemeine mythologiſche Lexicon, deſſen erſte Abtheilung von F. Majer die indiſche, tibetaniſche, chineſiſche, japaniſche, perſiſche, hebräiſche und nordiſche Mythologie nebſt der der Völkerſchaften Amerika's und Afrika's, die zweite Abtheilung aber von J. G. Gruber die Mythologie der Ägypter, Araber, Phönicier, Syrer, Babylonier, Phrygier, Lydier, Scythen, Griechen, Etrusker, Römer und Gallier, oder die claſſiſche Mythologie enthält. Thöricht würde es ſeyn, die ganze Mythologie nur als ein Gewebe willkürlicher Erdichtungen anzuſehen, alle Mythen entweder wörtlich zu verſtehen, oder ſie ſämmtlich auf eine und dieſelbe Art (hiſtoriſch, aſtronomiſch, phyſikaliſch, moraliſch u. ſ. w.) zu deuten, oder überhaupt ſich anzumaßen, alle ohne Unterſchied erklären zu können. dd.

N.

N. Der Buchſtabe N, welcher der dritte unter den Zungenbuchſtaben iſt, und zu den ſogenannten Halbvocalen oder flüſſigen Conſonanten (l, m, n, r,) gehört, wird auch wegen der beſondern Art ſeiner Ausſprache der Naſenlaut genannt, ungeachtet der Naſenton bei der Ausſprache deſſelben in den verſchiednen Sprachen und ſelbſt in den verſchiednen Wörtern einer und derſelben Sprache bald ſtärker, bald ſchwächer iſt. Faſt in allen Sprachen ſcheint ſich das N vorzüglich gern mit den harten Gaumenbuchſtaben G und K und mit den beiden Zungenbuchſtaben d und t zu verbinden. — Auf den franzöſiſchen Münzen iſt das N ein Zeichen, daß die Münzen in Montpellier geprägt worden. — Im Lapidarſtyl bedeutet es außer mehrern kleinen mit n anfangenden Wörtern in ältern Zeiten ſo viel als 900 und mit einem darüber geſetzten Striche 90,000, auf den griechiſchen Münzen hingegen 50. NN ſchreibt man, wenn man den Namen eines beſondern Individuums oder Gegenſtandes nicht angeben kann oder will. Dieſe Bedeutung ſoll durch einen Mißverſtand im 11ten Jahrhundert üblich geworden ſeyn, indem man ſtatt Ille oder Illa (jener oder jene) die Abkürzung Ill mit einem ſchräg laufenden Querſtrich durch die beiden ll zu gebrauchen pflegte, welches Zeichen dann unwiſſende Abſchreiber für NN hielten. N⅔tel bedeutet die ſogenannten feinen neuen Zweidrittelſtücke, welche vorzüglich im Hannöverſchen in Klausthal geſchlagen werden. Auf den Recepten bezeichnet das N mit der hinzugefügten Zahl die Anzahl der Stücke, welche von einer Ingredienz genommen werden ſollen. N. S. bedeutet ſo viel als Notre Seigneur, unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus. N. T. bedeutet Neues Teſtament oder Novum Testamentum.

Nabob. Unter dieſem Worte, welches eigentlich eine Verfälſchung von Nawaub iſt, und einen Deputirten bedeutet, verſteht man in Indien den Statthalter einer Provinz, oder den Befehlshaber über die Truppen einer Provinz, ungeachtet in Indien viele Perſonen den Titel Nabob annehmen, ohne ein Recht dazu zu haben. Der Nabob war nach der alten indiſchen Verfaſſung dem Soubadar, dem

Vicekönig einer großen Landſchaft, untergeordnet. So ſehr die Nabobs auch in gewiſſen Stücken den Soubadars untergeordnet waren, ſo dienten ſie doch auf der andern Seite zu einer Stütze des Throns gegen die möglichen Anmaßungen der Soubadars. Die Nabobs machten ſich zwar ſeit dem Einfalle des perſiſchen Schah's Nadir unabhängig vom Großmogol, allein bloß um in eine viel drückendere Abhängigkeit von England zu gerathen. In der Converſationsſprache, vorzüglich in England, nennt man jeden Großen, der außerordentliche Reichthümer in Indoſtan erworben hat, oder der überhaupt mit einer gewiſſen orientaliſchen Pracht lebt, einen Nabob.

Nachahmung. Die Nachahmung, welche häufig ein Gegenſtand der Unterhaltung und des Streits wird, wenn von ſchönen Künſten und Künſtlern die Rede iſt, kann aus einem doppelten Geſichtspunkte, einem objectiven und einem ſubjectiven, betrachtet werden. Im erſten Falle wird unterſucht, in wie fern die Nachahmung an und für ſich ſelbſt zum Weſen der ſchönen Künſte gehöre, im zweiten, in wie fern der Künſtler nachahmen dürfe. Was nun die Nachahmung als etwas Objectives in den Künſten betrifft, ſo hat es Theoretiker in der Äſthetik gegeben, welche die Theorie der ſchönen Künſte auf den Begriff der Nachahmung, der Nachahmung der Natur oder der Nachahmung der ſchönen Natur zurückführen wollten. Selbſt das Vergnügen, das uns Werke der ſchönen Kunſt gewähren, wollte man aus dem Wohlgefallen über die gelungene Nachahmung der Natur herleiten. Allein dieſe Anſicht war zu wenig in der Sache ſelbſt gegründet, als daß ſie ſich lange hätte halten können, und ſie hat auch im dramatiſchen Fache ſogar wirkliches Unheil angerichtet. Die zeichnenden Künſte ſind wahrſcheinlich die einzigen, welche aus der Nachahmung der Natur entſtanden ſind, ungeachtet auch ihr Weſen nicht allein auf Nachahmung der Natur beruht. In ſubjectiver Hinſicht, wo gefragt wird, in wie fern der Künſtler andere Werke und Meiſter ſeiner Gattung nachahmen dürfe, unterſcheidet man die freie Nachahmung von der ſclaviſchen und von der kindiſchen Nachäffung. Nachäffungen oder kindiſche Nachahmungen waren z. B. ſo viele neuere anakreontiſche Trink- und Liebeslieder. Der ſclaviſche oder ängſtliche Nachahmer iſt der bloße Mann von Talent, der ohne Genie und oft ohne im Gefühl das Weſentliche von dem Außerweſentlichen zu unterſcheiden mit Abſicht und Mühe irgend einem Vorbilde nachſtrebt. Von dieſer Art waren ſchon im Alterthum die meiſten rhetoriſchen Stücke nach Untergang der alten Verfaſſungen. Der freie Nachahmer iſt der Mann von Genie, der, von einem fremden Vorbild begeiſtert, daſſelbe oft, ohne es zu wollen, mit ſeinen eignen Hervorbringungen verſchmelzt. So ahmten Plautus und Terenz die griechiſchen Komiker, ſo ahmte Wieland mit eigner Grazie oft die Alten und die Franzoſen nach. Wie groß iſt nicht Molière, wenn er Terenz und die Spanier nachahmt! In der Muſik nennt man Nachahmungen mehrere ähnliche melodiſche, auf einander folgende Sätze. Die ſtrengern Nachahmungen dieſer Art kommen gewöhnlich in den Fugen und fugenartigen Sätzen, die freiern in allen figurirten Muſikſtücken vor.

Nachdruck, ſ. Büchernachdruck.

Nachdruck in der Rede, ſo wie in den Künſten der Rede und des Tons, heißt jeder Ausdruck von beſondrer Kraft und Be-

deutſamkeit, wodurch der auf das Gemüth zu bewirkende Eindruck erhöht oder verſtärkt, dem erſten Druck gleichſam ein zweiter hinzugefügt wird. Daß dies nur in Fällen von Wichtigkeit geſchehen ſolle, ſpringt in die Augen; denn wer wird ſich ſelbſt überbieten, wenn er es um den erſten Preis haben kann? Die Mittel, Nachdruck zu bewirken, ſind ſehr verſchieden, allein wir zweiflen nicht, daß alle unter folgende vier Claſſen zu bringen ſeyn werden: 1. Wiederholung, ſey es, um nur überhaupt etwas dem Gedächtniß tiefer einzuprägen und dem Herzen näher zu legen, oder um die Nebenideen, die ſich bei einer Hauptidee aufdrängen, mehr hervorzuheben, wobei ſogar eine Art von Zergliederung Statt finden kann, wie z. B. in Hamlets berühmtem Monolog: Seyn oder Nichtſeyn; 2. Verſtärkung des vorigen Ausdrucks, weil er noch nicht genugſam angemeſſen ſcheint; hieher rechnen wir zugleich die Steigerung (Klimax, Gradation); 3. Abbrechung, ſey es, um durch befehlende Kürze zu imponiren, wie z. B. in Virgils Quos ego! oder weil der Redende im Begriff war, etwas Gefährliches zu ſagen, es aber nur ſo weit ſagt, daß es errathen werden kann. In vielen Fällen wird 4. ein Gleichniß (Fabel, Parabel) alle Wirkungen des Nachdrucks hervorbringen. Leſſings Nathan, Schillers Fiesko, Göthe's Taſſo werden dies jedem zur Genüge beweiſen. Den Nachdruck, welcher durch dieſe Mittel hervorgebracht wird, nenne ich den Gedanken-Nachdruck, von welchem noch unterſchieden werden kann der Nachdruck des Tons, welcher dadurch entſteht, daß das Bedeutende des Ausdrucks durch den Accent hervorgehoben wird, je nach ſeiner größern oder geringern Bedeutſamkeit. Daß der Nachdruck des Tons aber mit dem Gedanken-Nachdruck zuſammenfallen müſſe, verſteht ſich übrigens von ſelbſt, ſo wie es von ſelbſt in die Augen ſpringt, daß die Muſik des Nachdrucks ſo fähig ſey als die Poeſie. Falſch iſt es hingegen, von einem Nachdruck in den bildenden Künſten zu reden, die nur des Ausdrucks fähig ſind; die Mimik allein, als eine ſucceſſiv darſtellende Kunſt, theilt dieſen Vorzug mit der Muſik und Poeſie. Die ganze Lehre von dem Nachdruck iſt aber eine von denen, worin noch die irrigſten Meinungen herrſchen, weil man Nachdruck theils mit Ausdruck, theils mit dem verwechſelte, was die griechiſchen Rhetoriker Emphaſis nannten. Daß dieſe aber keineswegs mit dem, was wir Nachdruck nennen, einerlei, ſondern höchſtens entfernt mit ihr verwandt ſey, hätte jedem ſchon die Erklärung Quintilians zeigen können, der zufolge Emphaſis ein Ausdruck iſt, der einen höhern Sinn bei ſich führt als die Worte an ſich bezeichnen. Er nimmt zwei Arten derſelben an, eine, welche mehr bedeutet als ſie ſagt, und eine andre, die auch etwas bedeutet, was ſie nicht ſagt. (Inſtit. or. 8, 3, 83. 9, 2, 64.) Da die erſte Art Quintilians offenbar auf einer verſteckten Vergleichung beruht, die andre aber auf der Abbrechung, ſo könnte man allenfalls, dieſe der dritten, jene der vierten der obigen Claſſen zurechnen; jedoch nur allenfalls, obſchon es ehr gebräuchlich iſt, Emphaſe für Nachdruck, und emphatiſch für nachdrücklich zu nehmen. dd.

Nachgeburt, ſ. Geburt.

Nachſchlag wird in der Muſik theils der Anhang, welcher dem Triller beigefügt wird, theils diejenige Spielart genannt, bei welcher an eine melodiſche Hauptnote eine oder mehrere kleine No-

ten angeſchleift werden, deren Dauer von der Hauptnote abgezogen wird.

Nacht. In der Sprache des gemeinen Lebens bezeichnet man mit dem Worte Nacht den Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, wo die Erde von dieſem Weltkörper nicht erleuchtet wird. In aſtronomiſcher Bedeutung iſt es der Zeitraum zwiſchen Aufgang und Untergang der Sonne. Dieſer Zeitraum iſt bekanntlich eben ſo verſchieden in Hinſicht der verſchiednen Jahrszeiten als in Hinſicht der verſchiednen Länder, welches von dem verſchiednen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt, wie man ohne alle gelehrte aſtronomiſche Demonſtrationen einem Kinde durch Bewegung eines runden Körpers um ein Licht begreiflich machen kann. Unter der Linie herrſcht beſtändig Tag- und Nachtgleiche, ſo daß der Tag zwölf Stunden und eben ſo viel die Nacht dauert. Hingegen verurſacht die Schiefe der Ekliptik zwiſchen den Polen und dem Äquator eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur zwei Mal im Jahre, und zwar um den 21ſten März und 23ſten September die Tag- und Nachtgleiche ein. Die längſte und kürzeſte Nacht fällt zur Zeit der Sonnenwenden den 21ſten Junius und den 21ſten December. Die Verſchiedenheit der Dauer der Nächte iſt um ſo größer, je näher ein Ort nach den Polen zu liegt. Innerhalb der Polarkreiſe gibt es einmal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag. Unter den Polen ſelbſt herrſcht eine Nacht von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und am Südpol um die Zeit der Herbſtnachtgleiche ein eben ſo langer Tag folgt. Die genaue aſtronomiſche Beſtimmung des Anfangs der Nacht richtet ſich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der ſcheinbaren Sonnenſcheibe unter den Horizont herabſinkt, indem bekanntlich ein optiſcher Betrug die Sonne oft noch ſchwebend am Horizont erſcheinen läßt, während ſie ſchon untergegangen iſt. Die darauf erfolgende Abenddämmerung macht die eigentliche Scheidewand der Nacht in aſtronomiſcher Bedeutung und in der Sprache des gemeinen Lebens. — Man kann die Nacht auch in diätetiſcher, poetiſcher, mythologiſcher und philoſophiſcher Hinſicht betrachten, und hier bietet ſich ein reichlicher Stoff zu Betrachtungen dar.

Nachtgleiche, ſ. Äquinoctium.

Nachtſtücke ſind die Gemählde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem gewöhnlichen Tageslichte, ſondern vom Monde oder einem künſtlichen Lichte, als Fackeln u. dergl. erleuchtet wird. Ein ſolches Nachtſtück erfodert eine beſondre Kunſt, vorzüglich deßwegen, weil in ihm alle Farben wegfallen, deren eigentliche Stimmung von dem Tageslichte herrührt und die Farbe ſich größtentheils nach Beſchaffenheit der Materie richtet, wodurch das brennende Licht unterhalten wird. Unter allen vorhandenen Nachtſtücken iſt das berühmteſte das von Correggio, welches vorzugsweiſe unter dem Namen der Nacht bekannt iſt. Unter den deutſchen Mahlern, welche ſich in Nachtſtücken ausgezeichnet haben, wird Gottfried Schalken beſonders geſchätzt.

Nachtwandler, ſ. Mondſüchtig.

Nacktes. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man in der bildenden Kunſt 1. den von Kleidung entblößten menſchlichen Körper, und ſagt dann: das Nackte ſtudiren, zeichnen, Kenntniß des Nackten haben, das Nackte unter der Draperie bemerken;

2. in der Mahlerei insbeſondre das **Fleiſch**. Daß das Studium des Nackten auch dann unerlaßlich ſey, wenn drapirte Figuren dargeſtellt werden, erhellt daraus, weil der Bekleidungen Form und Verhältniſſe durch das Nackte beſtimmt werden. Von einer ganz vorzüglichen Wichtigkeit aber erſcheint das Nackte in der Mahlerei. Man nennt die Farbengebung, in ſo fern ſie ſich mit der Nachahmung des Nackten, d. h. hier, der Farbe und materiellen Beſchaffenheit des Fleiſches, beſchäftigt, die **Carnation**, und wem braucht es geſagt zu werden, wie viel auf ſie bei mahleriſcher Darſtellung menſchlicher Figuren ankomme? Will der Künſtler hierin den Anfoderungen der ſchönen Kunſt Genüge leiſten, ſo muß er zuvörderſt die Localtöne richtig treffen, d. h. die natürliche Farbe des Gegenſtandes ſo wiedergeben, wie ſie auf ihrem Standort erſcheint. So ſind an einem geſunden Körper gewöhnlich die Wangen lebhaft geröthet, Bruſt, Nacken und Oberarme von zarter Weiße, der Unterleib gelblicher; an den äußern Theilen wird die Farbe allmählig kälter, und geht an den Gelenken derſelben, wegen des durchſcheinenden kühleren Blutes, in eine veilchenröthliche Dinte über. Dieſe verſchiedenen Abſtufungen müſſen aber in dem Hauptione der Carnation harmoniſch vereint ſeyn. Übrigens kann der Ton der Fleiſchfarbe unendlich verſchieden ſeyn. Der Nord- und Süd-Europäer haben ein verſchiednes Colorit, Weiber und Kinder ein zarteres als Männer und Alte; jedes Temperament zeichnet ſich durch ſeine beſondre Farbe aus, und jeder einzelne Menſch hat einen eigenthümlichen Farbenton. Bei all dieſen unendlichen Modificationen aber bleibt der Stoff immer Fleiſch, und es kommt daher ferner darauf an, den materiellen Charakter dieſes Stoffes richtig auszudrücken. Hier kann gegen die Wahrheit gefehlt werden, entweder durch zu viel Härte, wie in den Werken der ältern Mahler des 15ten Jahrhunderts, oder durch zu große Mürbheit (Morbidezza), die ſich vornehmlich bei Guido Reni findet, deſſen Fleiſch häufig blutleer, ſchleimig, grünlich ausſieht. Die franzöſiſche Schule iſt darin bis zur Verblaſenheit gegangen, daß man nicht mehr Fleiſch, ſondern Porzellan oder Wachs zu ſehen meint. In der wahren Carnation iſt bis jetzt Tizian immer noch ein unübertroffenes Muſter. dd.

Nadelholz, oder auch **Schwarzholz**, **Pinus**. Die Nadelhölzer bilden im linnéiſchen Syſtem die 9te Ordnung der 21ſten Claſſe, und begreifen alle diejenigen Bäume, deren Blätter die Geſtalt der Nadeln haben und deren Frucht in einem holzartigen Zapfen beſteht, welcher unter jeder Schuppe zwei mit Flügeln verſehene Nüſſe oder Saamenkerne hat. Die männlichen Blumen, welche von den weiblichen getrennt jedoch auf Einem Stamme mit ihnen ſtehen, und gleich ihnen keine Krone haben, ſtehen in einem vierblättrigen Kelch, während das Käzchen, welches die weibliche Blüthe bildet, aus ſpitzigen Schuppen beſteht, deren jede zweiblumig iſt. Man kennt 30 Gattungen Nadelhölzer, welche wieder in vier Familien eingetheilt werden. Das unterſcheidende Kennzeichen der erſten iſt, daß die Nadeln in Büſcheln zuſammenſtehn (Lerchenbaum); bei der zweiten kommen 2 bis 5 Nadeln aus Einer Scheide (Kiefer); in der dritten ſtehen die weichen und breiten Nadeln einfach und kammartig auf zwei Seiten der Zweige (Tanne); in der vierten ſitzen die Nadeln, welche hier ſchmal und ſteif ſind, rund um die Zweige.

Nadeln. Vor Erfindung der Nadeln und noch jetzt bei uncultivirten Völkern mußten und müſſen Fiſchgräthen, zugeſpitzte Knöchelchen und Dornen die Stelle der Nadeln vertreten. Die Erfindung der Nadeln wurde bei den Alten ſo hoch geachtet, daß ſie gleich andern wichtigen Erfindungen einer Gottheit und zwar nach Hygin der Bellona zugeſchrieben wurde. Da die Babylonier und Phrygier ſchon den Luxus der geſtickten Kleider kannten, ſo müſſen auch bei ihnen die Nähnadeln im Gebrauch gewesen ſeyn. Schon um das Jahr 1370 findet man in Nürnberg Nadler, welche ſich bloß von dieſem Erwerbszweig nährten *). Lange Zeit hatten kleine hölzerne Stiftchen ſtatt der Stecknadeln dienen müſſen. Die erſten metallenen Stecknadeln wurden in England zuerſt um das Jahr 1543 gemacht.

Nadir, ein arabiſches Wort, bezeichnet in der Aſtronomie den Fußpunkt oder Ferſenpunkt, welcher ſich ergibt, wenn man von unſern Füßen uns in Gedanken eine gerade perpendiculäre Linie durch die Erdkugel hindurch in die entgegengeſetzte und von uns nicht geſehene Hemiſphäre des Himmels zieht. Dem Nadir iſt das Zenith oder der Scheitelpunkt entgegengeſetzt. Jeder Punkt auf der Erde hat alſo ſein eignes Nadir und Zenith. Das Wort Nadir findet ſeine Anwendung bloß in der Aſtronomie. Hingegen das Wort Zenith wird auch in metaphoriſcher Bedeutung in der Converſationsſprache gebraucht. (Siehe dieſen Artikel.)

Nadir Shah, ſ. Kuhlichan.

Nagelflühe, eine Art von Mengſteinen, welche aus Kieſeln von verſchiednen Farben beſtehn, und aus Jaspis oder verhärtetem Thon zuſammengeſetzt ſind, auch Nagelfels.

Näherrecht, iſt das Recht, wonach jemand bei dem Verkauf einer beweglichen oder unbeweglichen Sache ein näheres Recht auf den Kauf derſelben hat, ſie um eben den Preis, welchen ein Andrer dafür geboten, erhalten kann, und ſie auch dann, wenn der Andre ſchon den Kauf abgeſchloſſen hat, wieder zurücknehmen kann. Dieſes Näher- oder Vorkaufsrecht beruht entweder auf errichteten Vergleichen und heißt dann jus protimiseos conventionale, oder auf Geſetzen, jus protimiseos legale, oder auf Teſtamenten, jus protimiseos testamentarium. In ſehr vielen Fällen iſt in manchen Provinzen Deutſchlands das Näherrecht eins von den Hoheitsrechten des Landesherrn geworden. Dies iſt ſogar ſo weit gegangen, daß die Pächter von Kammergütern ſich bei dem Verkauf ihrer Naturalien und Erzeugniſſe das Vorkaufsrecht des Landesherrn haben gefallen laſſen müſſen. So haben die Bürger der Stapelſtädte das Näherrecht bei den durchpaſſirenden Waaren. So hat der Herr das Näherrecht in Anſehung der Dienſte, welche ſeine Unterthänigen andern vermiethen wollen. Zuweilen üben ſogar die Gerichtsherrn das Vorkaufsrecht über die Erzeugniſſe der zu ihrer Gerichtsbarkeit gehörigen Bauern aus. In dem Fall, wo das Näherrecht ſchon verletzt iſt, tritt es dadurch wieder in Wirkſamkeit, daß derjenige, der es beſitzt, die an einen dritten verkaufte Sache wieder zurücknehmen kann (jus retractus). Beruht dieſes Zurückfoderungsrecht auf dem Grund einer wahren Blutsverwandtſchaft, ſo

*) Die Nadler, welche ein geſchenktes Handwerk haben, müſſen in Nürnberg als Meiſterſtück in einer beſtimmten Zeit 3000 Nadeln mit viereckigen Oehren verfertigen.

heißt es das Erbfreundrecht oder die Erbloſung, und dieſe Art des Näherrechts iſt die gewöhnlichſte, und in ganz Deutſchland gebräuchlich. Wenn Miteigenthümer an einer Sache oder die Bürger einer Stadt ſich vor einem Dritten oder Fremden das Näherrecht beilegen, ſo nennt man dieſes vorzugsweiſe die Markloſung (jus retractus ex condominio seu incolatu). Wenn das Näherrecht von dem Beſitzer eines zinsbaren Hauptgutes ausgeübt wird, um einen davon getrennten Theil wieder damit zu vereinigen, ſo wird es das Geſpilde, Spaltungsrecht, Theilloſung oder Zinsloſung (jus congrui) genannt. Das Näherrecht kann auch durch ein Privilegium ertheilt werden. Überhaupt iſt die Art und Weiſe, wie dieſes Recht in Deutſchland ausgeübt wird, nach den verſchiednen Provinzen ſehr verſchieden. Die Beſtimmungen, unter welchen daſſelbe in den königlich preußiſchen Staaten gilt, finden ſich im allgemeinen Landrecht 1r Th. XX. Tit. 3ter Abſchnitt §. 568-657. Daß übrigens dieſes Näherrecht, welches auch der Vorkauf, der Näherkauf, der Einſtand, das Einſtandsrecht, und im Oberdeutſchen die Nähergeltung, das Nähergeltungsrecht, der Kaufzug, der Abtrieb, das Abtriebsrecht, das Vorgeld, das Zugrecht, die Löſung genannt wird, eins der verderblichſten Inſtitute ſey, ſpringt von ſelbſt in die Augen. Es gehört zu jenen in Deutſchland ſo zahlreichen Inſtituten, welche alles Emporkommen des Nationalreichthums hindern, indem ſie das Recht der vollkommnen Dispoſitionsfreiheit über das Eigenthum antaſten und beſchränken. Wie ſehr das Näherrecht die Gewißheit des Eigenthums ſtöre, durch den Reiz des zu hoffenden Gewinns die Habſucht der Retrahenten in Bewegung ſetze, iſt bekannt genug. Für die Advocaten iſt die Ewigkeit auch dieſes Rechts freilich zu wünſchen, indem es eine fruchtbare Mutter von Prozeſſen iſt. Einer der wenigen Vorzüge des Code civile français iſt auch dieſer, daß er das Näherrecht nicht anerkennt. Nur im 841ſten Artikel kommt etwas dem Näherrecht ähnliches vor, indem darin den theilenden Miterben das Recht zugeſprochen wird, einen jeden, welchem etwa einer der Miterben ſein Erbrecht abgetreten hat, durch Vergütung deſſen, was er dafür bezahlt hat, von der Theilung auszuſchließen.

Nahl (Johann Auguſt), ein zu ſeiner Zeit ſehr geſchätzter Bildhauer, wurde im Jahr 1710 zu Berlin geboren. Er bildete ſich daſelbſt unter dem berühmten Schlüter (ſiehe dieſen Artikel), Bildhauer und Director der Kunſtakademie zu Berlin. Nachdem er ſich auf einer Reiſe durch Frankreich und Italien weiter ausgebildet, und zu Straßburg einige Zeit aufgehalten hatte, kehrte er im Jahr 1741 nach Berlin zurück, wo man noch jetzt, ſo wie in Potsdam, Sansſouci und Charlottenburg, viele von ſeinen Arbeiten findet. Von 1746 an hielt er ſich 9 Jahre in der Schweiz, und zwar meiſtens zu Bern auf. Hier machte er ſich vorzüglich berühmt durch das Grabmahl des Schultheißen von Erlach in der Kirche Hindelbank, noch mehr aber durch das Denkmahl, welches er in derſelben Kirche der verſtorbenen Paſtorin zu Hindelbank errichtete, und welches von Haller und Wieland beſungen, ſo wie von unzähligen Reiſebeſchreibern geſchildert worden, von keinem Reiſenden aber unbeſucht gelaſſen werden darf, um ſo mehr, da die ſchlechte Beſchaffenheit des Steins, woraus es gearbeitet iſt, die allmählige Vernichtung deſſelben befürchten läßt. Im Jahr 1755 wurde er Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Caſſel, welche damals

unter Leitung des kunſtliebenden Landgrafen Friedrich blühte. Hier verfertigte er um das Jahr 1778 die Bildſäule des Landgrafen, welche mitten auf dem ſchönen Friedrichsplatz in Caſſel, dem Museo Fridericiano gegenüber, aufgeſtellt wurde, und daſelbſt einen vortrefflichen Effect machte. Nachdem der König von Weſtphalen das Muſeum in den Ständepallaſt verwandelt und dem Friedrichsplatz den Namen Ständeplatz gegeben hatte, wurde jene Statue des Landgrafen von dem Poſtament heruntergenommen, und in einen Stall neben der Poſt hingeworfen, wo ſie bei offnen Thüren von Pferden, Poſtknechten und Vorübergehenden verunreinigt und verſtümmelt wurde. Nahl erlebte indeſſen dieſes Schickſal ſeines Werks nicht, indem er ſchon im Jahr 1781 zu Caſſel ſtarb.

Nahrungsmittel, alle Producte des Naturreichs, die der Menſch zu ſeiner Ernährung gebrauchen kann, ſie mögen nun *roh* oder *zubereitet* genoſſen werden. (S. den Art. Ernährung.) Man nennt ſie auch Lebensmittel (ſ. d. Art.), indeſſen ſollte man doch den Unterſchied zwiſchen beiden Benennungen ſo beſtimmen, daß man unter der letztern alles das, was überhaupt das Leben zu erhalten dient, verſtände. Die Nahrungsmittel werden den Verdauungswerkzeugen übergeben, damit dieſe die nährenden Stoffe ausziehen, welche alsdann in das Blut übergehn, und ſowohl zum Erſatz der verlornen Theile als auch zur Ausbildung und zum Wachsthum des Körpers verbraucht werden. (Vergl. d. Art. Verdauung.) Man nennt die Nahrungsmittel *Speiſen*, wenn ſie in feſter, oder halb feſter Geſtalt, *Getränke*, wenn ſie in flüſſiger genommen werden; *roh*, wenn ſie ſo, wie die Natur ſie liefert, *zubereitet*, wenn ſie durch Kunſt verfertigt genoſſen werden. Sie ſind theils aus dem Pflanzenreiche, *vegetabiliſche*, theils aus dem Thierreiche, *animaliſche* Nahrungsmittel. Die vegetabiliſchen beſtehen entweder aus den Wurzeln, z. B. Rüben, Zuckerwurzeln, den an den Wurzeln ſich bildenden Knollen, z. B. Erdäpfel, Erdbirnen, oder aus den Stengeln, z. B. der Spargel, oder aus den Blättern, z. B. die verſchiednen Gemüſe, den Blüthen, z. B. der Blumenkohl, den unreifen Früchten, z. B. die Gurken, den reifen Früchten, deren eine unzählige Menge iſt, wo theils das die Samen umgebende Fleiſch, oder das ſäuerlich-ſüße Mark, theils die mehlichten oder ölichten Samen ſelbſt zur Nahrung dienen. Die animaliſchen Nahrungsmittel werden beinahe aus allen Thierclaſſen genommen, manche Thiere werden ganz, und von manchen werden nur beſondre Theile dazu gebraucht. Nach Gewohnheit und Herkommen, Clima und Bedürfniß, ſind auch die Nahrungsmittel bei verſchiednen Völkern ſehr verſchieden. Bei manchen Nationen ſind gewiſſe Nahrungsmittel ſehr gewöhnlich, die bei andern unter die ſeltenen gehören; bei manchen ſind Dinge ſehr beliebt, vor denen andre einen Abſcheu haben. Noth und Hunger machen manche Dinge zu Nahrungsmitteln, welche außerdem nicht dazu gebraucht werden, z. B. in lange belagerten Städten, auf Schiffen, welche länger zur See ſeyn müſſen, als ihre Nahrungsmittel berechnet waren, fangen ſie alle Mäuſe und Ratten zuſammen, um ſie zu eſſen. Das Hundefleiſch wird in China gewöhnlich gegeſſen; in verſchiednen Gegenden von Afrika gehört das Fleiſch der Schlangen, namentlich von der Klapperſchlange und Rieſenſchlange, unter die Nahrungsmittel. Auch die Heuſchrecken werden faſt überall in Afrika ver-

zehrt, ſo wie die Neger auf der Guineaküſte außer dieſen auch Eidechſen, Mäuſe, Ratten, Schlangen, Raupen und andre Inſecten und Gewürme gern verzehren. Von den Otomaken erzählt Humboldt, daß ſie eine Art von Letten oder Thonerde ſammeln, und ſie in der Regenzeit, ihrem Winter, verzehren. Von allen dieſen ungewöhnlichen Nahrungsmitteln kehren wir zu den, bei uns gewöhnlichen zurück. Die Nahrungsmittel, welche ihrem Zwecke entſprechen ſollen, müſſen nährende, d. h. ſolche Stoffe in ſich enthalten, welche, durch die Verdauung ausgezogen, in das Blut übergehn, aſſimilirt und zur Ernährung des Körpers verbraucht werden können (ſ. d. Art. Aſſimilation). Hiezu gehört, daß alles, was als Nahrungsmittel dienen ſoll, ſolche Theile in ſich enthalte, welche den thieriſchen Stoffen gleich kommen oder in ſelbige verwandelt werden können. Darin unterſcheiden ſich die Nahrungsmittel von den Arzneimitteln, daß letztere ihre eigenthümliche Qualität gegen den Organismus behaupten, ſich durch die Verdauungsorgane nicht überwältigen laſſen, nicht den thieriſchen Stoffen gleich werden, ſondern als frembartige Stoffe beſondre Organe oder Syſteme des Organismus aufregen. Alle die Dinge, welche als Nahrungsmittel dienen ſollen, müſſen demnach einen Antheil von den leicht aufzulöſenden Stoffen beſitzen, welche den allgemeinen Grundſtoffen des Körpers entſprechen, und ihre eigenthümlichen Qualitäten durch den Einfluß der Verdauungsorgane vernichten laſſen. Dieſe Stoffe in ihrer Einfachheit ſind Schleim, Gallerte, Kleber, Eiweißſtoff, Mehl-, Faſer- und Zuckerſtoff. Davon enthalten die Pflanzenſpeiſen am meiſten Schleim-, Zucker- und Mehlſtoff, welcher beſonders in Verbindung mit dem Pflanzenkleber, wodurch beide zur Gährung geſchickt und ſo zur Auflöſung und Verdauung vorbereitet werden, die Grundlage von ſehr nahrhaften Speiſen iſt. Die Obſtarten ſind bloß vermöge ihres Antheils an Zuckerſtoff nährend. In den animaliſchen Speiſen iſt beſonders die Gallerte reichlich enthalten. Die Nahrhaftigkeit der Speiſen richtet ſich alſo nach dem größern oder geringern Antheil von jenen Stoffen, und der Verbindung unter einander, welche ihre Auflöslichkeit befördern oder erſchweren. Verdauungsorgane, deren Kräfte noch ungeſchwächt ſind, zerlegen die Nahrungsmittel leichter in ihre einfachen Stoffe, und nehmen die abgeſonderten nahrhaften reichlicher auf, als ſolche, deren Energie ſchon herabgeſetzt iſt, welche folglich die eigne Natur der Nahrungsmittel nicht überwältigen, und deren chemiſche Entwicklung nicht beſchränken können. Die Beſtimmung, welche Nahrungsmittel geſund oder ungeſund ſeyn, bleibt daher immer relativ, und kann nur in Beziehung auf die Nahrhaftigkeit, auf die Auflöslichkeit der Nahrungsmittel und den Zuſtand der Verdauungskraft einer Perſon angegeben werden. Oft nennt man eine Speiſe oder ein Getränk geſund, weil es eine beſtimmte Wirkung auf den Körper äußert, und gerade dieſe Beſtimmung iſt falſch, denn alsdann wirkt daſſelbe nicht als Nahrungsmittel, ſondern als Medicament, und kann daher nur ſolchen Perſonen zuträglich ſeyn, deren körperliche Beſchaffenheit dieſem Medicament entſpricht. Die Auflöslichkeit eines einfachen Nahrungsmittels wird aber auch oft durch die künſtliche Zubereitung vermindert, und daher ein an ſich geſundes Mittel zu einem ſchwer verdaulichen und ungeſunden gemacht. Beſonders ſind hierin die ſchon für ſich zu fetten, oder mit vielem Fett zubereiteten Speiſen ungeſund, weil das Fett ſchwerer von dem Magenſaft aufgelöſ't und ver-

daut wird. Eben ſo macht der Zuſatz von zu vielem Gewürze ſonſt geſunde Nahrungsmittel ungeſund, weil die Gewürze gar keine ernährenden Stoffe ſind, ſondern ihre eigne Natur gegen die Verdauungskraft behaupten, und als beſondre Reize auf beſondre Theile des Organismus wirken. Den Gebrauch der Gewürze hat der Luxus und verwöhnte Geſchmack leckerhafter Menſchen eingeführt, da man nicht mehr um ſich zu ernähren, ſondern um den Gaumen zu kitzeln, aß, und die Eßluſt auch ohne das Bedürfniß aufzuregen ſuchte. Endlich iſt bei Beſtimmung der Geſundheit eines Nahrungsmittels noch die Rückſicht auf den Stand der Verdauungskraft nothwendig. Für einen ganz geſunden robuſten Menſchen iſt manche Speiſe noch leicht verdaulich und nahrhaft, die ein ſchwächlicher nicht gut verdauen und zur Ernährung benutzen kann. Im Allgemeinen kann man alſo nur ſagen, ein Nahrungsmittel ſey geſund, wenn es hinlänglich mit ernährenden Stoffen verſehen, leicht auflöslich und daher verdaulich und der Verdauungskraft des Menſchen angemeſſen ſey. Es iſt eine Pflicht der öffentlichen Polizei, darauf zu ſehen, daß alle Nahrungsmittel, welche zum Verkaufe gebracht werden, keine ſchädlichen Eigenſchaften haben. Beſonders iſt dies bei den allgemein nothwendigen Nahrungsmitteln der Fall, welche Volksbedürfniſſe ſind. Daher muß eine gute Polizei darüber wachen, daß das Getraide nicht verdorben, ſtockend und angelaufen, das Korn beſonders nicht mit dem ſogenannten Mutterkorn oder Kornzapfen, mit Schwindelhafer (der vorzüglich oft in der Gerſte ſich befindet) und dergleichen verunreinigt ſey. Das Mehl darf nicht mit fremdartigen Theilen, Sand, Gyps u. dergl., verfälſcht ſeyn. Das Brot muß gut geſäuert und völlig ausgebacken, nicht mit Alaun, um es weiß zu machen, und mit Jalappenpulver, um die ſtopfende Eigenſchaft wieder aufzuheben, verſetzt ſeyn. Unter den Gemüſen dürfen keine giftigen ſeyn, z. B. Schierling anſtatt der Peterſilie, Schierlingswurzeln anſtatt der Paſtinakwurzeln, giftige Schwämme unter den eßbaren. Beim Verkauf des Obſtes muß darauf geſehen werden, daß es gehörig reif und nicht zu bald eingeſammelt worden ſey, wie z. B. häufig mit den Heidel-, Preißelsbeeren, Erdbeeren, Pflaumen u. m. a. geſchieht. In Anſehung der Fleiſchnahrung muß die Polizei darauf ſehen, daß kein krankes Vieh geſchlachtet werde, daher jedes Stück von eigens dazu beſtellten Fleiſchbeſchauern erſt unterſucht werden ſollte, ehe es geſchlachtet werden darf. Auch den Förſtern ſollte es durchaus verboten ſeyn, das ſogenannte Fallwildpret, das oft ſchon in Fäulniß übergegangen, und der Geſundheit höchſt nachtheilig iſt, aus Gewinnſucht noch verkaufen zu laſſen. Auch auf den Verkauf der Fiſche muß die Polizei Acht haben, damit todte Fiſche und Krebſe, kranke, eingeſalzene und verdorbene Fiſche, ſolche, die durch betäubende Mittel gefangen worden ſind, u. ſ. w. nicht verkauft werden. Die Nahrungsmittel haben beſtimmten und wichtigen Einfluß auf die Geſundheit, das Leben, ſelbſt auf den Charakter des Menſchen. Er iſt ſeiner phyſiſchen Anlage ſowohl zur vegetabiliſchen als animaliſchen Nahrung angewieſen. Indeſſen lehrt ſowohl Theorie als die Erfahrung, daß animaliſche Koſt die feſten Theile des Blutes, den Faſerſtoff und daher die Energie des Muskelſyſtems ſchneller vermehrt, zu entzündlichen fauligen ſcorbutiſchen Krankheiten geneigt macht, und ſelbſt zu einer merklichen Rohheit und Heftigkeit des Charakters den Grund legt; dagegen Pflanzennahrung ein leichteres, flüſſigeres Blut erzeugt, aber ſchwächere Muskelfaſern bildet, zu Krankheiten von Erſchlaffung und Schwäche geneigt macht,

und ſelbſt zu Sanftheit und Gelaſſenheit im Charakter Anlaß gibt. Nordiſche Nationen ſind meiſtens mehr zu Fleiſchnahrung, ſüdliche mehr zu Pflanzenkoſt geneigt. Die ſüdlichen und morgenländiſchen Nationen ſind überhaupt, wenigſtens im natürlichen, durch übercultur noch nicht verderbten Zuſtande, zu mäßigerm und einfacherm Genuß der Nahrungsmittel geneigt. H.

Najaden, Najades oder Naiides (aus dem Griechiſchen von νάω, ich fließe), eine Gattung von Nymphen (ſiehe dieſen Artikel), welche die Schutzgöttinnen oder Bewohnerinnen der Quellen und kleinern Landgewäſſer waren. Die Begriffe und Sagen, die man von den Najaden hat, gleichen in manchen Punkten denen, die in Hinſicht unſrer ſogenannten Waſſernixen herrſchen, beſonders darin, daß beide zuweilen einen ſchönen Gegenſtand (ſo die Najaden den Hylas, den Lieblingsknaben des Hercules) entführen.

Naiv, Naivetät. Dieſes Wort, welches Gellert zuerſt aus dem Franzöſiſchen (naïf, naiveté) uns zugebracht hat, iſt lateiniſchen Urſprungs, von nativus (angeboren, natürlich), im Mittelalter naivus. Viele haben es erklärt für den höchſten Grad des Natürlichen im Ausdrucke der Gedanken und Empfindungen; allein wenn es nur dieſe Bedeutung hätte, wie käme es denn, daß es in keiner neuern Sprache durch ein andres erſchöpfendes Wort erſetzt werden konnte? Der Begriff, der mit dieſem Worte bezeichnet wird, iſt viel zuſammengeſetzter, und dieſe Zuſammenſetzung ſelbſt veranlaßt einige Nebenbedeutungen, die außerdem gar nicht füglich vorhanden ſeyn könnten. Die weſentlichen Beſtandtheile der Begriffe, welche durch das Wort Naivetät ausgedrückt werden, ſind: natürliche, ungekünſtelte Empfindungen und Gedanken einer argloſen, unverſtellten und anſpruchloſen Seele, geäußert ohne Rückſicht auf das, was durch übereinkunft für ſchicklich oder unſchicklich gehalten wird, durch Ausdrücke, welche mehr zu erkennen geben, als die ausdrückende Perſon ſelbſt dabei gedacht hat. Wollen wir nun die Erklärung des Naiven ganz kurz faſſen, ſo werden wir wenigſtens ſagen müſſen, es ſey das Natürliche im Gegenſatz des Künſtlichen (bloß durch übereinkunft Geltenden). Daraus ergibt ſich denn, daß das Naive nur aus einem beſondern Standpunkt als ſolches erſcheint, und daß es der am künſtlichſten gebildete (oder verbildete) Beobachter am leichteſten bemerkt, weil ihm der Contraſt am fühlbarſten iſt; dem Naiven ſelbſt iſt ſeine Naivetät Natur. Aus dem Verhältniß des naiv Handelnden oder Redenden zu dem künſtlich gebildeten Beobachter erklären ſich alle Eigenſchaften, die man mit dem Ausdruck des Naiven und der Naivetät zu bezeichnen gewohnt iſt. 1. Der künſtlich gebildete Menſch iſt dem Naiven an Verſtand und Welterfahrung überlegen, wie ein Mann dem Kinde. Dieſe Verſtandesüberlegenheit iſt die Urſache, warum ihm die Äußerungen der Naivetät, die den Stempel der natürlichen Einfalt an ſich tragen, als Einfältigkeit erſcheinen. Aus derſelben Urſache müſſen ſie ihm als lächerlich erſcheinen, zumal wenn ſie als Abweichungen von der Verſtandesregel ihn bei Perſonen überraſchen, bei denen er eine Kenntniß und Beachtung derſelben vorausſetzen zu müſſen geglaubt hatte. Deßwegen aber iſt das Naive keineswegs lächerlich an ſich, und man kann es nur unter Einſchränkungen, nur eine Art deſſelben, die doch vielmehr eine Abart heißen ſollte, als eine Art des Lächerlichen nennen. Iſt aber der künſtlich gebildete Menſch dem Naiven an Verſtand und Welterfahrung überlegen, ſo ſteht hingegen 2. der Naive eben ſo hoch an Ge-

ſinnung und Empfindung über dem künſtlich Gebildeten, denn Unſchuld der Sitten und Begierden, Offenheit und Treuherzigkeit, reines Mitgefühl, hat er voraus, wie das Kind vor dem Manne. Schien er in Hinſicht des Verſtandes kindiſch, ſo erſcheint er in Hinſicht des Gemüths kindlich, und hat etwas unausſprechlich Anziehendes, aber zugleich auch Rührendes. Wie ferner Nachhall verſchwundener Kinderjahre tönt uns ſeine Stimme, denn was er iſt, das waren auch wir einſt, und ſind es nicht mehr, durch Schuld und Unglück. Die Unbefangenheit eines unſchuldigen, argloſen und reinen Herzens öffnet uns einen Blick in das verlorne Paradies, und der Contraſt deſſelben mit unſerer Beſchaffenheit und Lage, die uns mit Zurückhaltung, Verſtellung, Falſchheit, Verſchlagenheit, Argliſt und Lüge in gefährlichen Kampf geſtellt haben, iſt die Quelle jener Rührung. „Das Naive," ſagt Schiller, „verbindet die kindliche Einfalt mit der kindiſchen; durch die letztere gibt es dem Verſtand eine Blöße, und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unſre theoretiſche Überlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Urſach haben zu glauben, daß die kindiſche Einfalt zugleich eine kindliche ſey, daß folglich nicht Unverſtand, nicht Unvermögen, ſondern eine höhere practiſche Stärke, ein Herz voll Unſchuld und Wahrheit, die Quelle davon ſey, welches die Hülfe der Kunſt aus innrer Größe verſchmähte, ſo iſt jener Triumph des Verſtandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenſtand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns ſelbſt werfen, uns zu beklagen, daß wir demſelben nicht ähnlich ſind. So entſteht die ganz eigne Erſcheinung eines Gefühls, in welchem frölicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zuſammenfließen." Indeß bringt das Naive doch nicht überall dieſe gemiſchte Empfindung hervor, denn in den Fällen, wo es unſre Ehrfurcht, unſre Bewunderung in Anſpruch nimmt, da hat es alle Wirkung des Erhabenen, mit welchem es dann auch in Wahrheit verwandt iſt. Faſſen wir alle dieſe Umſtände genau ins Auge, ſo erkennen wir, daß zur Naivetät gehöre Unwiſſenheit des Welttons bei geſundem Menſchenverſtand, und eine gewiſſe treuherzige Zuverſicht auf die Güte der Menſchen, weil ein gutes wohlwollendes Herz ſeine urſprüngliche Einfalt bewahrte. Dieſe Eigenſchaften ſind aber theils nicht jedesmal alle vereinigt, theils erſcheinen ſie dem Beobachter nicht immer in demſelben Lichte, und daher kommen mehrere Nebenvorſtellungen, die man häufig, wiewohl nicht eben richtig, mit dem Naiven zu verbinden pflegt. Man findet entweder nur ein Naives des Verſtandes, oder nur ein Naives des Herzens; jenes und dieſes ſcheint ſeine Natur zu verändern, wenn der künſtlich gebildete Beobachter ihm ſeine Anſichten, ſeine Überzeugungen, ſeine Erfahrungen unterlegt, oder den Naiven und das Naive nach ihnen beurtheilt. So tritt z. B. bei dem Naiven des Verſtandes der ſonderbare Fall ein, daß man bald die Dummheit und Albernheit, bald einen gewiſſen Witz für Naivetät erklärt, und daß die naive Dummheit und Albernheit ſelbſt in gewiſſem Betracht als witzig erſcheint, und man Naivetät beinahe als Witz des Dummen erklären könnte. Dies iſt namentlich der Fall bei allen ſolchen Äußerungen, wo ſich jemand bloß gibt, wider Wiſſen und Willen lediglich aus Mangel an Beſinnung, bei entwiſchten Unüberlegtheiten, die man jedoch nur ſehr

uneigentlich als Naivetäten bezeichnen kann. Z. B. in dem Sinngedicht von J. B. Rouſſeau:

> Huissiers! qu'on fasse silence!
> Dit, en tenant audience,
> Un président de Baugé;
> C'est un bruit à tête fendre!
> Nous avons déjà jugé
> Dix causes sans les entendre.

Mit nicht größerm Rechte hat man gewiſſe unanſtändige Zweideutigkeiten für Naivetäten erklärt; was kann die Unſchuld dafür, daß der Verdorbene ihre reinen Äußerungen unrein deutet? In dieſer Deutung, dieſer Unterlegung liegt es aber überhaupt, daß die Äußerungen des Naiven mehr zu erkennen geben, als der Naive ſelbſt dabei gedacht hat, und es wäre ſonderbar zu glauben, daß keine Äußerung naiv ſeyn könne, die nicht einen verborgnen Sinn enthalte, oder gar eine epigrammatiſche Pointe habe. Wie aber, hat denn jede Naivetät ihre Quelle in der Unſchuld und Reinheit eines Herzens, welches ſich bewußt iſt, daß es nichts zu verhehlen brauche? Entwiſcht nicht auch bisweilen, aus Mangel an Überlegung, in der Verblendung einer nichtswürdigen Leidenſchaft, einem Menſchen ein Ausdruck, der, ihm ſelbſt unbemerkt, eine Geſinnung offenbart, die ſo niedrig iſt, daß er das größte Intereſſe gehabt hätte, ſie zu verbergen? Man erzählt folgenden Fall. Ein franzöſiſcher Kunſtrichter hatte das Gedicht eines ihm unbekannten Verfaſſers gelobt; jetzt hört er, la Motte, ſein Feind, ſey der Verfaſſer, und ruft aus: „Das hätte ich eher wiſſen ſollen!" Iſt dies nicht eine wahrhaft niederträchtige Naivetät? — Es wäre hier ſo ziemlich derſelbe Fall mit dem Naiven des Herzens, wie er es vorhin mit dem Naiven des Verſtandes war; allein wir müſſen auch hier ſagen, daß nicht jede Unüberlegtheit eine Naivetät iſt, obſchon jede Naivetät in den Augen des künſtlich gebildeten Beobachters den Schein der Unüberlegtheit haben wird. Hier haben Einige eine Naivetät genannt, was von Seiten des Verſtandes eine wahre Dummheit und von Seiten des Herzens ein roher Ausbruch des Affects iſt, worin das Natürliche uns nicht gefallen kann, weil es uns mit Abſcheu gegen den moraliſchen Charakter der Perſon erfüllt. Es iſt eine Aufrichtigkeit hier, aber dieſe unwillkürliche Aufrichtigkeit hat ihre Quelle nicht in der ſchönen Einfalt des Herzens, und wir fühlen uns nicht angezogen, ſondern abgeſtoßen; es iſt ein Sieg der Natur und Wahrheit hier über Kunſt und Verſtellung, aber dieſe Natur iſt verdorben, und die Wahrheit darum empörend. Wollte vielleicht jemand in dieſem Fall an Schiller appelliren, ſo zweifeln wir doch, daß er den Prozeß gewinnen würde. Bekanntlich hat Schiller zwei Arten des Naiven unterſchieden. „Zum Naiven", ſagt er, „wird erfodert, daß die Natur über die Kunſt den Sieg davon trage, es geſchehe dies nun wider Wiſſen und Willen der Perſon, oder mit völligem Bewußtſeyn derſelben. Im erſten Fall iſt es das Naive der Überraſchung und beluſtigt; in dem andern iſt es das Naive der Geſinnung und rührt." Jenes Naive würde demnach ein Naives der Überraſchung ſeyn, aber — beluſtigt es? Wer auch nur dieſem kleinen Fingerzeige weiter nachgehen will, der wird finden, daß alles Naive der Überraſchung ein Naives des Verſtandes ſeyn müſſe, denn nur als ſolches kann es beluſtigen oder aus einem andern Geſichtspunkt als lächerlich erſcheinen. Ein Naives der Geſinnung, das zugleich ein Naives der

Überraſchung wäre, iſt, nach Schiller ſelbſt, im Widerſpruch, indem etwas nicht zugleich wider Wiſſen und Willen und mit völligem Bewußtſeyn geäußert werden kann. Es dürfte daher wohl bei der oben gegebenen Erklärung bleiben, und Schillers Erklärungen werden einige Modificationen erhalten müſſen. dd.

Näke (Guſtav Heinrich), geboren zu Dresden im Jahr 1786, Sohn des daſigen Hofraths und Oberamtmanns. Sein ſchon frühzeitig offenbartes Talent zur Kunſt bildete er auf der dortigen Mahlerakademie, die er von dem Jahre 1802 an beſuchte, und ſpäterhin unter beſondrer Leitung des würdigen Profeſſors Graſſi aus. Schon in ſeinem 20ſten Jahre erhielt ein öffentlich ausgeſtelltes Gemählde, „Amor, der dem Jupiter den Donnerkeil raubt," vielen Beifall; und im Jahr 1808 wurde dieſer ihm ungetheilt gezollt, als er mit einem „Beſuch der Eliſabeth bei Maria" hervortrat. Die Einfachheit der Darſtellung, die beſondre Anmuth, Gemüthlichkeit und Lieblichkeit, welche dieſes Gemählde umſchweben, wirken auf alle Beſchauer gleich mächtig, ungeachtet noch dieſe und jene Mängel daran zu finden waren. Es iſt dieſes Bild durch einen zwar kleinen aber netten Kupferſtich in dem Taſchenbuch: Urania für 1810, bekannt. In dem darauf folgenden Jahre ſtellte der junge Künſtler ein zweites Gemählde, welches denſelben Gegenſtand unter bedeutenden Veränderungen behandelte, aus, und bewährte durch die Fortſchritte, welche man im Vergleich ſeiner frühern Arbeit darin fand, die gemachten Hoffnungen. Nach einer mehrjährigen Pauſe erſchien endlich das Gemählde, welches ſeinen Beruf zur Kunſt vollends bewährte, und ſeinen Ruf begründete: „Fauſt und Gretchen," nach Göthe's Dichtung. Alle, welche die Kunſtausſtellung im Jahr 1811 beſuchten, Kenner ſowohl als Nichtkenner, waren von dem edlen Charakter, der Wahrheit und Einfachheit der Darſtellung, dem tiefen Gefühl, welches überall hervorleuchtete, der Anmuth des Colorits, der ganzen ſeelenvollen und fleißigen Behandlung, überraſcht und entzückt. Keines von allen gleichzeitig ausgeſtellten Bildern, es mochte noch ſo kunſtgerecht ſeyn, konnte die Beſchauer ſo oft und ſo anhaltend beſchäftigen, als dieſes. Gleichen Beifall fand es auf der Kunſtausſtellung zu Weimar im Jahr 1812, ja ſelbſt der Dichter des Fauſt hat ihm dieſen Zoll nicht verſagt. Es iſt dieſes Bild ebenfalls in der „Urania für 1815" in Kupfer geſtochen zu finden, deßgleichen auch eine von unſerm Näke gezeichnete andre Scene aus dem Fauſt. An einem Ölgemählde, welches dieſen letztern Gegenſtand, jedoch mit mehrern Veränderungen, darſtellt, arbeitet gegenwärtig der junge Künſtler: und es muß dieſes Gemählde, der Anlage nach zu urtheilen, noch weit vollkommner werden als das erſte. Auch als Mitarbeiter an dem beckerſchen Auguſteum, zu welchem er eine Menge Zeichnungen nach den beſten Antiken lieferte, hat ſich Näke in der Kunſtwelt bekannt gemacht.

Namur, vormals die Hauptſtadt der Grafſchaft Namur, einer der ſiebzehn Provinzen der Niederlande, welche, größtentheils Öſterreich unterwürfig, durch den lüneviller Frieden mit an Frankreich abgetreten wurde; ſeitdem die Hauptſtadt des aus der Grafſchaft Namur und einem weſtlichen Stücke von Luxemburg gebildeten Departements der Sambre und Meuſe, jetzt wieder gehörig zu den der Herrſchaft des Hauſes Oranien unterworfenen Niederlanden. Namur liegt am Einfluſſe der Sambre in die Maas, iſt befeſtigt,

und gehört zu den größern und reichern Handelsſtädten der Niederlande. Die Zahl der Einwohner hat im Laufe des vorigen Jahrhunderts bedeutend abgenommen, und man zählt deren jetzt nur noch 15- bis 16,000. Es iſt der Sitz eines Bisthums, welches unter dem Erzbiſchof von Mecheln ſteht. Vom Jahre 1715 bis 1782 gehörte Namur zu den ſogenannten Barriereplätzen. Die Stadt iſt in den Kriegen zwiſchen Frankreich, Deutſchland und Holland verſchiedene Male belagert und eingenommen worden. In Hinſicht des Handels iſt ſie vorzüglich durch ihre Meſſerfabriken ausgezeichnet.

Nancy, vormals die Haupt- und Reſidenzſtadt der Herzoge von Lothringen, jetzt die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Meurthe, enthält 6000 Häuſer und über 28,000 Einwohner. Die Altſtadt iſt ſchon im Jahre 1070, und die Neuſtadt 1591 zu bauen angefangen worden. Die ſchon von Natur ſchöne Lage der Stadt zur Linken der Meurthe in einer angenehmen Ebene wird noch durch die Schönheit der Gebäude ſelbſt erhöht, die ſie vorzüglich dem König Stanislaus (dem Schwiegervater Ludwigs XV.), welcher hier ſeine Reſidenz hatte, zu verdanken hat. Unter den öffentlichen Plätzen iſt vorzüglich la Place d'Alliance zu bemerken, welcher von zwei Säulen den Namen, die zum Andenken der berühmten Allianz zwiſchen Frankreich und Öſterreich von 1756 errichtet wurden. Der Handel von Nancy erſtreckt ſich hauptſächlich auf Wein und Getraide. Am bekannteſten ſind indeſſen die Lichter von Nancy, welche wegen ihrer vorzüglichen Güte bis nach Rußland verſendet werden.

Nangaſaki oder Nagaſacki, eine Stadt in Japan auf der Inſel Kiusju, welche auf dem Fluſſe Nangaſaki liegt, mit einem Hafen und der von Chineſern und deren nächſten Nachbarn bewohnten Vorſtadt Jakujin. Da kein Fremder ſich in der Stadt ſelbſt aufhalten darf, ſo haben die Holländer, welche ehemals in dieſen Gegenden viel Handel trieben, ſich ebenfalls veranlaßt geſehn, einen eignen Wohnort auf der Inſel Deſima anzulegen, welcher 236 Schritt lang und 32 Schritt breit iſt, und durch eine ſteinerne Brücke mit Nangaſaki verbunden wird. Nangaſaki ſelbſt liegt auf einem unebnen Boden und hat enge und krumme Straßen.

Nänie, von Nänia, oder welches weniger richtig iſt, Nenia, bedeutet 1. den Trauer- und Klaggeſang, welcher im Alterthum bei dem Begräbniſſe der Verſtorbenen geſungen wurde, und hat ſeinen Namen von dem Klageruf Ναι, Ναι. Gewöhnlich wurden dieſe Leichengeſänge von Weibern geſungen, welche dazu gedungen waren, und ſie ſelbſt verfertigt hatten. Da dieſe Lieder meiſtens keinen großen Werth hatten, ſo wurde das Wort Nänie oft für jedes ungereimte Lied von Ammen und Kindern u. dergl. gebraucht; 2. bedeutet Nänie die Klagegöttin, welche beim Begräbniß der Greiſe angerufen wurde, und deren Capelle außerhalb Rom vor dem viminaliſchen Thore ſtand.

Nanking, oder Kiangning-fou, die Hauptſtadt der chineſiſchen Provinz Kiangnan, am Ausfluſſe des Hoang, war die alte Reſidenz der chineſiſchen Kaiſer, ehe Peking dazu erwählt wurde. Ungeachtet ein Drittheil der Stadt in Ruinen liegt, ſo ſoll ſie doch noch eine Million Einwohner enthalten. Die Einwohner ſind mit den feinern Künſten des Luxus bekannt, und zeichnen ſich durch ihre Sitten und Cultur aus. In der Nähe der Stadt befindet ſich auch

der ſogenannte Porzellanthurm, welcher von Backſteinen, mit Porzellan ausgelegt, erbaut, achteckig, neun Stockwerke hoch und von außen mit Schellen behangen iſt *).

Nantes, eine anſehnliche Stadt von 13,000 Häuſern und 74-75,000 Einwohnern, liegt am rechten Ufer der Loire, ungefähr 15 Lieues von der Mündung derſelben. Sie iſt die Hauptſtadt des Departements de la Loire inferieure und gehört zur haute Bretagne. Sie trieb von jeher einen ſtarken Handel. Die größten Schiffe können zur Mündung der Loire hereinkommen, und gehen bis Paimboeuf, wo die Waren abgeladen und auf kleinern Schiffen zu dem nicht weit davon entlegenen Nantes gebracht werden. Der Handel wird von hier vorzüglich ſtark nach Spanien, Weſtindien und Afrika getrieben. Zucker, der hier nochmals raffinirt wird, und deſſen Verladung allein 150 Schiffe der Stadt ſelbſt beſchäftigt, macht einen Hauptartikel dieſes Handels aus. In der Geſchichte iſt dieſe Stadt vorzüglich wegen des Edicts von Nantes berühmt, durch welches König Heinrich IV. im Jahr 1598 den Reformirten des Königreichs die freie Ausübung ihrer Religion geſtattete, welches Edict aber von Ludwig XIV. im Jahre 1685 widerrufen wurde. In der Zeit der Revolution hat dieſe Stadt theils durch den bis unter ihren Thoren geführten Krieg der Vendée, theils durch die grauſamen Executionen des berüchtigten Carrier, theils durch die völlige Unterbrechung des Handels ſehr gelitten. Eine beſondre künſtleriſche Merkwürdigkeit von Nantes ſind die mit den 56 Wunderwerken Chriſti bemahlten Fenſterſcheiben der Kirche zu St. Nicolas, die von Liebhabern und Kennern der Glasmahlerei ſehr geſchätzt werden.

Naphtha, auch Bergbalſam genannt, iſt die feinſte Art des Bergöls, welches an durchdringender Feinheit beinahe dem Weingeiſte gleich kommt, und wegen ſeiner Leichtigkeit ſelbſt auf geiſtigen Flüſſigkeiten ſchwimmt. Vorzüglich zeichnet ſie ſich durch die anziehende Kraft aus, die ſie gegen das Feuer zeigt, wodurch ſie ſich entzündet. Dieſe Eigenſchaft der Naphtha iſt von jeher häufig zu Feuerkünſten und Taſchenſpielereien benutzt worden. Sie verdünſtet ſchnell, riecht ſtark und durchdringend, iſt vollkommen durchſichtig, und hat gewöhnlich eine gelbliche Farbe. Die weiße Naphtha iſt die ſeltenſte und vorzüglichſte, und ſcheint in ihrer beſten Güte ein eigenthümliches Product von Aſien zu ſeyn, wo ſie in Perſien und auf einer Inſel des caspiſchen Meers, deren Namen Kämpfer Hanway, und andre Reiſende verſchieden angeben, gefunden wird. Die gewöhnliche Naphtha findet man auch in vielen Gegenden des ſüdlichen Europa, z. B. Italien (bei Modena) und Frankreich (beſonders Elſaß und Lothringen), wo ſie, wie andres Bergöl, aus Felſenritzen quillt. Die Chemiker nennen auch den Vitrioläther Naphtha, und andre verwechſeln dieſes Wort mit der mineraliſchen Mumie (einer ſeltnen Art des Erdpechs oder Aſphalts), welche in Perſien gefunden, und hier oft mit Gold aufgewogen, ja ſogar demſelben vorgezogen wird.

*) Bei Gelegenheit dieſes Artikels muß auch noch bemerkt werden, daß das ſo lange geſuchte Verfahren, die Nanquins zu färben, zuerſt von Herrn Nanquin, dem irländiſchen Reſidenten zu Bridge-Town auf der Inſel Barbados, entdeckt worden iſt, der in dieſer Kunſt den Chineſern beinahe gleich gekommen iſt.

Napier oder **Naper** (Johann), war der älteſte Sohn des Barons Archibald von Marchiſton in Schottland, und wurde im Jahr 1550 geboren. Nachdem er von ſeinem Vater eine ſorgfältige Erziehung erhalten, und auf der Univerſität St. Andrews ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte, machte er eine große Reiſe durch Frankreich, Italien und Deutſchland. Weit entfernt, nach ſeiner Rückkehr die Bahn des Ehrgeizes in der öffentlichen Verwaltung zu betreten, wozu ihn ſein Talent und ſeine Kenntniſſe eben ſo ſehr berechtigten, als ihn ſein Rang dazu einlud, überließ er ſich ganz der gelehrten Muße, deren Früchte die Welt in den mannichfaltigen Entdeckungen erkennt, die er machte. Mathematik war ſein Hauptſtudium, und nächſt dieſem machte die Bibel einen vorzüglichen Gegenſtand ſeiner Forſchungen aus, in denen er freilich bei der beſchränkten Denkungsart des damaligen Zeitalters und der Kindheit der damaligen Exegeſe (Erklärungskunſt) keine für die Nachwelt intereſſanten Reſultate liefern konnte. Die Entdeckung der Logarithmen in der Trigonometrie, welche von ſo großem Einfluß auf die Aſtronomie, Schifffahrt und practiſche Geometrie geweſen iſt, hat ihn am meiſten berühmt gemacht *) (ſ. Trigonometrie). Auch diejenigen, welche nicht in das Innere der mathematiſchen Wiſſenſchaften eingedrungen ſind, kennen Napier wenigſtens als den Erfinder der naperſchen Stäbchen, auf deren jeder Seite ein Stück vom Einmaleins ſteht, wodurch man auf eine leichte Art multipliciren, dividiren und die Wurzeln ausziehen kann **). Wie angeſehn Napier ſchon bei ſeinen Lebzeiten im Auslande war, und wie ſehr ihn Männer von ähnlichem Geiſt und Kenntniſſen zu ſchätzen wußten, kann man daraus ſehen, daß der große Aſtronom Kepler ihm ſeine Ephemerides dedicirte. Napier ſtarb auf ſeiner Baronie zu Marchiſton im Jahre 1617.

Napoleon Bonaparte, ſ. d. Art. am Schluß dieſes Bandes.

Napper Tandy (James), ſuchte die franzöſiſchen Revolutionsgrundſätze in Irland, ſeinem Vaterlande, zu verbreiten. Im Jahre 1791 machte er eine Declaration im Namen des irländiſchen Volks über die in der Regierung zu machenden Verbeſſerungen bekannt. Der Geiſt des Mißvergnügens und der Neuerung, der ihn beſeelte, verſchaffte ihm, ungeachtet er Proteſtant war, die Stelle eines Secretärs einer Aſſociation von Römiſchcatholiſchen in Dublin, die gleich andern Geſellſchaften dieſer Art in Irland daran arbeitete, den Bekennern der catholiſchen Religion den Genuß ihrer vollen Bürgerrechte zu verſchaffen. Da er auf dieſe Weiſe der Regierung bald verdächtig wurde, und ſich verfolgt zu ſehen erwarten mußte, ſo flüchtete er ſich nach Frankreich, ſtiftete in Paris einen Clubb von unzufriednen, verbannten oder geflüchteten Irländern, und entwarf, vom franzöſiſchen Directorium begünſtigt, den Plan zu einer Landung in Irland. Dieſe Idee wurde ausgeführt. Ein Corps franzöſiſcher Truppen landete mit jenen verbannten Irlän-

*) Der Titel des Hauptbuchs, worin Napier ſeine Lehre von den Logarithmen aus einander geſetzt hat, iſt: Mirifici Logarithmorum canonis constructio etc., wovon ſeit der erſten vorzüglichen Hauptausgabe von 1619 noch viele andre Ausgaben erſchienen ſind.

**) Napier legte dieſe Erfindung nieder in dem Werke: Rabdologia seu numerationis per virgulas libri duo 1617.

dern im Auguſt 1798 wirklich an der weſtlichen Küſte von Done Gale. Allein die Proclamation, welche Napper Tandy hier an das irländiſche Volk erließ, hatte die erwartete Wirkung nicht. Er war genöthigt, auf einer franzöſiſchen Brigg zu flüchten, und kam nach Hamburg, um von da nach Frankreich zu gehen. Allein in dieſer Stadt wurde er mit ſeinem Bruder O=Connor auf Requiſition des dortigen engliſchen Geſandten Crawford arretirt, da das irländiſche Parlament beide ausdrücklich von der Amneſtie, welche es den Rebellen zugeſtanden, ausgenommen hatte. Ungeachtet der lebhafteſten Gegenvorſtellungen und ſelbſt Drohungen des franzöſiſchen Directoriums, wurde Napper Tandy vom Senate zu Hamburg den Engländern ausgeliefert, nach Irland gebracht, im Monat Mai 1800 daſelbſt vor Gericht geſtellt, und zum Tode verdammt, welcher Urtheilsſpruch jedoch nicht vollzogen wurde. Endlich äußerten die Reclamationen der franzöſiſchen Regierung zu ſeinem Beſten ihre Wirkung, und Napper Tandy wurde auf ein Schreiben des Bürgers (nachherigen Grafen) Otto an den Staatsſecretär Hawkesbury in Freiheit geſetzt. Im März 1802 kam er in Bordeaux an, wo er auch den 24ſten Auguſt 1803 in einem Alter von 66 Jahren geſtorben iſt.

Narbonne (Louis), aus dem Geſchlechte der alten Grafen von Narbonne, deren Stammtafel bis in das zehnte Jahrhundert hinauf verfolgt werden kann, war unter Ludwig XVI. Kriegsminiſter. Als die Revolution ausbrach, ſchlug er ſich auf die Seite der Gemäßigten, welche eine conſtitutionelle Monarchie wollten. Im Jahr 1791 machte er als Kriegsminiſter in Geſellſchaft der Frau von Staël eine militäriſche Inſpectionsreiſe an die Gränzfeſtungen vom Rhein und die feſten Küſtenplätze an der See, von der er der Nationalverſammlung nur einen ſehr unvollſtändigen Bericht abſtattete. In ſeinem Miniſterium erhielt er ſich trotz aller Anfechtungen, die er erfahren mußte, durch die Unterſtützung ſeiner Freunde, und beſonders des Abbé Fauchet, bis im März 1792, wo er ſich mit dem Bertrand de Moleville, dem Miniſter der Marine (der ſpäter in England ſehr intereſſante Mémoires über die franzöſiſche Revolution herausgegeben hat), entzweite, und vom König, der den Herrn Bertrand de Moleville ſehr ſchätzte, entlaſſen wurde. Ein gerichtlicher Angriff, den man auf ihn machte, war fruchtlos, und er erhielt bei ſeinem Abgange vom Miniſterium die Erklärung der Nationalverſammlung, daß er das Bedauern der Nation mit ſich nehme. Nach einer kurzen Dienſtzeit bei der damals errichteten Armee des Centrums kam er nach Paris zurück, wo er einer gegen das Finanzielle ſeiner frühern Miniſterialverwaltung gerichteten Anklage aufs neue glücklich entging, jedoch, um ähnlichen Stürmen auszuweichen, nach London flüchtete, wo er, während Ludwigs XVI. Prozeß in Paris verhandelt wurde, eine Rechtfertigungsſchrift dieſes Monarchen herausgab. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in der Schweiz kehrte er in Folge der Revolution des 18ten Brumaire, gleich einer Menge andrer Emigranten, nach Frankreich zurück. Im Jahre 1802 wurde er Diviſionsgeneral, im Jahre 1809 auf kurze Zeit Commandant der Feſtung Raab, nach Beendigung des Kriegs von 1809 franzöſiſcher Geſandter in München, und im Jahre 1812 an die Stelle des Grafen Otto franzöſiſcher Ambaſſadeur in Wien. Er machte den Feldzug nach Rußland mit,

und ſtarb bald nach der leipziger Schlacht als Commandant von Torgau in Folge eines Sturzes mit dem Pferde *).

Narciſſus, ein ſchöner Jüngling, der ſich in ſich ſelbſt verliebte und in die Blume verwandelt wurde, die wir noch jetzt unter dieſem Namen kennen. Narciſſus war der Sohn des Flußgottes Cephiſus und der Nymphe Liriope (oder nach einer ſeltneren Angabe Lirioeſſa). Tireſias, der Seher, hatte ihm nur dann ein hohes Alter prophezeiht, wenn er ſich ſelbſt nicht kennen lernen würde. Die ſchöne Geſtalt des jungen Narciß bewegte die Herzen aller Jünglinge und Nymphen. Echo verzehrte ſich und ward zur bloßen Stimme, als ihre Liebe zu Narciß keine Gegenliebe fand. Aber jetzt hatte auch ſeine Stunde geſchlagen. Von der Jagd erhitzt, will er aus einer Quelle trinken, und erblickt hier zum erſten Male ſeine eigne Geſtalt. Sich ſehen und ſich lieben iſt das Werk eines Augenblicks. Nichts kann den unglücklichen Jüngling von dieſer Quelle trennen, die raſende Leidenſchaft verzehrt ihn und die mitleidigen Götter verwandeln ihn in die Narciſſe mit gelben Blättern. Dieſes iſt die gewöhnliche Sage, die am reizendſten von Ovid in den Metamorphoſen Lib. III. 339-510 beſungen worden iſt. Man kann nichts witzigeres leſen als dieſe Erzählung des Ovid, die noch in keiner Überſetzung erreicht worden iſt und deren Grazie ſich nur Malfilatre einigermaßen genähert hat. Nach einer andern Sage war es ein Jüngling Aminias, der ſich in Narciß verliebte und von ihm verſchmäht, ſich ſelbſt umbrachte. Als die rächenden Götter hierauf dem Narciſſus ſein eignes Bild in jener Quelle zeigten, erſtach ſich der unglückliche Jüngling und aus ſeinem Blute erwuchs die Blume ſeines Namens. Nach einer dritten Sage endlich glaubte er nicht ſich ſelbſt, ſondern ſeine ihm ſo ähnliche Zwillingsſchweſter, die ihn ſtets auf der Jagd begleitet und die er durch den Tod verloren hatte, in jener Quelle zu erblicken, und ſtürzte ſich in die Wellen oder ſtarb aus Gram. Noch ſpät zeigte man bei Theſpiä in Böotien (in einer Gegend, wo noch jetzt nach Ausſage der Reiſenden viele Narciſſen wachſen) die unglückliche Quelle, die den Narciß zuerſt dem Narciß gezeigt hatte. Man ſieht aus allem dieſen, daß es eigentlich ein Mißbrauch dieſer alten Sagen iſt, wenn die neuere Converſationsſprache oft einen eiteln, ſelbſtgefälligen, und auf ſeine Geſtalt eingebildeten jungen Menſchen einen Narciß nennt.

Narciſſus, ein Freigelaſſener des Kaiſers Claudius. Schon zur Zeit der Republik hatte jeder vornehme und reiche Römer gewöhnlich einen unter ſeinen Freigelaſſenen (gewöhnlich war es ein gebildeter Grieche), dem er ſein vorzügliches Vertrauen ſchenkte, der ſein Privatſecretär, Kammerherr, Secrétaire de commandemens, kurz, das Factotum des Hauſes war. So wie einzelne Römer der Freiheit des Staats gefährlich wurden, ſo wurden auch ihre erſten Freigelaſſenen furchtbar. So zitterte Rom vor dem Chryſogonus, dem Freigelaſſenen des Sulla. Noch furchtbarer und mächti-

*) Noch kann unter den neuern Gliedern des Geſchlechts der Grafen von Narbonne bemerkt werden, Petit Fritzlar, Graf von Narbonne, der ſich bei der Belagerung von Minorka unter dem Marſchall von Richelieu 1756 und im ſiebenjährigen Kriege in Deutſchland auszeichnete, wo er ſich durch die ehrenvolle Vertheidigung von Fritzlar den ihm von Ludwig XV. ertheilten Beinamen Fritzlar erwarb.

ger mußte ein ſolcher Freigelaſſener eines Kaiſers ſeyn, und eines Kaiſers, der nur ſeinen Willen als Geſetz anerkannte. Der ſchwache und oft blödſinnige Claudius (ſiehe dieſen Artikel) wurde abwechſelnd von der Agrippina und den Freigelaſſenen Pallas und Narciſſus beherrſcht. Narciſſus übte ſolche Gewalt über ihn aus, daß er ſogar die Meſſalina ſtürzte. Er war übrigens ſeinem Herrn treu ergeben, und bloß während ſeiner Abweſenheit konnte die Agrippina die Ermordung des Claudius vollbringen. Auch auf den jungen und ſcheinbar tugendhaften Nero, den Nachfolger des Claudius, ſuchte er ſeinen Einfluß fortzuerben, es ſchien zwiſchen ihm und Nero eine gewiſſe Sympathie der Charaktere Statt zu finden, durch Schmeicheleien hatte er ſchon das Herz ſeines jungen Gebieters umſtrickt, als er von der damals noch allmächtigen Agrippina geſtürzt wurde und ſich im Gefängniß ſelbſt das Leben nahm. In ſeiner letztern Beziehung als Schmeichler und Verführer des Nero begründet man die Darſtellung, die Racine im Britannicus von ihm macht. Es iſt überflüſſig, zu berühren, wie unermeßlich die Reichthümer eines Mannes ſeyn mußten, der das Herz des Herrn der Welt in ſeinen Händen hatte.

Nardini (Pietro), einer der größten Violiniſten ſeiner Zeit, ward geboren zu Livorno im Jahre 1725. Er bildete ſich zu Padua unter Tartini, und brachte es bald dahin, daß er für den vorzüglichſten Schüler dieſes Künſtlers, dem ganz Europa den Rang des erſten Virtuoſen auf der Violine zugeſtand, gehalten wurde. Im Jahre 1762 ging er als Mitglied der Capelle an den herzoglich-wirtembergiſchen Hof zu Stuttgart, der ſich damals durch ſeinen Geſchmack, ſeine Prachtliebe und ſeinen Aufwand für die Künſte außerordentlich auszeichnete. Als indeſſen im Jahre 1767 die herzogliche Capelle eine bedeutende Reduction erlitt, ging Nardini nach Livorno. In den darauf folgenden Zeitraum fällt die Entſtehung der eignen Compoſitionen Nardini's. Im Jahre 1769 beſuchte er ſeinen Lehrer Tartini zu Padua, und pflegte ihn in ſeiner letzten Krankheit mit einer wahrhaft kindlichen Zärtlichkeit. Unter ſehr vortheilhaften Bedingungen ging er als erſter Violiniſt der Capelle des Großherzogs von Toscana nach Florenz, wo er den 7ten Mai 1796 ſtarb *). Wir haben von ihm viele Compoſitionen für die Violine, und auch einige Trio's für die Flöte. Seine Compoſitionen haben im Ganzen einen ernſten Charakter, und verlieren in der Ausführung, wenn ſie nicht im Geiſte der alten tartiniſchen Schule vorgetragen werden. Nardini glänzte vorzüglich in der Ausführung des Adagio. Der Präſident Dupaty, deſſen Lettres sur l'Italie man nicht ungeleſen laſſen muß, hatte Gelegenheit, in Florenz auch Nardini zu hören, und ſagt in jener enthuſiaſtiſch-epigrammatiſchen Sprache, mit der er ſich über alle Gegenſtände der Kunſt in Italien ausdrückt, über Nardini's Spiel: „Ce violon est une voix, ou en a une. Il a fouché des fibres de mon

*) In Bauers hiſtoriſch-biographiſchen Handwörterbuche wird das Jahr 1725 als Nardini's Geburtsjahr, und 1793 als ſein Sterbejahr angegeben. In Gerbers Lexicon der Tonkünſtler wird geſagt, daß Nardini 1793 im 71ſten Jahre ſeines Alters verſtorben ſey (wonach ſein Geburtsjahr 1722 und nicht 1725 wäre.) Im Dictionnaire des Musiciens wird 1725 als Geburts- und 1796 als Sterbejahr Nardini's angegeben. Wir ſind der richtigſten Angabe gefolgt.

oreille qui n'avoient jamais frémi. Avec quelle tenuité Nardini diviſe l'air etc." (lettr. 29).

Narkotiſch, betäubend, von dem griechiſchen Worte narkoo, ich betäube. Es gibt mehrere Pflanzen, welche ein Gift enthalten, das die Verrichtung des Nervenſyſtems in ſo hohem Grade ſtört, oder gar unterdrückt, daß die Empfindung verändert wird oder ganz aufhört, bei weiterm Fortgang der Wirkung des Giftes der belebende Einfluß des Nervenſyſtems auf den Organismus aufhört und das Leben ſelbſt zerſtört wird. (Vergl. den Art. Gift.) Dieſe Pflanzen enthalten ein ſolches narkotiſches Gift theils rein und hervorſtechend, theils mit andern ſcharfen oder aromatiſchen Säften vermiſcht, denen es untergeordnet iſt. Die Wirkung der narkotiſch-giftigen Pflanzen iſt daher auch nicht überein, manche wirken geradezu betäubend und ſtörend auf das Nervenſyſtem, wie das Bilſenkraut, der Schierling, andre wirken zuerſt auf das Blutſyſtem und ſelbſt auf das Gehirn erregend und hinterher oder nur in größern Gaben erſt betäubend, wie das Opium. Die äußern Erſcheinungen von dieſen Wirkungen ſind verſchieden, je nachdem die Portionen des genoſſenen Giftes groß oder klein, die Wirkung deſſelben ſich mehr auf die Empfindungs- oder auf die Bewegungsnerven wirkt. Manche narkotiſchen Gifte erregen Schwindel, Dunkelheit der Augen, andre heftige convulſiviſche, oft ſehr wunderliche Bewegungen aller Glieder, oder reizen zum unwillkürlichen heftigen Lachen; andre machen die Menſchen toll und raſend, andre verſetzten ſie in ſtille Verzuckungen; auf alle aber folgt endlich Lähmung und gänzliches Abſterben der angegriffenen Nerven. H.

Narſes, ein Verſchnittner, deſſen Vaterland unbekannt iſt, wurde am Hofe des Kaiſers Juſtinian I. zu Conſtantinopel anfangs bloß zu den Geſchäften gebraucht, zu welchen man ſeines Gleichen zu brauchen pflegte. Durch ſeine Talente ſchmeichelte er ſich bei dem Kaiſer ſo ein, daß dieſer ihn zum Kammerherrn und kaiſerlichen Privatſchatzmeiſter machte. Im Jahre 538 wurde er an die Spitze eines Corps geſtellt, welches den kaiſerlichen Feldherrn Beliſarius in Italien bei der Vertreibung der Oſtgothen unterſtützen ſollte. Allein die Uneinigkeit, welche ſich bald zwiſchen ihm und Beliſarius zeigte, veranlaßte ſeine Zurückberufung. Indeſſen wurde er im Jahr 552 aufs neue nach Italien geſchickt, um den Fortſchritten des Gothen Totila Einhalt zu thun. Er eroberte Rom, nachdem er den Totila geſchlagen hatte. Mit gleichem Glück beſiegte er den Tejas, den die Gothen an die Stelle des Totila zu ihrem Könige erwählt hatten, und im Frühjahr 554 den Anführer der Alemannen Buccellinus. Nachdem Narſes auf dieſe Weiſe faſt ganz Italien von den Oſtgothen und andern mit ihnen verbündeten Barbaren gereinigt hatte, erhielt er die Statthalterſchaft über dieſes Land, welche er funfzehn Jahre lang verwaltete. Indem er den öffentlichen Schatz auf alle Weiſe zu bereichern ſuchte, erregte er das Mißvergnügen der ihm untergebenen Provinzialen, die ihre Klagen durch Deputirte von Rom vor den Thron des Kaiſers Juſtinian II. brachten. Narſes wurde in ſchimpflichen Ausdrücken ſeiner Statthalterſchaft entſetzt, und rächte ſich an dem kaiſerlichen Hofe dadurch, daß er die Lombarden zu jenem Einfall in Italien einlud, welcher nicht lange nachher unter dem Lombarden-König Alboin erfolgte. Doch haben einige Schriftſteller und insbeſondre Muratori gezweifelt, ob Narſes wirklich Antheil am Einfall der

Lombarden gehabt habe. Nach ſeiner Entſetzung hielt er ſich in Neapel und Rom auf, und ſtarb in hohem Alter im Jahre 567.

Narr. Das Wort Narr hat ſehr verſchiedne Bedeutungen. In der erſten bezeichnet es einen Menſchen, der durch allerhand luſtige Streiche, Reden und Poſſen ſich vor andern auffallend macht. In dieſer Bedeutung zeigt es ſich häufig in den Zuſammenſetzungen, wie z. B. Hofnarr, Schalksnarr und wird im Diminutiv, wo man es beſonders vom weiblichen Geſchlecht gebraucht, als Närrchen oft etwas liebenswürdiges. Zweitens verſteht man unter Narr einen Menſchen, der den Regeln der geſunden Vernunft oder wohl auch bisweilen der Klugheit zuwider handelt, indem in der Regel die Verletzung der Regeln der Klugheit einen Thoren bezeichnet. Dieſer Begriff iſt in der Anwendung auf einzelne Individuen oft ſchwer zu erörtern, indem oft einzelne Menſchen von ihrem Zeitalter oder von ihrer Nation für Narren gehalten worden ſind, die von einem andern Volke oder zu einer andern Zeit vergöttert wurden, oder vergöttert worden ſeyn würden, wenn man ſie gekannt hätte. Zu dieſer zweiten Bedeutung des Worts Narr, wo es einen Mißbrauch der Vernunft oder ein überſchreiten der gewöhnlichen Straße anzeigen ſoll, gehören die Ausdrücke Weibernarr, Putznarr u. dgl. In einem engeren Sprachgebrauch bezeichnet endlich Narr einen Menſchen, der des Gebrauchs ſeiner Vernunft gänzlich unfähig iſt, und iſt dann gleichbedeutend mit Wahnwitziger, Wahnſinniger. Über die pſychologiſchen Erſcheinungen an dieſer Menſchenclaſſe vergleiche man die Artikel: Melancholie, Tollheit, Wahnſinn.

Narrenfeſt nannte man das Feſt, welches vom 5ten bis zum 16ten Jahrhundert in mehrern chriſtlichen Ländern Europa's regelmäßig mit den größten Narrheiten von Geiſtlichen und Laien gefeiert wurde, und eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Culturgeſchichte bleibt. Zu den Feſten der Heiden, welche die chriſtliche Religion nicht ſobald verdrängen konnte, gehörten die bekannten Saturnalien, die in der völligen Miſchung und Umkehrung aller Stände und der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit ſelbſt unſere freieſten Carnevals übertrafen. Die Narrenfeſte waren eine chriſtliche Nachahmung der Saturnalien, die auch in der Zeit wenig von einander verſchieden waren, da dieſe im December und die Narrenfeſte um Weihnachten gefeiert wurden. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unſchuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag; es dauerte aber im Ganzen von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Nachdem anfangs nur Chorknaben und junge Sakriſtanen die Hauptacteurs dabei gemacht hatten, nahmen bald alle Unterbedienten der Kirche und ſelbſt Laien Antheil daran, während der Biſchof oder der vornehmſte Geiſtliche des Orts mit den übrigen Canonicis die Zuſchauer abgaben. Die jungen Leute, welche die Hauptrolle bei dieſem Narrenfeſte, welches die Schriftſteller der damaligen Zeit auch das Feſt der Unterdiakoni, die Decemberfreiheit oder das Feſt der Kalendi nennen, ſpielten, wählten aus ihrer Mitte einen Biſchof oder Erzbiſchof der Narren und weihten ihn unter vielen lächerlichen Ceremonien in der Kathedralkirche ein. Der erwählte Narrenbiſchof nahm hierauf den gewöhnlichen Sitz des Biſchofs auf dem Thron ein und ließ in ſeiner Gegenwart das Hochamt halten, wenn er nicht vorzog, es ſelbſt zu halten und dem Volke unter lächerlichen Grimaſſen den Segen zu geben. Während dieſer Zeit übten die in allerlei Maskenkleidungen eingehüllten Narren in der Kirche

tauſend Thorheiten und Poſſenſtreiche aus; man ſang in der Kirche die obſcönſten Lieder, führte die üppigſten Tänze auf und nahm die verdächtigſten Stellungen an. Wie ſich dieſes alles mit der ſo gerühmten echten Religioſität des Mittelalters reimen läßt, mag man ſich ſelbſt beantworten. Auch die Heiden hatten ausſchweifende Feſte, aber im Geiſt des Heidenthums war dieſes eine Art des Cultus, die ſich mit dem übrigen ſehr gut vereinigen ließ. Wenn die Muſelmänner im Mittelalter dieſe Narrenfeſte in chriſtlichen Kirchen geſehen hätten, ſo würden ſie ſich noch weit mehr darüber gewundert haben, wie die Chriſten ſie als Ungläubige bekriegen konnten. Wir haben noch die Cerimonienbücher oder Ritualien, nach welchen an vielen Orten das Narrenfeſt begangen wurde. In einem derſelben wird die Proſe, die man an dem St. Stephanstage auf dem Narrenfeſte in der Kirche ſang, Eſelsproſe, und die, welche an dem Tage Johannes des Evangeliſten geſungen wurde, die Ochſenproſe genannt. Nach dem Ritual des Narrenfeſtes in der Stadt Sens ſpielten die Prieſter, während der Narrenbiſchof das Hochamt hielt, auf dem Altar mit Würfeln und warfen ſtinkendes Räucherwerk in das heilige Rauchfaß. Die erſte Entſtehung dieſes Feſtes ſoll in Frankreich zu ſuchen ſeyn. Was Deutſchland betrifft, ſo haben wir nur noch von den am Rhein befindlichen Städten Nachricht, daß das Narrenfeſt daſelbſt gefeiert worden, woraus man aber nicht ſchließen darf, daß es in den übrigen deutſchen Kirchen nicht gefeiert worden ſey. So allgemein herrſchend indeſſen das Narrenfeſt geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo iſt es doch von einzelnen Päpſten, Biſchöfen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Concilien häufig verdammt und verboten worden. Auch die Sorbonne verbot es im J. 1444. Aber alle dieſe Verbote rühren erſt aus einer Zeit her, wo die Dämmerung des neuen Lichtes ſchon angebrochen war, welches Europa vom 16ten Jahrhundert an völlig erleuchtete. Indeſſen fehlte es auch zur Zeit dieſer Verbote nicht an eifrigen Vertheidigern des Narrenfeſtes, von denen einer erklärte, daß das Narrenfeſt eben ſo heilig und Gott angenehm ſey, als das Feſt der unbefleckten Geburt der Mutter Gottes.

Narrenſchiff, ſ. Brant.

Naruszewicz (Adam Stanislaus), als Dichter und Hiſtoriker in der Literargeſchichte Polens gleich ausgezeichnet, war am 20ſten October 1733 aus einer alten Familie in Litthauen geboren, trat 1748 in den Jeſuiterorden, und ward nach ſeiner Rückkehr von einer Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien Vorſteher bei dem damaligen Collegium nobilium der Jeſuiten in Warſchau. Nach Aufhebung dieſes Ordens trug ihm der König, welchem ſeine vorzüglichen Talente nicht unbemerkt geblieben waren, im J. 1773 auf, von den erſten wichtigen Theilungsverhandlungen Polens alles gehörig zu Papier zu bringen. Dieſe Arbeit, von welcher nichts gedruckt erſchienen iſt, fand bei dem König ſolchen Beifall, daß dieſer ihn zu einer vollſtändigen Geſchichte von ganz Polen ermunterte, und ihn bei ihrer Ausarbeitung auf das großmüthigſte unterſtützte. Dieſe Geſchichte (historya Narodu Polskiego od poczatku Chrésciaństwa. 2r—7r Thl. Warſchau 1780—86, gr. 8. und ebendaſelbſt 1803 und 1804, gr. 8.) beginnt von Mieczyslaw I. und enthält die Regierung der Piaſten. Der erſte Theil, der ungewiſſen früheſten Geſchichte Polens beſtimmt, den er am Schluß des Werks liefern wollte, iſt nicht erſchienen. Dieſes mit ſcharfſinniger Kritik aus-

gebreiteter Beleſenheit, und in einem gedrängten, ſchmuckloſen und nach dem Tacitus gebildeten Style abgefaßte Werk iſt das wichtigſte, was je über die polniſche Geſchichte erſchienen iſt, und zugleich ein Meiſterſtück der polniſchen Literatur. Leider iſt es bei weitem nicht beendigt. Er hinterließ eine Sammlung von Materialien zu dieſem Werke, die er aus verſchiednen öffentlichen und Familienarchiven zuſammengetragen hat, in 360 Foliobänden. Sie iſt nach den Regierungsjahren der einzelnen Könige geordnet, und befindet ſich jetzt bei dem berühmten Thadäus von Czaky, dem Verfaſſer eines trefflichen Werks über die litthauiſchen Geſetze, der Naruszewicz Geſchichte fortſetzen wird. Als Dichter zeichnete ſich Naruszewicz in mehrern Gattungen höchſt rühmlich aus, beſonders fanden ſeine Idyllen großen Beifall. (Seine Gedichte unter dem Titel: Wiersze rozne. Warſchau 1804. II. Proſaiſche Überſetzung einzelner Stücke daraus in der polniſchen Bibliothek 2ter und 5ter Heft.) Noch beſitzt man von ihm eine polniſche Überſetzung des Tacitus in 4 Bänden, in welcher er nicht nur den Geiſt des Originals ſehr richtig aufgefaßt, ſondern auch die kräftige Kürze des Styls zum Verwundern glücklich nachgebildet hat; ein Leben des litthauiſchen Feldherrn Joh. Carl Chodkiewicz (Warſchau 1805, II. 8.); Tauryka oder Geſchichte der Tatarn und mehrere andre Schriften. Er ſtarb aus Gram über das Schickſal ſeines unglücklichen Vaterlandes am 8ten Juli 1796 zu Warſchau im 63ſten Jahre, und wurde auch wegen ſeines edeln und menſchenfreundlichen Charakters allgemein bedauert. A—s.

Naſſau (die Häuſer). Das Haus Naſſau iſt eines der älteſten, zugleich aber auch der berühmteſten aller europäiſchen Fürſtenhäuſer. Es gab (wie wir ſehen werden) manchem Lande ſeinen Regenten, manchem ſiegenden Heere ſeinen Anführer, manchem Fürſten eine Gattin. Mehrere bändereiche Werke enthalten ſeine Geſchichte. Hier nur die Hauptumriſſe zu einem Gemählde, das ſelbſt in dieſer Skizze Intereſſe haben wird für jeden, der Hoheit und Größe, im ſchönſten Sinne dieſer Worte, zu ſchätzen verſteht. Der erſte Urſprung der Dynaſtie Naſſau verliert ſich in dem düſtern Nebel der Vorzeit. Mehrere der vorzüglichſten Geſchichtſchreiber derſelben nehmen an, daß Otto, Herr zu Laurenburg, des im 10ten Jahrhunderte lebenden Königs der Franken, Sachſen und Thüringer (oder vielmehr der Deutſchen), Conrads I., Bruder, deren Stammvater ſey. Ältere Hiſtoriographen reden von einem Grafen Adolph von Naſſau, der im Jahre 703 ſtarb, und behaupten, daß der im Amte Naſſau an der Lahn belegene Freiflecken Naſſau das Stammhaus des erhabnen Fürſtenhauſes ſey. Durch die Heirathen des Grafen Otto, deſſen oben Erwähnung geſchah, wurden in den Jahren 1061 und 1077 die Grafſchaften Geldern und Zütphen mit der Grafſchaft Naſſau verbunden, die dadurch ſchon ein ſtattliches Anſehn erhielt. Sein Sohn Walram (nach Andern Walrab) der Zweite pflanzte durch ſeine beiden Söhne Rupert I. und Arnold, die ſich bald Grafen, ohne irgend eine weitere Benennung, bald Grafen von Laurenburg nannten, den Namen und das bereits erworbene Anſehn ſeines Stammes fort. Ruperts Sohn, Walram III., und Arnolds Sohn, Arnold II., nannten ſich zuerſt unabweichlich Grafen von Naſſau. Walrams III. Sohn war Heinrich I., deſſen Sohn Otto II. und wieder deſſen Sohn Heinrich II.,

dem der Beiname Dives (der Reiche) beigelegt ward. Letzterer ſtarb im J. 1253. (Nach andern Geſchichtſchreibern im J. 1254, und wieder nach andern im J. 1255.) Er machte dadurch, daß er ſeine Länder unter ſeine beiden Söhne Walram und Otto theilte, und dadurch zwei Linien bildete (die walramſche und ottoiſche), Epoche in der Geſchichte der Naſſauer, die dadurch immer mehr Intereſſe gewinnt. Die Burg Naſſau, das Gericht (comicia), im Gau Einrich und einige andere Grundſtücke des Hauſes verblieben anfangs beider Brüder gemeinſchaftliches Theil. Als alleiniges Eigenthum bekam Graf Walram Weilburg, Wisbaden und Soſtein, Graf Otto, Siegen, Dillenburg, Herborn, Beilſtein, Hadamar und Ems. Um aller Verwirrung, dieſem gewöhnlichen Labyrinthe unvorſichtiger Schriftſteller, auszuweichen, wird es dienlich ſeyn, die Geſchichte dieſer Brüderhäuſer zu trennen, und dieſes dürfte um ſo rathſamer ſeyn, weil diejenigen Ereigniſſe, die die ottoiſche Linie betrafen, uns das Haus Oranien näher kennen lehren wird, das zu den bedeutendſten aller europäiſchen Fürſtenhäuſer gehört. A. walramiſche Linie. Walrams Sohn, Graf Adolph, war ein tapferer heldenmüthiger Prinz. Er hatte den Herzog Johann I. in fünf Treffen geſchlagen, als er in dem ſechsten deſſen Gefangner ward. Johann ſchenkte ihm aber die Freiheit, und Adolph erkannte dieſen Edelſinn, ſo lange er lebte, mit einer Dankbarkeit, die ſeinem Herzen zur großen Ehre gereicht. Im J. 1291, am 15ten Junius, verſtarb Rudolph, römiſcher Kaiſer, oder vielmehr, weil er vom Papſte noch nicht gekrönt war, nur römiſcher König. Nach ſeinem Tode war das Reich neun Monate und einige Tage ohne Oberhaupt geweſen, und es hatte alſo eine Zwiſchenregierung Statt gefunden, als die Churfürſten ſich mit einem großen Gefolge nach Frankfurt begaben und zur neuen Kaiſerwahl der Tag angeſetzt ward. Einer derſelben (der Churfürſt von Maynz), ein feiner hinterhaltiger Mann, war für Adolph, Grafen von Naſſau, geſtimmt, hielt aber ſeinen Entſchluß ſo geheim, daß keiner auch nur entfernt ahnete, was ihm im Sinne lag, und brachte es ſogar durch ſeine Gewandtheit dahin, daß er von ſämmtlichen Churfürſten das Verſprechen, ſeiner Meinung zu folgen und denjenigen als ihren Kaiſer anzuerkennen, der ihm der Würdigſte dünken werde, erhielt. Als ſie zur Wahl verſammelt waren, ſtand er auf, und rief: „Es lebe Graf Adolph von Naſſau, unſer rechtmäßig erwählter Kaiſer und Herr!“ Die Beſtürzung war allgemein, die Meinungen über dieſe Wahl und deren Rechtmäßigkeit waren getheilt, indeſſen wurde von keiner Seite die geheime Unzufriedenheit laut. Adolph war und blieb römiſcher Kaiſer, und Alle, ſelbſt Albrecht, Herzog von Öſterreich, des letzt verſtorbnen Kaiſers Rudolph Sohn, huldigten ihm. Adolphs Geſchichte kann unter ſeinem Namen nachgeſehen werden. Es wird genug ſeyn, zu bemerken, daß er im J. 1297 auf einem zu Maynz gehaltnen Reichstage, und zwar (wie es in einem Manifeſte deſſelben hieß) ſeiner Untüchtigkeit wegen, (die doch wohl unter allen Beſchuldigungen, die man gegen ihn hätte richten können, die unbegründetſte war), des Kaiſerthums entſetzt, und eben der Herzog Albrecht von Öſterreich, den man bei Adolphs Wahl übergangen, und der ihm den Eid der Treue geleiſtet hatte, zum römiſchen König erwählt wurde. So leicht nahm man einem Mann, wie

Adolph von Naſſau war, das kaiſerliche Diadem nicht. Er ſtellte ſich an die Spitze ſeines ihm treu gebliebnen Heeres, und rückte bis Oppenheim vor. Albrecht nahm bei dem Kloſter Roſenthal ſeinen Stand. Am 2ten Julius des J. 1298 kam es in der Nähe deſſelben und des am hohen Donnersberge in der Herrſchaft Kirchleim belegnen Fleckens Gellheim zwiſchen beiden zur Schlacht. Adolph ſiegte; aber bald ermannte ſich Albrecht, ſammelte ſeine verſprengte Reiterei, und das Treffen erneuerte ſich mit verdoppelter Wuth. Adolph ward vom Pferde geſtürzt. Diejenigen, die ihn fallen ſahn, hielten ihn für todt; aber ſchnell ſchwang er ſich auf ein andres Roß, warf, um deſto ſicherer erkannt zu werden, ſeinen Helm von ſich, brachte ſein weichendes Heer wieder in Ordnung, drang mit dem Vorſatz, Albrechten aufzuſuchen und zu durchbohren, wo er ihn finde, auf ihn ein und rief ihm zu, als er ſeiner anſichtig wurde: „Du ſollſt mir nicht entkommen. Hier trittſt Du mein Kaiſerthum mir ab!" Albrecht erwiederte: „Das iſt in Gottes Macht!" und in dem nämlichen Augenblick unterlag Adolph dem Schwerte Albrechts. Er ſank vom Pferde, ward umringt und mit vielen Hieben niedergemacht. Er fand im Kloſter Roſenthal ſein Grab, weil Albrecht nicht wollte, daß er zu Speyer neben den andern dort ruhenden Kaiſern beigeſetzt werde. In der Folge aber wurde von Heinrich VII. ſeine Leiche dorthin gebracht, wo ſie (ſonderbar genug!) neben Albrechts Sarge ihre Stelle erhielt. Auf dem Schlachtfelde wurde ihm ein Denkmal mit der Inſchrift errichtet: Adolphus a Nassau, Rom. Reg. interficitur apud Gellinheim. Adolph hinterließ fünf Söhne, Heinrich (der in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb), Rupracht (der ſich mit Gutha, des Königs Wenzels in Böhmen Tochter, vermählte), Gerlach, der ihm in der Grafſchaft Naſſau nachfolgte, und Adolph und Wallram, deren Schickſal unbekannt iſt. Gerlach, auf den hier allein Rückſicht zu nehmen iſt, brachte auch die Burg und Stadt Weilnau nebſt einem Theile dieſer Herrſchaft an ſich, und hinterließ zwei Söhne, Adolph und Johann I. Erſterer beſaß Wisbaden und Idſtein. Johann I. erheirathete mit ſeiner erſten Gemahlin Mohrenberg, Gleiberg und den Hüttenberg, und mit der zweiten die Grafſchaft Saarbrück; auch brachte er das halbe Amt Kirberg an ſich. Durch ſeinen Sohn Philipp ward den naſſauiſchen Ländern durch Kirchheim, Stauff, Polanden und Reichelsheim ein neuer Zuwachs ertheilt. Nach ſeinem Tode erhielt ſein älteſter Sohn, Philipp II., Mohrenberg und Gleichen, ſein zweiter Sohn, Johann II., die Grafſchaft Saarbrück; Kirchheim, Stauff und Polanden wurden von Beiden gemeinſchaftlich regiert. Johanns II. Sohn, Johann Ludwig, brachte durch Heirath die Grafſchaft Saarwerden und die Herrſchaft Lahr an ſich. Philipp II. hingegen führte die weilburgiſche Linie fort. Derſelben fielen, nach Johann Ludwigs Tode, die naſſau-ſaarbrückiſchen und ſaarwerdeniſchen Lande nebſt der halben Herrſchaft Kirchheim anheim. Sein Urenkel, Philipp III., hatte zwei Söhne, Albrecht und Philipp IV. Nach dem Tode ihres Vetters, Johanns IV., des oberwähnten Johann Ludwigs Sohn, fielen ihnen die naſſau-ſaarbrückiſchen und ſaarwerderiſchen Länder, nebſt der halben Herrſchaft Kirchheim, durch Erbrecht anheim.

Albrechts Sohn, Ludwig II., folgte dem obengedachten Johann Ludwig von der wisbadenſchen Linie. Er hinterließ drei Söhne, Wilhelm Ludwig, Johann und Ernſt Caſimir. Dem älteſten fielen Ottweiler, Saarbrück und Uſingen, dem mittlern Idſtein, Wisbaden und Lahr, und dem jüngern Weilburg, die Herrſchaft Kirchheim, Mohrenberg (naſſauiſchen Antheils), ein Drittheil der Grafſchaft Saarwerden und ein Antheil an Homburg anheim. Wilhelm Ludwig (der ältere der obenbenannten drei Brüder) wurde Vater von drei Söhnen: Johann Ludwig, Graf zu Ottweiler (geb. 1625, geſt. 1690), Guſtav Adolph, Graf von Saarbrück (geb. 1632, geſt. 1713, ohne männliche Erben), und Wallrad, Fürſt von Naſſau-Uſingen (geb. 1635, geſt. 1702). Die ottweileriſche Linie erloſch mit Friedrich Ludwig, des Grafen Johann Ludwig Sohn, im J. 1728, ſo wie die ſaarbrückiſche ſchon fünf Jahre früher (1723) mit Carl Ludwig, (dem Sohne des Grafen Guſtav Adolph) abgeſtorben war. Walrads Sohn, Wilhelm Heinrich, hinterließ ſeinem ältern Sohne Carl (geboren 1740), die naſſau-ſaarbrück-uſingiſchen, ſo wie dem jüngern (dem Fürſten Wilhelm Heinrich) die naſſau-ſaarbrück-ſaarbrückiſchen Länder. Beide wurden dadurch die Stammväter zweier naſſauiſchen Linien, deren eine (die naſſau-uſingiſche) noch jetzt beſteht. Die zweite (Naſſau-Saarbrück) erloſch mit dem am 27ſten April 1797 verſtorbnen Fürſten Heinrich Ludwig Carl Albert, der mit der Prinzeſſin von Montburrey, Maximiliane Maria Franciſca St. Maurice vermählt war, von der er aber keinen Erben erhielt. Nach einem zwiſchen den Stiftern dieſer beiden Linien am 23ſten December 1735 (nach andern Geſchichtſchreibern, aber wohl irriger Weiſe, im J. 1736) errichteten Theilungsvertrage erhielt die ſaarbrück-uſingiſche alle dieſſeit des Rheins belegnen, durch Erbrecht oder ſonſt ihr anheim gefallnen, die ſaarbrück-ſaarbrückiſche alle jenſeit des Fluſſes belegnen Länder. (Die naſſau-ſaarbrück-uſingiſche Linie erhielt dieſem nach: Uſingen, Idſtein, Wisbaden und Lahr; die ſaarbrück-ſaarbrück-ottweileriſche bekam Saarbrück, Ottweiler, Saarwerden, Herbitzheim und Homburg, doch mit Ausſchließung des weilburgiſchen Antheils an dieſen drei Landen.) Auch verpflichteten ſich beide Linien, ihren Antheil unter ihre Nachkommen nicht weiter zu theilen, ſondern die Erbfolge nach dem Rechte der Erſtgeburt allein gelten zu laſſen, und die jeder Linie künftig anfallenden naſſauiſchen Länder auf die Erſtgebornen in ſelbigen zu gleichen Theilen kommen zu laſſen. Von der wallramiſchen Linie dürften noch nachfolgende Bemerkungen nachzuholen ſeyn. Sie wurde ſpäter als die ottoiſche Linie zur reichsfürſtlichen Würde erhoben, und in das Fürſtencollegium des deutſchen Reichs eingeführt. Aus der wallramiſchen Linie wurden vier Mitglieder derſelben zu Erzbiſchöfen und Churfürſten zu Maynz erwählt: Gerlach im J. 1346, geſtorben 1371; Adolph im J. 1373, geſtorben 1388; Johann im J. 1395, geſtorben 1419; Adolph im J. 1461, geſtorben 1475; Johann, Graf zu Naſſau-Weilburg, erheirathete mit ſeiner Gemahlin Anna im J. 1363 die Grafſchaft Saarbrück, und

erhielt vom Kaiſer Carl IV. (im J. 1366) den Titel eines gefürſteten Grafen. Johann Ludwig zu Saarbrück bekam, als er ſich mit ſeiner zweiten Gemahlin Catharina vermählte, die halbe Grafſchaft Saarwerden. Im J. 1527 ſtarb der letzte Graf zu Saarwerden, Johann Jacob. Der Graf Johann Ludwig nahm nun auch die andre Hälfte der Grafſchaft Saarwerden in Anſpruch, Herzog Anton von Lothringen ſetzte ſich aber in ihren Beſitz. Als nach einer rechtlichen Behandlung von anderthalb hundert Jahren dieſer Streit noch nicht beendigt war, wurde er interimiſtiſch dahin entſchieden, daß bis zum völlig beendigten Prozeſſe Lothringen in dem Beſitz der Örter Saarwerden, Bockenheim und Bieberswiler, dem Hauſe Naſſau aber der übrige Theil der ſtreitigen Grafſchaft verbleiben ſolle. B. Ottoiſche Linie. Graf Otto von Naſſau war (wie wir oben ſehn) der jüngſte Sohn des im J. 1253 verſtorbnen Grafen Heinrich des Reichen. Ihm fielen durch die väterliche Theilung die Herrſchaften Dillenburg, Beilſtein, Herborn und Siegen anheim. Die Stadt Naſſau blieb der beiden Brüder (Walram und Otto) gemeinſchaftliches Theil. Des Letztern Enkel, Graf Otto II. (Stammvater der naſſau-dillenburgiſchen, demnächſt naſſau-katzenelnbogenſchen Linie) vermählte ſich mit Gräſin Adelheid von Vianda, einer Tochter Gottfrieds, letzten Grafen von Vianda, der im J. 1337 verſtarb, und bekam mit derſelben die Herrſchaft St. Veit im Herzogthum Luxemburg, und als deren Schweſter Maria, und ihr Sohn Simon, Graf zu Spannheim, mit Tode abgingen, auch die gleichfalls im Luxemburgiſchen belegne Grafſchaft Vianda (oder Vianen). Jutha, des Grafen Gerhard zu Dietz Tochter und Erbin, brachte ihrem Gemahle, Grafen Adolph von Naſſau-Dillenburg, der im Jahre 1420 verſtarb, die in der Wetterau belegne Grafſchaft Dietz zu. Durch einen ſeiner Nachkommen, den im J. 1441 verſtorbnen Grafen Engelbert, der ſich mit Johannen, Philipps Freiherrn von Polanen, Tochter vermählte, fielen die Herrſchaften Breda und Lech und ein Stück der Herrſchaft Grimberg der Linie Naſſau-Dillenburg anheim. Ein zweiter im J. 1504 verſtorbner Graf Engelbert traf einen Tauſch mit dem Herzog Wilhelm zu Jülich, und erhielt dadurch Dieſt, Sichem, Steelheim, und die Vicomté (Burggrafſchaft) Antwerpen. Graf Johann von Dillenburg, Gemahl der Tochter des Landgrafen Heinrich von Heſſen, wurde wegen der Grafſchaften Katzenelnbogen und Dietz in einen bedeutenden Rechtshandel verwickelt, der ſich damit endigte, daß Katzenelnbogen dem Hauſe Heſſen, die Grafſchaft Dietz aber dem Hauſe Naſſau verblieb. — Hier wird der Ort ſeyn, des Urſprunges des Hauſes Oranien Erwähnung zu thun. Im ehemaligen franzöſiſchen Gouvernement von Dauphiné lag das kleine Fürſtenthum Orange (Oranien), das in der Länge vier, in der Breite drei Meilen, und deſſen jährlicher Ertrag (in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) etwa 50,000 Livres betrug. Einer der ältern Beſitzer dieſes Ländchens (Wilhelm, ein Sohn Bertrands des Baux) nannte ſich zuerſt: Von Gottes Gnaden, Fürſt von Oranien. Einer ſeiner Nachkommen, Philibert von Chalon, verſtarb kinderlos im J. 1531, und ſetzte den Grafen Renatus von Naſſau, den Sohn ſeiner

Schweſter Claudia, die im J. 1515 an Heinrich, Grafen zu Naſſau (von der ottoiſchen Linie dieſes Hauſes), vermählt war und im J. 1521 verſtarb, zum Erben ſeiner Verlaſſenſchaft, namentlich des Fürſtenthums Oranien, ein. Graf (oder vielmehr Fürſt) Renatus fiel aber, ehe er vermählt wurde (im J. 1544), von einem Schuſſe, den er bei der Belagerung von St. Denys erhielt. Im Vorgefühle ſeines Todes hatte er ſeinen Vetter, Wilhelm I. (einen Sohn des Grafen Wilhelm von Naſſau-Dillenburg, der ſich zur proteſtantiſchen Religion bekannt hatte, und im J. 1559 ſein Leben beſchloß), zum Erben des Fürſtenthums Oranien und aller ſeiner übrigen Güter verordnet, der aber erſt im J. 1570 zum ruhigen Beſitze ſeiner Erbſchaft gelangte. Die Souverainetät dieſes Fürſtenthums wurde gleichwohl erſt dem Hauſe Naſſau im J. 1598 durch den Tractat von Vervins und demnächſt im J. 1678 im rinnegiſchen, ſo wie im J. 1697 im ryswickſchen Frieden zugeſichert. Wilhelm I. theilte die dem naſſauiſchen Hauſe gehörigen Staaten mit ſeinem Bruder Johann. Erſterer behielt alles, was ſeine Vorfahren von der ottoiſchen Linie in den Niederlanden beſaßen. (Vianen, Breda, Dieſt, Lech, Grimberg und Antwerpen.) Überdies kaufte er (im J. 1581) die zwei ſeeländiſchen Markgrafthümer Veer und Vliſſingen, und erheirathete mit ſeiner erſten Gemahlin Anna (einer Tochter des Grafen Maximilian von Egmond), die drei Grafſchaften Leerdem in Holland, Baren in Geldern, und Lingen in Weſtphalen. Dem Grafen Johann wurden zu Theil: Naſſau, Dillenburg, Herborn, Siegen und Dietz. Wilhelm I., der ſchon unter den Fürſten ſeines Zeitalters einer der reichſten und bedeutendſten war, wurde überdies vom ſpaniſchen Hofe, der damals die Niederlande nicht ſowohl beherrſchte, als tyranniſirte, zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht ernannt. Der König Philipp II. wollte von keiner andern Religion wiſſen, als von der römiſchcatholiſchen. Er verfolgte alle diejenigen, die ſelbige mit ihrer Überzeugung und ihrem Gewiſſen nicht vereinbaren konnten, und erbitterte durch dieſe ſeine Intoleranz, nicht weniger aber durch drückende Schatzungen ein braves Volk, das er durch Güte und Liebe zu gewinnen für unnöthig hielt. Treulich ſtand ihm in dieſem ſeinem Unternehmen ſein Gouverneur, Ferdinand von Toledo, Herzog von Alba, bei. Die gedrückten Niederländer ſuchten bei dem Prinzen Wilhelm von Oranien Schutz, und dieſer nahm mit ſeinem Bruder, Grafen Ludwig von Naſſau, ſich der Bedrängten mit raſtloſer Thätigkeit an. Dieſe trugen ihm dagegen die Statthalterſchaft über die Staaten von Holland an. Er ging mit dem großen Gedanken um, ſämmtliche niederländiſche Provinzen durch ein feſtes Band zu vereinen, und erreichte auch im J. 1576 durch die Pacification von Gent ſeinen Zweck. Dieſe Vereinigung erhielt aber unter Wilhelms Betrieb und Leitung dadurch mehrere Dauerhaftigkeit, daß im J. 1579, durch den berühmten utrechtiſchen Bund, die ſämmtlichen Niederlande ſich in einen Staat vereinigten, der neben den europäiſchen Kaiſerthümern und Königreichen ſeinen Rang einnahm, deſſen Freundſchaft von manchem mächtigen Fürſten geſucht, deſſen Feindſchaft von manchem nicht minder mächtigen Regenten gefürchtet wurde, und den mehr als zwei Jahrhunderte und die zerſtörendſten politiſchen Orkane

der ältern und neuern Zeit nicht zu vernichten vermochten. Wilhelm (der wohl des Beinamens: der Große, würdig wäre) fiel im J. 1582 (nach Andern im J. 1584) durch den Schuß eines von den rachſüchtigen Spaniern gedungnen, und der der That von den Jeſuiten abſolvirten Meuchelmörders, Namens Balthaſar Gerhard, gebürtig aus der Grafſchaft Burgund. Er hinterließ drei Söhne: Philipp Wilhelm, Graf von Buren, der, als er im J. 1567 zu Löwen ſtudirte, von den Spaniern aufgehoben, erſt nach 13 Jahren (1585) wieder in Freiheit geſetzt wurde, und im J. 1619 ohne Erben verſtarb; Moritz, der ſeinem Vater in der Statthalterſchaft der Niederlande folgte, ſeine väterliche Verlaſſenſchaft im J. 1600 mit der Grafſchaft Moeurs vermehrte, die ihm durch ein Teſtament der Witwe des letzten Grafen aus dem Hauſe Navenar vermacht wurde, und im J. 1625 unvermählt ſtarb. Von einem außer der Ehe erzeugten Kinde (Ludwig) ſtammen die Herren von Leck, von Odyck, und von Owerkerke ab, die mit kaiſerlicher Genehmigung ſich Grafen von Naſſau genannt haben. Wilhelms I. dritter Sohn, Friedrich Heinrich (nach Andern Heinrich Friedrich), übernahm nach ſeines Bruders (Moritz) Tode die Statthalterſchaft, und ſtarb im J. 1647, (nach Andern im Jahre 1644, und noch nach Andern im J. 1645.) Er ſetzte, da er keine Söhne hatte, ſeine erſtgeborne Tochter, Luiſe, des Churfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm Gemahlin, und deren Nachkommen zu Univerſalerben aller Güter ſeines Hauſes ein. In der Statthalterſchaft der nunmehr innig vereinten Niederlande folgte ihm ſein Sohn, Wilhelm II., der zwar die Freude erlebte, daß in dem im J. 1648 abgeſchloßnen Frieden der König von Spanien die Holländer für tanquam liberos erklärte, dagegen aber durch innere Unruhen bekümmert wurde, und im J. 1650 auf eine ſo unerwartete Weiſe aus der Welt ging, daß die Frage, ob ſein Tod durch Veranſtaltungen ſeiner Feinde herbeigeführt ſey, noch unbeantwortet iſt. Acht Tage nach ſeinem Hintritte gebar ihm ſeine hinterblieben Witwe Maria, des Königs von England, Carls I., Tochter, einen Sohn, (Wilhelm III.) Die Republik Holland glaubte, daß ihre Statthalterſchaft ſich mehr Gewalt und Macht angemaßt habe, als ihr eingeräumt ſey, vernichtete alſo im J. 1651 die dieſerwegen ausgeſtellte Acte, und verpflichtete ſich durch einen feierlichen Eid, ſie niemals wieder einzuführen, beſchloß, ſich eine rein-republikaniſche Verfaſſung zu eigen zu machen, und ſich von dem Hauſe Naſſau-Oranien zu trennen, dem ſie mit einem Dank verhaftet war, den man doch als eine Schuld anſehen konnte, die ſich nie abtragen ließ. Kaum war dieſer Entſchluß gefaßt, als ſchon den vereinigten Staaten im J. 1652 von Seiten Englands der Krieg erklärt wurde, wozu der Heringsfang die Veranlaſſung gab. Im J. 1657 eilten die Niederländer dem von den Schweden bedrängten König von Dänemark, Friedrich III., zu Hülfe, und entſetzten Copenhagen. Im J. 1661 ſchloſſen ſie einen vortheilhaften Frieden mit Portugall ab, mit welcher Krone ſie, wegen der oſtindiſchen Handlung und des Beſitzes von Braſilien, in einen Krieg verwickelt geweſen waren. Im J. 1665 wurden ſie mit England in eine zweite Fehde verwickelt, die im J. 1667 durch den bredaer Frieden beendigt wurde. In eben dieſem Jahr aber geriethen ſie mit dem König von Frankreich in einen bedeutenden Zwiſt, verbün-

beten ſich im folgenden Jahre (1668) mit ihren bisherigen Feinden, England und Schweden, ſtellten im J. 1672 in der Perſon des 22jährigen Prinzen Wilhelm III. ihre Statthalterſchaft wieder her, ſahen ſich vom treuloſen England wieder verlaſſen, das ſich ſogar mit dem König von Frankreich und deſſen Gehülfen (Münſter und Cöln) wider ſie verband, und gemeinſchaftlich mit dieſen ihnen die drei Provinzen, Geldern, Ober-Yſſel und Utrecht entriß, und bis Mäyden (kaum drei Meilen von Amſterdam), vordrang. England trat indeſſen ſchon im J. 1674 von Frankreich ab, und ſchloß einen Particularfrieden mit Holland. Prinz Wilhelm, der die Armee befehligte, focht und kämpfte mit einem wandelbaren Glücke, ſchloß aber im J. 1679 einen Frieden zu Nymwegen, der für Holland eben ſo ehrenvoll als vortheilhaft war. Bald bot das hin- und herwankende brittiſche Miniſterium unter der Leitung ſeines catholiſchen Königs Jacob dem eben ſo wandelbaren Frankreich eine freundliche Hand. Fürſt Wilhelm, dieſes Jacobs Schwiegerſohn, faßte den kühnen Entſchluß, die innern zwiſchen den Reformirten und Catholiken in England entſponnenen Zwiſtigkeiten zu benutzen. Er landete daſelbſt, verjagte den König Jacob, ſchwang ſich auf den erledigten Thron und wurde im J. 1689 gekrönt. Nach einem achtjährigen Kriege, in welchem Jacobs Anhänger und die ihn unterſtützenden Irländer und Franzoſen der verlierende Theil, der raſche Wilhelm immer der Sieger war, wurde er durch den im J. 1697 zu Ryswick abgeſchloßnen Frieden beendigt, und in ſelbigem dem glücklichen Helden nicht nur ſein väterliches Eigenthum Orange zurückgegeben, ſondern auch er von Frankreich als rechtmäßiger König der vereinten Reiche England, Schottland und Irland erkannt. Im J. 1709 ſtarb König Wilhelm, Fürſt von Naſſau-Oranien und Statthalter von Holland, und mit ihm erloſch das urſprünglich oraniſche Haus. Durch ein von ihm ſchon im J. 1695 errichtetes Teſtament war der damalige Statthalter in Friesland, Johann Wilhelm Friſo, ein entfernter Vetter des Königs Wilhelm aus dem Hauſe Naſſau-Dietz, zum alleinigen Erben ſeiner Lehn- und Allodial-Güter ernannt, der im J. 1711 aber auf ſeiner Reiſe von der Armee nach dem Haag bei Mardyck ertrank. Sein erſt nach ſeinem Tode geborner Sohn, Prinz Wilhelm Carl Heinrich Friſo, wurde erſt im J. 1722 von der Landſchaft Twente und Drente, der Provinz Geldern und Lütſchen, und im J. 1728 von Ober-Yſſel, Gröningen und Omeland zum Statthalter erwählt. Als im J. 1747 das holländiſche Flandern von den andringenden Franzoſen bedroht wurde, ward er zuerſt von den Staaten von Seeland zum Statthalter, Admiral und General-Capitain ihrer Provinz proclamirt, welchem Beiſpiel die übrigen ſieben Provinzen folgten, ihm die Erbſtatthalterſchaft auftrugen und ſelbſt ſeine weibliche Nachkommenſchaft an den Vorrechten dieſer Würde Theil nehmen ließen. Hier wird ein Rückblick in die Vergangenheit nothwendig ſeyn. Es iſt oben des von einem Meuchelmörder erſchoßnen Prinzen, Wilhelm I. von Oranien (des erſtgebornen Sohnes Wilhelms des Ältern, Grafen von Naſſau), Erwähnung geſchehn. Wilhelm I. hatte einem jüngern Bruder, Namens Johann, der ſich zur reformirten Religion bekannte, in der väterlichen Erbtheilung die in der Wetterau belegnen Beſitzungen Naſſau, Dillenburg, Herborn, Sie-

gen und Dietz erhielt, in Dillenburg reſidirte und dieſerwegen in mehrern geſchichtlichen Werken bloß Graf von Dillenburg genannt worden iſt. Durch drei Gemahlinnen wurde er Vater von einundzwanzig (nach Andern dreiundzwanzig) Kindern (dreizehn Töchtern und zehn Söhnen), von denen, als er im J. 1606 ſtarb, noch fünf Söhne vorhanden waren, von welchen, nach damaliger leidiger Sitte, jeder einen Theil des väterlichen Erbes erhielt. Dem ältern, Wilhelm Ludwig, Statthalter von Friesland, der im J. 1720 ohne Erben verſtarb, wurden Dillenburg und Herborn, dem zweiten, Johann dem mittlern, der im J. 1623 verſtarb, Siegen mit Zubehör, dem dritten, Georg der ſogenannte Weſterwald, dem vierten, Ernſt Caſimir, der im J. 1632 erſchoſſen wurde, Dietz und Naſſau, und dem fünften, Johann Ludwig, das Amt Hadamar zu Theil. Nach des älteſten Grafen Wilhelm Ludwig Tode theilten ſich ſeine vier Brüder in ſeine Verlaſſenſchaft, und ſtifteten dadurch nachfolgende vier Linien: Johann der mittlere die naſſau-ſiegenſche, Georg die naſſau-dillenburgiſche, Ernſt Caſimir die naſſau-dietziſche, und Johann Ludwig die naſſau-hadamarſche. Der letztern wurde im J. 1648, den drei erſtern im J. 1654 die fürſtliche Würde ertheilt. 1. Naſſau-ſiegenſche Linie. Johann der Mittlere hinterließ acht Söhne, unter welche er ſeinen kleinen Staat zu theilen beſchloß. Sein älteſter Sohn, Johann, drang aber auf die Vorrechte der Erſtgeburt, veranlaßte dadurch einen eben ſo langwierigen als koſtſpieligen Rechtshandel, kaufte ſeinen Brüdern am Ende ihre Rechte und Anſprüche ab, verließ die Religion ſeines Vaters, und kehrte zum Glauben ſeiner ältern Vorfahren, zum Papſtthum, zurück. Seinem Sohn Johann Franz (Deſideratus) erwarb die von ihm befolgte Religionsveränderung ſeines Vaters die Gunſt des ſpaniſchen Hofes und das Gouvernement von Geldern. Mit deſſen Sohn Wilhelm Hyacinth, der gleichfalls dem Papſtthum treu blieb, wegen übler Regierung aber durch einen Ausſpruch des kaiſerlichen Reichshofraths und die Execution des cölniſchen Domcapitels (im J. 1708) ſein Land zu verlaſſen gezwungen wurde, erloſch als er im J. 1743 ohne Erben verſtarb, das Haus Naſſau-Siegen, deſſen Länder die naſſau-dietziſche, oder oraniſche Linie in Beſitz nahm. Des Grafen Johann dritter Bruder, Johann Moritz, diente den Holländern von den Jahren 1636 bis 1644 in Braſilien, wodurch er den Beinamen Americanus erhielt. Er ſtarb als brandenburgiſcher Statthalter im Cleviſchen und Weſtphäliſchen im J. 1679 ohne Erben und mit Hinterlaſſung eines Teſtaments, das abermals zu Rechtshändeln Veranlaſſung gab. Fünf Prinzen dieſes nunmehr gefürſteten Hauſes ſtarben ohne eine männliche Nachkommenſchaft. Eine, durch des Grafen Johann IV. (der reformirten Religion treu gebliebnen) Bruder, den Grafen Heinrich, fortgepflanzte naſſau-ſiegenſche Nebenlinie erloſch, als deſſen Urenkel, Fürſt Friedrich Wilhelm, im J. 1734 erblos verſtarb. 2. Naſſau-dillenburgiſche Linie. Der Enkel des Stifters dieſes Hauſes (des Grafen Georg), der Fürſt Georg Ludwig ſetzte die dillenburgiſche Linie fort. Deſſen Bruder Adolph ſtiftete eine naſſau-dillenburg-ſchaumburgiſche Nebenlinie. Die erſtere erloſch mit dem Fürſten Chriſtian, der im J. 1739 verſtarb, ſo wie die

letztere mit dem Fürſten Adolph, der die Reichsgrafſchaft Holzapfel durch ſeine Vermählung mit der Tochter des bekannten Grafen Peter von Holzapfel, ſonſt auch Melander genannt, erheirathet hatte, und im J. 1676 verſtarb. 3. Naſſau-dietziſche Linie. Der Stifter dieſer noch beſtehenden Linie, eines der ausgebreitetſten und glorreichſten europäiſchen Fürſtenhäuſer, war Statthalter in Frießland, fand im J. 1632 vor Ruremont ſeinen Tod, ſo wie ſeinen Sohn, Heinrich Caſimir, dies nämliche Loos in Flandern traf, indem er im J. 1640 vor Hulſt ſein Leben verlor. Ihm folgte beim Verſuchen einer Piſtole durch einen unglücklichen Schuß im J. 1664 ſein Bruder Wilhelm Friedrich, der, ſo wie ſein und ſeines ihm vorangegangnen Bruders Vater, Statthalter in Friesland war. Des Fürſten Wilhelm Friedrich Sohn, Fürſt Heinrich Caſimir, war der Vater des oben bereits erwähnten Fürſten zu Naſſau-Dietz, Johann Wilhelm Friſo, Erbſtatthalters in Friesland und Großvater des gleichfalls oberwähnten Wilhelms IV., Carl Heinrich Friſo, der ſich in Folge eines mit dem letzten Fürſten von Naſſau-Siegen, Wilhelm Hyacinth, getroffnen Vergleichs im J. 1742 zu Dillenburg und Siegen huldigen ließ. Des Fürſten Wilhelm IV. Sohn, Wilhelm V., ſah ſich mit England durch eine vom 20ſten December 1780 datirte Proclamation mit dieſer Macht in einen Krieg verwickelt, wodurch die Holländer im Januar 1782 ihre Truppen aus den Barriereſtädten zurückzuziehn und deren Feſtungswerke zu ſchleifen, ſich genöthigt fanden. Indeſſen wurden ſchon den 2ten September 1783 die Friedenspräliminarien zwiſchen England und Holland zu Paris unterzeichnet, und durch den am 20ſten Mai 1784 gleichfalls zu Paris abgeſchloßnen Definitivfrieden Negapatnam an England abgetreten. In eben dieſem Jahre ſah ſich aber Holland in Streitigkeiten mit dem römiſchen Kaiſer verwickelt, die durch den am 8ten November 1785 zu Fontainebleau unterzeichneten Frieden endigten und in welchem die Sperrung der Schelde bewilligt wurde. Im September eben dieſes Jahres (1785) wurde dem Erbſtatthalter, Wilhelm V., das Commando vom Haag genommen, wodurch er ſich nach Geldern zu begeben veranlaßt fand. Am 10ten November des nämlichen Jahres ſchloſſen die vereinigten Provinzen der Niederlande mit Frankreich einen Allianztractat, und im September 1787 drangen die Preußen in Holland ein, wodurch der verdrängte Erbſtatthalter, (des damaligen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III., Schweſtermann), in ſeine verlornen Rechte eingeſetzt wurde. Als im März 1793 zu London ein Allianztractat zwiſchen Öſterreich und dem deutſchen Reiche, Preußen, Großbritannien, Spanien, Portugall, Neapel, dem Kirchenſtaat und Sardinien wider Frankreich abgeſchloſſen wurde, nahm auch Holland an dieſem Bündniſſe Theil, welcher Staat ſich am 19ten April 1794, durch einen im Haag unterzeichneten Subſidientractat noch näher mit England und Preußen verband. Aber ſchon am 26ſten deſſelben Monats und Jahres drang der franzöſiſche General Pichegru in Weſt-Flandern ein, der am 17ten Januar 1795 in Utrecht und nach zwei Tagen in Amſterdam einzog, und dadurch den Erbſtatthalter ſeine Stelle niederzulegen, und nach England zu flüchten zwang. Am 26ſten deſſelben Monats wurde die alte holländiſche Conſtitution aufgehoben, und am 16ten Mai im Haag der Friede zwiſchen der franzöſi=

ſchen Republik und den vereinigten Niederlanden abgeſchloſſen, wodurch die Erbſtatthalterſchaft abgeſchafft, eine Off- und Defenſivallianz zwiſchen Frankreich und Holland begründet, holländiſch Flandern, Maſtricht und Venloo an Frankreich abgetreten, und eine gemeinſchaftliche Schifffahrt auf dem Rhein, der Maas und Schelde bewilligt wurde. Am 16ten September 1795 ging das Vorgebirge der guten Hoffnung an England durch Capitulation über, und am 16ten Auguſt 1796 ergab ſich die holländiſche Flotte des Admirals Lucas dem engliſchen Admiral Elphinſtone in der Soldanha-Bay. Am 22ſten Januar 1798 brach eine zweite Revolution im Haag aus, in welcher die bataviſche Republik proclamirt und eine conſtituirende Nationalverſammlung anerkannt wurde. Am 30ſten Auguſt 1799 ergab ſich die aus zwölf Kriegsſchiffen beſtehende Texelflotte den Engländern, und am 2ten October deſſelben Jahres erfolgte der Angriff eines vereinten engliſch-ruſſiſchen Armeecorps auf die franzöſiſch-holländiſchen Truppen bei Altemaar, der aber nicht gelang, und die Feinde Hollands zwang, die bataviſche Republik wieder zu räumen. Am 20ſten Auguſt 1801 wurde im Haag eine Convention zwiſchen der franzöſiſchen und bataviſchen Republik, in welcher ſich beide wechſelſeitig Hülfstruppen gegen England verſprachen, am 25ſten März 1802 ein Definitivfriede zwiſchen Frankreich, England, Spanien und Batavien, und am 24ſten Mai ſelbigen Jahres eine Convention zwiſchen Frankreich und dem Hauſe Oranien zu Stande gebracht, nach welcher letzteres dem Statthalterthum entſagte, und durch Fulda und Corvey entſchädigt wurde. Am 15ten März 1805 erhielt Holland eine neue Conſtitution. Am 9ten April 1806 verſtarb Fürſt Wilhelm V., und nach einem am 24ſten Mai ſelbigen Jahres zu Paris zwiſchen Frankreich und Holland abgeſchloßnen Tractat wurde Ludwig Napoleon, des Kaiſers der Franzoſen, Napoleons, Bruder, zum König von Holland ernannt. In dem am 7ten und 9ten Julius 1807 zu Tilſit zwiſchen Frankreich, Rußland und Preußen abgeſchloßnen Frieden wurde Jever von Seiten Rußlands und demnächſt Oſtfriesland von Preußen an Holland, dagegen aber am 12ten November deſſelben Jahres das Marquiſat Bliſſingen, die Grafſchaft Heerenberg und der Diſtrict von Severnaer, Huiſſen und Mallburg von Holland an Frankreich abgetreten. Das Haus Oranien (oder wie es eigentlicher hätte heißen können: Naſſau Dietz) hatte fortwährend in Holland ſeine Freunde. Im Februar 1813 wurde eine geheime Verſchwörung derſelben entdeckt. Ein penſionirter Hauptmann, Namens Maas, ſtand an ihrer Spitze. Ein gewiſſer Thomas de Longh, ein Wirth Namens Valentin, der Brigadier Ihle, der Kaufmann Verſchur, der jüdiſche Arzt Lemon, und der Friedensbeamte Fallee nahmen an ſelbiger Theil. Am 12ten des erwähnten Monats und Jahres ſollte durch das Anzünden des amſterdamer Leihhauſes das Zeichen zum Ausbruche gegeben werden. Das Geheimniß wurde verrathen, eine Militärcommiſſion zu ihrer Unterſuchung niedergeſetzt, und von dieſer für recht erkannt, daß Maas und de Longh des Todes und der Einziehung ihres Vermögen ſchuldig ſeyn, Valentin und Ihle wurden zur fünfjährigen Gefängnißſtrafe, und einer Geldbuße von 2000 Franken, Verſchur und Lemon zur zweijährigen Gefängnißſtrafe und zu einer Geldbuße von 500 Franken verurtheilt. Fallee wurde frei geſprochen und für unſchuldig erklärt. Am

16ten November 1813 räumten die Franzoſen Holland, am 18ten ſelbigen Monates organiſirte ſich in Amſterdam eine proviſoriſche holländiſche Regierungscommiſſion, und ſchon am 30ſten des nämlichen Monats kam der Prinz von Oranien aus England im Haag an, der am 2ten December ſeinen feierlichen Einzug in Amſterdam hielt. Am folgenden Tage wurde er unter dem Namen Wilhelm I. als ſouverainer Fürſt der vereinigten Niederlande proclamirt. So gelangte das naſſau-dietziſche Haus wieder zu dem Beſitz ſeiner ihm entriſſenen Staaten und Rechte. Wenn ſeine und ſeiner Freunde Hoffnungen nicht trügen, ſo dürfte die nahe Zukunft ihm deren noch mehrere und dieſer alten fürſtlichen Dynaſtie einen noch höhern Rang unter den Beherrſchern Europens ertheilen, als demſelben ſchon ſeit mehrern Jahren gebührt. 4. Naſſau-hadamariſche Linie. Die Herrſchaft Hadamar, von der ſelbige den Namen hat, liegt in der vormaligen Wetterau. Der Stifter derſelben, Johann Ludwig, verließ die reformirte Religion und bekannte ſich zur römiſch-catholiſchen, wodurch er ſich der Kaiſer Ferdinand II. und III. Gunſt und Gnade erwarb, als kaiſerlicher Plenipotentarius im J. 1648 den münſteriſchen Frieden abſchloß, und dafür die Würde eines Reichsfürſten erhielt. Mit ſeinem Enkel, Franz Alexander, der am 27ſten Mai 1711 ſtarb, erloſch dieſe Linie. Die ihr zugehörigen Länder fielen an Naſſau, Siegen, Dillenburg und Dietz. Nach dem Abſterben des letzten dillenburgiſchen Fürſten nahm ſie der Fürſt von Oranien in Beſitz. DH.

Nation. Nationalität. Nationalcharakter. Die Natur begründet mancherlei Verſchiedenheiten unter den Menſchen, welche erſt bei erreichter höherer Cultur erkannt, und immer freier ausgebildet werden. Zu dieſer gehört auch die Nationalität (das Nationſeyn) oder das Leben der Menſchen unter der Form und Eigenſchaft einer Nation, woraus dann der Nationalcharakter, oder die in dem Leben und in der Geſchichte der Nation ausgebildete Eigenthümlichkeit einer Nation hervorgeht, welche wir in gewiſſen übereinſtimmenden und unwillkürlich wiederkehrenden Äußerungen ihrer Glieder wahrnehmen. Die Beſtandtheile der Nationalität aber, oder das, was die Nationalität begründet, iſt die gleiche Abſtammung und Sprache der auf verſchiednen Erdtheilen wohnenden Menſchen; daher man auch die Nation beſchreiben kann, als einen durch gleiche Abſtammung und Sprache ausgezeichneten Theil der erdbewohnenden Menſchheit. Alſo angeſehen iſt die Menſchheit die Idee, welche alle Nationen umſchlingt, und die Nationalität ſollte nur als Form der Menſchheit erſcheinen, d. i. als individuell beſtimmter, eigenthümlicher Menſchheitscharakter. Wie nun aber Abſtammung und Sprache vorzüglich ſo große Verſchiedenheiten begründen, kann ſchon aus folgenden Andeutungen einleuchten. Die Abſtammung iſt es, welche in Verbindung mit beſondern Climaten und Erdtheilen, in welche die anwachſende Menſchenmenge ſich verbreitete, eine beſondere Bildung der Körper vorzüglich begünſtigt. Letztere tritt als Allgemeines der Familienähnlichkeiten einer Nation, z. B. in den Nationalphyſiognomien ſichtbar hervor. Dieſe Beſonderheit der Bildung ſteht dann wieder mit einem beſondern Verhältniſſe der Menſchen zur Natur, mit beſondern Neigungen, herrſchenden Temperamenten u. ſ. w. in Verbindung. Vorzüglich wichtig aber iſt der Einfluß

auf die Sprachorgane, ohne deren Verſchiedenheit unter den Menſchen mehrere Sprachen nicht möglich ſeyn würden. Deſſen ungeachtet wäre es thöricht dieſe Verſchiedenheit der Sprachen bloß von dem Äußern, und nicht auch vorzüglich von der unter Raum und Zeitverſchiedenheiten ſich entwickelnden Eigenthümlichkeit des innern Zuſammenlebens der durch Abſtammung und gemeinſamen Erdaufenthalt vereinigten Menſchen ableiten zu wollen. Denn wie das Innere und Äußere überall in Wechſelwirkung ſteht, ſo muß eben ſowohl die gemeinſame und verſchiedne Bildung der Sprachorgane und des hiermit in natürlicher Verbindung ſtehenden Gehörs die Verſchiedenheit der Sprachelemente; als die gemeinſame und verſchiedne Richtung, welche das Denken, Fühlen und Begehren nimmt, auf die Bildung, Verbindung und Gliederung dieſer Sprechelemente zu einem gemeinſchaftlichen Bezeichnungsſyſtem des innern und äußern Lebens einen unverkennbaren Einfluß äußern. Die Sprache iſt es alſo vorzüglich, welche die Glieder einer Nation verbindet, und ſie von andern Nationen unterſcheidet; denn in der Sprache wird, namentlich in der Aſſociation der Worte mit Begriffen, und in den ihr eigenthümlichen Geſetzen der Wortbildung und Wortfügung, ſo wie in den gangbaren Sprüchen und Redensarten eines Volks die in ihr herrſchende Denk- und Gefühlsweiſe gegenſtändlich und zur Norm erhoben. In der Sprache wird das Edelſte mitgetheilt, und wie ſich Wiſſenſchaft, Poeſie, Gewerbe und Privatleben ihre Sprache bilden, verſchieden durch die Herrſchaft des Begriffs oder der Anſchauung, ſo beſtimmt auch wieder die Sprache das Denken und Dichten des Gelehrten, Künſtlers und Geſchäftsmannes auf verſchiedne Weiſe und meiſt unwillkürlich. Allgemein iſt dies auch in unſerer Zeit ausgeſprochen worden, in dem Satze: die Sprache iſt Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volks und dasjenige, was alle Glieder deſſelben auf das innigſte verbündet. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß die Begriffe des Volks und der Nation oft verwechſelt werden. Denn wenn man unter Volk nicht überhaupt eine unbeſtimmte Menſchenmaſſe oder eine Vereinigung mehrerer Familien verſteht, welche in einem gewiſſen Landſtriche verbunden lebt, ſo fällt auch der Begriff des Volks mit dem Begriffe der Nation keinesweges zuſammen. Denn nicht immer beſteht ein Volk aus einer Nation, ſo wie nicht immer eine Nation ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engern Sinn nämlich deutet auf einen Staat hin, welcher (wie der preußiſche) eben ſowohl mehrere Nationen begreifen kann, als eine Nation (z. B. die deutſche) mehrere Völker oder Staaten umfaßt. Das günſtigſte Geſchick iſt einer Nation dann zu Theil geworden, wenn ſie (wie die franzöſiſche) zugleich nur einen Staat, mithin ein Volk bildet, das, unter einer Verfaſſung und Oberherrſchaft vereinigt, ſtark und kräftig jedem äußern Feinde widerſtehen kann und mit mächtigem Anſehn ausgerüſtet iſt. Dann wird auch ihr Nationalcharakter und die Nationalehre feſter und entſchiedner ſich ausſprechen, ohne durch Trennungen und innere Reibungen der Glieder der Nation verwiſcht oder geſchwächt zu werden, wie dieſes z. B. bei den Deutſchen der Fall iſt. Letzteres iſt oft der Grund, warum man einer Nation ſogar den Nationalcharakter völlig abgeſprochen hat; obgleich, wie ſchon aus dem obigen hervorgeht, wo nur immer eine Nation beſteht, ſie auch nicht ohne dieſen gedacht werden kann, nur daß derſelbe ſich mehr

oder weniger ausgezeichnet äußert und hervortritt. Ja das Beſtehen einer Nation ſcheint nur durch Staatseinheit, Nationaltugend und Religion vollkommen geſichert. Von dem Nationalcharakter ſcheint noch wichtig anzuführen, welchen Einfluß er auf das Individuum habe, oder wie er ſich zur Individualität verhalte, und wie man ihn demnach aufzufaſſen hat. Was Erſteres anlangt, ſo iſt der Nationalcharakter nicht etwas, das ſich dem Individuum ſo nothwendig aufdringt, daß nicht ein Individuum durch ſeine Richtung demſelben mehr oder weniger entgegenwirken könnte. Daher gibt es auch Individuen verſchiedner Nationen, welche ſich in nationellen Zügen ähnlich ſind, wie Glieder einer Nation. Am meiſten wirkt der Nationalcharakter auf diejenigen ein, welche ſich deſſelben nicht bewußt werden, mithin auf die kräftige und unverdorbene Maſſe des Volks, welche (wenn nicht ſelbſt geſellige Cultur die Hauptſeite des Nationalcharakters iſt), durch geſellige Verhältniſſe den kräftigen Charakter ihrer Nation noch nicht abgeſchliffen hat. Daraus folgt alſo das Zweite, daß man das Edle des Nationalcharakters in dem kräftigern und unverdorbnern Volke, ſeine Schattenſeiten aber unter den höhern Ständen finde und aufzufaſſen habe. Weil aber eine Nation nicht bloß aus allen ihren gleichzeitigen, ſondern auch aus allen ihren nach einander lebenden Gliedern beſteht, und jeder Charakter, alſo auch der Nationalcharakter, oder die beſondre Richtung und Individualität, welche eine Nation als Ganzes zeigt, und wodurch ſie eben ſowohl ihre Glieder verbindet, als ſie ſich eben dadurch von andern Nationen unterſcheidet, in dem Leben der Nation ſich allmählig entwickelt; ſo muß, wer den Charakter einer Nation entwickeln will, auch ihre Vergangenheit und Gegenwart kennen. Im letztern Falle iſt es erſt vollkommen möglich, die urſprünglichen Züge des Nationalcharakters von den abgleiteten, ſo wie das Weſentliche von den zufälligen Äußerungen einer Nation, und was einer Nation eigenthümlich angehört (das Nationale) von dem, was ſie mit andern gemein hat, zu unterſcheiden. (Über verſchiedne Nationalcharaktere ſiehe Kants pragm. Anthropologie S. 295.) Hier bleibt noch immer die Frage übrig, ob der Nationalcharakter etwas ſey, was die Natur aus der Nation gemacht, oder vielmehr etwas, was die Nation aus ſich ſelbſt gemacht und gegeben habe. Denn ob zwar Abſtammung und Sprache die Grundlagen der Nationalität ſind, welche jedes Nationalglied ohne ſein Zuthun empfängt, ſo läßt ſich doch das Gegebne weiter fortbilden und zur eigenthümlichen Geſtalt erheben. Darum pflegen wir auch z. B. zu ſagen: Dichter und Philoſophen bilden die Sprache. Allein auch hier darf die herrſchende Wechſelwirkung zwiſchen Freiheit und Naturnothwendigkeit nicht überſehen werden. Wo nämlich irgend in einer Nation ein großer Geiſt aufſteht, der nach außen lehrend, bildend oder herrſchend wirkt, und dem Staate, der Kunſt, der Wiſſenſchaft auf lange Zeit ſeinen unſterblichen Geiſt einhaucht, und ſeiner Sphäre einen neuen Schwung und eine feſte Richtung gibt, da wird derſelbe erſt aus dieſer Nation entwickelt und gebildet, und das Geſammtleben der Nation wirkt auf ihn (denn in dem Genius ſind Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit in gleicher Energie vorhanden) eben ſo kräftig ein, als er mit Freiheit das Geſammtleben ſeiner Nation ergreift, es eigenthümlich geſtaltet oder in irgend einer Sphäre kräftig ausprägt. Von

großen Geiſtern ſagt man, ſie ſtehen über einer Nation, dies heißt eben ſowohl: in ihnen lebt und ſammelt ſich die Nationalkraft in eigenthümlicher Form, (Individualität) und wirkt in der beſondern Sphäre, als: ſie bilden und leiten die Nation, und beſtimmen ſo den Nationalcharakter durch ihr freies Wirken. Was erſteres anlangt, ſo finden wir oft, daß auch die größten Geiſter ſelbſt, wo es darauf ankam, die Beſchränktheit ihres Nationalcharakters in Beziehung auf Gehalt oder Form zu überwinden (z. B. die franzöſiſchen und deutſchen Dichter), ihre Nationalität nicht verläugnen konnten, und derſelben häufig ihren Zoll abtrugen. Eben ſo finden wir auf der andern Seite Kunſt, Wiſſenſchaft, und jedes wahrhaft Menſchliche einer Nation, was in ihr äußeres Leben eingreift, wenn wir die Geſchichte derſelben überblicken, an das Leben und die Erziehung ihrer geniellen Geiſter angeknüpft, und von ihnen gleichſam ausgehend und verbreitet. Hier alſo zeigt ſich, was die Freiheit aus der Nationalität macht, und wie ſie zu der Bildung des Nationalcharakters einwirkt. Und hier treffen Freiheit und Nothwendigkeit abermals zuſammen. Denn einen großen Mann nennen wir wahrhaft den, welcher Ideen in gegebnen und geſchaffnen Verhältniſſen mit eigenthümlicher, ungemeiner Energie durchführt und zu realiſiren ſich beſtrebt. Die Natur oder das Schickſal hat ihm vorgearbeitet, er findet Verhältniſſe, und ſein Platz iſt ihm in ſeiner Nation beſtimmt, die er nicht wählen, ſondern als die ſeinige, als mit ihm verwandt, umfaſſen ſoll. Auch die hier gegebnen Verhältniſſe und das Eigenthümliche ſeiner Nation faßt der große Geiſt mit ſcharfem Blicke und im Lichte der Ideen auf, die ihn beſeelen. Er betrachtet ſie nicht als etwas Zufälliges und Willkürliches, ſondern als etwas Nothwendiges und Ehrwürdiges; er ſieht in dem Gegebnen der Nation Anlage und Beſtimmung; er durchſchaut, was die Nation in irgend einem Kreiſe werden kann, und er leitet nun mit gottähnlicher Kraft und durch freieres Eingreifen in die gegebnen Verhältniſſe ſeine Nation in Thaten und Werken unverrückten Blicks zu dieſem Ziele hin. Darum ſcheint in Zeiten, wo unter einer Nation große Männer erſtanden ſind, dieſelbe ein ſchnelleres und bewegteres Leben zu führen, und ſich raſcheren Gangs ihrer Beſtimmung zu nähern, als ſonſt in Jahrhunderten. Lange dauert noch der Schwung in dem Nationalleben fort, wenn der Beweger nicht mehr iſt, und es entwickelt ſich eine Zukunft, die der Genius ſchon geſehen, denn vor ihm ſchließt ſich Vergangenheit und Zukunft auf. In dieſer Entwickelung aber tritt der Nationalcharakter vorzüglich in der Maſſe hervor, auf die ſein Geiſt belebend wirkte. — Aus dem oben Geſagten kann auch klar ſeyn, wie ſich die Bildung des Individuums zu der Nationalbildung und Erziehung verhält, und wie dieſe zur Menſchheit. Denn wenn Nationalität die Menſchheit iſt, ſofern ſie ſich bei einer Nation in einer beſondern Form oder beſtimmter Beſchaffenheit findet, mithin die Menſchheit über oder vielmehr in der Nationalität ſeyn ſoll, ſo darf auch der Nationalcharakter nie ſo weit gehen, und Erziehung und Bildung ihn dahin führen wollen, daß er dem freien Verkehr der Völker und Menſchheit Eintrag thut, und ſteten Haß zwiſchen ihnen nähre. Eine Nation, welche ſich auf dieſe Weiſe abſchließt und von der Gemeinſchaft in der Menſchheit abſondert, würde ſelbſt geiſtig zurückbleiben, und ſich eine freie humane Entwickelung verſchließen.

Ein warnendes Beiſpiel ſtellt die alte Zeit in der hebräiſchen Nation auf. In das entgegengeſetzte Extrem fällt die Volksbildung und Erziehung, wenn ſie aus vorgeblicher Humanität zu einer ſchwächlichen Allerweltsliebe erhoben wird, die oft, beſchönigend Univerſalität genannt, ſich ohne Haltung und Kraft jedem Fremden anſchmiegt und anhängt, wodurch der Nationalcharakter mit der Nationaleinheit zerfallen und verſchwinden muß. Die wahre Erziehung iſt daher Erziehung des Individuums unter der Form der kräftigen Nationalität zur Menſchheit. Sie iſt individuelle Erziehung, ſofern ſie die ſchon gegebne Individialität nicht vernichten, ſondern berückſichtigen und zu einer eigenthümlichen Menſchheitsform erheben will. Sie iſt Nationalbeziehung, ſofern dies unter dem Charakter der Nation geſchieht, und in ſofern ſie hauptſächlich das Gefühl der Nationalehre und Nationaleinheit ohne Haß und Verblendung zu beleben und zu erhalten ſucht. Eine ſolche iſt auch den Deutſchen Noth! T.

Nationalbildung, ſ. Volksbildung.

Nationalinſtitut, ſ. Inſtitut.

Nationaltheater. In den letzten Decennien ſprach man in Deutſchland viel von Nationaltheatern, und insbeſondre die Berliner nannten ihr deutſches Schauſpielhaus gewöhnlich das Nationaltheater. Es ſcheint, daß dieſes einer jener dunkeln Begriffe geweſen ſey, von welchen diejenigen vielleicht am meiſten Rechenſchaft geben könnten, die den Ausdruck Nationaltheater am häufigſten brauchten. Nur dann, wann eine Nation eine eigenthümliche dramatiſche Literatur beſitzt, kann ſie ein Nationaltheater haben. Eine eigenthümliche nationelle dramatiſche Literatur ſetzt aber Nationalſitten, Nationalcharakter, Nationalintereſſe, große Nationalbegebenheiten, eine vollſtändig gebildete Nationalſprache, einen Nationalgeſchmack voraus. Ein Theater, auf welchem die Stücke einer dramatiſchen Literatur, die auf dieſen Grundlagen beruht, aufgeführt werden, kann ein Nationaltheater genannt werden. In dieſem Sinne iſt das Théâtre françois zu Paris ein wahres Nationaltheater, ungeachtet es von den Franzoſen nicht ſo genannt wird. — Ob es nach dieſem Begriff in Deutſchland ein Nationaltheater gebe, kann nach dem Obigen von ſelbſt beurtheilt werden.

Nationalverſammlung, Nationalconvent, ſiehe Frankreich.

Natur. Schon dem früheſten Alterthum erſchien die Sinnenwelt mit allen ihren mannichfaltigen Elementen und Geſchlechtern, theils auf der einen Seite (und hier war eigentlich zunächſt nicht von der jetzigen Natur, ſondern von ihrem Urbild die Rede) als eine Offenbarung und Erzeugung aus Gott (als Dionyſos und Zagreus der älteſten Geheimlehren), ein Wort, eine Sprache Gottes zu dem Menſchen, theils, und hier war mehr die jetzige Natur gemeint, erkannten die alten Geheimlehren in dem bunten Sinnenreich des Dionyſos den einſtweiligen, vorübergehenden Aufenthaltsort der zu ihrem ewigen Urſprung heimkehrenden Seelen, reich ſowohl an Hülfsmitteln, welche jene Heimkehr begünſtigen, die Sehnſucht dazu erwecken, als auch an Mitteln, welche die Seele durch ihren falſchen Reiz feſſeln und von der Heimkehr abführen, ſie derſelben in ſinnlicher Trunkenheit vergeſſen machen konnten. Auch unſerm Gefühle offenbart ſich die Natur in beiderlei Bedeutung. Die Schriftſteller über thieriſchen Magnetismus erzählen, daß nach

der Ausſage der Clairvoyanten dieſen in den Zuſtänden ihrer Entzückung öfters ſchöne Gegenden, reizende Naturanſichten vor den Augen der Phantaſie erſcheinen, und bei mehrern beſtand das Angenehme jenes Zuſtandes vorzüglich in dem Erſcheinen und geiſtigen Beſchauen jener Naturbilder. Auch der ehrwürdige Stilling erzählt von ſich ſelber, daß ihm bei dem Schreiben ſeines merkwürdigen Heimwehbuchs vorzüglich oft himmliſch ſchöne Landſchaften, reizende Naturanſichten vor der Seele geſchwebt hätten, und hält dieſe innern Erſcheinungen für Einwirkungen und Rührungen aus einer höheren Region. Die Sprache der Poeſie und des Prophetenthums beſteht vorzüglich in ſolchen Naturbildern, und auf der höchſten Begeiſterungsſtufe des letztern verwandeln ſich die Worte ganz in Naturbilder und Geſtalten, worin ſich einem ſolchen Clairvoyanten höherer Art die Begebenheiten der Zukunft und die Worte einer höhern Region kund thun. Auch zu uns ſpricht zuweilen die äußere Natur bei dem ſtillen einſamen Betrachten einer ſchönen, großartigen Landſchaft, oder einer vorzüglich impoſanten Naturerſcheinung, eine ſolche, nicht leicht in Worte zu überſetzende Geiſterſprache und das Sehnen, die Vorahnungen, die dann zuweilen in uns erwachen, finden wohl ihre Befriedigung und Erfüllung nicht in dem jetzigen Daſeyn, ſondern ſind uns Boten aus einer fernen höhern Zukunft. Sie ſind uns jener beſſere Becher des Dionyſos, der uns die Augen über Gegenwart und Zukunft von neuem öffnet, und die Sehnſucht nach der Heimkehr wieder in uns erweckt. Von dieſer Seite iſt uns demnach die Natur noch immer, was ſie den Lehrern des Alterthums war: eine Bilder- und Hieroglyphenſprache, worin die Gottheit mit und zu uns redet, uns ermahnt, erweckt, belehrt und tröſtet, obgleich von jenen hohen Hieroglyphen viele vermiſcht und unkenntlich, viele entſtellt und zu einer gerade umgekehrten Bedeutung gemißbraucht worden. Aber auch in der andern oben erwähnten Bedeutung zeigt ſich uns die Natur noch jetzt als bergender und wohlthätiger, aber auch zugleich als verführeriſcher, gefährlicher Aufenthaltsort auf der Pilgerreiſe der Seelen zur Heimath. Ein Theoſoph und Philoſoph der neuern Zeit (St. Martin) vergleicht die Natur mit einer bergenden Decke, welche eine höhere wohlthätige Hand über die Schrecken und Gefahren eines furchtbaren Abgrundes, die ſich öfters durch jene Decke hindurch zu uns herauf erheben, hinweggebreitet und gebaut habe, welche aber zugleich auch von oben die Strahlen einer höhern Sonne zwar leicht hindurch ließe, aber dieſelben auf mannichfaltige Weiſe bräche und trübe. In der That kennt jeder von uns aus der frühern phantaſtiſchen Zeit der Kindheit jenes Gefühl der Sicherheit und des Schutzes, welches uns nach dem Erzählen und Anhören geſpenſterhafter Mährchen dann anwandelt, wann wir von dem grauſenerregenden einſamen Orte in eine geräuſchvolle, lebhafte Umgebung kommen; jenes Gefühl, das uns auch dann erfüllt, wann nach der lebhaften Furcht einer in Einſamkeit durchwachten Nacht auf einmal der helle Tag anbricht, der uns die ganze lebendige Umgebung in ihrer bunten Mannichfaltigkeit wieder ſichtbar macht. In ſolchen nächtlich einſamen oder ſonſt Furcht erfüllten Augenblicken war es uns, als ob jener Abgrund, jene Region des Schreckens mit ihren Furchtgeſtalten uns näher getreten wäre, und in den darauf folgenden wieder beruhigenden Momenten war es uns, als ob die bergende, ſchirmende Decke wieder über jenen Abgrund hinweggezo-

gen, die Zwiſchenmauer zwiſchen ihm und uns von neuem aufgeſtellt würde. Auf der andern Seite haben die Myſtiker der höhern und niedern Art zu allen Zeiten behauptet, daß die möglichſte Erhebung über jene Decke, die möglichſte Enthüllung derſelben nöthig ſey, wenn die Strahlen der höhern Region rein und ungetrübt zu uns gelangen ſollen. Jene verhüllende Decke, welche in den Geheimlehren des Alterthums als der eine, der Taumel-Becher des Dionyſos (des Repräſentanten und Herrſchers der Sinnenwelt) erſcheint, muß in unſrer Zeit durch die über alle Theile der Naturkunde ſo reiche Aufſchlüſſe gebende Geſchichte des magnetiſchen Hellſehens und der damit verwandten Erſcheinungen eine neue Deutung erhalten. Wenn die Seelen jenen einen Becher des Dionyſos leeren, heißt es, vergeſſen ſie der Heimath, erliſcht in ihnen die ſchmerzliche Sehnſucht nach ihrem Urſprung, verlieren ſie die Kenntniß ihrer Vergangenheit, bis der andre beſſere Becher ihnen gereicht wird, der auf ein mal die entſchlafene Sehnſucht nach Rückkehr, die verloren gegangne Erinnerung an die Heimath wieder aufweckt. Auch der gewöhnliche (ſogenannte wache) Zuſtand des Lebens ſcheint im Vergleich mit jenem des Hellſehens, wobei gewöhnlich eine deutliche Erinnerung aller im Wachen längſt vergeßnen Momente der Vergangenheit, und ein ungewöhnlich klarer und deutlicher Blick in alle höhern und niedern Geheimniſſe des Lebens und in das Räthſel ſeiner Beſtimmung Statt findet, in einem beſtändigen Vergeſſen und nur momentanen Wiedererinnern des eigentlichen Loſungswortes unſers Daſeyns zu beſtehen. Beim Erwachen aus dem Zuſtand des Hellſehens wiſſen die magnetiſch Hellſehenden nichts mehr von Allem, die Decke, welche alle jene geiſtigen Erkenntniſſe verhüllt, zieht ſich von neuem vor, und nur der Tod nimmt dieſelbe ganz hinweg. Hierin erſcheint die zerſtreuende, den äußern Sinn in Anſpruch nehmende äußere Umgebung des alltäglichen Lebens, wie der Taumelbecher des Dionyſos zu wirken, das ſtärkere Geräuſch macht das leiſere unhörbar, das hellere Licht überglänzt das ſchwächere, das ſinnliche Leben in uns armen beidlebigen Weſen das erſt aufkeimende geiſtige. Der Zuſtand des magnetiſchen Hellſehens wird dadurch möglich, daß die Seele von der äußern Sinnenwelt zurück in ihr Innres gezogen wird. Jene Zurückgezogenheit ins Innre wird beim magnetiſchen Hellſehen nicht durch den freien Willen und durch einen höhern Act der Selbſtverläugnung bewirkt, ſondern ſie geſchieht unwillkürlich, nach dem Wirkungsgeſetz körperlich-organiſcher Kräfte (man ſehe den Artikel Magnetismus); es gibt aber eine andre, freiwillige Zurückziehung aus dem die innre leiſe Stimme übertäubenden Geräuſch der Sinnenwelt ins Innre, welche nur durch Selbſtüberwindung möglich wird; und durch jene freiwillige Zurückziehung gelangt die Seele zu einer ganz neuen, höhern Art des Hellſehens, welche durch kein Wiedererwachen unterbrochen wird, weil ſie ſelbſt der eigentliche und urſprüngliche Zuſtand des Wachens unſrer Natur iſt. In der That, nur Erfahrungen dieſer Art ſind es, welche jenen andern, für uns ſehr demüthigenden, daß z. B. ſchon der volle Magen, Unverdaulichkeit und andre krankhafte Zuſtände dieſer Art uns auf ein mal die Region unſrer Erkenntniſſe verengern und unzugänglicher machen können, ein tröſtendes Gegengewicht zu halten vermögen. Der Taumelbecher, den uns Dionyſos als Herrſcher der Sinnenwelt reicht, iſt Liebe und Anhänglichkeit zu dem Sinnlichen; der im jetzigen Zuſtand

des Daſeyns meiſt überwiegenden Anneigung zum Sinnlichen muß die höhere Liebe (und mit ihr das höhere Erkennen) weichen. Sobald aber im reinern Menſchen ihrerſeits die höhere Liebe das Übergewicht gewinnt, kehrt auch mit ihr das höhere Erkennen (das oben erwähnte Hellſehen höherer, beßrer Art) wieder. Wenn demnach ſchon nach den Lehren des Alterthums die uns umgebende Sinnenwelt auf doppelte, ganz entgegengeſetzte Weiſe auf uns einwirkt, einmal als Sprache und Stimme einer höheren Region, die durch ihre dunkeln, aber das Gefühl mächtig ergreifenden Hieroglyphen die Sehnſucht nach dem Höhern und Beſſern (das Heimweh) mächtig in uns weckt und verſtärkt, auf der andern Seite aber als betäubender (jene höhere Stimme übertäubender) Schlaftrunk; ſo ſteht dieſes mit der eben ſo alten Anſicht, nach welcher die Sinnenwelt durch den Kampf zweier ſich entgegengeſetzter Kräfte, der böſen und guten, des Lichts und der Finſterniß, entſtanden und ein Zuſammenfluß aus beiden iſt, in tiefem Zuſammenhang, und unſer eignes Gefühl, unſre innerſte Erfahrung widerſpricht jenen alten Lehren und Anſichten nicht. Wir haben uns mit Abſicht hier länger, als es vielleicht vielen Leſern erwünſcht war, bei den Anſichten der älteſten Zeit über die Natur und das Verhältniß derſelben zum Menſchen verweilt, weil in der That das Alterthum in dieſes Geheimniß tiefere Blicke gethan als die letzten Menſchenalter, und die eben erwähnten Anſichten, über welche man das Nähere in Creuzers Symbolik und Mythologie nachleſen kann, jenen Gegenſtand mit vollkommner Wahrheit und Helle auffaſſen. Auch das, was der Menſch der Natur urſprünglich war und ſeyn ſollte, hatte die alte Zeit richtig erkannt, und es ließe ſich bei dieſer Gelegenheit viel über eine Magie höherer und niederer Art ſagen, wenn dieſer Artikel hierzu hinlängliche Gelegenheit darböte. In neuerer Zeit iſt das Verhältniß des Menſchen zur Natur, und der Natur zum Menſchen zum Theil auf andre Weiſe aufgefaßt worden. Indeß hat es auch von dieſem Geſichtspunkte aus einem aufmerkſamen Auge nicht entgehen können, wie ſehr die Natur ein geſetzgebendes und belehrendes Wort der Gottheit an den Menſchen ſey. Beſonders hat Herder in dem trefflichen erſten Theile ſeiner Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit genügend gezeigt, wie der Menſch ſo oft äußere Einrichtungen, Künſte und Kunſtfertigkeiten der ihn umgebenden äußern Natur, beſonders der Thierwelt abgelernt, wie das bauende Thier dem Menſchen bauen (ein kleiner Käfer ihm das Begraben der Todten) gelehrt habe. In ſo weit jene Anſicht in der Wahrheit begründet iſt, zeigt ſich hier abermals, daß der Menſch erſt durch Zurückſtrahlung aus einer untergeordneten Region das ihm urſprüngliche, jetzt verloren gegangne Licht wieder empfangen konnte.

Eg.

Naturaliencabinet (Naturalienkammer, Naturalienſammlung), iſt eine Sammlung von allerlei Gegenſtänden aus den drei Reichen der Natur, welche entweder eine öffentliche Anſtalt iſt, oder von Privatperſonen angelegt wird, zuweilen bloß aus Prachtliebe, zuweilen aus Liebhaberei, oder aus wirklichem Intereſſe für die Beförderung der Wiſſenſchaft. Die erſte Veranlaſſung zu ſolchen Sammlungen ſcheint im Alterthum die Sitte geweſen zu ſeyn, außerordentliche Werke oder ſeltne Naturgegenſtände in den Tempeln aufſtellen zu laſſen. So ließ König Philipp von Macedonien die Hörner jenes wilden Ochſen, welcher lange das Land verheert

hatte, im Tempel des Hercules aufhangen. So unterſuchte Plinius in einem Tempel zu Rom ein großes Stück Wurzel des Zimmtbaums. Daß bei dieſen naturhiſtoriſchen Gegenſtänden in den Tempeln viel mythologiſches unterlief, begreift ſich leicht, und man braucht ſich deßfalls nur an den Schulterknochen des Pelops zu erinnern, der im Tempel zu Elis gezeigt wurde. Wer eigentlich aber im Alterthum zuerſt eigne naturhiſtoriſche Sammlungen zur Beförderung der Wiſſenſchaft angelegt, iſt unbekannt. Wahrſcheinlich iſt es, daß Ariſtoteles eine ſolche Sammlung hatte, da ihm auf Alexanders Befehl das ſeltenſte aus allen drei Reichen der Natur zugeſchickt werden mußte. Was indeſſen im Alterthum der Einrichtung von Naturaliencabinetern vorzüglich entgegengeſtanden haben muß, ſcheint die Unzulänglichkeit der Mittel geweſen zu ſeyn, die man damals zur Aufbewahrung der der Fäulniß unterworfenen Gegenſtände hatte. Noch unbekannt mit dem Gebrauch des Weingeiſtes, welcher alle Fäulniß abhält, und bei ſeiner Durchſichtigkeit die vollkommne Beſchauung des in ihm aufbewahrten Körpers verſtattet, legte man die faulbaren Naturalien in Salzwaſſer oder in Honig oder man übergoß ſie mit Wachs. Im Mittelalter war die Anlegung von Naturalienſammlungen gewöhnlich die Sache der Kaiſer, Könige und Fürſten, denen man aus dem Auslande ſeltne Naturgegenſtände zum Geſchenk mitbrachte, wozu die Ausbreitung des Handels immer mehr Gelegenheit gab. Als ſich die Vorurtheile verloren, welche ſich anfangs der Anatomie entgegenſetzten, und die Akademien die Erlaubniß bekamen, menſchliche Körper zu zerlegen, ſcheint man zuerſt den Nutzen des Weingeiſtes zur Aufbewahrung faulbarer Naturalien erkannt zu haben. Erſt ſpäter wurden Naturalienſammlungen von Privatperſonen angelegt. Solche Örter, wo ein lebhafter Handelsverkehr herrſchte, waren hierzu vorzüglich geeignet. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, was Herr von Stetten in ſeiner Kunſtgeſchichte von Augsburg ſagt, daß dieſer Sammlungsgeiſt in Deutſchland in dem vor Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien durch ſeinen Handel ſo blühenden Augsburg zuerſt rege geworden ſey. Die erſten einigermaßen bedeutenden Privatſammlungen kommen indeſſen erſt im 16ten Jahrhundert vor. So hatten H. Corn. Agrippa von Stettesheim, Paracelſus, Cardanus, Conrad Gesner, Georg Agricola und andre nicht unbedeutende Naturalienſammlungen. Den erſten Catalog von Privatſammlungen gab Samuel Quickelberg, ein Arzt aus Antwerpen, der um das Jahr 1553 in Ingolſtadt in großem Anſehn ſtand, im Jahre 1565 zu München in 4. heraus. Jetzt iſt ganz Europa mit öffentlichen und Privat-Naturaliencabinetern angefüllt. Als die vorzüglichſten bemerken wir dasjenige, welches einen Theil des Muſeums zu Paris ausmacht, das Naturaliencabinet der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, das auf dem königlichen Schloſſe zu Berlin, und das der Geſellſchaft naturforſchender Freunde ebendaſelbſt, das kaiſerlich königliche Cabinet der Naturgeſchichte zu Wien, die Cabineter zu Jena, Dresden, Hannover und Zelle, das Cabinet, welches einen Theil des brittiſchen Muſeums in London ausmacht, das Naturaliencabinet von Banks ebendaſelbſt, die Cabineter im Haag, Barcelona, Madrid, das kaiſerliche Naturaliencabinet in St. Petersburg. In Dänemark und Schweden gibt es keine ausgezeichnet großen Naturalienſammlungen, und bloß in dem letztern Reiche iſt das auf der Univerſität Upſala befindliche Cabinet zu bemerken,

um welches ſich der berühmte Linné beſonders verdient gemacht hat. Der mannichfaltige Nutzen ſolcher Sammlungen ſpringt übrigens ſo von ſelbſt in die Augen, daß es überflüſſig ſeyn würde, denſelben noch beſonders aus einander zu ſetzen.

Naturalismus. Unter dieſem Worte verſteht man gewöhnlich die Ausübung einer Sache, nicht nach den Regeln der Kunſt, ſondern nach eignen Verſuchen. So iſt z. B. derjenige ein Naturaliſt im Fechten, der dieſe Kunſt nie nach den Regeln gelernt hat und doch mit einem andern zu fechten unternimmt. So iſt man Naturaliſt ſogar in der Philoſophie, wenn man bloß mit Hülfe des geſunden Menſchenverſtandes, ohne hiſtoriſche und theoretiſche Kenntniſſe dieſer Wiſſenſchaft, die Probleme derſelben zu unterſuchen und zu entſcheiden unternimmt. Alle Künſte ſind in dieſem Sinne von Naturalismus oder Naturaliſterei ausgegangen; früh waren die vom Inſtinct oder zuweilen vom Genie eingegebnen Verſuche, aus deren wiederholter Beobachtung kältere Köpfe mit der Zeit Kunſtregeln bildeten, und dieſes war der Gang der Sache in allen Künſten. Die erſten Künſtler waren alſo Naturaliſten, die nachfolgenden bildeten die Kunſt ſo aus, daß es oft ſchien, als ob man ſie ohne natürliche Anlage und bloß durch Kunſtregeln erlernen könne. So gebildete mittelmäßige Künſtler haben im Gegenſatz von geſchickten Naturaliſten oft den im Grunde thörichten Streit veranlaßt, ob es beſſer ſey, Naturaliſt oder Künſtler in einer Sache zu ſeyn. In einer jetzt ſeltner gewordnen und wiſſenſchaftlichen Bedeutung ſetzt man das Wort Naturalismus, als gleichbedeutend mit natürlicher oder Vernunftreligion, zuweilen der Offenbarung entgegen und verſteht darunter das Syſtem, nach welchem der Menſch durch den Gebrauch und die geſchickte Anwendung ſeiner natürlichen Kräfte, ohne den Gebrauch einer offenbarten Religion, zur Vollendung in dieſem und zur Seligkeit in jenem Leben gelangen kann.

Naturaliſiren (zuweilen auch nationaliſiren), heißt jemanden in einem Lande einheimiſch machen, oder ihn als Fremden die politiſchen Titel eines im Lande gebornen mittheilen. Das Recht, welches den naturaliſirten auf dieſe Weiſe ertheilt wird, heißt das jus indigenatus, oder das Recht eines indigena (eines im Lande gebornen). Sehr ſelten ſchließt aber die Naturaliſirung oder die Ertheilung des Indigenats (ſ. d.) die Mittheilung aller politiſchen Rechte eines Eingebornen oder Landskindes in ſich, und oft iſt das Indigenat noch vom eigentlichen Bürgerrecht verſchieden. In jedem Lande ſind gewöhnlich die Fälle, in welchen man naturaliſirt werden kann, durch allgemeine Landesgeſetze beſtimmt, von denen jedoch in monarchiſchen Staaten die Gunſt des Fürſten häufig diſpenſirt. Gewöhnlich gibt eine Reihe von Jahren, die man in einem Lande zugebracht oder eine Stelle, die man darin erlangt, oder ein Verdienſt, das man ſich darum erworben hat, das Indigenat. Bei den Republiken des Alterthums bemerkt man, daß ſie in ihrer erſten Entwicklungsperiode, um ſich in der Zahl zu verſtärken, mit Ertheilung des Bürgerrechts eben ſo freigebig waren, als ſie ſtreng und ſparſam damit wurden, wenn der Staat feſt gegründet und in ſeiner blühenden Periode war. Der Verfall der alten Republiken führte auch dieſes mit ſich, daß man mit Ertheilung des Bürgerrechts wieder äußerſt freigebig wurde, indem der Luxus, die vermehrten Communicationen, der verminderte Werth einer ſinkenden Freiheit, das Iſolirungsſyſtem ſchwächte und das Bürgerrecht we-

niger ſchätzbar machte. Wenn man in England naturaliſirt wird, ſo erhält man damit noch weder das Recht, Parlamentsmitglied oder Glied des Miniſterconſeils oder irgend ein öffentlicher Beamter zu werden. Die Handelsvortheile, welche der geborne Engländer im Handel mit auswärtigen Nationen genießt, könnten jedoch allein viele Ausländer bewegen, ſich naturaliſiren zu laſſen. Auch dafür iſt in England geſorgt. Erſt ſieben Jahre nach der geſchehenen Naturaliſation darf der Naturaliſirte an jenen Handelsprivilegien der gebornen Engländer in fremden Ländern Theil nehmen. In einer übergetragenen Bedeutung gebraucht man das Wort naturaliſiren auch von Naturproducten eines Landes, welche in ein andres verpflanzt werden, und von Wörtern einer fremden Sprache, welchen man das Bürgerrecht in einer andern ertheilt.

Naturdichter, Naturpoeſie. Daß man dieſen Namen in unſrer Zeit ſehr gemißbraucht hat, darin ſind alle Gebildeten vollkommen einverſtanden. Indeſſen könnte man noch fragen, ob dieſer Name überhaupt einen verſtändigen Sinn gewähre, und darum wird die genauere Entwickelung der Begriffe über dieſen Gegenſtand nicht überflüſſig ſeyn. Wenn die Poeſie, wie allgemein angenommen werden muß, eine Kunſt iſt, ſo kann, ſcheint es, kein Dichter ein Naturdichter ſeyn, und wenn jeder Dichter, wie man ſagt, „geboren wird," oder „ein geborner Dichter ſeyn muß," ſo muß jeder Dichter auch Naturdichter ſeyn. Wahr iſt es nun, daß die Dichtkunſt ein Naturell vorausſetzt, welches kein Menſch ſich geben kann; es gibt aber auch manches an der Kunſt, was nur durch Fleiß, Übung und freie Richtung des Naturells erworben werden kann. Wo aber beide, Natur und Freiheit, glücklich zuſammentreffen, iſt das Höchſte in der Poeſie möglich. Jeder iſt alſo durch ſeine Natur, keiner durch bloße Natur Dichter, und es gibt in dieſer Beziehung gar keinen Naturdichter; oder jeder iſt einer. Aber es laſſen ſich Grade der Kunſtbildung unterſcheiden, mit welchen jemand die Kunſt ausübt. Der Eine empfängt eine ſchulmäßige Anleitung in dem Gebrauch ſeines Kunſtmittels, oder übt ſich ſelbſt nach beſtimmten Grundſätzen in der fehlerfreien und richtigen Anwendung deſſelben, um es dereinſt zur freien Darſtellung des Schönen zu erheben; einem Andern wird ohne Studium und fremde Anweiſung ſchon der Verſuch zu einem gelungnen Werke, und jede Übung eines ſpielenden Krafttriebes ein angenehmes, gefälliges Product. Wollte man dieſen Naturdichter nennen, ſo würde entweder der höhere Grad der Genialität, das Charakteriſtiſche deſſelben oder der Naturdichter nichts anders, als ein Naturaliſt in der Dichtkunſt ſeyn. Denn es ließe ſich auch denken, daß jener, der die vollkommne Schule, das eigentlich Techniſche oder Grammatiſche und Erlernbare der Kunſt, mit Ernſt und Freiheit mehr oder minder ſchnell durchlaufen, deſſelben Grades der Energie ſich rühmen dürfte, und daß er den, welcher ſchon früh ſpielend und ohne planmäßige Anleitung und Übung ein angenehmes und gefälliges Product hervorbringt, ſpäterhin durch Tiefe, Gründlichkeit und Klarheit ſeiner Werke weit übertreffe. In dieſer Rückſicht würden wir einen Naturaliſten in der Poeſie als einen noch nicht fertigen und ausgebildeten Dichter betrachten, der, wenn ihn der oberflächliche Reiz ſeines Products und der Beifall der Menge bezwingt, vielleicht niemals zur höhern Ausbildung gelangt, wie man überhaupt Jeden Naturaliſten

zu nennen pflegt, dem die kunſtmäßige Ausbildung ſeines Talents mangelt, und welcher in den mehr oder weniger ſichern Übungen deſſelben das aufſtellt, was er für Kunſtwerk hält oder im Kunſtgebiete zu leiſten entſchloſſen iſt. Wer ſeinen Talenten alles überläßt, und mit flüchtiger Einſicht in das Kunſtgebiet, ohne tieferes Studium der Kunſt und ihrer Gegenſtände zum Darſtellen eilt, wo er noch üben ſollte, der iſt Naturaliſt. In der Poeſie, Declamation und in den mimiſchen Künſten zeigt ſich hauptſächlich der Naturalismus, weil in dieſen das Kunſtmittel von dem darſtellenden Subject ungetrennt iſt, und es jeder im Leben, aber zu andrer Abſicht gebraucht. Deßhalb entſteht ſo leicht die Meinung, als ſey in dieſen Künſten das Studium nicht nöthig, und deßhalb könnte es auch ſcheinen, als ſey ein jeder Dichter und Schauſpieler Naturaliſt. Blicken wir aber in das Leben der größten Dichter, ſo ergibt ſich bald, mit welchem gewiſſenhaften Studium, mit welcher wahrhaft religiöſen Vertiefung in die Gegenſtände der Dichtkunſt ſie ihren Naturberuf entfaltet, und ihrer Kunſt obgelegen haben; und wir würden, wenn auch die meiſten, welche als Dichter täglich auftreten, das Studium der Sprache, der Rhythmik u. ſ. w. nicht betrieben hätten, und alſo Naturaliſten wären, doch unzweckmäßig und nur mißbrauchsweiſe den Namen des Naturdichters auf ſie übertragen. Sonach würde derſelbe zunächſt denjenigen bezeichnen, der, mit einem hohen Grad der poetiſchen Anlage ausgeſtattet, auch eignes, tiefes Studium, ohne fremde Anweiſung (als Autodidact) zu dem Charakter des Dichters gelangt. Endlich ſcheint ſich dieſer Name, ſo wie der Ausdruck Naturpoeſie, auf die verſchiednen Arten der Bildung zu beziehen, unter deren Bedingung die Poeſie geübt wird; denn ohne alle Cultur hat es nirgends und zu keiner Zeit Poeſie gegeben. Es gibt nämlich eine Art der Bildung, welche mehr den Charakter der lebendigen Anſchauung und der allſeitigen Vertiefung in die Gegenſtände trägt; ſie iſt dem Künſtler vorzugsweiſe eigen und förderlich, in Beziehung auf die Perſönlichkeit des Künſtlers aber iſt ſie mehr bewußtlos und hat den äußern Anſchein eines inſtinctartigen, aber freien Hingebens und Hingezogenſeyns an die Gegenſtände. Sie findet ſich unter Menſchen und Völkern da, wo ihre Einbildungskraft, der klare Spiegel der Natur, die Dinge in ihrem reinen, ungetrübten Schimmer lebendig auffaßt, wo ſich der Menſch nur erſt allmählig über die Naturgewalt erhoben hat, und wo er alſo der Natur noch näher ſteht. Eine andre entgegengeſetzte Art der Cultur findet Statt, wo einſeitige, das Geiſtige und Körperliche, Idee und Wirklichkeit trennende Reflexion herrſchend geworden iſt. Man kann ſie die künſtlichere Bildung nennen. Bei jener herrſcht überhaupt die Kunſt, bei dieſer die Wiſſenſchaft vor. Dieſer Gegenſatz aber tritt ein 1. in Hinſicht ganzer Geſchichtsperioden, z. B. der alten (d. i. vorchriſtlichen), und der neuern Zeit, ſo daß man die griechiſche Poeſie im Gegenſatze der Poeſie der neuern Völker überhaupt und vorzugsweiſe Naturpoeſie, letztere Kunſtpoeſie nennen könnte, in ſo fern ſie eine künſtlichere Bildung vorausſetzt; dann 2. in Hinſicht der Geſchichtsperioden einzelner Völker, ſo daß die homeriſche Poeſie durch ihren reinnatürlichen Charakter im Gegenſatze der ſpätern und ausgebildetern Lyrik und Dramatik, ferner die altdeutſche Poeſie, namentlich die Poeſie der Volkslieder oder die volksmäßige Poeſie, im Gegenſatze der Dichtungen ſpäterer und unſerer Zeit Naturpoeſie genannt werden dürfen; endlich

3. in einer und derſelben Zeit bei verſchiedenartiger Bildung der Individuen, in denen entweder jene oder dieſe Anſicht, die poetiſche und lebendige, oder die verſtändige und reflectirende Anſicht vorherrſcht. So könnte man z. B. Bürger, ja ſelbſt Göthe, als wahren Naturdichter, einem Schiller, als mehr reflectirendem Dichter (Einige ſagen philoſophiſchem Dichter), entgegenſtellen. Erſtere nämlich faſſen ihre innre Welt im Drange ihres poetiſchen Gefühls in lebendigen, ſcharf beſchloſſenen Zügen und Geſtalten auf; in Schillers Poeſien findet man dagegen oft nur eine erhabne und geiſtvolle Reflexion über die Gegenſtände, ja die Poeſie ſelbſt, ſtatt Darſtellung derſelben, ferner, ein Gegenſatz des Idealen und der Wirklichkeit, welche der Dichter in ſeiner Welt vereinigen muß, und überhaupt ein Schwanken zwiſchen Poeſie und Philoſophie, das freilich erſt nach ſeinem Hingang in Dichtern von weniger Energie und Gedankenfülle beſonders unangenehm bemerkt, und zum Gegenſatz der Poeſie in der Poeſie geworden iſt. Aus dieſer Culturverſchiedenheit iſt es auch begreiflich, warum die wahren Dichter unter uns ſo ſelten ſind, und immer ſeltner erſcheinen werden, da im Gegentheil die Kunſtphiloſophen und Kritiker ſich vermehren. Denn die Reflexion über das Geſchaffene folgt dem Schaffen nach, und erſcheint vorherrſchend, je mehr die Schöpfungskraft eines Volks ſich erſchöpft. Ferner iſt es auch erklärbar, warum erſt zu unſrer Zeit der Unterſchied der Naturpoeſie und des Naturdichters von der Kunſtpoeſie gemacht worden iſt. Denn da der Naturdichter als ſolcher weniger über ſich ſelbſt reflectirt, was erſt der Charakter einer ſpätern Cultur iſt, in welcher der Verſtand zum vorherrſchenden Princip erhoben wird, ſo konnte eben auch der Charakter der Naturpoeſie den Menſchen jener Zeit nicht zum Bewußtſeyn kommen, wohl aber der ſpätern Zeit, der Zeit der herrſchenden Reflexion, die jenen Gegenſatz erſt bildet und begreift. Zu den Merkmalen der Naturpoeſie in der zuletzt angeführten Bedeutung würden wir es rechnen, daß ſie freilich mehr oder weniger volksmäßig iſt, und alle Claſſen und Stände einer Nation gleich anſpricht, begeiſtert und erhebt; dahingegen die Kunſtpoeſie einen höhern Grad, beſonders der intellectuellen und geſelligen Cultur verlangt, und daher mehr für die höhern Stände geeignet iſt. Wenn jene mehr an ſich ſelbſt erhebt und erfreut, ſo muß man ſich zu dieſer erheben und bilden. Endlich kann der Name Naturpoeſie und Naturdichter auch auf den Gegenſtand der Dichtung bezogen werden, doch nicht ohne Rückſicht auf die bisher angeführte Bedeutung dieſer Ausdrücke. Denn die Natur in ihren Wirkungen und Erſcheinungen kann nur da ſelbſtſtändig von der Poeſie gefaßt und behandelt werden, wo ſie nicht im Gegenſatze des Geiſtes und bloß durch Reflexion, ſondern ſymboliſch, und gleichſam als Perſonificirung des Geiſtigen durch Phantaſie aufgefaßt wird. Dieſes iſt gewöhnlich in der beſchreibenden oder mahlenden Poeſie am allerwenigſten der Fall; ſie iſt im Gegentheil öfter Product einer einſeitigen Reflexion, welcher die Phantaſie kümmerlich untergeordnet wird, als freies Reſultat der gefühlvollen und phantaſiereichen Naturanſchauung, daher wir das beſchreibende Gedicht, wie es iſt, am wenigſten zur Naturpoeſie und den beſchreibenden Dichter zu den Naturdichtern rechnen möchten. Wir würden aber in Verlegenheit gerathen, wenn uns jemand um ein fehlerfreies Muſter der Naturpoeſie in letzterm Sinne fragte.

Was man übrigens heutzutage hier und da mit dem Namen Naturdichter belegt hat, können unſre Leſer aus dem Art. Hiller ungefähr erſehen. T.

Naturell. Unter dieſem öfters ſchwankend, bald für Temperament, bald gar für Charakter genommenen, Ausdruck befaßt man am richtigſten alle jenen Eigenthümlichkeiten der Menſchennatur, die aus den körperlich-organiſchen Anlagen hervorgehn. Vom thieriſchen Leben geht alles bei ans aus; unſer erſtes Leben iſt bloße Vegetation. Aber auch wenn das Empfindungs- und geiſtige Leben ſich entwickelt hat, dauert das vegetative fort, und hat einen weſentlichen Einfluß auf das höhere Empfindungs- und geiſtige Leben. Wie oft ſind wir ein Spiel unſres Mechanismus! Kann aber ſchon ein vorübergehender Zuſtand Veränderungen in uns bewirken, wie viel mehr wird es nicht eine bleibende Beſchaffenheit! Menſchen, die ſchon in der phyſiſchen Anlage nichts mit einander gemein haben, können unmöglich in Gefühl, Meinung und Vorſtellung ſich gleichen. Bei Beurtheilung eines Menſchen hat man demnach Rückſicht zu nehmen auf ſeinen Organismus, die beſondre Beſchaffenheit der feſten und flüſſigen Theile, deren Verbindung und Verhältniß, und alles dasjenige, was dadurch Veränderungen im geiſtigen und moraliſchen Menſchen hervorbringt. Man kann auch ſagen, daß man Rückſicht zu nehmen habe auf die Conſtitution, Bau und Beſchaffenheit der feſten Theile des Körpers, und die Complexion, d. i. das Flüſſige, durch die Lebenskraft geſetzmäßig Bewegliche im Körper, mit Inbegriff der Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieſer Säfte. Beide ſind noch nicht das Naturell ſelbſt, ſondern nur die Bedingungen deſſelben, denn je nach dem dieſe verſchieden ſind, kommen auch verſchiedne Erſcheinungen des Gemüths zum Vorſchein. Der Artikel Temperament wird alles dieſes vollends ins gehörige Licht ſetzen; kaum laſſen ſich dieſe beiden trennen. dd.

Naturforſchung (wahrhafte), ſ. Naturgeſetze.

Naturgeſchichte, eine mit der Phyſik oder Naturlehre eng verbundene Wiſſenſchaft, welche die Beſchreibung oder Schilderung aller Naturkörper zum Gegenſtande hat. Schicklicher wäre daher auch die Benennung Naturbeſchreibung, da der Name Naturgeſchichte mehr die Wiſſenſchaft von den Naturbegebenheiten zu bezeichnen ſcheint.

Naturgeſetze. Der forſchende Menſchengeiſt ſucht eigentlich in allen Gegenſtänden des Wiſſens und Erkennens nur jene ewige Wahrheit, zu welcher ihn ein ſeiner Natur eingepflanztes, unwiderſtehliches Sehnen hintreibt. Nur wo er jene ewige Wahrheit oder ihre Spuren findet, vermag er ſich zu beruhigen; anders findet er in allen ſeinen Beſtrebungen und Forſchungen kein Genüge, keine Zufriedenheit. Auch in der Natur ſucht der forſchende Geiſt nur die Gottheit, und die Spuren ihres ordnenden, liebenden Einfluſſes, und erſt, wo er dieſe gefunden, gewährt ihm die Naturbetrachtung Genüge und Freude. So lange uns die Natur noch ein nach zufälliger Begegnung zuſammengefügtes Gemenge der Atomen iſt, das ſich gegenſeitig ausweicht oder an einander reibt, begünſtigt oder auffrißt, ein vielbeweglicher und bewegter Klumpen, ohne Seele, ohne ein allbelebendes und alliebendes Auge der Gottheit; ſo lange muß der nach Wahrheit ſtrebende Geiſt in ihr ein offnes Todtengrab, das ihn anekelt, finden. Wie aber der Liebende ſich an allem herzlich freut, woran er die Spuren ſeiner Liebe und

ihrer Berührung und Einwirkung erkennt; ſo wird auch die Natur dem reinen Menſchengemüth theuer und werth, wenn es in ihr die Geſetze und die Einwirkung ſeiner höhern Liebe wieder erkennt. Die chaotiſche Maſſe, ohne Gott, entſtanden aus Zufall, wäre auch ohne Ordnung und ohne Geſetz; ein Geſetz bei der Bildung und Aneinanderfügung der Atome vorausſetzen, heißt auch zu gleicher Zeit einen höhern, ordnenden (göttlichen) Einfluß annehmen, und das, was wir Naturgeſetze nennen, ſind die Spuren und Fußtritte einer ewigen Ordnung, Weisheit und Liebe. Es iſt gewiß nicht ohne Bedeutung, und abermals ein Zeichen, daß dem Geiſte unſrer ehrwürdigen Nation jenes Sehnen nach der höhern Wahrheit, jene höhere Liebe vorzüglich tief und lebendig eingepflanzt ſey; es iſt, ſagen wir, nicht ohne Bedeutung, daß vorzüglich Deutſche es waren, welche in allen Theilen der Naturwiſſenſchaft zuerſt ein höheres Geſetz anerkannten. Von ungemeinem Einfluß auf das geſammte Gebiet der Naturkenntniß waren beſonders die von unſerm großen Kepler entdeckten Geſetze der Bewegung der Planeten um die Sonne; und die geſammte höhere Aſtronomie der neuern Zeit hat ihr Gebäude auf den Grund jener großen Entdeckungen errichtet. Kepler, der in den drückendſten Zeiten des 30jährigen Kriegs, arm und nur Wenigen bekannt, lebte und ſtarb, entdeckte nach mehrjährigem unermüdet fortgeſetztem Forſchen zuerſt an dem Planeten Mars, dann auch an allen andern Planeten unſers Sonnenſyſtems, das Geſetz, daß die Bahnen, welche die Planeten bei ihrem Laufe um die Sonne beſchreiben, kein Kreis, ſondern (eiförmig) eine Ellipſe ſeyen, in deren einem Brennpunkte die Sonne liege. Die Planeten ſind demnach an dem einen Punkte ihrer Bahn der Sonne näher als an dem andern (jenes die Sonnennähe, dies die Sonnenferne), und wenn ſie der Sonne näher ſind, bewegen ſie ſich ſchneller als in der Sonnenferne. Aber auch für dieſe hier ſchnellere, dort langſamere Bewegung, fand Kepler ein Geſetz; jenes nämlich, daß eine von der Sonne aus nach dem jedesmaligen Stande des Planeten hingezogene Linie (der Radius vector genannt) immer in derſelben Zeit (z. B. in einem Tage) denſelben Raum abſchneidet, der Planet mag in der Sonnennähe oder in der Sonnenferne ſtehen, indem im letztern der radius vector länger iſt, und deßhalb ſchon ein geringeres Weiterrücken des Planeten auf ſeiner Bahn ein eben ſo großes Stück der Bahnfläche abſchneidet als der kürzere in der Sonnennähe, bei einem ſchnellern Fortrücken des Planeten. Ein drittes Geſetz, das Kepler fand, war, daß ſich die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten wie der Cubus ihrer Entfernungen, und daß z. B. ein Planet, der vier Mal ſo weit von der Sonne entfernt wäre, ein acht Mal längeres Jahr habe (das Quadrat von 8 wie der Cubus von 4 iſt beides 64), ein Geſetz, das den Aſtronomen bei ihren Berechnungen auf vielfältige Weiſe zu Hülfe kommt. Kepler hatte während ſeines Lebens zwar mit Galilei in freundſchaftlichem Briefwechſel geſtanden und ſcheint von dieſem, ſo wie noch von einigen andern wenigen Zeitgenoſſen anerkannt worden zu ſeyn, aber dennoch ſcheinen ſeine großen Entdeckungen anfangs wenig Aufmerkſamkeit erregt zu haben; er ſtarb faſt ungekannt. Etwas mehr Aufſehen erregte gleich bei ſeiner Entdeckung das galileiſche Geſetz des Falles, nach welchem ſich die von einem Körper in ſeinem Herabfallen durchlaufenen Räume verhalten, wie die Quadrate der dazu gebrauchten Zeiten, indem z. B. ein Körper in zwei Secunden vier Mal, in dreien neun Mal, in vieren ſechszehn Mal ſo viel Raum durchlaufe,

als in einer. Aus dieſen, ſo wie aus den kepleriſchen Geſetzen, leitete im darauf folgenden Jahrhundert der berühmte Newton ſein Geſetz der Schwere ab (daß dieſe ſich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhalte, und z. B. ein vier Mal ſo weit von der Sonne entfernter Planet als die Erde, von der Sonne ſechzehn Mal weniger angezogen werde, gegen dieſelbe eine ſechzehn Mal geringere Schwere habe als die Erde). Dieſes Geſetz der Schwere iſt es denn vorzüglich geweſen, was von den rechnenden Aſtronomen der neueſten Zeit aufs ſcharfſinnigſte und fruchtbarſte angewendet worden. Faſt gleiches Schickſal mit Kepler hatte der Kepler der Chemie, unſer großer Richter, auf welchen die deutſche Gelehrtenwelt gleiche Urſache hat, ſtolz zu ſeyn. Er lebte, ſelbſt in der Nähe des geiſtvollen und gebildeten Berlins nur wenigen bekannt, ja von den meiſten verkannt, ein Mißgeſchick, zu welchem vielleicht eine gewiſſe Unbehülflichkeit ſeiner äußern Natur, nicht aber eine Gebrechlichkeit ſeines innern Menſchen Veranlaſſung gegeben; denn Naturgeſetze kann nur ein reines, frommes Auge, ein redliches Gemüth erkennen. So wie es in der Aſtronomie ein den Deutſchen nahe verwandtes Volk, die Engländer, waren, welche die Entdeckungen Keplers freundlich aufnahmen und weiter bildeten, ſo waren es auch diesmal vorzüglich nächſt dem trefflichen Schweden, Bergoldus, engliſche Chemiker, welche die richteriſchen Entdeckungen weiter bei ſich ausbildeten und vervollkommneten. Durch dieſe fortgeſetzten Bemühungen iſt jetzt die richteriſche Entdeckung zu einem, bereits von den größten Chemikern unſrer Zeit anerkannten Naturgeſetz erhoben worden. Der Inhalt dieſes Naturgeſetzes iſt: daß irgend zwei chemiſche Stoffe ſich nicht nach ganz zufälligem Verhältniß mit einander verbinden, ſo daß z. B. daſſelbe Metall ein Mal 10 Hunderttheile Sauerſtoff oder Schwefel, ein ander Mal 12, 13, 14 oder auch nur 9 Hunderttheile zur Sättigung aufnehme, ſondern daſſelbe Metall verbindet ſich immer zur Sättigung z. B. mit 10 Hunderttheilen Sauerſtoff, oder gerade mit dem Doppelten, Dreifachen, Vierfachen (20, 30, 40) und ein Metall, das im gewählten Beiſpiel 10 Hunderttheile Sauerſtoff bedarf, braucht gerade das Doppelte, Vierfache, Sechsfache an Schwefel zu ſeiner Vererzung, nämlich 20, 40, 60 u. ſ. Hunderttheile; daß demnach bei allen wahrhaft chemiſchen Vermiſchungen beſtimmtes Maß und Zahlen Statt finden. So iſt denn auch aus dem für die geſammte Naturkunde ſo wichtigen Gebiet der Chemie der blinde Zufall verſcheucht, die höhere göttliche Ordnung anerkannt worden, und dies abermals durch einen redlichen, oft verkannten Deutſchen. Jacob Böhme hält die Sonne ſo wie die Fixſterne nicht für eigne Weltkörper, ſondern für Öffnungen der Lichtwelt; mit demſelben Ausdruck könnte man ſolche Entdeckungen, wie die kepleriſchen und richterſchen, ein Eröffnen, ein Durchſichtigwerden einer bis dahin undurchſichtig geweſenen Region des Wiſſens nennen, Öffnungen, durch welche das im Dunkeln weilende Menſchenauge die Strahlen des ewigen Lichts ſeines Urſprungs zu ſich herabfallen ſieht, und durch welche daſſelbe mit freudiger Sehnſucht hinaufblickt in ſeine ewige Heimath. Mit jenen eben erwähnten Geſetzen verwandt, aber zum Theil noch nicht ganz zum Range von Naturgeſetzen erhoben, ſind jene, nach welchen die Entfernungen der Planeten von der Sonne faſt nach einer geometriſchen Proportion wachſen (wie 2, 4, 8, 16 u. ſ.). Hieher gehören auch die Perioden und Geſetze der Wirkungen des Magnetismus und der Electricität, welchen letz-

teren jetzt durch Örſtedt eine neue Berichtigung und Erweiterung bevorſteht. Weitere Belehrung ſowohl über jene von Richter entdeckten, als die zuletzt erwähnten Geſetze kann man, wenn man anders ſolche begehrt, in Schweiggers Journal der Chemie, beſonders in mehreren Heften des Jahrgangs 1814, finden. Daß auch in der organiſchen Natur ähnliche Geſetze herrſchen, wie jene in der anorgiſchen Natur aufgezeigten, läßt ſich aus mehrern Thatſachen ſchließen, obgleich ſie in jener noch nicht ſo in beſtimmter Zahl und Abgränzung nachgewieſen ſind als in dieſer. Dem von Richter entdeckten Verhältniß der chemiſchen Verbindungen analog, bemerkt man, daß die Pflanzenarten der einen natürlichen Familie entweder 2 oder 4 oder 8 Staubfäden, die einer andern entweder 5 oder 10, die einer 3ten entweder 3 oder 6 oder 9 oder 12 haben. Pflanzen, welche 10 Staubfäden haben, haben auch meiſt 5 oder 10 Blumen und Kelchblätter; Pflanzen mit 8 Staubfäden haben meiſt 4 oder 8 ſolche Blätter, die mit 6 oder 9 u. f. haben 3 oder 6 u. f., kurz immer faſt eine Zahl, welche in die geometriſche Reihe der Zahl der Staubfäden paßt. Selbſt den Ausnahmen ſcheint wieder eine merkwürdige Regel zu Grunde zum liegen. Im Thierreich bemerkt man ein ähnliches Verhältniß der Zeiten. Die Eier der Schmetterlinge und andrer Inſecten kriechen, nach Röſel, zum Theil ſchon am 7ten, oder auch am 14ten, 21ſten u. f. Tage aus. Die Raupen häuten ſich bei vielen Schmetterlingsarten am 7ten, 14ten, 21ſten 28ſten u. f. Tage. Auch bei den Vögeln findet ſich zum großen Theil die Periode des Brütens in Tagen als ein Multiplum der Zahlen 7 oder 9, und viele Krankheiten haben nach ältern Beobachtungen eine 7tägige Periode zum Grunde liegen; entſcheiden ſich meiſt am 7ten, 14ten, 21ſten u. f. Tage, ſo wie auch die 3- und 4tägige Periode durch die meiſten hindurchgeht, und auch in den Perioden des Trächtiggehns, Säugens, Wachsthums und der Lebenslänge der Thiere ſich ähnliche Verhältniſſe finden. Wir wären auch in den Forſchungen dieſer Art bereits viel weiter, wenn ſich nicht bei vielen (ſogenannten) Naturforſchern, beſonders in den nächſt vorhergehenden Menſchenaltern, ein Geiſt des Widerſpruchs gegen alles, was auf Geſetz und höhere Ordnung in der Natur hindeutet, gefunden hätte. Der Grund jenes Widerwillens mag tiefer gelegen haben als man glaubte, und wenn wir den Begriff der Naturgeſetze auf die oben geſchehene Weiſe fortſetzen, muß jener Grund als eine Art von feinem Atheismus erſcheinen, welcher, ohne ſich ſeiner ſelber immer klar bewußt zu werden, allgemeiner verbreitet war, als das vorige Zeitalter es wußte. Daher auch die Weiſe, wie jener Streit geführt wurde. Naturgeſetze andrer Art, welche, obgleich ſie ſich nicht ſo auf Zahl und feſtbeſtimmtes Maß zurückführen laſſen, wie die Geſetze Keplers, Galilei's, Newtons und Richters, dennoch allerdings hieher gehören, indem auch ſie auf eine höhere und ewige Ordnung der Dinge hindeuten, ſind zum Theil mehrere entdeckt, theils läßt ſich auf ihr Daſeyn aus verſchiednen Beobachtungen ſchließen, wozu die frühere, ernſter geſinnte Zeit mehr aufgelegt war als die ſpätere. Jedem Weſen in der Natur iſt ſein beſtimmter Ort, eine beſtimmte Zeit des Entſtehens u. f. angewieſen, und ſeine ganze innre und äußre Einrichtung verbietet ihm ſtreng, über die Gränzen des natürlichen Clima's und die ihm beſtimmten Zeiten weit hinauszuweichen. Wie in gewiſſer Hinſicht alles auf den Menſchen ſich bezieht, als auf ein gemeinſchaftliches Centrum, ſo

findet ſich vorzüglich über alle Theile der Erde jene merkwürdige Vertheilung der Thiere und Pflanzen, vermöge welcher keiner ohne die nothwendigſte Nahrung für den Menſchen erſcheint, den in den nördlichſten Gegenden der Erde zahlloſe Heerden von Waſſervögeln und Fiſchen mit Fleiſch, Liliengewächſe mit ihren mehlichten Zwiebeln verſorgen, und für deſſen Bequemlichkeit ſelbſt in jenen Ländern durch den treuen Hund und das Rennthier, ſo wie in den Sandwüſten der heißen Welt durch das ganz für dieſe Gegenden gemachte Kameel geſorgt iſt. Für jene höhere Ordnung ſprechen auch beſonders Beobachtungen der Art, wie die von Steller, nach welchen z. B. in Kamtſchatka, wo die vorzüglichſte Nahrung einiger Küſtengegenden in Fiſchen und den Zwiebeln eines Liliengewächſes beſteht, die letztern allezeit in den Jahren in vorzüglicher Menge gedeihen, in denen die Ausbeute des Fiſchfangs geringer iſt, und umgekehrt, weniger gut gerathen, wenn das Jahr in Hinſicht auf Fiſchfang ſehr reich iſt; ſo daß jedes Jahr auf ſeine eigne Weiſe für die Ernährung jener Küſtenbewohner ſorgt. Selbſt in der Vertheilung der ſchädlichen und giftigen Thiere und andrer Naturplagen für den Menſchen erkennt man jene Polizeiordnung einer höhern Art, nach welcher jene Plagen nur in ſolchen Ländern am häufigſten ſind, worin die Natur den Menſchen auf andre Weiſe, durch eine Fülle von Genüſſen und Bequemlichkeiten entſchädigt. Ein Streben nach Gleichgewicht, das ſich, nach ältern Beobachtungen, auch darin zeigte, daß nach gewiſſen allgemein verheerenden Peſtkrankheiten eine deſto größere Fruchtbarkeit eintrat, ſo daß die entſtandne Minderzahl des Menſchengeſchlechts bald wieder ausgefüllt wurde. Auch die größere Fruchtbarkeit, größere Körpermaſſe und zum Theil längre Lebensdauer der pflanzenfreſſenden Thiere im Vergleich mit den minder zahlreichern, kleinern, kürzer lebenden fleiſchfreſſenden gehört hieher. — Naturgeſetze einer andern Art, denen zum Theil noch eine weitere Begründung und innre Verbindung mit einander bevorzuſtehen ſcheint, ſind das camperiſche, nach welchem der untere und vordere Theil des thieriſchen und menſchlichen Geſichts in Beziehung auf Stirn und Schädel deſto mehr zurücktritt, je vollkommner organiſirt und geiſtvoller die Weſen ſind; das ſömmerringiſche, nach welchem das Gehirn im Verhältniß zur Maſſe und Dicke des Rückenmarks und der Nerven an Größe und Maſſe um ſo bedeutender iſt, je vollkommner organiſirt die Thiere ſind; das galliſche, nach welchem der äußre Gehörgang bei pflanzenfreſſenden Thieren hinter, bei fleiſchfreſſenden vor jener Mittenlinie liegt, durch welche man den Hirnſchädel der Länge nach in zwei gleiche Theile theilen kann, und noch mehrere andre, die bis jetzt zum Theil noch zu ſehr iſolirt ſtehn. Im Einzelnen laſſen ſich an jedem einzelnen organiſchen Weſen ſeine eignen Geſetze, nach welchen ihm gerade dieſe Nahrung, dieſes Maß derſelben, dieſes Verhältniß zur übrigen Natur angewieſen iſt, nachweiſen. Die Wanderungen, geſellſchaftlichen Vereine, natürlichen Feindſchaften, Kunſtfertigkeiten und ihre Ausübung ſtehen vornehmlich unter jenen Geſetzen. Außer jenen allen gibt es nun auch noch eine höhere Art von Naturgeſetzen, welche eigentlich ſchon in das Gebiet der geiſtigen Natur herüber gehören, z. B. jenes, daß die ſinnliche Liebe, ſinnliche Wolluſt im ganzen Thierreich, und ſelbſt noch beim Menſchen in genauſter Verwandtſchaft mit Blutdurſt und Grauſamkeit ſtehen; daß die wollüſtigſten Völker und Individuen zugleich die

grauſamſten, die Thiere in der Zeit der Brunſt am ſtreitſüchtigſten und grimmigſten ſind, und ſelbſt die Waffen und Werkzeuge der Vertheidigung und des Zorns bei ihnen in Verbindung mit den Secretionen der Zeugungsorgane in Wechſelverhältniß mit dieſen ſollen ſtehen, ſo daß dem Hahn die Sporen, dem Hirſch das Geweih nicht wachſen, ſobald ſie an jenen Organen von Natur oder durch Kunſt verſtümmelt ſind. Hieher gehört auch die Verwandtſchaft des Hochmuths mit Wahnſinn und überhaupt die Verwandtſchaft des einen Laſters mit andern Laſtern, einer Tugend mit andern Tugenden. In dieſes Gebiet und in die Erkenntniß ſolcher höchſten Naturgeſetze dringt nur das geſchärftere Auge ein, welches ſich nicht geſcheut jene Augenſalbe zu gebrauchen, welche jetzt niemond mehr kaufen mag. Eg.

Naturlehre oder Phyſik heißt der Theil der Naturkunde, welcher die Eigenſchaften, Kräfte und Wirkungen der Naturkörper kennen lehrt. Die Gränzen dieſer Wiſſenſchaft laſſen ſich jedoch nicht mit völliger Beſtimmtheit ziehen, da ſie auf vielen Seiten mit der Mathematik, Chemie und Naturgeſchichte zuſammenfließt. Der Grund zur Naturlehre wurde ſchon im frühen Alterthume gelegt. Der häufige und unentbehrliche Gebrauch der Naturkörper führte von ſelbſt dahin, ihre Eigenſchaften und Kräfte kennen zu lernen. Dieſe Kenntniß aber war unvollſtändig, oberflächlich. Es verſtrich über ein Jahrtauſend, bis man die gemachten Beobachtungen wiſſenſchaftlich ordnete. Dies geſchah zuerſt von den Chaldäern und Ägyptern, die auch in der Kenntniß der Naturkörper und ihrer Kräfte ſich vor den übrigen Völkern der Vorwelt auszeichneten. Die Griechen, welche von ihnen lernten, ließen ſie bald hinter ſich zurück. Sie waren, ſo viel wir wiſſen, die erſten, welche die vorhandnen phyſikaliſchen Kenntniſſe als eine beſondre Wiſſenſchaft behandelten und ſtudirten, die ihnen ein Theil der Philoſophie war. Was ihnen an Beobachtungen und Erfahrungen fehlte, ſuchten ſie durch Hypotheſen, Speculationen und Subtilitäten zu erſetzen und geriethen dadurch auf unzählige Abwege. Von den Römern wurde die Naturlehre wenig bearbeitet. Sie ſchlummerte darauf, wie alle übrigen Wiſſenſchaften, bis zu den Zeiten der Araber. Dieſe ſchöpften ſie aus dem Ariſtoteles, deſſen Werke ſie vielfältig bearbeiteten und commentirten. Unter den Chriſten des Mittelalters hinderte religiöſer Aberglaube das Aufblühn der Naturlehre; der Verdacht der Zauberei traf denjenigen, der ſich nur einigermaßen durch Kenntniß der Natur über ſein Zeitalter erhob. Außerdem aber befand man ſich auf durchaus falſchem Wege; ſtatt die Natur zu beobachten, verfolgte man die leeren ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Grillen. Erſt zu Anfange des 17ten Jahrhunderts fing man endlich an, die richtige Methode zu befolgen. Damals bemühte ſich Baco von Verulam, mit Nachdruck zu zeigen, wie nothwendig es ſey, ſich, um die Natur kennen zu lernen, von der Erfahrung leiten zu laſſen. Schon vor ihm hatten Copernicus und Tycho de Brahe das ariſtoteliſche Lehrgebäude angegriffen und die Schwächen deſſelben aufgedeckt. Bald traten nun auch Galilei, Kepler und Andre auf, und eiferten muthig für die Wahrheit. Sie öffentlich zu behaupten, war indeß in jenem Zeitalter, zumal wo der Papismus herrſchte, mit großer Gefahr verbunden. Nur langſam ſiegte die Wahrheit, wozu die Erfindung mehrerer phyſikaliſchen Inſtrumente nicht wenig beitrug, indem man mit Hülfe derſelben genauere Verſuche anſtellen

konnte. Carteſius ſtürzte das alte Syſtem gänzlich, wiewohl ſeine Begierde, alles zu erklären, ihn wieder auf andre Abwege führte. Das meiſte Licht verbreitete in der Naturlehre unſtreitig Newton am Ende des 17ten Jahrhunderts. Seine ſcharfſinnigen Entdeckungen in der Lehre vom Lichte, von der Strahlenbrechung, ſeine Farbentheorie und die Auffindung des Geſetzes von der allgemeinen Anziehung oder Schwere haben die Naturlehre zu der Höhe erhoben, auf welcher ſie ſich gegenwärtig befindet.

Naturphiloſophie. Ein gewiſſer nun verſtorbner, übrigens ſehr wackrer Mann beklagte ſich einmal gegen Schreiber dieſes ſehr bitterlich, daß man in dem Styl der landesherrlichen, ſowohl gedruckten als geſchriebnen, Verordnungen und Reſcripte einer gewiſſen Regierung gar ſehr den leidigen Einfluß der Naturphiloſophie bemerke, indem ſich eine ſo große Menge unverſtändlicher Ausdrücke darin fänden. Hält man mit dieſer naiven Äußerung jenes ſeltſame Urtheil des bös- und gutmüthigen Publicums zuſammen, welches eine Menge Schriften und Dinge für Naturphiloſophie ausſchreit, die wahrlich in dieſes Gebiet noch viel weniger gehören, als Taubenmiſt unter das Geſchlecht der Elephanten, oder das Schaf unter die Sippſchaft der Heringe; jenes Urtheil, welches Alles, das Beſte wie das Schlechteſte, nachdem gerade die Laune, unter dieſem gemeinſchaftlichen Titel verdammt oder erhebt, ſo ſcheint ſo viel hervorzugehn, daß man im letzten Jahrzehend Alles unter dem Namen Naturphiloſophie begriffen, was man nicht verſtand, theils weil der Ausdruck in etwas anderer als gewöhnlich, theils weil der Inhalt entweder unter oder über dem Horizont der alltäglichen Meinung war. Man begreift kaum die Widerſprüche, welche ſich jenes Urtheil zu Schulden kommen ließ. Einige (und von dieſer Meinung waren ſelbſt einzelne recht wohlmeinende Männer ergriffen) glaubten in der Naturphiloſophie die Quelle atheiſtiſcher Grundſätze zu ſehen; da es eine ausgemachte Wahrheit iſt, die ſich in der Zukunft noch immer mehr bewähren wird, daß ſeit Cruſius Zeiten kein philoſophiſches Syſtem unter allen ſeiner echten und tiefer in den Sinn des würdigen Begründers eindringenden Anhänger, ſo ernſt, ſo innig zur höchſten Wahrheit und (wir ſchämen uns des Ausdrucks nicht) zur Chriſtusreligion hingeleitet oder wenigſtens dazu vorbereitet habe, als die ſchellingiſche Naturphiloſophie. Echte Schüler Schellings, die nicht bloß dem Namen nach auf der Liſte ſeiner Zuhörer ſtanden, oder einmal im Durchreiſen bei ihm hoſpitirten, ſondern die ihn aufmerkſam hörten und des Mannes Geſinnung und Wahrheitsliebe näher kannten, müſſen dieſes bezeugen, und in Vielen hat gewiß bereits das Ferment ſeiner Vorleſungen jene wohlthätige Wirkung gehabt, oder wird ſie noch haben. Daher wollte auch eine andre Partei, die ſich einer feinern Naſe rühmt, gerade das Entgegengeſetzte, nämlich den Keim der religiöſen Schwärmerei und des Myſticismus in der Naturphiloſophie gefunden haben, unter welchem Namen das letzte Jahrzehend abermals das Gute wie das Schlimme, echten religiöſen Sinn eben ſo wie den unkräftigen heuchleriſchen und tändelnden, bald äſthetiſchen, bald unäſthetiſchen Religionsdilettantismus, zuſammenfaßte. So waren die Zeitgenoſſen, wie es ſcheint, ſelbſt noch über die erſten Begriffe deſſen, was Naturphiloſophie zu nennen ſey, uneinig, und zum Theil nur darin einverſtanden, daß „Naturphiloſophie etwas ſehr gefährliches ſey,“ ſo daß ein gewiſſer Aſtronom mit einem gewiſſen Phyſiker alle Freundſchaft auf-

heben wollte, weil er das Werk eines ſeyn ſollenden Naturphiloſophen nur in einer Note zu einer ſeiner Schriften angeführt hatte. Wenn Napoleon alles, was Naturphiloſophie hieß, im höchſten Grade haßte, und ihr zu Gefallen die geſunden deutſchen Gelehrten nicht leiden konnte, ſo war dieſes gerade nicht zu bewundern, ſondern es war nur ein neuer Beweis dafür, daß der Mann einen feinen Geruch für Alles hatte, was antinapoleoniſch war, oder den Keim des Antinapoleonismus in ſich enthielt; verwundern muß man ſich aber allerdings darüber, daß ſo viele gutgeſinnte Zeitgenoſſen ein allgemeines unverſtändiges Urtheil nachſprechen, und einen edeln, auf ſo Viele wohlthätig wirkenden Deutſchen verkennen konnten. Allerdings mußte ſich die Naturphiloſophie im Anfang ihres Entſtehens durch alle die Schwierigkeiten und Verworrenheiten hindurcharbeiten, welche die damalige Zeitanſicht allen ihren wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen aufdrückte. Viele Beurtheiler haben ſich einſeitig nur an die erſte Form ihres Erſcheinens gehalten, und doch, welcher Schritt war auch ſchon von der damaligen neueſten Modephiloſophie zur ſchellingiſchen, die mit jugendlichem guten Willen Alles zu umfaſſen ſuchte, was der Menſch Gutes und Großes und Wiſſenswürdiges kennt, und die ſchon in ihren erſten Beſtrebungen von einem abſoluten und ewigen Erkennen, von Gott, ausging. Wer zuweilen in den Vorträgen Schellings ſich an jener ernſten, moraliſchen Wendung erfreut hat, welche er ſo oft ſeinem Vortrage gab, der wird, wo auch nicht immer den ganzen Sinn der philoſophiſchen Deductionen, doch die eigentliche Geſinnung, die eigentliche ſtete Abſicht des Mannes verſtanden haben! Von dieſer, welche dieſelbe iſt wie die aller beſſern Naturphiloſophen, nicht gerade von dem ganzen Inhalt der ſchellingſchen Schriften, kann hier die Rede ſeyn, unter denen man vor allen Dingen die neueſten zuerſt leſen muß, weil ſie in Hinſicht auf Sprache die wenigſte Schwierigkeit machen, und auch am vollſtändigſten den eigentlichen und weſentlichſten Inhalt der Naturphiloſophie ausſprechen. Dahin gehört vorzüglich der Aufſatz über Freiheit und Nothwendigkeit in Schellings neuſten Schriften. Übrigens iſt nicht das das Wichtigſte, was die Naturphiloſophie anfangs, da ſie ihren Namen erhielt, war, ſondern das, wozu ſie Schritt vor Schritt ſich erhoben, und wozu ſie ihre beſſeren Anhänger vorbereitet hat; eine Thatſache, über welche es jetzt weder ſchon Zeit, noch hier der Ort iſt, weitläuftiger zu reden. Schriftſteller, welche man unter die Naturphiloſophen gerechnet hat, und welche wir auch, ſo wie das Publicum gethan hat, hier zuſammenſtellen wollen, ſind: Schelling, Fr. v. Baader, Steffens, Kielmeier, Oken, (J. A.) Kanne, Windiſchmann, Görres, J. J. Wagner, Krauſe, Troxler, Schubert u. A. m. Eg.

Naturrecht iſt die Wiſſenſchaft, welche die Idee des Rechts oder des von der Vernunft gebotenen rechtlichen Verhältniſſes unter den Menſchen, abgeſehen von den im Staate geltenden Rechten entwickelt. Sie iſt alſo eine Vernunftwiſſenſchaft, oder eine philoſophiſche Wiſſenſchaft, und weil ſie ſich auf das bezieht, was Menſchen durch Handeln bewirken ſollen, ein Theil der practiſchen Philoſophie. Schicklicher wird ſie Rechtsphiloſophie, oder philoſophiſche Rechtslehre genannt. Der obige Name aber ſchreibt ſich von einer irrigen Vorſtellung her, welche beim Entſtehen dieſer Wiſſenſchaft und lange nachher noch herrſchend war. Man glaubte nämlich, um das, was an ſich Recht ſey (das Weſen des Rechts) zu

faſſen, müſſe man unterſuchen, was *vor* allem poſitiven Rechte, in dem ſogenannten *Naturſtande* der Menſchen gegolten habe. So hing dieſe Wiſſenſchaft von den vielen und mancherlei Vorſtellungen eines Naturſtandes (ſ. d. Art.) ab, der bald als Zuſtand der ganzen Menſchheit, bald als Zuſtand der einzelnen, nicht in Staaten lebenden Völker, bald dichteriſch, bald und moraliſch oder hiſtoriſch vorgeſtellt wurde. In einem dichteriſchen und moraliſchen Naturſtande war kein Recht nöthig, weil jeder aus freiem Willen, ohne äußern Zwang die Pflichten gegen andre erfüllte und von keinem Conflicte der Handlungen die Rede war, welcher die Beſtimmung des Rechts nothwendig macht; im gewöhnlich ſogenannten hiſtoriſchen Naturſtande, d. h. im wilden Zuſtande der Völker, herrſchte nur die Gewalt oder das *Recht des Stärkern*, welches im ſtrengen Sinne *kein* Recht iſt. Da es nur ſehr willkürlich ſeyn würde, die bloße Abſtraction vom Staate *Naturſtand* zu nennen, ſo haben die einſichtsvollern Philoſophen jenen zweideutigen Namen durch andre Benennungen zu erſetzen geſucht, und die philoſophiſche Wiſſenſchaft des Rechts, z. B. Vernunftrecht genannt, weil die Vernunft (verſteht ſich, in Beziehung auf die Sinnlichkeit) Grund und Quelle des Rechts iſt. Das *poſitive* Recht iſt hiernach zwar nicht *ohne* Vernunft geſetzt, im Gegentheil erfodert die Aufſtellung einer Rechtsgeſetzgebung im Staate *außer* dem Bewußtſeyn jener Idee noch eine Menge von Kenntniſſen und Einſichten, in deren Anwendung ſich ein höchſt vernünftiger Geiſt offenbart), aber es iſt doch nicht bloß *durch* die Vernunft geſetzt, wie die Idee des Rechts und rechtlicher Verhältniſſe, und die Willkür hat in der Aufſtellung wirklicher Geſetzgebungen immer einen bedeutenden Einfluß. Dieſes Vernunftrecht nun, oder, um bei dem weniger zweideutigen Namen zu bleiben, dieſe Rechtsphiloſophie hat zu entwickeln: 1. die Idee des Rechts, 2. die dadurch geſetzten Bedingungen jedes Rechtsverhältniſſes oder die aus der Idee der Menſchheit fließenden Rechte. Dieſe Wiſſenſchaft des Rechts hat man nun auf den Staat angewendet, und bald die Idee des Staats aus dem Begriffe des *Rechts* einſeitig ableiten wollen (da doch das Recht nur als Form der Menſchenverbindung in dem Staate anzuſehn iſt), bald richtiger aus der Idee des Staats die nähern Beſtimmungen des Rechts, oder die aus der Natur des Staats entſpringenden Rechtsverhältniſſe und Rechte abgeleitet. Beides hat man *angewandtes Naturrecht*, richtiger *angewandte* oder *hypothetiſche Rechtsphiloſophie* genannt. Da nun die Rechtsverhältniſſe, welche aus der Natur des Staats hervorgehn, entweder Verhältniſſe der Einzelnen im Staate unter einander und in Beziehung auf den Staat, in welchem ſie leben, oder Verhältniſſe der Staaten und ihrer Glieder gegen andre Staaten ſind, ſo hat man dieſe Lehre wieder in das *Staatsrecht* und *Völkerrecht* abgetheilt (ſ. d. Art.). Was die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft und ihre vorzüglichſten Bearbeiter anlangt, ſo iſt klar, daß vorzüglich die Vergleichung, oft die Mangelhaftigkeit der poſitiven Geſetzgebung die Theorie einer idealen Rechtsgeſetzgebung begründete. In den neuern Zeiten ſonderte ſich vorzüglich das Rechtliche, Moraliſche und Politiſche, als verſchiedene Elemente des menſchlichen Handelns und Lebens, ab, die neuere Zeit alſo hat auch die Betrachtung des Rechts an ſich zu einer *beſondern* wiſſenſchaftlichen Aufgabe gemacht. Lange blieb dieſe Wiſſenſchaft noch mit der poſitiven Jurisprudenz,

beſonders der römiſchen, verbunden, nach ihrer Trennung von derſelben näherte ſie ſich bald der Moral und poſitiven Theologie (in ihrer erſten Periode), bald der Politik (in ihrer letzten Periode) an. Das Völkerrecht gab die nächſte Veranlaſſung zur Entſtehung des Naturrechts. Grotius, der die völkerrechtlichen Verhältniſſe im Krieg und Frieden (in ſeinem berühmten Werke jus belli et pacis) behandelte, und aus allgemeinen Betrachtungen über das Recht abzuleiten verſuchte, wird daher als Vater des Naturrechts gemeiniglich angeſehn. Noch mehr verdient dieſen Namen Sam. Pufendorf, der über alle Rechtsverhältniſſe eine ſelbſtſtändige Betrachtung anſtellte, welche er auf moraliſche Anſichten gründete. Chr. Thomaſius ſchied das Rechtliche (justum) von dem ſittlich Guten, und charakteriſirte das Recht als das vernünftiger Weiſe Erzwingbare. Durch Nic. Hieron. Gundling und Andere wurde dieſe Trennung des Rechts von der Moral weiter ausgeführt, und ſo hieß das Naturrecht ſeit Achenwall die Wiſſenſchaft der Zwangs- oder Rechtspflichten und Zwangsrechte. Wolf, Nettelbladt und Andre ſuchten bis auf Meiſter das Syſtematiſche zu vervollkommnen. Durch Kant und Fichte hauptſächlich begann eine neue Epoche dieſer Wiſſenſchaft. Beide ſuchten die Wiſſenſchaft unmittelbar auf Principien der practiſchen Vernunft und in derſelben zu gründen; Letzterer noch ſelbſtſtändiger, indem er es nicht aus dem Sittengeſetz herleitete. Die Wahrnehmung, daß ein abſtractes, vom Staate, der Sittlichkeit und Politik getrenntes Recht leer und ohne Anwendung ſey, bewog die neuern Bearbeiter der philoſophiſchen Rechtslehre, das Recht wieder in ſeiner Verbindung mit Moral und Politik darzuſtellen, ſo daß ſie von einigen als Theil der Staatslehre, von andern in Hobbes Geiſte als Politik im engern Sinn behandelt worden iſt. Zu dieſen gehören die geiſtvollſten Bearbeiter, nämlich Fries, Hugo, der nur eine Philoſophie (oder Kritik) des poſitiven Rechts geſtatten will, und Gottlob Ernſt Schulze. Wir glauben, daß man die Idee des Rechts und der darauf gegründeten allgemeinen rechtlichen Verhältniſſe des Menſchen zwar in Verbindung, aber ohne Vermiſchung mit den politiſchen und moraliſchen Beziehungen entwickeln könne, und ſind der Hoffnung, daß das richtige Verhältniß derſelben auch in der Wiſſenſchaft leichter und richtiger werde aufgefaßt werden, wenn in der Wirklichkeit ſich Sitte, Recht und Klugheit wieder inniger verbinden, und Fürſten und Völker immer mehr eins werden. T.

Naturſtand. Daß die Völker und die Menſchheit, wie der Einzelne, ſich aus dem Schooße der Natur entwickeln, und die Natur über Menſchen ihre Herrſchaft äußert, bis ſich dieſe durch Freiheit und Bewußtſeyn über ihre Macht erheben, und durch Erkenntniß ihrer Geſetze den Zauber löſen, der ſie immerfort gefangen hielt, dies iſt der Grund, warum wir einen Naturſtand der Völker und Menſchheit annehmen. Daß man von dieſem Zuſtande ſehr verſchieden denkt, davon liegt der Grund in mehreren Umſtänden; hauptſächlich darin, ob man ihn mehr philoſophiſch, poetiſch oder hiſtoriſch auffaßt, und im erſtern Falle, welcher philoſophiſchen Anſicht man folgt, im letztern, in welchem Momente ſeiner früheren Entwickelung der Menſch betrachtet wird. Die poetiſchen Schilderungen aber laufen alle auf das Lob eines goldnen Zeitalters hinaus. Ferner könnte doch zwiſchen dem Naturſtande

der Menſchheit oder der erſten Menſchen, und dem Naturſtande einzelner Völker eine Verſchiedenheit angenommen werden, wenn man, wie die heiligen Urkunden, an eine unmittelbare Leitung der Menſchen durch die Gottheit, und einen Sündenfall oder Abfall glaubt. Auch ſcheint dieſe Annahme durch Vergleichung des Lebens der Menſchheit mit dem Leben des Einzelnen gewiſſermaßen beſtätigt zu werden, indem die Hülfloſigkeit erſter Menſchen, und der Mangel des menſchlichen Erziehers auf eine ſolche unmittelbare Erziehung durch die Gottheit hinzudeuten ſcheint. Dem ſey jedoch, wie ihm wolle, ſo gibt uns dieſelbe Vergleichung auch die Periode eines ſolchen Zuſtandes zu erkennen deren Verwechſelung, wie wir oben andeuteten, viele Streitigkeiten und verſchiedne Meinungen über dieſen Gegenſtand erregt hat. Der primitive Zuſtand der Völker nämlich iſt den Geſetzen der Natur zufolge ein Zuſtand der Kindheit; ein Zuſtand, der von dem Knabenalter wohl zu unterſcheiden iſt, welches ſich durch Heftigkeit und Wildheit dem thieriſchen Inſtincte in dem Maße nähert, als ſich jene durch Sanftheit und Milde von ihm unterſcheidet. Dies iſt ohne Zweifel der Grund, warum mehrere Pſychologen und Bearbeiter der Geſchichte der Menſchheit einen ſogenannten Stand der Unſchuld und der Wildheit unterſchieden haben. Letzterer iſt eigentlich mit dem Naturſtande gemeint, wie ihn ein Hobbes vorſtellte, als Krieg Aller gegen Alle, beſſer, Herrſchaft der Gewalt und des Triebes, oder der phyſiſchen Kraft. Erſterer aber würde dennoch nicht mit dem von Rouſſeau geſchilderten Naturſtande zuſammenfallen, deſſen Schilderung aus einer hypochondriſchen Anſicht der bürgerlichen Cultur hervorging, und ſeinem Socialcontract, ſeinem Emil und ſeinem ſavoyardiſchen Vicar, wie Kant ſehr richtig bemerkt, zum Leitfaden oder zur Empfehlung dienen ſollte. (Über Rouſſeau's Anſicht vergl. man ſeine Schrift sur l'origine et les fondem. de l'inegalité.) Denn da die Erhebung des Menſchen über die Natur die natürliche Beſtimmung des Menſchen in ſich faßt, ſo iſt es eine irrige und der Menſchheit unwürdige Behauptung, daß der Menſch, um ſeine Beſtimmung zu erreichen, die erworbne Cultur aufgeben und zum Naturſtande zurückkehren müſſe. Wir enthalten uns übrigens einer ausgeführten Schilderung dieſes Zuſtandes, da bei einer ſolchen die individuelle Anſicht, und die durch Cultur modificirte Denkweiſe ſich unvermerkt einzumiſchen pflegen, und beſchreiben den Naturſtand im Allgemeinen nur als den Zuſtand der Menſchen und Völker, vermöge deſſen ſie ohne geſellige und höhere Cultur, die nur im Staate eintritt, unter Herrſchaft des Naturtriebes einzeln oder zuſammen leben, und ſich mithin dieſes Lebens nicht bewußt ſind. Daß in dieſem Zuſtande der Menſch auf Vieren gegangen ſey ꝛc., iſt eine durch nichts zu beweiſende Hypotheſe, welche ſchon der Bau des Menſchen widerlegt. Mit dem, was wir im anthropologiſchen Sinne Naturſtand genannt haben, fällt auch das zuſammen, was man im Naturrechte (ſ. d. Art.) den Naturſtand genannt hat; obgleich weder ein fingirter noch hiſtoriſcher Naturſtand nothwendig iſt, um das Naturrecht, oder richtiger die philoſophiſche Rechtslehre zu begründen. Denn der Naturſtand in dieſem Sinne iſt dem bürgerlichen, oder dem Zuſtand im Staate entgegengeſetzt, und ein außerrechtlicher. In Beziehung auf einzelne Thätigkeiten des Menſchen, welche durch Kunſt zur Vollkommen-

heit erhoben werden, könnte man ebenfalls bei jedem einzelnen, ſelbſt im Staate lebenden Menſchen einen Naturſtand annehmen, z. B. einen philoſophiſchen, in welchem der gemeine Menſchenverſtand ſich befindet, oder der Menſch, ſo lange er ſich noch nicht von der Natur durch Bewußtſeyn abſondert, und über den Gegenſatz des Bewußtſeyns fragt, mit welchen Fragen und Unterſuchungen die Philoſophie entſpringt, welche keinem angeboren wird, ſondern Werk der freieſten Selbſtthätigkeit des Erkennens iſt; ferner einen künſtleriſchen und poetiſchen, den man auch den Naturalismus in der Kunſt zu nennen pflegt (ſ. Naturdichter). T.

Naumachie (aus dem Griechiſchen von ναῦς, das Schiff und μάχομαι, ich ſtreite), war die Nachahmung eines Seetreffens, oder ein künſtliches Seegefecht, welches eine Gattung der feierlichen öffentlichen Spiele bei den Römern ausmachte. Cäſar war der erſte, der dem römiſchen Volke das Schauſpiel eines ſolchen Seegefechts gab, und das Volk liebte bald dieſes Schauſpiel mit eben der Leidenſchaft, mit der es an ſeinen übrigen öffentlichen Spielen hing. Da der Circus Maximus, in welchem zuweilen dieſe Seegefechte gegeben wurden, zu unbequem dazu war, ſo wurden unter den Kaiſern eigne Plätze dazu eingerichtet, welche man daher Naumachien (und dieſes iſt die zweite Bedeutung des Worts) nannte. Dieſe Naumachien glichen in der äußern Form der Bauart den Amphitheatern*), nur mit dem Unterſchiede, daß der freie Platz in der Mitte der Naumachien zu einem Baſſin ausgehöhlt war, in welchem die Seegefechte gehalten wurden. So wie die erſten römiſchen Theater und Amphitheater aus Holz beſtanden, und nach den geendigten Spielen wieder weggeſchafft wurden, ſo wie in ihnen die Zuſchauer anfangs ſtanden und erſt ſpäter hölzerne Sitze erhielten, ſo ſcheint dieſes derſelbe Fall anfangs auch mit den Naumachien geweſen zu ſeyn, und dies war um ſo natürlicher, da das Bauwerk in allen dieſen Gebäuden nur in einer Umgebung und der Anlage der Sitze beſtand. Der Kaiſer Domitian ſoll der erſte geweſen ſeyn, der eine Naumachie von Stein anlegte. Schon aus dem Gebrauche, wozu die Naumachien beſtimmt waren, kann man ſchließen, daß es Gebäude von anſehnlichem Umfange ſeyn mußten. Die Länge einer Naumachie, welche Auguſtus anlegen ließ, und in welcher außer vielen kleinen Fahrzeugen 30 Schiffe mit drei Reihen von Ruderbänken Platz hatten, betrug 1800, und die Breite 200 Fuß. Die Naumachien wurden, ſo wie der Circus Maximus, wenn eine Naumachie darin gegeben wurde, durch unterirdiſche Canäle plötzlich unter Waſſer geſetzt, ſo daß ſich oft vor den Augen der Zuſchauer die auf dem Trocknen liegenden Schiffe in die Höhe hoben. Dieſes Waſſer wurde gewöhnlich aus der Tiber (daher die Naumachien oft in der Nähe derſelben angelegt wurden), zuweilen aber auch durch Waſſerleitungen zugeführt, und floß mit eben der Schnellig-

*) Da die oben unter dem Artikel Amphitheater angegebne Beſchreibung, daß dieſe Gebäude eine runde oder ovale Form gehabt, vielleicht manchen unſrer Leſer nicht ganz deutlich ſeyn möchte, ſo wollen wir hier bemerken, daß das Wort Amphitheater der Etymologie nach ein Gebäude bezeichnet, welches auf beiden Seiten ein Theater iſt. Da nun die Form der alten Theater einem in der Mitte durchſchnittenen Ei gleicht (D), ſo entſteht für das Amphi- oder Doppeltheater die Figur eines ganzen Eis (○).

keit wieder ab, mit der es herbeigeſtrömt war. Diejenigen, welche in dieſen Naumachien fochten und daher Naumachiarii hießen, waren, wie gewöhnlich, die Gladiatoren, Sclaven, oder Leute aus der niedrigſten Claſſe, Gefangne und zum Tode verurtheilte Verbrecher. Ihre Beſtimmung war zu ſterben, und nur ein günſtiger Zuruf des Volks oder des Präſidenten der Spiele konnte ſie, wie die Gladiatoren, retten. So riefen an einem der glänzendſten Seegefechte, welches der Kaiſer Claudius dem römiſchen Volk auf dem See Fucinus gab, die Fechtenden ihm die grauſenvollen Worte zu: Ave, Imperator, morituri te salutant, und als ſie das Avete vos, das ihnen der Kaiſer zur Antwort gab, für ein Zeichen der Begnadigung hielten, und ſich weigerten zu kämpfen, mußten ſie erſt durch die ſchrecklichſten Drohungen zum Kampf auf Leben und Tod gezwungen werden. Bloß am Fuß des Berges Griffone bei Salerno in Sicilien hat man in der Bildung eines kleinen Sees Spuren einer alten Naumachie zu entdecken geglaubt.

Naumann (Joh. Gottlieb oder Amadeus), churfürſtlich ſächſiſcher Capellmeiſter zu Dresden, ward in der Nähe dieſer Stadt, zu Blaſewitz, im Jahre 1741 geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann, erlaubte ihm, da er die vorzüglichen Anlagen des Knaben zur Muſik bemerkte, ſtatt der Schule ſeines Dorfes eine Schule in Dresden zu beſuchen, wo er beſſern Unterricht und mehr Gelegenheit fand, ſeine muſikaliſchen Talente auszubilden. Ein Mitglied der königlich-ſchwediſchen Capelle zu Stockholm, durch Zufall in das Haus von Naumanns Vater geführt, erſtaunte, hier ein Clavier und Muſikſtücke zu finden, deren Ausführung er für ſehr ſchwer hielt. Der alte Naumann nannte ſeinen dreizehnjährigen Sohn als denjenigen, der dieſe Stücke ſpiele, und der fremde Virtuos erbot ſich, den jungen Menſchen, der ſo viel Anlage verrieth, mit ſich nach Italien zu nehmen. Der Vater gab nur mit Mühe ſeine Einwilligung dazu. Das neue Verhältniß, in welches der junge Naumann trat, war mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft. Er mußte ſeinem Herrn die niedrigſten Dienſte leiſten und war oft dem Mangel Preis gegeben. Kaum konnte er Zeit finden, ſich auf der Bratſche auszubilden. Zu Fuß folgte er ſeinem Herrn, der mit der Poſt reiſ'te, im Jahre 1758 nach Italien, und während dieſer hier zu Padua den Unterricht Tartini's benutzte, mußte der junge Naumann ſeinen Unterhalt mit Notenſchreiben verdienen. Einſt, als er, wie gewöhnlich, das Inſtrument ſeines Herrn zu Tartini trug, wagte er es, dieſen großen Virtuoſen um die Erlaubniß zu bitten, an der Thür ſeines Zimmers der Lehrſtunde zuhören zu dürfen. Tartini nahm ihn ſogleich unter ſeine Schüler auf. Bald darauf erhielt er auch in Herrn Hunt einen gütigern Herrn. Nach einem Aufenthalte von drei Jahren und zwei Monaten zu Padua verließ Naumann dieſe Stadt, um in Geſellſchaft des Herrn Pitſcher, der auf Koſten des Prinzen Heinrich eine Reiſe durch Italien machte, ſich weiter auszubilden. In Neapel, wo er ſich 6 Monate aufhielt, erwachte ſeine Vorliebe für theatraliſche Muſik. In Bologna benutzte er die Freundſchaft des berühmten Pater Martini, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Als Herr Pitſcher ſeine Rückreiſe antreten mußte, ließ ſich Naumann, da der fortdauernde ſiebenjährige Krieg ihm die Rückkehr nach Sachſen widerrieth, in Venedig nieder, wo er Unterricht ertheilte, und mit Beifall einige theatraliſche Compoſitionen gab. Der Wunſch, ſeine

Ältern und ſein Vaterland wiederzuſehn, in dem er Dienſte zu erhalten hoffte, bewog ihn, nach einem Aufenthalte von acht Jahren in Italien, ſeinen Ältern eine ſeiner Compoſitionen mit der Bitte zuzuſchicken, ſie dem ſächſiſchen Hofe vorlegen zu laſſen. Naumanns Mutter überbrachte dieſe Compoſition der Churfürſtin Mutter, Marie Antoinette. Dieſe Fürſtin zweifelte anfangs als Kennerin der Kunſt, ob der Sohn der Bäuerin dieſe Compoſition gemacht habe; allein durch Erkundigungen, die ſie in Italien einziehen ließ, davon überzeugt, berief ſie den jungen Naumann nach Dresden, wo er im Jahre 1765 als churfürſtlicher Kirchencomponiſt mit 220 Thalern Gehalt angeſtellt wurde. Bald darauf erhielt er die Stelle als churfürſtlicher Kammercompoſiteur und den Auftrag, eine Reiſe nach Italien zu machen. Auch auf dieſer Reiſe verweilte er am liebſten zu Neapel. Im Jahre 1769 kehrte er nach Dresden zurück, um zur Vermählung des Churfürſten die große Oper: la Clemenza di Tito, zu componiren. Im Jahre 1772 machte er ſeine dritte Reiſe nach Italien, wo er ſich zwei Jahre aufhielt, und nach deren Beendigung er zum Capellmeiſter mit einem Gehalt von 1200 Thalern ernannt wurde, welche Beſoldung ſpäter auf 2000 erhöht ward. Zur Geburtstagsfeier des Königs von Schweden componirte er im Jahre 1776 die große Oper Amphion, und zur Einweihung des neuen Theaters zu Stockholm 1780 die Oper Cora. Auch organiſirte er das Orcheſter zu Stockholm, welches eins der ausgezeichnetſten in Europa wurde. Für den däniſchen Hof componirte er im Jahre 1785 die Oper Orpheus. Die Könige von Schweden, Dänemark und Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, gaben ihm beſondre Merkmale ihrer Gewogenheit. Er wurde mehrere Male bei beſondern Gelegenheiten nach Berlin berufen, führte hier mehrere ſeiner Compoſitionen auf, und erwarb ſich um die berliner Capelle noch ein beſondres Verdienſt durch die Bildung des nachherigen Capellmeiſters Himmel und der Mademoiſelle Schmalz. Am 20ſten October 1801 wurde er auf ſeinem kleinen Landſitz bei Blaſewitz vom Schlage gerührt, woran er den 23ſten deſſelben Monats ſtarb. Das in der Geſchichte der Künſtler und insbeſondre der Muſiker ſeltne Schickſal, unter glücklichen Verhältniſſen ſeine Tage beſchloſſen zu haben, verdankt Naumann vorzüglich der Sanftheit und Mäßigung ſeines Charakters. Er hat eine Menge von Compoſitionen für die Kirche, das Theater und die Kammermuſik hinterlaſſen. Auch auf der Harmonica hatte er eine bewundernswürdige Fertigkeit, und ſetzte für dieſes Inſtrument ſechs Sonaten, die einzigen, die überhaupt in dieſer Gattung exiſtiren.

Naumburg, ehemals ein lutheriſches Biſthum in Thüringen und Meißen, längs der Saale und Elſter, deſſen poſtulirter Adminiſtrator, der 1718 verſtorbne Herzog Wilhelm zu Sachſen-Zeitz, wegen ſeines Übertritts zur catholiſchen Religion 1717 von dem Domcapitel der Adminiſtration für unfähig erklärt wurde, worauf Churſachſen als Erbſchutzherr eine Interimsregierung anordnete, bis endlich das Domcapitel auf vorhergeſchloßne Capitulation und ausgeſtellte Reverſalien 1726 das Stift an das Churhaus von Sachſen übergab. Der Sitz der vormaligen Biſchöfe war gewöhnlich in Zeitz, des Domcapitels aber in Naumburg. Das vereinigte Stift von Naumburg und Zeitz hatte, wie Merſeburg, bis zum J. 1814 ſeine eigne Verfaſſung, Regierung, Kammer, Conſiſtorium u. ſ. w. Das Domcapitel beſteht aus 21 Mitgliedern, worunter zwei leipziger

Profeſſoren ſind. In Zeitz iſt ein beſondres Stift von ſieben Domherrn. Das Land iſt ſehr fruchtbar, beſteht aus den beiden Ämtern, Zeitz und Naumburg, und enthält auf 15 Quadratmeilen 40,000 Einwohner. — Die Stadt Naumburg liegt in Thüringen, nicht weit von dem Einfluß der Unſtrut in die Saale, und hat 12,000 Einwohner, ein fürſtliches Schloß und eine prachtvolle Domkirche. Der Handel der Stadt iſt nicht unbedeutend, auch wird jährlich zu Peter Paul eine Meſſe gehalten. In der Gegend wächſt ein guter rother Landwein.

Navarra. Das Königreich Navarra entſtand, als die Nachfolger Carls des Großen die nach Weſten bis zum Ebro ausgedehnte Monarchie dieſes großen Mannes nicht zu behaupten verſtanden. Ungeachtet es aus zwei Theilen, Ober-Navarra auf der Südſeite der Pyrenäen, und Nieder-Navarra auf der Nordſeite dieſes Gebirgs, beſtand, ſo ſtanden beide Theile doch unter einem Könige, bis Ferdinand von Aragonien Ober-Navarra im Jahre 1512 an ſich riß. Von dieſer Zeit an hatten die Könige von Navarra nur Nieder-Navarra. Als Heinrich IV., König von dieſem Lande, den franzöſiſchen Thron beſtieg, wurde es auf dieſe Weiſe mit Frankreich (zu dem es ſchon unter Carl dem Großen gehört hatte) vereinigt, und die Könige von Frankreich nennen ſich daher Rois de France et de Navarre. Ober-Navarra, welches auch jetzt noch das Königreich Navarra heißt, ungeachtet es eine Provinz der ſpaniſchen Monarchie iſt, gränzt gegen Süden an Aragonien, gegen Oſten an die Pyrenäen, gegen Norden an Biscaya und gegen Weſten an Alt-Caſtilien. Es enthält auf 157 Quadratmeilen 227,000 Einwohner, iſt alſo eins der gut bevölkerten Länder, und ungeachtet es bergig iſt, doch ziemlich fruchtbar. Hier entſpringt der Ebro, der die Arga und den Aragon aufnimmt. Das Clima iſt gemäßigt und geſund. Metalle, Getraide, Salz, Holz, Wein, Öl, Wildpret, Bären, Wölfe und Gemſen machen die Hauptproducte des Landes aus. — Das zu Frankreich gehörende Nieder-Navarra, von ungefähr 21 Quadratmeilen, machte vor der Revolution mit Bearn ein beſondres Gouvernement aus, und bildet jetzt einen Theil des Departements des basses Pyrénées. Dieſe Provinz iſt bergig, und nicht ſehr fruchtbar. Ehemals wurde ſie von den Basken bewohnt, und die ſo merkwürdige baskiſche Sprache wird hier noch geſprochen. — Neu-Navarra iſt eine Provinz von Neu-Mexico, im ſpaniſchen Nord-Amerika, deren Schickſal von dem noch ungewiſſen Ausgange der Inſurrection der ſpaniſchen Colonien in Amerika abhängt.

Navigationsacte. Dieſes berühmteſte der engliſchen Schifffahrts- und Seehandelsgeſetze, die Grundlage aller nachherigen, ſtammt von Olivier Cromwell, dem ſogenannten Protector, und ward von ihm gegeben im Jahre 1651. Der Geiſt der Handlungspolitik Englands, die unter der Königin Eliſabeth den erſten Grad der Ausbildung erlangt hatte, ward von dem umſichtigen Cromwell ſehr gut durchdrungen, und für das Intereſſe der Britten weislich benutzt. Die dort entſtandene Idee der Alleinherrſchaft auf dem Meere, zu welcher der Beſitz der Oſtſeefahrt eine unerlaßliche erſte Bedingung war, die dazu nothwendige Vernichtung der holländiſchen Schifffahrt, beſonders nach England und den Colonien, die ſeit dem Verfall der Hanſa ſo ſehr ſich ausgebreitet hatte, verbunden mit dem perſönlichen Haſſe Cromwells ge-

gen die Holländer, wegen ihrer Theilnahme, die ſie für die Stuarte gezeigt hatten, dies vereint, gab die Veranlaſſung zur Navigationsacte, die in ihren Wirkungen ſo ganz die ihr unterliegende Abſicht hat erreichen laſſen. In ihr wurde verordnet: 1. daß kein fremdes Schiff Güter nach engliſchen Häfen führen ſollte, als die Producte des Landes, von denen das Schiff herkomme; 2. daß ein ſolches Schiff in brittiſchen Staaten gebaut ſeyn, und deſſen Mannſchaft wenigſtens zu zwei Drittheilen, nebſt dem Capitain, geborne oder naturaliſirte Britten ſeyn müſſen; 3. daß kein fremdes Schiff eine Rückfracht von England, jedes engliſche Schiff aber doppelte Fracht von andern Ländern ſolle nehmen dürfen. Dieſes Geſetz, furchtbar in ſeinen Wirkungen für Holland, das bei dem damaligen Zuſtande des Seehandels faſt allein darunter litt (vorzüglich durch den beinahe gänzlichen Verluſt der unermeßlichen Frachtſchifffahrt), mußte dennoch in dem Frieden vom 17ten April 1654, den Holland nach einem dreijährigen höchſt unglücklichen Kriege mit England ſchloß, von den Beſiegten angenommen, damit aber zugleich die Herrſchaft Britanniens zur See von ihnen anerkannt werden. Doch weder ihr früher gezeigtes Intereſſe für die Dynaſtie der Stuarte, noch ihr freundliches Benehmen gegen König Carl II., als dieſer nach Cromwells Tode durch Holland ſeinen Weg zum väterlichen Throne wieder nahm, konnte die Holländer von dem Drucke der Navigationsacte befreien, denn Carl II. beſtätigte (1661) dieſes Geſetz, das nun nach einer zehnjährigen Anwendung bereits ein ſo weſentlicher Beſtandtheil der brittiſchen Handlungspolitik und ſein Reſultat ein koſtbarer Gegenſtand des brittiſchen Nationalſtolzes geworden war. Inzwiſchen fand Carl noch in demſelben Jahre (1661), welches die zweite Hauptperiode dieſer Acte bezeichnet, für gut, den drei aufs neue ſich verbündeten Hanſeſtädten, Lübeck, Hamburg und Bremen, die Befreiung von dieſer Acte zuzugeſtehen, welche Begünſtigung auch der Stadt Danzig, die jedoch ſchon damals eigentlich aufgehört hatte, zur Hanſa zu gehören, zu Theil wurde. Allein ſchon im Jahre darauf (1662) verlor Lübeck dieſe Befreiung wieder, da es (wie vordem Holland) den Britten dadurch gefährlich zu werden drohte, daß es einen bedeutenden Theil der Oſtſeefahrt und Handlung an ſich gezogen hatte. Für Hamburg, Bremen und Danzig blieb jedoch Carls II Befreiungsbrief beſtehen, indem dieſe immerfort auf jeden Hafen Großbritanniens ſchiffen durften, nur daß in der Folge durch einzelne Parlamentsbeſchlüſſe der Vortheil davon ſehr beeinträchtigt wurde, da die Einfuhr deutſcher Waaren auf engliſchen Schiffen begünſtigt ward. So ungültig nun an und für ſich Carls II. Befreiungsbrief nach dem engliſchen Staatsrechte auch war, da der König ohne das Parlament ihn eigentlich nicht geben konnte, ſo wurde er doch in dem erſten von Wilhelm III. (1689) gehaltenen Parlamente, neben der Beſtimmung, daß fernerhin keine ſolche Privilegien mehr ertheilt werden ſollten, ohne weitere Unterſuchung beſtätigt und er blieb auch in ſeiner Gültigkeit, bis die Maßregeln, welche Großbritannien, nach dem Ausbruche der Revolution in Frankreich, gegen dieſes Land und namentlich gegen deſſen nachheriges ſogenanntes Continentalſyſtem ergreifen mußte, jenes Privilegium in ſich ſelbſt vernichteten. So wie aber früher aus dem herriſchen Gedanken, der in der Navigationsacte ausgeſprochen worden iſt, die ſtrengen engliſchen Handelsverbote in jenem durch den ryswiker Doppelfrie-

den (20. Sept. und 30. Oct. 1699) beendigten neunjährigen Kriege, und the rule of 1756, geſloſſen ſind, ſo iſt ſie auch als die Hauptgrundlage aller der berühmten Geheimenrathsverordnungen (orders of council) zu betrachten, welche in der neueſten Geſchichte des europäiſchen See- und Landhandels eine ſo tief eingreiſende Rolle geſpielt haben. Zur ausführlichern Kenntniß von der Geſchichte dieſer merkwürdigen Acte empfehlen wir die Abhandlung des Prof. Büſch im 2ten Bande der von ihm und Ebeling herausgegebnen Handlungsbibliothek und Engelbrechts Corpus juris nautici. I.

Naxos, in den älteſten Zeiten Dia und Strongyle, in der jetzigen neugriechiſchen Sprache Naxia genannt, iſt die größte Inſel in der Inſelgruppe der Cykladen im ägeiſchen Meer. Sie iſt berühmt theils wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, theils wegen ihrer Beziehung auf die Mythologie des Bacchus. Sie war reich an Getraide, an Wein, der zu dem beſten von ganz Griechenland gerechnet wurde, an edlen Baumfrüchten und an Marmor, von welchem vorzüglich die unter dem Namen Ophaltes oder Ophites bekannte Gattung häufig gebraucht wurde. Man nannte ſie, um ihre Fruchtbarkeit zu bezeichnen, oft Klein-Sicilien. Dem Bacchus, als dem eigentlichen Schutzgott der Inſel, ſchrieben ihre Bewohner dieſe außerordentliche Fruchtbarkeit zu. Bacchus hatte hier die vorzüglichſten Feſte, Tempel und Altäre. Hier war es, wo er die vom Theſeus verlaſſene Ariadne (ſiehe dieſen Artikel) tröſtete; eine Mythe, welche von einigen Gelehrten ſo erklärt worden iſt, als ob Ariadne bei einigen Flaſchen Wein (Bacchus ſteht bekanntlich oft für Wein) die Treuloſigkeit des Theſeus vergeſſen habe. Die erſten Bewohner der Inſel ſollen Thrazier geweſen ſeyn, welche ſpäter von Theſſaliern unter Anführung des Otus und Ephialtes unterjocht wurden. Nachdem die Theſſalier wegen einer anhaltenden Dürre die Inſel wieder verlaſſen hatten, ließen ſich bald nach dem trojaniſchen Kriege Carier, deren Anführer Naxos geheißen haben ſoll, daſelbſt nieder. Piſiſtratus unterwarf die Inſel der athenienſiſchen Oberherrſchaft. Nach dem Tode des Piſiſtratus erlangte Naxos ſeine Freiheit wieder, und wurde außerordentlich blühend und mächtig. Bald aber theilte auch Naxos das Schickſal der meiſten Inſeln des Archipelagus, indem es unter die Oberherrſchaft der Perſer gerieht. Als dieſe indeſſen unter Xerxes das eigentliche Griechenland zu unterjochen verſuchten, benutzten die Naxier dieſe Gelegenheit, um in den Schlachten bei Salamis und Platäa auch ihre Freiheit zu begründen. Als Athen jedoch in der Folge und beſonders während des peloponneſiſchen Kriegs die kleinen Inſeln des Archipelagus und auch Naxos unter dem Namen der Bundsgenoſſenſchaft zu ſehr bedrückte, verſuchten die Naxier vergeblich, ſich dieſer Oberherrſchaft zu entziehen. Während des mithridatiſchen Kriegs geriethen ſie unter die Herrſchaft der Römer. Der Triumvir Antonius unterwarf die Inſel dem Protectorat der Rhodier, entzog ſie jedoch dieſen bald wieder, als dieſe ihre Oberherrſchaft zu ſehr mißbrauchten. So blieben ſie in einem Zuſtand von Freiheit bis zu den Zeiten Veſpaſians, der ſie zu einer römiſchen Provinz ſchlug. Nachdem ſie hierauf dem Schickſale des oſtrömiſchen Kaiſerthums gefolgt war, gerieth ſie nach dem Sturz deſſelben, wie die übrigen Inſeln des Archipelagus, unter die Oberherrſchaft der Türken, denen ſie noch jetzt gehört.

Nazareth, ein Landſtädtchen in Galiläa, lag zwölf deutſche Meilen nördlich von Jeruſalem auf einem Gebirge, deſſen ſchöne Gegenden von den Reiſenden noch jetzt gerühmt werden. Merkwürdig war es als der Aufenthaltsort der Ältern Jeſu, die nach ihrer Rückkehr aus Ägypten dahin zurückkehrten, und ihn daſelbſt erzogen. Daher wurde er bisweilen von den Juden ſpottweiſe der Nazarener genannt, weil dies Städtchen nicht im Rufe beſondrer Bildung ſtand. Dies zeigte ſich an der Unempfänglichkeit der Nazarener für ſeine Lehren, und er hatte Urſach, ſich nach dem Antritte ſeines Lehramts nicht weiter daſelbſt aufzuhalten. Nazarener wurden auch die erſten Chriſten bisweilen von ihren Gegnern genannt, und noch jetzt gibt es im öſtlichen Aſien chriſtliche Gemeinden, bei denen ſich dieſer Name erhalten hat. Über die Secte der Nazarener vergl. den Art. Secten. E.

Neapel (Königreich.) Das Königreich Neapel im untern Italien wurde vor der Römer Zeit von barbariſchen Völkern bewohnt, an deren Küſten ſich griechiſche Colonien niederließen, von denen der untere Theil Italiens den Namen Groß-Griechenland erhielt. Nachdem die Römer in der Ausbreitung ihrer Herrſchaft über Italien ſich auch dem untern Theile deſſelben genähert, die Samniter nach einem hartnäckigen oft erneuerten Kampfe beſiegt und den König Pyrrhus von Epirus, welcher den Tarentinern zu Hülfe eilte, zurückgeſchlagen hatten, vollendeten ſie im J. 481 nach Erbauung Roms durch die Eroberung von Tarent ihre Herrſchaft über das untere Italien. Nach Vernichtung des weſtrömiſchen Reichs (476 nach Chriſto) wurde der untere Theil Italiens von den Oſtgothen beherrſcht, während Sicilien den Vandalen in die Hände fiel. Beide Länder geriethen jedoch bald unter die Botmäßigkeit der griechiſchen Kaiſer, die ſich als die Erben des weſtrömiſchen Reichs betrachteten. Im neunten Jahrhunderte ließen ſich die Araber oder Saracenen in Sicilien nieder und führten von da Streifereien nach dem untern Theile Italiens aus. Nach langwierigen Kämpfen behaupteten ſich jedoch die Normannen im elften Jahrhunderte im Beſitz beider Länder. Roger II., aus einem alten normanniſchen Geſchlecht, machte die Vereinigung beider Länder dadurch noch feſter, daß er ſich im J. 1130 zum König von Apulien, Calabrien und Sicilien erklärte. Man nannte von nun an die vereinigten Länder: beide Sicilien oder das Königreich beider Sicilien, indem man Neapel als ein diesſeit der Meerenge liegendes Sicilien anſah. Durch die Vermählung der Tochter und Erbin Rogers, Conſtance, mit Kaiſer Heinrich VI. gerieth das Königreich beider Sicilien an das hohenſtauſiſche Haus. Da dieſe Nachbarſchaft des mächtigen Kaiſerhauſes dem päpſtlichen Intereſſe zuwider war, ſo ſchenkte Papſt Urban IV. das Königreich dem Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, Carl von Anjou, welcher den rechtmäßigen Erben Conradin enthaupten ließ. Da ihm aber bald darauf (1282) Sicilien durch den argliſtigen König von Aragonien, Peter III., entriſſen wurde, ſo verlor ſich auf einige Zeit der Name des Königreichs beider Sicilien, indem das Königreich Neapel von nun an abgeſondert exiſtirte. Nach dem Tode der Königin Johanna II. ſetzte ſich Alphons V., König von Aragonien, in Beſitz von Neapel. Ferdinand der natürliche Sohn Alphons V., wurde indeſſen im Beſitz des Königreichs Neapel von Ludwig XI., König von Frankreich, angefochten, der die Anſprüche des Hauſes

Anjou auf dieſes Land geerbt hatte. Carl VIII., König von Frankreich unternahm, um dieſe Anſprüche zu behaupten, jenen berüchtigten Zug nach Italien, auf welchem er Neapel eben ſo geſchwind wieder verlor, als er es erobert hatte. Carls Nachfolger, Ludwig XII. verband ſich mit dem hinterliſtigen Ferdinand dem Catholiſchen, König von Aragonien, (der auch von ſeinen Vorfahren her noch im Beſitz Sicilien war) zur Eroberung von Neapel. Allein Ferdinand wußte die Franzoſen zu täuſchen und ſich ſelbſt im alleinigen Beſitz von Neapel zu erhalten. So wurde das Königreich beider Sicilien ein Theil der ſpaniſchen Monarchie, und blieb es bis zu dem ſpaniſchen Succeſſionskrieg, der nach dem Tode Carls II. von Spanien ausbrach. Die Öſterreicher bemächtigten ſich Neapels, während der Carl dem II. zum Nachfolger ernannte franzöſiſche Prinz, Philipp V. ſich im Beſitz von Sicilien behauptete. Durch den utrechter Frieden, welcher den ſpaniſchen Succeſſionskrieg (1713) endigte, wurde Neapel den Öſterreichern und Sicilien dem Hauſe Savoyen zugetheilt. Als Spanien indeſſen im J. 1717 Sardinien und Sicilien angriff, tauſchte Öſterreich Sicilien von Savoyen für Sardinien ein, ſo daß alſo das Königreich beider Sicilien nun ein Theil der öſterreichiſchen Monarchie wurde. In dem Kriege, welcher 1733 nach dem Tode Augusts II., Königs von Polen, entſtand, eroberte und behauptete Spanien beide Sicilien für den ſpaniſchen Infanten Don Carlos. Der Verſuch, den die Öſterreicher im J. 1744 machten, ſich wieder in den Beſitz dieſer Länder zu ſetzen, mißglückte vorzüglich durch die Folgen des Gefechts bei Veletri. Als jener ſpaniſche Infant und König beider Sicilien nach dem Tode ſeines Halbbruders, (im J. 1759) den ſpaniſchen Thron beſtieg, übergab er das Königreich beider Sicilien ſeinem dritten Sohn Ferdinand, mit der Bedingung, daß es nie mit der ſpaniſchen Monarchie wieder vereinigt werden dürfe. Dieſer neue König beherrſchte nun unter dem Namen Ferdinand VI. Neapel. Im J. 1799 verwickelte ihn die Theilnahme an der Coalition in Krieg mit Frankreich. Die Franzoſen eroberten Neapel und errichteten daſelbſt die ſogenannte parthenopeiſche Republik (1799), nach dem alten Namen der Stadt Neapel Parthenope. Ferdinand, welcher ſeine Reſidenz indeſſen zu Palermo aufgeſchlagen hatte, kehrte zwar unter Begünſtigung der Siege der Ruſſen und Öſterreicher in Italien im J. 1802 nach Neapel zurück, allein die Theilnahme an der Coalition von 1805 verurſachte, daß er nach Beſiegung der Öſterreicher Neapel aufs neue verlor, und daß Napoleon ſeinen Bruder Joſeph an Ferdinands Stelle zum König von Neapel ernannte. Die Beſitzergreifung konnte jedoch nicht vollſtändig vollzogen werden, indem die alte Dynaſtie ſich, von den Engländern als Herrn zur See unterſtützt, im Beſitz von Sicilien glücklich erhielt. Als im J. 1807 König Joſeph auf den ſpaniſchen Thron berufen wurde, folgte ihm in der Regierung von Neapel (im Juni 1808) Murat, der Schwager Napoleons, bisheriger Großherzog von Berg, unter dem Namen Joachim Napoleon. Die Hinneigung zum Syſtem der Alliirten, welche dieſer Fürſt im Frühjahr 1813 zu bezeigen ſchien, die Begierde Englands, immer größere Maſſen von Streitkräften gegen Frankreich zuſammenzubringen, die Politik Öſterreichs, ſich eines künftig als Föderirten zu behandelnden Alliirten in Italien zu verſichern, veranlaßten, daß Öſterreich und England durch Specialtractaten welche andre Diplomatiker politiſche Monſtruoſitäten genannt haben

welche jedoch von dem Unbefangnen und Genauunterrichteten durchaus gebilligt werden mußten, dem König Joachim den fernern Beſitz ſeiner Monarchie garantirten. Welche politiſche Combinationen in dieſer Hinſicht noch eintreten werden, muß die Zukunft lehren. Vielleicht wird auch der Papſt die alten durch Urban IV. gegründeten Anſprüche des päpſtlichen Stuhls, Neapel als päpſtliches Lehen zu behandeln, wieder geltend zu machen ſuchen. Nach Inhalt der Conſtitution ſollte die neapolitaniſche Krone, wenn der Mannsſtamm der joachimſchen Dynaſtie ausgeſtorben ſeyn würde, an Napoleons Nachkommen fallen. — Das Königreich Neapel (ohne Sicilien) enthält mit den von ihm enclavirten Lehnsfürſtenthümern Benevent und Pontecorvo auf 1447 Quadratmeilen über fünf Millionen Menſchen, ſo daß beinahe viertehalbtauſend Menſchen auf die Quadratmeile gerechnet werden müſſen. Dieſe außerordentliche Bevölkerung iſt eine Folge der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens und der Milde des Clima's, welche Neapel zu einem der reizendſten Länder der Erde machen. Seit die napoleoniſche Dynaſtie den neapolitaniſchen Thron beſtiegen hat, und vorzüglich ſeit der Regierung des jetzigen Königs Joachim ſind eine Menge von Mißbräuchen verſchwunden, welche ſich der Cultur, dem Wohlſtand und der geiſtigen Ausbildung des Landes unter den vorigen Regierungen entgegengeſetzt hatten. Das Militär, die Finanzen, die öffentlichen Sicherheitsanſtalten ſind vorzüglich in einem verbeſſerten Zuſtande. In den vierzehn Provinzen, aus welchen das Königreich beſteht, zählt man 144 Städte, 2067 Flecken und Dörfer und über 800,000 Feuerſtellen. Einige Albanier ausgenommen, welche an den Küſten leben, beſtehen die Einwohner bloß aus Italienern, welche einen eignen Provinzialdialect reden. Da die Religion ohnehin allgemein catholiſch iſt, ſo konnte ſie in der neuen Conſtitution ohne Bedenken für die herrſchende erklärt werden. Die übermäßige Zahl der Geiſtlichen und Klöſter hat ſich ſeit der neuen Regierung bedeutend vermindert, aber nicht der ſo zahlreiche Adel, welcher hier im J. 1788 noch 120 Fürſten, 150 Herzöge, 170 Marcheſen, 40 Grafen und 450 Barone aufzuweiſen hatte. Die Staatseinkünfte betragen zwiſchen 12 und 13 Millionen Ducati. Die Staatsſchuld wurde im J. 1808 auf 67 Millionen Ducati geſchätzt.

Neapel (Stadt.) Neapel iſt die Hauptſtadt des Königreichs dieſes Namens und überhaupt die größte Stadt in ganz Italien. Sie enthält mit den Vorſtädten 5 Meilen im Umkreiſe. Im J. 1808 zählte man daſelbſt 513,000 Einwohner, unter welchen ſich 40,000 Lazzaroni und 4000 Advocaten befanden. Die Stadt liegt an einem Meerbuſen, den die Italiener Cratere, das heißt Schale (oder Baſſin) nennen. Der Hafen von Neapel iſt zwar groß und durch mehrere Caſtelle gedeckt, allein dennoch ſo wenig ſicher, daß es bei dem bisherigen Übergewicht der Engländer zur See und dem Verfall der neapolitaniſchen Marine (welches bei Neapel kein Wunder ſeyn kann, da eigentliche Seemächte durch die Engländer in einen noch größern Verfall gerathen ſind) nicht unglaubhaft iſt, daß während des letzten Kriegs die Engländer zuweilen feindliche Schiffe mitten aus dem Hafen von Neapel gewaltſam herausgezogen haben. Unter oben erwähnten Caſtellen verdient vorzüglich das Caſtell St. Elmo oder St. Erasmo bemerkt zu werden. Auf dem Berge dieſes Caſtells befindet ſich ein Carthäuſerkloſter, von welchem aus man eine der ſchönſten Ausſichten in der Welt hat. Die

Hitze des Sommers wird durch die vom Meere kommenden kühlenden Weſtwinde gemäßigt. Indeſſen ſind auch hier, wie in allen ſüdlichen Städten, die Nächte oft geräuſchvoller und lebhafter, als die Tage. Die Häuſer ſind meiſtens 7 bis 8 Stockwerk hoch und man tadelt an ihnen den Mangel des edleren Geſchmacks in der Baukunſt, den man doch in andern Städten Italiens bemerkt. Indeſſen gibt es doch hier einige vortreffliche Gebäude im edelſten Styl. Vorzüglich verdient das Theater von San Carlo als eins der größten und ſchönſten Theater in der Welt bemerkt zu werden. Das Flüſſig- oder Nichtflüſſig-werden des in der erzbiſchöflichen Domkirche in zwei cryſtallnen Flaſchen aufbewahrten Bluts des heiligen Januars am erſten Sonntag des Mai iſt für das ganze Jahr eine günſtige oder ungünſtige Vorbedeutung. In der neuen Marienkirche findet man das Grabmal des berühmten Feldherrn Gonſalvo von Cordova (ſ. d. Art.). In der Nähe der Stadt befindet ſich außer der berühmten Grotte von Pauſilippo (ſ. d. Art.) das Grabmal Virgils. Hiſtoriſch merkwürdig iſt die Stadt durch den Aufruhr des Maſaniello, den der Druck der ſpaniſchen Herrſchaft im J. 1647 veranlaßte. Die Nähe des Veſuvs, deſſen oft unſchädliche Ausbrüche zuweilen die Nächte von Neapel erleuchten und ſeinen Bewohnern das herrlichſte Schauſpiel gewähren, hat die Stadt indeſſen von Zeit zu Zeit bedeutenden Gefahren ausgeſetzt. Der Schade, welchen das Erdbeben vom 26ſten Juli 1805, wodurch faſt alle Gebäude beſchädigt wurden, anrichtete, betrug an 20 Millionen Ducati.

Nebel (aus dem Lateiniſchen). Unter Nebel verſteht man die zuweilen über der Oberfläche der Erde ſichtbar ſchwebenden Dünſte, welche eigentlich ein Niederſchlag der Auflöſung des Waſſers in der Luft oder niedriger ſtehende Wolken ſind. Da dieſer Niederſchlag nur dann Statt finden kann, wenn die obere Luft ſchon mit Waſſertheilen hinlänglich geſättigt iſt, ſo zeigen ſich die Nebel nur bei ſehr feuchter Luft. Die auf Wärme erfolgende Erkältung der Luft iſt die gewöhnliche nähere Veranlaſſung der Nebel, die daher bei uns im Herbſte, wo die Tage oft noch ſehr warm und die Nächte kalt ſind, am häufigſten bemerkt werden, weßhalb auch die aufgehende Sonne durch die Kraft der wiederkehrenden Wärme ſie gewöhnlich wieder zerſtreut. Hier tritt ein doppelter Fall ein: iſt durch die Sonnenwärme die Auflöſungskraft der Luft hinlänglich verſtärkt, ſo fällt der Nebel als Heu- oder Staubregen zur Erde nieder, und es wird heitres Wetter; wird hingegen die Luft in den obern Regionen ſchwerer, ohne mehr Auflöſungskraft zu erhalten, ſo zieht ſich der Nebel in die Höhe und wird zur Wolke, welche dann ſehr oft als Regen wieder herabkommt. In den Ländern, wo der Boden ſtärker ausdünſtet, z. B. wo viele Sümpfe, Flüſſe und Seen ſind, zeigen ſich natürlich die Nebel häufiger. — Mit den eigentlichen Nebeln muß der Höherauh oder Heiderauh nicht verwechſelt werden. (S. d. Art.)

Nebelſtern, ſ. Stern.

Nebenſonne, ſ. Sonne.

Nebukadnezar, König von Babylon und großer Eroberer in Aſien, regierte von 606 bis 563 vor Chriſto. Er war der Sohn jenes Nabopalaſſar, welcher (630—626) das babyloniſche Reich aufs neue von der aſſyriſchen Monarchie unabhängig gemacht hatte. Nebukadnezar erweiterte das babyloniſche Reich durch ſeine Erobe-

rungen bis zu den weſtlichſten Gränzen von Aſien. Er ſchlug den König von Ägypten Nechao bei Karchemiſch, eroberte und zerſtörte Jeruſalem, Tyrus und Sidon. Nach Art der aſiatiſchen Eroberer, welche beſiegte, unruhige Völkerſtämme in andre Gegenden verſetzten, ließ er eine große Anzahl von Juden nach Babylonien verpflanzen, deren Aufenthalt daſelbſt unter dem Namen des Exils, oder der babyloniſchen Gefangenſchaft bekannt iſt. Fabelhaften Sagen zufolge ſoll er durch Lybien bis zu der Weſtküſte von Afrika vorgedrungen ſeyn. Die Sage, daß er ſieben Jahre lang ein Ochſe geweſen ſey, ſcheint weniger aus der Krankheit der Lykanthropie (eine Krankheit, nach welcher ein Menſch ſich in einen Wolf oder ein andres Thier verwandelt glaubt) hergeleitet werden zu müſſen, als vielmehr mit irgend einer orientaliſchen Symbolik in Verbindung zu ſtehen. — Man vergleiche in dieſem Werke die Artikel Aſſyrien und Babylon.

Neckar, einer der beträchtlichſten und anmuthigſten Flüſſe im ſüdlichen Deutſchland, entſpringt oberhalb des Dorfes Schwenningen im Schwarzwalde, ungefähr 5900 Schritte von Doneſchingen, nimmt viele Bäche und kleine Flüſſe, als z. B. Murr, Kocher, Enz, Nagold, Lauter, Jaxt, Lorenz, Filz, in ſich auf, wird bei Kanſtadt im Wirtembergiſchen ſchiffbar, daher der Handel durch ihn, vorzüglich bis Heilbronn, ſehr lebhaft wird, und ergießt ſich bei Mannheim in den Rhein. Sowohl im Wirtembergiſchen als im Badiſchen bietet der Neckarfluß die reizendſten und mahleriſcheſten Umgebungen dar. Von ihm hat im Badiſchen der Neckarkreis ſeinen Namen.

Necker (Jacques), geboren im J. 1734 zu Genf, woſelbſt ſein Vater Profeſſor des deutſchen Staatsrechts war, kam früh als Commis nach Paris zu dem Banquier Theluſſon, und zeigte ſich hier bald von einer unerwartet vortheilhaften Seite. In der Abweſenheit des erſten Commis dieſes Hauſes, dem die Börſengeſchäfte übertragen waren, vertrat Necker die Stelle deſſelben, und ſchloß, ohne Rückſicht auf die empfangnen Inſtructionen, ein ſo glückliches Geſchäft ab, daß er ſeinem Hauſe einen Gewinn von 500,000 Livres verſchaffte; er ſelbſt empfing ein Geſchenk von 12,000 Livres, und das Vertrauen Theluſſons, deſſen Compagnon er wurde. In Zeit von 12 bis 15 Jahren übertraf er an Vermögen die reichſten Banquierhäuſer. Geſchickte Contracte mit der indiſchen Compagnie und Speculationen auf die engliſchen Fonds im Augenblick des Friedens von 1763, von dem er früher als Andre unterrichtet war, vermehrten ſein Vermögen bis auf ſechs Millionen. Er dachte jetzt darauf, ſich zu irgend einem Platz in der Adminiſtration emporzuſchwingen, und gab 1769 ein Werk über die indiſche Compagnie heraus. Er vertheidigte dieſe Compagnie, indem er an die Dienſte erinnerte, die ſie dem Staat in den bedrängteſten Zeitpunkten geleiſtet hatte. Morellet und Lacretelle waren ſeine Gegner, und ſchienen mehr Beifall erlangen zu müſſen, da ſie die ausſchließlichen Privilegien angriffen, die Freiheit des Handels foderten und der öffentlichen Meinung ſchmeichelten, die allem, was der Regierung widerſprach, günſtig war. Dennoch gewann Necker zahlreiche Anhänger, und ſelbſt die Tadler ſeines Syſtems ließen ſeinen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren. Um durch einen gewiſſen literariſchen Ruf die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn, ſchrieb er ſeine Eloge de Colbert, welche 1773 von der franzöſiſchen Akademie ge-

krönt wurde. Dieſe Lobſchrift hätte mit mehr Kritik abgefaßt ſeyn können, wenn die akademiſchen Formen erlaubt hätten, Lob und Tadel zu miſchen. Sein Werk Sur la législation des blés machte Aufſehn. Trotz der Incorrectheit und Schwulſt ſeines Styls, trotz des Unbeſtimmten und ſelbſt Leeren in ſeinen Ideen, gefiel er dem großen Haufen der Leſer durch ſeine Popularität, womit er die Gegenſtände der Finanzen zu behandeln wußte. Necker fing damals an, eines gewiſſen Rufs zu genießen, den er noch zu vermehren wußte, indem er den Marquis von Pezay, der mit Ludwig XVI. eine geheime Correſpondenz hatte, in ſein Intereſſe zog. Er ließ durch denſelben dem Könige eine Denkſchrift zuſtellen, in welcher er von den Hülfsquellen des Staats ein zu vortheilhaftes Bild entwarf. Dieſes Mittel beſchleunigte die Erreichung ſeiner Plane. Am Ende des J. 1776 wurde er dem Generalcontroleur Taboureau zugegeben, der nach achtmonatlicher Amtsführung ſich genöthigt ſah, ihm im Juli 1777 ſeinen Platz einzuräumen. Maurepas, der ungeachtet ſeines hohen Alters, ſeiner anſcheinenden Sorgloſigkeit und des Epicurismus in ſeinem Betragen auf eine lang gewohnte Macht nicht verzichten konnte, begünſtigte ſeine Erhebung, indem er glaubte, einen unterwürfigen Diener in einem Manne zu finden, der durch ſeine Geburt die Großen zu Gegnern, und durch ſeine Religion die Geiſtlichen zu Feinden haben mußte. Dies glauben, hieß die Denkungsart ſeines Schützlings nicht wohl kennen. Wie dem auch ſey, Necker wurde in dem ſchwierigſten Zeitpunkte Director der Finanzen. Die Veruntreuungen unter der letzten Regierung hatten in den Finanzen des Staats einen großen Ausfall verurſacht, der amerikaniſche Krieg führte neue Ausgaben herbei; durch neue Auflagen hätte er leicht ſeine Popularität verlieren können; er bemühte ſich, durch Anleihen und Verbeſſerungen zu helfen. Zu Gegnern hatte er die Anhänger Turgot's, die er durch ſeine Grundſätze über den Getraidehandel von ſich entfernt hatte. Alle Neuerungen Neckers wurden getadelt. Turgot ſelbſt ging in den Streit ein. Man warf Neckern eine übertriebne Vorliebe für die Caiſſe d'escompte vor; man ſtellte die Abſchaffung der Generaleinnehmer als eine treuloſe Maßregel dar, den König unter die Vormundſchaft der Financiers zu ſetzen; die Abſchaffung der Treſoriers als die Erneuerung einer Idee des Schotten Law, deſſen Name die ſchrecklichſten Erinnerungen weckte; die Reform des königlichen Hauſes als das Attentat eines republikaniſchen Geiſtes gegen die Majeſtät des Throns; die Anleihen als einen zur Untergrabung des Staats geeigneten Ausweg. Der Plan, Provinzialverſammlungen zu berufen, den Necker nach Turgot erneuerte, beunruhigte die Anhänger der Monarchie und die Parlamenter, die er zu bloßen Gerichtsbehörden zu machen drohte. Wenn er viele Feinde hatte, ſo hatte er auch zahlreiche Vertheidiger, beſonders unter den Gelehrten, die ſeine Erhebung als eine Eroberung der Philoſophie betrachteten. Im J. 1781 gab er ſeinen Compte rendu über ſeine Verwaltung heraus; mehr als 200,000 Exemplare wurden von dieſer Broſchüre in Umlauf geſetzt, die man ihres blauen Umſchlags wegen ſpottweiſe Le Compte bleu nannte. Jetzt ſuchte Necker, von Ehrgeiz getrieben, in das Conſeil einzutreten. Man machte wegen ſeiner Religion Schwierigkeit; er glaubte, unentbehrlich zu ſeyn, und drohte, ſeinen Platz verlaſſen zu wollen; aber er war nicht wenig überraſcht, als man in ſeine Entlaſſung willigte. Dies geſchah im Mai 1781. Er begab

ſich in die Schweiz, wo er die Baronie Copet kaufte und ſein Werk über die Administration des Finances, 3 Bände 8., herausgab. Diejenigen, die ſchon mit ſeinem Compte rendu unzufrieden geweſen waren, erbitterte er durch dieſes Werk noch mehr. Sie ſchilderten ihn als einen Ehrgeizigen, der die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen wollte, der die Volksgunſt durch Geſtändniſſe erkaufte, der die Grundlagen der Monarchie durch Enthüllung der Regierungsgeheimniſſe verriethe, und der, die Rolle eines Rathes des Fürſten mit der Rolle eines Tribunen vertauſchend, von dem Monarchen an das Volk zu appelliren ſchien. Calonne's Fehler und Freigebigkeit vermehrten Neckers Ruf. Dieſer kehrte 1787 nach Frankreich zurück, und ſchrieb gegen Calonne, der ihn als den Urheber des Deficits angeklagt hatte, und wurde in Folge dieſes Streits exilirt. Als im J. 1788 die Gährung, die ſich gegen Brienne offenbarte, den Hof in Schrecken ſetzte, wurde Necker als Generalcontroleur zurückberufen, aber, muthig gemacht durch die Stimme des Volks, willigte er nur unter der Bedingung ein, nicht mit dem Premierminiſter arbeiten zu dürfen. In der Meinung, Alle dadurch zu beherrſchen, ließ er den König eine Vermehrung ſeiner Macht und das Volk eine nahe Demokratie hoffen. Der Bericht, den er am 27ſten December 1788 über die Zuſammenberufung der Generalſtände abſtattete, kann als der erſte Funke betrachtet werden, der den ſchon lange vorbereiteten Brennſtoff entzündete. Man darf indeß nicht glauben, daß Necker einen beſtimmten Plan hatte; er ſchweifte unaufhörlich von Entwurf zu Entwurf, und ſonderbar muß es ſcheinen, daß er, der aus Inſtinct und Vorurtheil die höhern Stände zu demüthigen ſtrebte, nicht minder feſt an der Idee hing, den Monarchen zu beherrſchen. Alle ſeine Schriften ſind mit Stellen angefüllt, in denen ſich dieſe Neigung zum Despotismus offenbart. Im J. 1789 warf man ihm vor, zur Hungersnoth beigetragen zu haben, indem er ungegründete Beſorgniſſe an den Tag legte. Seine Feinde behaupteten, das von den 39 Millionen, für die er Getraide aufgekauft habe, 28 Millionen aus dem Verkauf dieſes Getraides wieder eingekommen wären, und daß er darüber nicht Rechnung abgelegt; ja man ging ſo weit zu behaupten, daß er ſie für ſeine ehrgeizigen Abſichten angewendet habe. Am 5ten Mai hielt er bei Eröffnung der Generalſtändeverſammlung eine lange Rede, und legte darin einen Plan für die Arbeiten dieſer Geſellſchaft vor, die er nach ſeiner Willkür leiten zu können hoffte. Den 11ten Juli, als die Regierung Maßregeln gegen die Factionen nehmen zu müſſen glaubte, wurde Necker entlaſſen, der ſich entſchieden gegen dieſe Maßregeln erklärt hatte. Er bekam den Befehl, in vierundzwanzig Stunden das Königreich zu verlaſſen, und gehorchte augenblicklich. Kaum aber wurde ſeine Entfernung bekannt, als ganz Paris in Flammen ſtand. Die Erſtürmung der Baſtille erfolgte, und es zeigten ſich ſolche Symptome von Volkswuth, daß der König ſich genöthigt ſah, ihn auf der Stelle zurückzuberufen. Necker empfing die Einladung in Baſel, und beſchloß ihr zu folgen. Seine Reiſe bis Paris glich einem Triumphzug. Sein erſtes Geſchäft war, ſeinen Einfluß zur Stillung der Unruhen des wilden Pöbels anzuwenden, und Sicherheit der Perſon und des Eigenthums wieder herzuſtellen. Aber ſeine Gunſt beim Volke hatte jetzt eine Höhe erreicht, von der ſie nothwendig ſchnell herabſinken mußte. Als Finanzminiſter mußte er Mittel vorſchlagen, die der Menge nicht gefallen konnten. Seine gemäßigten Meinungen über Staatsverwaltung hielten mit den

Grundſätzen derer, die an der Spitze des Volks ſtanden, nicht gleichen Schritt. Vor allem untergruben die Ränke Mirabeau's, der bei ſeiner Schonungsloſigkeit allerdings fähiger war, die öffentliche Meinung zu beherrſchen, Neckers Anſehn bei der Nation. Bei den Berathungen über eine neue Conſtitution ſchlug Necker ein ſuspendirendes Veto, das der König haben ſolle, vor, und widerſprach der Abſchaffung der Adelstitel. Auch trug er auf Errichtung einer Nationalbank an. Als die Nationalverſammlung das ſogenannte rothe Buch (das Privatverzeichniß der königlichen Penſionen und Ausgaben) bekannt machte, erklärte er ſich heftig gegen dieſes Verfahren und vertheidigte den Inhalt dieſer Liſte. Aus allen dieſen Umſtänden aber entſtand die Meinung, daß er ein Ariſtokrat ſey; ſeine eigne Sicherheit war bedroht, ſein Einfluß vernichtet. In dieſer beunruhigenden Lage ſchrieb er im September 1790 an die Nationalverſammlung, und bat um ſeine Entlaſſung. Er erbot ſich, die der Regierung vorgeſchoßnen zwei Millionen Livres nebſt ſeinem Hauſe und Zubehör als ein Unterpfand ſeiner Rechtſchaffenheit in ihren Händen zu laſſen. Man nahm ſeine Reſignation mit Gleichgültigkeit auf und Necker verließ Paris mit dem ſchmerzlichen Gefühl, ſeine ehrgeizigen Plane und glänzenden Ausſichten vernichtet zu ſehn. Er wurde unterwegs an einem Orte angehalten, an einem andern vom Volke inſultirt, und ſetzte nicht ohne Schwierigkeit ſeine Reiſe fort. Er begab ſich nach Copet, wo häusliche Unglücksfälle ſeinen Kummer noch vermehrten. Er verlor nach einer langen Krankheit ſeine geliebte Gattin. Sich aufzurichten, nahm er zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Schreiben, ſeine Zuflucht; mehrere Werke verſchiednen Inhalts waren die Frucht ſeiner Muße. Er ſchrieb eine Vertheidigung ſeiner Verwaltung unter dem Titel: Sur l'Administration de M. Necker par lui-même. Den König vertheidigte er in ſeinen Réflexions adressées à la Nation française. Seine Ideen über die ausübende Gewalt legte er in einer Abhandlung Du pouvoir exécutif dans les grands états, nieder, die ſelbſt von denen empfohlen wird, die ihm nicht eben geneigt ſind. Sein Cours de la morale religieuse iſt nicht ohne eindringende Beredſamkeit geſchrieben. Außerdem haben wir von ihm noch einige andre Schriften, welche wir übergehn. Noch 1802 gab er ein Werk gegen die conſulariſche Gewalt heraus, das damals viel Aufſehn machte. Seine Schreibart iſt ſtets ſorgfältig, aber oft einförmig und gezwungen, wiewohl es ihm nicht an wahrer Beredſamkeit fehlt. Er ſtarb zu Genf den 9ten April 1804 mit Hinterlaſſung eines Vermögens, das trotz der großen Verluſte, die er erlitten hatte, noch ſehr bedeutend war. Seine Tochter, die als Schriftſtellerin berühmte Frau von Staël, hat noch mehrere ſeiner hinterlaſſenen Werke, wie auch Memoiren aus ſeinem Leben herausgegeben.

Necker (Suſanne), des Vorigen Gattin, war die Tochter des evangeliſchen Predigers Naaz zu Genf. Ohne Vermögen, hatte ſie eine treffliche Erziehung genoſſen, und wurde von Mad. Vermenoux nach Paris mitgenommen, um ihren Sohn im Lateiniſchen zu unterrichten. Hier lernte ſie Necker kennen. Beider Verbindung war die Folge gegenſeitiger Zuneigung, welche ungeſchwächt bis an ihren Tod fortdauerte. Mad. Necker war eine Frau von dem trefflichſten Charakter, unter allen Umſtänden eine zärtliche, liebevolle, treue Gattin, Mutter und Freundin, an Geiſt und Herzen gleich

ausgebildet. Als das Glück ihren Gemahl erhob, bediente ſie ſich ihres Anſehns und Vermögens nur zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe. Sie hatte in der Nähe von Paris auf eigne Koſten ein Hospital gegründet, dem ſie ihre ganze Sorgfalt widmete. Unter den Gelehrten hatte ſie ihres gebildeten und liebenswürdigen Geiſtes wegen viele Freunde und Verehrer; beſonders gehörten dahin Thomas, Buffon und Marmontel, welcher Letztere folgende Schilderung von ihr entwirft. „Frau von Necker beſitzt nicht die Liebenswürdigkeit einer jungen Franzöſin: denn ſie iſt mit den pariſer Sitten unbekannt. Weder ihr Betragen, noch ihre Sprache hat den Ton und die Haltung einer Frau, die in der Schule der ſchönen Kunſt und der Welt erzogen ward. Ohne Geſchmack in ihrem Anzug, ohne Leichtigkeit in ihren Bewegungen, ohne Anmuth bei aller ihrer Feinheit, zeigt ihr Geiſt und ihr ganzer Ausdruck zu ſehr das Regelmäßige, als daß er Grazie haben könnte. Was ihr aber einen eigenthümlichen Reiz gibt, iſt jener ſittſame Anſtand der Unſchuld und Güte. Eine tugendhafte Erziehung und einſame Studien haben ihr alles gegeben, womit die Kunſt ſeltne Anlagen des Geiſtes erweitern kann. Ihre Empfindung war vollkommen richtig; aber was ſie dachte, war oft verworren und breit. Das Nachdenken machte ihre Begriffe nicht klarer; wollte ſie ihre Vorſtellungen zum Allgemeinen erheben, ſo verlor ſie ſich im überſpannten. Sie ſah gewiſſe Gegenſtände nur durch einen Nebel, der ſie ihrem Blicke vergrößert zeigte; ſo wurde auch ihr Ausdruck beinahe ſchwülſtig, ja ſogar lächerlich, wäre er nicht zugleich ſo unbefangen aufrichtig geweſen. Ihr Geſchmack war weniger Tact, als Folgerung aus geſammelten und abgeſchriebenen Urtheilen Andrer. In dem ſchriftlichen Ausdruck liebte ſie nur das Hohe, Majeſtätiſche und Prächtige; die feinern Abſtufungen und zarten Miſchungen des Tons und der Farbe, die Naivetät in Lafontaine, das Natürliche in der Sevigné, zogen ſie weniger an. Ihr entging das Leichte, das Hingeben, und die Anmuth der Nachläſſigkeit. Sie verwarf in dem höhern Style Alles, was den Ton des Umgangs berührte. Thomas oder Buffons Anſehn galt bei ihr mehr als Racine. In Allem, was ſie that, ſelbſt in ihren Erholungen, ging ihr Regel und Ordnung über Alles. Mit der größten Sorgfalt und Aufmerkſamkeit behandelte ſie jedermann in ihrer Geſellſchaft; aber, was ſie Verbindliches ſagte oder that, war vorher überlegt: nichts kam unmittelbar aus ihrem Gefühle. Sie that Alles einzig für ihren Mann. Dieſen ſollten wir kennen lernen, ihm geneigt werden, mit Beifall von ihm ſprechen, ſeinen Ruf gründen helfen; darum ſtiftete ſie bei ſich einen gelehrten Geſellſchaftscirkel. Aber nicht genug, ihr Saal, ihre Tafel mußten für ihren Mann Erholung ſeyn und Schauſpiel; denn in der That machte er daſelbſt nur den kalten, ſtummen Zuſchauer. Bis auf einige feine Bemerkungen, die er hie und da anbrachte, überließ er ſeiner Frau ganz die Führung des Geſprächs. Sie that ihr Mögliches, beſaß aber keineswegs den Ton der gefälligen Unterhaltung bei Tiſche. Kein Scherz, kein Einfall, kein Wortblitz weckte Geiſt und Rede. Stockte das Geſpräch, ſo ſuchte ſie unruhig den Grund in unſerm Auge; doch ihre Gäſte unterhielten ſich gewöhnlich auf eigne Koſten, und erließen ihrem Wirth die Mühe, liebenswürdig zu ſeyn." — Sie ſtarb zu Copet im Jahr 1794, und

iſt die Verfaſſerin folgender Werke: 1. Des Inhumations précipitées, 1790; 2. Mémoire sur l'établissement des hospices; 3. Reflexions sur le divorce 1793. Sie behauptet, den Grundſätzen der proteſtantiſchen Religion entgegen, die Unauflöslichkeit der Ehen. Man findet im Ganzen in dieſer Schrift mehr Gefühl als Räſonnement und oft eine ſchwülſtige, überladne Schreibart; 4. Mélanges extraits des manuscrits de Mad. Necker, 1798, 8 Bände, nach ihrem Tode herausgegeben. Im Allgemeinen findet man in allen ihren Werken viele wahre und feine Bemerkungen, ſchöne Darſtellungen, verſtändige und gut ausgedrückte Rathſchläge. Dagegen ſind aber auch eben ſo bedeutende Mängel nicht zu verkennen.

Negativ heißt ſo viel als **verneinend** (aus dem Lateiniſchen von *negare*, Nein ſagen). So ſagt man z. B. im gemeinen Leben, etwas negativ beantworten und dgl. — In einem höhern und philoſophiſchen Sprachgebrauch bedeutet negativ dasjenige, was, ohne ſelbſt irgend etwas zu beſtimmen, bloß etwas andres Beſtimmtes (oder Poſitives) ausſchließt. So ſind z. B. Menſch, ſchwarz, klug etwas Beſtimmtes, es ſind poſitive Begriffe; die negativen Begriffe davon ſind Nicht-Menſch, Nicht-ſchwarz, Nicht-klug. Indem ich einen dieſer negativen Begriffe ſetze, gebe ich ſchlechterdings nichts Beſtimmtes; ein Nicht-Menſch kann ein Tiſch, ein Buch, ein Haus u. ſ. w. ſeyn; ich ſchließe bloß den poſitiven Begriff Menſch aus. Es ergibt ſich hieraus, daß eine ſolche negative Vorſtellung ohne etwas entgegenſtehendes Poſitives (oder Beſtimmtes) nicht gedacht werden kann. — Negative Urtheile ſind in der Logik (der Wiſſenſchaft von den Regeln des Denkens) ſolche, in denen ausgeſagt wird, daß das Mannichfaltige oder Materielle (der Stoff) des Urtheils ſich nicht im Bewußtſeyn vereinigen laſſe. So iſt z. B. „Cajus iſt nicht weiſe" ein negatives Urtheil. „Cajus und weiſe" iſt das Mannichfaltige oder die Materie des Urtheils. „Iſt nicht" enthält die Form und zeigt an, daß die beiden Vorſtellungen Cajus und weiſe nicht zuſammengedacht werden ſollen.

Neger. So nennt man eine Menſchenrace in Afrika, die ſich durch mittlere Statur, plattgedrückte Naſe, ſchwarzes krauſes Haar, platten Hirnſchädel und ſchwarze Farbe bemerkbar macht, und hauptſächlich auf der Nordweſtküſte von Afrika, in Nigritien, Ober- und Unter-Guinea, Monomotapa, Äthiopien, Sofala, Mono, Emugi und Zanguebar gefunden wird. Dieſe Menſchenrace iſt vorzüglich dadurch merkwürdig geworden, daß, als die urſprünglichen Bewohner Amerika's und beſonders Weſtindiens durch harte Behandlung der Europäer ſo ſehr vermindert worden waren, man auf den Gedanken gerieth, Neger an der Küſte von Guinea aufzukaufen und nach jenen Gegenden, wo man ihrer zu den Pflanzungen und andern Arbeiten bedurfte, hinzuführen. Indem wir, was dieſen ſeit 200 Jahren getriebnen Handel betrifft, auf den Artikel **Sclavenhandel** verweiſen, bemerken wir in Hinſicht der Neger ſelbſt noch Folgendes. Man hat in neuern Zeiten ſehr über die urſprünglichen Anlagen und die Bildungsfähigkeit der Neger geſtritten. Diejenigen, welche, wie Meiners, verſchiedne Menſchenracen behaupten, ſuchen ſowohl aus der phyſiſchen Organiſation, als aus den Äußerungen der Neger zu erweiſen, daß ſie nie den vollkommnen Culturzuſtand werden erreichen können, den andre günſtiger organiſirte Nationen, als z. B. die celtiſchen Völkerſchaften, erreicht haben. Und

in der That iſt nicht zu läugnen, daß ſchon die äußere Bildung der Mohren in Afrika viel ſchöner und edler iſt. Im Allgemeinen ſind die Neger indolent, rachſüchtig, und ſcheinen, wie die ſlaviſchen Nationen, nur zu mechaniſchen Arbeiten geſchickt. Wenn die Vertheidiger der Neger einige Züge von Gutmüthigkeit, Gaſtfreiheit, kindlicher Liebe und Anhänglichkeit an das Vaterland anführen, ſo vergeſſen ſie, daß dieſe Tugenden, welche zum Theil im höhern Grade bei gewiſſen Thiergattungen gefunden werden, noch keine Anlage zu einer höhern Ausbildung verrathen. Wenn ſich auf einem Sclavenſchiff von 130 Negern einmal 25 fanden, welche arabiſch ſchreiben konnten, ſo beweiſ't dieſes nur das mechaniſche Talent dieſer Menſchen. Welchen Geſchmack mag wohl der Reiſende gehabt haben, der ſchreiben konnte: Les Negres ont du gout. Eher wollen wir glauben, was derſelbe ſchreibt: Les femmes sont toujours bonnes et complaisantes, ohne daß wir jedoch hierin Beweiſe einer höhern Culturanlage finden können. Die Übel der despotiſchen Verfaſſung der kleinen Negerſtaaten, in welchen der Despotismus der kleinen Könige nicht einmal Ruhe im Innern gewährt, ſind zwar durch die Reizungen des Sclavenhandels vermehrt worden; allein ſie waren doch ſchon von Anfang an vorhanden, und ſchwerlich möchten die Neger, ſich ſelbſt überlaſſen, zu einer erträglichen Verfaſſung kommen. Seit mehrern Jahren hat ſich in England eine afrikaniſche Geſellſchaft gebildet, welche die Ausbildung der Neger zum Zweck hat. Die Frage, ob die Neger einen hohen Grad von Perfectibilität beſitzen oder nicht, darf übrigens auf die Abſchaffung des Sclavenhandels keinen Einfluß haben. Die bekannteſten Nationen der Neger ſind: die Mandingoes, ein zahlreiches Volk, das ſich von der Küſte wahrſcheinlich bis zum Urſprung des Gambia hinzieht; die Jaloſi oder Qualoſi an der Nordſeite des Gambia in Senegambien; die Dahomer, welche ſeit 1724 ſich auch der kleinen Reiche Whidah und Ardoa bemächtigt haben; die Kongier in Nieder-Guinea, wozu nuch noch die Angolaer und Benguaer gehören; die Karrous in Ober-Guinea, welche ſich von den Fulahs getrennt haben und das Land vom Cap Monte bis zum Fluß Sierra Leone behaupten; die Anzikas im obern und niedern Äthiopien auf der öſtlichen Seite von Kongo; die Jagga's, welche von Einigen mit den Atziko's verwechſelt werden, von den Gränzen von Abyſſinien bis zum Gebiete der Kaffern; die Gella's, deren Sprache mit keinem äthiopiſchen Dialect übereinkommt, bilden ſechs Völkerſchaften in ihrem urſprünglichen Gebiet an den Gränzen von Abyſſinien und Ajan. Ein Theil von ihnen beſitzt ſeit 1537 die ſüdlichen Provinzen von Abyſſinien; die Mambo's und Zimbo's in Mono Emugi; die Mokaranjis, der herrſchende Stamm in Monomotapa, aus welchem die Kaiſer dieſes Reichs gewählt werden; die Sarnkolez in Galani, einer Landſchaft in Nigritien. Außer dieſen Hauptſitzen der Neger befinden ſich auch noch Reſte und Zweige dieſer Nation in Marocco, Biledulgerid, auf der Küſte von Ajan, in Tunis, wo ſie unter den Abuchefs (1206—1575 herrſchend wurden; in dem größern Theile von Madagaskar, auf mehreren oſtindiſchen und in den Südſeeinſeln, wo ſie die älteſten Einwohner zu ſeyn ſcheinen. Daß ſie als Sclaven ſich in den meiſten europäiſchen Colonien in Amerika befinden, iſt ſchon bemerkt. Hier führen viele von ihnen, denen es gelang, ſich in Freiheit zu ſetzen, in einem wilden und unabhängigen Zuſtand, da, wo unzugängliche Gebirge

und Waldungen es erlauben, einen kleinen Krieg mit der benachbarten Civiliſation

Neigung. Angeborne Neigungen. Daß die Neigungen auf dem Vermögen der Seele, zu begehren, beruhen und eine Art der Begehrungen ſey, wird allgemein angenommen. Nicht ſo einſtimmig ſind die Beſtimmungen dieſes Begriffs. Kant erklärt die Neigung als eine habituell (d. i. zur Gewohnheit) gewordne ſinnliche Begierde. Abgeſehen davon, daß man den Ausdruck Begierde nur von ſtarken, ſinnlichen Begehrungen gebrauchen ſollte, ſo geht nicht jede Neigung bloß auf das Sinnliche an einem Gegenſtand (z. B. Liebe, Freundſchaft), wohl aber überhaupt auf einen individuellen Gegenſtand, oder eine beſtimmte Art der Thätigkeit (z. B. Spiel). Wir möchten daher die Neigung lieber bezeichnen als die poſitive und habituelle Begehrung eines individuellen Gegenſtandes. Es geht hieraus hervor, daß nicht dem Thiere, ſondern nur dem Menſchen Neigungen beigelegt werden dürfen; denn das Thier wird inſtinctmäßig zu dem Gegenſtande hingezogen, der ihm nicht als individueller gilt; im Menſchen aber, deſſen Trieb die Heftigkeit des thieriſchen Inſtincts abgelegt hat, und in dem die Willkür hervortritt, vermöge welcher ſich das Individuum mit Bewußtſeyn für den individuellen Gegenſtand entſcheiden und an ihn gewöhnen kann, entſteht die Neigung (inclinatio), die, wie das Wort andeutet, nur ein Hinneigen iſt, das auf dem Gewichte (Intereſſe) beruht, welches in dem mit Willkür begabten Geiſte nach Maßgabe ſeiner ganzen Entwicklung und Bildung ein vorgeſtellter Gegenſtand empfängt. Daher iſt auch die Neigung, ſo wie die ihr entgegengeſetzte Abneigung von dem ganzen übrigen Leben und Weſen eines Menſchen abhängig, und gehört zu ſeinem pſychologiſchen Charakter; und daher haben wohl Einige (obſchon unrichtig) den innern fortdauernden Grund etwas zu begehren oder zu verabſcheuen, ſtatt der Begehrung ſelbſt, Neigung oder Abneigung genannt. In dem hier von uns entwickelten Sinne kann es nun keine angebornen Neigungen geben, indem kein Menſch eine entſchiedene Hinneigung zu einem individuellen Gegenſtand, als ſolchem, mit auf die Welt bringt: — denn ihm mangelt noch die Willkür, Erkenntniß und Bewußtſeyn; — auch iſt die Begehrung des Menſchen nicht mit ſeiner Geburt habituell. Man müßte alſo, um angeborne Neigungen zu behaupten, entweder den Ausdruck angeboren in einem ſehr weiten Sinne nehmen und ſo verſtehen, daß es Neigungen gebe, welche in der beſondern Anlage des Menſchen, z. B. in der individuellen Beſchaffenheit des Körpers, mit welcher der Menſch geboren wird, wenigſtens mittelbar ihren Grund haben; aber eben ſo den Ausdruck Neigung in einem ſehr unbeſtimmten Sinne, für menſchliche Begehrungen überhaupt nehmen, oder mit den Trieben verwechſeln, dann könnte man den Trieb eine angeborne Neigung nennen, und umgekehrt. Allein auch die Erfahrung ſcheint dagegen zu ſprechen. Neigungen nehmen wir erſt wahr, wo der Menſch ſich geiſtig zu entwickeln anfängt, und ſein Weſen immer beſtimmter wird; Triebe zeigen ſich mit der Geburt. — Durch fortdauernde Gewöhnung wird die Neigung zum Hang, wenn ſie immer wiederkehrt und ihren Gegenſtand nicht ändert. Der Hang iſt eine heftige, fortdauernde Neigung. Von der Leidenſchaft unterſcheidet ſich die Neigung dadurch, daß ſie an ſich ſanft iſt, verändert werden kann, und mehrere Neigungen wohl neben

einander beſtehen; die Leidenſchaft aber eine herrſchende, überwiegende alles andre Intereſſe verſchlingende und durch fortdauernde Gewöhnung faſt unwillkürlich gewordne Begehrung iſt, wodurch, wie der Name ausſagt, die Selbſtthätigkeit des Geiſtes, oder der Wille geſtört und unterdrückt wird, und die Seele ſich in dieſer Hinſicht mehr leidend verhält.

Nekrolog, Nekrologie, aus dem Griechiſchen, wo es überhaupt ein Todtenverzeichniß bedeutet, nennt man die Nachrichten von dem Leben verſtorbner merkwürdigen Männer. Am häufigſten ſind die Nekrologe, welche bloß verſtorbne Gelehrte betreffen. In Deutſchland iſt der von Schlichtegroll herausgegebne Nekrolog beſonders geſchätzt worden. In den Klöſtern und geiſtlichen catholiſchen Stiftungen nennt man Nekrolog das Verzeichniß der Äbte, Vorſteher und derjenigen, die ſich durch Wohlthaten und Vermächtniſſe beſonders um die Stiftung verdient gemacht haben.

Nekromantie, aus dem Griechiſchen von νεκρομαντεία (auch νεκυομαντεία ſagt man), bezeichnete im Alterthum das Vorherſagen der Zukunft durch Befragen der Todten, und war eine Art der alten Divination. Dieſe Sitte ſtammt, wie faſt alle abergläubiſch ſcheinenden Gebräuche, aus dem Orient, und verliert ſich in das graueſte Alterthum. So lange wir über die Entſtehung desjenigen, was wir Aberglauben nennen, und ſeinen Übergang aus Aſien und Ägypten in die griechiſchen Sitten noch keine vollſtändigen und genugthuenden Aufſchlüſſe haben werden, ſo lange werden wir auch nicht im Stande ſeyn, den urſprünglichen Begriff, die Beſchaffenheit und mannichfaltige Abartung der alten Nekromantie genau anzugeben. Einige haben zwar behauptet, daß die Nekromantie nicht erſt aus Ägypten oder Perſien nach Griechenland gekommen, ſondern in dieſem Lande ſelbſt entſtanden ſey. Allein dieſes möchte ſchwer zu beweiſen ſeyn. Der erſte griechiſche Schriftſteller, bei dem wir ein Beiſpiel der Nekromantie finden, iſt Homer, der im elften Buch ſeiner Odyſſee den Schatten des Tireſias vom Ulyſſes aus der Unterwelt hervorrufen läßt. Die Gebräuche, welche daſelbſt beſchrieben werden, enthalten durchaus nichts zauberiſches, und beſtehen im Grunde bloß in einem mit beſondern Ceremonien vollzogenen Opfer. Die Beſchreibung dieſer Nekromantie beim Homer beweiſ't indeſſen ſchon, daß dieſe Art der Divination ſelbſt ſchon weit früher in Griechenland üblich geweſen ſeyn muß. In manchen Orten dieſes Landes gab es Todtenorakel, deren Urſprung ſich in das Dunkel der Geſchichte verlor, und ſelbſt die Sage vom Herabſteigen des Orpheus in die Unterwelt iſt von Einigen auf Nekromantie bezogen und als ein Beweis von dem hohen Alterthum dieſes Aberglaubens angeſehn worden. Indeſſen ſcheint es zweifelhaft, ob der von vielen griechiſchen Heroen vorkommende Ausdruck, ſie ſeyen in die Unterwelt hinabgeſtiegen, ſo viel bedeute, als ſie hätten ein Todtenorakel befragt. Während im übrigen Griechenland die Nekromantie unter Leitung der Prieſter oder gottgeweihter Perſonen in Tempeln ausgeübt wurde, beſchäftigten ſich in Theſſalien, dem Vaterlande aller Zauberei, damit eigne Perſonen, welche ψυχαγωγοι (Heraufführer der Schatten) genannt wurden, und zauberiſche Gebräuche dabei anwandten. Dieſe zauberiſchen Gebräuche führten in ſpätern Zeiten in dieſem Lande zu den größten Grauſamkeiten, indem die Zauberer dem menſchlichen Blute und allem was vom Galgen und aus Gräbern kam, eine höhere Kraft zuſchrieben, und ſo

zu den empörendſten und widerlichſten Handlungen verleitet wurden. So riſſen ſie halbverbrannte Menſchen vom Scheiterhaufen, begruben andre lebendig, ſchnitten unzeitige Früchte aus dem Mutterleibe u. dergl. Oft ſchlachtete man Menſchen, um ihre Geiſter, noch ehe ſie zur Unterwelt hinabeilen könnten, zu befragen. In ſo fern die hervorgerufenen Schatten (und dieſes war die alte und gewöhnliche Sitte) ſich dem Beſchwörer wirklich zeigten, nannte man die Nekromantie auch σκιομαντεία und ψυχομαντεία, d. h. Wahrſagen der Schatten (σκίαι) oder abgeſchiednen Seelen (ψυχαί). Erſt zur Zeit des gänzlichen Verfalls des Heidenthums begnügte man ſich zuweilen mit derjenigen Art der Nekromantie, bei der man bloß die Stimme des Abgeſchiednen aus dem Grabe hervortönen hörte.

Nelſon (Horatio), Lord Viscount, einer der tapferſten und ſiegreichſten Seehelden in den brittiſchen Annalen, war der fünfte Sohn des Pfarrers Edmund Nelſon von Burnham-Thorpe in der Grafſchaft Norfolk, und daſelbſt im September 1758 geboren. Sein Schulunterricht, den er zu Norwich und North Walſham empfing, wurde ſchon in ſeinem 12ten Jahre unterbrochen, indem ſein Oheim Suckling, Capitain des Raiſonable von 64 Kanonen, ihn als Midſhipman an Bord nahm. Dieſes Schiff wurde in Folge des Streits mit Spanien über die Falklandsinſeln mit ausgerüſtet, und wiewohl dieſer Zwiſt bald beigelegt wurde, ſo gewann doch Nelſon in der kurzen Zeit eine entſchiedne Vorliebe für das Seeleben. Sein Oheim gab ihn daher zu dem Capitain eines Weſtindienfahrers, der eben in See gehn wollte. Mit ihm machte der Jüngling ſeine erſte Seereiſe, von der er 1772, mit mancher Kenntniß bereichert, zurückkehrte. Bald darauf nahm Capitain Suckling ihn an Bord ſeines Schiffs, the Triumph, welches damals zu Chatham lag. Hier war ſein Hauptgeſchäft, den Cutter in den Canal der Themſe zu führen. Die im J. 1773 ausgerüſtete Expedition, um möglichſt weit gegen den Nordpol vorzudringen, wirkte ſo mächtig auf den unternehmenden Geiſt des jungen Nelſon, daß er ſeinen ganzen Einfluß bei dem Capitain Lutwidge, einem der Befehlshaber, anwandte, um ſein Cockſwain (Führer des Beiſchiffs) zu werden. Dies gelang ihm, und er ging in demſelben Sommer mit der Expedition ab, deren Reſultate der Welt bekannt ſind. Als Nelſon von dieſer Reiſe zurückgekommen war, verſchaffte ihm ſein Oheim eine Station unter Capitain Farmer, der ein Schiff in dem unter Sir Edward Hughes Befehl nach Oſtindien beſtimmten Geſchwader führte. Er ſegelte dahin; da aber das Clima nachtheilig auf ſeine Geſundheit wirkte, fand man es nöthig, ihn nach England zurückgehn zu laſſen, wo er 1776 ankam. Wiewohl er damals erſt achtzehn Jahr alt war, ſo hatte er doch ſchon bedeutende Erfahrungen zur See gemacht, und wurde im September deſſelben Jahrs ausgewählt, als Lieutenant an Bord des Worceſter von 64 Kanonen zu dienen, mit der Beſtimmung nach dem mittelländiſchen Meere. Nelſon blieb bis zum April 1777 in See; bald darauf beſtand er die Prüfung zur Lieutenantſtelle und wurde ſogleich als zweiter Lieutenant auf dem Loweſtoffe von 32 Kanonen angeſtellt. Dieſes Schiff kreuzte vor Jamaica, und zwang, bei einem heftigen Sturme, einen Amerikaner, die Segel zu ſtreichen. Der erſte Lieutenant, der an Bord des eroberten Schiffs gehen ſollte, kam unverrichteter Sache zurück, da er bei der hochgehenden See es zu

gefährlich fand. Unwillig rief der Capitain: „Habe ich denn keinen Offizier, der die Priſe beſteigt?" — Der Schiffsmeiſter wollte ins Boot ſpringen, als Nelſon ihn mit der Äußerung zurückhielt, die Reihe ſey an ihm. Seine Geſchicklichkeit überwand alle Schwierigkeit. Er erhielt darauf das Commando des zu der Fregatte gehörigen Schoners. Im J. 1778 nahm Sir Peter Parker, der ihn ſchätzte und liebte, als dritten Lieutenant an Bord ſeines eignen Flaggenſchiffs, und machte ihn in kurzer Zeit zum erſten Lieutenant. Noch vor Ablauf des Jahrs gab er ihm das Commando der bewaffneten Brigg Badger, mit welcher er zur Beſchützung der Honduras Bay und der Mosquitoküſte kreuzte. Im J. 1779 wurde Nelſon Poſtcapitain, und erhielt bald darauf den Befehl des Hinchinbroke. Die Unternehmung gegen die ſpaniſchen Beſitzungen in Süd-Amerika, welche im J. 1780 von Jamaica ausging, gab Nelſon die erſte Gelegenheit, ſeinen kriegeriſchen Muth zu zeigen; aber er würde, wie alle ſeine tapfern Gefährten, eine Beute des unter dieſem Himmelſtrich gewöhnlichen Fiebers geworden ſeyn, wenn er nicht nach Jamaica wäre berufen worden, um daſelbſt das Commando des Janus von 44 Kanonen zu übernehmen. Seine geſchwächte Geſundheit nöthigte ihn bald zur Niederlegung dieſes Commando's, um nach England zurückzukehren. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordſee, ſegelte den nächſten Frühling nach Quebek und kreuzte den Sommer vor Boſton. Bei Annäherung des Winters wurde er nach Neu-York beordert, von wo er zu Lord Hood in Weſtindien ſtieß. Nichts Merkwürdiges begegnete ihm bis zum Frieden 1783. Im März 1784 wurde er zum Befehl der Fregatte Boreas berufen, die als Kreuzer unter dem Oberbefehl von Sir Edward Hughes nach den Inſeln unter dem Winde beſtimmt war. Die Strenge, mit der er die Navigationsacte in Anwendung brachte, verwickelte ihn in einen Prozeß auf Schadenerſatz, in welchem er aber losgeſprochen wurde. Im J. 1787 verheirathete er ſich zu Nevis mit einer Weſtindierin, der Witwe des Doctors Nesbit, und kam noch in demſelben Jahre nach England zurück. Hier führte er zu Norfolk ein häusliches und zurückgezognes Leben, bis der 1793 gegen Frankreich ausgebrochne Krieg ihn wieder auf den Schauplatz rief. Er bekam das Commando des Norfolk von 64 Kanonen. Man führt, um ſeine Sinnesart zu bezeichnen, an, daß er dem Sohn eines Freundes, den er als Midſhipman mit ſich nahm, damals folgende Ermahnungen gab: „Drei Dinge mußt du beſtändig im Sinne haben: erſtlich mußt du ſtets blindlings den Befehlen gehorchen, ohne eine eigne Meinung über ihre Zweckmäßigkeit haben zu wollen; zweitens mußt du jedermann als deinen Feind anſehn, der ſchlecht von deinem König ſpricht; drittens mußt du jeden Franzoſen eben ſo ſehr haſſen als den Teufel." Er ſegelte nach dem mittelländiſchen Meere unter dem Befehle des Lords Hood, von dem er im Auguſt 1793 mit Aufträgen an Sir W. Hamilton nach Neapel geſchickt wurde. Hier ſchloß er mit dieſem und der Gemahlin deſſelben jene vertraute Freundſchaft, die in der Geſchichte ſeines Privatlebens von großer Wichtigkeit iſt. Nachdem er einige neapolitaniſche Truppen nach Toulon geführt hatte, ging er nach Corſica, wo er zur Einnahme von Baſtia und Calvi thätig mitwirkte. Vor letzterm Orte hatte er das Unglück, ein Auge zu verlieren. Nach Lord Hoods Rückkehr nach England, fuhr Capitain Nelſon fort, im mittelländiſchen Meere unter deſſen Nachfolger, Lord Hotham, zu die-

ten, und bekam zufällig das Commando eines Geſchwaders von Fregatten, womit er ſo wichtige Dienſte leiſtete, daß er zur Belohnung zum Marineobriſten ernannt wurde. Als Sir John Jarwis (Lord St. Vincent) im November 1795 im Commando folgte, wurde er von dieſem zum Comodore ernannt und erhielt den Befehl des Captain, von 74 Kanonen. In der Schlacht vom 14ten Februar 1797 bei dem Vorgebirge St. Vincent that ſich Nelſon auf das glänzendſte hervor, und trug weſentlich zu den großen Erfolgen dieſes Tages bei. Er eroberte ein Schiff von 64 und ein andres von 112 Kanonen, und empfing auf dem Verdeck des Letztern den Degen des ſpaniſchen Capitains. Ihm wurde dafür der Rang eines Conteradmirals und der Bathorden zu Theil. Nachdem er den Auftrag, die Garniſon von Porto Ferrajo abzuführen, vollzogen hatte, erhielt er das Commando des innern Blockadegeſchwaders vor Cadix. Auf die Nachricht, daß ein überaus reiches ſpaniſches Schiff in dem Hafen von Santa Cruz liege, wurde Nelſon im Juli 1797 mit drei Linienſchiffen und einigen Fregatten abgeſchickt, die Wegnahme deſſelben zu verſuchen. Obgleich die Unternehmung mit großer Klugheit geleitet wurde, ſo ſchlug ſie doch fehl, da die Spanier zu wohl vorbereitet waren. Nelſon ſelbſt, der ſich dem furchtbarſten Feuer ausſetzte, erhielt einen Schuß in den rechten Arm, und mußte ſich der Amputation unterwerfen. Um ſeine Wunde zu heilen, kehrte er nach England zurück, und erhielt zur Belohnung ein Jahrgeld von 1000 Pfund. Im folgenden December wurde ihm befohlen, ſeine Flagge am Bord des Vanguard aufzuſtecken, und ins mittelländiſche Meer zu gehn; er traf im April mit Lord St. Vincent vor Cadix zuſammen. Nelſon bekam den Auftrag, mit einigen Schiffen Toulon zu bewachen, wo die ägyptiſche Expedition ausgerüſtet wurde. Während ein Sturm ihn zwang, ſeine Station zu verlaſſen, war die franzöſiſche Flotte ausgelaufen. Am 8ten Juni ſtieß Capitain Trowbridge, den Lord St. Vincent augenblicklich zu Nelſons Verſtärkung detachirt hatte, mit acht Linienſchiffen zu ihm, und dieſer eilte, die franzöſiſche Flotte aufzuſuchen. Die in Sicilien eingezognen Nachrichten wieſen ihn nach der ägyptiſchen Küſte; er kam daſelbſt früher als die Franzoſen an, und kehrte, da er den Hafen von Alexandrien leer fand, nach Sicilien zurück. Hier erfuhr er mit Gewißheit, daß die feindliche Flotte nach Ägypten geſegelt ſey, eilte zum zweiten Mal dahin, fand ſie bei Abukir vor Anker, und lieferte ihr jene denkwürdige Schlacht, die mit ihrer gänzlichen Zerſtörung endigte. (S. Abukir.) Nie hatten die Britten einen vollſtändigern Sieg zur See erfochten; die politiſchen Folgen deſſelben waren außerordentlich. Der Dank beider Häuſer, ſeine Erhebung zur Pärwürde unter dem Titel Baron Nelſon vom Nil und eine Penſion von 2000 Pfund waren die weſentlichen Beweiſe von der Dankbarkeit ſeines Fürſten und Vaterlandes. Von dem türkiſchen Kaiſer erhielt er eine Aigrette von Diamanten nebſt einem koſtbaren Pelz, von Kaiſer Paul deſſen in Diamanten gefaßtes Bild, eine goldne Doſe und ein eigenhändiges Schreiben, und von den Königen von Neapel und Sicilien mehrere reiche Geſchenke. In Neapel wurde Nelſon mit großen Feſtlichkeiten empfangen, und offen erklärte ſich dieſer Hof gegen Frankreich. Allein das Glück entſchied ſich für die Franzoſen, und Nelſon führte, als er die Hauptſtadt bedrängt ſah, die königliche Familie nach Palermo über. Sein Eifer war eben ſo unbe-

gränzt, als ſeine Anhänglichkeit an den neapolitaniſchen Hof. Als daher bald nach der Umſchaffung des Königreichs Neapel in die parthenopeiſche Republik eine Gegenrevolution ſich vorbereitete, wirkte Nelſon kräftig mit, und beorderte den Capitain Trowbridge, in der Bay von Neapel zu kreuzen, und die umliegenden kleinen Inſeln wegzunehmen. Am 24ſten Juni 1799 erſchien Nelſon ſelbſt in der Bay, vernichtete den von dem Cardinal Ruffo und dem Comodore Foote mit den Republikanern eingegangnen Waffenſtillſtand, zwang die Forts zur Übergabe, und ließ mehrere Neapolitaner als Rebellen gegen ihren König hinrichten: ein Benehmen, das mit Recht getadelt worden iſt, wie überhaupt Nelſon in Palermo und Neapel unter einem für ſeinen Ruhm nicht günſtigen Einfluß geſtanden zu haben ſcheint. Nachdem Lord Keith das Commando im mittelländiſchen Meere erhalten hatte, reiſ'te Nelſon über Trieſt durch Deutſchland, ſchiffte ſich zu Cuxhafen ein und kam nach einer dreijährigen Abweſenheit den 6ten November 1800 zu Yarmouth an. Allenthalben wurde er mit ausgezeichneten Ehren aufgenommen. In den erſten Tagen des J. 1801 wurde er Viceadmiral der blauen Flagge, und bald wehte die ſeine vom San Joſef von 112 Kanonen, den er ſelbſt erobert hatte. Das engliſche Cabinet beſchloß damals, um die nordiſche Seeconföderation zu trennen, eine große Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordſee zu ſchicken; Nelſon willigte ein, als der zweite im Commando der Unternehmung beizuwohnen. Er pflanzte ſeine Flagge auf den St. Georg von 98 Kanonen auf. Die Flotte paſſirte ohne Verluſt den Sund und kam vor dem Hafen von Copenhagen an, der von 19 Linien- und Blockſchiffen und ausgedehnten Batterien gedeckt wurde. Nelſon erhielt den Befehl mit 12 Linienſchiffen und mehrern Fregatten einen Angriff zu machen. Nach einem fünfſtündigen Gefecht, in welchem beide Theile an Heldenmuth wetteiferten, war die ganze Linie der däniſchen Schiffe geſchlagen. Nur die Kronbatterien und die Schiffe am Eingang des Hafens waren noch unverſehrt; aber auch den Engländern waren zwei Schiffe geſtrandet, und mehrern drohte dieſelbe Gefahr. In dieſem kritiſchen Augenblick ſandte Nelſon einen Parlamentär ab mit dem Anerbieten, den Kampf einzuſtellen, um gütliche Verhandlung zu pflegen, ſonſt müſſe er die genommenen Batterien in Brand ſtecken, ohne die tapfern Vertheidiger derſelben retten zu können. Der Vorſchlag ward angenommen; Nelſon kam ans Land, beſprach ſich mit dem Kronprinzen, und ſetzte die Präliminarien zu einem Vergleich feſt, der den Streit beilegte. Nachdem er auch mit Schweden und Rußland ſich verſtändigt hatte, kehrte er nach England zurück. Seine großen Dienſte bei dieſer Unternehmung wurden durch die Erhebung zur Würde eines Viscount belohnt. —. Als bald darauf die Rüſtungen auf der franzöſiſchen Küſte in England Beſorgniſſe wegen einer feindlichen Landung erweckten, wurde Nelſon zum Oberbefehlshaber eines zwiſchen Orfordneß und Beachy Head ſtationirten Geſchwaders und der dazu gehörigen Flotille von Kanonenböten u. ſ. w. ernannt. Er beſchloß, die franzöſiſchen Fahrzeuge vor Boulogne anzugreifen; aber dies Unternehmen, das er den 16ten Auguſt 1801 ausführte, mißlang. Der Friede von Amiens gewährte ihm eine kurze Ruhe. Als die Feindſeligkeiten aufs neue begannen, trat Lord Nelſon wieder in Thätigkeit, und übernahm das Commando im mittelländiſchen Meere. Im Mai 1803 ſegelte er mit ſeinem Flaggenſchiff, dem Victory,

nach Gibraltar. Sein Hauptaugenmerk mußten die Bewegungen der toulener Flotte ſeyn; aber er verſchmähte eine enge Blockade, um dem Feind zum Auslaufen Gelegenheit zu geben. Sein Wunſch wurde endlich im März 1805 erfüllt. Der franzöſiſche Admiral verließ, ohne bemerkt zu werden, mit der ganzen Flotte Toulon, vereinigte ſich mit einem ſpaniſchen Geſchwader vor Cadix, und ſegelte nach Weſtindien. Sobald Nelſon davon unterrichtet war, eilte er ihm nach, durchflog mit bewundernswürdiger Schnelligkeit den atlantiſchen Ocean, fand jedoch den Feind nicht, der auf die Kunde von ſeiner Annäherung unverrichteter Sache den Rückweg angetreten hatte. Nelſon ging nach England zurück, wo er erfuhr, daß die feindliche Flotte nach einem unbedeutenden Gefechte mit dem Admiral Calder wieder in Cadix eingelaufen ſey. Im September ſtieß Nelſon mit dem Victory zu Collingwood vor Cadix und übernahm das Obercommando. Endlich den 19ten October lief die franzöſiſch-ſpaniſche Flotte von neuem aus; ſie ſegelte, von Nelſon mit ſiebenundzwanzig Linienſchiffen verfolgt, am 20ſten, dreiunddreißig Linienſchiffe ſtark, die Straße von Gibraltar vorbei. Am 21ſten früh um 9 Uhr hatten beide Flotten bei dem Vorgebirge Trafalgar ſich auf Schußweite genähert. Die größte Seeſchlacht der neuern Zeit erfolgte, und endigte mit der gänzlichen Niederlage der Spanier und Franzoſen. (S. Trafalgar, Schlacht bei.) Nie wurde ein größerer und vollſtändigerer Sieg zur See erfochten. Aber als der bereits für die Engländer entſchiedene Kampf noch am lebhafteſten entbrannte, traf ein unglücklicher Musketenſchuß aus dem Maſtkorbe des feindlichen Schiffs, mit welchem das engliſche Admiralſchiff engagirt war, Nelſon in die Schulter, drang durch die Lunge, und zerſchmetterte das Rückgrath. Mit Ruhe hörte er von dem Wundarzt, daß keine Rettung möglich ſey. Noch erkundigte er ſich angelegentlich, wie die Schlacht ſtehe, lächelte, als er vernahm, daß ſchon zwölf feindliche Schiffe geſtrichen hätten, und verſchied als ein chriſtlicher Held in freudiger Hoffnung, einzig bedauernd, daß ihm nicht vergönnt ſey, die engliſche Flotte noch in Sicherheit zu bringen. Der Leichnam des gefeierten Helden wurde in der St. Paulskirche mit dem ſeinen hohen Verdienſten angemeßnen Gepränge beſtattet. Sieben Prinzen von Geblüt waren in dem Gefolge. Das dankbare Vaterland ertheilte den Verwandten des Verſtorbnen Ehrenzeichen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf ſeinen Bruder über.

Nemeiſche Spiele. Die nemeiſchen Spiele, welche mit den olympiſchen, pythiſchen und iſthmiſchen zu einem Vereinigungspunkte von Griechenland dienten, hatten ihren Namen von dem kleinen Ort, wo ſie gefeiert wurden, Nemea (jetzt Nemeo) im Argolis, einer Landſchaft des Peloponnes. Ihre Entſtehung hatten ſie nach der Sage in Leichenſpielen, die zu Ehren des in ſeiner frühen Jugend von einen Drachen getödteten Opheltes, welcher nachher Archemorus hieß, und ein Sohn des Lykurgus und der Eurydice war, gehalten wurden. Leichenſpiele am Grabe berühmter Männer oder geliebter Perſonen waren bekanntlich im Alterthume gewöhnlich genug. Die des Opheltes hatten, wenn jene Sage von der Entſtehung der nemeiſchen Spiele gegründet iſt, nur das eigenthümliche, daß ſie auch in der Folge von Zeit zu Zeit, und zwar alle drei Jahre, erneuert wurden. Nach einer andern Sage hingegen waren die nemeiſchen Spiele vom Hercules nach Beſiegung des nemeiſchen

Löwen, der in einer Entfernung von funfzehn Stadien von Nemea eine Höhle gehabt hatte, zu Ehren des Jupiter geſtiftet worden. Eine dritte Angabe vereinigt dieſe beiden Sagen dahin, daß die nemeiſchen Spiele zwar aus den Leichenſpielen des Archemorus entſtanden, aber vom Hercules erneuert und dem Jupiter gewidmet worden ſeyn ſollen. Da die nemeiſchen Spiele weniger feierlich und berühmt waren als die olympiſchen und pythiſchen, ſo hatte die Sitte, nach Nemeaden die Zeit zu beſtimmen (wie man ſie bekanntlich nach Olympiaden und Pythiaden beſtimmte), nie allgemein und gebräuchlich werden können. Indeſſen gibt das Chronicon des Euſebius das 2te Jahr der 53ſten Olympiade als die Anfangsepoche der Nemeaden an. Die nemeiſchen Spiele ſelbſt waren theils gymnaſtiſch (körperlich), theils muſikaliſch (geiſtig), und da ſie in ihrer Einrichtung den berühmtern olympiſchen glichen, ſo verweiſen wir deßhalb auf den Artikel, worin von den olympiſchen Spielen die Rede ſeyn wird. Die Kampfrichter (Agonotheten) bei den nemeiſchen Spielen wären aus Argos, Sicyon und Corinth gewählt und trugen zum Andenken des Urſprungs der Feier ſchwarze Trauerkleider. Sie waren berühmt wegen ihrer ſtrengen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, welche ſo weit ging, daß ſie eine ſpäter erkannte Ungerechtigkeit durch Krönung eines ſchon verſtorbnen Kämpfers wieder gut machten. Anfangs war der Preis des Siegers in dieſen Spielen ein Kranz von Ölzweigen, ſpäter von grünem Epheu.

Nemeſis. Eine philoſophiſch-moraliſche Aneinanderreihung der oft ſehr feinen Begriffe, welche das Alterthum mit dem Namen dieſer Göttin verband, hat Herder in den zerſtreuten Blättern (2, 221) und eine mehr hiſtoriſch-kritiſche Manſo im N. deutſchen Mercur (1810, Stück 7) verſucht. Die Nemeſis iſt die Göttin des Maßes und des Einhalts, der Vergeltung, die Zähmerin der Begierden, die Feindin des Übermuths und des Stolzes, die Bewahrerin der Scheu und Achtung gegen Andre, die Herſtellerin des Gleichgewichts zwiſchen dem zu Glücklichen und dem zu Unglücklichen, die göttliche Rächerin der aus Übermuth entſprungnen Unthaten. Ein beſondres Attribut iſt, daß ſie über die den Todten ſchuldigen Ehrenbezeugungen wacht, weßhalb das zum Andenken der Todten jährlich in Griechenland gefeierte Feſt Nemeſia hieß. Die Angabe ihrer Genealogie iſt ſo mannichfaltig, wie die der meiſten mythologiſchen Perſonen. Bald iſt ſie eine Tochter des Erebus und der Nacht, bald eine Tochter der Nacht allein, bald der Dike (der Göttin der Gerechtigkeit), bald des Oceans und der Nacht, bald Jupiters und der Nothwendigkeit. Sie wurde abgebildet in der Geſtalt einer majeſtätiſchen Frau in der Tunika und dem übergeworfenen Peplum, mit einer Krone auf dem Haupte, auf welcher zuweilen Hirſche und eine Victoria abgebildet ſind. In der linken Hand hält ſie bald eine Schale, bald einen Zaum, bald einen Eſchenzweig, zuweilen ſieht man auch das Glücksrad und einen Greif daneben zu ihren Füßen. Auf Münzen erſcheint ſie auf einem mit zwei Greifen beſpannten Wagen, zuweilen mit einer Mauerkrone, zuweilen mit einem Scheffelmaß auf dem Haupte. Am ſeltenſten erſcheint ſie geflügelt. Wie ausgebreitet und angeſehn ihre Verehrung war, ſieht man aus der Menge der Münzen und Gemmen, auf denen ſie erſcheint. Sie führt auch den Namen Adraſtea, von Adraſtos, welcher ihr, nach der einen Sage in Adraſtea, nach der

andern in Kyzikus, den erſten Tempel errichtete. Da bei Rhamnus, einem Flecken in Attica, welcher nur 16 Stadien von Marathon entfernt lag, die Bildſäule ſtand, welche Phidias aus demſelben pariſchen Marmor, welchen die Perſer unter Datis und Artapher-nes, um damit ein Siegeszeichen aufzurichten, mitgebracht hatten, der Göttin Nemeſis als Denkmahl des beſtraften Übermuths der Barbaren errichtet hatte, ſo bekam dieſe Göttin auch den Beinamen Rhamnuſiä. Ob ſich auf verſchiedne Localverehrungen dieſer Art die Erwähnung und Abbildung mehrerer Göttinnen unter dem Namen Nemeſis bezieht, iſt noch ungewiß. — Eine eigne Claſſe von Mythen bilden diejenigen Sagen, welche die Nemeſis oft als die Geliebte des Jupiter aufführen, der ſie in Geſtalt eines Schwans verfolgte und von dem ſie ein Ei gebar. Ob und wie dieſe Sagen mit der obigen Ideenreihe, die bei dem Begriffe der Nemeſis zum Grunde liegen, zuſammenhängen, gehört zu den vielen noch nicht aufgeklärten Punkten der alten Mythologie.

Nenndorf, ein Dorf im churheſſiſchen Antheile der Grafſchaft Schaumburg in Weſtphalen, welches wegen ſeines Bades und kalten Schwefelwaſſers berühmt iſt. Die Quelle des Bades entſpringt an der Landſtraße, welche von Hannover in die Grafſchaft Lippe und das Fürſtenthum Minden führt, und die umliegende Gegend iſt von der Natur beſonders begünſtigt. Schon der Arzt Georg Agricola erwähnt in einer Schrift vom Jahr 1546 dieſer Bäder als ſehr alt. Die jetzigen Gebäude und Anlagen wurden erſt in den Jahren 1789 und 1790 zu einiger Vollkommenheit gebracht. An ſchönen Spaziergängen fehlt es nicht. Der Brunnenarzt hält ſich vom Mai bis zum September hier auf. Ungeachtet das Waſſer kalt aus der Quelle kommt, gefriert es doch im Winter nie. Es riecht wie faule Eier und ſchmeckt durchdringend, ſchweflicht, balſamiſch, gelind bitterlich, etwas ſalzig. Die Farbe deſſelben iſt in der obern Quelle nach Beſchaffenheit der Witterung bald hell und klar, bald milchicht, bläulich, grünlich und ſchwärzlich, hingegen in dem unterſten, ſogenannten Trinkbrunnen meiſtentheils klar. Seinen Nutzen zeigt es in Bruſtbeſchwerden, verſchiednen Hautausſchlägen, ausbleibendem Monatsfluß, in Hämorrhoidalbeſchwerden, Cacherie, Bleichſucht, Gicht, Lähmung, Steifigkeit der Gelenke und bei fehlerhafter Verdauung. Es zertheilt den Schleim in Magen und Gedärmen, iſt überaus reizend und blutreinigend, löſ't die ſauern gallichten, in Magen und Gedärmen ſtockenden Säfte auf, dämpft die widernatürliche Säure in dem Magen, geht zu den feinern Theilen des Körpers über, löſ't den zähen, ſtockenden, die Gefäße verſtopfenden Schleim auf, und führt ihn durch die Drüſen des Schlundes, der Luftröhre, der Naſe, des Afters, der Urin-, Mutter- und Hautgefäße ab. Es iſt ſehr wirkſam in Hypochondrie und Hyſterie, bei geſchwächtem Appetit, Sodbrennen, Magenkrampf, ſchmerzhafter Spannung des Unterleibes von Blähungen, Magenhuſten, Hartleibigkeit, Schleimhämorrhoiden, weißem Fluß, Schwindel, Kopfweh, Ohrenſauſen, Herzklopfen, ſchleimichter Engbrüſtigkeit, gewiſſen Arten von Bluthuſten, ſchleimichter Lungenſucht, bei Krankheiten von Verſtopfung der Drüſen, der Eingeweide und des Unterleibes, der Leber und der Milz, in oft wiederkehrenden katarrhaliſchen und rheumatiſchen Zufällen, bei Kopf-, Zahn- und Gliederweh, Schnupfen, flechtenartigen Ausſchlägen und Räudigkeit der Haut, in Leukophlegmatie und anfangender Waſſerſucht, in Würm-

krankheiten, Podagra, Krämpfen, Epilepſie, Hämorrhoidalzufällen, Verſtopfung und Unregelmäßigkeit der monatlichen Reinigung, hartnäckigen Hautkrankheiten, Drüſenverſtopfungen, Bruſtbeſchwerden, eingewurzelten Katarrhen, veralteten veneriſchen Zufällen, bösartigem weißen Fluß und dergl. mehr.

Nenner iſt diejenige Zahl in einem Bruche, welche das Ganze nennt oder anzeigt, von welchem ein oder mehrere Theile genommen werden ſollen, während der Zähler anzeigt, wie viele Theile von dieſem Ganzen genommen werden ſollen. Der Nenner eines Bruchs wird unter den Zähler geſchrieben und durch einen Strich davon getrennt. So iſt z. B. in dem Bruch $\frac{9}{10}$tel die Zahl 10 der Nenner, indem ſie das Ganze nennt oder bezeichnet, von welchem etwas genommen werden ſoll. Die Zahl 9 iſt der Zähler, indem ſie anzeigt, daß 9 Theile von jener Größe (10) genommen werden ſollen.

Neologie (aus dem Griechiſchen), bezeichnet urſprünglich eine Sprachneuerung. In jeder geſchloſſenen Sprache, in jeder Literatur, die eine claſſiſche Epoche aufzuweiſen hat, ſind die Kritiker äußerſt ſtreng gegen den Gebrauch neuer Redensarten, Ausdrücke und Wendungen. Schon die Rhetoriker des Alterthums ſuchten Grundſätze darüber aufzuſtellen, in wie fern die glückliche Kühnheit des Genies ſich Sprachneuerungen erlauben könne. Unter den neuern Sprachen iſt man in keiner ſo ſtrenge gegen Neologien, als in der franzöſiſchen, ſelbſt dann, wenn ſie, wie zuweilen die der Frau von Staël, einen gewiſſen Anſtrich von Genialität haben. Die Unempfindlichkeit gegen Neologien findet ſich in den beiden entgegengeſetzten Endpunkten der Bildung einer Sprache, einmal in der erſten Periode, wo ſie noch mit ſich ſelbſt kämpft und ſich zu bilden und zu fixiren ſtrebt, und dann in der letzten Periode des gänzlichen Verfalls des Geſchmacks. Da man in keiner der neuern Sprachen gleichgültiger gegen Neologien iſt als in der deutſchen, wo ſie ſogar gewöhnlich ein Gegenſtand der Bewunderung ſind, ſo entſteht die Frage, ob dieſer Umſtand ein Zeichen ſey, daß die deutſche Sprache in der erſten oder in der letzten Periode ihrer Bildung begriffen ſey. — In einer davon abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Neologie Neuerungen überhaupt, jedoch gewöhnlich mit einer gehäſſigen Nebenbedeutung, von gefährlich, verderblich, verächtlich. Dieſer Nebenbegriff des Worts neu findet ſich ſchon in den alten Sprachen bei novus und νεος und rührt daher, daß die alten Staaten in ihrer blühenden Periode hauptſächlich auf Erhaltung des Alten, der alten Sitten, Gebräuche, Verfaſſung und Staatsmaximen beruhten, welche durch jede Neuerung gefährdet werden. Nach dieſer Maxime handeln noch jetzt mehrere Staaten Aſiens, welche aus dieſer Urſache jede Verbindung mit Fremden ſorgfältig vermeiden. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts brandmarkten die Orthodoxen die Meinungen der Heterodoxen oft mit dem Wort Neologie.

Nepomuk. Johann von Nepomuk (Johannes Nepomucenus), einer der berühmteſten Heiligen und Schutzpatron des Königreichs Böhmen. Er wurde im Jahr 1320 zu Nepomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen, geboren, ſtudirte zu Prag, und wurde daſelbſt Prediger in der Altſtadt und Canonicus. Aus chriſtlicher Demuth und Beſcheidenheit wollte er kein Biſchofthum annehmen, und wurde in der Folge Dechant an der Collegiatkirche Aller-Heiligen, könig-

licher Almoſenier und Beichtvater der Königin. Da einige Hofleute dem Könige Wenceslaus die eheliche Treue des erhabnen Beichtkindes Nepomuks verdächtig gemacht hatten, verlangte der König von Nepomuk den Inhalt der Beichte ſeiner Gemahlin zu wiſſen, und ließ den Beichtvater auf ſeine Weigerung erſt ins Gefängniß und dann an Händen und Füßen gebunden am 16ten Mai 1683 in die Moldau hinabwerfen. Als Märtyrer wurde hierauf Nepomuk in ganz Böhmen verehrt. Der Papſt Innocenz XIII. erkannte ihn nach der vorhergegangnen gewöhnlichen Unterſuchung im Jahre 1721 für einen Heiligen, und dieſe Canoniſation wurde auf Inſtanz Kaiſer Carls VI von Benedict XIII. im Jahre 1729 vollzogen. — Man hat ihm zu Ehren eine eigne Brüderſchaft errichtet. Als Heiliger wird er gegen Verleumdungen, Anſchwärzungen und Verkleinerungen angerufen. Der Jeſuit Balbin hat in ſeinen Miscell. Hist. Boh. ſein Leben beſchrieben, welches auch in franzöſiſcher Sprache von dem Jeſuiten de Marne bearbeitet worden iſt.

Nepotiſmus. Unter Nepotiſmus wird die übertriebne Begünſtigung eigner Verwandten und Freunde auf Koſten Dritter verſtanden. Es iſt der Ausdruck von den Päpſten hergenommen, die ihre Neffen oder Nepoten, (und unter dieſem Worte wurden nicht nur ihre ſonſtigen Anverwandten, ſondern auch ihre natürlichen Söhne begriffen) gewöhnlich auf Koſten des Staats und andrer Familien übertrieben zu begünſtigen pflegten, ſie auf jede Weiſe zu bereichern, ſie in den Beſitz der beſten Ämter und Pfründen zu ſetzen ſuchten u. ſ. w. Es mußte dies Gebrechen nothwendig immer vor allen in geiſtlichen Staaten fühlbar ſeyn, da hier der Beſitz der Regierung auf die Lebensdauer des erwählten Fürſten beſchränkt blieb, ſeine Familie aber nach ſeinem Tode durchaus in den Privatſtand zurückkehrte. Daher ging das Beſtreben dieſer Fürſten immer hauptſächlich darauf, ihren Familien, ſo viel ſie nur konnten, bleibende Vortheile zuzuwenden. Doch auch in andern Staaten hat man häufig Klagen über Nepotiſmus gehört, vorzüglich in ſolchen Ländern, deren Regent nicht ſelbſt gegenwärtig war. Allerdings läßt ſich nicht läugnen, daß eine ſolche ungerechte Begünſtigung von Verwandten und Freunden für diejenigen, die keine ſolche Familien- oder ſonſtige Verbindungen haben, ſehr drückend ſey, zugleich thut man aber auch ſehr unrecht, ſich darüber als über etwas außerordentliches höchlich zu beklagen. Nepotiſmus iſt allerdings ein Gebrechen, aber ein unvermeidliches Gebrechen in der bürgerlichen Geſellſchaft. Es iſt ſehr natürlich, daß jeder zuerſt für ſeine Familie, für ſeine Freunde zu ſorgen ſuche, ſeinen Einfluß zuerſt und vornehmlich zu ihrem Vortheile verwende. Bei Gleichheit der Verdienſte zumal kann es gewiß niemand unbillig finden, daß der Mächtige ſeinen Verwandten und Freunden vor Unbekannten und Fremden den Vorzug gebe. Erſetzt freilich Verwandtſchaft und freundſchaftliche Verbindung bei ihm auch den Mangel an Verdienſten; wird der verdiente Mann, der in keiner ſolchen Verbindung ſteht, vernachläſſigt und zurückgeſetzt: ſo iſt dies allerdings ein nie zu duldender Mißbrauch, der aber auch nie ganz aufhören wird, ſo lange es noch Menſchen gibt, und bei den Schwächen der menſchlichen Natur wird es deren immer geben, die ihr Privatintereſſe dem öffentlichen Beſten vorziehn.

Neptun, ſcheint von den Römern in den älteſten Zeiten nur als Gott der Pferde gekannt und verehrt, und als ſolcher anfäng-

lich mit dem alten italieniſchen Gott Conſus vermiſcht worden zu ſeyn. Als die Römer eine Art von Seemacht bekamen und mit der griechiſchen Mythologie bekannt wurden, trugen ſie die in dieſer Mythologie vorhandenen Ideen vom Poſeidon auf ihren Neptun über, ſo daß Neptun und Poſeidon für verſchiedne Namen einer und derſelben Gottheit galten. Neptun war ein Sohn des Kronos und der Rhea oder Opis; über die Art, wie ihn ſeine Mutter dem Schickſal entzog, das ſein alles verſchlingender Vater ſeinen Kindern bereitet hatte, ſind die Sagen verſchieden; nach der einen wird er von Kronos wieder ausgeſpien, nach andern erhält Kronos ein Füllen zum Verſchlingen, und Neptun wird heimlich erzogen u. ſ. w. Nach der Empörung, welche ſein Bruder Jupiter gegen ihren gemeinſchaftlichen Vater unternahm, fiel dem Neptun bei der Theilung der Welt die Herrſchaft über das innre Meer zu. Ob die Sage, daß er im Wettſtreit mit der Minerva über den Beſitz von Attica das Pferd zuerſt geſchaffen, daher entſtand, daß der Gebrauch des Pferdes zugleich mit der Verehrung Poſeidons, einer urſprünglich phönieiſchen Gottheit, von Seeräubern dieſes Volks zuerſt auf den Küſten des Peloponnes, Attica's und Theſſaliens bekannt worden war, oder ob das aus dem Meer geborne Roß ſich auf eine eigne Symbolik von Ideen bezieht, muß, wie ſo viele andre Punkte der alten Mythologie, noch unentſchieden bleiben. Er bewegt, beruhigt, erſchüttert und beſänftigt das Meer, und ſelbſt zuweilen die Erde. Auf Inſeln und Küſtenplätzen war daher ſeine Verehrung am häufigſten. Außer den Delphinen und Seethieren waren ihm das Pferd und zuweilen auch die Eule geheiligt. In den älteſten Kunſtdarſtellungen wird er nackt, in mehr furchtbarer Geſtalt mit ſpitzem Bart abgebildet. In der Hand hält er den Dreizack, deſſen ſich ſchon in den älteſten Zeiten die Seefahrer des mittelländiſchen Meers zum Harpuniren und als eines Zeichens der Beſitznahme einer Küſte bedienten. Auf einem mit Roſſen beſpannten Wagen von Nereiden und Seeungeheuern umgeben, wird er, die Oberfläche des Meers befahrend, vorgeſtellt. Mit ſeiner Gemahlin Amphitrite zeugte er den Triton und die Rhode. Die Kinder, welche man ihm außerdem beilegt, erklärt man aus der Gewohnheit, die durch Seeräuber geſchehenen Entführungen dem Neptun zuzuſchreiben. Schon Größe, Stärke, Rohheit und eine Heldenthat zur See gaben Anſprüche für einen Sohn des Neptun gehalten zu werden. Die Beiwörter, welche Dichter dem Neptun beilegen, beziehen ſich meiſt alle auf die See und die Schifffahrt, auf die Erſchaffung des Pferdes und die Beſchützung der Wettrennenden und auf ſeine Macht, auch Erdbeben zu erregen. Nachdem er an dem unglücklichen Verſuche der Götter, ſich gegen Jupiter zu empören, Theil genommen hatte, wurde er von dieſem dazu verdammt, in Gemeinſchaft mit Apoll dem König von Troja Laomedon zu dienen. Neptun baute dem Laomedon die Mauern von Troja, und als er den bedungnen Lohn nicht erhielt, ſchickte er eine Überſchwemmung und ein furchtbares Seeungeheuer. Im trojaniſchen Kriege war er auf Seiten der Griechen und im Götterſtreite vor Troja ſtand er dem Apollo gegenüber.

Nereus, ein Untergott des Meers und zwar in ſo fern es ſtill und ruhig iſt. Er war der älteſte Sohn des Pontus und der Erde, nach andern des Oceans und der Thetis. Die Dichter ſchildern ihn als wahrhaft und milde, als einen Freund des Rechts,

der Billigkeit und Mäßigung, und als einen Feind der Gewaltthaten. In einem höhern Grade als alle Götter der drei Grundelemente, Luft, Erde und Waſſer, hat er die Gabe zu weiſſagen, und, gleich andern Waſſergöttern, verwandelt er ſich in allerlei Geſtalten. Mit der Doris, der Tochter des Oceanus, ſeiner Gemahlin und andern Göttinnen zeugte er die Nereiden (ſiehe den Artikel Nymphen). Seine Wohnung iſt im ägeiſchen Meere. Als Paris mit der geraubten Helena dieſes Meer durchſchiffte, weiſſagte ihm, nach jener ſchönen Ode des Horaz, Nereus den Untergang von Troja. In den alten Kunſtdarſtellungen ſowohl als von den Dichtern wird er als ein Greis von würdigem Anſehn vorgeſtellt.

Nero (Lucius Domitius, ſpäter Claudius Druſus), war der Sohn des Cajus Domitius Aenobarbus und der Tochter des Germanicus, Agrippina, und wurde zu Antium den 15ten December 37 nach Chriſto geboren. Als Agrippina ſpäter den Kaiſer Claudius heirathete, wurde er von dieſem adoptirt und folgte ihm in der Regierung im Jahr 54 nach Chriſto. Auguſt, der erſte römiſche Kaiſer aus der Familie der Cäſarn, hatte ſeine Regierung grauſam begonnen, aber gemäßigt und mild geendigt. Nero, der letzte römiſche Kaiſer aus der Familie der Cäſarn, begann mild und endigte grauſam. Er hatte eine vortreffliche Erziehung bekommen. Burrhus hatte ihn mit allen den Kenntniſſen und Grundſätzen ausgerüſtet, die den großen General und Staatsmann bilden, während Seneca ihn mit der Philoſophie und ſchönen Literatur bekannt machte. Der Anfang ſeiner Regierung übertraf ſelbſt die Erwartungen, die man ſich nach einer ſolchen Erziehung von ihm machen konnte. Als man ihm ein Todesurtheil zur Unterzeichnung vorlegte, äußerte er den Wunſch, nicht ſchreiben zu können. Allein der ſiebzehnjährige Herr der Welt ſollte ſich nicht lange in dieſen Schranken halten. Die Schmeicheleien und Verführungen des Freigelaſſenen Narciſſus brachten einen Charakter, der bis dahin nur geſchlummert zu haben ſchien, bald zum Ausbruch. Nero ließ den Britannicus, den Sohn des Claudius, zu deſſen Nachtheil er durch Begünſtigung der Agrippina den Thron beſtiegen hatte, vergiften. Bald überließ er ſich den gröbſten Ausſchweifungen. Er ließ Agrippina, ſeine Mutter, ermorden. Diejenige Leidenſchaft, welche über alle andern bei ihm die Oberhand hatte, war die Begierde, für einen großen Künſtler in der Muſik gehalten zu werden. Er ließ ſich öffentlich hören, und ausgeſtellte Soldaten mußten diejenigen beobachten, welche nicht geneigt ſchienen, ſeine Stimme und ſein Spiel zu bewundern. Auch im Wagenrennen wollte er glänzen. Er durchzog mit einem Heer von Künſtlern in ſeinem Gefolge ganz Griechenland und gewann natürlich in allen feierlichen Wettkämpfen und Spielen dieſes Landes die erſten Preiſe. Als Frau gekleidet heirathete er den Pythagoras und ſpäter den Doryphorus. Als Mann heirathete er den Sphorus, einen jungen Menſchen, den er caſtriren ließ, um ihn ſeinem Frauenſtande etwas näher zu bringen. Wie glücklich würde die Welt ſeyn, ſagten die römiſchen Witzlinge, als Nero mit dieſer jungen Frau öffentlich erſchien, wenn der Vater dieſes Ungeheuers nur immer ſolche Weiber gehabt hätte. Die berühmteſten Opfer ſeiner Grauſamkeit ſind außer dem Britannicus und der Agrippina, ſein Lehrer Burrhus und Seneca, ſeine Gemahlinnen Octavia und Poppäa Sabina, und der Dichter Lucan. Meine Vorgänger, ſagte er, haben die Rechte der Alleinherrſchaft

noch nicht gekannt. Man mag mich haſſen, wenn man mich nur fürchtet. Er ließ Rom anzünden, blos um, wie man ſagt, eine lebendige Vorſtellung des Brands von Troja zu bekommen. In dieſem Brande, welcher neun Tage dauerte, gingen die ſchönſten Denkmåler der Kunſt und der Geſchichte zu Grunde. Auf die Chriſten wålzte er die Schuld dieſes Brandes, und ließ ſie dafür im ganzen Reiche auf das heftigſte verfolgen. Den eingeåſcherten Theil der Stadt ließ er ſchöner und herrlicher wieder aufbauen, denn die gewöhnliche Leidenſchaft der Großen, die Bauwuth, beherrſchte auch ihn im höchſten Grade. Das merkwürdigſte Denkmal dieſer Bau- und Verſchönerungswuth wurde der Palaſt, den er ſich ſelbſt in Rom erbauen ließ, und der unter dem Namen domus aurea bekannt iſt. Seine Verſchwendung in andern Punkten, in ſeinen Kleidern, Jagdgeräthſchaften u. ſ. w. war eben ſo grånzenlos, als die Freigebigkeit gegen das Volk in Rom, das er in der erweiterten Form der zur Zeit der Republik nur bei gewiſſen Gelegenheiten üblichen Spendungen (largitiones) durch die koſtbarſten Geſchenke bereicherte, während die Provinzen von der Laſt der Abgaben zu Boden gedrückt wurden. Mehrere Verſchwörungen in Rom ſelbſt endigten zum Verderben derjenigen, die ſie begonnen hatten. Endlich glückte die Empörung des Galba, des Statthalters in Spanien, für welchen ſich auch der Senat erklårte. Der Tyrann kam der gerechten Strafe zuvor, die ihn erwartete und ermordete ſich, da niemand ihm dieſen im Alterthum in ſolchen Fållen gewöhnlich von Andern erzeigten Freundſchaftsdienſt leiſten wollte, ſelbſt im Jahre 68. So groß und gerecht auch die Freudensbezeugungen über Nero's Sturz waren, ſo fehlte es ihm eben ſo wenig, wie dem Kaiſer Napoleon, an ſolchen, die ihn ſelbſt nach ſeinem Sturz noch bewunderten, vergötterten und zurückwünſchten. Man beſtreute ſein Grab mit Blumen, man ſtellte ſeine Statue neben die Rednerbühne; kurz Nero's Andenken war einem großen Theile des Volks und der Soldaten, bei dem er ſich durch ſeine Freigebigkeit und Nachſicht beliebt gemacht hatte, ſo theuer, daß mehrere Betrüger eine Zeit lang Glück machten, indem ſie ſich für Nero ausgaben. Gegen geiſtreichen Spott war Nero um ſo weniger grauſam geweſen, als er ſelbſt viel Geiſt beſaß, ungeachtet er der erſte römiſche Kaiſer war, der ſich zu den Reden, welche er hielt, einer fremden Feder bediente. Wir müſſen es beklagen, daß derjenige Theil des Tacitus zu den verloren gegangnen Schriften gehört, worin die genauere Schilderung des Characters und der Regierung des Nero enthalten war.

Nerven ſind weißliche markige Fåden, die in Bündeln gleichlaufend neben einander liegen, ſo daß mehrere ſolcher Bündel einen Nerven ausmachen. Jedes Bündel iſt mit einer beſondern zarten Scheide umgeben, das Neurilem genannt, welches der Gefåßhaut des Gehirns åhnlich, und eben ſo voll von Blutgefåßen iſt, deren feinſte Zweige ſich in die Subſtanz des Nerven ſelbſt endigen. Dieſe Nerven ſind im ganzen thieriſchen Körper verbreitet und ſtehen durch mannichfaltige Verbindung mit einander in Gemeinſchaft. Nur die Hirnhäute, das Oberhäutchen, die Haare und Någel haben, wenigſtens im geſunden Zuſtande, keine Nerven. Die Nerven ſelbſt ſind von unterſchiedner Stårke, je nach dem mehrere oder wenigere Markbündel ſich zu einem Nerven vereinigen. An beſtimmten Stellen des Körpers nåhern ſich mehrere Nerven einander ſo

daß ſie gleichſam an einander geklebt erſcheinen, und die Bündel des einen Nerven mit denen des andern ſich durchkreuzen und verflechten, ſo daß ihre Verbindung ohne gewaltſame Trennung nicht aufgehoben werden kann. Dies ſind die Nervengeflechte, die vorzüglich im Unterleibe, hinter dem Magen und in der Gegend der Herzgrube, bei der Leber, Milz, dem Gekröſe, ſo auch bei dem Herzen, u. ſ. w. ſich finden. Von allen dieſen bildet das in der Magengegend liegende Sonnengeflechte gleichſam den Centralpunkt, in welchen ſich von allen andern Geflechten Nervenbündel begeben, und von welchem nach allen wieder welche ausgehn. Eine andre Art von Verbindung bilden mehrere Nervenzweige durch Nervenknoten (Ganglien), in welchen die zu ihnen und aus ihnen gehenden Nerven gleichſam in einander verſchmolzen zu ſeyn ſcheinen. Dieſe Ganglien ſind mit einer ſehr gefäßreichen Haut umgeben, und die ihn bildenden Nerven ſind auf die mannichfaltigſte Art in ihnen verwickelt; dergleichen Nervenknoten finden ſich aber nicht nur bei Zweigen verſchiedner Nerven, ſondern auch ſelbſt bei einzelnen Bündeln und Fäden eines ganzen Nervenſtammes. Eine Reihe ſolcher Ganglien läuft auf beiden Seiten des Rückgraths herab, durch Verbindungsäſte an einander gekettet, und bildet eine Gränze zwiſchen den Gehirnnerven. Innerhalb dieſes begränzten Kreiſes breitet ſich im Unterleibe das Ganglienſyſtem aus. Die letzten Endigungen der Nerven ſind verſchieden, beſonders der Nerven der Sinneswerkzeuge. In dem Gehörorgan z. B. verliert ſich der Nerve in eine breiartige, mit Feuchtigkeit umgebne Maſſe; der Sehnerve endigt ſich in eine markige Haut; der Geſchmacksnerve in kleinen Wärzchen, eben ſo endigen die Gefühlsnerven in den Fingerſpitzen; die zu den Muskeln gehörigen Nerven verlieren ſich in das Gewebe derſelben, ſo daß man ihre Endigungen nicht beſtimmt wahrnehmen kann. Alle Nerven des ganzen Körpers begreift man unter dem Namen des Nervenſyſtems. Dieſes hängt aufs genaueſte mit dem Gehirn und dem Rückenmark, als einer verlängerten Fortſetzung des Gehirns, zuſammen, welches von einerlei Subſtanz zuſammengeſetzt und als der oberſte Centralpunkt des Ganzen anzuſehn iſt, von welchem alles im Nerven Wirkende ausgeht, und in welchem, als dem Mittelpunkte, ſich alles ſammelt. Die Maſſe der Nerven ſelbſt iſt übrigens der nämliche markige Stoff, aus welchem das Gehirn beſteht, eine Art eiweißartiger Stoff, welcher ſtärker oxydirt iſt, als der im Blute befindliche, und welcher ſeine Nahrung aus dem ihm zugegebnen und es umkleidenden Gefäßnetze zieht. Der feinſte, ätherähnliche Stoff des Blutes dient dazu, das Nervenmark zu erhalten, die materiellen, durch die Verrichtung deſſelben zerſetzten und unbrauchbar gewordnen Theile wieder zu erſetzen. Der Reichthum des Neurilems an arteriellen Blutgefäßchen und deren Endigung in das Nervenmark zeigt deutlich an, daß die Nerven von demſelben und nicht vom Gehirn ernährt werden, daß folglich das Leben des Nerven unabhängig vom Gehirn exiſtirt, ja daß jede Nervenpartie als das Gehirn des Theils anzuſehn iſt, zu welchem ſie geht. So wie das ganze Nervenſyſtem ſeine Centralendigung im Gehirn und Rückenmark hat, ſo iſt dagegen die peripheriſche Endigung theils auf der Haut, theils im Innern der Organe ausgebreitet. — Das Nervenſyſtem iſt durch die höhere Stufe des Lebens, auf welchem das Thier und der Menſch ſteht, bedingt. Dieſe erfoderte nämlich vollkommnere Organiſation, kräftigere Be-

hauptung der Individualität, größere, freiere Thätigkeit der Functionen, eine vollkommnere Abſonderung von der geſammten übrigen Natur, von der Außenwelt. Dieſe Abſonderung führt nothwendig eine Trennung mit ſich, eine Veränderung im Raum, eine willkürliche Bewegung, einen Gegenſatz zwiſchen der Außenwelt und dem Individuum, welches ſtufenweiſe von einem dunkeln Gewahrwerden des eignen Körpers und der Umgebung, bis zur hellen Anſchauung der Außenwelt, bei dem Menſchen bis zur klarſten Unterſcheidung derſelben von der innern Empfindung und bis zum Bewußtſeyn ſeiner Selbſt, oder der Vorſtellung dieſer innern Empfindungen und ihres Unterſchiedes von der Außenwelt immer höher ſteigt. Alle dieſe Erfodernisse des thieriſchen und menſchlichen Lebens werden durch das Nervenſyſtem vermittelt. Denn 1. die zuſammengeſetzte Organiſation des thieriſchen Körpers aus ſo mannichfaltigen, iſolirten, zum Theil fremdartigen einzelnen Gebilden, die durch Zellgewebe, Membranen und Bänder mechaniſch zuſammengeknüpft ſind, werden durch das Nervenſyſtem ein zuſammenhängendes Ganzes. Das Gefäßſyſtem verbindet ſie nur in ſo fern mit einander, als es allen den zu ihrer Ernährung und ihrer eigenthümlichen Verrichtung erfoderlichen Antheil von Blut zuführt; allein das Nervenſyſtem iſt es eigentlich, welches allen das Leben mittheilt, ihre Verrichtungen regiert, zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke hinleitet, ſie in wechſelſeitige Beziehungen ſtellt und ihre Mitleidenſchaften und gegenſeitigen Einwirkungen auf einander gründet. Die Beſorgung dieſer Functionen des Nervenſyſtems iſt dem Theil deſſelben zugetheilt, welcher im Unterleibe ausgebreitet iſt, viele Netze und Geflechte bildet und das reproductive oder vegetative Nervenſyſtem genannt wird, weil der Wachsthum und die Erhaltung des Körpers durch daſſelbe regulirt wird. Dieſer Theil des Nervenſyſtems iſt durch die Nervenknoten oder Ganglien gewiſſermaßen iſolirt und von dem Gehirnſyſtem abgeſondert, ſo daß er gleichſam eine für ſich beſtehende Region, das Gangliensyſtem, ausmacht, welches vom Gehirn unabhängig iſt; indem ſeine Thätigkeit weder vom Gehirn aus regiert wird, noch auf daſſelbe reflectirt, oder von ihm empfunden wird. Ein verſchluckter Biſſen wird nicht mehr empfunden, ſobald er über eine gewiſſe Gränze des Schlundes iſt. Das Herz ſchlägt unaufhörlich, und kann durch Willkür nicht beſtimmt werden; der Magen verdaut, ſobald er Speiſe aufgenommen hat, die Leber ſondert Galle ab, ohne daß alles dies vom Gehirn regiert oder wahrgenommen wird. Nur in gewiſſen krankhaften Zuſtänden des Körpers wird dieſe Iſolation vermindert, die iſolirenden Nervenknoten werden überſprungen, und es kommen von dieſen Organen Eindrücke bis ins Gehirn. Wird z. B. die Empfindlichkeit der Nerven irgend eines Theils krankhaft erhöht, ſo entſteht eine dunkle Wahrnehmung des abnormen Zuſtandes daſelbſt, und offenbart ſich als Schmerz. 2. Ein andrer Theil des Nervenſyſtems bewirkt den vollkommenſten Gegenſatz zur Außenwelt, die willkürliche Bewegung und Veränderung im Raum, und die Anſchauung der Außenwelt bei dem Menſchen bis zum Bewußtſeyn. Dies iſt das Gehirn- oder Cerebralſyſtem, welches alle Nerven begreift, die aus dem großen und kleinen Gehirn, und zum Theil aus dem verlängerten Mark und Rückenmark entſpringen. Dieſe Nerven gehen theils zu dem Muskelſyſtem und verlieren ſich in den Muskeln ſo, daß man ihre Endigung nicht genau beſtimmen kann. Ihre Verrichtung hängt

von der Willkür ab, indem beſtimmte Willensreize von dem Gehirn, als dem Centrum, aus auf diejenigen Nerven wirken, welche zu den zu bewegenden Muskeln hingehen. Andre Nerven des Cerebralſyſtems kehren ſich nach der Oberfläche des Organismus, nach der Außenwelt hin, um die mannichfaltigen Eindrücke der Gegenſtände derſelben aufzunehmen, bis zum Gehirn fortzupflanzen und daſelbſt die Vorſtellungen hervorzubringen. Dies ſind die Sinnesnerven, welche paarweiſe von dem Gehirn zu den verſchiednen Sinnorganen abgehen. So iſt das erſte Nervenpaar für die Naſe beſtimmt, und heißt der Geruchsnerve, indem er in der Naſenhöhle ſich ausbreitet, und für die Ausdünſtungen empfänglich iſt. Das zweite Nervenpaar iſt der Sehnerve (nervus opticus). Dieſer iſt von beträchtlicher Dicke, rund, geht gegen die Augenhöhle hin, dringt an der hintern Seite des Augapfels durch eine runde, mit vielen kleinen Löchern verſehne Platte der feſten Haut des Augapfels in denſelben ein und bildet größtentheils die Nervenhaut des Auges, welche zum Auffaſſen der Bilder im Auge beſtimmt iſt, und Netzhaut (retina), heißt. (S. d. Art. Auge.) Das achte Nervenpaar bildet die Gehörnerven, welche in dem Innern des Ohrs ſich ausbreiten, und für die Bewegung der Luft empfindlich ſind. Von den vielfachen Veräſtelungen des fünften Nervenpaars kommen die Nerven der Zunge, welche den Sinn des Geſchmacks bilden. Das Gefühl im Allgemeinen iſt der unterſte Sinn und vielmehr die Wurzel aller andern Sinne, welche nur beſondre Qualitäten und höhere Stufen des Gefühlsſinnes ſind. Insbeſondre iſt es aber in die äußere Haut, und vorzugsweiſe in die Spitzen der Finger gelegt, als die eigentlichen Betaſtungsorgane, durch welche die Seele die materielle Exiſtenz und Form der äußern Gegenſtände mittelſt unmittelbarer Berührung wahrnimmt. Das Gefühl wird durch viele Nerven, welche in der Haut ſich verbreiten, bewirkt, und diejenigen Stellen, wo das Gefühl ſich am zarteſten äußert, ſind auch mit den meiſten Nerven verſehn, welche ganze Reihen von neben einander liegenden Nervenpapillchen bilden, wie z. B. an den Lippen, den Fingerſpitzen, u. ſ. w. Endlich wird noch durch das geſammte Nervenſyſtem, beſonders aber durch das Ganglienſyſtem, das Gemeingefühl vermittelt. (Von deſſen Function ſ. den Art. Gemeingefühl.) So iſt alſo die Thätigkeit des Nervenſyſtems wechſelſeitig von außen nach innen, und von innen nach außen. Von außen, indem die Sinneseindrücke (Anſchauungen) ſich von den Nerven zum Gehirn fortpflanzen und zu Vorſtellungen und Empfindungen werden, von dem Centrum nach der Peripherie, indem von dem Gehirn aus die willkürlichen Bewegungen erregt werden, während das reproductive Nervenſyſtem in ſtiller Thätigkeit die Erhaltung der ganzen Maſchine regiert, und in geſundem Zuſtande nur durch die Wirkungen des Gemeingefühls, durch Wohlbefinden, durch Inſtinct, die Triebe, den Hunger und Durſt, im krankhaft erhöhten Zuſtand durch Übelbefinden und Schmerz ſich offenbart. In der Thätigkeit des geſammten Nervenſyſtems unterſcheiden wir die Reizbarkeit oder Empfänglichkeit (Receptivität), und die Energie (Reaction) deſſelben. Von der Reizbarkeit hängt die Schnelligkeit ab, mit welcher die Thätigkeit deſſelben erregt wird, von der Energie hängt die Stärke und Ausdauer der Thätigkeit ſelbſt ab. Die Idee des Nervenſyſtems, und ſeiner Functionen und Kräfte wird auch begriffen unter der Benennung Senſibilität, und das Nervenſyſtem ſelbſt in dieſer Hinſicht

als die reelle Offenbarung der Senſibilität angeſprochen. Das Verhältniß der Receptivität und Energie der Senſibilität gründet die Verſchiedenheit der Temperamente, ſo wie der Charaktere, ſowohl der Individuen als ganzer Nationen. Daher der Unterſchied zwiſchen Schnelligkeit im Auffaſſen und der Stärke im Handeln. Menſchen mit vorſtechender Reizbarkeit des Nervenſyſtems faſſen leicht, und behalten ſchwer, verbinden ſchnell und mannichfaltig ihre Vorſtellungen, haben eine lebhafte Einbildungskraft, gehen aber nicht tief ein, wechſeln leicht mit den Gegenſtänden, halten bei keiner Arbeit lange aus, fühlen fein und zart, ſind aber Anſtrengungen nicht gewachſen. Die Kraft des Nervenſyſtems hat aber auch ſelbſt keinen feſten Punkt, ſondern iſt beweglich und veränderlich ſelbſt in einem und demſelben Subjecte. Im Schlafe z. B. iſt die Reizbarkeit des Cerebralſyſtems geſchwächt, hingegen die des reproductiven Nervenſyſtems erhöht. Daher ruhen im geſunden Schlafe die Sinne, und die willkürlichen Bewegungen hören auf, hingegen die Thätigkeit der Organe des Athmens, des Blutlaufs, der Verdauung, Abſanderung und Ernährung gehen kräftiger von Statten. Das Gemeingefühl dagegen iſt im Schlafe eben deßwegen erhöht, und es wird lebhafter afficirt, als im wachenden Zuſtande, daher oft Empfindungen deſſelben ſich bis zum Gehirn fortpflanzen, daſelbſt Vorſtellungen erregen, welche mit andern ſich verbinden und Träume darſtellen. — Aus dem bisher Geſagten erhellt, daß das Nervenſyſtem ein eigenthümliches Leben beſitzt, ja daß alles Leben von ihm ausgeht, daß alle Thätigkeit der Seele ſelbſt erſt auf dem Leben des Nervenſyſtems beruht. Die Thätigkeit des Organismus aller einzelnen Organe, wird von ihm belebt und regulirt, Gefühl, Empfindungen, Sinnesanſchauung, Vorſtellung werden durch daſſelbe vermittelt; reges Leben des Nervenſyſtems hat abwärts reges Leben des Körpers, und aufwärts reges Leben des Geiſtes zur Folge. Auch im Materiellen ſtellt das Nervenſyſtem ein abgeſondertes, in den übrigen Organismus gleichſam eingeſchobnes Syſtem dar, welches nur auf zwei Berührungsflächen mit jenem ſich verbindet: einmal um die Blüthe deſſelben, die feinſten und zarteſten Entfaltungen des Arterienſyſtems um ſich zu verſammeln, und den ätheriſchen Nahrungsſtoff aus ihm zu ſaugen, und dann um ſeinen belebenden Geiſt über den ganzen Organismus wieder auszuhauchen, alle Verrichtungen deſſelben zu beherrſchen, damit ſie alle regelmäßig zu ſeinem höhern Dienſt, dem Vermittlungsgeſchäft zwiſchen Geiſt und Welt, und im Dienſt des Geiſtes dienen könnten. Das Nervenſyſtem erſcheint uns alſo als der wahre Leib unſers Ichs, und der übrige Körper als der Leib dieſes Leibes, als ſeine ſchützende, nährende und ihm dienende Rinde. Selbſt das ſichtbare als weißlichtes Mark erſcheinende Gewebe dieſes Syſtems iſt nur die Wohnung des ihm verwandten zugegebnen unſichtbaren Nervengeiſtes, deſſen höhere Natur unſern Sinnen entgeht, und nur irgend einen, der Seele verwandten ätheriſchen, vielleicht verkörperten Lichtſtoff, ahnen läßt. Daß dieſer ätheriſche Nervengeiſt nicht völlig an die bis jetzt bekannten Geſetze der Körperwelt gebunden iſt, daß ihm unter gewiſſen Umſtänden ein freieres Walten zukommt, beweiſ't ſchon der Umſtand, daß der Wirkungskreis der Nervenenden ſich über ihre körperliche Exiſtenz erſtreckt, und eine Art von ſenſibler Atmoſphäre des Nervenfluidums um ſich bildet, wie ſchon gewöhnliche Wahrnehmungen am Organismus zeigen. So z. B. gehn zwar

Nervenfäden in die Muskeln, ohne jedoch ſich ſo ſubtil zu vertheilen, daß jede Muskelfaſer einen eignen Nervenfaden bekäme; deſſenungeachtet iſt der ganze Muskel dem Einfluſſe des Nerven unterworfen, und zieht ſich in allen ſeinen Faſern zuſammen. Jeder Punkt der Haut iſt empfindlich, ungeachtet dieſe nicht mit einem zuſammenhängenden Blatt von Nervenmark verſehen iſt, ſondern nur ein Gewebe von Fäden bekommt. Von Humbold hat dieſen ſenſiblen Kreis von Lebensfluidum um die Nerven auch durch galvaniſche Verſuche erwieſen. Noch auffallendere Beweiſe davon zeigen manche Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus. (S. dieſen Art.) — Nervenkrankheiten, ſind ſolche Krankheiten, welche urſprünglich im Nervenſyſtem ihren Grund haben, in einer Abweichung der Organiſation oder der Function deſſelben von der Norm beſtehn, und ſich durch eine Störung ſeiner eigenthümlichen und für uns wahrnehmbaren Verrichtung offenbaren. Die für uns erkennbaren Verrichtungen des Nervenſyſtems ſind das Gemeingefühl, die Sinnesanſchauungen, Empfindungen, Vorſtellungen und Bewegungen der Muskeln. In ſo fern dieſe geſtört ſind und irregulär von Statten gehn, iſt wirkliche Nervenkrankheit anzunehmen. Dieſe ſind entweder in einer verletzten Organiſation oder Veränderung ihrer Kräfte gegründet. Beide können in einander übergehn und auch zugleich vorhanden ſeyn. Das feine Gefäßnetz des Neurilems kann zu reizbar werden, zu viel Blut und Nahrung den Nerven zuführen oder zu unthätig ſeyn, wodurch die Ernährung des Nerven leidet, es können von geſchwächter Einſaugung Stockungen und Anhäufungen ſchädlicher Stoffe an den Nervenfäden Statt finden, welche hartnäckige Schmerzen, Krämpfe, Lähmungen verurſachen. Iſt die Reizbarkeit des Nervenſyſtems zu groß, die Senſibilität alſo krankhaft erhöht, ſo machen alle Eindrücke zu ſchnelle und heftige Empfindungen, erregen eine heftige, aber ungeregelte Thätigkeit. Daher ſind gewöhnliche Gefühle ſchon ſchmerzhaft, die Sinne wirken unangenehme Empfindungen, die Ideen ſind grell und folgen in ſtürmiſcher Unordnung, die Imagination iſt zu lebhaft, die Bewegungen ſind unwillkürlich, zuckend. Iſt die Kraft des Nervenſyſtems zu ſehr vermindert, ſo gehen auch die Verrichtungen deſſelben zu ſchwach von Statten, oder hören ganz auf. Gewöhnliche Eindrücke erregen keine Empfindungen, die Sinne werden ſtumpf, die Imagination wird gelähmt, die Muskelbewegung erſchlafft. Die Kräfte des Nervenſyſtems können aber auch ohne Ab- oder Zunahme eine krankhafte Stimmung erhalten, ſo daß gewiſſe Eindrücke ganz andre als die gewöhnlichen Reactionen erregen. Dies ſind die ſogenannten Idioſynkraſien. Die wahrnehmbaren Zufälle der Nervenkrankheiten ſind verſchieden, je nach dem gewiſſe Partien und Regionen deſſelben vorzüglich leiden. Trifft dies die Nerven des reproductiven Syſtems des ganzen Körpers, ſo entſteht ein Schmerz, der ſich nach Verſchiedenheit der Theile unter verſchiednen Formen als Hunger, Durſt, Müdigkeit, Ekel, Froſt, Hitze, Angſt, als juckender, ziehender, drückender, ſchneidender, ſtechender, klopfender, bohrender, nagender Schmerz, die Empfindung der Taubheit und des Einſchlafens der Glieder, das Prickeln in denſelben, wie Nadelſtiche, äußert; beſondre krankhafte Regungen des Inſtincts, Appetit nach Kreide, nach ſäuerlichen Dingen, die ſonderbarn Gelüſte mancher Schwangern; falſche Vorſtellungen von Krankheit des Gemeingefühls, wodurch die Theile des Körpers anders vorge-

ſtellt werden als ſie wirklich ſind, wie z. B. Kranke ſich vorſtellten, ſie ſeyen halb getheilt, oder ein zweites Ich läge neben ihrem eigentlichen Körper, oder ſie beſtänden aus Glas oder Wachs, hätten Beine von Stroh. In Rückſicht der krankhaften Sinnesäußerungen gibt es gleichfalls mehrere Verſchiedenheiten, nach Verſchiedenheit der Theile ſelbſt und den Veränderungen ihrer Nervenkräfte. Bei Manchen iſt das Gefühl in der Haut ſo ſtumpf, daß ſie weder warm noch kalt, weder hart noch weich unterſcheiden können, Andere haben ein zu zartes Gefühl; Geruch und Geſchmack können zu ſtumpf oder zu ſcharf werden, Andre können gewiſſe Gerüche durchaus nicht vertragen, lieben dagegen andre, welche andern Menſchen gewöhnlich zuwider ſind. Eben ſo iſt es mit dem Gehör. Noch mannichfaltiger ſind die Erſcheinungen von Krankheit der Geſichtsnerven. Übermäßige Empfindlichkeit, ſo wie Schwäche und Stumpfheit der Augen, Flecken, Funken, Bogen, Perlenſchnüre u. ſ. w., Doppelſehen, Phantasmen und Figuren vor den Augen. Von der Erkrankung des innern Sinns, der Empfindungen, Vorſtellungen und Imagination gibt es gleichfalls mannichfaltige Äußerungen. Krankhafte Empfindungen erzeugen falſche Vorſtellungen und fehlerhafte Bilder der Phantaſie. Dieſe können die Stärke wirklicher Sinnesanſchauungen erhalten, und wenn die Krankheit ſich bis auf das Gehirn und das Seelenorgan fortpflanzt, ſo unterſcheidet der Kranke ſeinen ſubjectiven Zuſtand nicht mehr von den Objecten außer ihm, die kranken Vorſtellungen regieren dann ſelbſt den Willen und erregen die ihnen entſprechenden Begierden. Daher die krankhaften Empfindungen ohne äußere hinlängliche Veranlaſſungen, Traurigkeit und Luſtigkeit in ausſchweifender Art, periodiſche Muthloſigkeit, ängſtliche lebhafte Träume, Delirien, die Erſcheinungen des Alpdrückens. Mannichfaltig ſind auch die Äußerungen der Nervenkrankheiten in dem Muskelſyſtem, die ſich als Zuckungen, Krämpfe und Convulſionen zeigen, bald nur örtlich, bald allgemein, vorübergehend oder anhaltend ſind. In manchen Fiebern, z. B. in denen die Nerven mit angegriffen ſind, kommt ein beſtändiges krankhaftes, unwillkürliches Spiel der Geſichtsmuskeln zum Vorſchein, eben ſo an andern Theilen des Körpers, z. B. das ſogenannte Sehnenhüpfen. Die Augen werden mannichfaltig bewegt. Auch in den unwillkürlichen Muskeln entſtehn allerhand Krämpfe, z. B. der Magenkrampf, krampfhaftes Erbrechen, krampfhafte Bruſtbeklemmungen, Krampf des Zwerchfells, Herzklopfen u. ſ. w. Die Anlage zu Nervenkrankheiten kann angeboren, ſie kann aber auch durch fehlerhafte Lebensart, übertriebenen Luxus, Verweichlichung, übermäßige Anſtrengung des Nervenſyſtems erworben ſeyn. Die Gelegenheitsurſachen ſind theils unter den vielfältigen Einflüſſen der Außenwelt zu ſuchen, z. B. die Luft, und ihre verſchiednen Miſchungen, ihr Antheil von electriſchem Stoff, ihre elaſtiſche Spannung, ihr Grad von Trockenheit oder Feuchtigkeit; die Nahrungsmittel, z. B. Fleiſchſpeiſen, erhitzende gewürzte Speiſen und Getränke erhöhen die Reizbarkeit der Nerven, vegetabiliſche Nahrungsmittel vermindern ſie. Die mehrſten animaliſchen, und alle vegetabiliſchen Gifte bewirken heftige Nervenkrankheiten (vergl. den Art. narkotiſch). Theils wirken fremde Dinge im Körper als Urſachen der Nervenkrankheiten, z. B. ſehr oft Würmer im Darmcanal, eingeſperrte Luft, ſelbſt ſcharfe Unreinigkeiten mancherlei Art in demſelben. Endlich ſind auch oft Affectionen des Körpers ſelbſt,

und des ganzen Nervenſyſtems Urſachen nachfolgender Nervenkrankheiten, z. B. zu vieles Wachen, das die Nervenkraft erſchöpft; Krankheiten, beſonders Fieber; gewiſſe Perioden des weiblichen Geſchlechts, während deren die Reizbarkeit des Nervenſyſtems erhöht iſt; Anſtrengung der Gehirnthätigkeiten durch übertriebne Geiſtesarbeit; Schwangerſchaft, allzuheftige Affecten und Leidenſchaften. II.

Neſſus, einer der Centauren (ſiehe dieſen Artikel), ein Sohn des Irion und der Nephele (oder Wolke). Bei dem Gefechte der Centauren und Lapithen auf der Hochzeit des Pirithous rettete er ſich mit der Flucht. Am berühmteſten iſt er in der griechiſchen Mythologie durch ſeine Verwicklung in die Geſchichte des Hercules. Er trug die Dejanira, eine Geliebte des Hercules, über den Fluß Evenus, und wollte ſie, als er auf dem jenſeitigen Ufer angekommen war, entführen. Auf das Geſchrei der Dejanira durchbohrte Hercules von der andern Seite des Ufers her den Neſſus mit einem in das Giftblut der lernäiſchen Schlange getauchten Pfeil. Der ſterbende Neſſus beredete die Dejanira, das aus ſeiner Wunde quellende Blut aufzubewahren und damit ein Gewand zu benetzen, welches dann die Kraft haben werde, ihr die Liebe des Hercules zu erhalten. Die Folge dieſer Geſchichte iſt aus der Mythologie des Hercules bekannt. Neſſus hatte nach der Sage noch die Kraft zu fliehen, und ſtarb an ſeiner Wunde erſt, als er im Gebiet der ozoliſchen Locrer angekommen war.

Neſtel, Neſtelknüpfen. Unter Neſtel, einem im Hochdeutſchen etwas veralteten und mehr im Oberdeutſchen üblichen Worte verſteht man ſowohl die Neſtform, welche das weibliche Geſchlecht zuweilen den Haaren des Kopfes gibt, als auch die Schnüre oder ſchmalen Riemen, deren man ſich zum Zuſchnüren und Zubinden der Kleidungsſtücke bediente. In dieſer letztern Bedeutung von Schnüren iſt das Wort Neſtel in Neſtelknüpfen genommen. Man verſtand unter dieſer Handlung die magiſche Operation, wodurch man jemanden durch Knüpfung von Neſteln zum Beiſchlafe untüchtig machen wollte. Gewöhnlich machte man zu dieſem Behufe drei Knoten unter Herſagung gewiſſer Zauberformeln an einem Leichenſtein oder andern heiligen Orte. Eben ſo hatten diejenigen eigne Gebräuche zu beobachten, welche von der furchtbaren Wirkung des Neſtelknüpfens erlöſ't ſeyn wollten. Die Sitte des Neſtelknüpfens verliert ſich in das graueſte Alterthum. Welche Vorfälle dadurch zuweilen in der neuern Zeit veranlaßt worden ſind, kann man in Franks mediciniſcher Polizei B. IV, S. 554 finden.

Neſtor iſt derjenige unter den griechiſchen Helden vor Troja, der ſich durch feine Klugheit, die Frucht ſeines hohen Alters, eben ſo ſehr als durch ſeine ſanfte und eindringende Beredſamkeit auszeichnete. Dieſes iſt im Allgemeinen der Charakter, den ihm Homer in der Iliade gibt. Neſtor war der Sohn des Neleus und der Chloris, wurde zu Gerania erzogen und folgte ſeinem Vater als König von Pylos. In ſeinen jungen und männlichen Jahren zeichnete er ſich, gleich andern Helden ſeiner Zeit, durch allerlei Großthaten und kühne Unternehmungen aus, erwarb ſich aber auch ſchon früh den ihm eigenthümlichen Ruhm eines klugen Rathgebers und reichen Redners. So zeigte er ſich unter andern den Lapithen, denen er im Kampf gegen die Centauren beiſtand. Nachdem Lynceus und Idas, die Söhne des Aphareus, von den Dioscuren getödtet worden waren, wurde er auch König von Meſſenien. Ungeachtet er

ſchon zwei Menſchenalter durchlebt hatte, als der Kriegszug gegen Troja unternommen wurde, ſo nahm er dennoch Antheil an demſelben, und führte die Mannſchaft ſeines Gebiets in 20 oder nach andern Sagen in 90 oder 92 Schiffen nach Troja. Wenn man auch das Wort Menſchenalter nicht, wie ſchon einige Alte gethan haben, für einen Zeitraum von hundert Jahren hält, ſondern, wie dieſes jetzt gewöhnlich iſt, nur eine Zeit von ungefähr dreißig Jahren darunter verſteht, ſo war Neſtor ſchon zu alt, um großen perſönlichen Antheil an den Gefechten vor Troja zu nehmen. Die Rolle, die ihm hier in der Iliade zugetheilt wird, iſt vielmehr die eines klugen und beredten Greiſes und Rathgebers. Er ſucht den Agamemnon zur Verträglichkeit mit Achill zu bereden, er ermuntert, warnt, belehrt und tadelt die griechiſchen Helden. Nach der Eroberung von Troja ſegelte er wieder nach Hauſe. Nach der Odyſſee beſuchte ihn hier Telemach, um Nachrichten vom Ulyſſes einzuziehn. Seine Gemahlin war nach Homer Eurydice, die älteſte Tochter der Clymene, nach Andern Anaxibia, die Tochter des Craticus. Es werden auch mehrere ſeiner Söhne und Töchter genannt, die jedoch in den Sagen nicht weiter merkwürdig ſind. Nachdem Neſtor drei Menſchenalter durchlebt hatte, ſtarb er ruhig zu Pylos, wo man noch ſpät ſein Haus und Grabmal zeigen zu können behauptete.

Neſtor, geboren in Rußland um 1056, lebte als Mönch im petſcheriſchen oder Hölenkloſter in Kiew, und ſtarb nach 1116. Außer den Lebensbeſchreibungen einiger Äbte und andrer frommen Bewohner ſeines Kloſters (welche nur in interpolirten Fragmenten vorhanden ſind) ſchrieb er in ſeiner Mutterſprache eine Chronik, welche für die Geſchichte des Nordens vom höchſten Intereſſe iſt, mit ſichtbarer Benutzung und Nachahmung byzantiniſcher Hiſtoriker in Rückſicht der älteſten Geſchichte. Die übrigen Quellen, aus denen er ſchöpfte, ſind unbekannt; vieles ſchrieb er als Zeitgenoß oder aus der mündlichen Überlieferung eines alten Mönchs ſeines Kloſters, Jan. Die Darſtellung iſt dem Geiſte ſeiner Zeit angemeſſen, häufige fromme Betrachtungen und bibliſche Sprüche ſind in die Erzählung verwebt und die Perſonen werden gewöhnlich redend eingeführt. Da der Urtext ſeiner Chronik verloren und durch die Interpolationen ſeiner Fortſetzer (des Abts Sylveſter zu Kiew und mehrerer Ungenannten) in unglaublichem Grade entſtellt iſt, ſo läßt ſich kein ſichres Urtheil über ſein hiſtoriſches Verdienſt fällen, bevor nicht ſorgſame kritiſche Unterſuchungen ausgemittelt haben, wie viel von dem jetzt Vorhandnen des alten Neſtors Eigenthum iſt. Es läßt ſich nicht einmal mit Gewißheit beſtimmen, bis zu welchem Jahre ſeine Arbeit reiche. Ein unſterbliches Verdienſt um dieſen Vater der ruſſiſchen Geſchichte hat ſich Schlözer nach mehrern frühern Vorarbeiten in dem, leider nicht vollendeten, Werke erworben: Neſtor's ruſſiſche Annalen in ihrer ſlavoniſchen Grundſprache verglichen, von Schreibfehlern und Interpolationen möglichſt gereinigt, erklärt und überſetzt. Göttingen 1802-1809, 5 Bde. 8., womit als Auszug und Verbeſſerung zu verbinden iſt: Joſeph Müllers altruſſiſche Geſchichte nach Neſtor, mit Rückſicht auf Schlözers ruſſiſche Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden. Berlin 1812. 8. A—s.

Netſcher (Caspar), einer der vorzüglichſten Mahler ſeiner Zeit, deſſen Werke noch jetzt geſchätzt werden, wurde zu Heidelberg im Jahre 1639 geboren. Da er ſeinen Vater (Johann Netſcher), einen

Bildhauer, ſehr früh verlor, ſo ward er von Tullekens, einem Arzte zu Arnheim bei Utrecht, an Kindesſtatt angenommen. Sein Pflegevater beſtimmte ihn zur Arzneikunde, allein ſeine Neigung und ſein Talent waren für die Mahlerei. Den erſten Unterricht ſoll er von Roſter, einem Vögel- und Wildpretmahler, erhalten haben, und ſich ſpäter unter Gerard Terburgh und Gerard Douw, den er an Genie und Geſchmack bald weit übertraf, weiter ausgebildet haben. Um dieſe Bildung zu vollenden, unternahm er eine Reiſe nach Italien, blieb aber ſchon zu Bordeaux, wo er ſich verheirathete, und von da nach Holland zurückging. Hier ließ er ſich im Haag nieder. Die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie zu ernähren, beſtimmte ihn, Porträtmahlerei zu ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigung zu machen, ungeachtet er, wie ſchon allein ſeine Mort de Cleopatre beweiſen kann, Talent und Neigung genug hatte, ſich in höhern Gattungen auszuzeichnen und ſich über den Geſchmack der niederländiſchen Schule, zu welcher er gehört, zu erheben. Auch in dem, worin dieſe Schule eine eigenthümliche Stärke beſitzt, in der getreuen Nachahmung der Natur, beſonders der Stoffe, übertraf er die niederländiſchen Mahler. Der weiße Atlas in den Gewändern und Draperien ſeiner Gemählde hat eine täuſchende Wahrheit. Seine kleinen Cabinetsſtücke werden am meiſten geſchätzt. In der hiſtoriſchen Mahlerei wählte er ſeine Gegenſtände gewöhnlich aus der römiſchen Geſchichte. Seine Arbeiten finden ſich zerſtreut in den vorzüglichſten Cabinettern und Gallerien von Europa. Er ſtarb zu Haag im Jahre 1684 und hinterließ zwei Söhne, Conſtantin und Theodor, genannt der Franzoſe, welche beide ſich ebenfalls als verdienſtvolle Mahler gezeigt haben, jedoch hinter dem Ruhm ihres Vaters weit zurückgeblieben ſind.

Netz, jedes aus Fäden künſtlich zuſammengeſchlungne Gewebe. Mit Übergehung der bekannten, im Sprachgebrauch des gemeinen Lebens vorkommenden, Bedeutungen dieſes Worts bemerken wir nur folgende ſcientifiſche (wiſſenſchaftliche) und artiſtiſche. In der Anatomie nennt man den häutigen, von Gefäßen netzförmig durchkreuzten Theil in den Eingeweiden der Säugthiere das Netz oder die Netzhaut. Gemeiniglich erſtreckt es ſich vom Magen bis nach der Nabelgegend, und dient vermöge ſeines Fettes dazu, die nahe liegenden Eingeweide beſtändig ſchlüpfrig zu erhalten und ſie vor dem nachtheiligen Aneinanderreiben bei den Preſſungen und Bewegungen der untern Bauchmuskeln zu bewahren. — In der Meß- und Zeichenkunſt nennt man Netz die netz- oder gitterförmig, d. h. in gleichen Entfernungen unter rechten Winkeln kreuzweiſe gezogenen geraden Linien, welche das genaue Zeichnen und Entwerfen erleichtern. So nennt man auch Netz die auf den Landkarten ſich durchkreuzenden Kreiſe und Linien der mathematiſchen Geographie. In der Perſpective bedeutet Netz eine in kleine Fächer getheilte Figur, entweder wie ſie an ſich ſelbſt iſt, oder auch wie ſie von einem Spiegel, geſchliffenen Glaſe oder aus andern optiſchen Urſachen hingeworfen wird. Im erſtern Falle nennt man es craticulam Prototypi, im andern aber craticulam Ectypi. — In der Tuchweberei nennt man Netz die Verwickelung zerriſſener und durch Unachtſamkeit des Tuchmachers nicht wieder zuſammengeknüpfter Kettenfäden mit andern Fäden.

Neubeck (Valerius Wilhelm), wurde zu Arnſtadt im Schwarzburg-Sondershauſiſchen, wo ſein Vater Hofapotheker war, den

21ſten Januar 1765 geboren. Nachdem er die Schule ſeiner Vaterſtadt und die Ritterakademie zu Liegnitz in Schleſien beſucht hatte, ſtudirte er zu Göttingen und zu Jena, an welchem letztern Orte er im Jahre 1788 die mediciniſche Doctorwürde erhielt. Von Liegnitz, wo er nach Beendigung ſeiner akademiſchen Studien eine Zeit lang als ausübender Arzt gelebt hatte, wurde er als Kreisphyſikus nach Steinau in Niederſchleſien berufen. Das Werk, wodurch er ſich einen gewiſſen Ruf in der deutſchen Dichterwelt erworben hat, iſt das Lehrgedicht, die Geſundbrunnen, welches zuerſt zu Breslau 1795 erſchien. Der erſte Geſang dieſes Gedichts enthält die Entſtehung der Mineralquellen, der zweite die Beſchreibung der vorzüglichſten Quellen dieſer Art in Deutſchland, und der dritte und vierte Vorſchriften für die Brunnencur ſelbſt. Das Gedicht iſt in Hexametern, deren Bau den voſſiſchen nachgebildet iſt. Man hat in dieſem Werke alle die Eigenſchaften gefunden, wodurch das philoſophiſche Lehrgedicht ſeinen Gegenſtand intereſſant, lebendig und poetiſch machen kann. Außerdem ſind von ihm erſchienen vermiſchte Gedichte, die Zerſtörung der Erde nach dem Gerichte, und mehrere kleine, in Zeitſchriften zerſtreute, Aufſätze und Gedichte.

Neuberin (Friederike Caroline), hat ſich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch ihre Verbeſſerungen der deutſchen Schauſpielkunſt berühmt gemacht. Sie war die Tochter des Advocaten Weißenborn zu Zwickau, wo ſie um das Jahr 1700 geboren wurde. Ihre Neigung zum Theater und ihr Talent für das Tragiſche entwickelten ſich ſehr früh. Sie verheirathete ſich in der Folge mit einem gewiſſen Neuber, einem Schauſpieler von äußerſt mittelmäßigen Talenten, und errichtete eine eigne Schauſpielergeſellſchaft, der ſie einen, für die damaligen Zeiten in Deutſchland ungewöhnlichen, höhern Geiſt einzuflößen ſuchte. Der damals ſich zum Dictator der deutſchen Schöngeiſter aufwerfende Gottſched verfolgte mit ihr gemeinſchaftlich den Hanswurſt, der bis dahin noch ſein Weſen auf der deutſchen Bühne trieb, und Beide verbannten ihn feierlich und auf immer vom Theater (1737). Über tragiſche Declamation hat die Neuberin zuerſt in Deutſchland eigne Ideen aufgeſtellt und die Ausführung derſelben gezeigt. Mit ihrer Geſellſchaft ſpielte ſie abwechſelnd in den vorzüglichſten Städten von Deutſchland; allein der ſiebenjährige Krieg führte die Auflöſung dieſer Geſellſchaft herbei, und ſie ſelbſt ſtarb in den dürftigſten Umſtänden 1763 in dem Dorfe Laubegaſt bei Dresden, wo ihr auch ein Denkmal errichtet worden iſt. Sie hat ſelbſt für das Theater mehrere Vorſpiele und Prologe geſchrieben, wovon einige gedruckt worden ſind.

Neu-Dietendorf, oder **Neu-Gottern**, nahe bei Alt-Dietendorf, einem Pfarrdorfe von ungefähr 250 Einwohnern, im gothaiſchen Amt Wachſenburg, beſteht eigentlich nur aus einer einzigen langen Gaſſe und enthält 230 Einwohner, welche, wie die von Alt-Dietendorf, größtentheils Profeſſioniſten ſind und ſich durch die Güte ihrer Arbeiten in Metallen, Zeugen, Liqueurs u. dergl. ſehr berühmt gemacht haben. Von der herrnhuter Gemeinde, welche ſich hier ſchon im Jahre 1742 niederließ, und im Jahre 1764 die landesherrliche Conceſſion erhielt, hat Neu-Dietendorf auch den Namen **Gnadenthal** erhalten.

Neuſchatel. Das Fürſtenthum Neuſchatel, oder **Neuchatel**, im Deutſchen **Neuenburg** oder **Welſchneuburg**, enthält mit der dazu gehörigen Grafſchaft **Valengin** 16½ Quadratmeilen

mit 46,430 Einwohnern, und wird von Frankreich und der Schweiz begränzt. Dieſes Land gehörte ehemals der alten franzöſiſchen Familie Longueville. Als dieſe im Jahr 1694 ausſtarb, wurde der König von Preußen, als Erbe des Hauſes Oranien, deſſen alte Rechte auf das Fürſtenthum anerkannt waren, von den Ständen deſſelben zur Herrſchaft berufen, und die darauf erfolgte Beſitzergreifung in dem utrechter Frieden beſtätigt. Im Jahre 1806 trat Preußen dieſes Fürſtenthum an Frankreich ab, deſſen Kaiſer den Marſchall Berthier, nunmehrigen Fürſten von Neufchatel⸗Wagram, damit belehnte. Im pariſer Frieden von 1814 wurde es jedoch wieder an Preußen zurückgegeben. Mehrere Ketten des Juragebirges durchziehen das Land; der neuenburger See, welcher 6 Meilen lang, 1½ Meile breit, 300 Fuß tief und ſehr fiſchreich iſt, verbindet es durch mehrere andre kleine Seen und Flüſſe mit dem Rhein. Je ärmer das Land an Naturproducten iſt, unter welchen vorzüglich Rindvieh, Wein, Hanf und Flachs bemerkt werden müſſen, deſto mehr zeichnet es ſich durch ſeine Fabrikarbeiten aus. Mit Spitzen, Borten, Meſſern, mechaniſchen Inſtrumenten, Zitz und andern Baumwollſtoffen, vorzüglich aber mit Uhren, wird hier ein außerordentlich einträglicher Handel getrieben. Die von uralten Zeiten an hier beſtehende Freiheit und Milde der Verfaſſung zieht eine Menge von Fremden und Arbeitern hieher. Man zählt in dieſem kleinen Lande über 4000 Uhrmacher, deren Arbeiten durch ganz Europa verbreitet werden. — Die Religion iſt die reformirte, und die Landesſprache franzöſiſch. Die Hauptſtadt des Landes, Neufchatel, liegt am Fuß des Jura, da, wo der kleine Fluß Seyon ſich in den neuenburger See ergießt, in einer ſehr ſchönen Gegend. Die Stadt ſelbſt iſt nicht übel gebaut und zählt 547 Häuſer mit 3486 Einwohnern. Sie iſt der Hauptſitz des Handels im Fürſtenthum. Die Vorzüglichkeit der hieſigen Erziehungsanſtalten iſt vornehmlich den reichen Dotationen eines Legats von zwei Millionen Gulden beizumeſſen, welches ihnen ein geborner Neufchateler, der ſpäter in Liſſabon etablirte Kaufmann Pury, gemacht hat. Zu der königlich preußiſchen Garde in Berlin gehört gegenwärtig (1815) ein Bataillon Neufchateler.

Neu⸗Foundland, eine große Inſel von 2090 Quadratmeilen und 26,000 Einwohnern, welche von Nord⸗Amerika durch die Straße Belleisle getrennt wird. Schon im Jahr 1497 wurde ſie von Johann und Sebaſtian Cabotto entdeckt, und iſt alſo eine der erſten engliſchen Entdeckungen. Da im Laufe des 16ten und 17ten Jahrhunderts ſich auch die Franzoſen hier feſtſetzten, welche ihr den Namen Terre⸗neuve gaben, ſo verurſachte dieſes unaufhörliche Streitigkeiten, welche im Jahre 1713 durch den utrechter Frieden beendigt zu werden ſchienen, indem durch dieſen Frieden die ganze Inſel an England abgetreten wurde. Da indeſſen die Franzoſen ſich zugleich das Recht vorbehalten hatten, an den Küſten der Inſel von Bonaviſta bis Cap Riche an dem ſo äußerſt einträglichen Fiſchfang, von welchem wir ſogleich reden werden, Antheil nehmen, und zu dieſem Zwecke an jenen Küſten auch Gebäude und Hütten anlegen zu dürfen, ſo dauerten die Streitigkeiten zwiſchen England und Frankreich über die Ausführung dieſes Punktes immer fort. Durch den pariſer Frieden von 1783, welcher auch den Nordamerikanern Antheil an dieſer Fiſcherei gab, erlangten die Franzoſen einige vortheilhafte Bedingungen in Anſehung dieſes berühmten Fiſchfangs

von Terre-neuve, der indeſſen ſeit dem Revolutionskriege ganz in die Hände der Engländer gekommen iſt. Ungeachtet alle Küſten dieſer Inſel den reichlichſten Fiſchfang darbieten, ſo iſt doch in dieſer Hinſicht am ergiebigſten die ſogenannte große Fiſchbank, welche in einiger Entfernung von Cap Race, als der ſüdlichſten Landſpitze, liegt, und faſt beſtändig von dichten und kalten Nebeln bedeckt iſt. Ungeachtet hier eine ungeheure Menge von Fiſchen aller Art gefangen werden, ſo geht man doch hauptſächlich auf den Fang der Stockfiſche aus, welche durch jene Fiſche, die ihnen zur Nahrung dienen, hieher gezogen werden. Die vorzüglichſten Geſchäfte in dieſer Gattung werden von dem Anfang des Februars bis in den Julius in den mittäglichen Gegenden der großen Bank gemacht. Der eingeſalzene und ungetrocknet nach Europa verführte Stockfiſch heißt Kablejau. Von der Wichtigkeit dieſes Handelszweigs kann man ſich daraus einen Begriff machen, daß zu der Zeit, als England und Frankreich ſich noch in dieſe Fiſcherei theilten, England allein jährlich über 600,000 Centner Stockfiſche verführte, deren Werth auf 3 bis 4 Millionen Thaler angeſchlagen wird, während ſelbſt die Franzoſen in der Periode, wo ſie in der Theilnahme an jener Fiſcherei ſehr eingeſchränkt waren, gegen 3 Millionen Livres jährlich mit dieſem Handel gewannen. Schon damals beſchäftigte dieſer Zweig des Handels in England allein über 20,000 Menſchen. — Nur der nördliche und weſtliche Theil der Inſel zeigt einen heitern Himmel. Der Winter iſt äußerſt rauh und ſtrenge, der Sommer kurz und unerträglich heiß. St. Jean und Plaiſance oder Placentia ſind die beiden Hauptorte der Inſel. Der Hafen von St. Jean faßt an 200 Schiffe, und hier wird die ſtärkſte Fiſcherei getrieben. Das Land iſt unfruchtbar, voller Berge, Sümpfe und Moräſte.

Neugriechiſche Sprache iſt diejenige verfälſchte griechiſche Sprache, deren die Bewohner des heutigen Griechenlands, in ſo fern ſie von den alten Griechen abſtammen (denn es gibt hier auch Türken, Albaneſer u. dgl.), ſich bedienen. Die erſte Veranlaſſung zur Verfälſchung der alten griechiſchen Sprache lag darin, daß Byzanz unter dem Namen Conſtantinopel die zweite Hauptſtadt des römiſchen Reichs und die Reſidenz eines urſprünglich lateiniſchen Hofes wurde *). Die Kreuzzüge trugen noch mehr dazu bei, das reine Griechiſche durch Einführung ausländiſcher Wörter, Redensarten und Wendungen zu verfälſchen. Die Concilien, welche der Patriarch von Conſtantinopel in dieſer Stadt hielt und bei welchen ſich auch die in dem aſiatiſchen Theil ſeiner Diöceſe befindlichen Biſchöfe einfinden mußten, wirkten ebenfalls zum Verderben der Sprache, indem ſie ſogar orientaliſche Barbarismen in dieſelbe brachten. So wurde die griechiſche Sprache im gemeinen Leben ſchon vor der Eroberung von Conſtantinopel durch die Türken (1453) und die dadurch erfolgte gänzliche Vernichtung des griechiſchen Kaiſerthums verderbt, und bloß aus dem Munde der Weiber, welche im ganzen Alterthum bei ihrer Abſonderung die urſprüngliche Ächtheit der Sprache am getreueſten bewahrten, und in den höhern Ständen

*) Daher erklären die griechiſchen Grammatiker des Mittelalters das Wort Barbarismus gewöhnlich durch: Graeco-Latinum. Wie konnte dieſes auch anders ſeyn, da die Griechen ſich von jener Zeit an Ρωμαῖοι und ihre Sprache ῥωμαϊκή nannten?

zu Conſtantinopel hörte man noch einen reinen griechiſchen Dialect, deſſen ſich nach der Verſicherung des Philelphus, der kurze Zeit vor Eroberung von Conſtantinopel daſelbſt lebte, kein Athener aus der blühenden Zeit wird zu ſchämen gehabt haben. Außerdem erhielt ſich das echte Griechiſche noch immer als Bücherſprache durch die Sorgfalt der Grammatiker in großer Reinheit. Die Unterjochung Griechenlands durch die Türken vollendete das Verderbniß der griechiſchen Sprache, welche in dieſer verdorbnen Geſtalt auch ſogar Bücherſprache zu werden anfing. Da es indeſſen noch immer gelehrte Griechen gibt, die ſich im alten reinen Dialect zu ſchreiben bemühen, und da die Sprache der Liturgie der griechiſchen Kirche nicht ganz und gar durch das allgemeine Verderbniß der griechiſchen Sprache gelitten hat, ſo gibt es jetzt dreierlei Arten von Griechiſch: 1. das gewöhnliche Neugriechiſche, wie es jetzt von den Griechen geſprochen und in vielen ihrer Bücher geſchrieben wird; 2) die Kirchenſprache (lingua ecclesiastica), deren ſich die Prieſter und zuweilen auch die Gelehrten in ihren Schriften bedienen; 3) das echte alte reine Griechiſche, deſſen viel neugriechiſche Gelehrte noch jetzt ſehr kundig ſind. Die Reiſenden, welche in neuern Zeiten Griechenland beſucht haben, richteten ihre Aufmerkſamkeit mehr auf die Reſte der Denkmäler als auf jene ſelbſt in ihrer Verdorbenheit noch immer intereſſante Sprache. Erſt ſeit einigen Jahren hat ſich ein lebhafteres Intereſſe dafür gezeigt. Mehrere Engländer, die durch das Continentalſyſtem vom übrigen Theile Europas ausgeſchloſſen waren, richteten ihre Wanderungen nach Griechenland und wendeten hier ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich auch auf die neugriechiſche Sprache. So iſt z. B. eins der vorzüglichſten Werke entſtanden, das wir über dieſen Gegenſtand beſitzen, in den Researches in Greece by William Martin Leake. London 1814. 4. Während die neugriechiſche Sprache reiſende Engländer beſchäftigte, arbeiteten einige gelehrte Neu-Griechen, vorzüglich von Wien aus, für dieſe Sprache, ihre Reinigung, ihre Ausbildung in Griechenland ſelbſt größeres Intereſſe zu erregen. Herr Korai hat ſich unter dieſen Neu-Griechen am meiſten ausgezeichnet. Es hat ſich ein großer Bund unter dem Namen: „Geſellſchaft der Muſenfreunde" gebildet, der ſchon zwei Lyceen, eins zu Athen, das andre zu Melias in Theſſalien, errichtet hat. Wer jährlich 3 Conventionsthaler zahlt, wird Mitglied und erhält einen kupfernen Ring mit einer Inſchriften; wer mehr zahlt, kommt in die Claſſe der Wohlthäter und erhält einen goldnen Ring. Diejenigen, welche beitreten wollen, ſenden ihre Namen mit den Geldbeiträgen an den Herrn Archimandriten Anthimos Gazi zu Wien, erſten Vorſteher des theſſaliſchen Lyceums. Bis jetzt hat ſich dieſe Geſellſchaft mit ihren Lyceen bloß durch die Großmuth reicher Britten erhalten. Es würde höchſt undankbar ſeyn, wenn das übrige Europa nichts für eine Nation und Sprache thun wollte, der ſie die erſten Anfänge ihrer eignen Cultur zu verdanken hat.

Neuhof, (Theodor, Baron von) König von Corſica. Er ſtammte aus einer adeligen Familie in Weſtphalen her. Sein Vater, Leopold von Neuhof, war Hauptmann der biſchöflich-münſterſchen Garde, mit der Tochter eines Bürgers vermählt, und ſtarb im J. 1695. Theodor von Neuhof lag anfangs im Jeſuitercollegio zu Münſter, und demnächſt zu Cöln am Rhein den Studien ob. An letzterm Orte fiel durch ihn im Zweikampfe ein junger Mann von einem bedeutenden Hauſe. Er flüchtete, und nahm

ſeinen Weg über Leiden und Utrecht nach dem Haag. Hier wendete er ſich an den ſpaniſchen Geſandten, durch deſſen Fürwort er vom König in einem Regiment, das zur Beſiegung der Mohren in Afrika beſtimmt war, eine Lieutenantsſtelle erhielt, und worin er bald durch ſein Wohlverhalten zum Hauptmann befördert wurde. Sein Unſtern wollte aber, daß er bei einem Ausfall aus der Feſtung in Oran in die Hände der feindlichen Mohren gerieth, von denen er dem Dey nach Algier ausgeliefert wurde, wo er achtzehn Jahre als Dolmetſcher Dienſte geleiſtet, und überdieß zu den wichtigſten und geheimſten Angelegenheiten gebraucht worden ſeyn ſoll. Die Inſel (oder wenn man will, das Königreich) Corſica war der Republik Genua unterwürfig, von der ſie ſo hart bedrückt wurde, daß ſie im J. 1726 ihre Ketten zu zerbrechen beſchloß. Ihr Vorhaben ſcheiterte; als aber nach drei Jahren die Corſen mit neuen Auflagen belaſtet wurden, weigerten ſie ſich, verlangten, daß die Republik Genua ihnen verſtatten ſolle, ſelbſt für ihre Salzbedürfniſſe zu ſorgen, und ſie der Verpflichtung entlaſſe, das theure genueſiſche Salz zu kaufen. Der Gouverneur Pinello ſchlug ihnen ihr billiges Verlangen ab, und wollte ſie mit Gewalt zur Erlegung der Abgaben zwingen. Sie griffen, von andern Mächten heimlich unterſtützt, zu den Waffen, die Ruhe wurde durch kaiſerliche Hülfstruppen hergeſtellt, und den Corſen manches bewilligt, was ihnen bisher hartnäckig verweigert worden war. Sie glaubten indeſſen, daß eine eigene Regierung ſie beſſer ſchützen und ihre Selbſtſtändigkeit ſicherer begründen werde, als jede fremde Unterſtützung und Hülfe, entwarfen im J. 1735 einen Plan zu einer neuen, gänzlich von Genua getrennten Regierungsform, und ſprachen die Dey's von Tunis und Algier um Hülfe an, die ihnen dann auch, unter des Barons von Neuhof Oberbefehl, zwei Regimenter und alle Kriegsbedürfniſſe, die ihnen mangelten, zukommen ließen. Neuhof wurde von den Corſicanern mit Dank und Freude empfangen, und im J. 1736 von ihnen zum Herrn und König ihrer Inſel erklärt. König Neuhof wurde mit einer Krone von Lorbern gekrönt, ließ als Beweiſe ſeiner königlichen Macht und Gewalt Münzen von Kupfer und Silber ſchlagen, und ſtiftete einen Ritterorden unter dem Namen des Ordens der Erlöſung. Bald nachher, im November 1736, verließ er, um auswärtige Hülfe zu ſuchen, Corſica, kam auch ſchon im folgenden Jahre, und zwar mit vielem Kriegsgeräthe zurück, das er in Holland von einigen dortigen Handelshäuſern, denen er zu einem vortheilhaften Baumöhlhandel mit Corſica Hoffnung gemacht hatte, zu erhalten ſo glücklich geweſen war. Im J. 1738 kamen franzöſiſche Hülfstruppen auf Corſica an, unter deren Mitwirkung die Ruhe hergeſtellt wurde. Als aber dieſe im J. 1741 abzogen, entſtanden daſelbſt, in des Königs Abweſenheit, der ſich bald in Holland, bald zu Florenz, bald in Venedig ſehen ließ, neue Unruhen, die ſein Bruderſohn, den er zu einem Prinzen von Geblüte hatte erklären laſſen, eben ſo wenig, als ſein Vetter, der Baron von Droſt, der auf einer neapolitaniſchen Felouque auf der Inſel ankam, und zum Oberbefehlshaber ſämmtlicher Truppen ernannt wurde, zu dämpfen im Stande war. Baron Neuhof, oder vielmehr König Theodor, kam im J. 1743 aus England an, beförderte und unterhielt die Beſtrebungen der Corſicaner, der genueſiſchen Partei zu widerſtehen, ſah ſich aber bald, das Königreich zu verlaſſen, genöthigt, und fand in einem Gefäng-

niſſe in London, das ihm ſeine unbefriedigten Gläubiger zum Aufenthalt angewieſen hatten, ſeinen Tod. (Wer eine nähere Nachricht vom König Neuhof zu erhalten wünſcht, findet ſie in nachfolgendem Buch: Das alte und neue Corſica, nebſt Lebensbeſchreibung des Königs Theodor und einer Landkarte. Nürnberg 1736. 4).

Neu = Holland (ſ. Auſtralien), ſo von ſeinen zweiten Entdeckern, den Holländern genannt (1615), iſt das große Continent Auſtraliens und wird im Norden durch die Endeavour = Straße von Neu = Guinea und im Süden durch die Baſſesſtraße von van Diemens = Land getrennt, mit welchem es ungefähr 162,000 Quadratmeilen enthält, von welchen 1249 auf van Diemens = Land kommen. Kaum kennt man einigermaßen die Küſten dieſes ungeheuren Landes, welches nur wenig größer als Europa iſt. Ein Theil der Oſtküſte führt den Namen Neu = Südwales oder Cumberlandsſhire. Das Innere deſſelben iſt noch völlig unbekannt und bietet unerſteigliche Gebirge dar. Das Clima iſt im Ganzen mild, allein die Hitze in einigen Landſtrichen beinahe unerträglich. Die Einwohner, die man nur in geringer Anzahl bemerkt hat, ſcheinen zu der Negergattung zu gehören; ſie ſind wollhaarig, ſchwarz oder ſchwarzbraun. Bis jetzt hat England den größten Theil des Landes ſich zugeſprochen (ſeit 1788). Seine Hauptniederlaſſung iſt die Stadt Sidney. An Producten findet man hier: Kriechbohnen, Cocospflanzen, Portulak, Yamswurzeln, Äpfel, Peterſilie, Sauerkirſchen, Feigen, Pflaumen, Palmen, Muskatnüſſe, wilde Platanen, Ipecacuanha, Jalappe, Fiſche u. ſ. w. Von dem beſonders merkwürdigen Känguru iſt ſchon in dem Artikel Auſtralien geredet worden. — Vielleicht werden noch Jahrtauſende vergehen, ehe in den Ländern dieſes fünften Welttheils ſich eine Cultur zeigt, wie ſie ſich in verſchiednen Perioden in andern Welttheilen entwickelt hat.

Neujahrsgeſchenke. Noch jetzt kann man im Orient niemanden und am wenigſten einer höhern Perſon einen Beſuch abſtatten, ohne ein Geſchenk mitzubringen. Wie ſollte dieſes alſo nicht insbeſondre ſchon früh am erſten Tage des Jahres der Fall geweſen ſeyn. In Rom gehörte es zu den Vorrechten der Patricier, daß jeder Client dem Patricier, welchen er als Patron angenommen hatte, am Neujahrstage ein kleines Neujahrsgeſchenk bringen mußte. Die römiſchen Kaiſer verlangten einen Tribut dieſer Art von allen Bürgern und Einwohnern Roms. Caligula trat ſogar in eigner Perſon vor die Thür ſeines Palaſtes, um die Neujahrsgeſchenke einzuſammeln. Auch die älteſten Deutſchen kannten die Sitte der Neujahrsgeſchenke, welche ſich beſonders in Franken und Bayern am längſten erhalten hat. Doch wurden die Neujahrsgeſchenke nach Einführung des Chriſtenthums überall durch die Weihnachtsgeſchenke vermindert, welche daſſelbe mit ſich brachten. In neuern Zeiten finden ſie meiſt nur gegen Geiſtliche (von ihren Beicht = und Pfarrkindern) und Ärzte (von ihren Apothekern) Statt. Daß die Gewohnheit den geringern öffentlichen Dienern und andern Untergebnen zu verſtatten, Neujahrsgeſchenke als ein Accidenz ihrer Beſoldung einzuſammeln, höchſt verwerflich ſey, iſt ſchon längſt anerkannt worden.

Neujahrswünſche. Der Urſprung unſrer bis in die neuſten Zeiten fortgeſetzten und zuletzt durch bloße Viſitenkarten erleichterten Neujahrswünſche iſt bei den Römern zu ſuchen. Die öffentlichen Magiſtratsperſonen nahmen ſchon in den älteſten Zeiten am erſten

Tage des Jahres eine feierliche Aufwartung an, die nicht, wie diejenigen, welche ſich die Patricier von ihren Clienten an demſelben Tage machen ließen, mit Geſchenken begleitet, ſondern auf eine bloße Ceremonie und Glückwünſchung eingeſchränkt war. Dieſer Gebrauch ging aus dem Heidenthum in das Chriſtenthum über, und da er nicht bloß wie anfänglich in den Gränzen einer Ehrfurchtsbezeugung gegen Staatsbeamte ſtehen geblieben war, ſo wurde er eine wahre Laſt und in Deutſchland beſonders höchſt pedantiſch betrieben. Die gedruckten Neujahrswünſche, welche ſchon vor dreißig Jahren ſehr ſtark Mode waren, ſcheinen nach und nach wieder abzunehmen und ein Vergnügen der niedern Claſſen geworden zu ſeyn.

Neuplatoniker. In ſo fern das Weſen dieſer philoſophiſchen Secte ohne genaue Kenntniß der platoniſchen Philoſophie, auf welchen Artikel wir verweiſen, darſtellbar iſt, bemerken wir Folgendes. Die Philoſophie des Plato (geb. zu Athen 427 vor Chriſto), welche nach ihm in der Erkenntniß des Allgemeinen, Nothwendigen und Unbedingten, und des Zuſammenhangs und des Weſens aller Dinge beſtand, enthielt ſowohl in den meiſten ihrer Sätze, als in der Form, in welcher ſie zuletzt von ihrem Stifter vorgetragen worden war, den Keim zum Myſticismus und zur Schwärmerei, und aus Mangel an ſtrenger ſyſtematiſcher Form, Begünſtigung des Synkretismus. Die Secte der Platoniker war unter allen, die aus der ſokratiſchen Schule ſtammten, die zahlreichſte. Allein ihr Eifer erſchlaffte, während andere neben ihnen, vorzüglich die Skeptiker, ein größeres Intereſſe zu erregen anfingen. Im dritten Jahrundert nach Chriſto erhob ſich aber unter den Platonikern eine eigne Secte, die mit dem Namen der Neuplatoniker, auch der alexandriniſchen Neuplatoniker (weil ſie anfangs vorzüglich zu Alexandria zu Hauſe war) bezeichnet wird. Dieſer Schwung, den die platoniſche Philoſophie in einer veränderten Geſtalt jetzt auf einmal nahm, iſt im Genie der erſten Neuplatoniker, des Ammonius Saccas und Plotinus, in dem Mangel an Befriedigung, die man im Skepticismus geſucht hatte, in dem Hinneigen des durch Luxus entarteten Zeitgeiſtes zur Myſtik und orientaliſchen Schwärmerei, und in dem Beſtreben, dem immer mehr ſiegreichen Chriſtenthum durch eine philoſophiſche Begründung des Heidenthums einen Damm entgegenzuſetzen zu ſuchen. Die Neuplatoniker ſtrebten nach dem Höchſten, nach Erkenntniß des Abſoluten und inniger Vereinigung mit demſelben, um dadurch die Beſtimmung des Menſchen, vollkommen gewiſſe Erkenntniß des Alls, Heiligkeit und Seligkeit zu erreichen, wozu nur Anſchauung des Abſoluten (θεωρία) führen ſollten. Ammonius Saccas aus Alexandrien, ein Mann von außerordentlichem Genie, der durch Laſttragen ſeinen Unterhalt verdienen mußte, erfüllte ſeine Schüler, unter denen Longin, der berühmte Kritiker, Plotin, Origenes und Herminius die vorzüglichſten waren, mit demſelben dichteriſch-philoſophiſchen Enthuſiasmus, von dem er ſelbſt durchdrungen war. Plotin, geboren zu Lykopolis in Ägypten 205 nach Chriſto, hat hauptſächlich die Theorie der neuplatoniſchen Philoſophie durch ſeine Schriften begründet. Er ging von dem Gedanken aus, daß Philoſophie nur dann möglich ſey, wenn das Erkennen und das Erkannte, Subjectives und Objectives, identiſch ſind, die Vernunft die Dinge an ſich unmittelbar aus ſich durch intellectuelle Anſchauung erkennt. Die Philoſophie ſoll nach ihm das Eine, was Grund und Weſen aller Dinge iſt, mit welchem ſie ſelbſt zum

Theil identiſch iſt, aus ſich ſelbſt, nicht durch Denken und Reflexion, ſondern auf eine vollkommene Weiſe, durch Anſchauung, die dem Denken vorangeht, erkennen. Wie alle Philoſophien den Fehler haben, daß ihre erſten Sätze unerweisbar ſind (eine Philoſophie ohne dieſen Fehler würde mathematiſche Gewißheit haben und alle übrigen verdrängen), ſo hat man auch gefunden, daß die Philoſophie Plotins auf zwei unerweislichen Vorausſetzungen beruhe, daß nämlich das Abſolute, überſinnliche der erkennbare Grund der Welt, und daß es durch intellectuelle Anſchauung, die noch vor dem Denken hergeht, erkennbar ſey. Unter den Schülern Plotins zeichnete ſich Porphyrius, (Malchus) und Amelius aus. Jamblichus, ein Schüler des Porphyrius hatte eine große Anzahl von Schülern, unter welchen Euſtathius, Adaſius und der Kaiſer Julian die vornehmſten waren. In der Folge wurde Athen der Hauptſitz der Neuplatoniker, da es anfangs Alexandria geweſen war. Unter den ſpätern Neuplatonikern zeichnete ſich Proklus (412—485) am meiſten aus. — Zwei Dinge ſind es hauptſächlich, wodurch die Neuplatoniker im Allgemeinen beſonders intereſſant werden. Einmal jene dichteriſch-philoſophiſche Erhabenheit des Gemüths, die dann am meiſten anſpricht und in der Philoſophie auch nur dann erlaubt iſt, wann man alle übrigen dogmatiſchen Syſteme und zuletzt auch den Skepticismus durchwandert hat, ohne die geſuchte Befriedigung gefunden zu haben. Das zweite, was die Neuplatoniker auch dem Hiſtoriker intereſſant macht, iſt die Übereinſtimmung, die ſie ihrer Philoſophie mit der Urphiloſophie der Menſchheit, der älteſten Symbolik des Orients, den heidniſchen Gebrauchen aller Art (denen urſprünglich eine tiefe Philoſophie der Religion zum Grunde liegen ſollte), und mit den älteſten philoſophiſchen Schulen zu geben ſuchten. Eben dieſes ihres Strebens wegen hat man bisher viele der von ihnen zur Unterſtützung dieſer Übereinſtimmung beigebrachten hiſtoriſchen Notizen verworfen, und behauptet, daß ſie in ihrem ſpätern Zeitalter nicht mehr Zeugen für Thatſachen abgeben könnten, die ſich zum Theil in das Dunkel der Geſchichte verlieren. Allein viele dieſer antiquariſchen und mythologiſchen Notizen, welche wir zuerſt und allein bei den Neuplatonikern finden, tragen zu ſehr das individuelle Gepräge der Wahrheit, als daß wir es von ihnen als erdichtet anſehen könnten, und ſie dürften daher von ihnen leicht aus frühern echten Quellen geſchöpft ſeyn, welche für uns verloren gegangen ſind. Der Überdruß an der während des Mittelalters herrſchend geweſenen ſcholaſtiſchen Verſtandesphiloſophie und dialectiſchen Subtilität, und die Sehnſucht nach einer, das ganze Weſen des Menſchen befriedigenden Philoſophie veranlaßten am Ende des funfzehnten Jahrhunderts das Wiedererwachen der platoniſchen Philoſophie in der Umbildung, die ſie durch die Neuplatoniker erhalten hatte. Der größte Geiſt in dieſer neuen, von den Mediceern zu Florenz begünſtigten italiſch-platoniſchen Philoſophie war Marſilius Ficinus.

Neu-Schottland, iſt der Name einer den Engländern unterwürfigen Provinz in Nordamerika, welche die Franzoſen Acadie nannten und die Engländer Neu-Schottland nennen. Dieſes Land gränzt gegen Weſten an die vereinigten Staaten von Nordamerika, gegen Norden an den Lorenzo-Strom, gegen Süden und Oſten an den Ocean, welcher hier eine anſehnliche Halbinſel mit mehreren Meerbuſen bildet, in denen die Fluth an 50 Fuß hoch ſteigt. Es enthält auf einem Flächeninhalt von 1959 Quadratmeilen über

500,000 Einwohner. Das Clima iſt im Ganzen ſehr gemäßigt und das Land mit den erſten Bedürfniſſen des Lebens von der Natur reichlich verſehen, ungeachtet vier Fünftheile mit Fichtenwäldern bedeckt ſind, welche indeſſen vortreffliches Schiff- und Bauholz liefern. Die vorzüglich guten Häfen der Küſten erleichtern die Ausfuhr der Landesproducte. Die erſte Entdeckung dieſes Landes wurde von Sebaſtian Cabot im J. 1497 gemacht, einem Venetianer, der in Dienſten Königs Heinrich VII. von England ſtand. Da die Engländer indeſſen die Cultur des Landes vernachläſſigten, ſo ließen ſich auch Franzoſen daſelbſt nieder, welche jedoch im J. 1613 von den Engländern vertrieben wurden. Sieben Jahre lang blieb das Land jetzt ohne alle europäiſche Niederlaſſung. König Jacob I. ſchenkte hierauf das Land (1621) dem ſchottiſchen Ritter Sir William Alexander Menſtry, nachherigem Grafen von Stirling und Staatsſecretär von Schottland, von dem es Neu-Schottland genannt wurde, weil Schotten es anbauen und bevölkern ſollten. Allein dieſe Culturverſuche blieben unausgeführt. Nachdem Frankreich vermittelſt eines zwiſchen Carl I., Könige von England, und Ludwig XIII., Könige von Frankreich, geſchloſſenen Tractats im J. 1632 im Beſitz von Neu-Schottland gekommen war, erhielt es ſich darin bis zum J. 1654, wo die Franzoſen durch Cromwell wieder daraus vertrieben wurden. Indeſſen wurde das Land durch den Tractat von Breda 1667 von Carl II. abermals an Frankreich abgetreten. Im J. 1690 eroberten während des Kriegs zwiſchen Frankreich und England die Einwohner von Neu-England die Provinz Neu-Schottland für England. Die völlige Abtretung von Seiten Frankreichs erfolgte im utrechter Frieden (1713), jedoch ohne genaue Angabe der Gränzen. Dieſes verurſachte in der Folge unaufhörliche Streitigkeiten zwiſchen beiden Mächten, welche endlich ſogar den Ausbruch des Kriegs von 1755 veranlaßten; ein Krieg, der von einigen Hiſtorikern als die Haupturſache des in folgendem Jahre ausgebrochnen ſiebenjährigen Kriegs angeſehen wird. Dieſer Krieg wurde von Seiten Frankreichs ſo unglücklich geführt, daß es im Frieden von Fontainebleau 1763 Acadien ganz nach den von England beſtimmten Gränzen abtreten mußte. Da die Provinz an dem nordamerikaniſchen Freiheitskriege keinen Antheil nahm, ſo hob ſich während deſſelben ihr Handel, beſonders in der Ausfuhr, außerordentlich. Halifax, die Hauptſtadt, mit mehr als 10,000 Einwohnern, iſt für die Engländer beſonders wegen des Hafens wichtig, des einzigen in Nordamerika (außer Rhodeisland), wo Kriegsſchiffe überwintern und ausgebeſſert werden können. — Es gibt auch noch ein Neu-Schottland, welches ein Flecken bei Danzig oder eine Vorſtadt dieſer Feſtung iſt, und in den Belagerungsgeſchichten derſelben oft erwähnt wird.

Neu-Strelitz, die Haupt- und Reſidenzſtadt der Herzoge von Meklenburg-Strelitz, wurde im J. 1733 vom Herzog Adolph Friedrich erbaut. Sie liegt ungefähr eine Stunde von Strelitz oder Alt-Strelitz, iſt ſehr regelmäßig gebaut, und zählt 296 Häuſer mit 3770 Einwohnern.

Neutraliſiren, Neutraliſirung, ein Kunſtausdruck der Chemie. Wenn wir eine gegebne Quantität Schwefelſäure mit Waſſer vermiſcht nehmen und davon nach und nach einzelne Doſen mit einer Auflöſung von Sode vermiſchen, ſo werden wir bei der nach jedesmaliger Beimiſchung anzuſtellenden Unterſuchung finden, daß die Soda die Eigenſchaften einer dem Geſchmack bemerkbaren

Säure annimmt, welche Vegetabilien blau färbt. Dieſe Eigenſchaften nehmen nach jener neuen Beimiſchung der alkaliſchen Auflöſung ab und verſchwinden zuletzt ganz. Setzen wir dieſe Beimiſchung zu der Soda fort, ſo nimmt die Miſchung allmählig alkaliſche Eigenſchaften an, verwandelt blaue Vegetabilien in grüne und bekommt einen urinartigen Geſchmack. Dieſe Eigenſchaften zeigen ſich immer ſtärker, je größer die Quantität von Soda iſt, mit welcher die Miſchung geſchieht. Aus dieſem ganzen Prozeß geht hervor, daß wenn Schwefelſäure und Soda mit einander gemiſcht werden, die Eigenſchaften der einen Subſtanz die der andern nach dem Verhältniſſe ihrer Quantität überwiegen, und daß wenn dieſe Verhältniſſe völlig gleich ſind, beide Subſtanzen ihre eigenthümlichen Eigenſchaften wechſelſeitig zerſtören oder die Sichtbarwerdung derſelben verhindern. Wenn nun Subſtanzen auf dieſe Weiſe ihre eigenthümlichen Eigenſchaften wechſelſeitig aufheben oder verbergen, ſo ſagt man, daß ſie ſich neutraliſiren (von neutrum, keins von beiden). Dieſes findet bei ſehr vielen Körpern Statt, doch zeigt es ſich am ſtärkſten und wurde zuerſt beobachtet an Erden, Säuren und Alkalien. Man vergleiche zum Beiſpiel den Artikel: Neutralſalz. Man hat das Wort neutraliſiren zuweilen auch in politiſcher Bedeutung genommen, in welcher es mit Neutralität zuſammenhängt und ſo viel bedeutet, als jemanden neutral machen. So ſagt man, eine gewiſſe Macht wolle eine andere in gewiſſen Streitigkeiten oder Kriegen neutraliſiren, oder in den Zuſtand der Parteiloſigkeit verſetzen.

Neutralität nennt man im Allgemeinen denjenigen Zuſtand, nicht ſowohl des Gemüths als der äußern Verhältniſſe, in welchem die Verlautbarung des Urtheils über einen gewiſſen Gegenſtand, ſie mag nun durch Thaten oder Worte geſchehen, zurückgehalten wird. Man kann die ſtrengſte Neutralität beobachten, und doch von der Unparteilichkeit weit entfernt ſeyn; man kann aber auch vollkommen unparteiiſch und doch nicht neutral ſeyn. Der Unparteiiſche kann es ſeinen Umſtänden, oder gar der Pflicht gemäß finden, ſich für eine offenbar gerechte Sache zu erklären; der Neutrale hingegen ſetzt ſich vor, ſelbſt zwiſchen dem Gerechten und dem Ungerechten äußerlich nicht zu entſcheiden. Im völkerrechtlichen Sinne verſteht man darunter den Zuſtand eines Volkes, welches an dem Kriege zweier benachbarten Völker weder mittelbar noch unmittelbar thätigen Antheil nimmt, ſondern während des Krieges jener, über deſſen Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit es äußerlich nicht entſcheidet, ſeinen eignen Friedenszuſtand behauptet. Um dieſen zu behaupten, muß ein ſolches Volk oft gegen die benachbarten kriegführenden Völker eine drohende Stellung annehmen, um alle möglichen Angriffe des einen und andern im Nothfalle mit Gewalt abzuhalten; eine ſolche Neutralität heißt dann eine bewaffnete. Aus dem neutralen Zuſtand eines Volkes gegen zwei kriegführende entſpringen gewiſſe gegenſeitige Rechte und Pflichten. Das hauptſächlichſte derſelben beſteht in Folgendem. Ein neutrales Volk darf einem jeden der kriegführenden alles dasjenige leiſten, was es ihn nicht nothwendiger Weiſe in der Abſicht leiſtet, um ſeine Kräfte gegen ſeinen Feind zu verſtärken, folglich keine Lieferung von Truppen, Waffen, Munition u. ſ. w., oder darf wenigſtens dem einen nicht abſchlagen, was es dem andern bewilligt, z. B. Durchzüge, Lebensmittel u. ſ. w. Mit jedem der kriegführenden Völker darf das neu-

trale alle Völkerverträge, ſelbſt während des Krieges, eingehen, wofern ſie nicht nothwendig in Beziehung auf den wirklichen Krieg gedacht werden müſſen, oder deren Abſchließung und Erfüllung nicht nothwendiger Weiſe einen Krieg vorausſetzt. Damit indeß der neutrale Staat von den kriegführenden auf keinerlei Weiſe in ſeinen Rechten gekränkt werden möge, ſo bleibt ſtets das gerathenſte, durch Neutralitätsverträge mit den kriegführenden Staaten ſich in Rückſicht auf die zu beobachtende Neutralität feſt zu ſetzen, indem hier aus leicht begreiflichen Urſachen die ſtreitigen Fälle ſich gar ſehr gehäuft haben. Zu dieſen ſtreitigen Fällen gehören vornehmlich folgende: Ob der neutrale Staat den kriegführenden Werbungen, Geldanleihen und Handel geſtatten könne; welche Waaren eigentlich als Contrebande zu betrachten ſeyen; ob man dieſelben confisciren dürfe; ob die Durchzüge durch neutrales Gebiet zu geſtatten ſeyen; wie man ſich bei Erzwingung derſelben zu verhalten habe; welche Sicherheit deßhalb zu fodern ſey; vom Schadenerſatz bei Feindſeligkeiten im neutralen Gebiet u. ſ. w. Bei Seekriegen kommen die Fragen wegen Viſitirung neutraler Schiffe, wegen feindlicher Effecten auf einem neutralen und neutraler Effecten auf einem feindlichen Schiff u. ſ. w. in Anregung. Die neueſten Kriege und das ſogenannte Continentalſyſtem haben vielfache Veranlaſſung gegeben, alle dieſe ſtreitigen Punkte neuerdings zu beſprechen und zu unterſuchen. Was aber helfen alle Unterſuchungen, wo die Gewalt des Rechtes ſpottet? Gut iſt freilich auch ſchon, daß die Gewalt wenigſtens in der öffentlichen Meinung Unrecht behält. dd.

Neutralſalz. Mit dieſem Wort bezeichnet man ein Salz, welches weder die Eigenſchaften der Alkalien, noch die der Säuren zeigt. Wenn nämlich ein Laugenſalz mit einer Säure bis zum Sättigungspunkte verbunden wird, ſo hat das hieraus entſtandene Salz weder alkaliſche, noch ſaure Eigenſchaften. Ehemals nahm man den Namen Neutralſalz für gleichbedeutend mit Mittelſalz, und begriff darunter diejenigen Salze, welche aus der Verbindung irgend einer Säure entweder mit einem Laugenſalze oder mit einer dieſer Verbindung fähigen und eben daher ſogenannten alkaliſchen Erde oder mit metalliſchen Kalken entſtehen. Über die Stelle, welche man dem Neutralſalze in der Claſſe der Salze anweiſen ſoll, iſt man bei der Unbeſtimmtheit der Eintheilung der Salze noch nicht vollkommen einig. Gewöhnlich werden die Salze in einfache und zuſammengeſetzte eingetheilt. Die einfachen Salze enthalten die zwei Geſchlechter der Laugenſalze oder Alkalien und der Säuren. Die zuſammengeſetzten Salze enthalten drei Geſchlechter, die Neutralſalze (Verbindungen der Säuren mit Laugenſalzen), die erdigen Mittelſalze (Verbindungen der Erden mit Säuren) und die metalliſchen Mittelſalze (Verbindungen der Metalle mit den Säuren).

Neuwied, die Haupt- und Reſidenzſtadt der untern Grafſchaft Wied am Rhein, welcher in dieſer Gegend ſelten zufriert, eine Stunde von Andernach und drei Stunden von Coblenz. Dieſe kleine Stadt iſt ſehr regelmäßig und ſchön gebaut, und enthält 400 Häuſer mit ungefähr 5000 Einwohnern. Man zählt hier ſehr viele Manufacturen, welche den Verkehr außerordentlich lebhaft machen. Eine beſonders gute Sorte rothen Weins, welcher unter dem Namen Blaichart bekannt iſt, wächſt in den benachbarten Weinbergen, vorzüglich an der Aar. Die Stadt ſelbſt iſt nicht viel über hundert Jahre alt. Unter den Fabriken hatte die Kunſttiſchlerei vorzüglich durch den

berühmten Röntgen einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. Mit Röntgen hatte ſich eine Zeit lang der geſchickte Uhrmacher Kinzing verbunden. Zu den Landesproducten, womit Neuwied handelt, gehören noch Getraide, Hülſenfrüchte, Wachholderbeeren und Potaſche.

Neu=York, eine von den Provinzen des vereinigten nordamerikaniſchen Freiſtaats, zählt auf 2470 Quadratmeilen zwiſchen 6 bis 700,000 Einwohner, welche Zahl, wie in den übrigen Provinzen dieſes Staats, in weit ſtärkern Verhältniſſen als anderwärts täglich zunimmt. — Dieſe Provinz, welche urſprünglich eine engliſche Colonie und von England abhängig war, erhielt während der ſtürmiſchen Regierung des ſpäter hingerichteten Carls I. von der niederländiſchen Compagnie in Holland, welche ſich des Landes bemächtigt hatte, den Namen Neu=Belgien oder Neu=Niederland. Indeß kehrte das Land unter der Regierung Carls II. wieder unter engliſche Herrſchaft zurück, anfangs mittelbar, indem Carl II. es ſeinem Bruder, dem Herzog von York, ſchenkte, und endlich unmittelbar im J. 1689. Von Zeit zu Zeit äußerte ſich indeſſen in der Provinz Mißvergnügen mit der engliſchen Oberherrſchaft wegen der eingeführten Abgaben, beſonders bei Gelegenheit der Stempeltaxe im J. 1765. Als endlich 1775 ein faſt allgemeiner Aufſtand in den engliſchen Colonien in Nordamerika ausbrach, nahm auch die Provinz Neu=York Theil daran, ungeachtet die Hauptſtadt der Provinz von 1776 an während des ganzen amerikaniſchen Kriegs von engliſchen Truppen beſetzt war, bis endlich durch den Frieden von 1783 das ganze Land als integrirender Theil des neuen amerikaniſchen Freiſtaates anerkannt wurde. — Der Boden iſt zwar im Allgemeinen fruchtbar, jedoch auf der Nordweſtſeite der Provinz wegen der verhältnißmäßig noch zu geringen Zahl der Anbauer noch mit Seen, Sümpfen und Waldungen bedeckt. Unter den Seen ſind der Ontario und Oneida, unter den Flüſſen vorzüglich der Delaware zu bemerken. Das Clima iſt im Allgemeinen ungeſund, ſehr rauh und ſtreng in dem langen Winter, und unerträglich heiß während eines kurzen Sommers. Unter den Producten müſſen vorzüglich Holz, Flachs, Hanf, Eiſen, Mühlſteine, Getraide, Potaſche, Obſt, Pferde, Rindvieh, Bienen, Schweine, Fiſche und Auſtern bemerkt werden. Die Hauptſtadt dieſer Provinz führt ebenfalls den Namen Neu=York. Sie liegt auf einer Halbinſel und enthält 4000 Häuſer mit 60= bis 70,000 Einwohnern. Zu der Zeit, als die Provinz, wie oben bemerkt iſt, unter holländiſcher Oberherrſchaft ſtand, hieß dieſe Stadt Neu=Amſterdam und wurde erſt ſpäter nach dem Herzog von York Neu=York genannt, welcher Name dann auch der ganzen Provinz beigelegt wurde. Nach Philadelphia iſt New=York unſtreitig die größte, bevölkertſte und wohlhabendſte Stadt der vereinigten Staaten. Der Mangel an friſchem Waſſer in der Nähe iſt die Hauptunbequemlichkeit dieſer Hauptſtadt. Im amerikaniſchen Kriege war ſie der Hauptſitz der gegen die vereinigten Staaten beſtimmten engliſchen Truppen. Die Häuſer ſind im Allgemeinen ſchön, und beſonders zeichnen ſich die öffentlichen Gebäude von dieſer Seite aus. Die Religion iſt hier ſo verſchieden als die Nationen, von denen die Einwohner dieſer Stadt abſtammen.

Newa, ein groſer fiſchreicher Fluß in Rußland, und zwar im Gouvernement St. Petersburg, kommt bei Schlüſſelburg aus dem Ladoga See, durchſtrömt in mehrern Armen die Hauptſtadt Petersburg und ergießt ſich, nach einem Laufe von überhaupt nur 8 Mei=

len, von ſeinem Entſtehen an gerechnet, in den kronſtädtiſchen Meerbuſen. Er iſt ungefähr 200 Faden breit und 2 Faden tief, und kann folglich große Schiffe tragen, die daher auch oft auf der Werfte von Petersburg erbaut werden. Man rühmt das Waſſer dieſes Fluſſes wegen ſeiner Klarheit und Leichtigkeit, weßhalb es in Petersburg ſelbſt zum Trinken und zur Bereitung der Speiſen gebraucht wird. Dieſer Fluß iſt in Petersburg mit herrlichen Brücken geziert, denen der Eisgang, welcher gewöhnlich erſt im April eintritt, oft ſehr gefährlich wird.

Newcaſtle. Es gibt in England ſowohl als in Nordamerika mehrere Örter dieſes Namens, welcher eigentlich ſo viel als Neuſchloß bedeutet. Die merkwürdigſte Stadt von dieſem Namen iſt das Newcaſtle, welches am Fluß Tyne in England gelegen, die Hauptſtadt von Northumberland iſt. Man zählte im J. 1802 in ihr und dem auf der andern Seite des Fluſſes gegenüber liegenden Flecken Gateshead über 36,000 Einwohner. Was dieſe Stadt am berühmteſten macht, iſt der außerordentlich ſtarke Steinkohlenhandel, welcher von hier aus nach andern Theilen von England, und beſonders nach London, wo die Conſumtion der Steinkohlen wegen Mangels an Holz bekanntlich ungeheuer iſt, getrieben wird. Die Steinkohlenſchiffe ſind die erſte Bildungsſchule der jungen engliſchen Matroſen, welche von ihnen zu Kauffahrteiſchiffen und erſt ſpäter dann zu Kriegsſchiffen übergehn. Die Stadt ſchickt 2 Deputirte zum Parlament. In ihrer Nähe befinden ſich bedeutende Eiſenbergwerke.

Newgate, das große Gefängnißhaus in London, und zwar im eigentlichen London oder der City, iſt berühmt wegen der Menge der Gefangnen, die es faſſen kann, und wegen der bewundernswürdigen Ordnung, welche daſelbſt herrſcht. Der Platz vor demſelben, auf welchem die Verbrecher gehängt werden, führt denſelben Namen.

Newmarket, ein Flecken, der eigentlich nur in einer einzigen langen Gaſſe beſteht, von welcher der nördliche Theil zur Grafſchaft Suffolk, der ſüdliche aber zu Cambridgeſhire gehört, liegt ungefähr 54 engliſche Meilen von London und iſt vorzüglich berühmt wegen der Pferdewettrennen — der bekannten Liebhaberei der reichen Engländer — welche hier oft unter einem großen Zuſammenfluß von Menſchen gehalten und bei denen die größten Summen in Wetten verloren und gewonnen werden. Hier gibt es eigne Ställe, wo eine große Anzahl der feinſten und munterſten Renn- und Jagdpferde gezogen und zugeritten wird. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 500.

Newton (Iſaak), einer der originellſten und tiefdenkendſten Philoſophen und Mathematiker, die jemals gelebt haben, wurde den 25ſten December 1642 zu Walſtrope in Linkolnſhire geboren. Er verlor ſehr früh ſeinen Vater, allein ſeine Mutter, ungeachtet ſie ſich zum zweiten Male verheirathete, erſetzte ihm dieſen Verluſt durch die Sorgfalt, die ſie ſeiner Erziehung widmete. Im zwölften Jahre ſeines Alters bezog er die Schule zu Grantham. Schon hier zeigte er einen großen Hang zu philoſophiſchen und mathematiſchen Gegenſtänden. Wenige Jahre nachher wurde er zu ſeiner Mutter zurückberufen, um ihr zur Geſellſchaft zu dienen und dem Hausweſen vorſtehen zu lernen. Allein da hier ſeine Neigung zu den Studien noch ſtärker hervorbrach, erhielt er die Erlaubniß, im J. 1660 nach Cambridge zu gehen. Euklid war ihm ſchon zu leicht. Er beſchäftigte ſich hier vorzüglich mit Keplers und Descartes Werken. Im

J. 1664 erfand er die Rechnung der unendlichen Größen und wurde Baccalaureus. Die genauere Beobachtung des Prisma führte ihn zu einer neuen Theorie des Lichts. Im J. 1665 nöthigte ihn eine epidemiſche Krankheit, Cambridge zu verlaſſen. Während eines kurzen Aufenthalts auf dem Lande veranlaßte ihn der Anblick eines fallenden Apfels, über die Geſetze der Schwere nachzudenken. Im J. 1669 ward er an D. Barrows Stelle Profeſſor der Mathematik zu Cambridge. Hier hatte er die nöthige Muße, den höhern Unterſuchungen über die philoſophiſchen und mathematiſchen Gegenſtände, mit denen er ſich beſchäftigte, diejenige Reife und Vollendung zu geben, die ſie einem voreiligen Tadel entzog, den einige ſeiner Äußerungen darüber ſchon erfahren hatten. Im Jahr 1675 ſandte er der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu London ſein neuerfundnes Spiegelteleskop zu. Im Winter von 1676 und 1677 entwickelte er zuerſt vollſtändig ſeine Unterſuchungen über die Centripetalkraft, Unterſuchungen die, ihm durch das Studium Keplers und die Entdeckungen dieſes Aſtronomen in Hinſicht der elliptiſchen Bahn der Planeten um die Sonne ſehr erleichtert worden ſind. Im J. 1680 machte er mehrere aſtronomiſche Beobachtungen über den berühmten Cometen, welcher damals erſchien und den er anfangs für zwei Cometen zu halten geneigt war. Jene Unterſuchungen Newtons über die Centripetalkraft erſchienen öffentlich erſt im J. 1687 in dem berühmten Werke Philosophiae naturalis principia mathematica. Dieſes Werk, in welchem Newton auf die tiefſten Abſtractionen der Mathematik ein neues Syſtem der Naturwiſſenſchaft gründete, erhielt nicht ſogleich den Beifall, den es verdiente und den es ſpäter erhalten ſollte. Die carteſianiſche Philoſophie, welche dasjenige, was ihr zuweilen an Tiefe und Gründlichkeit der Unterſuchung abging, durch Imagination erſetzte, war damals an der Tagesordnung. Newtons Werk drang mit philoſophiſch mathematiſcher Strenge in die innerſten Geſetze der Natur ein und entwickelte ſie in einer Kürze und Gedrängtheit, die das Werk dem großen Haufen beinahe unverſtändlich machte. Selbſt die beſten Mathematiker mußten es ſtudieren, ehe ſie es faſſen konnten. Als man es aber würdigen lernte, kannte auch die Bewundrung keine Gränzen mehr. „Ißt, trinkt und ſchläft denn Newton, wie ein andrer Menſch," fragte der Marquis de l'Hospital, einer der größten Mathematiker ſeiner Zeit, die Engländer, welche ihn beſuchten. „Ich ſtelle ihn mir als einen himmliſchen Genius vor, der nichts mehr mit der Materie gemein hat." Der Eifer, womit ſich Newton der von Jacob II. angegriffnen Privilegien der Univerſität Cambridge annahm, verſchaffte ihm im J. 1688 eine Stelle im Parlament. Im J. 1696 wurde er Münzwardein und 1703 Präſident der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu London. Die Reſultate ſeiner Unterſuchungen über Optik und Fluxionsrechnung, die er ſeit dem J. 1672 im Stillen fortgeſetzt hatte, gab er erſt im J. 1704 heraus, und dies verwickelte ihn in einen Streit mit Leibnitz, der ſich die Ehre der erſten Erfindung einiger newtonſchen Sätze beimeſſen zu können glaubte. Leibnitz appellirte in dieſer Sache an die königliche Societät der Wiſſenſchaften zu London, und dieſe glaubte für ihren Präſidenten entſcheiden zu müſſen. Im J. 1705 erhielt Newton von der Königin Anna die Ritterwürde. Als das hannöverſche Haus im J. 1715 den engliſchen Thron beſtiegen hatte, erwarb ſich Newton die beſondre Gewogenheit der Prinzeſſin

von Wales, Carolina, auf deren Auffoderung er auch ein chronologiſches Werk verfaßte, welches ungedruckt zu bleiben beſtimmt ward, aber durch die Indiscretion des Signor Conti, eines venetianiſchen Edelmanns, im Druck erſchien. Dieſe chronologiſchen Arbeiten ſind, ſo wie ſeine theologiſchen, bei weitem des Ruhmes nicht würdig, den er ſich im Felde der Philoſophie und Mathematik mit ſo vielem Rechte erworben hat. Er ſtarb den 20ſten März 1727 im 85ſten Jahre ſeines Alters. Newton war von mittler Statur, ſein Äußres war angenehm und Ehrfurcht einflößend. Doch erkannte man in ihm nicht den Scharfſinn, den ſeine Werke verrathen. Sein Charakter war ſanft und gleichförmig. Sein Lieblingshund, Diamant, hatte einſt durch Umwerfen eines Lichts Papiere, die das Reſultat vieljähriger Unterſuchungen Newtons enthielten, verbrannt. „O Diamant, Diamant," ſagte Newton, „du weißt nicht, welchen Schaden du mir gethan haſt!" — Newton hatte ſo manchen Sphären ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Nächte gewidmet, allein, wie Thümmel in ſeinen vortrefflichen Reiſen in das mittägliche Frankreich ſagt, die reizendſte von allen Hemiſphären beſuchte und kannte er nicht. Er war nie verheirathet; die Liebe, ſowohl die geiſtige als phyſiſche, war ihm ſtets fremd geblieben.

Ney, Herzog von Elchingen, Fürſt von der Moskwa, Großoffizier der Ehrenlegion, Marſchall von Frankreich, mehrerer Orden Ritter, war, wenn man der geheimen Geſchichte des Hofs und Cabinets von St. Cloud Glauben beimeſſen darf, der Sohn eines Kleider-Trödlers zu Saarlouis, wo er im Jahre 1769 geboren wurde. Er wurde ſehr früh gemeiner Huſar und durchlief, als die ausgebrochene Revolution Beförderungen, die auf militäriſchem Verdienſt beruhten, begünſtigte, ſehr bald die untern Grade. Im J. 1794 war er ſchon Generaladjutant des Generals Kleber, dem der General Sarrazin eine der erſten Stellen unter den franzöſiſchen Generalen einräumt und ihn weit über Napoleon ſetzt. Unter Kleber zeichnete ſich Ney bei allen Gelegenheiten durch perſönliche Tapferkeit und militäriſche Einſichten aus. Im J. 1796 wurde er auf dem Schlachtfelde an der Rednitz zum Brigadegeneral ernannt. Auch jetzt noch riß ihn oft ſein Muth zu den Waffenthaten eines gemeinen Soldaten fort. Im J. 1799 commandirte er am Rhein als Diviſionsgeneral und trug durch ſeine Diverſion bei Mannheim zu dem Siege Maſſena's über den ruſſiſchen General Korſakow bei Zürich bei. Auch unter Moreau und insbeſondre in der Schlacht bei Hohenlinden zeichnete er ſich aus. Im J. 1802 war er auf kurze Zeit franzöſiſcher Geſandter bei der damals unter Frankreichs Machtgebot ſtehenden helvetiſchen Republik. Bonaparte ernannte ihn bald nach ſeiner Thronbeſteigung zum Reichsmarſchall. In allen folgenden Kriegen und Feldzügen Napoleons hat Ney eine ausgezeichnete und glänzende Rolle geſpielt. Im Feldzuge 1809 erwarb er ſich den Titel eines Herzogs von Elchingen, und als er ſich auf dem Rückzuge aus Rußland im Winter 1812, wo er eine Zeit lang die Arriergarde machte, den Verfolgungen des nachrückenden Feindes glücklich entzogen hatte — entweder indem er ſich durchſchlug, oder indem er, wie die entgegengeſetzte Partei behauptete, ſich flüchtete — ernannte ihn Napoleon, gleichſam der Vernichtung ſeiner Legionen durch die Verewigung des Andenkens daran ſpottend, zum Fürſten von der Moskwa. Auch in dem Feldzuge von 1813 hat er Napoleon mit Eifer gedient, und wenn ſeine Bemühungen den Talenten und der

Tapferkeit der Verbündeten unterlagen, ſo iſt wenigſtens ſein Wille nicht zu beſchuldigen. Keck drang er zu Anfange Septembers mit einem anſehnlichen Heere auf Berlin los, wurde aber bei Dennewitz aufs Haupt geſchlagen und zur Flucht gezwungen. Bei Leipzig wurde er verwundet. Als Paris eingenommen war und Napoleon bei Fontainebleau noch über dem Entſchluß ſchwankte, den er faſſen wollte, war Ney der erſte, der es wagte, ihm vorzuſtellen, daß der Krieg, noch weiter fortgeſetzt, den Charakter eines Bürgerkriegs annehmen würde. Nach der Wiederherſtellung der Bourbons ſtand Ney fortdauernd im höchſten Anſehn. Der König zeichnete ihn beſonders aus, berief ihn in die Kammer der Pairs und Ney heuchelte die unbegränzteſte und eifrigſte Ergebenheit. Als Bonaparte wieder in Frankreich erſchien, erklärte ſich Ney, der wahrſcheinlich in dem ganzen Complott, wodurch dies Ereigniß möglich wurde, eine Hauptrolle geſpielt hatte, für ihn, nachdem er zuvor den Schein angenommen, als wolle er ſeines Königs Thron vertheidigen, ſtatt deſſen aber Bonaparte's Fortſchritte begünſtigt hatte; für dieſes unerhörte Betragen verdient er um ſo tiefere Verachtung, je höher er in dem Vertrauen und der Gunſt des Königs ſtand.

Niagara, einer der größten Flüſſe in Canada in Nordamerika, kommt aus dem See Erie und ergießt ſich in den See Ontario. Am berühmteſten iſt er durch den Waſſerfall, den er bald nach dem Austritt aus dem See Erie bildet. Er fällt hier nämlich in einer Breite von 2226 Fuß von einer ſenkrechten Höhe von 200 Fuß mit einer ſolchen Gewalt herunter, daß man in der Nähe den Erdboden zittern fühlt und das Getöſe des Falls in einer Entfernung von 5 Meilen hört. Im J. 1751 erbauten die Franzoſen, welche damals in Beſitz von Canada waren, am rechten Ufer des Fluſſes das Fort Niagara, welchem gegenüber auf der weſtlichen Seite des Fluſſes ſich ſeitdem die kleine Stadt Niagara, oder Newark, von ungefähr 60 bis 79 Häuſern gebildet hat. Dieſes Etabliſſement iſt ſehr bedeutend, um den Pelzhandel zu unterhalten, welcher mit den Wilden der nordweſtlichen Gegenden getrieben wird.

Nibelungenlied iſt ein ſechshundert Jahr altes deutſches Heldengedicht. Den Namen Nibelungenlied führt es von den **Nibelungen** oder **Niflungen**, einem altburgundiſchen mächtigen Heldenſtamme, und deutſchen Grundvolk — ein Name, der wahrſcheinlich auch in den älteſten mythiſchen Ideen von einem nordiſchen Nebellande begründet ſeyn mag! Dieſes Stammes durch große wilde Leidenſchaft, beſonders die Liebe zweier Paare, verflochtnes grauſiges Schickſal iſt Gegenſtand des Gedichts. Das eine Paar iſt der hörnerne Siegfried, Sohn Königs Siegmund von Heunen- oder Hunnenland, und Chriemhild, das andre Brunhildis und Gunnar, oder Gunther. Siegfried wird theils durch beleidigten Stolz der Brunhildis, welche er für Gunther gefreiet und als mächtiges Hünenweib, ihr unbewußt, gebändigt, theils um ſeines ungeheuren Nibelungenhorts oder Schatzes willen von ſeinem Schwager, Hagen von Tronege mit Zuſtimmung der andern Brüder gemordet. Chriemhild, in unſterbliche Liebe verſunken, brütet, als nachmalige Gemahlin Etzels, oder Etzelins (Attila's, einer mythiſch in mancherlei Verwandlungen wiederkehrenden ausgebildeten Figur) unverſöhnliche blutige Rache, in welcher der ganze Stamm untergeht. Dieſes Gedichts würdigere und kundlichere Wiedererſcheinung iſt, auch abgeſehen von der innern dichteriſchen Trefflichkeit, ſchon deßhalb

wichtig, weil ſie tiefere Forſchungen über die germaniſche Urzeit und deren Zuſammenhang mit der großen allgemeinen Weltreligion einer Seits, anderer Seits über Alter, Bühne, Zeit und muthmaßlichen Vf. des Gedichts veranlaßt hat. Jene Urzeit, indem ſie das früheſte, noch ungeſonderte kräftige Leben der Völker umfaßt, in welchem Geiſtiges und Leibliches ein faſt ununterſcheidbares, gleichſam auf Einem Stengel ſitzendes Doppelgewächs ſind, muß natürlich für den tiefer in die Geſchichte des gottmenſchlichen Geiſtes eingehenden Forſcher anziehender ſeyn, als die, in vielfach getrübten, zerriſſenen Widerſcheinen, wie ſie die gemeinhin ſogenannte bürgerliche Geſchichte vorführt, ſich abweiſenden Begebenheiten. Indem man aber das wunderſam verſchlungne, ſich ſelbſt in erhabner Haltung tragende und in gegenſeitigen reichen Spiegelungen der Natur und des Geiſtes, und ihrer gemeinſam nur metamorphoſiſch ausgeſprochnen Kraft, dargeſtellte Leben der Idee nicht zu faſſen vermochte, und an dasjenige, was in Überlieferungen und Symbolen der Sprache leis und geheimnißvoll angedeutet webt, Anfoderungen machte, wie ſie eine vielleicht noch mißverſtandne und einſeitige Geſchichtskritik an die ſogenannte Geſchichte macht, zerſtörte man mit dem Zauber auch den organiſchen Zuſammenhang und die Einheit des Einzelnen mit dem Ganzen, das Unverſtandne für unverſtändlich und Altweibermährchen anſprechend. Gleichwohl iſt gewiß, daß keines einzigen Volks Geiſteseigenthümlichkeit ſo abgetrennt iſt von dem Ganzen der Menſchheit, daß ſie nicht eine aus dem großen Ocean der Geiſter ab- und in ihn zurückfließende wäre. Iſt es denn auch wohl denkbar, daß der Ausgangspunkt unſerer neuen Zeit, jene große Völkerwanderung und Vermiſchung, etwas ſo einſeitig Abgeſchnittenes geweſen, daß nichts Gemeinſames ſie zuſammengehalten, da doch dies Gemeinſame ſich dem kindlich erhabnen Geiſte mannichfaltig in wunderbaren Tönen und Accorden verräth? Iſt es glaublich, daß die, trotz allen Schweigens und Mangels an ſogenannten hiſtoriſchen Notizen und Nachweiſungen, dennoch in der Poeſie, immer alſo dem abgeleiteten, zweiten Leben, durchgreifende Beziehung und Anknüpfung an das Morgenland ſo ganz grund- und bodenloſes Hirngeſpinſt ſey, da doch die Sprache gleichſam ihre Fühlfäden ſoweit ausſtreckt, daß ſie Sage und Idee, wenn auch leiſe, berührt? Sind denn die in den großen germaniſchen Fabelkreiſen vorkommenden, die Zeitrechnung ſo trotzig verletzenden Beziehungen des Spätern auf das Frühere für einen abſoluten Irrthum, und verſtockte Unwiſſenheit zu halten, da ja doch oft eine Berichtigung ſo höchſt wohlfeil war? Iſt es nicht glaublicher, daß irgend eine gemeinſame religiös anklingende, nur im Zeitenablauf mehr verſchwemmte und abdämmernde Idee das Band für beide geweſen? Doch hier iſt der Ort nicht, dies ausführlich zu erweiſen. Genug, auch das Nibelungenlied ruht auf vielfach verſchlungnen, in dem Strom der Zeiten zu uns herabgeſchwommenen, namentlich auf Veranlaſſung des norwegiſchen Königs Hakon durch Biörn von Nidaros (Drontheim) geſammelten, und von Peringsſkiold (Stockholm 1715) herausgegebnen zwei Mähren, der (neuerlich wieder von Hagen in drei Bänden mitgetheilten) Wilkina und Niflungaſaga, welche letztere wieder auch in der Edda vorkommt. So macht das Nibelungengedicht ein Glied der großen Heldenurzeit aus, über deren Gliederung das nun zu hoffende Heldenbuch uns mehr Aufſchluß geben wird. Eine jüngſte, vielleicht vierte Umgeſtaltung und Bearbeitung jener Niflungaſaga iſt unſer Heldenlied, wie

einer unſerer erſten Kunſtrichter aus ſeinem Gehalt, als Geſchichts= werk, aus Vergleichung deutſcher mit ſkandinaviſchen und ungari= ſchen Sagen, aus manchen die Zeit eines in Öſterreich heimiſchen Dichters verrathenden Spuren geſchloſſen hat. Eben ſo hat dieſer Kunſtrichter (A. W. Schlegel) gezeigt, daß weder Wolfram von Eſchenbach, der offenkundige Gegner und Spötter deſſelben, noch der unter Rudolph von Habsburg, mithin zwei Menſchenalter ſpäter lebende Konrad von Würzburg, noch endlich der in der Mitte des 13ten Jahrhunderts blühende Marner Verfaſſer ſeyn konnten. Viel= mehr hat er aus des Dichters einſeitiger örtlicher Kenntniß, die mehr das ſüdliche als nördliche Teutſchland, beſonders genau aber Öſterreich kannte, aus dem entſchiedenen Wohlwollen für Ungarn und Abneigung gegen die Bayern, welche er mit einem herrſchenden Fürſtenhaus theilte, endlich aus ſchmeichelhaften Beziehungen auf daſſelbe (babenbergiſche) Fürſtenhaus auf Klingsohr aus Ungarland, oder Heinrich von Ofterdingen geſchloſſen, welche beide dem Dichterwettſtreit an Landgraf Herrmanns Hofe zu Wartburg 1207 beiwohnten. Die Zeit, in welche der Gegenſtand des Gedichts fällt, iſt die des Hunnenkönigs Etzelin, oder Attila gegen 430 oder 440; die Scene am Rhein und auf Öſterreichs und Ungarns Gränze. Die Fabel des Gedichts anzuge= ben enthalten wir uns um ſo mehr, da ſie auch durch Fouqué's treff= lichen Norderheld uns aufs neue vorgeführt worden iſt. Wüßte man aber nicht, daß jedes Dichterwerkes Verſtändniß und ſinnige Aufnahme eine innige Liebe und Hingebung fodert, durch welche man in ſein Gefüge eindringen muß, und wäre dies gerade nicht um ſo ſchwerer, je entfernter Zeit, Ort und Darſtellungsgabe von den unſern liegen; wäre nicht Geſetz aller Welterſcheinung, daß das Treffliche und Edle ſich am Unedlen und Gemeinen hervorhebt; wäre überhaupt der Deutſche nicht ſo gleichgültig gegen die eignen Urerzeugniſſe ſeines tiefen Geiſtes und minder empfänglich für das Ausheimiſche: ſo müßte allerdings die Herabſetzung befremden, welche dies nur erſt wieder erweckte herrliche Dichtwerk zum Theil unter uns erfahren hat, das tiefe ſtolze Lebenskraft, wie kecke To= desluſt, ſchlichte Gediegenheit mit großartiger feiner Sitte und Zartheit, herztiefe Liebe und Treue in allen, auch den ſtürmiſchſten Verhältniſſen des Lebens, würdige hohe Männlichkeit, wie anmu= thiges, holdſeliges Frauenthum in tief verſchlungnem großartigem Lebenszuſammenhang durchaus offenbart. Da iſt nichts Kleines und Un= bedeutendes trotz alles kindlichen Spiels und Verweilens in den Zierathen des Lebens. Die Gemüther leben ſich aus und enthüllen, ihres un= erſchöpflichen Liebereichthums gewiß, mit der ſicherſten, das Herbſte nicht ſcheuenden Kraft ſelbſt die ſchauerlichſte Tiefe, die durch den Ton frommer Hingebung an das Alle überſchwebende zum duftigſten Hintergrunde wird. Die hier auftretenden Männer und Frauen ſind durch die Weihe der Mähr, in welcher ſie leben, die anſchau= lichſten, gedrungenſten Stellvertreter von einer Geſammtzeit eines großen Volks, ſind das Mark eines urkräftigen Lebens, wogegen die kleinliche Schwäche und loſe Zerſtreutheit des unſern grell ab= ſticht; weßhalb, da Alles ſeinen Gegenſatz fodert, gar nicht zu ver= wundern war, daß endlich die der Gegenwart überdrüßigen Gemü= ther an jener alten Zeit ſich kräftigten und erfreuten. — Die me= triſche Form iſt übrigens die vierzeilige iambiſche und trochäiſche Strophe in Reimpaaren mit ſechsfachem Hauptaccent, auch ſpondei=

ſchen, anapäſtiſchen und daktyliſchen Rhythmen, weiblichem Einſchnitt in der Mitte. — Der die Klage betitelte Theil iſt unſtreitig Werk eines andern ſpätern Dichters und andrer Form. Wa. — Eine vollſtändige Handſchrift des Nibelungenliedes beſitzt die münchner Bibliothek; eine andre iſt in den Händen von Privatperſonen; beide waren zuvor in Hohenems; eine dritte Handſchrift iſt in St. Gallen. Aus erſterer ließ Bodmer den hintern Theil der Nibelungen und die Klage nebſt ſieben Fragmenten des vordern Theils abdrucken. Das Ganze theilte zuerſt Chr. Heinr. Müller in ſeiner Sammlung, ohne jedoch dabei die geringſte Kritik anzuwenden, mit. Größeres Verdienſt erwarb ſich von der Hagen, der zuerſt eine Überſetzung des Nibelungenliedes (nach dem Muſter von Tiecks Minneliedern) und ſpäter (Berlin 1810) eine kritiſche Ausgabe des Urtextes lieferte. Gleichfalls eine kritiſche Ausgabe mit Gloſſen iſt von A. W. Schlegel verſprochen worden. Ferner haben wir eine Bearbeitung von Hinsburg, eine proſaiſche Überſetzung von Zeune, und eine dem Original treu nachgebildete metriſche von Büſching (1815, Preis 1 Thlr 8 Gr.). Zeune hat auch den Urtext mit einem Gloſſar herausgegeben; ein andres Gloſſar iſt abgeſondert erſchienen. M.

Nicäa, eine ehemals anſehnliche, jetzt unter türkiſcher Herrſchaft nur noch 225 Häuſer zählende Stadt, in der kleinaſiatiſchen Provinz Bithynien, iſt durch zwei daſelbſt gehaltne Kirchenverſammlungen merkwürdig. Die erſte derſelben veranſtaltete Conſtantin der Große 325 hauptſächlich zu Beilegung der arianiſchen Streitigkeiten. Sein perſönlicher Einfluß hatte, wie die Beredſamkeit des alexandriniſchen Diaconus Athanaſius, den meiſten Antheil an dem Verdammungsurtheile, welches die dabei anweſenden 318 Biſchöfe gegen die arianiſche Lehre ausſprachen. Vergl. d. Art. Arianer. Unter den 20 Canons oder Beſchlüſſen dieſes Conciliums iſt der wichtigſte das auf den Grund des alten apoſtoliſchen Symbolums gebaute Glaubensbekenntniß, welches unter dem Namen des nicäniſchen mit dem zu ſeiner Erläuterung ſpäter vom Athanaſius abgefaßten Glaubensbekenntniſſe noch jetzt bei allen chriſtlichen Religionsparteien außer den Antitrinitariern das Anſehn einer unveränderlichen Glaubensregel hat. Außer dieſem Symbolum wurde zu Nicäa noch über die meletianiſchen Streitigkeiten, zu Gunſten des Patriarchen von Alexandrien, deſſen Diöceſanrecht über ganz Ägypten Meletius verletzt hatte, entſchieden, die Gleichzeitigkeit der Oſterfeier in allen chriſtlichen Gemeinden angeordnet und mehreres über die Verhältniſſe des Clerus und die Kirchenzucht feſtgeſetzt. Der Antrag, den Clerus zum Cölibat zu verpflichten, ging jedoch auf dieſem Concilium nicht durch, und es erlaubte den bereits verheiratheten Geiſtlichen die Fortſetzung ihrer Ehe. Das zweite nicäniſche Concilium hielt die Kaiſerin Irene 787, und ſetzte dabei gegen die Bilderſtürmer den folgenreichen Beſchluß durch, daß den Bildern zwar kein Gottesdienſt, aber doch eine durch Küſſen, Kniebeugen, Räuchern und Lichteranzünden zu erzeigende Verehrung zu widmen ſey. Auch wurde auf dieſem Concilio das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet. Carl der Große proteſtirte gegen dieſe Beſchlüſſe in ſeinem Buche de impio imaginum cultu, und unterſagte auf der Synode zu Frankfurt a. M. 794 die Bilderverehrung in der fränkiſchen Monarchie. E.

Nickel oder Nickelmetall nennt man eine Art Halbmetall, welches der ſchwediſche Akademiker Kronſtadt zuerſt im J.

1751 entdeckt und in den Abhandlungen der Stockholmer Akademie beſchrieben hat. Indeſſen verdanken wir die genauere Kenntniß deſſelben erſt den Unterſuchungen Bergmanns, der ſich zwanzig Jahre ſpäter damit beſchäftigte. Ungeachtet nicht jedes Nickelmetall von gleicher Beſchaffenheit iſt, ſo kann man doch im Allgemeinen folgende Kennzeichen angeben. Es iſt hart, ſpröde, dicht im Bruche, feinkörnig und glänzend, hält wenig Schwefel, aber Arſenik genug, iſt im Feuer beſtändig und für ſich allein eben ſo ſchwer zu verkalken als es von dem beigemiſchten Eiſen und Kobald zu reinigen iſt, zerfällt durch Verkalkung in einen grünen Kalk und gibt ein röthlich braunes Glas, ein hyacinthfarbenes aber, wenn man den Kalk des reinen Nickels mit Borax ſchmelzt. Das ſpecifiſche Gewicht des gereinigten Nickelmetalls, welches einen vollkommen metalliſchen Glanz gibt, iſt in Vergleichung mit dem Waſſer wie 9000 zu 9333. Es gibt zwei Gattungen des Erzes, welches das Nickelmetall liefert: der Kupfernickel und der Nickelocker. Das erſtere, welches am häufigſten iſt und gewöhnlich beim Glanzkobald gefunden wird, iſt ungeformt, ſtumpfeckig, hat meiſtentheils eine blaſſe kupferrothe Farbe, zeigt auf dem Bruche gleichſam Facetten, ſeltner Strahlen und enthält außer dem Nickel noch Eiſen, Arſenik, Kobald und Schwefel. Indem man glaubte, daß das Wort Nickel vom heiligen Nicolaus komme, hat man den Kupfernickel zuweilen cuprum Nicolai genannt. Allein dieſer Name kommt entweder daher, daß man ſich in den Verſuchen, Kupfer daraus zu ſchmelzen, immer getäuſcht fand, oder welches wahrſcheinlicher iſt, daher, weil Nickel im alten Deutſch ſo viel als unecht bedeutet (woher man noch jetzt lüderliche Weibsperſonen ſo nennt), daß man auf dieſe Weiſe die unechte Kupferſtufe ganz paſſend damit bezeichnen konnte. — Der Nickelocker wird, wie der Kupfernickel, in mehrern Bergen Deutſchlands bei dieſem gefunden. Er findet ſich gewöhnlich nur als Überzug bei andern Mineralien, iſt mager, apfelgrün, zerreiblich und färbt ab.

Nicolai (Chriſtoph Friedrich), geb. zu Berlin den 18ten März 1733, ſtarb daſelbſt im J. 1811. Dieſer Gelehrte iſt als Schriftſteller und Buchhändler eben ſo merkwürdig durch ſeine Perſönlichkeit als bedeutend durch ſeine Einwirkung auf ſeine Zeitgenoſſen. Die letztere ging aus jener hervor. Beide laſſen ſich bezeichnen durch eine ſeltene ſelbſtthätige Kraft der Intelligenz, die Nicolai's eignes Leben ausfüllt, und die er ſowohl ſelbſt, als mittelbar durch einen von ihm gebildeten Verein ausgezeichneter Männer in den wichtigſten Zweigen der Literatur theils erwecken, theils mit großem Erfolg entwickeln half. Auch glauben wir nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß Nicolai einer Seits weſentlich durch ſeine Thätigkeit als Buchhändler, noch mehr als durch ſeine Schriften, dazu beitrug, die getrennten deutſchen Völkerſchaften durch das Band der freien wiſſenſchaftlichen Unterſuchung zu einem geiſtigen Intereſſe, welches durch ihn Nationalangelegenheit wurde, zu vereinigen, und insbeſondere den Süden mit dem Norden Deutſchlands und den catholiſchen Theil der Nation mit dem proteſtantiſchen in vielfache geiſtige Berührung zu ſetzen; daß er aber auch andrer Seits, indem er und ſeine Freunde die Freiheit der Unterſuchung in wiſſenſchaftlichen Dingen und die Unabhängigkeit des Selbſtdenkers von allem Syſtem- und Formelzwange der Schule ſtandhaft vertheidigten, und dieſen Vorzug hauptſächlich der preußiſchen Na-

tion und den gebildeten Ständen der Stadt Berlin aneigneten, nicht bloß auf die größere Schärfe und Reife der practiſchen Intelligenz ſeiner Nation mit einwirkte, ſondern zugleich, indem er bei dieſem Charakter ſeiner Thätigkeit nothwendig viel polemiſche Reibungen veranlaßte, den Neid, die Eiferſucht und die Abneigung der Süddeutſchen gegen die Norddeutſchen, namentlich die Feindſchaft aller Obscuranten gegen die „freidenkenden" Berliner, aufregte, die Eigenliebe der Nachbarn verwundete, und, da zumal politiſche Urſachen in einer andern Sphäre dazukamen, eine Art Volkswiderwillen in Deutſchland gegen die Preußen hervorbrachte. Man konnte insbeſondre ihm, dem Vereinigungspunkte aller ſcharfen und kühnen Denker, es nicht vergeben, daß er das Ganze aufklären, und in der Theorie wie in der Praxis des Lebens, nicht allein ſelbſt verſtändiger ſeyn, ſondern auch die geſammte deutſche Nation weiter führen wollte. Daß ihm einige Anmaßung und polemiſche Leidenſchaftlichkeit bei ſeiner an ſich edlen und dem deutſchen Geſammtweſen ſehr erſprießlichen Thätigkeit mit Recht Schuld gegeben ward, wollen wir nicht läugnen. Doch bleibt es wahr, daß es ihm nur um die Sache, nicht um die Perſon zu thun war, und daß ihm bei ſeiner eignen ſtrengen Denkweiſe die milderen und bequemeren Formen fremd oder unpaſſend erſcheinen mußten. Auch als Buchhändler gehörte Nicolai zu den wenigen, die nicht den kaufmänniſchen Gewinn, ſondern die Wiſſenſchaft ſelbſt, nach ihrer Anſicht von derſelben, berückſichtigten, und ihre ganze Thätigkeit auf dieſen Zweck verwendeten. Seine Biographie erklärt dieſen merkwürdigen Charakter und den wichtigen Einfluß eines Buchhändlers auf die Cultur eines Volks und den geiſtigen Nationalzuſammenhang der Deutſchen. Vom fünften Jahre an, wo Nicolai ſeine Mutter verlor, lebte er, entfernt von ſeinen ältern Brüdern und von jugendlichen Vergnügungen, ziemlich einſam in dem Hauſe ſeines Vaters, der, den ganzen Tag in ſeiner Buchhandlung beſchäftigt, den Sohn ſelten ſah, ihn aber an ſtrengen Gehorſam gewöhnte, und ernſt, doch freundlich behandelte. Dieſe Erziehung, wo Nicolai als Kind ſchon ſo viel entbehren mußte, machte ihm die Einſamkeit lieb. Er lernte ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigen, ſtets thätig ſeyn und ſich gleichmüthig in die Nothwendigkeit fügen. So ward er unabhängig von dem Äußern und Zufälligen, und folgte ungeſtört dem kräftigen Triebe in ſeinem Innern, ſich ſelbſt auszubilden. Auf den gelehrten Schulen zu Berlin und Halle aber lernte er bei ſeiner leichten Faſſungskraft und ſeinem guten Gedächtniſſe zwar vielerlei, doch alles ſo unter einander, daß ihm das Studiren unangenehm wurde. Erſt in der damals errichteten Realſchule zu Berlin fand ſein Geiſt Befriedigung. Die zweckmäßige Anleitung über das, was er lernte, richtig zu denken, welche er daſelbſt erhielt, zeigte ihm nicht nur den Weg der ſelbſtthätigen Entwickelung, ſondern gab ihm auch Luſt und Muth, dieſen Weg eifrig fortzugehn. Aber zu ſeinem großen Schmerz ſchickte man ihn im J. 1749 nach Frankfurt a. d. Oder, um die Buchhandlung zu lernen. So ungünſtig hier ſeine Lage zum Studiren war, ſo fand er doch durch Entäußerungen und Beharrlichkeit Muße, um für ſich, ohne mündliche Anweiſung, und ohne ſeinen Beruf zu vernachläſſigen, lateiniſch, griechiſch und engliſch zu lernen, zugleich las er die beſten Dichter in dieſen Sprachen, und erlangte nicht unbeträchtliche Kenntniſſe in Mathematik, Geſchichte und Philoſophie. Am eifrigſten ſtudirte er Gelehrtengeſchichte. Seitdem ging Nicolai

ſtets den mühſamen Weg der eignen Forſchung, ſelbſt auf die Gefahr, einſeitig in ſeinen Anſichten zu werden. Streng und beharrlich in ſeiner Thätigkeit, ergriff er auch nachher, als er im J. 1752 nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurückkam, alles mit Kraft, was im Gebiete des Verſtandes und der Kunſt ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Sein Geſchäft füllte den Tag aus, er konnte nur den frühen Morgen und einen Theil der Nacht — oft die ganze Nacht — dem Studiren widmen. Die Zerſtreuungen der großen Stadt achtete er wenig, Muſik ausgenommen. So lebte er drei Jahre. Die deutſche Literatur war damals durch Gottſched und Bodmer in zwei Parteien getheilt; Nicolai blieb in ſeinem Urtheile ſelbſtſtändig. Sein Scharfſinn entdeckte bald das Einſeitige jeder Partei. Da ward es ihm, der in Berlin keinen wiſſenſchaftlichen Umgang hatte, Bedürfniß, als Schriftſteller aufzutreten, und die Wahrheit, welche auch hier zwiſchen beiden in der Mitte lag, freimüthig darzuſtellen. Er that dies in den Briefen über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften, die im J. 1755 erſchienen. Sie machten Aufſehn; denn es war ohne Beiſpiel, daß der Verfaſſer zu keiner von beiden Fahnen ſchwor, ſondern Bodmern ſowohl, als Gottſcheden, aus Gründen tadelte. Leſſing, der wie Nicolai dachte, ſuchte des Verfaſſers Bekanntſchaft, ward ſein Freund, und machte ihn mit Moſes Mendelsſohn bekannt, der, wie Nicolai, ein junger Kaufmann, ohne eigne Haushaltung war. Jetzt beginnt eigentlich Nicolai's höheres geiſtiges Leben. Die drei engverbundenen Freunde kamen wöchentlich zwei oder drei Mal zuſammen. Ohne in der gelehrten Welt einen Stand, oder Verbindungen und ſichre Ausſichten zu haben, folgten ſie einzig ihrem wiſſenſchaftlichen Eifer mit ſelbſtſtändiger Kraft und Freiheit, ohne Rückſicht auf Vorurtheil oder das Anſehn der Meinung und Gewohnheit. Sie unterſuchten in ihren wiſſenſchaftlichen Unterredungen die Gründe für oder gegen einen Satz, ohne ſich durch die Freundſchaft zu einander — wie dies wohl bei ähnlichen Verbindungen in neuerer Zeit der Fall geweſen ſeyn dürfte — gegenſeitig zu täuſchen oder zu ſchmeicheln. Moſes und Leſſing dachten gleich vorurtheilsfrei, gleich edelmüthig, wahrheitliebend und anſpruchlos; ſie prüften Alles gleich freimüthig, ſcharfſinnig und klar, im Entwickeln, Trennen und Beſtimmen der Begriffe; doch war Leſſing lebhafter und kühner, Moſes bedächtiger und ſicherer. Nicolai war ihnen wenigſtens gleich an lebhafter Wahrheitsliebe und an Muth und Eifer, durch deutliche Begriffe die Erkenntniß des Wahren zu fördern. Alle drei waren heitern Geiſtes; ſie liebten Scherz und Witz, vergaßen aber nie die gegenſeitige Achtung; ſo ſtörte nie ein Mißverſtändniß oder gekränkte Eigenliebe ihren freundſchaftlichen Umgang. Viele Jahre hindurch ſuchten ſie bald einſtimmend, bald verſchieden, aber ſtets mit Unbefangenheit und gegenſeitigem Zutrauen, durch offenherzige Mittheilung ihrer Gedanken das Wahre zu erforſchen. Dies war der erſte Vereinigungspunkt in Berlin, wo unter Friedrich dem Großen die größte Denkfreiheit herrſchte, für alle in ihren wiſſenſchaftlichen Anſichten übereinſtimmende Gelehrte; und an dieſen Kern ſchloſſen ſich in der Folge die meiſten guten Köpfe Deutſchlands an. Nicolai führte jetzt, (im J. 1757), nach geendigter Erbtheilung mit ſeinen Brüdern, den längſt gehegten Wunſch aus, der Handlung zu entſagen. Er lebte von einem ſehr kleinen Einkommen, das aber dem Sparſamen

und Mäßigen genügte, in den theuern Jahren des Krieges, ganz den Wiſſenſchaften. Winkelmanns Schriften und die Betrachtung aller Kunſtwerke, die er zu ſehen Gelegenheit hatte, machten ihn mit den bildenden Künſten und der Baukunſt bekannt. Sein Freund, der preußiſche Kriegsrath Marpurg, unterrichtete ihn in der Tonſetzkunſt. Übrigens trieb ihn ſeine Wißbegierde von Sprache zu Sprache, von Wiſſenſchaft zu Wiſſenſchaft, von einem ihm noch verborgenen Theile der Literatur zu dem andern. Dieſer Durſt nach Vermehrung der Kenntniſſe verließ ihn auch im Alter nicht. Alles Neue und Wiſſenswürdige, was ihm aufſtieß, ſuchte er mit beharrlichem Eifer ſich anzueignen, oder wenigſtens einen klaren Begriff davon zu erlangen. So wurde er, wie Solon, alt, indem er täglich hinzulernte. Bei dieſer ununterbrochnen Thätigkeit des Sinnes für Wahrheit war wiſſenſchaftliche Erkenntniß im Alter ſeine Erheiterung, und im Kummer ſein Troſt. Seine freie, literariſche Muße ward ſchon im Herbſte 1758 unterbrochen. Sein älterer Bruder, der Beſitzer der väterlichen Handlung, ſtarb. Das Wohl der Familie machte es ihm zur Pflicht, die Handlung ſelbſt zu übernehmen. Ohne Neigung zum Geſchäft und ohne Erfahrung mußte er daſſelbe neu einrichten. Er unternahm es mit Schulden und unter häuslichen Sorgen; denn er hatte im J. 1760 geheirathet. Aber die früh erworbne Fertigkeit, jede Viertelſtunde zu benutzen, und ſich durch nichts Äußeres im Leſen oder Nachdenken ſtören zu laſſen, ja ſelbſt mehrere Gegenſtände ſeinem Geiſte gegenwärtig zu erhalten, um den abgeriſſenen Faden ſogleich wieder zu ergreifen, erleichterte ihm nicht nur ſein Handlungsgeſchäft, ſondern hielt auch ſeinen Geiſt durch wiſſenſchaftliche Erholung über den Berufszwang empor, daß er nie ermattete, noch unter der Laſt der Sorgen erlag. Seine erſte große Unternehmung war die Herausgabe der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften in Leipzig, zu welcher ſich Moſes Mendelsſohn mit ihm vereinigte. (4 Bände Leipzig 1757 bis 1760.) Vom 5ten Bande an übertrugen ſie die Herausgabe ihrem Freunde Weiße in Leipzig. Mit dieſer Bibliothek hat die beſſere Kritik in Deutſchland begonnen. Freimüthig und belehrend zog ſie nur das Ausgezeichnete in ihre Sphäre, und bildete keine Schule oder Partei. Hierauf gaben die drei Freunde, unterſtützt von Abbt, Reſewitz, Grillo und Sulzer, im J. 1759 bis 1765 die Briefe, die neueſte Literatur betreffend, heraus, welche durch ihren Witz in Deutſchland zur Beförderung freimüthiger Kritik ſo viel wirkten; doch konnte Nicolai ſeiner Berufsgeſchäfte wegen nur wenig daran Theil nehmen. Dieſe claſſiſche periodiſche Schrift gab der deutſchen Literatur eine ſelbſtſtändige Richtung. Es erſchienen 24 Theile, Berlin 1761 bis 1766. In der Folge erhielt Nicolai mehr Muße; er brachte daher im J. 1765 den Plan zur Ausführung, eine allgemeine deutſche Bibliothek herauszugeben. Eine beträchtliche Zahl berühmter deutſcher Gelehrter in allen Ländern Deutſchlands verbanden ſich mit ihm; und hierdurch erwarb ſich der unermüdet thätige, ſtets folgerecht handelnde Nicolai das große Verdienſt, alle deutſchen Länder durch ein gemeinſchaftliches literariſches Intereſſe zu verknüpfen und mit einander näher bekannt zu machen. Die deutſche Bibliothek beförderte Denkfreiheit, und wurde die wichtigſte Zeitſchrift, in welcher die damals ſich ausbildende deutſche Gelehrtenrepublik ihr freies Stimmrecht zuerſt geltend machte. Sie beſtritt nicht ſelten Vorurtheile und Ge-

wohnheitsmeinungen mit Erfolg; ſie unterwarf jedes neue Syſtem einer ſtrengen und ſcharfſichtigen Unterſuchung; und wenn ſie zuletzt ſich ſelbſt, d. h. ihren unbefangen fortſtrebenden Erkenntnißtrieb, überlebte, ſo weckte ihr Widerſpruch die guten Köpfe unter ihren Gegnern, ſo daß ſie dennoch bei einer vierzigjährigen Dauer auf den Fortgang der wiſſenſchaftlichen Cultur aller deutſchen Sprachgenoſſen weſentlich einwirkte. Von der allgemeinen deutſchen Bibliothek ſind erſchienen 107 Bände und 21 Bände Anhang, Berlin und Stettin 1765 bis 1792. Mit dem 107ten Bande hörte Nicolai auf, Herausgeber zu ſeyn. Die Fortſetzung erſchien mit dem Titel: Neue allgemeine d. B. zu Kiel. Vom 56ſten Bande an aber übernahm er die Redaction aufs neue. Merkwürdig iſt ſeine Vorrede zu dieſem Bande. Er ſchloß das Werk im J. 1805. Als die A. D. B. ihren Anfang nahm, herrſchte in Deutſchland ein großer Zwieſpalt unter den Theologen. Einige hielten den Buchſtaben der Glaubenslehre für eins mit der Theologie, Andere trennten Religion und Theologie, indem ſie letztere als Wiſſenſchaft der ſtrengſten Kritik unterwarfen, dadurch aber einer oft kühnen Hypotheſen- und Syſtemſucht die Thore öffneten. Dieſe wiſſenſchaftliche kritiſche Partei der Theologen, zu denen u. a. Semler und Teller gehörten, gründete das Anſehn der A. D. B. In der Folge aber gab man der A. D. B. nicht ohne Urſache Schuld, daß ſie viele Schriften, die es verdienten, nicht gründlich würdige, daß ſie ſich auf kurze Urtheile beſchränke, die, beweislos hingeſtellt, den Vorwurf der Einſeitigkeit, und, ſtark geſagt, um Eindruck zu machen, den Tadel der Unbilligkeit erfuhren. Ungeachtet die Bibliothek von ihrem Entſtehen an ihre vorzüglichſte Richtung gegen Theologie und Philoſophie hinnahm, ſo traf jene Beſchuldigung doch auch das Fach der ſchönen Literatur. Man rückte ihr eine Vorliebe für gewiſſe Dichter und eine Abneigung gegen Andre vor; man behauptete, daß ſie im Reiche des Geſchmacks, wie im Reiche der Gelehrſamkeit, nach Alleinherrſchaft ſtrebe, und daß ſie überhaupt das Neue nicht gern aufkommen laſſe. Doch die meiſten Gegner hatte die A. D. B. durch den herben, aus den Literaturbriefen in die Bibliothek übergegangenen Ton ſich zugezogen. Sie ſorgte überhaupt mehr, aufſtrebende Geiſter mit übertriebener Strenge von Verirrungen abzuhalten, als ſie in ihrem Fluge zu ermuntern. Der größte Theil dieſer Gegner feindete daher den Mitarbeiter und Herausgeber Nicolai perſönlich an, that aber darin ihm großes Unrecht. Doch verwickelte er ſich auch ſelbſt durch manche ſeiner Schriften, beſonders durch ſeine Reiſebeſchreibung und ſeine Angriffe auf die kritiſche Philoſophie, in gelehrte Streitigkeiten. Wir nennen unter denen, welche gegen ihn ſchrieben, nur Garve, Herder, Wieland, Fichte, Blumauer, Riedel, Lavater und Sailer. Am lebhafteſten wurde der Streit, als Nicolai, Bieſter u. a. Gelehrte in der berliner Monatsſchrift u. a. O. auf die gefährlichen Umtriebe mancher geheimen Geſellſchaften, auf die unmerkliche Verbreitung des Catholicismus und auf das Daſeyn verkappter Jeſuiten aufmerkſam machten. Sie ſahen offenbar zu viel. Der Streit iſt jetzt vergeſſen; doch führen wir aus dem damals geführten Schriftenwechſel an: Fr. Nicolai's öffentliche Erklärung über ſeine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden; nebſt beiläufigen Digreſſionen, betreffend Hrn. J. A. Stark (Oberhofprediger in Darm-

ſtadt) und J. K. Lavater, Berlin 1788; und die letzte Erklärung über einige neue Unbilligkeiten in dem den Herrn D. H. Pred. Stark betreffenden Streite, Berlin. 1790. Nachdem Nicolai das große Werk der A. D. B. in Gang gebracht hatte, wandte er ſeit dem J. 1770 ſeine Studien auf die Staats-Finanz- und Handlungsverfaſſung des preußiſchen Staats. Bei ſeiner Verbindung mit mehrern bedeutenden Männern konnte er vieles prüfen und ſammeln, was auf den Charakter und die Handlungsweiſe Friedrichs II. Bezug hatte. Die ſechs Hefte charakteriſtiſcher Anekdoten vom König Friedrich II. und von einigen Perſonen, die um ihn waren, nebſt Zweifeln und Berichtigungen über ſchon gedruckte Anekdoten (Berlin und Stettin 1788 bis 1792) welche Nicolai nach dem Tode des großen Königs herausgab, haben daher faſt ohne Ausnahme hiſtoriſchen Werth. Überhaupt war es für Nicolai's Bildung und Wirkſamkeit wichtig, daß ſeine Jünglingsjahre und ſein männliches Alter in die Zeit der Regierung Friedrichs des Großen fielen. Dieſer Monarch, der zuerſt durch freie Unterſuchung Vorurtheile aller Art bekämpfen ließ, entwickelte dadurch die Kraft der geſunden Vernunft und des practiſchen Wiſſens unter den guten Köpfen ſeiner Nation; und Nicolai's Streben erhielt dadurch eine feſte und geſicherte Richtung. Sein Studium der brandenburgiſchen Geſchichte in allen ihren Theilen erwarb ihm die nähere Bekanntſchaft des Staatsminiſters von Herzberg. Dieſer geſtattete ihm im J. 1777 den Gebrauch des königlichen Archivs, um ſeine im J. 1769 erſchienene, nicht nur topographiſche, ſondern auch hiſtoriſche Beſchreibung von Berlin und Potsdam zu verbeſſern. Er durfte ſelbſt von den für Verfaſſung, Cultur und Sitten wichtigen Urkunden Abſchriften nehmen. So ward dieſes Werk, nach ſeiner dritten Ausgabe, Berlin und Stettin 1786, 8. 3 Bände, ein Muſter für ähnliche Topographien. Der Anhang dazu enthält eine Nachricht von allen Künſtlern, die ſeit dem dreizehnten Jahrhunderte in und um Berlin ſich aufgehalten haben, und deren Kunſtwerke daſelbſt noch vorhanden ſind. Gleiche Unterſtützung fand Nicolai bei allen Staatsbehörden, als er im J. 1791 die Unrichtigkeiten, durch welche der Ritter von Zimmermann zu Hannover die Geſchichte Friedrichs des Großen verunſtaltet hatte, zu widerlegen unternommen hatte. Er that dies in den freimüthigen Anmerkungen über des Ritters von Zimmermann Fragen über Friedrich den Großen, 2 Th. Berlin 1791 und 1792. Nur ſelten fand Nicolai Zeit, dem Spiele einer lebhaften heitern Einbildungskraft zu folgen. Er war ein guter Beobachter, und das Sonderbare, was er an Menſchen bemerkte, gab ihm Stoff zu ſeinen Romanen. Verſtand und Einbildungskraft aber hemmten ſich hier gegenſeitig, daher keiner derſelben die ſtrengen Foderungen des Kunſtrichters befriedigt. Indeß gehören ſie als Producte der Zeit, wo Licht und Finſterniß, Syſtem, Schule und Originalität mit einander kämpften, der Literärgeſchichte an, und machten zum Theil, als ſie erſchienen, Aufſehn; auch verwickelten ſie Nicolai in kleine literariſche Händel. Sein vorzüglichſter Roman: Leben und Meinungen des Magiſters Sebaldus Nothanker, ſollte die Verfolgungsſucht der Orthodoxen in ihrer Blöße zeigen, Denkfreiheit empfehlen, Heuchler entlarven, Schwärmer zur geſunden Vernunft führen und

das Zeitalter von ſeiner Empfindelei heilen. Witz, gefällige Darſtellung und Charakterzeichnung heben ihn vor allen andern Schriften Nicolai's in dieſer Gattung hervor; es fehlte ihm aber die Weihe der Dichtkunſt: das erhöhte Leben der Natur und die ſeelenvolle Sprache der Empfindung. Er erſchien zuerſt 1773; und in der 3ten und 4ten Auflage mit Kupfern von Chodowiecki, Berlin und Stettin (1776) und 1799 in drei Theilen. Man überſetzte ihn ins Franzöſiſche, Däniſche, Holländiſche und Schwediſche. Da er mit Laune und Menſchenkenntniß die Thorheit der Zeloten züchtigte, ſo veranlaßte er eine Menge Streitſchriften und Nachahmungen. Überhaupt mußte Nicolai bei ſeiner kritiſchen Allgewalt und Strenge viel Feinde gegen ſich aufreizen; auch gab er nicht ſelten kleine Blößen, die man ſchadenfroh benutzte. Da ſchrieb der wackere Veteran halb ſcherzend, halb zürnend, gegen die jüngeren, anmaßenden Widerſacher, im J. 1794, die Geſchichte eines dicken Mannes (2 Bände mit Kupfern von Meil), in welcher er die Geißel ſchwang gegen eitle Gecken, die mehr Talent und Charakter ſich zutrauen, als ſie wirklich beſitzen. Zu den größern Werken, die ihm Tadel, auch wohl heftigen Widerſpruch zuzogen, gehört ſeine in ſtatiſtiſcher Hinſicht und wegen ihres freimüthigen Tones verdienſtvolle Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im J. 1781; nebſt Bemerkungen über Gelehrſamkeit, Induſtrie, Religion und Sitten. Die erſte Ausgabe erſchien in Berlin und Stettin 1783, die dritte 1788. Letztere wuchs mit dem J. 1796 bis zu zwölf Bänden an. Blumauer ſchüttete über dieſes Werk, das die Eigenliebe der Oberdeutſchen etwas unſanft rüttelte, ſeine Galle in einigen Schmähſchriften aus. Nicolai prüfte alles ſehr genau, und ſchrieb dann mit rückſichtsloſem Wahrheitsſinn. Seine Feinde aber griffen den Menſchen an, und verleumdeten den Charakter, wo der Verſtand irrte. Den meiſten Streit zog Nicolai durch ſeinen literariſchen Republikanismus ſich zu. Er huldigte keinem Syſtem; ja er war im voraus gegen jedes, das viel Anhänger fand, aus dieſem Grunde eingenommen. So ward er oft, indem er parteilos unterſuchen wollte, vom eignen Vorurtheile befangen. Dies kann indeß ſein großes Verdienſt und ſeinen trefflichen ſittlich und geiſtig ſtrengen Charakter nicht herabſetzen. Seine Gegner, die ihm an gründlicher Gelehrſamkeit ſelten überlegen waren, an Mäßigung aber tief unter ihm ſtanden, griffen zum Theil mit hämiſchem Spotte ſeine nüchterne Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes und ſeinen Anſpruch auf ein kritiſches Stimmrecht in der gelehrten Republik an. Am heftigſten ward der Streit, als ſich Nicolai gegen die kritiſche Philoſophie erklärte, deren Werth er über die leeren Grübeleien und das wortreiche Spiel verkannte, welches die Schule mit dunkeln Begriffen und Kunſtwörtern trieb. Durch ſeinen Umgang mit Moſes Mendelsſohn an möglichſt beſtimmte Begriffe in der ſpeculativen Philoſophie gewöhnt, konnte er die neue Sprache der Kritik der reinen Vernunft nicht faſſen, ob er gleich dem Scharfſinne ihres Urhebers Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Der Stolz und die Übertreibung vieler Kantianer erbitterten den alten Denker, und er ſuchte theils in jener Reiſebeſchreibung, wo allerdings der Ort dazu nicht war, theils in einem Romane: Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutſchen Philoſophen, die Abſchweifungen der kantiſchen Schule von ſeiner eignen einfach nüchternen Anſicht

der Philoſophie, lächerlich zu machen (Berlin und Stettin 1798). Dieſer Angriff ward durch heftige Schriften erwiedert, unter welchen die von Joh. Gottlieb Fichte (Fr. Nicolai's Leben und ſonderbare Meinungen, herausgegeben v. A. W. Schlegel, Tübingen 1801), die heftigſte, des Philoſophen Fichte aber durchaus unwürdig iſt. Irrte Nicolai auch in ſeiner Anſicht von dem Weſen und innern Gehalte der neueren Philoſophie, ſo irrte er ſich nicht in der Beſtreitung der Anmaßungen und Thorheiten mancher Wortführer der neueren Schulen. Indeß erwarb er ſich unſtreitig ein größeres Verdienſt durch ſeine hiſtoriſchen Forſchungen und Sammlungen, wo er manches Einzeine durch fruchtbare Erörterung aufklärte, ſo wie durch ſeine umfaſſende, auf Kritik und Geſchmack überhaupt vielfach einwirkende literariſche Thätigkeit. Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin wählte ihn daher im J. 1799 zu ihrem Mitgliede. Schon im J. 1781 hatte ihn die Akademie der Wiſſenſchaften zu München als Mitglied aufgenommen. Im J. 1804 ernannte ihn die Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg zu ihrem Correſpondenten. So ward ihm, dem verdienſtvollen Greiſe, die Achtung des In- und Auslandes zu Theil. Auch viele ſeiner Gegner ließen ſeiner Rechtſchaffenheit und guten Abſicht Gerechtigkeit wiederfahren. Ein ſo thätig-kräftiges Leben ward durch eine feſte Geſundheit unterſtützt. Nicolai war faſt nie bettlägerig geweſen. Doch zerrütteten einſt im J. 1791 Schwindel und heftige Gemüthsbewegungen ſein Nervenſyſtem ſo, daß er einige Wochen lang, bei vollem Bewußtſeyn, mehrere Phantasmen, wie er ſelbſt die unwillkürlichen Gaukelſpiele ſeiner Einbildungskraft nannte, ſah und hörte. Man kann darüber ſeine in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften gehaltene Vorleſungen in der neuen berliner Monatsſchrift nachleſen. In ſeinem 71ſten Jahre verlor er, als Folge eines heftigen Catarrhalfiebers, den Gebrauch des rechten Auges. Indeß ſtörte nichts ſo ſehr die geiſtige Thätigkeit und die muntere Lebenskraft des würdigen Greiſes als das unglückliche Schickſal ſeines Vaterlandes. Er ſah das Geſtirn deſſelben verbleichen, und erlebte nicht den neuen Aufglanz der zu einer hohen Beſtimmung in dem europäiſchen Geſammtleben wieder erſtandenen Monarchie des großen Churfürſten und Friedrichs des Einzigen. Die von ihm eingerichtete und durch ihn in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, der deutſchen Cultur und des höhern Volkslebens der preußiſchen Nation unvergeßlich gewordene Buchhandlung blüht fort unter der Leitung ſeiner Erben. Es iſt hier nicht der Ort, alle von Friedrich Nicolai verfaßten oder herausgegebenen Schriften anzuführen. Die wichtigſten haben wir ſchon genannt. Außer dem verdienen folgende eine kurze Erwähnung. Ehrengedächtniß des Dichters Ewald Chriſtian v. Kleiſt, Berl. 1760. Eine gut geſchriebene Biographie. — Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt. Berlin und Stettin 1767. — Leben Juſtus Möſers, Berlin und Stettin 1797, im erſten Theile der von Nicolai herausgegebnen Vermiſchten Schriften von Juſtus Möſer. — Gedächtnißſchrift auf Johann Jacob Engel, Berl. und Stettin 1806. — Gedächtnißſchrift auf D. Wilh. Abrah. Teller, Berlin und Stettin 1807. Ein lobenswerther Verſuch, Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivetät haben, ſind die beiden Jahrgänge ſeines feynen kleynen Almanachs Vol ſchönerr echterr liblicherr

Volkslider u. ſ. w. geſungen von Wunderlich ꝛc. Berlin und Stettin 1777 und 78, 12.; mit Melodien. Die Vorreden enthalten Gedanken über das Volkslied, wobei Nicolai manchen Mißgriff der Volksdichter rügt. — Sein Verſuch über die Beſchuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, und über deſſen Geheimniß; nebſt einem Anhange über das Entſtehen der Freimaurergeſellſchaft, 2 Th. Berlin und Stettin 1782 und 83, iſt genau und gründlich in den Citaten, obgleich den Verfaſſer ſein Überfluß an Gelehrſamkeit zu gewagten Folgerungen und Hypotheſen verleitet, z. B. über den Baffomet der Tempelherrn. Der erſte Theil dieſer Schrift iſt gegen Antons Vertheidigung des Ordens, der zweite gegen die von Herder erhobenen Zweifel gerichtet. — Überhaupt betraf ein großer Theil der geſchichtlichen Forſchungen Nicolai's die geheimen Geſellſchaften. Man findet die Reſultate in ſeinen Bemerkungen (gegen Buhle's Unterſuchungen) über den Urſprung und die Geſchichte der Roſenkreuzer und Freimaurer, Berlin 1806. — Seine Philoſophiſche Abhandlungen, 1. Bd. Berlin und Stettin 1808, ſind aus Vorleſungen, die er in der berliner Akademie der Wiſſenſchaften gehalten, entſtanden, und größtentheils polemiſch-kritiſch. — Noch verdient als hiſtoriſches Monochrom genannt zu werden ſeine Schrift: Über den Gebrauch der falſchen Haare und Perucken in alten und neuern Zeiten. Eine hiſtoriſche Unterſuchung, mit Kupfern Berlin 1801. Unter den vielen Beiträgen Nicolai's zu mehrern periodiſchen Schriften finden ſich mehrere ſchätzbare Aufſätze hiſtoriſchen Inhalts im der neuen berliniſchen Monatsſchrift. Unter den von ihm herausgegebenen Schriften nennen wir noch: die Sammlung vermiſchter Schriften zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte, 6 Bde. Berlin 1759—1763. — Thomas Abbts vermiſchte Werke, 6 Th. Berlin und Stettin 1768—1781, von denen Bieſter die drei letzten Theile beſorgte. — Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels, nebſt dem Leben verſchiedener merkwürdiger Frauenzimmer. A. d Engl. 4 Th. Berlin und Stettin 1778. Gegen dieſe Bunkliade, die durch theologiſche Vorleſungen langweilte, erhob ſich Wieland im deutſchen Merkur. — G. E. Leſſings ſämmtliche Schriften, 27 Th. Berlin 1794. Der 27ſte Theil enthält Leſſings Briefwechſel mit Ramler, Eſchenburg und Nicolai. Daß Nicolai überhaupt mit den ausgezeichnetſten Gelehrten Deutſchlands in einem wichtigen Briefwechſel geſtanden hat, bedarf hier kaum der Anführung. Eine Selbſtbiographie von Fr. Nicolai hat Lowe herausgegeben in ſeinen Bildniſſen jetzt lebender berliner Gelehrten III. 3. Auch höre man ihn ſelbſt in der Schrift: Über meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritiſchen Philoſophie und meine Schriften, dieſelbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte, Berlin und Stettin 1799. Mehrere Nachrichten enthält V. H. Schmidts und D. G. G. Mehrings neueſtes gelehrtes Berlin, der 2te Theil, und Jördens Lexicon deutſcher Dichter und Proſaiſten. K.

Nicolaiten, ſ. Nikolaiten und Secten.

Nicolay (Ludwig Heinrich von), machte ſeine gelehrten Studien auf der Univerſität zu Straßburg, wo er den 29ſten December 1737 geboren war. Auf derſelben Univerſität wurde er Profeſſor der Logik, nachdem er eine Zeit lang franzöſiſcher Geſandtſchafts-Secretär geweſen war. Indeſſen machte er ſeine eigentliche Laufbahn erſt in Rußland, wo er im J. 1770 Cabinetsſecretär und Bibliothekar des Großfürſten, im J. 1796 kaiſerlicher Staatsrath, im J. 1798 Director der Akademie der Wiſſenſchaften, und nach Niederlegung dieſer Stelle im J. 1801 geheimer Rath wurde. Zugleich war er Ritter mehrerer Orden. Alle dieſe verſchiednen Staatsämter, die er verwaltete, hinderten ihn indeſſen nicht, ſeinen Hang zur Dichtkunſt in mannichfaltigen Verſuchen zu befriedigen. Er verſuchte ſich in Fabeln, Erzählungen, Elegien, Epiſteln, Rittergedichten. Alle ſeine Arbeiten können ihn jedoch höchſtens nur in den zweiten Rang der Dichter in jenen Gattungen verſetzen. Im Allgemeinen zeichnet er ſich durch viele feine Beobachtungen, Witz und Einbildungskraft aus und zeigt vorzügliche Talente für die komiſche Erzählung. Die erſte vollſtändige Sammlung ſeiner poetiſchen Arbeiten erſchien in den Jahren 1792 bis 1795 unter dem Titel: Vermiſchte Gedichte und proſaiſche Schriften, 7 Theile, Berlin und Stettin, eine Ausgabe, die durch Ramlers Verbeſſerungen ſehr an Correctheit gewonnen hat.

Nicolo, auch Nicolo Iſouard genannt, iſt einer der beliebteſten Componiſten für das Theater in der neueſten Zeit. Sein eigentlicher Name iſt Iſouard und ſein Vaterland Malta, wo er im J. 1775 geboren wurde. Ungeachtet ſein Vater, ein angeſehner Kaufmann, eine zahlreiche Familie hatte, ſo wandte er doch viele Koſten und Mühe auf die Erziehung ſeiner Kinder und ließ mehrere derſelben in Frankreich erziehn. Conſtant de Campion, Commandeur des Malteſerordens, nahm den jungen Iſouard mit nach Paris, und brachte ihn daſelbſt zu Berthaud, deſſen Penſionsanſtalt in der Vorſtadt St. Honoré eine Pflanzſchule des Geniecorps war. In den Nebenſtunden, die ihm ſeine ernſtern Studien übrig ließen, wodurch er ſich für die Marine vorbereitete, beſchäftigte er ſich mit dem Fortepiano, auf welchem ihm Pin Unterricht gab. Nachdem er ſchon als Aſpirant der Marine aufgenommen war, beſtimmte ihn der Ausbruch der Revolution, im J. 1790 nach Malta zurückzukehren. Ungeachtet ihn hier ſein Vater zum Handel beſtimmte und vorbereitete, ſo ſetzte er doch ſeine muſikaliſchen Beſchäftigungen fort. Malta war bis zur Aufhebung des Ordens einer der intereſſanteſten Orte in der Welt, wo man die ausgeſuchteſte Geſellſchaft oft von Männern von Stande aus allen Welttheilen fand. Hier hatte der junge Iſouard Gelegenheit ganz ſeinen muſikaliſchen Geſchmack zu bilden und ſein Talent auf dem Pianoforte geltend zu machen. Michel Angelo Vella, ein ſehr geſchickter Lehrer, und Francesco Azopardi unterrichteten ihn hier im Accompagnement und der Theorie des Contrapunkts. Von Malta ging er nach Palermo, wo er einige Jahre als Commis des Handelshauſes Mattei zubrachte und in den Nebenſtunden ſeine muſikaliſchen Studien unter Leitung des Hrn. Amendola fortſetzte. Von hier begab er ſich nach Neapel, wo er bei den deutſchen Banquiers Kutler und Heigelin angeſtellt wurde. Auch hier beſchäftigte er ſich mit Muſik und vollendete ſein theoretiſches Studium der Compoſition durch den Unterricht des berühmten Sala. Die Empfehlung der

Prinzeſſin Belmonte bewog den großen Guglielmi, den jungen Iſouard in der muſikaliſchen dramatiſchen Compoſition zu unterrichten. So ausgerüſtet mit allem, was einen geſchickten Compoſiteur bilden kann, entſchloß er ſich, wider den Willen ſeiner Ältern, ſich ganz ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen zu widmen. Er verließ Neapel und begab ſich nach Florenz, wo er ſeine erſte Oper L'avviſo ai maritati componirte, deren außerordentlicher Beifall ihn in ſeinem Entſchluſſe beſtärkte. Um ſeine Ältern indeſſen nicht zu beleidigen, gab er alle ſeine Compoſitionen unter dem angenommenen Namen Nicolo heraus, dem erſt ſpäter in Paris der eigentliche Name Iſouard beigeſetzt wurde. Von Florenz begab er ſich nach Livorno, wo er für den Sänger Seneſino die opera ſeria, Artaſerſe, mit gleichem Beifalle componirte. Der damalige Großmeiſter des Malteſerordens, aus dem Geſchlechte der Rohans, berief ihn zu ſich nach Malta, und ernannte ihn nach dem Tode des berühmten Vincenzo Anfoſſi zum Organiſten der Capelle des Johanniterordens, und nach dem Tode des Martino zum Capellmeiſter des Ordens, welche letztere Stelle er bis zur Aufhebung des Ordens nach Ankunft der Franzoſen behielt. Indeſſen blieb er als Privatmann zu Malta, wo er mehrere kleine franzöſiſche, ins Italieniſche überſetzte Opern, als z. B. il Tonneliere, l'Improviſata in campagna, il Barbiere di Siviglia, componirte, die auf allen ausgezeichneten Theatern Europa's noch jetzt mit Vergnügen gehört werden. Als die Franzoſen Malta wieder räumen mußten, nahm ihn der General Vaubois als ſeinen Privatſecretär mit nach Paris. Hier bildete er ſich nach Monſigny's und Gretry's Compoſitionen noch weiter aus, benutzte die Winke des berühmten Hoffmann für die Anwendung der Muſik auf das Drama, und verband ſich genau mit dem bekannten dramatiſchen Dichter Etienne. Von allen Compoſitionen Nicolo's hat keine einen ſo ausgezeichneten Beifall erhalten als die der Oper Cendrillon, welche zuerſt in Paris, und zwar 90 Mal hinter einander gegeben wurde; ein Erfolg, der in den Annalen des Théâtre de l'Opéra comique beiſpiellos iſt. Unter ſeinen übrigen Compoſitionen ſind außer den oben genannten noch Un jour à Paris, les deux avares, Michel Ange, le Medecin turc, la ruſe inutile, l'intrigue au ſerail, les rendez vous bourgeois. In dieſer leichten dramatiſchen Gattung iſt Nicolo Iſouard, durch die Mannichfaltigkeit und Lieblichkeit ſeiner Melodie, durch das blühende ſeiner Imagination, und eine geſchickte Verſchmelzung des neuern italieniſchen Geſchmacks mit dem franzöſiſchen einer der ausgezeichnetſten Componiſten, und ſeine Compoſitionen, vorzüglich die obengenannten, werden auf allen Theatern der Welt mit immer neuem Vergnügen gehört.

Niebuhr (Carſtens), wurde zu Ludingworth im Lande Hadeln am 17ten März 1733 geboren, und 1760 zum Ingenieurlieutenant zu Copenhagen ernannt. Als auf des berühmten Orientaliſten Michaelis Antrag und des Grafen Bernſtorf Empfehlung der König von Dänemark, Friedrich V., eine Geſellſchaft Gelehrter auf ſeine Koſten nach Arabien zu ſchicken beſchloß, um neue Entdeckungen über dieſes bisher nur aus unſichern Nachrichten bekannte Land zu machen, ſo wurde auch Niebuhr dazu beſtimmt. Dieſe fünf Reiſenden, von welchen Cramer und Forskål die Naturgeſchichte, von Hagen die morgenländiſchen Sprachen, Baurenfeind das Zeichnen, und Niebuhr die Geographie aufgetragen war, gingen am 4ten Januar 1761 von Copenhagen ab und über Conſtantinopel und durch Ägyp-

ten nach Jemen. Allein binnen einem nicht vollen Jahre ſtarben hier und auf dem Wege nach Indien Niebuhrs ſämmtliche Gefährten, und der Zweck der ganzen Unternehmung wäre vereitelt geweſen, hätte nicht Niebuhr mit ſeltner Entſchloſſenheit die Reiſe allein fortgeſetzt und die Arbeiten und Beobachtungen aller ſeiner bisherigen Gefährten übernommen und in ſich vereinigt. Erſt 1767 kehrte er zurück, und legte in ſeiner Beſchreibung von Arabien (Copenhagen 1772, 4.), Reiſebeſchreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern (ebendaſ. 1774, 78, II. 4. beide Werke auch in das Däniſche, Franzöſiſche, Holländiſche und Engliſche überſetzt) und in ſeinen Ausgaben von P. Forskal descriptiones animalium etc. quae in itinere orientali observavit (Hafn. 1775. 4.) und deſſen Flora Aegyptiaco-arabica (ib. 1776. 4.) die Reſultate von ſeinen und ſeiner Gefährten Forſchungen nieder. Äußerſte Genauigkeit, überall bloß auf eigne Anſicht, nie auf fremde Nachrichten gegründete Unterſuchung, hohe Wahrheitsliebe und völlige Entfernung von allem Hang zum Wunderbaren und zur Übertreibung geben ſeinen Nachrichten einen hohen Werth, und haben ſie zu einer Hauptquelle über Lage und Verfaſſung der von ihm bereiſ'ten Länder gemacht; und wenn ſie nicht allen Parteien gleich befriedigend ſind, und der Zweck der Unternehmung nicht in jeder Rückſicht völlig erreicht wurde, ſo kann dies einem Manne nicht zum Vorwurf gereichen, der weit mehr geleiſtet hat, als ihm aufgetragen war und als man von ihm erwarten konnte. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1768 zum Ingenieurcapitain zu Copenhagen, dann 1778 zum königlich däniſchen wirklichen Juſtizrath und Landſchreiber im Süderdithmarſchen zu Meldorf, 1808 zum Etatsrath und 1809 zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Auch nahm ihn das Nationalinſtitut in Frankreich unter ſeine Mitglieder auf. — Sein Sohn, königlich preußiſcher Staatsrath und Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, hat ſich in der verhängnißvollſten Periode Preußens im Leben eben ſo wahr und unerſchütterlich treu gezeigt, als er ſich in Schriften kräftig und geiſtvoll ausgeſprochen hat. Außer einzelnen gehaltvollen archäologiſchen und hiſtoriſchen Aufſätzen im Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften (B. 2. St. 3) und den deutſchen Blättern (B. 6. N. 35 ff.) hat er in ſeiner römiſchen Geſchichte (Berlin 1811 ff.) ein an Tiefe der Forſchung, Größe des Überblicks und Kraft und edler Gediegenheit der Darſtellung eines Gibbons würdiges Werk geliefert, und in ſeiner neuſten Schrift: Preußens Recht gegen den ſächſiſchen Hof (Berlin 1814, 8.) läßt ſich die Hand des Meiſters nicht verkennen. (Deutſche Blätter 6. B. Beilage zu N. 229.) A-s.

Niederlande ſ. d. Art. öſterreichiſche ſpaniſche und vereinigte Niederlande.

Niederländiſche Schule. Dieſe Mahlerſchule, deren allgemeiner Charakter in dem Artikel flamländiſche Schule angegeben worden, zerfällt in die flamländiſche (ſ. d. Art.) und in die holländiſche. Gründer der letztern war Lucas von Leyden (ſ. d. Art.).

Niederſchlag. Eine chemiſche Auflöſung beſteht aus dem aufgelöſ'ten Körper und aus dem Auflöſungsmittel. Um den aufgelöſ'ten Körper wieder in eine dichte iſolirte Subſtanz zu verwandeln und von dem Auflöſungsmittel abzuſondern (welches nach dem Ausdruck der Chemiker fällen, niederſchlagen oder präcipitiren ge-

nannt wird), bedient man ſich einer Subſtanz, welche daher das Füllungs- oder Niederſchlagungsmittel heißt. Der durch Hinzutreten dieſer dritten Subſtanz von ſeinem Auflöſungsmittel geſchiedne und in eine dichte Subſtanz verwandelte Körper heißt der Niederſchlag oder das Präcipitat. Die Präcipitirung kann auf doppelte Weiſe zu Stande gebracht werden: entweder indem das Niederſchlagungsmittel näher mit dem Auflöſungsmittel als mit dem aufgelöſ'ten Körper, oder indem es näher mit dem aufgelöſ'ten Körper als mit dem Auflöſungsmittel verwandt iſt. In beiden Fällen entſteht eine Iſolirung und Verdichtung des aufgelöſ'ten Körpers. Iſt die vom aufgelöſ'ten Körper zu ſcheidende Auflöſung ohnehin flüſſig, ſo geſchieht der Niederſchlag auf naſſem Wege; auf trocknem Wege hingegen, wenn ſie erſt durch Feuer flüſſig gemacht werden muß. Die Präcipitirung iſt, wie man ſchon aus dieſer Definition ſieht, einer der wichtigſten chemiſchen Prozeſſe, um die urſprünglichen Beſtandtheile der Körper zu erkennen, die verſchiednen Grade ihrer Verwandtſchaft zu beurtheilen und neue Subſtanzen zu bilden, welche von andern ihnen früher beiwohnenden Kräften getrennt zu eignen Zwecken gebraucht werden können. Viele große Operationen der Natur, vorzüglich zu jener Epoche, als die gegenwärtige Geſtalt der Erde durch gewaltſame Operationen beſtimmt wurde, beruhen urſprünglich auf dem Niederſchlagungsprozeß. So glaubt man z. B. daß der Granit durch eine ſolche allgemeine Niederſchlagung gebildet worden ſey. — Im Gebiete der Rhythmik (ſowohl der eigentlichen Muſik als der Verskunſt) bezeichnet das Wort Niederſchlag ſoviel als die Theſis und iſt dem Aufſchlag oder der Arſis entgegengeſetzt, worüber man den Artikel Rhythmus vergleichen muß.

Niemen iſt der polniſche Name des Fluſſes Memel, entſpringt im ruſſiſchen Gouvernement Minsk, macht in einer Strecke von 30 Meilen die Gränze zwiſchen Rußland und Neu-Oſtpreußen, theilt ſich bei Perwalkiſchkan, zwei Meilen hinter Tilſit in zwei Arme, die Ruß und die neue Gilge genannt, welche die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte ſogenannte tilſiter Niederung bilden und ſich in das curiſche Haff ergießen. Dieſer Fluß, welcher im Sommer ſchiffbar iſt, wurde in der neuern Zeit vorzüglich dadurch merkwürdig, daß er Zeuge von der verſchiednen Geſtalt war, in welcher die franzöſiſche Armee im Sommer 1812 über ihn hin-, und im Winter deſſelben Jahrs über ihn zurückging.

Niemeyer (Auguſt Herrmann), als Theolog, Erziehungsſchriftſteller und geiſtlicher Liederdichter rühmlich bekannt, wurde den 1ſten September 1754 zu Halle im Saalkreiſe, wo ſein Vater Archidiaconus war, geboren. Nachdem er das königliche Pädagogium zu Halle beſucht hatte, bildete er ſich auf der daſigen Univerſität, vorzüglich unter Semler und Nöſſelt, zu den theologiſchen Wiſſenſchaften. Im Jahre 1780 wurde er ebendaſelbſt außerordentlicher Profeſſor der Theologie und Inſpector des theologiſchen Seminariums, 1784 ordentlicher Profeſſor und Aufſeher des königlichen Pädagogiums, 1785 Mitdirector des Pädagogiums und des ſo berühmten halliſchen Waiſenhauſes, welches bei dem Antritte ſeiner Aufſicht ſehr in Verfall gerathen war, 1787 Director des pädagogiſchen Seminariums, 1792 königlich preußiſcher Conſiſtorialrath, 1794 Doctor der Theologie, 1800 Director des Almoſencollegiums, 1804 wirklicher königlich preußiſcher Oberconſiſtorial-

rath und Mitglied des berliniſchen Oberſchulcollegiums, 1808 Mitglied der Reichsſtände im Königreich Weſtphalen, und in eben dieſem Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Univerſität Halle. Im J. 1813 verlor er dieſen Poſten, da das franzöſiſche Gouvernement die Univerſität Halle wegen ihrer für die Alliirten im April 1813 gezeigten patriotiſchen Geſinnungen aufgelöſ't hatte, aber ums Jahr 1814 wurde er mit der Wiederherſtellung der Univerſität durch die preußiſche Regierung ebenfalls wieder eingeſetzt. Die größten Verdienſte hat er unläugbar als pädagogiſcher Schriftſteller. Als Theolog war er ſtets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Am ſchwächſten erſcheint er als Dichter. Seine vorzüglichſten Schriften ſind, außer vielen zerſtreuten Abhandlungen, die Charakteriſtik der Bibel, Philotas oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden; Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Chriſten, die populäre und practiſche Theologie; die Briefe an chriſtliche Religionslehrer; die Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts für Ältern, Hauslehrer und Schulmänner; das Geſangbuch für höhere Schulen und die Feierſtunden während des Kriegs.

Nieren ſind Eingeweide des thieriſchen Körpers, beſtimmt, das Blut vom überflüſſigen Waſſerſtickſtoffe und andern Stoffen zu befreien. Die Nieren des Menſchen ſind länglichrunde, einer Bohne in der Form ähnliche Körper, in ihrer Größe nach Verſchiedenheit des Alters auch verſchieden, doch ungefähr von zwei bis drei Zoll Länge, und einem auch anderthalb Zoll im Durchmeſſer. Auf jeder Seite des Körpers liegt eine Niere, die hintere Fläche einer jeden liegt mit ihrem obern Theile an dem Lendentheil des Zwerchfells, vom eilften Bruſtwirbelbein, bis zum fünften Lendenwirbel. Der äußre Rand der Niere iſt gewölbt, ſieht gegen die Lendentheile des Zwerchmuskels und gegen die innre Fläche der Bauchmuskeln an deren hintern Umfang. Der innre Rand iſt gegen die großen Gefäßſtämme gerichtet, und an ſeinem vertiefteſten Rande mit einem etwas eingebognen länglichen Einſchnitte verſehn, in welchen die Nerven und Blutgefäße der Nieren eingehn. Jede Niere iſt an ihre benachbarten Theile durch zellgewebige Haut angeheftet, welche mit vielem Fette ausgefüllt iſt. Die Subſtanz der Niere iſt dicht, feſt und von blaßröthlicher Farbe, an dem ganzen Umfang aber dunkler, und beſteht aus einer Verwickelung der zarteſten Blutgefäße. Aus der Rindenſubſtanz entſteht die innre röhrige Subſtanz, in welcher acht bis elf pyramidenförmige Abtheilungen unterſchieden werden können, welche aus den zarten Canälen der Uringänge zuſammengeſetzt ſind, und mit ihren gegen den innern Rand der Niere gerichteten Spitzen zuſammenſtoßen und Nierenwärzchen genannt werden. Dieſe ergießen ihre abgeſonderte Flüſſigkeit in gemeinſchaftliche häutige Röhren, die Nierenkelche, in dem Einſchnitte der Niere ſich verſammelnd, die ſich hier alle in einer ſackförmigen Erweiterung endigen, welche das Nierenbecken genannt wird. Es hat die Form eines Trichters und verlängert ſich in eine ziemlich geräumige Röhre, welche ſich bis in die Beckenhöhle zur Urinblaſe herab fortſetzt, dieſelbe durchbohrt und mit ihr vereinigt, ſo daß der abgeſonderte Urin beſtändig in die Blaſe herabtröpfelt. Jede Niere erhält einen Arterienzweig unmittelbar aus dem Stamme der Aorte; dieſe Nierenarterie tritt in dem Einſchnitt

der Niere in dieſelbe ein, verbreitet ſich in unzählbaren Verzweigungen zuerſt auf der Oberfläche derſelben, bildet die Rindenſubſtanz, gibt die Röhrchen ab, welche die Nierenwärzchen bilden, und vereinigt ſich zum Theil wieder in zurückführende Zweige, welche in einen Venenſtamm vereinigt, das übrige Blut wieder in den Stamm der Hohlvene zurückbringen. Die Function der Niere, den Urin aus dem Blute abzuſondern, wird regiert durch das ihr beigegebne Nervenſyſtem, welches in einem, von mehrern Nervenfäden des Geflechtes der Unterleibsnerven gebildeten Nervennetze beſteht, das die Nierenarterie bis in das Innere der Nierenſubſtanz begleitet, und das Organ mit ſeinem ihm eigenthümlichen Leben begabt. Die Nothwendigkeit dieſes Organs in dem thieriſchen Körper leuchtet aus der Einrichtung ſeiner organiſchen Selbſterhaltung hervor. Indem zu ſeiner Ausbildung gewiſſe Stoffe nothwendig ſind, und von außen durch Nahrung und Getränke aufgenommen werden, müſſen als Gegenwirkung auch beſtimmte Organe ſeyn, welche ſich der Herrſchaft dieſer Stoffe widerſetzen, ſie aufnehmen, bezwingen und verändert fortſchaffen. Der Körper bedarf zwar zu ſeiner Erhaltung eines Antheils von Stickſtoff, der ſich in der Phosphorſäure reichlich vorfindet, und mit der Kalkerde verbunden, als phosphorſaurer Kalk die Knochen bildet. Der Überſchuß des Stickſtoffs, der freien und mit Knochenerde verbundenen Phosphorſäure, ſo wie der durch den Wechſel der Stoffe ſelbſt unbrauchbar gewordene wird nun als Harnſtoff, als freie und gebundene Phosphorſäure in vielem Waſſer aufgelöſ't abgeſchieden, und als Urin ausgeleert. Würde dies nicht geſchehen, ſo würden dieſe Theile ſo überhand nehmen, daß das Leben nicht dabei beſtehen könnte. Störungen in dem Leben der Nieren verurſachen **Nierenkrankheiten**, die theils den allgemeinen Charakter an ſich tragen, z. B. Entzündung, Vereiterung und Brand, theils durch die Beſonderheit dieſer Organe beſtimmt werden. Unter dieſe gehört die Steinkrankheit. Da mit dem zunehmenden Alter der Knochenbau vollendet iſt, folglich die Quantität von phosphorſaurer Knochenerde zu deren Ausbildung nicht mehr nöthig iſt, ſo folgt hieraus von ſelbſt, daß ein Überſchuß davon als fremdartiger Stoff in den Säften des Körpers zurückbleiben muß. Dies muß noch mehr der Fall ſeyn, wo durch Übermaß an Speiſen und Getränken ein zu großer Antheil an Stickſtoff in die Circulation kommt, wie dies bei luxuriös und ruhig lebenden Perſonen Statt findet, wo denn nicht ſelten die Arthritis ihren Urſprung hernimmt (ſ. dieſen Artikel), welche durch übermäßige Erzeugung von phosphorſaurer Kalkerde ſich auszeichnet. So lange dieſe bei völliger Energie der Function der Nieren durch den Urin ausgeleert wird, kann ſich keine Krankheit erzeugen. Sinkt aber bei zunehmenden Jahren die Energie der Lebensthätigkeit in den Nieren, ſo ſteigt dagegen die Herrſchaft des irdiſchen Stoffes, ſeine Neigung zur Cryſtalliſation, die um ſo mehr wächſt, je weniger verdünnt der Urin iſt, wird überwiegend, und ein Kern von phosphorſaurem Kalk, oder von phosphorſauren Salzen, zuweilen mit etwas Gallerte verbunden, fängt an ſich zu bilden, um welchen ſich nun rindenartig immer mehr ſolche irdiſche Theile anſetzen. Der Ort dieſes Anſatzes iſt bei dem Nierenſtein gewöhnlich das Nierenbecken. Oft gleiten ſie von hier durch die Harnleiter bis in die Blaſe hinunter, nicht ſelten aber bleiben ſie auch, vergrößern ſich ſo ſehr, daß ſie das ganze Nierenbecken ausfüllen, und deſſen Form

annehmen, ja mit mehreren Äſten bis in die Nierenkelche ſich fortſetzen. H.

Nießbrauch, usus fructus, der Gebrauch des Ertrags, Genuſſes, oder Nutzens einer Sache, das Recht, dieſelbe nach gewiſſen Beſtimmungen zu benutzen. Man unterſcheidet nämlich beim Eigenthumsrechte (jus dominii) dreierlei Rechte: 1. den wirklichen, vollſtändigen Beſitz der Sache, 2. das Eigenthum oder Proprietät, und 3. das Benutzungsrecht. Die Proprietät gibt dem Eigenthümer Rechte über die Beſtandtheile, woraus die Sache beſteht; der Nießbrauch enthält das Recht, ſich allen Nutzen, den man aus der Sache ziehen kann, zuzueignen, und iſt daher eine Art der ſogenannten perſönlichen Servitut. Die Verhältniſſe des Eigenthümers zum Nießbraucher oder Nießnutzer (usufructuarius), welche gewöhnlich durch den Vertrag, der die Servitut beſtellt, feſtgeſetzt ſind, haben indeſſen oft viele ſtreitige Fragen veranlaßt, wohin vorzüglich die gehört, ob der Nießnutzer in der zu nießbrauchenden Sache, ſeinen Einſichten nach, nützliche Veränderungen ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Eigenthümers vorzunehmen berechtigt ſey.

Nieſen, im Niederſächſiſchen pruſten, bezeichnet die mit einem gewiſſen ziſchenden Geräuſch und plötzlicher Zuſammenziehung der Muskeln des Unterleibes und derer, welche auf die Lunge wirken, verbundene Ausſtoßung der Luft, vorzüglich aus der Naſe, deren Geruchsnerven in Bewegung geſetzt worden ſind. Unter den Thieren nieſ't nur der Hund vollkommen wie der Menſch. Da ein anhaltendes heftiges Nieſen, welches aus dem Einziehen eines fremden Körpers in die Naſe oder wie beim Schnupfen aus einem krampfhaften in der die Naſe inwendig bekleidenden Schleimhaut entſteht, kann bisweilen, beſonders bei ſchwächlichen Perſonen, gefährlich und durch das Einſpritzen lauwarmer Milch oder lauen Waſſers oder durch das bloße Einziehen des Dampfes von warmem Waſſer gehoben werden. — Die Gewohnheit, jemanden beim Nieſen Geſundheit zu wünſchen, iſt ſo alt, daß ſchon der große Forſcher Ariſtoteles zu Alexanders Zeit ihren Urſprung nicht mehr anzugeben wußte. Es iſt daher wohl möglich, daß nach der Behauptung Einiger ſchon der Erzvater Jacob oder Prometheus Geſundheit gewünſcht, oder daß die Sitte bei einer Krankheit entſtanden ſey, in welcher das Nieſen das Aufhören der gefährlichen Criſis verkündigte; nur beweiſen läßt es ſich nicht mehr.

Niethammer (Friedrich Immanuel), der Philoſophie und Theologie Doctor, der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu München außerordentliches wirkliches Mitglied, königlich bayerſcher Central-, Schul-, Studien und Kirchenrath bei dem geheimen Miniſterium des Innern, iſt zu Beilſtein im Wirtembergiſchen den 24ſten März 1766 geboren. Im Jahr 1793 trat er zu Jena nach erlangtem Doctorate in der Philoſophie und Theologie als Profeſſor dieſer Wiſſenſchaften öffentlich auf. Ein Geiſt gründlicher, tief eindringender, umſichtsvoller und parteiloſer Unterſuchung, und eine Methode, welche immer den Stand der jedesmaligen Frage aus dem hiſtoriſchen und wiſſenſchaftlichen Standpunkte allſeitig genau beſtimmte, und den Gegenſtand derſelben in ſcharfer und lichtvoller Erörterung erſchöpfend abhandelte, offenbarte ſich in den Vorleſungen und Schriften deſſelben ſo deutlich, daß ſeine Zuhörer und Leſer die ausgezeichnete echte philoſophiſche Darſtellungsgabe deſſelben laut anerkennen und bewundern mußten. Zur Zeit, wo er

zu wirken anfing, drückten unſer liebes Deutſchland zwei große, lange vorher entſtandene, jezt aber immer mächtiger um ſich greifende übel: erſtlich eine kecke und anmaßende Aufklärerei, welche ſich mit dem Verdienſte der Verſcheuchung des Aberglaubens ſtolz blähte, im Grunde aber alles ſpeculative Denken anfeindete und zu verdrängen ſuchte; dann aber eine faſt ausſchließende Richtung der Cultur auf Induſtrie und Gewerbfleiß, welche über dem Nützlichen und Einträglichen alles Reingeiſtige und Ideale in Kunſt und Wiſſenſchaft als völlig unbrauchbar geringſchätzte. Klein war damals die Zahl der Deutſchen, welche vorausſahen, wohin ein ſolcher Zuſtand der Entgeiſtung am Ende das deutſche Volk führen mußte. Nur den beſten Köpfen leuchtete es ein, daß dadurch immer mehr und mehr jede Erhebung deſſelben über das Irdiſche gelähmt, jedes Leben deſſelben in Ideen zerſtört, jeder Aufſchwung deſſelben zu echten patriotiſchen Gefühlen zurückgehalten und jeder Keim von wahrem Muth zur Behauptung von Selbſtſtändigkeit in demſelben erſtickt werden mußte. Sie fühlten, wie nothwendig es ſey, die Herrſchaft eines ſo verderblichen Zeitgeiſtes zu ſtürzen, und die echte, von dem Erdgeiſte vertriebene Philoſophie wieder herzuſtellen. In der kleinen, aber muthigen Schaar dieſer geiſtreichen Streiter für eine heilige Sache erſchien als einer der Erſten auch Niethammer. Theils für ſich, theils vereint mit Fichte und andern Edlen kämpfte er in Schriften und öffentlichen Lehrvorträgen ſiegreich gegen das damalige verwegne Eindringen eines ſchädlichen und gefährlichen plumpen Realismus in den ganzen Umkreis menſchlicher Bildung, und ſtrebte dagegen, ſeine Zeitgenoſſen zur Wiedererneuerung eines geiſtigen Lebens in ſich dadurch zu vermögen, daß er ihnen klar erwies, daß die Idealität der Wahrheit und die Wahrheit des Idealen in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Philoſophie und Religion und im ganzen menſchlichen Leben etwas von aller Vernunft als Wahrheit Gefodertes und Vorausgeſetztes ſey. Durch dieſe heilbringende Wirkſamkeit in dem Gebiete der Wiſſenſchaften zog er die Aufmerkſamkeit der weiſen königlichen bayerſchen Regierung auf ſich, und er war einer der auswärtigen Gelehrten, die ſie 1803 nach Würzburg berief, um zu einem neuen kräftigen Umſchwung der Wiſſenſchaften und Künſte in ihren Staaten mitzuwirken. Als Bayern 1805 Würzburg im preßburger Frieden abtrat, wurde er von da als proteſtantiſcher Kreis-, Conſiſtorial- und Schulrath nach Bamberg im Mainkreiſe, und von da 1807 als Central-, Schul- und Studienrath nach München verſetzt. Längſt ſchon hatte er mit innerſter Wehmuth geſehn, wie, in Folge des bloß auf Erwerb gerichteten Zeitgeiſtes, faſt überall in Deutſchland die Unterweiſung über materielle Gegenſtände der Außenwelt kühn den Unterricht über geiſtige Gegenſtände der Innenwelt aus den Schulen verdrängte, und wie man über dem Erwerbszweck und dem Brotſtudium völlig das Studium der alten claſſiſchen Welt und mithin auch aller echten Philoſophie vernachläſſigte, und eben dadurch die Schulen allgemeiner Bildung faſt in bloße Berufsſchulen ausarteten. Bei dieſem verkehrten Zuſtande der Pädagogik geboten Zeit und Vernunft eine Reform des Schulweſens. Niethammer, dem die Stelle, worauf er jezt ſtand, die nachdrücklichſte Mitwirkung an derſelben zur doppelten Pflicht zu machen ſchien, ſprach ſeine ſchon längſt genährten Ideen darüber in ſeiner vortrefflichen Schrift über Philanthropinismus und Humanismus öffentlich aus. Sie fanden die Zuſtim-

mung der Einſichtsvollen von ganz Deutſchland, und insbeſondre den Beifall der für alles Gute empfänglichen königlich bayerſchen Regierung. Verwirklicht erſchienen ſie in dem neuen Schulplane, welchen das allgemeine Normativ vom Jahre 1808 überall im Königreiche einführte, um dem Sprach- und Realſtudium eine durchaus veredelte geiſtige und zeitgemäße Richtung zu geben.

Nike, ſo nannten die Griechen die Göttin, welche den Römern unter dem Namen Victoria bekannt war (ſiehe Victoria).

Nikolaiten ſind 1. eine Secte von Ketzern, die im erſten Jahrhundert der chriſtlichen Kirche ſchon in mehrern Punkten von der gewöhnlichen Lehre abwichen; 2. eine Claſſe der Anabaptiſten oder Wiedertäufer, welche im ſechzehnten Jahrhundert entſtand; 3. diejenigen, welche den geiſtlichen Stand verlaſſen, um zu heirathen. (S. Secten.)

Nil, großer Fluß in Afrika, durchſtrömt ganz Nubien und Ägypten, in welchem Lande er ſich unterhalb Cairo, wo er ungefähr 2000 Fuß breit iſt, in zwei Hauptarme theilt, welche ſich wieder in verſchiedne andre Arme theilen, von denen die beiden äußerſten nach Oſten und Weſten dem untern Theil von Ägypten die Geſtalt eines Delta geben, welchen Namen dieſer Theil des Landes auch im Alterthum hatte (ſiehe den Art. Delta). Im Alterthum zählte man ſieben Hauptmündungen, in denen er ſich in das mittelländiſche Meer ergoß, von denen aber jetzt die meiſten vertrocknet ſind. Den Urſprung oder die Quellen des Nils zu entdecken und zu beſtimmen, hat ſchon ſeit den älteſten Zeiten zu den ſchwerſten Aufgaben der Reiſebeſchreiber und Geographen gehört. In der neueſten Zeit hat der Schottländer Bruce in ſeiner Reiſebeſchreibung behauptet, die Quellen des Nils in der Provinz Gojam in Abyſſinien im November 1770 wirklich geſehen zu haben; ein Vorgeben, dem jedoch von Andern lebhaft widerſprochen worden iſt. Gewöhnlich nimmt man indeſſen an, daß er in den abyſſiniſchen Gebirgen im Lande der Agows entſpringe. Die Schifffahrt auf dem Nil wird bei Aſſicut in Ober-Ägypten durch Cataracten (Waſſerfälle) unterbrochen, von deren Höhe jedoch die Alten eine übertriebene Beſchreibung machen. Dasjenige, was den Nil vor allen andern Flüſſen in der Welt beſonders merkwürdig und für Ägypten beſonders wohlthätig macht, iſt ſein jährliches Austreten, wodurch er das Land überſchwemmt und fruchtbar macht, welche Fruchtbarkeit indeſſen nicht ſo ſehr dem Schlamm *) des Nils, wie Einige behauptet haben, als vielmehr der Wäſſerung ſelbſt zuzuſchreiben iſt. Vom 18ten oder 19ten Juni fängt er an allmählig zu ſteigen, erreicht im September ſeine höchſte Höhe, und fällt dann wieder eben ſo allmählig und in eben ſo viel Zeit, als er geſtiegen war. Durch künſtliche Canäle wurde ſchon im höchſten Alterthum das Waſſer des ausgetretenen Nils gleichförmiger vertheilt, und man hatte an mehreren Orten ſogenannte Nilmeſſer angebracht, an denen man das Steigen und Fallen des Fluſſes auf das ſorgfältigſte beobachtete. Die Urſache dieſer periodiſchen Überſchwemmung ſuchte man ſchon im Alterthum in dem in Abyſſinien vom März bis zum September fallenden Regen und den um dieſelbe Zeit das Waſſer nordwärts

*) Dem allmähligen Anſatz des Nilſchlamms haben einige die Entſtehung von ganz Unter-Aegypten, ja vielleicht von ganz Aegypten ſelbſt zugeſchrieben.

treibenden Winden. Das Waſſer des Nils, welches während des Steigens verſchiedne Farben zeigt, iſt zwar ſchlammig, aber ſehr ſüß und angenehm im Geſchmack. — Wegen ſeines ſo regelmäßigen Austretens konnte der Nil im alten Ägypten eine Zeit- oder Calenderbeſtimmung werden, und diejenigen, welche die meiſten ägyptiſchen Gottheiten für perſonificirte Zeit- oder Calenderbeſtimmungen halten, laſſen ihn daher auch in der ägyptiſchen Mythologie ſeine Rolle ſpielen.

Nimbus nennt man den Strahlenkranz oder den Schimmer, mit dem man im Alterthume die Häupter gewiſſer Gottheiten, Könige und Kaiſer, und ſeit dem Chriſtenthum das Haupt Chriſti und der Heiligen (weßhalb Nimbus auch oft Heiligenſchein heißt) vorgeſtellt hat. Viele erklären dieſe Sitte daher, daß Nimbus urſprünglich bei den Römern eine Stirnbinde bedeutet habe, mit der die Römerinnen zuweilen eine zu hohe Stirn verbargen, daß man daher ferner auch die kleine Bedachung ſo genannt habe, mit der man das Haupt der Götterbildſäulen gegen Schmutz und Verunreinigung ſchützte, und daß man an dieſer kleinen Kopfbedeckung bloß zur Zierde anfangs Strahlen angebracht habe, aus welchen zuletzt ein wirklicher Strahlenkranz geworden ſey. Allein es iſt durch viele Mythen, in welchen gottgeweihte Kinder ſchon mit ſolchem Schein in der Wiege vorgeſtellt werden, allein ſchon wahrſcheinlich, daß die Idee des Nimbus einer uralten orientaliſchen Symbolik ihre Entſtehung verdankt, deren urſprüngliche Bedeutung für uns verloren iſt.

Nimes, im ältern Franzöſiſchen Nismes, iſt die Hauptſtadt des Departements du Gard, im ehemaligen Nieder-Languedoc. Auch bei dieſer Stadt tritt der ſo häufige Fall ein, daß die Stadt ſelbſt unanſehnlich und winklich gebaut iſt, während die Vorſtädte ſehr ſchöne Anlagen und Gebäude enthalten. Nimes war von jeher ein ſehr bedeutender Handelsplatz im Innern von Frankreich. Man hat berechnet, daß hier oft für 21 Millionen Franken Waaren in einem Jahre umgeſetzt werden. Die Anzahl der Häuſer iſt 4500, und die der Einwohner beläuft ſich auf 40,000, unter denen man beinahe 25,000 Calviniſten zählt. In antiquariſcher Hinſicht iſt Nimes beſonders deßwegen merkwürdig, weil ſich in der Nähe dieſer Stadt die Überbleibſel des am beſten erhaltenen Amphitheaters (Amphitheatrum Nemausense) befinden. Für die Tabakraucher und Gelehrten iſt es nothwendig zu wiſſen, daß der berühmte Jean Nicot, welcher als franzöſiſcher Geſandter 1559 den erſten Tabak aus Portugal nach Frankreich ſandte (woher der Tabak noch herba Nicotiana genannt wird), daß der berühmte reformirte Prediger Jacques Saurin, daß der verdiente Gelehrte Samuel Petitus, der ſich vorzüglich durch ſein Werk de legibus Atticis berühmt gemacht hat, in Nimes geboren worden ſind. Ein Haupthandel der Stadt beſteht in den umher theils wild aufkommenden, theils gezogenen Gewächſen, wovon die Samen, die Blüthen und Blätter und die getrockneten Wurzeln weit verſandt werden. Clima und Boden ſollen hier dieſe Vegetabilien den höchſten Grad der Güte erreichen laſſen.

Nimrod, der nach der moſaiſchen Urkunde um 2000 vor Chr. Geb. zuerſt ein Held war, wird gemeiniglich für den erſten Regenten und Eroberer gehalten, der an die Stelle der patriarchaliſchen Unabhängigkeit nomadiſcher Urſtämme das Joch der Monarchie geſetzt habe. Babylon und die Monarchie dieſes Namens wurde von ihm gegründet,

und durch die Eroberung der Städte (befeſtigten Horden) Erech, ſpäter Edeſſa, Accad, ſpäter Niſibis, und Chalne, ſpäter Cteſiphon in Meſopotamien vergrößert. Herder nennt ihn den Unternehmer des babyloniſchen Thurmbaues und ſieht in dem Umſtande, daß er ein gewaltiger Jäger war, nur eine bildliche Andeutung der Tyrannei, mit der er die wild umherſchweifenden Nomaden zuſammengelockt und ſich durch Liſt und Gewalt unterworfen habe. Nimrod bedeutet im chaldäiſchen und arabiſchen Dialect einen Empörer; die vergleichende Mythologie kann daher wohl Recht haben, wenn ſie in ihm den Rieſen der Finſterniß (er war ein Nachkomme des zum Stammvater der Schwarzen verurtheilten Hams) und die Perſonification der Entſtehung einer königlichen Gewalt unter den Menſchen, die ſich gegen die göttliche, das Licht, aufgelehnt und die Stelle Gottes auf Erden einzunehmen gewagt habe, zu entdecken glaubt, und ihn als mythiſches Weſen mit dem Bel der Chaldäer und dem mediſch perſiſchen Katumarat für gleichbedeutend hält. E.

Nimwegen, Nimmegen oder franzöſiſch Nimégue, eine Stadt von 12- bis 13,000 Einwohnern, in den Niederlanden an der Waal, gehörte, als dieſe Länder mit Frankreich vereinigt waren, zum Departement Geldern, und ſteht jetzt unter der Souveränetät des Hauſes Oranien. Es iſt eine alte, ziemlich befeſtigte und weitläuftig gebaute Stadt, welche in der neuern Geſchichte vorzüglich durch den in den Jahren 1678 und 1679 daſelbſt geſchloſſenen Frieden merkwürdig geworden iſt, der für Holland und Deutſchland eben ſo nachtheilig war, als er vortheilhaft für Ludwig XIV. ausfiel. Die Stadt iſt nicht ohne Handel, der vorzüglich mit dem benachbarten Cleve betrieben wird, und unter deſſen Producten das in Nimwegen gebraute weiße Bier Mol genannt, vorzüglich einträglich iſt. Bemerkenswerth iſt auch noch hier die alte Burg, der Falkenhof genannt, welcher die Reſidenz der alten Burggrafen von Nimwegen war. Ehemals war Nimwegen die zweite Handelsſtadt nach Amſterdam.

Ninus. Da die im Anfang des vorigen Jahrhunderts von mehrern Mitgliedern der Academie des Inscriptions et des belles lettres zuerſt in Anregung gebrachten Unterſuchungen über die älteſte aſſyriſch-babyloniſche Geſchichte noch immer zu keinem einigermaßen ſichern Reſultat geführt haben, ſo kann man auch von Ninus die bekannten Sagen bloß anführen, ohne in eine weitläuftige und immer ungewiß bleibende Erörterung einzugehn. Nach dieſen war Ninus ein alter aſſyriſcher König, Nachfolger des Belus, und einer der größten Eroberer in Aſien. Er erweiterte das aſſyriſche Reich bis an die Gränzen von Indien, an den Nil und an den Tanais. Er heirathete die Semiramis, die Gemahlin des Mecon eines ſeiner Statthalter, die ihm durch Anſchläge zur Eroberung von Baktra, der Hauptſtadt von Baktien behülflich geweſen war. Er erbaute Ninive oder Ninus, die Hauptſtadt ſeines Reichs. Sein Sohn war Ninyas. Ihm folgte ſeine Gemahlin Semiramis. Die Stiftung ſeines ungeheuern Reichs wird zwiſchen das Jahr 2200 und 2100 vor Chr. Geb. geſetzt.

Niobe, Tochter des Tantalus und der Dione, war die Gemahlin Amphions, der mit Zethus gemeinſchaftlich das von ihnen erbaute Theben beherrſchte. Sie hatte (nach der gewöhnlichen Angabe) ſieben Söhne und ſieben Töchter, und ſie vergaß ſich in dem (im Alterthum ſonſt nicht ungewöhnlichen) Stolz auf blühende Nachkommenſchaft ſo ſehr, daß ſie ſich über die Latona, die Mutter von

nur zwei Kindern, des Apoll und der Diana, erhob, und zur Strafe für dieſen Übermuth ihre Kinder, von den Pfeilen des Götterzwillingspaars getroffen, dahin ſinken ſehn mußte. Der Schmerz und die Verzweiflung verwandelten die unglückliche Mutter nach langem Umherirren in einen Stein, den man noch am Berge Sipylus im Reiche ihres Vaters zeigte. Auch Amphion und Zethus fielen, als ſie voll Zorn in Apolls Heiligthum drangen, von den Pfeilen des Gottes durchbohrt. — Dieſes iſt die gewöhnliche Erzählung des Schickſals der Niobe, in deſſen Nebenumſtänden die Dichter, welche dieſe Geſchichte eben ſo oft als die Künſtler zum Gegenſtand ihrer Darſtellungen gemacht haben, ſehr häufig abweichen. Der Hauptgrund der Fabel ſelbſt ſcheint in jenem alten Sprachgebrauch zu liegen, daß man von jungen Leuten, die eines plötzlichen Todes ſtarben, ſagte, der Pfeil des Apoll oder der Diana habe ſie getroffen, ſo wie das Verſteinertwerden faſt in allen Sprachen das gewöhnliche Bild für den höchſten Grad der erſtarrenden Verzweiflung iſt. Eine der ſchönſten Kunſtdarſtellungen des Alterthums hat ſich in der ſogenannten Gruppe der Niobe erhalten, welche von Angelo Fabroni (Florenz 1779) beſonders beſchrieben und auch in Winkelmanns Geſchichte der Kunſt (B. 1. S. 148) gehörig gewürdigt worden iſt. Die dieſe Gruppe bildenden Statuen wurden im Jahre 1583 bei der porta lateranensis in Rom ausgegraben, vom Cardinal Ferdinand v. Medicis gekauft, vom Großherzog von Toscana, Leopold, im Jahre 1770 in der Rotunda la Tribuna zu Florenz aufgeſtellt, und in Folge des franzöſiſchen Evacuationsſyſtems in neuern Zeiten nach Paris gebracht, wo ſie noch jetzt eine der ſchönſten Zierde des Muſäums der Antiken iſt.

Nivelliren heißt ausmeſſen, wie ſich die Höhe der Oberfläche des Waſſers an einem gewiſſen Punkte zu der Höhe deſſelben an einem andern Punkte verhält, oder unterſuchen, um wie viel das Waſſer an einem gewiſſen Punkte weiter vom Mittelpunkte der Erde entfernt iſt, als an einem andern. Da auf dieſer Beſtimmung der Fall des Waſſers beruht, ſo ergibt ſich hieraus ſchon von ſelbſt, von welcher Wichtigkeit das Nivelliren bei Bergwerken, Waſſermühlen und allen andern Bauten und Anlagen ſey, bei denen das Gefälle des Waſſers in Betrachtung kommt. Die zu dieſem Abmeſſen erfundenen Werkzeuge nennt man Waſſerwagen oder Nivellirwagen, die auf verſchiedne Art gemacht werden. — In einer abgeleiteten Bedeutung verſteht man auch unter **Niveau** oder **Waſſerpaß** (**Schrägmaß**, **Perpendicul**) das Inſtrument, von deſſen Mitte eine Bleikugel herabhängt, und deſſen ſich die Maurer und Zimmerleute bedienen, um die Horizontallinie zu nehmen und zu ſehen, ob die von ihnen gelegten Steine oder Hölzer gleich liegen. Hieraus ergibt ſich die metaphoriſche (übergetragene) Bedeutung des Worts Niveau von ſelbſt. So ſagt man z. B. von einem Menſchen, daß er ſich nicht zum Niveau eines andern erheben könne.

Nivernois (Louis Jules Mancini, Herzog von), franzöſiſcher Staatsminiſter, Mitglied der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, wurde daſelbſt den 16ten December 1716 geboren. Er war der Enkel jenes Herzogs von Nevers, der durch ſeinen Geiſt, durch ſeinen Hang zur Poeſie und durch ſeine ungerechten Urtheile über Racine berühmt geworden iſt. Nachdem der junge Herzog von Nivernois ſich eine Zeit lang der militäriſchen Laufbahn gewidmet hatte, ging er in die diplomatiſche über, und war franzöſi-

ſcher Geſandter in Rom, in Berlin, wo er von Friedrich dem Großen ſehr geſchätzt wurde, und in London, wo er den Frieden von 1763 unterhandelte, der bekanntlich weit vortheilhafter für Frankreich ausfiel, als man es hätte erwarten ſollen. In allen dieſen Stellen entwickelte er alle Eigenſchaften eines vollendeten Diplomatikers. Als er nach Paris zurückgekehrt war, beſchäftigte er ſich bloß mit den Wiſſenſchaften. Die Mannichfaltigkeit ſeiner literariſchen Arbeiten im Fach der ſchönen Wiſſenſchaften iſt ein Beweis der Leichtigkeit und Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes, indeſſen zeichnete er ſich doch in der Gattung der Fabeln und der poésies fugitives am meiſten aus, in denen er zuweilen der Grazie Voltaire's und dem esprit des de la Motte nahe kommt. Während der Schreckenszeit unter Robespierre wurde der Herzog von Nivernois ungeachtet ſeines hohen Alters verhaftet und blieb bis zum 9ten Thermidor 1796 im Gefängniß. Er ſtarb zu Paris im 72ſten Jahre ſeines Alters. Nachdem ſeine Werke ſchon 1796 in acht Bänden erſchienen waren, gab François de Neufchateau noch zwei Bände Oeuvres posthumes heraus, welche verſchiedne Briefe, Memoires und das Théâtre de société des Verfaſſers enthalten.

Nixen. Dieſe weiblichen Gottheiten der nordiſchen Mythologie gleichen in den Hauptideen, die man davon hätte, den Najaden der griechiſchen Mythologie. Wie dieſe, ſind ſie die beſchützenden Gottheiten der kleinern Landgewäſſer, in denen ſie ſich gewöhnlich aufhalten. Wie dieſe, miſchen ſie ſich oft in die Angelegenheiten der Menſchen, vorzüglich liebender Jünglinge und Mädchen, ein, und ſpielen daher in den Volksmährchen, die ihnen gewöhnlich einen ſchalkhaften und oft ſogar boshaften Charakter beilegen, eine große Rolle. Ih Name rührt wahrſcheinlich von den Nökken oder Nikken her, welche in der nordiſchen Mythologie zu der böſen Gattung der Elfen (Swartelſtar) gezählt werden.

Nizza, franzöſiſch Nice, vormals die Hauptſtadt der Grafſchaft dieſes Namens, und nach der Vereinigung derſelben mit Frankreich die Hauptſtadt des Departements des Alpes maritimes, nicht weit vom Einfluß des Paglione in das mittelländiſche (hier ehemals liguſtiſch genannte) Meer. Dieſe Stadt enthält über 18,000 Einwohner. Ihre Eintheilung in die Alt- und Neuſtadt wird, wie in vielen andern ſo eingetheilten Städten durch die Schönheit der Gebäude der Neuſtadt gerechtfertigt, während die Altſtadt in ſchmutzigen, krummen, winklichten Gaſſen alte, finſtre und ſchlecht gebaute Häuſer zeigt. Dieſe Stadt und die umliegende Gegend ſind am meiſten berühmt theils durch die ſo außerordentlich reine und geſunde Luft, theils durch die ganz ausgezeichnete Milde des Clima's ſelbſt mitten im Winter, welche Milde die Gegend den nördlichen Gebirgen zu verdanken hat, welche mit den Alpen zuſammenhängen und das Land vor ultramontaniſchen Stürmen bewahren. Daher iſt Nizza der Lieblingsort aller derer, die das Bedürfniß haben, eine reine Luft einzuathmen, in welcher Hinſicht ihr bloß Montpellier gleich kommt, und es iſt zugleich der Lieblingsaufenthalt aller derer, die ſich vor dem nordiſchen Winter retten wollen. Die Luft iſt hier ſo rein, daß man bei gutem Wetter von hier aus die Gebirge von Corſica ſehen kann. Man findet hier Seebäder und die Ruinen eines römiſchen Amphitheaters. Die Stadt treibt einen nicht unbedeutenden Handel, vorzüglich mit roher und geſponnener Seide, Wein, Öl und Blumen, welche im Winter von hier nach Paris, und ſogar

nach London verſchickt werden. Nizza iſt auch als Geburtsort des berühmten Mahlers Carl Vanloo merkwürdig.

Nizzami Ghedid (Niſämi Dſcheddid), hieß auf türkiſch die in Conſtantinopel für die neue, d. h. europäiſche Militärorganiſation errichtete Commiſſion; überhaupt aber wurde mit dieſem Ausdrucke das neue Syſtem bezeichnet, nach welchem die türkiſche Kriegsmacht die gegenwärtige europäiſche Militärverfaſſung erhalten oder ihr wenigſtens näher gebracht werden ſollte. Die auf dieſe Weiſe neu errichteten Truppencorps hießen Seymens. Selim III. begann dieſe Reformen, da ſeinem richtigen Blicke nicht entging, wie ſehr ſeine Janitſcharen durch ihre Undiſciplin jedem europäiſchen Heere nachſtänden. Aber die Janitſcharen, empört durch den ihnen aufgelegten Zwang, entſetzten Selim III. und erhoben Muſtapha IV. ſtatt ſeiner auf den Thron. Dieſen ſtürzte der energiſche Muſtapha Bairaktar (ſ. d. Art.), welcher als Großvezier des jungen Sultan Mahmud die von Selim begonnenen Reformen im Heere nachdrücklich fortſetzte. Aber auch er unterlag der Wuth der Janitſcharen, und ſeitdem iſt von dem Nizzami Ghedid nicht mehr die Rede geweſen.

Noah war der letzte unter den Patriarchen ſethitiſchen Stammes vor der Sündfluth, den Gott wegen ſeiner Frömmigkeit zum Stammvater eines neuen Menſchengeſchlechts beſtimmte, da das erſt geſchaffne wegen ſeiner Sünden in der Fluth umkommen mußte. In einem Schiffe, das er nach der Anweiſung Gottes gebaut hatte, rettete er ſich, ſeine Familie und von jeder Gattung reiner und unreiner Thiere, die ihn umgaben, ein Paar und landete, nachdem das Waſſer ſich wieder verlaufen hatte, auf dem Gebirge Ararat in Armenien, wo er Gott ein Dankopfer brachte und im Regenbogen das Zeichen ſah, daß eine ſolche Fluth nie wiederkehren ſolle. Das von ihm verkündigte göttliche Gebot, kein Menſchenblut zu vergießen und auch geſchlachtete Thiere nicht roh in ihrem Blute zu eſſen, machte, ſo wie der Acker- und Weinbau, den er trieb, den Anfang zur Civiliſation. Doch daß es auch nach der Fluth noch menſchliche Schwachheiten und Sünden gab, mußte Noah ſelbſt erfahren. Da er einſt im Schlummer der Weintrunkenheit entblößt in ſeiner Hütte lag, ſah ihn ſein Sohn Ham und ſpottete der Schwäche des Vaters gegen ſeine beiden ältern Brüder Sem und Japhet. Dieſe aber nahmen ein Gewand, legten es auf ihre Schultern, und warfen es rücklings mit abgewendetem Antlitz über ihren Vater hin, ſo daß ſie ſeine Blöße nicht ſahen. Dies Zartgefühl blieb nicht unbelohnt. Da Noah erwacht war und das Vergangne erfahren hatte, gab er ihnen ſeinen Segen, dem Sohne Hams Canaan aber den Fluch, der Knecht ſeiner Brüder zu ſeyn, eine Strafe, die für das Verbrechen der beleidigten väterlichen Majeſtät nicht zu hart und beſonders zum Erweis des Rechts der ſemitiſchen Iſraeliten auf den Beſitz des Landes Canaan in der bibliſchen Urkunde angeführt zu ſeyn ſcheint. Die Nachkommen Noahs bevölkerten Aſien; Herren dieſes Erdtheils wurden die Semiten, die Japhetiten breiteten ſich über Europa aus, mehrere hamitiſche Völker aber mußten nach blutigen Kriegen, von den Semiten verdrängt, ſich nach Afrika wenden, daher die Schwarzen für Nachkommen Hams angeſehn werden. Dieſe hebräiſche Sage von der Sündfluth und der Rettung Noahs, als eines zweiten Adams, findet in der Gleichheit mehrerer Umſtände ähnlicher Mythen bei andern aſiatiſchen Völkern ihre Beſtätigung. Der chaldäiſche Xeiſuthros, der

indiſche Prithu oder Man-Sotti-wraka, der in der aſiatiſchen und griechiſchen Mythenwelt herrſchende Dionyſos oder Bacchus iſt jener Noah der Hebräer, der Gott der Thränen (über die untergegangne Vorwelt) und des Weines. (Vergl. den Art. Sündfluth.) Den Stoff der Geſchichte Noahs hat Bodmer in ſeiner Noachide epiſch behandelt, ohne ihm dadurch ein neues Intereſſe zu geben. K.

Noailles, eine der älteſten und berühmteſten adeligen Familien in Frankreich, deren Stammſchloß bei Brives la Gaillarde in Limouſin liegt. Wir wollen einige der berühmteſten Männer aus dieſer Familie anführen. Antoine von Noailles, geboren 1504, geſtorben 1562, leiſtete ſeinem Vaterlande ſowohl im Felde als im Cabinet als Diplomatiker ausgezeichnete Dienſte. Als franzöſiſcher Geſandter in England vermittelte er den Waffenſtillſtand, der zu Vaucelles zwiſchen Heinrich II. von Frankreich und Philipp II. von Spanien geſchloſſen wurde. Noch ausgezeichneter als Diplomatiker war ſein Bruder François von Noailles, der zu Bayonne 1585 in einem Alter von 66 Jahren ſtarb. Er war Geſandter in England, Rom, Venedig und Conſtantinopel. Heinrich III. und Catharina von Medicis zogen ihn in den verwickeltſten Angelegenheiten zu Rathe. Anne Jules von Noailles (1650-1708) zeichnete ſich als General aus. Er war es, der den 27ſten Mai 1694 die Schlacht bei Ther gewann. Sein Sohn Adrian Maurice, Herzog von Noailles, geboren 1678, zeichnete ſich ebenfalls in der militäriſchen Laufbahn aus. Die bedeutendſten Dienſte leiſtete er in Catalonien während des ſpan ſchen Succeſſionskriegs. Er verheirathete ſich mit Mademoiſelle d'Aubigné, der Nichte der Frau von Maintenon. Die hohe Gunſt, die er auf dieſe Weiſe am Hofe erlangte, war weit entfernt, ihn zu einem falſchen Schritte zu verleiten. Mitten am glänzendſten Hofe war der Herzog von Noailles ein liebenswürdiger Philoſoph, General und Staatsmann. Unter dem Regenten, der ihn eben ſo ſchätzte, wie Ludwig XIV., zog ihm die Standhaftigkeit, womit er ſich den Anſprüchen des Cardinals Dubois, im großen Regentſchaftsrath den Vorſitz über die Herzoge und Pärs zu haben, widerſetzte, im Jahr 1721 ein Exil zu, das bis zu dem Tode Dubois (im Auguſt 1723) dauerte. Als Präſident des Finanzconſeils entwickelte er viel Thätigkeit, und veranlaßte unter andern jene berühmte Commiſſion, welche über diejenigen Gericht hielt, welche ſich in den königlichen Finanzen auf eine unrechtmäßige Art bereichert hatten. Weniger Glück hatte er als General im öſterreichiſchen Succeſſionskriege, und namentlich in der Schlacht bei Dettingen. Den ſiebenjährigen Krieg erlaubte ihm ſein Alter nicht mehr mitzumachen. Er ſtarb zu Paris den 22ſten Juni 1766. Millot, der im Jahre 1777 ſeine Mémoires in 6 Bänden herausgegeben hat, ſpricht von ihm mit großen Lobeserhebungen. Weniger ſchmeichelhaft iſt das Gemählde, welches der ſtrenge Duclos von ihm entworfen hat. Louis, Vicomte von Noailles, warf ſich mit dem größten Eifer in die Revolution. Er war es, der in der Nacht vom 21ſten Auguſt 1789 dem Adel und der Geiſtlichkeit vorſchlug, ihren Privilegien zu entſagen und in der Folge ſich durch eine Menge von Vorſchlägen auszeichnete, welche ſeine Liebe für die neue Ordnung der Dinge bewieſen. Im Jahre 1792 emigrirte er, kehrte ſpäter nach Frankreich zurück und begleitete als Brigadegeneral die Expedition nach Domingo, bei welcher er in einem kleinen

Seegefecht mit den Engländern im Jahre 1803 blieb. Louis Antoine von Noailles, Bruder des Anne Jules, von dem wir oben geſprochen haben, geboren den 27ſten Mai 1651, ergriff den geiſtlichen Stand. Im Jahre 1695 erwarben ihm ſeine Verdienſte die Stelle als Erzbiſchofs von Paris. Der Beifall, den er den berühmten Reflexions morales des Pater Quesnel gab, verwickelte ihn in Händel mit den Jeſuiten. Ihr Haß wuchs noch mehr, als er im Jahr 1700 Cardinal wurde. Der berühmte Pater le Tellier, der im Jahre 1713 die bekannte Bulle Unigenitus (ſiehe Bulle) veranlaßt hatte, benutzte ſeinen Einfluß als Beichtvater des Königs, um den Cardinal von Noailles vom Hofe zu entfernen. Der Herzog von Orleans ſtellte als Regent nach dem Tode Ludwigs XIV. (1715) das Anſehn des Cardinals wieder her, das er bis an ſeinen Tod, welcher im Mai 1729 erfolgte, behauptet hat. Er zeichnete ſich durch die Strenge ſeiner Sitten, die Milde ſeines Charakters, ſeine theologiſchen Kenntniſſe und ſeine Wohlthätigkeit gegen die Armen außerordentlich aus, und war unſtreitig einer der würdigſten Prälaten, den die gallicaniſche Kirche aufzuweiſen hat.

Noetianer, ſ. Secten.

Nollet (Jean Antoine), ſeinem Stande nach ein Geiſtlicher, aber mehr berühmt durch ſeine Verdienſte um die Phyſik und Naturgeſchichte, wurde zu Pimbré im Kirchſprengel von Noyon den 17ten November 1700 von unbemittelten Ältern geboren. Nachdem er ſeinen erſten Unterricht zu Clermont (in Beauvoiſis) und Beauvais erhalten hatte, ging er nach Paris. Anfangs opferte er ſeine Neigungen den Studien des geiſtlichen Standes, zu welchen er beſtimmt war, auf. Allein bald befolgte er eine entgegengeſetzte Verfahrungsart. Bald wurde er mit Reaumur, Dufay, Duhamel und Juſſieu vertraut. Im Jahr 1738 ſtiftete der Graf von Maurepas für ihn zuerſt die Stelle eines Profeſſors der Experimentalphyſik. Er wurde Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften und machte wiſſenſchaftliche Reiſen nach England und Italien. Im Jahr 1744 wurde er nach Verſailles berufen, um den Dauphin in der Experimentalphyſik zu unterrichten, welcher Unterrichtsſtunde oft der König ſelbſt mit der königlichen Familie beiwohnte. Am meiſten beſchäftigte er ſich mit Unterſuchungen über die Electricität. Diejenigen indeſſen, welche ihn als den Vater der Experimentalphyſik in Frankreich betrachten, thun dem Pater Poliniere Unrecht, der die erſten öffentlichen Verſuche in dieſer Wiſſenſchaft zu Paris gemacht hat. Nollet ſtarb zu Paris den 25ſten April 1770. Seine gelehrten Arbeiten finden ſich größtentheils in den Mémoires der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris. Seine Abhandlung über das Gehör der Fiſche wird beſonders geſchätzt.

Nomaden (aus dem Griechiſchen), nennt man diejenigen Völker, welche noch keine feſten Wohnſitze haben und gewöhnlich, bloß mit der Viehzucht beſchäftigt, ihren Aufenthalt ſo oft verändern, als ſie ſich durch Veränderung deſſelben zu verbeſſern glauben. Da ſtehendes Grundeigenthum und Ackerbau bekanntlich die Hauptſtützen einer höhern und fortſchreitenden Cultur ſind, ſo ſtehen die nomadiſchen Völkerſchaften überall den Ackerbautreibenden in Hinſicht der Ausbildung weit nach. Die Nomaden haben gewöhnlich, an die Freiheit ihres Lebens gewöhnt, einen großen Abſcheu vor jeder Niederlaſſung, welche ſie zu den mühſeligen Geſchäften des Ackerbaus und bürgerlichen Lebens nöthigt, und ſie verlaſſen ihre urſprüngliche

Lebensweiſe nur dann, wenn ſie, von allen Seiten eingeengt, dazu genöthigt werden, oder wenn ſie ſich der ſchon beſtehenden Niederlaſſungen eines cultivirten Volks bemächtigen können. Die größten Revolutionen in der Geſchichte ſind oft durch ſolche Nomadenvölker hervorgebracht worden. Noch jetzt ſind Südamerika, Nordafrika und das nördliche und mittlere Aſien voll von Nomaden. Auch unter ihnen gibt es verſchiedne Grade des Culturzuſtandes. Einige halten ſehr auf Wohlhabenheit und Vermehrung ihres beweglichen Eigenthums, und kennen ſchon einen gewiſſen Luxus, während andre eine mehr räuberiſche Lebensart führen.

Nominaliſten. Die genauere Darſtellung der Nominaliſten hängt mit der Schilderung der ſcholaſtiſchen Philoſophie zuſammen, auf welchen Artikel wir hiermit verweiſen. Carl der Große hatte, vorzüglich zur Bildung der Geiſtlichen Schulen (scholas) angelegt, in welchen die ſogenannten ſieben freien Künſte (das Trivium und Quadrivium) gelehrt wurden. Da man in dem damaligen Zeitalter in dieſen Schulen natürlich nicht über die objective Wahrheit der geoffenbarten und von der Kirche geheiligten Wahrheiten hinauszugehn wagte, ſo mußte ſich das Weſen der in jenen neuen Schulen gelehrten Philoſophie, welche daher die ſcholaſtiſche hieß, zunächſt nur in der Anwendung der Philoſophie, oder im Grunde nur eines Theils derſelben, der Dialectik auf die Theologie und auf die innige Verſchmelzung von beiden erſtrecken. Selbſt die Dialectik wurde daher anfangs durch philoſophiſchen Schulzwang und ſpäter durch theologiſche Verketzerung eben ſo unabänderlich in gewiſſe willkürliche Schranken eingeengt, als es die theologiſchen Begriffe ſelbſt waren, zu deren Begründung man ſie gebrauchte. So war der Wirkungskreis der Vernunftthätigkeit ſehr beſchränkt, und es mußte ſich in dem engern Felde, auf welchem man ſich herumtummelte, ein ſubtiler grübleriſcher Geiſt erzeugen, der in leeren Formen und einer Spielerei mit Begriffen ſeine Befriedigung ſuchte und gefunden zu haben wähnte. Den erſten großen Hauptzwieſpalt in die ſcholaſtiſche Philoſophie, welche vom 9ten bis zum 15ten Jahrhundert allein geherrſcht und auch dann noch bis zur Entſtehung der carteſianiſchen Philoſophie Anhänger gehabt hat, brachte der ſogenannte Nominalismus, deſſen erſter Stifter Johann Roscellin, Canonicus zu Compiegne, wurde, indem er unter andern damals ſogenannten Ketzereien behauptete, die allgemeinen Begriffe ſeyen bloße Worte, nomina, Namen (flatus vocis). Dagegen behaupteten die Realiſten (von res die Sache), die allgemeinen Begriffe würden nicht vom Verſtande gebildet, ſondern ſeyen der Willkürlichkeit nach in den Objecten gegründet, ſie würden als Realität dem Verſtande gegeben, ſie ſeyen die Sachheit ſelbſt. Die Lehre des Roscellin wurde zu Soiſſons 1092 verdammt, und die Realiſten, welche unter ſich ſelbſt nur in wenig bedeutenden Punkten abwichen, wurden die herrſchende Schule. Indeſſen wurde im Anfang des 14ten Jahrhunderts der Kampf der Nominaliſten mit den Realiſten durch Occam auf eine ſolche Weiſe erneuert, daß die Nominaliſten zuletzt den Sieg davon trugen. Wilhelm von Occam, aus der Grafſchaft Surrey, ein Schüler des berühmten Scholaſtikers Scotus, und gleich ihm Franciscaner, lehrte zu Paris, vertheidigte die Rechte des Kaiſers und Königs von Frankreich gegen die Anmaßungen des Papſtes und ſtarb, nachdem er viele Verfolgungen erfahren hatte, zu München 1347. Sein Scharfſinn richtete ſich

zunächſt gegen die von den Realiſten behauptete objective Realität, welche den allgemeinen Begriffen außer dem Verſtande zukommen ſolle. Dieſe allgemeinen Begriffe haben vielmehr nach Occam nur ein ſubjectives Daſeyn in der Seele, und ſind ein Product des abſtrahirenden Verſtandes. Unter den nächſten Nachfolgern Occams wurde der berühmte Johann Buridan für den geſchickteſten Vertheidiger des Nominalismus gehalten *). Die Nominaliſten wurden zwar oft verfolgt (zu Paris 1339, 1340, 1409, 1473), indeſſen gewannen ſie doch nach und nach ſowohl in Frankreich als auf den deutſchen Univerſitäten die Oberhand. Die Nominaliſten ſind vorzüglich dadurch in der Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters merkwürdig, daß, ungeachtet ihr Streit ſich eigentlich nur auf die Realität der allgemeinen Begriffe bezog, von ihnen ein freierer und von der kirchlichen Theologie unabhängiger Geiſt ausging, welcher den größern philoſophiſchen Verſuchen der folgenden Jahrhunderte zuerſt den Weg bahnte.

Nominalwerth nennt man den durch Worte oder Zahlen feſtgeſetzten Werth einer Sache und ſetzt ihn dem wirklichen Werthe derſelben, welcher oft davon verſchieden iſt, entgegen. Am häufigſten kommt dieſer Unterſchied bei den Staatspapieren vor. Iſt bei dieſem Nominalwerth und Realwerth gleich, ſo ſagt man, ſie ſtehen al pari. Iſt der Werth der Staatspapiere gefallen, ſo unterſcheidet man dasjenige, was ſie nach dem Nominalwerthe gelten ſollten, von dem Werthe, den ſie im gewöhnlichen Curſe haben.

Non (Jean Claude Richard de Saint), geboren 1727, geſtorben zu Paris 1791, Mitglied der Mahler- und Bildhauerakademie zu Paris, hat ſich berühmt gemacht durch ſein Voyage pittoresque de Naples et de Sicile, das in den Jahren 1782 bis 1786 in fünf Foliobänden herauskam und vorzüglich wegen der dabei befindlichen (417) Kupfertafeln ſehr geſchätzt wird. Er hatte ſeine Stelle als Parlamentsrath verkauft, um mit dieſem Gelde die Reiſe nach Italien zu beſtreiten. Er war ſelbſt ausübender Künſtler, und beſaß in Arbeiten mit der Radirnadel eine vorzügliche Geſchicklichkeit. Außer den angeführten Kupfern jener Reiſebeſchreibung hat er noch eine Menge von Blättern herausgegeben, die er Antiken oder Arbeiten von Le Prince, Boucher und Fragonard nachgebildet hat.

Nonconformiſten, die der biſchöflichen Kirche in England entgegengeſetzte Partei, ſ. anglicaniſche Kirche.

Nonjuroes, d. h. Nichtſchwören, ſ. Jacobiten.

Nonnotte (Cl. Ad.), ehemaliger Jeſuit, Mitglied der Akademie von Beſançon, geboren daſelbſt gegen das J. 1711, machte treffliche Studien und widmete ſich beſonders der Kirchengeſchichte und Theologie. Er machte ſich allgemein bekannt durch ſeine Erreurs de Voltaire, Lyon 1762, 2 Bände, 12., fünfte Ausgabe 1770, 12. Dieſes Werk läßt ſich angenehm leſen; es herrſcht darin eben ſo viel Gelehrſamkeit als Anſtand im Tadel. Voltaire antwortete nicht in gleichem Ton. Nonnotte hatte bei dieſem Werke

*) Unter den nächſten Anhängern und Vertheidigern des Nominalismus bemerkt man auch noch Robert Holcot († 1349), Gregorius Ariminenſis († 1358), Heinrich von Oyta, Heinrich von Heſſen († 1397), Nicolaus Oresmius († 1382), Matthäus von Krakau († 1410), Gabriel Biel († 1495).

den Zweck, die in dem Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, zum Theil aus Unkunde, zum Theil aus Parteilichkeit von Voltaire gemachten Fehler und falſchen Angaben zu berichtigen, und fuhr trotz der Schmähungen ſeines Gegners in ſeinen literariſchen Arbeiten mit demſelben Eifer fort. — Seine übrigen Werke ſind: Dictionnaire philosophique de la religion, 4 Bände; Lettre d'un ami à un ami sur les honnêtetés littéraires; Principes de critique sur l'époque de l'établissement de la religion chrétienne dans les Gaules; Les philosophes des trois premiers siècles de l'église etc. — Nonnotte ſtarb zu Anfang des Jahrs 1790.

Nonnus, ein ſpäterer griechiſcher Dichter, gebürtig aus Panopolis in Ägypten, lebte nach Einigen zu Anfang, nach Andern zu Ende des fünften Jahrhunderts nach Chriſti Geburt. Er iſt Verfaſſer eines Gedichts, Dionyſiaca betitelt, worin der Zug des Bacchus (Dionyſus) nach Indien beſchrieben wird. Nonnus hat darin nicht nur die Werke der ältern Dichter copirt, ſondern auch mehrere Fabeln vom Bacchus aus den cycliſchen Dichter hinein verflochten. Man kann nicht läugnen, daß der Dichter ein gewiſſes Talent in der Art der Behandlung zeigt; nur iſt dieſes Talent zu wenig ausgebildet und nicht mit reinem Schönheitsſinn verſchwiſtert. Die Schreibart iſt ſchwülſtig und weitſchweifig, die Beſchreibungen zu detaillirt, die Beiwörter oft ohne Noth gehäuft und mühſam geſucht. Er war im Ganzen mehr Verskünſtler als Dichter. Ferner haben wir von Nonnus eine verſificirte Paraphraſe von dem Evangelium Johannis, die als Commentar dienen kann, da ſie ſehr deutlich, wiewohl wenig poetiſch iſt.

Noot (Heinrich van der), ſpielte eine merkwürdige Rolle in der Inſurrection der öſterreichiſchen Niederlande gegen Joſeph II. Geboren zu Brüſſel, ſtudirte er die Rechte zu Löwen und kehrte alsdann als Advocat nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Ohne gründliche Kenntniſſe und mit noch weniger richtigem Blicke, war er nichts deſto weniger durch ſeine Beredſamkeit und durch ſeine Kühnheit als Demagog zu fürchten. Schon früher waren die Niederländer durch den von Joſeph II. projectirten Tauſch der Niederlande gegen Bayern und durch die Schleifung der Barriereplätze unzufrieden; als aber der Kaiſer die durch die Joyeuſe Entrée ihnen zugeſicherten Privilegien verletzte, die Patrimonialgerichtsbarkeit abſchaffte, die Univerſität von Löwen neu organiſiren und die fanatiſche Geiſtlichkeit zur Duldung aller chriſtlichen Secten zwingen wollte, zum größten Verdruſſe derſelben Normalſchulen anlegte, und durch die Ernennung von Intendanten die Rechte der Stände vernichtete, ſo entſtanden ſchon im Jahre 1788 zu Brüſſel und an andern Orten Unruhen und Aufläufe. Doch wurden dieſe erſten Bewegungen anſcheinend geſtillt, allein ſchon im Jahre 1790, als Joſeph, auf die Truppenverſtärkungen ſich verlaſſend, die er indeſſen nach den Niederlanden geſandt hatte, ſeine Projecte von neuem durchzuſetzen ſuchte, brach auch der Aufruhr mit verdoppelter Heftigkeit wieder aus und ward allgemein. Van der Noot ſtellte ſich an die Spitze des Volks und ward bald das Haupt der Inſurgenten, die eigentliche Seele des Aufruhrs aber war van Eupen, ein fanatiſcher und ſchlauer Prieſter, der auch van der Noot gänzlich beherrſchte. England, Preußen und der Erbſtatthalter von Holland unterſtützten insgeheim die Empörer. Der Generalgouverneur der Niederlande, Herzog von Sachſen Teſchen, mußte flüchten, die öſterreichiſchen

Truppen wurden vertrieben, ein ſouveräner Congreß, beſtehend aus den Deputirten aller Provinzen, verſammelte ſich zu Brüſſel und erklärte die Unabhängigkeit der Niederlande. Allein bald entſtanden Uneinigkeiten unter den Inſurgenten ſelbſt, Ariſtokraten und Demokraten bildeten ſich in beſondre Parteien und die unbeſonnenen Schritte der letzteren beraubten die Niederländer des Schutzes der Mächte, die ſie bisher begünſtigt. So ward es Leopold II leicht, im Jahre 1791, nachdem Joſeph geſtorben, die Niederlande wieder zu unterwerfen, und van der Noot ſank wieder in das Dunkel zurück, nachdem er eine kurze Zeit zwar eine bedeutende, aber keineswegs ehrenvolle Rolle geſpielt hatte.

Nord=Amerika. In weiterer Ausdehnung des Worts, die große Hälfte des vierten Welttheils, die auf der nördlichen Halbkugel der Erde liegt. Es umfaßt eine Menge Länder von verſchiedenartiger Beſchaffenheit. Fern im Nordweſten wird es unter dem Polarkreiſe durch eine Meerenge, die Behringsſtraße genannt, von Aſien getrennt. Tief im Norden ſind noch viele unbekannte Gegenden um das Eismeer. Die Europäer ſind in dem nördlichſten Theile bis zum 80ſten und in der äußerſten nordweſtlichen Gegend bis zum 72ſten Grade der Breite gekommen. Von ſeinem nordweſtlichſten Theile, der ſich zugleich in der geographiſchen Länge am weiteſten fortzieht, kennen wir größtentheils nur die Küſten. Auf der Oſtſeite von Nord=Amerika liegt unter dem Polarkreiſe Grönland. Hier zieht ſich das Nord= und zum Theil das Eismeer tief in's Land, und macht die beiden großen Buſen oder Bayen: Baffin jenſeit und Hudſon diesſeit des Polarkreiſes. Zu jenem führen gegen Norden die Davis= und Baffins=, und zu dieſem gegen Weſten, zwiſchen unbekannten Inſeln hindurch, die Hudſons=, Forbiſhers= und Cumberlandsſtraße. In Baffins=Meerbuſen ſind nur einige Einfahrten an den Küſten bekannt; bis zum 79ſten Grade, wo der Smiths=Sund liegt, ſind Seefahrer vorgedrungen. An der Oſt= und Nordküſte dieſer Meerbuſen iſt bis jetzt eine nordweſtliche Durchfahrt ins Eis= oder ins große Oſtmeer vergeblich geſucht. An der Weſt= und Südweſtküſte der Hudſonsbay liegt Nord= und Süd=Neuwales; letzteres hat eine ungemein ſtrenge Kälte, die ſüdliche Gegend iſt ziemlich fruchtbar; man findet Bergcryſtalle, Marmor, Eiſen, Blei, auch wird mit Pelzwerk gehandelt. Labrador, oder das Land der Eskimaux, Neu=Britannien, an der Oſtſeite der Hudſonsbay, und deſſen ſüdlichſter Theil, die Jamesbay, iſt gebirgig, und kälter als Grönland. Von hier bis in den weſtlichſten Theil des weiten Landes zieht ſich eine nicht hohe äſtige Bergkette mit verſchiedenen Krümmungen, auf der Flüſſe entſpringen, die nach Norden in die Hudſonsbay, nach Süden in den mexicaniſchen Meerbuſen laufen. Die in dieſen Gegenden liegenden fünf großen canadiſchen Landſeen hängen miteinander zuſammen. Der obere See, der nördlichſte, iſt der größte, und wird auf 1500 engliſche Meilen im Umfange geſchätzt. Der St. Laurenzfluß läuft mitten durch denſelben; er hat mehrere Inſeln, die bewohnt und mit indianiſchen Ortſchaften beſetzt ſind. Das Ufer des Sees iſt ſteil und nur an den Mündungen der Flüſſe ſind bequeme Landungsplätze. In ſeiner Gegend gibt es hundert Meilen (engliſche) lange Ebenen mit ſchönem Graſe bewachſen; viele kleinere Flüſſe ergießen ſich in ihn. Er iſt mit dem Huronen=See, der ungefähr 900 Meilen im Umkreiſe hat, verbunden. Der Laurenz=

fluß, der gleichfalls durch ihn hinſtrömt, iſt hier an ſeiner Mündung 500 Ellen breit. Er ſteht mit dem Michigan-See in Verbindung, mit dem er im Norden zum Weſten durch eine Meerenge zuſammenhängt. Er iſt 15 Meilen breit und 40 lang, und hat im Anfange zum Weſten eine große Bay. Er liefert eine Art Forellen von beſondrer Größe und Menge. An ſeinem ſüdlichen Ende ſtrömt der St. Joſephfluß hinein. Er ſteht mit dem Erie in Verbindung, den ebenfalls der Laurenzfluß durchſtrömt. Der Erie iſt 40 Meilen lang und 18 breit, er hat im Norden einige Gebirge, ſonſt aber eine ſchöne Pläne. Im Oſten hat er Penſylvanien, deſſen Gränze bis an dieſen See geht. Funfzig Meilen nordoſt vom Eriesee liegt der See Ontario, gleichfalls vom Laurenzfluß durchſtrömt. Es gibt viel Lachſe und Weißfiſche in demſelben. Die umliegende Gegend liefert viel Wildpret. Der Laurenzfluß iſt hier eine halbe Meile breit, bildet den berühmten 140 Fuß hohen Waſſerfall von Niagara, und vor demſelben eine Inſel. Man ſchätzt den Ontario 260 Meilen lang und 50 breit, und es kann der eben erwähnte Waſſerfall vermittelſt verſchiedner Flüſſe umſchifft werden. Die Länder aller dieſer Seen liegen hoch und ſind des Waſſers und des gemäßigten Clima's wegen an Pflanzenwuchs ſehr ergiebig. Nordwärts dieſer Seen und des Lorenzfluſſes liegt das engliſche Canada. Der öſtliche Theil deſſelben hat eine für ſein Clima ungewöhnlich kalte Witterung, iſt aber durch den Anbau milder gemacht. Der Boden iſt abwechſelnd, fruchtbar, ſandig, moraſtig oder waldig. Der Sommer iſt angenehm und beſchleunigt den Wachsthum. Neu-Schottland, oder Acadien, hat gegen Norden und Nordweſten die Lorenzbay oder den Lorenzfluß. Der Winter iſt lang, und wegen der ſtarken Winde hat das Land ſtatt des Frühlings einen Nachwinter; der Sommer iſt ziemlich warm. Es wird durch viele Flüſſe gewäſſert, und iſt fruchtbar. Die Küſte hat viele Buchten und Häfen. Gegenüber liegt im atlantiſchen Meere Neu-Foundland, eine beträchtliche Inſel, die wegen des Stockfiſchfangs auf den ſie umgebenden ſandigen Untiefen von Wichtigkeit iſt. Die große Fiſchbänkbay derſelben iſt über hundert Meilen lang. Sie hat gute Häfen, iſt im Innern moraſtig, mit kahlen Felſen und Bergen verſehn und nur an den Strömen fruchtbar. Die Winter ſind lang, die Sommer oft unerträglich heiß; und auf der Süd- und Oſtküſte herrſchen ſtarke und viele Nebel. Cap Braton, eine kleinere Inſel ſüdweſtwärts, hat einen ſehr guten Hafen. Im Meerbuſen am Laurenzo liegt die kleine aber fruchtbare Inſel St. John. Die Länder des amerikaniſchen Freiſtaats werden etwas von der Seeküſte landwärts durch eine lange Bergkette, Aleghenny genannt, durchzogen. Der ebene Boden iſt zum Theil ſandig und ſumpfig, aber doch fruchtbar. Die Berge liefern Eiſen, Kupfer, etwas Blei. Zwiſchen dem Meer und jener Bergkette findet man Verſteinerungen, Steinöl, Kohlen, Schwefel, Eiſen, Marmor. Die Weſtſeite des Gebirgs hat viele Salzquellen; in dem ſüdlichen Theile ſind die apalachiſchen oder blauen Berge. An den Flüſſen gibt es ſchöne Gegenden. Weſtlich an den Alegh ennybergen, und im Innern des mittlern Theils von Nord-Amerika liegt ein ſchönes und fruchtbares Land, ein flacher Theil mit rund umgebenden Bergen. Der Miſſiſippi durchſtrömt es mit ſeinen vielen Seitenflüſſen, er nimmt oſtwärts den Ohio, weſtwärts den Miſſuri auf. Florida, am mexicaniſchen Meerbuſen und dem atlantiſchen Meere,

iſt mit vielen Bäumen und Stauden geſchmückt, hat eine heiße, aber geſunde Witterung. In Weſt-Florida ſind jährlich zwei Ernten. Die Halbinſel Oſt-Florida iſt ſandig, bergig und ſumpfig, liefert aber doch Reiß und Indigo. Louiſiana liegt an der Weſtſeite des Miſſiſippi; deſſen unterer Theil am mexicaniſchen Meerbuſen iſt eben, voll ſumpfiger Waldungen; der höhere, den der Miſſuri bewäſſert, trägt mancherlei Bäume und iſt fruchtbarer. Unter den Pflanzen Louiſiana's verdient beſonders diejenige eine vorzügliche Aufmerkſamkeit, deren ſich die Bewohner zur Auslöſchung oder Minderung der Gewalt des Feuers bedienen. Die Oſagen ſind unter den Völkerſchaften des Miſſuri diejenigen, welche das meiſte mit dieſer Pflanze auszurichten verſtehn. Bei ihren Feſten, vornehmlich wenn ſie Europäer in Verwunderung ſetzen wollen, verrichten ſie damit beinahe unglaubliche Dinge. Einige trinken mittelſt dieſer Pflanze kochendes Bärenfett, andre rühren das Fleiſch in den Keſſeln mit den Händen um, wenn es am heftigſten ſiedet, ohne dadurch die geringſte Unbequemlichkeit zu leiden. Noch gehört zu den Pflanzen von den ſeltnen Eigenſchaften diejenige, welche das Waſſer gerinnen macht, und es in wenig Augenblicken in einen feſten Körper verwandelt. Einige Tropfen des ausgepreßten Saftes dieſer Pflanze ſind hinreichend, dieſe außerordentliche Wirkung hervorzubringen. Sie findet ſich aller Orten in den beiden Louiſianen. Der wilde Ochſe Bufale war ſonſt im obern Louiſiana ſo häufig, daß die Jäger ihm bloß die Zunge ausſchnitten, und den übrigen Körper den fleiſchfreſſenden Thieren und Vögeln zum Raube überließen. Dies Thier, das oft über tauſend Pfund wiegt, liefert ein herrliches, geſundes Fleiſch. Der Jagar, welchen die Bewohner Louiſiana's auch das Panther nennen, findet ſich ſehr häufig in den gemäßigten Himmelsſtrichen des nördlichen Amerika's, allein er hat keinen gefährlichen Charakter. Eben dies iſt mit dem ſchwarzen Bären der Fall, der, wenn er jung iſt, ein geſundes wohlſchmeckendes Fleiſch, und im Alter viel und ſehr gutes Schmalz liefert. Die gefährlichen Thiere ſind die Klapperſchlange und der Pfeiffer, von den Engländern die Kupferſchlange genannt, wegen der Farbe des Kopfs, die ſich noch überdies ſehr erhöht, wenn das Thier zornig iſt. Neu-Mexico iſt zum Theil ſehr gebirgig, doch angenehm und fruchtbar, es hat viele Flüſſe, beſonders den del Norte oder Brava, der es von Norden her durchſtrömt. Mexico, Neu-Spanien, der intereſſanteſte Theil des ganzen Amerika's, mit Mexico, der berühmteſten und herrlichſten Stadt der neuen Welt, und einer der ſchönſten des ganzen Erdballs, iſt überhaupt bergig, mit vieler Waldung bedeckt, und von großen Flüſſen gewäſſert. Einige fallen in den Golf von Mexico, andre in die Südſee. Unter den erſten ſind der Empaloapan, Camtzacualco und Chompan die größten. Unter den Flüſſen, die in das ſtille Meer fallen, iſt der Tololotlan der angenehmſte, bei den Spaniern Guadalaxara oder der große Fluß genannt. Es gibt mehrere Seen, nämlich Nicaragum, Chapallan und Pazguaro, ferner die beiden Seen im Thal von Mexico, der See Chalku und Tezeuku. Es gibt eine große Menge mineraliſcher Waſſer, die Salpeter, Schwefel, Vitriol, Alaun u. ſ. w. bei ſich führen. Einige ſind an der Quelle ſo heiß, daß in wenig Minuten alle Arten von Früchten und thieriſche Nahrungsmittel darin kochen; andre überziehen mit einer tufartigen Rinde. Die längs der Küſten belegenen Länder ſind heiß

und meiſtens feucht und ungeſund. Die Hitze, welche ſelbſt im Januar Schweiß veranlaßt, rührt von der vollkommenen Fläche der Küſten in Vergleich des innern Landes her, oder von den Sandbergen, die an der Küſte entſtehn. Alle übrigen im Lande gelegenen Provinzen genießen ein ſo mildes und glückliches Clima, daß ſie weder die Härte des Winters, noch die Hitze des Sommers empfinden. Jedoch halten Gewitter, Stürme und Erdbeben dieſen Annehmlichkeiten das Gegengewicht. Es gibt mehrere Vulcane. Unter ihnen iſt Poſauhtecatl, von den Spaniern der Vulcan von Orizaba genannt, der höchſte. Er fing 1545 an zu rauchen, und hielt 20 Jahre damit an; ſeit der Zeit hat man in mehr als 100 Jahren nicht die geringſte Spur vom Brande bemerkt. Er iſt von coniſcher Form, der höchſte in Mexico, ſeine Spitze jederzeit mit Schnee bedeckt und der Abhang mit Cedern, Tannen und andrer koſtbaren Waldung beſetzt. Der Papacatepec und Iztaccihuatlo, die beinahe beiſammen über 33 Meilen ſüdoſtwärts von Mexico liegen, ſind ebenfalls von erſtaunlicher Höhe, die Berge haben einen Überfluß von allen Arten von Metallen, und eine große Mannichfaltigkeit von andern Foſſilien. So reichhaltig Mexico an Mineralien iſt, ſo ſind Überfluß und Abwechſelung doch weit größer im Pflanzenreich, und Hernandez, der Plinius von Neu-Spanien, beſchreibt in ſeiner natürlichen Geſchichte 1200 in dieſem Lande einheimiſche Pflanzen. Der Danta, Antakapir iſt das größte unter den eigenthümlichen vierfüßigen Thieren des Landes; es hat die Größe eines mittelmäßigen Mauleſels. Californien iſt eine lange Halbinſel, durch den Meerbuſen Vermejo von der Weſtküſte getrennt. Sie iſt felſicht, hat aber ſchöne Wieſen und Holzungen. Die ganze nordweſtliche Küſte von Amerika, von Californien bis ans Eismeer, iſt erſt in neuerer Zeit genauer bekannt geworden. An dieſer Küſte wird mit Pelzwerk und Seeotterfellen gehandelt. Die Engländer haben den Nutkaſund, die Chadolleninſel und den Cooksſtrom an dieſer langen Küſte entdeckt. Über den letztern erſtreckt ſich die Halbinſel Adaſhka, bis zu den Fuchsinſeln im ruſſiſchen Archipelagus. DH.

Nordamerikaniſche Freiſtaaten (ſ. Vereinigte Staaten von Nord-Amerika).

Norden. Unter dem Wort Norden verſteht man 1. die Himmelsgegend, welche dem Mittage gegenüber liegt; 2. die Länder, welche in einer gewiſſen Entfernung um den Nordpol liegen. In der letztern Bedeutung iſt es ein äußerſt unbeſtimmter Begriff, indem man bald mehr, bald weniger darunter verſteht. Es läßt ſich vom Norden, ſobald der Begriff einmal genau feſtgeſetzt iſt, eine allgemeine Charakteriſtik entwerfen, welche die gemeinſchaftlichen Eigenheiten der nordiſchen Länder enthielte.

Norden (Friedrich Ludwig), Sohn eines Obriſtlieutenants von der Artillerie, wurde den 22ſten October 1708 zu Glückſtadt im Holſteiniſchen geboren, und trat im Jahre 1722 unter das Seecadettencorps. Herr Delerche, Großcerimonienmeiſter am däniſchen Hofe, bemerkte zuerſt die glücklichen Anlagen des jungen Norden, ſtellte ihn dem König vor, und erlangte für ihn die Erlaubniß und die Mittel zu reiſen. Der Hauptzweck der Reiſe, welche der junge Norden zunächſt in das mittelländiſche Meer machte, war, die Bauart der Ruderſchiffe zu ſtudiren. Nachdem er ſich hauptſächlich in Marſeille und Livorno hiermit beſchäftigt hatte, erhielt er in Flo-

renz von dem damaligen König von Dänemark, Chriſtian VI., den Befehl, nach Ägypten zu reiſen. Eine Zeit nach ſeiner Rückkehr erhielt er die Erlaubniß als Volontär in engliſche Dienſte zu treten. In der Abſicht, ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, ging er hierauf nach Paris, wo er im Jahre 1742 ſtarb. Die Reſultate ſeiner Reiſe nach Ägypten hat die königliche Akademie zu Copenhagen unter dem Titel: Voyage d'Egypte et de Nubie, 2 Bände Folio, 1751 herausgegeben. Dieſes Werk wird ſowohl wegen der Glaubwürdigkeit der darin enthaltenen Nachrichten, als wegen der äußerſt lehrreichen angehängten Kupfertafeln noch jetzt außerordentlich geſchätzt.

Nordhauſen, im niederſächſiſchen Kreiſe am Fluß Zorge gelegen, ehemals eine freie Reichsſtadt. Das Stadtgebiet betrug eine Quadratmeile, worin nur ein Dorf lag. Im J. 1802 zählte man mit Einſchluß der Stadt 8700 Einwohner. Dieſe haben anſehnliches Gewerbe mit Getraide und Branntwein, der wegen ſeiner Güte bekannt iſt, ingleichen mit Rüb- und Leinölſchlagen. Die Stadt ſelbſt hat ſechs Ölmühlen und außerdem noch mehrere in den umliegenden Gegenden in Pacht. Man führt jährlich für 200,000 Thaler geſchlagnes Öl aus. Der Reichsanſchlag war 52 Gulden 30 Kreuzer, der Beitrag zu einem Kammerziel 94 Thl. 62½ Kr. Im J. 1802 wurde Nordhauſen bei dem Entſchädigungsgeſchäft an Preußen gegeben, von dieſem im tilſiter Frieden abgetreten, und erwartet jetzt (April 1815) ſein künftiges Schickſal von den Beſtimmungen des wiener Congreſſes.

Nordiſche Mythologie iſt ein Werk der Scalden, d. i. der alten nordiſchen Sänger in Dänemark, Norwegen, Schweden und Island. Wie überall die Religion und Bildung von der Poeſie ausging, ſo auch hier. Und zwar gab auch hier die Cosmogonie den Grund der Religion; eine Cosmogonie, deren Groteske zugleich von der wilden Phantaſie ihrer Urheber und der Beſchaffenheit des Landes zeugt, wo ſie entſtand. Hier iſt das Weſentliche von ihr. — Unten war nicht Erde, oben nicht Himmel, nur Abgrund war und Nebelwelt (Niflheim), worin der Brunnen floß, der nach allem ſchnappt (Hwergelmer). Zwölf Flüſſe, Eliwagar genannt, gehen aus dieſem aus. Als dieſe ſich ſo weit von ihrem Quell entfernt, daß der darin enthaltene Saft verhärtete, da rannen ſie nicht mehr, ſondern gefroren zu Reif, und ein Reif wuchs über den andern bis in die Kluft des großen Abgrunds, die davon ganz ausgefüllt wurde. Mittagswärts von der Nebelwelt war Feuerwelt (Mußpellheim). Aus jener kam alles dunkel und kalt, aus dieſer heiß und hell. Da nun heißer Wind aus ihr herüberwehte auf den Reif, ſo ſchmolz und troff er, und die Tropfen wurden durch deſſen Kraft, der den Wind geſendet, lebendig, und es entſtand daraus Ymer, der Rieſe des Eiſes. Dieſem wuchs unter ſeinem linken Arm ein Männchen und ein Weibchen hervor, und ſein einer Fuß zeugte mit dem andern einen Sohn. Aus ihnen entſtanden die Eisrieſen. Aus den Tropfen des Reifes entſtand aber auch die Kuh Audumbla, deren Eitern vier Milchſtröme entfloſſen, von denen Ymer ſich nährte. Die Kuh nährte ſich vom Belecken der ſalzigen Reifſteine. Als ſie dies eines Tages that, ſiehe, da wuchſen am Abend aus dem Steine Männerhaare, am andern Tag ein Menſchenhaupt, am dritten ein ganzer Mann, den man Bure nennt. Deſſen Sohn war Bör, welcher Belſta, des Rie-

ſen Bergthors Tochter, zum Weibe nahm. Mit dieſer zeugte er drei Söhne: Odin, Wile und We, welche die Beherrſcher des Himmels und der Erde wurden. Die Söhne Börs waren gut, die Kinder Ymers bös: beide waren in ewiger Fehde gegen einander. Endlich erſchlugen die Söhne Börs den Rieſen des Eiſes, zogen ſeinen Leichnam in den Abgrund, und ſchufen daraus die Welt; aus ſeinem Blute Meer und Flüſſe, aus ſeinem Fleiſch die Erde, aus ſeinem Haar das Gras, Felſen aus den Knochen, und Steine und Klippen aus den Zähnen und den zerſchlagenen Kiefern. Aus ſeinem Kopfe aber machten ſie den Himmel, den ſie über die Erde mit ſeinen vier Enden ſetzten, an deren jedes ſie einen Zwerg ſtellten, Auſtre, Weſtre, Sudre, Nordre. Die aus Mußpellheim herübergeflogenen Lichter und Funken aber nahmen ſie und ſetzten ſie oben an den Himmel, damit ſie der Erde leuchten ſollten. Ymers Hirn warfen ſie in die Höhe, und daraus entſtanden die Wolken. Einſt aber wandelten die Söhne Börs am Meeresſtrande, wo ſie zwei Blöcke fanden. Dieſe hoben ſie auf, und ſchufen daraus zwei Menſchen; das Männlein nannten ſie Askur (Eſche), das Weiblein Embla (Erle). Der eine gab ihnen Leben und Seele, der zweite Bewegung und Vernunft, der dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Geſicht. — Dieſe Weltentſtehungslehre ſpricht ſich ſelbſt aus als nordiſche Naturdichtung. Wir ſehen die Natur aus dem Tode des Winters ins Leben übergehen, und den Anfang der Welt an die Beobachtungen eines Frühlingstages geknüpft. Im Nordland konnte ſie nicht anders als aus dem Rieſen des Eiſes hervorgehn; bös aber muß dieſer ſeyn, weil durch den Winter alles Schöne der Natur gehemmt wird. So weiſ't uns alles auf phyſikaliſche Allegorie hin, die in der That nicht ſchlechter iſt als in andern Mythologien, ja zum Theil wohl gar ſinniger. Dahin gehören folgende Supplemente zur Cosmogonie, die noch nicht beendigt ſeyn kann, denn Tag und Nacht, Sonne und Mond ſind noch nicht da. Von deren Entſtehung aber lautet es alſo: Der Rieſe Finſter (Niörwi, Narfi) hatte eine Tochter, Namens Nacht (Nott), ſchwarz und düſter wie ihr Geſchlecht. Dieſe vermählte ſich drei Mal, und zeugte zuerſt mit Nagelfari (Luft, Äther) einen Sohn, Audur (Stoff, Vorrath), dann mit Anar (Bildungstrieb) die Jörd (Erde), endlich aber mit Dellingur (Dämmerung) den Dagur (Tag), der licht und glänzend war wie ſeines Vaters Geſchlecht. Allfadur nahm hierauf Nott und Dagur zu ſich, und führte ſie hinaus an den Himmel, und gab ihnen Roß und Wagen, jeden Tag die Erde zu umfahren. Nacht ritt voran auf ihrem Roſſe Dunkelmähne, das jeden Morgen die Erde mit dem Schaume ſeines Gebiſſes bethaute. Dagurs Roß Glanzmähne erleuchtete mit ſeiner Mähne Luft und Erde. — Zwei ſchöne Kinder hatte Mundilfari (Achſebeweger), die hießen Sool und Maan (Sonne und Mond). Stolz auf ſeiner Tochter Schönheit, vermählte er ſie an Glemur, den Gott der Freude. Die Götter, erzürnt ob dieſer Anmaßung, nahmen beide Kinder und verſetzten ſie in den Himmel. Sool mußte die Roſſe lenken, die der Sonne Wagen ziehn, Maan die Roſſe an des Mondes Wagen, und über Ab- und Zunahme deſſelben wachen. — So weit mag die älteſte Mythologie gehn, in welcher aus den Wurzeln der Natur Rieſenſtämme emporwachſen und in göttliche Äſte und Zweige ausſchlagen. Merkwürdig iſt es, daß auch hier Rieſen um den

Abgrund der Zeit lagern, und die Herren des Himmels, der Erde und der Unterwelt zeugen. So ſind auch in Griechenland Giganten, Titanen und Cyclopen die Ahnherrn der Götter. Hier wie dort geht es von Naturideen aus und auf ſie zurück; hier wie dort aber verdrängt ein neues Götterſyſtem das alte, und in die Naturideen miſcht ſich hiſtoriſcher Stoff. Das Alte und Neue aber ſcheint Odin zu vermitteln, wie bei den Griechen Zeus. Offenbar muß man einen ältern und jüngern Odin unterſcheiden. Jener war Symbol und Gottheit der Sonne, und man hat von ihm manche liebliche Dichtung, z. B. von ſeiner Vermählung mit dem Erdkreiſe, ſeiner täglichen Liebſchaft mit der Göttin der Gewäſſer, zu welcher er jeden Abend untertaucht, um mit ihr den goldnen Pokal ihres Elements zu trinken, von ſeinen mit den Dünſten der Mutter Erde vermählten Strahlen, wodurch der Gott des Donners erzeugt wird, u. a. m. Alle dieſe Sagen aber wurden nachher auf den jüngern Odin, den Vorſteher des Aſenrathes, übergetragen. Aſen (Aſiaten) heißt das neue Göttergeſchlecht, das mit dem jüngern Odin einwanderte, oder von ihm abſtammte. Aus nordiſchen Chroniken ergibt ſich, daß in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung, wenn nicht noch zuvor, Sigge, eines aſiatiſchen Volkes, der Aſen, Führer, vom caspiſchen Meer und dem Caucaſus her, wahrſcheinlich von den Römern gedrängt, nach Nord-Europa vordrang. Nach Nordweſt vom ſchwarzen Meere ging ſein Zug durch Rußland, dem er, der Tradition nach, einen ſeiner Söhne zum Herrſcher gab, ſo wie nachher den Sachſen und Franken. Er drang dann durch Cimbrien nach Dänemark hin vor, das ſeinen fünften Sohn Skiold als Herrſcher anerkannte, und ging nun nach Schweden, wo Gylf regierte, der dem wunderſamen Fremdling und ſeiner Lehre huldigte. Bald erhob er ſich dort zum unumſchränkten Herrſcher, baute Sigtuna zum Mittelpunkte ſeines großen Reichs, begründete eine neue Geſetzgebung und einen neuen Cultus. Er ſelbſt nahm den Namen Odins an, ſetzte die Prieſterſchaft der zwölf Drottars ein, welche den Geheimdienſt und die Rechtspflege beſorgten, als Seher in die Zukunft blickten und wahrſagten. Erfinder der Runen machte er ſich auch als Zauberer gefürchtet. — Die Aſen aber, d. i. die Götter des neuern Skaldenhimmels, ſind folgende: Odin (Wodan bei den Saſſen und Longobarden, Godan, Wodden in der Edda, Eowthen bei den Angelſachſen, Oden, Wode, Woede, Gode), der Gott der Götter, der erſte und älteſte Aller, der Jahrhunderte durch immerdar lebt. Er ſitzt auf dem erhabenen Thron, allein mit ſich, ſich ſelbſt betrachtend. Zwölf Hauptnamen hat er im alten Asgard und 114 andre. Sleipner heißt ſein flüchtiges Roß. Von ihm und ſeiner Gemahlin Frigga ſtammt das Göttergeſchlecht, und er heißt deßhalb Alfadur, Allvater. Frigga, des Götterkönigs erhabene Gemahlin, theilt mit ihm den wunderbaren Thron, von dem man in alle Lande ſehen kann. Aller Menſchen Schickſal iſt ihr offenbar, ruht aber verſchwiegen in ihrer Bruſt. Söhne beider ſind Thor, der Gott des Donners, aller Götter und Menſchen ſtärkſter, deſſen gewaltiger Fußtritt wie Sturm ertönt, deſſen Hammer, Miölner, auch das Härteſte zermalmt; und Balder, der jugendlich ſchöne Gott der Beredſamkeit und rechtlichen Entſcheidung. Er tritt einher, im Glanze ähnlich der Lilie. Der Unſchuldige iſt er, dem zu Ehren die weißeſte Blume den Namen Baldrian erhalten hat. Nanna, Gewars Tochter, ſeine

Gemahlin, bewundert mit beſcheidenem Auge den Geiſt des Gatten. Mit ihr erzeugte er den Forſete, den friedlichen Sohn, der dem Regenbogen vergleichbar iſt, wenn er aus der Wolke der Nacht herabſinkt. Er ſchlichtet allen Streit, denn alle, die dem Gott der Eintracht nahen, kehren mit verſöhntem Herzen zurück. Sein Palaſt Glitner ruht auf goldnen Säulen. — Niord, der im Sturmwind die brauſenden Schwingen ſchüttelt, daß alles erbebt, iſt der Gott der Winde, des Seeweſens, des Handels und des Reichthums, denn alle dieſe hängen dem Inſulaner vom günſtigen Wind ab. Mit ſeiner Gemahlin Skada, einer Tochter des Bergrieſen Thiaſſe, erzeugte er Frei und Freia, beide ſchön, wohlthätig und mächtig. Frei, der einher ſchwebt im Lichtkleid des Frühlings, welches glänzt wie die Flur im röthlichen Strahle, iſt Beherrſcher der Sonne, und von ſeiner Güte hängen Regen und Sonnenſchein, wohlfeile Zeit und Theurung ab. In Alfheim, wo die Elfen wohnen, herrſcht er. Statt eines Roſſes reitet er auf einem Eber mit goldnen Borſten. Gerda, Gymers Tochter, iſt ſeine Gemahlin. — Freia iſt eine der Göttinnen der Liebe. Ihr Auge iſt ewiger Frühling, Nacken und Wangen Licht. Die ſanfteſte und gütigſte aller Göttinnen iſt ſie eine Freundin des ſüßen Geſanges, und erhört die Menſchen ſo gern. Magſt du ſie ſchauen zu Tag oder Nacht, ſo iſt ſie Freia, und ſie ſpricht, auch wenn ſie ſchweigt; die Empfindung verräth ihr Herz. Mit ihrem Gemahl Odur, den ſie verlor und um den ſie trauert, erzeugte ſie zwei Töchter: Noſſa, aller Schönheit und Anmuth Urbild, und Gerſemi. — Tyr, ein Sohn Odins, der muthige Gott, im Blicke Todeswunden, erſcheint hoch wie die Tanne und ſchwingt den Blitz der Schlachten. Alle muthigen Krieger ſtehen in ſeiner Gnade, obſchon er nicht eigentlich der Gott des Kriegs iſt, ſondern vielmehr der Stärke und Unerſchrockenheit, und kein Freund gütlichen Vergleichs. Sehr verſchieden von ihm iſt ſein Bruder Braga, der Gott der Weisheit und Dichtkunſt, die nach ihm Bragur heißt. Er erſcheint mit goldner Telyn, und belebt die Saiten, daß ſie lieblich ertönen. Seine Gemahlin iſt Iduna, welche die Äpfel der Unſterblichkeit bewahrt, die ſie den Helden beim Eintritt in Walhalla in goldenen Schalen darreicht, jene Äpfel, die allein der Götter ewige Jugend erhalten. — Söhne Odins ſind ferner Hermode, der allgemeine Bote der Götter, mit Helm und Panzer bewaffnet; Vidar, ſtark wie Thor, der Gott der Verſchwiegenheit; und Wale, der Gott des Bogens. Ein Sohn des Donnerers Thor war Uller, von ſchöner Geſtalt, Meiſter im Pfeilſchießen und Schrittſchuhlauf, der von den Zweikämpfern angerufen wurde. Ein ſilberner Reif umfließt die Blume ſeines Kinns; ſein Gebiet iſt Ydalir, d. i. die Regenthäler. — Von ſehr geheimnißvollem Weſen ſind folgende Götter: Hoder, der blinde Gott, Balders Mörder, deſſen ſtarke That die Götter nicht vergeſſen, deſſen Namen ſie aber nie mögen ausſprechen hören. Heimdall (Himindal), ein Sohn von neun Rieſenſchweſtern, am Rande der Erde geboren, ein großer, wunderbarer Gott, iſt Wächter am Bifroſt, der Himmelsbrücke (Regenbogen), gegen die Rieſen. Sein Auge ſieht bei Nacht wie bei Tage, ſein Ohr hört wachſen das Gras auf dem Felde und die Wolle auf dem Vließ der Lämmer. Er erſcheint mit tieferer Stirn, das Auge auf die ruhige Bruſt geſenkt. — Unter den Göttinnen ſind noch zu bemerken: Saga, die erſte unter den Göttinnen nach

Frigga; Eyra, die Götterärztin; Geſione, Göttin der Keuſchheit, die ſelbſt Jungfrau, alle keuſchen Jungfrauen ſchützt, und ſie, ſterben ſie unvermählt, in ihre himmliſchen Wohnungen aufnimmt; Fylla, jungfräulich wie Geſione, mit ſchönen Locken und goldnem Stirnband, iſt Vertraute der Geheimniſſe Frigga's, ſo wie Gna, die einherfliegt mit der Strahle der Sonne, ihre Botſchafterin. Hlyn (Lyna), die ſanfte, die im Unglück dem Freund die Thräne aufküßt, die Göttin der Freundſchaft und Huld, ſchließt ſich lieblich an mehrere Dienerinnen der Liebesgöttin an; Siöna, welche die erſten ſüßen Empfindungen in den Herzen der Jünglinge und Mädchen weckt, und zu wechſelſeitiger Erhörung ſtimmt; Löbna (Löffna), mit der Macht begabt, alle entzweiten Liebenden zu vereinigen und zu verſöhnen; Wara, die Göttin der Hochzeit und Ehe, die die geheimen Verträge und Schwüre der Liebenden hört, und, eine ſtrenge Rächerin aller Untreue, die Treuen zum Bunde einweiht. Snotra, die Göttin der Sittſamkeit, iſt die Schützerin der ſittſamen Jünglinge und Mädchen. Für Wöra, der allerforſchenden und prüfenden, bleibt kein Geheimniß im innerſten Herzen verborgen; Synia, Wächterin des Himmels, eine Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit, macht die Meineide offenbar. Von einer beſondern Wichtigkeit ſind aber noch die Nornen und Walkyrien. Eine große Eſche gibt es, Ydraſil, den Weltbaum über dem Brunnen der Urzeit. Ihre Zweige verbreiten ſich über die Welt, ihr Gipfel reicht über die Himmel hinaus. Sie hat drei weit von einander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Rieſen, und unter Hela. An der mittlern Wurzel iſt der Brunn der Weisheit, Mimers Brunn; an der himmliſchen Wurzel die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile kund thun. Immerdar ſteigen aus dieſer Quelle drei ſchöne Jungfrauen hervor, Urda, Werandi, Skulda, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Sie ſind es, die im Rath der Götter, der Menſchen Schickſal und Leben beſtimmen, und durch ihre Dienerinnen hülfreich oder ſtrafend auf ihn wirken. Oben aber auf der Eſche ſitzt ein Adler, der weit umher blickt; ein Eichhörnchen läuft auf und ab am Baum; vier Hirſche durchſtreifen ſeine Äſte und benagen die Rinde; die Schlange unten nagt an der Wurzel, Fäulniß an den Seiten des Baums: — aber immer ſchöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunn, und begießen ihn, daß er nicht dorre. Das Laub der Eſche thaut ſüßen Thau, die Speiſe der Bienen; über dem Brunnen ſingen zwei Schwäne. Was kann man hier anders hören als Heimdalls Lied vom Schickſal des großen Weltbaums, die Stimmen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter! Ewig erſchallen hier dieſe Stimmen, denn die Nornen

Sie ſetzen Geſetze, beſtimmen das Leben
Den Söhnen der Zeit, und der Sterblichen Schickſal.

Die Götter ſelbſt ſuchen die Weisheit der Nornen zu erforſchen, der ernſten und erhabenen Göttinnen, die über alles walten. Deßhalb wurden ſie hoch verehrt, und man erbaute ihnen Capellen, in denen man ſie um das Schickſal befragte. — Die Walkyrien oder Diſen ſind furchtbar ſchöne Weſen, weder Töchter des Himmels noch der Hölle, nicht von Göttern gezeugt, noch im Schooß unſterblicher Mütter gewiegt. Daher tiefes Schweigen über ihren Urſprung. Ihr Name heißt Todtenwählerinnen (von Wal, Haufen Erſchlagner, woher Wahlplatz, Kyria, küren, wählen).

Furchtbar und ſchrecklich erſcheinen ſie im Geſang eines Skalden, daß man ſie für die grauſamſten Weſen halten möchte. Allein wir finden ſie als die ſchönen Jungfrauen Odins, ſitzend mit Helm und Panzer auf flüchtigen Roſſen. Die Helden ſchmachten nach ihrer Ankunft, bezaubert von ihren Reizen. Sie, die nach Walhalla laden, waren alſo keine ſchrecklichen, ſondern die angenehmſten Botſchafterinnen, wohlwollende Göttinnen, die in die Wohnung der Glückſeligkeit führten. — Wo anders konnte dieſe ſeyn als bei den Göttern? Der Aufenthalt der Götter war Asgard, die Götterburg, wahrſcheinlich eine allgemeine Befeſtigung des Himmels, von wo die Brücke Bifroſt zur Erde niederging. Asgard umſchloß die Paläſte der Götter. Da war Walaſkialf, der ſilberne Palaſt Odins und alle die ſchon genannten. Mitten im Asgard, im Thal Ida, war der Verſammlungsplatz der Götter, wo ſie niederſaßen zum Gericht. Dieſer Platz war vor allen geſchmückt; hier war Gladheim, der Saal der Freude, Wingolf, der Palaſt der Freundſchaft und Liebe, und Glaſor, der Hain von goldnen Bäumen. Ein eigner Palaſt mit Hainen und ſchönen Umgebungen, Walhalla, war die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. Auch hier iſt das ſelige Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und ſchwelgenden Schmaus. Alle Wunden des Kampfes aber ſind hier geheilt, ſobald das Horn des Gaſtmahls ertönt; dann ſchwelgen die Helden in Enherium-Ol, und die ſchönen Walkyrien füllen ihnen die Hörner. Die Zahl der Helden, die ſich daſelbſt befinden, iſt unausſprechlich groß, und wird ſich ins Unzählbare vermehren; doch aber werden die Götter wünſchen, daß ſie noch größer ſeyn möchte, wenn einſt der Wolf Fenris kommt. Dieſer Umſtand nöthigt uns, einen Blick auf den böſen Loke zu thun. Loke, der Sohn des Rieſen Farbaute und der Laufeya, iſt, wenn kein Gott, doch ein höheres übermenſchliches Weſen, zwar ſchön von Körper, aber arg von Geiſt. Mit der Rieſin Angerbode (Botſchaft des Unglücks) erzeugte er Hela, die Göttin der Unterwelt, halb blau, halb fleiſchfarben, von ſcheußlicher Geſtalt, den Wolf Fenris und die ungeheure midgardiſche Schlange Jormungandur, welche die ganze Erde umgibt. Hela herrſcht in Niflheim; ihr Saal iſt der Schmerz, ihr Bette Krankheit, ihr Tiſch Hungersnoth, ihr Meſſer der Hunger, ihre Diener Säumniß und Langſamkeit. Alle, die an Krankheit und Alter ſtarben, wanderten hinab in ihre düſtre Behauſung. So ſtehen ſich denn Asgard und Niflheim als Seyn und Nichtſeyn entgegen, und die philoſophirende Phantaſie der Skalden fand, daß endlich die Vernichtung über alles Seyn ſiegen werde. Daraus entſtand eine Sage vom Untergange der Welt, ſo nordiſch und ungeheuer wie jene von ihrer Entſtehung. Drei ſchreckliche Winter und abermals drei werden auf einander folgen, dann wird der Schnee von allen Seiten herabſtürzen, die Kälte ſtreng, der Sturm heftig, die Sonne verborgen ſeyn, die ganze Welt zu blutigen Kriegen entflammt. Dies iſt das Zeichen, daß die Erde zuſammenſtürzen und die große Götterdämmerung (ſo heißt der allgemeine Untergang) eintreten wird. Der Wolf Fenris, dies Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufſperrt, mit dem Oberkiefer an den Himmel, mit dem untern an den Abgrund ſtößt, verſchlingt dann das All, während aus Mußpellheim herüber unter Surturs Anführung ein Angriff auf Asgard geſchieht. Der Himmel wird von dieſen

Rieſen erſtürmt, und die Himmelsbrücke ſtürzt zuſammen, wenn dieſe darüber reiten. Deßhalb iſt Heimdall als Wächter dahin geſtellt, und deßhalb freuen ſich die Götter der zahlloſen Mitkämpfer aus Walhalla. Vergebens aber iſt alle Vorſicht und Gegenwehr, denn die Götter kommen um, ſelbſt der allwaltende Odin und der mächtige Thor.

Doch aus dem Meere ſteigt von neuem
Ein lieblich grünendes Erdreich auf!

Eine neue Sonne erleuchtet die Erde, und ein errettetes Menſchenpaar, Lift und Liftraſor, von Morgenthau genährt, erneuert das Menſchengeſchlecht. Für Gerechte und Ungerechte gibt es dann neue Wohnungen zu Lohn und Strafe, Gimle und Naſtrand. Widar (der Sieger) und Wale (der Mächtige) werden der Götter Heiligthümer bewohnen, wenn Surturs Flamme verloſchen iſt. Mode (Geiſteskraft) und Magne (Stärke) erhalten den zermalmenden Hammer, wenn Thor, vom Kampf ermattet, geſtorben iſt; Widar aber reißt dem Wolfe den Rachen entzwei. — Überlieferer dieſer Sagen ſind, außer der Edda, Prokopius von Cäſarea, Jornandes, Paulus Diakonus, Warnefrids Sohn, Ermoldus Nigellus, Adam von Bremen, Saxo Grammaticus. Über den hiſtoriſchen Werth hegen Schlözer, Adelung, Delius, Mallet, Nyerup, Gräter und Ruhs ſehr verſchiedne, zum Theil widerſprechende Meinungen; die Unterſuchung kann aber noch nicht als geſchloſſen angeſehn werden. Ob dieſe nordiſche Mythologie germaniſche ſey, iſt eine andre Streitfrage geweſen. Auf jeden Fall ſind jene Skandinavier mit den Germanen verwandten Urſprungs, und es dürfte wenigſtens nicht zu läugnen ſeyn, daß, ſo wie mehrere germaniſche Völker über den Rhein gingen, von Norden und Oſten her andre Stämme nachdrangen, und daß da Gothen und Sachſen dieſe Mythologie nach Germanien brachten. Eine eigentlich germaniſche Mythologie würde freilich noch viel mehr umfaſſen müſſen als dieſe nordiſche, denn es gab allgemeine und bloße Stammesgottheiten. dd.

Nordlicht. Das Nordlicht iſt eins der intereſſanteſten Meteore, deſſen Erklärung dem Scharfſinn der Phyſiker noch bis jetzt nicht gelungen iſt. Es beſteht in einem ſtarken hochrothen oder feuerfarbenen Lichte, welches ſich am nördlichen Horizonte ſehen läßt und aus welchem helle Lichtſäulen gegen den Scheitelpunkt emporſteigen. Seine Erſcheinung fällt gewöhnlich bald oder einige Stunden nach Sonnenuntergang und hat nach Mitternacht faſt noch nie Statt gefunden. Am häufigſten hat man die Nordlichter im Winter und zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche beobachtet. Jedoch ſind ſie nur in den nördlichen Ländern ſichtbar. Portugall iſt das ſüdlichſte Land, wo man bis jetzt dieſe Erſcheinung bemerkt hat, die weiter nach Süden zu völlig unbekannt iſt. Je mehr man ſich dem Norden nähert, deſto häufigere und deſto ſtärkere Nordlichter kann man ſehen. Celſius beobachtete deren von dem Jahre 1716 bis 1732 zu Upſala in Schweden 224. Schon die Alten ſind aufmerkſame Beobachter dieſer Erſcheinung geweſen. Ariſtoteles beſchreibt ein Meteor, welches unſer Nordlicht geweſen zu ſeyn ſcheint. Seneca und Plinius erwähnen Himmelserſcheinungen, die unſern Nordlichtern gleichen. Indeſſen hat man erſt ſeit dem fünften Jahrhundert nach Chr. Geb. genaue hiſtoriſche Überlieferungen von den Beobachtungen, die man über Nordlichter gemacht hat. Über die Urſachen dieſer Erſcheinung haben die neuern Phyſiker die verſchiedenſten

Meinungen aufgeſtellt. Einige erklären das Nordlicht für eine magnetiſche Materie, die dem Nordpol der Erde entſtröme, und unterſtützen dieſe Hypotheſe durch die Beobachtung, daß ſich die Abweichung der Magnetnadel während dieſer Erſcheinung bedeutend ändre, wovon hingegen Andre nichts wahrgenommen zu haben behaupten und Andre eine ähnliche Bewegung aller meſſingenen Nadeln während des Nordlichts beobachtet haben wollen. Nach Eulers Hypotheſe entſteht das Nordlicht, gleich dem glänzenden Schweif des Cometen, durch die Wirkungen der Sonnenſtrahlen auf die Lufttheilchen unſrer Atmoſphäre. Einer andern Meinung zu Folge beſteht das Nordlicht aus phosphorescirenden Dünſten in derjenigen Atmoſphäre, wo eine ſehr verdünnte Luft die Entſtehung wäſſeriger Dünſte unmöglich macht. Andre erklären das Nordlicht als ein bloßes optiſches Meteor daher, daß der Wiederſchein des um den Nordpol angehäuften und von der Sonne beleuchteten Eiſes und Schnees aus dem dortigen Dunſtkreis durch einen zweiten Reflex unſern Augen zugeführt werde. Noch Andre endlich haben das Nordlicht mit der Electricität in Verbindung geſetzt. Dieſe letztere Meinung iſt in den neueſten Zeiten die gewöhnliche geworden, und Franklin insbeſondre hat ſie unterſtützt. Da nach ſeiner Anſicht die in einem beſtändigen Strömen von Süden nach Norden begriffene und durch Wolken dahingeführte electriſche Materie wegen der dicken Eisrinde in den Gegenden des Nordpols ſich hier nicht in die Erde entladen kann, ſo wird ſie genöthigt, dort wieder in die Höhe zu ſteigen, und ſich durch den an beiden Polen ſehr niedrigen Luftkreis einen Weg in den luftleeren Raum zu bahnen. Indeſſen hat, wie ſchon bemerkt, keine einzige dieſer Hypotheſen alle Phänomene beim Nordlicht zur Befriedigung aller Phyſiker bis jetzt löſen können.

Nordſee oder deutſches Meer, auch norwegiſches Meer, befindet ſich zwiſchen Großbritannien, Holland, Deutſchland, Norwegen und Dänemark. Den Namen Nordſee hat es wegen ſeiner nördlichen Lage gegen Deutſchland und Holland zu erhalten. Der Flächeninhalt dieſes Meers wird auf 10,000 Quadratmeilen geſchätzt. Sein Waſſer hat die Eigenſchaft, daß es ſalziger iſt als das der Oſtſee, und daß man daſelbſt häufiger als in andern Meeren des Nachts jenen Glanz bemerkt, über deſſen Urſache der Artikel: Mollusken nachzuſehn iſt. Die Ebbe und Fluth dieſes Meers zeigt ſich am ſtärkſten an den Küſten von Holland und England, welches daher rührt, daß das Waſſer daſelbſt durch den Canal zwiſchen England und Frankreich eingeengt wird. Dieſe Ebbe und Fluth iſt ſogar auf der Themſe bis weit hinein in das Land ſichtbar.

Norfolk, eine Landſchaft in England, welche von Suffolk, Cambridge, Lincoln und dem deutſchen Meere eingeſchloſſen wird, und zu den angebauteſten Gegenden Englands gehört. Man zählt 273,400 Einwohner. Die Herzoge von Norfolk, welche ihren Titel von dieſer Landſchaft haben, ſind im Beſitz des Erbmarſchallamts von England.

Norköping oder Nordköping, eine der anſehnlichſten Städte in Schweden, und zwar in Oſtgothland. Ihre bequeme Lage am Einfluſſe des Motalaſtroms (auf welchem die Schiffe bis zur Stadt kommen können), in den Meerbuſen Bävicken macht ſie zur Stapelſtadt von Oſtgothland. Die Stadt enthält an 9000

Einwohner und außer einer gut eingerichteten Schiffswerfte nicht unbedeutende Manufacturen und Fabriken.

Normaljahr heißt das Jahr 1624, da der fünfte Artikel des weſtphäliſchen Friedens den erweislichen Beſitzſtand der kirchlichen Rechte, wie er am erſten Tage dieſes Jahrs geweſen war, zur Norm annahm, nach der die kirchlichen Verhältniſſe in Deutſchland angeordnet werden ſollten. Beſonders wurde durch dieſe Beſtimmung das Schickſal der geiſtlichen Güter und Stiftungen entſchieden und die kirchliche Gerichtsbarkeit über catholiſche Unterthanen evangeliſcher Reichsſtände, ſo wie die Duldung evangeliſcher Unterthanen catholiſcher Reichsſtände nach jenem Status quo feſtgeſetzt. Auf die innern Verhältniſſe der Verwandten einer und derſelben Religionspartei hatte es jedoch keinen Einfluß, außer wo die Frage über das Recht zweier Fürſten in Religionsſachen entſtand und die Landeshoheit ſtreitig war. Auch hat man dies Normaljahr in der Pfalz, welche ſchon vorher evangeliſch, 1624 aber in den Händen der Catholiſchen war, nicht angenommen, ſondern entſchied hier nach dem Beſitzſtande vor der Wahl des Churfürſten Friedrichs V. zum König von Böhmen. Die Trennung des deutſchen Reichsverbandes und die Verwandlung der deutſchen Fürſten in europäiſche Souverains hat manches in den Beſtimmungen des Normaljahrs modificirt und jene kirchlichen Rechte mehr als ſonſt von der Willkür der Fürſten abhängig gemacht. E.

Normalſchulen ſind Muſterſchulen, deren Einrichtung zur Regel der übrigen dienen ſoll. Von dieſer Art waren die auf Befehl der Kaiſerin Maria Thereſia vom Abt Felbiger in Schleſien und Böhmen eingerichteten deutſchen Normalſchulen, deren Zweckmäßigkeit jedoch die Folgezeit nicht hinlänglich bewährt hat. (S. d. Art. Schulweſen.) Jetzt gibt es in Preußen, Wirtemberg und mehrern kleinern deutſchen Staaten Normalſchulen nach der Idee der peſtalozziſchen Methode, von denen ſich, weil ſie erſt im Entſtehen ſind, noch nichts Befriedigendes ſagen läßt. Die von Napoleon errichtete, und von Ludwig XVIII. im Februar 1815 neu organiſirte Normalſchule in Paris iſt eine Bildungsanſtalt für Lehrer an gelehrten Schulen, zu der jede Akademie oder Univerſität in Frankreich jährlich eine verhältnißmäßige Anzahl Candidaten auf drei Jahre ſendet. Sie unterſcheidet ſich von den in Göttingen, Leipzig, Berlin, München u. ſ. w. beſtehenden philologiſchen Seminarien nur dadurch, daß die Zöglinge unter klöſterlicher Zucht zuſammenwohnen. E.

Normänner. Dieſes war der Name, mit welchem die Völker des ſüdlichen Europa's die noch nicht in die drei abgeſonderten Reiche, Schweden, Norwegen und Dänemark, getheilten ſkandinaviſchen Nationen bezeichneten, welche vom 8ten bis zum 11ten Jahrhundert das ganze ſüdweſtliche Europa durch ihre Kriegszüge, Eroberungen und Seeräubereien in Schrecken ſetzten. Die Normänner gehören zu der Claſſe der germaniſchen Völkerſchaften. In England vollendeten die däniſchen Normannen (welche oft bloß Dänen und von den Engländern Eaſterlings, Oſtmänner genannt werden) im Jahre 1016 unter Knud oder Kanud dem Großen, die ſchon früher von ihnen verſuchte Eroberung dieſes ſchon ſeit dem Ende des 8ten Jahrhunderts von ihnen bedrohten Landes. Die Normänner beunruhigten die Küſten des ausgedehnten Reichs Carls des Großen und benutzten noch beſſer die Schwächen ſeiner ungeſchickten Nach=

folger. Nachdem ſie Deutſchland ſeit Carls des Großen Zeit zu verheeren geſucht hatten, gelang es Otto dem Großen, ſie zu bändigen, indem er ihnen das Chriſtenthum aufdrang (948). Unter Rollo ließen ſie ſich (911) in Frankreich, einem Theil von Neuſtrien (der nach ihnen Normandie genannt wurde) nieder, und Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, vollführte im Jahre 1066 die Eroberung von ganz England; eine Eroberung, welche durch ihren bleibenden Einfluß auf die Sitten, Sprache, Gewohnheiten der unterjochten Engländer merkwürdiger geworden iſt, als die frühern Unternehmungen der Eroberer dieſes Landes. Über ihre Niederlaſſungen in Sicilien und Neapel vergleiche man dieſe Artikel. In Rußland, wo ſie unter dem Namen Waringer oder Waräger bekannt waren, zeigten ſie ſich bei der Stiftung des Reichs unter Rurik (862) beſonders mächtig. Während dieſer auswärtigen Unternehmungen, in welchen die Volkszahl der Normänner zerſplittert und ihre Kraft geſchwächt wurde, hatten ſich die innern Angelegenheiten des eigentlichen Wohnplatzes der Normänner ſo fixirt, daß die neuen Kriegszüge und Seeräubereien unterblieben und der Name der Normänner ſich auf dieſe Weiſe aus der Geſchichte wieder verlor.

North (Lord, Friedrich), Graf von Guilford, geb. 1732, brittiſcher Staatsminiſter von 1767 bis 1782, ſtarb den 5ten Auguſt 1792. — Das öffentliche Leben dieſes Staatsmannes, ſein Einfluß auf die Volksmeinung, ſeine Talente, Fehler und Leidenſchaften, ſeine politiſchen Verbindungen und ſeine Streitigkeiten mit Lord Chatam, Edmund Burke, Charles Fox, William Pitt u. A. hängen mit der Geſchichte des amerikaniſchen Freiheitskrieges weſentlich zuſammen. Er gab das erſte Beiſpiel in der brittiſchen Staatsverwaltung, einen Volks- und Handelskrieg mit Beharrlichkeit unter den größten Anſtrengungen, ſelbſt bei empfindlichen Verluſten, bis zur gänzlichen Erſchöpfung des Staates fortzuſetzen, in der Überzeugung, daß die größere Geldmacht zuletzt ſiegen müſſe. Pitt folgte dem Beiſpiele der Beharrlichkeit, das ihm Lord North, ſein Vorgänger und ſein unverſöhnlicher Feind, gegeben hatte, in dem franzöſiſchen Revolutionskriege, jedoch mit mehr Einſicht, Würde und folgerechter Fertigkeit. Auch hatte Pitt für ſich beſſere Rechtsgründe, mehr Zuſammenhang und Energie in den Entwürfen, größere Streitkräfte unter einer zweckmäßigern Leitung; und die ausgezeichnetſten Männer in der Nation, wenige ausgenommen, ſchloſſen ſich mit aller Macht, die ihnen zu Gebote ſtand, feſt an den Nationalwillen und an ihn an. Dagegen iſt kein brittiſcher Staatsminiſter ſo gehaßt worden, und keiner hat ſich dennoch ſo lange behauptet, als Lord North; ein Beweis, daß er nicht gewöhnliche Talente beſaß, die er aber mehr eigenwillig und gewandt, als weiſe anwandte. Durch perſönlichen Ehrgeiz unterſchied er ſich gänzlich von Pitt, der weit größere Talente, vorzüglich mehr Tiefe, Strenge und Klarheit im Denken zeigte, und dem das Vaterland über Alles ging. Pitt lebt daher fort in der Verehrung der Nation. Der Club, der ſeinen Namen führt, feiert ſeinen Gedächtnißtag. Lord North hingegen iſt vergeſſen. Ihn ſtürzte der Haß der Zeitgenoſſen, und die Nachwelt verwarf ſeine Rechtfertigung. Indeß darf ihm der unglückliche Gang des amerikaniſchen Kriegs nicht zur Laſt gelegt werden. Er kämpfte gegen die Freiheit ſelbſt an; Pitt aber nur gegen eine politi-

ſche Mode, welche die Franzoſen Freiheit nannten. Auch war es der erſte Verſuch, den Großbritannien machte, in Amerika's Wäldern einen Krieg mit ungeheuern Koſten gegen Jäger und Republikaner zu führen. Für dieſen Krieg hatte die brittiſche Staatskunſt den Maßſtab noch nicht gefunden. Endlich kann die erſte Urſache des Abfalls der amerikaniſchen Colonien dem Lord North nicht beigemeſſen werden. Lord Bute hatte zuerſt den König zur willkürlichen Beſteurung der Amerikaner überredet. Doch widerſetzte ſich in der Folge jener den beſſern Vorſchlägen zur Ausſöhnung; er machte den Bruch unvermeidlich, und dehnte, um ſich in ſeinem Poſten zu behaupten, das Beſtechungsſyſtem mehr als irgend einer ſeiner Vorgänger aus. Lord North war wenig bekannt, als er nach Charles Townshends Tode im J. 1767 zum Kanzler der Schatzkammer ernannt wurde. Nach ſeinen politiſchen Grundſätzen gehörte er zu den Tories, oder zu den Anhängern der königlichen Gewalt; allein er dachte gemäßigt, und hatte gefällige Formen. Seine Fähigkeiten zeichneten ihn aus, ohne ihn eben in die erſte Reihe zu ſtellen. Er beſaß viel Geſchäftskenntniß und den Ruf der Rechtlichkeit. Von Natur wenig unternehmend, fehlte es ihm doch zu Zeiten nicht an entſchloſſener Beharrlichkeit. Indeß herrſchte unglücklicher Weiſe in allen ſeinen Anſichten und Entwürfen eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Verworrenheit der Ideen; und ob er wohl in der Regel das richtige Ziel vor Augen zu haben und darnach zu ſtreben ſchien, ſo ward er dennoch oft dem geraden Wege einer offenen Politik untreu. Bei aller Güte, die ſeine Abſichten gehabt haben können, verdient er den Vorwurf der Unentſchloſſenheit und Schwäche; denn er gab im ganzen Laufe ſeiner Verwaltung nur ſelten Beweiſe von Kraft, Einſicht und Weisheit. So urtheilt, glimpflicher als Andre, Belsham über Lord North in ſeinen Memoirs of the Reign of George III. London 1795. 2. Edit. Eine ſeiner erſten Handlungen war der Vorſchlag, die Hafenzölle vom J. 1767 in den amerikaniſchen Colonien aufzuheben, mit Ausnahme des Theezolls, den man abſichtlich beibehielt, um das Hoheitsrecht für Großbritannien zu behaupten. Die Oppoſition widerſprach nachdrücklich dieſer Ausnahme. „Hat die Zurücknahme der Stempelacte," entgegnete Lord North, „die Amerikaner Gehorſam gelehrt? Hat unſer Nachgeben ihnen Mäßigung eingeflößt? Sie beſtreiten unſer Recht, ſie zu beſteuern; iſt es wohl rathſam, durch die Zurücknahme der ganzen Zollacte jenes Recht aufzugeben? Nein! gerade jetzt, wo ſie unſer Recht nicht anerkennen wollen, müſſen wir es ausüben. Sonſt geben wir in der That die Oberherrſchaft des Mutterlandes für immer auf. Eine gänzliche Zurücknahme iſt nicht eher denkbar, als bis Amerika zu unſern Füßen liegt." Dieſe trotzige Herausfoderung ward laut getadelt. Der Miniſter erhielt jedoch die Stimmenmehrheit; und von Stunde an war das Schickſal ſeines öffentlichen Lebens der Kampf mit den Colonien und Amerika's Freiheit! Andre Streitigkeiten zwiſchen der Stadt London und dem Parlament, wobei der bekannte Wilkes eine Rolle ſpielte, und welche endlich im J. 1771 die Verhaftung des Lord Mayors im Tower zur Folge hatten, wurden von der Oppoſition den Miniſtern ebenfalls zur Laſt gelegt. Das Volk von London beging bei dieſem Anlaß grobe Ausſchweifungen; Lord North kam perſönlich in Lebensgefahr; und die City verlangte wiederholt vom König die Auflöſung des Parlaments und die Ent-

laſſung ſeiner „unfähigen und despotiſchen" Miniſter. Doch ſeit dem J. 1772 gewann Lord North, ungeachtet einiger falſchen Schritte, die er gethan, immer mehr in der öffentlichen Meinung, durch die Gefälligkeit ſeines Tons und durch die ſcheinbare Geradheit und Offenheit ſeiner Denkart. Er war nach Lord Rockingham der erſte Staatsminiſter unter der Regierung Georgs III., zu deſſen Verwaltung das Volk einiges Vertrauen faßte. Der von ihm mit Spanien ehrenvoll abgeſchloſſene Vergleich, die ſelbſt bei den Rüſtungen gegen Spanien bewirkte allmählige Verminderung der Nationalſchuld, die Ernennung eines der Beſteurung der amerikaniſchen Colonien abgeneigten und wegen ſeiner Rechtlichkeit und Mäßigung ſehr geachteten Staatsmannes, des Grafen von Dartmouth zum Staatsſecretär für Amerika erwarben dem Lord North das öffentliche Zutrauen. Die Nation ſah wenigſtens die Neigung der Miniſter, den langen Zwiſt mit Amerika beizulegen. Lord North ſetzte daher mit einer großen Mehrheit einige Vorſchläge im Parlamente durch, die als verfaſſungswidrig großen Widerſpruch fanden, z. B. die Ernennung eines geheimen Ausſchuſſes zur Unterſuchung der zerrütteten Finanzangelegenheiten der oſtindiſchen Compagnie, welche die Entdeckung abſcheulicher Gewaltmißbräuche und eine Beſchränkung ihrer Regierungsrechte in Indien zur Folge hatte. Lord North ſtellte bei dieſer Gelegenheit den wichtigen Grundſatz auf, daß der von den Unterthanen eines Staates erworbene Länderbeſitz unmittelbar das Landeigenthum des Staates ſelbſt erweitre, und nicht das Eigenthum der Erwerber ſey; daß übrigens der Zuſtand der oſtindiſchen Compagnie die Beihülfe des Parlaments nothwendig erheiſche, daß man aber, wenn man ihr ein Anlehn bewillige, ſie durch ſchickliche Maßregeln gegen künftige Verlegenheiten ſicher ſtellen müſſe. Der Unwille des Publicums über die Herrſchſucht und Bedrückung dieſer „königlichen Abenteurer und Großhändler" war ſo groß, daß Lord North mehrere demüthigende Beſchränkungen der Rechte jener ſtolzen Geſellſchaft im J. 1773 durchſetzte, ohne ſie jedoch für die von ihr verübten Bedrückungen zur Rechenſchaft zu ziehn. Vielmehr erhielt die Krone jetzt unmittelbar Antheil an den Landeseinkünften von Indien. So wurde durch Lord North der Staat Oberaufſeher und Mitregent der oſtindiſchen Compagnie; aber auch Theilnehmer an ihren ungerechten Erpreſſungen. Die Gegner des Miniſters bemerkten daher mit Recht, es ſey ein ſchlechter Troſt für die Eingebornen von Bengalen, wenn ſie hörten, daß der brittiſche Staat, bei voller Kenntniß des ſchändlichen Ausſaugungsſyſtems, unter welchem Indien erliege, ſie dadurch rächen wolle, daß er die Plünderer plündre! Warren Haſtings Verwaltung beſtätigte nur zu ſehr dieſen Vorwurf. Jedoch verdient unter den neuen Einrichtungen, die Lord North in Anſehung Indiens bewirkte, als gerecht und zweckmäßig hier angeführt zu werden, daß die Präſidentſchaft von Bengalen die politiſche Obergewalt über die übrigen indiſchen Präſidentſchaften erhielt; daß künftig die Krone der Ernennung des Gouverneurs und des Raths von Indien ihre Zuſtimmung verſagen konnte, und daß ein beſondrer oberſter Gerichtshof in Indien ausſchließend von der Krone errichtet und beſetzt werden ſollte. An Vergütung der in Indien von der Compagnie verſchuldeten Erpreſſungen aber wurde nicht gedacht. Die Anklage, welche den berühmten Lord Clive bei dieſem Anlaſſe traf, erſchütterte ihn ſo, daß er, obgleich mit leiſem Tadel

losgeſprochen, den Vorwurf der öffentlichen Meinung nicht ertragen konnte, ſondern ſich aus Schwermuth das Leben nahm. Dies waren die wichtigſten Verhandlungen in der glänzendſten Zeit des Miniſteriums des Lord North bis zu Ende des J. 1773. Er hatte ſtets die große Mehrheit für ſich. Die einzige Bill in Anſehung der Erweiterung der Toleranzacte ward zwei Mal, nachdem ſie das Unterhaus angenommen, im Oberhauſe verworfen. Jetzt ward der Krieg mit Amerika die wichtigſte Angelegenheit des Staats. Die königliche Botſchaft, welche Lord North den 7ten März 1774 dem Parlamente in Bezug auf den über den Theezoll zu Boſton entſtandenen Tumult überbrachte, foderte zu den ſtrengſten Maßregeln gegen den aufrühreriſchen Geiſt der amerikaniſchen Colonien auf. Das Haus gab der Rede des Miniſters Beifall, und beſchloß einmüthig, feſt und mit Nachdruck zu verfahren. Die Boſton-Port-bill, welche allen Handel nach Boſton unterſagte, und den Sitz der Regierung von da nach Salem verlegte, ward auf des Miniſters Vorſchlag angenommen. Seine zweite und dritte Bill aber wegen Aufhebung der Verfaſſung und einer neuen Gerichtsverfaſſung in Maſſachuſett gingen nicht ohne heftigen Widerſpruch durch. Am kräftigſten erhob ſich die Oppoſition gegen einen vierten Vorſchlag des Miniſters, nach welchem die Krone Canada uneingeſchränkt verwalten ſollte. Graf Chatam, den Kränklichkeit lange abgehalten hatte, im Parlamente zu erſcheinen, ſprach jetzt für die Rechte der Amerikaner. „England ſey nicht befugt, Amerika zu beſteuern." Auch der berühmte Edmund Burke unterſtützte mit aller Kraft ſeiner Beredſamkeit den Vorſchlag, über die Aufhebung der Theeacte zu berathſchlagen. Allein der Miniſter ſiegte. Seine Maßregeln brachten aber die entgegengeſetzte Wirkung in Amerika hervor. Die boſtoner Hafenbill machte Boſtons Sache zur Sache aller Colonien. Sie verſammelten nämlich einen Generalcongreß zu Philadelphia (4ten September 1774), proteſtirten gegen die angeführten ungerechten brittiſchen Parlamentsacten, beſchloſſen unter ſich allen Handel mit Großbritannien aufzuheben, und wandten ſich in ſchriftlichen Vorſtellungen an die brittiſche Nation und den König. Ihr Verfahren erhielt den Beifall Chatams; und die Oppoſition tadelte laut den Miniſter, daß er durch die den Amerikanern angedrohte Sclaverei den Bürgerkrieg entzündet habe. Lord North aber hielt den Krieg für unmöglich, und Lord Sandwich, der erſte Lord der Admiralität, für ſo leicht, daß die Regierung jede ernſtliche Vorbereitung auf denſelben unterließ, und ſogar die im J. 1774 bewilligten 20,000 Seeleute um 4000 verminderte. Gleichwohl erklärte das Parlament im J. 1775 gegen Chatams Bitten und Rath, Amerika durch Zurückziehung der Truppen aus Boſton zu verſöhnen, und es nicht ungehört zu verurtheilen, und gegen ſeine Warnung durch die Härte gegen die Colonien nicht großes Unglück über England zu bringen, auf Lord Norths Vorſchlag, die Provinz Maſſachuſett ſey in Aufruhr. Da ſich indeß Amerika rüſtete, und entſchloſſen zum Widerſtande zeigte, riethen im brittiſchen Parlamente mehrere Stimmen, unter denen auch die des berühmten Fox war, zu gütlichen Mitteln. Jetzt trat der Miniſter mit einem ſogenannten Verſöhnungsplane auf, der ihm aber von allen Seiten heftigen Tadel zuzog. England ſollte nämlich die Ausübung ſeines Beſteurungsrechts ſo lange aufſchieben, als die Amerikaner ſich ſelbſt den Abſichten des Parlaments

gemäß beſteuern würden! Dennoch behauptete Lord North die Stimmenmehrheit gegen Burke's Ausſöhnungsplan, der bei dieſer Gelegenheit eine ſeiner berühmteſten Reden hielt; auch wies der König die von der Stadt London durch ihren Lord Mayor Wilkes ihm überreichte Gegenvorſtellung zurück. Allein der Congreß verwarf im Mai 1775 Lord Norths Vorſchläge, nachdem der brittiſche General Gage die Feindſeligkeiten bei Lexington den 19ten April 1775 zuerſt begonnen; und einmüthig erhob ſich Amerika unter Waſhingtons Anführung zu einem Kampfe, von dem Friedrich II. ſagte: England hat ſich ſelbſt mit ſeinen Colonien in einen Krieg verwickelt, den es aus Despotismus unternommen, und mit Thorheit geführt hat. Jetzt erklärte ſich auch der Lord Siegelbewahrer, der Herzog von Grafton, gegen Norths Syſtem, und trat, als er weder dieſen, noch den König zu friedlicher Ausgleichung mit den Colonien bewegen konnte, aus dem Miniſterium. Zugleich proteſtirten mehrere Lords im Oberhauſe feierlich gegen ein ſo „ungerechtes und dem Lande verderbliches" Verfahren, durch welches die Miniſter den Verluſt der Colonien bewirken würden. Man tadelte vorzüglich, daß ſie verabſäumt hatten, ſich genau von dem Zuſtande der Dinge und den Abſichten des Congreſſes zu unterrichten, indem der Überbringer einer zweiten friedlichen Bittſchrift an den König, die man ihres Inhalts und Zwecks wegen den Olivenzweig nannte, worauf die Miniſter aber keine Antwort ertheilten, Herr Penn, Gouverneur von Penſylvanien, erſt im November vom Oberhauſe darüber befragt worden war. Die Regierung mochte jetzt keinen Schritt zurückthun. Lord North trieb vielmehr die Sache aufs äußerſte, indem er durch die berüchtigte Capturacte alles Eigenthum der Amerikaner für gute Priſe erklären und jede Verbindung mit den dreizehn vereinigten Colonien aufheben ließ. Seitdem ward Fox der furchtbarſte Gegner der Miniſter. Er ängſtigte ſie, als er eine Unterſuchung verlangte, warum die brittiſchen Waffen in Amerika ſo wenig Glück hätten; als er den Menſchenhandel der Miniſter mit den „fürſtlichen Schlächtern" in Deutſchland (princely butchers), von welchen Großbritannien 18,000 Mann für den amerikaniſchen Krieg erkaufte, eine Schande der Britten und der kleinen deutſchen Fürſten nannte; als er ihnen die Hartnäckigkeit zum Vorwurf machte, mit welcher ſie „unbedingte Unterwerfung" von Amerika, ſtatt gegenſeitiger Verſtändigung, verlangten, und die Blindheit, mit welcher ſie verſicherten, daß Frankreich keinen Antheil an dem Streite nehmen, und daß Amerika unterliegen würde. Deſſenungeachtet blieb die Stimmenmehrheit auf Seiten des Miniſters. Der König ſelbſt hing zu hartnäckig an dem Syſtem der Unterdrückung, als daß er auf Gründe der Vernunft und Billigkeit gehört hätte. Deſto nachdrücklicher ward für die Sache der Freiheit in London und in ganz England geſprochen und geſchrieben; und unter den Schriften, welche Lord North, indem er das Gegentheil wollte, ſelbſt veranlaßte, hat keine ſo tiefen Eindruck auf die Nation gemacht, als des Dr. Richard Price Observations on the Justice and Policy of the War with America. So ermuthigten Georg III. und ſein Miniſter wider ihren Willen den Freiheitsſinn der Völker. Sie weckten zwar den ſchlummernden Löwen, der ſpäterhin in Frankreich alle Schranken zertrümmerte. Amerika erklärte, da jede Ausgleichung unmöglich war, ſeine Unabhängigkeit den 4ten Juli 1776.

Zugleich hatte der blinde Eifer, mit welchem die brittiſche Regierung ihren amerikaniſchen Unterthanen das freie Bürgerrecht entreißen wollte, für Europa die nachtheilige Folge, daß die Theilung Polens im J. 1773 ohne Widerſpruch von Seiten Englands erfolgen konnte. So befleckte das ungerechte Syſtem des Lord Norths die Jahrbücher ſeiner Nation und die Regierung ſeines Königs. Jede Rede, die der König vom Throne bei Eröffnung der Parlamentsſitzungen hielt, ward, als ein Werk des Miniſters, mit Verachtung und bittrer Strenge beurtheilt. Vierzehn Pairs des Oberhauſes ließen die von ihnen vorgeſchlagene, von der Mehrheit aber nicht angenommene Abänderung einer Dankadreſſe an den König im November 1776 wörtlich zum Protokolle nehmen. Ein Theil der Oppoſition verließ ſogar das Haus, als der Vorſchlag nicht durchging, daß vom Parlamente ein Comité mit der Unterſuchung aller Parlamentsacten, durch welche die brittiſchen Unterthanen in Amerika ſich bedrückt glaubten, beauftragt werden möchte. Sie nahmen jedoch an den Unterhandlungen wieder Antheil, als der Miniſter die Suspenſion der Habeas-Corpusacte in Vorſchlag brachte. Bei dieſer Gelegenheit ſah man, daß der Miniſter ſelbſt mit der Partei der eifrigen Vertheidiger der königlichen Vorrechte nicht allemal übereinſtimmte, ja daß er nicht einmal in alle Geheimniſſe des königlichen Cabinets eingeweiht war; denn zum großen Verdruſſe dieſer Partei nahm er die von der Oppoſition für nöthig gehaltenen Beſchränkungen jener Bill an, indem er offen geſtand, er habe an die gefährliche Ausdehnung, die man ihr geben könne, nicht gedacht. Dieſer Umſtand läßt ſogar argwohnen, daß Lord North, mehr um ſich in ſeiner Stelle zu behaupten, als aus Überzeugung, die ſtrengen und harten Maßregeln des königlichen Cabinets zu den ſeinigen machte. Als er bald darauf die Geldhülfe des Hauſes zur Bezahlung der Kronſchulden und Vermehrung des jährlichen Kroneinkommens verlangte, mußte er hören, daß dieſes Bedürfniß eine Folge des vom Hofe getriebenen Beſtechungsunweſens und des Mißbrauchs in Ertheilung von Penſionen ſey; ja als man dem Könige die Bewilligung des Hauſes zur Genehmigung anzeigte, ſagte der Sprecher des Unterhauſes zum Könige: „Sire, Ihre getreuen Gemeinen haben trotz der großen Laſten des Volks Ihnen eine beträchtliche Unterſtützung bewilligt; einzig in dem wohlbegründeten Vertrauen, daß Sie, was jene ſo freigebig darbieten, weiſe anwenden werden.“ Indeß ward der Krieg mit abwechſelndem Glück geführt. Unter den Mitgliedern, welche ſtets zur Ausſöhnung riethen, zeichnete ſich vorzüglich Lord Chatam aus, den die Hinfälligkeit des Alters nicht abhielt, noch Krankheit hinderte, im Oberhauſe die Unmöglichkeit, Amerika zu erobern, ſelbſt wenn man Söldner in den Fleiſchbänken jedes deutſchen Despoten erhandle (You may extend your traffic to the shambles of every German despot: your attempts will be for ever vain and impotent) zu beweiſen, und gegen die Abſcheulichkeit, daß Großbritanniens Miniſter den Tomahawk und das Skalpeiſen der Wilden als Bundeswaffen zur Unterjochung ſeiner Brüder brauchten, ſeine Stimme nachdrucksvoll zu erheben. Der ſiebzigjährige Greis ſprach mit erſchütternder Beredſamkeit; auch Burke rief den Fluch der Nachwelt auf gegen dieſe unſelige, ſchändliche Verbindung mit Canibalen. Vergebens! — Als nun die Kunde kam von dem Tage bei Saratoga, wo ein brittiſches

Heer unter Bourgoyne (16ten October 1777) die Waffen ſtreckte, da brach der Zorn des Hauſes gegen den Miniſter los. Mit tiefem Schmerz, ja mit Thränen bekannte Lord North, er ſey unglücklich, aber ſeine Abſicht ſey gut und rechtlich geweſen; man habe ihm anfangs ſeine Stelle gewiſſermaßen aufgedrungen, er wolle gern ſie niederlegen, wenn er dadurch Friede und Ausſöhnung, die er ſtets gewünſcht, bewirken könne. Doch die mächtige Partei der Tories ſtimmte für die Fortſetzung des Kriegs mit verdoppelter Anſtrengung. Endlich ſchlug Lord North den 17ten Februar 1778 Unterhandlung mit Amerika vor, und geſtand, er habe ſtets eingeſehn, die Beſteurung Amerika's würde nie die Staatseinkünfte vermehren, auch ſey es nicht ſeine Politik geweſen, die Beſteurung einzuführen, ſondern er habe dieſes Syſtem ſchon befolgt gefunden, als er unglücklicher Weiſe in die Verwaltung eingetreten; er ſelbſt aber hätte nicht argwohnen können, daß die von ihm in Anſehung des Theezolls genommene Maßregel ſo unglückliche Folgen haben würde, u. ſ. w. Dieſes Geſtändniß bewaffnete ſeine Gegner. „Warum" riefen ſie," habe er vor zwei Jahren denſelben Vorſchlag zur Ausgleichung, den der Herzog von Grafton gethan, hintertrieben? Jetzt ſtehe Alles anders. Amerika habe ſeine Unabhängigkeit erklärt, und wiſſe, es könne nicht beſiegt werden! Großbritannien habe nunmehr nichts zu thun, als Friede zu ſchließen." Bald darauf zeigte Lord North dem Hauſe an, Frankreich ſtehe im Bunde mit Amerika. Da ließ ſich Lord Chatam, ſchon dem Tode nahe, in das Haus führen, um ſeinen Unwillen zu bezeugen, daß man den Gedanken haben könne, Amerika's Unabhängigkeit anzuerkennen, und vor dem Hauſe Bourbon zu zittern! Als er aber, aufgefodert vom Herzog von Richmond, die Mittel anzeigen wollte, dies zu verhindern, ſank er erſchöpft in die Arme ſeiner Freunde. Er ſtarb den 11ten Mai 1778. Der Plan des Miniſters, den Krieg fortzuſetzen und mit Amerika zu unterhandeln, ward genehmigt. Die brittiſchen Bevollmächtigten wollten jetzt den Amerikanern mehr Rechte einräumen, als jene je ſelbſt verlangt hatten; allein es war zu ſpät. Der Congreß beſtand auf der Unabhängigkeit der Staaten, und erbot ſich nur unter dieſer Bedingung zum Frieden. So zerſchlug ſich die Unterhandlung und die Erbitterung war größer als je. Die brittiſchen Befehlshaber geſtatteten das wildeſte Verfahren. Alles übertraf an Abſcheulichkeit die Zerſtörung von Wyoming. Mehrere Umſtände erregten außerdem noch allgemeinen Tadel gegen die Miniſter, wozu der Krieg mit Frankreich und Spanien die Veranlaſſung gab. Fox beſtürmte ſie mit Anklagen, und die Oppoſition ward immer ſtärker. Lord North war oft uneins mit dem königlichen Cabinet; widerſprach ſich ſelbſt, indem er mit dem amerikaniſchen Congreß wie mit einer unabhängigen Macht einen Waffenſtillſtand einzugehn bereitwillig ſchien, und dennoch auf die Dauer des Waffenſtillſtandes die Unabhängigkeit Amerika's nicht anerkennen wollte. Indeß trafen die Vorwürfe nicht allein die Unfähigkeit der Miniſter, auch der König ward des Mißbrauchs der Civilliſte beſchuldigt; er wolle ſein eigner Miniſter ſeyn, und mache, durch ſeine Unverantwortlichkeit geſichert, das Land unglücklich! Allein die Feſtigkeit, mit welcher der König den von Lord Gordon durch die Loſung No Popery (kein Papſtthum)! gegen die Catholiken und die tolerant geſinnten Parlamentsglieder erregten Aufruhr des londner Pöbels unterdrückte, gab den Miniſtern ein neues Gewicht. Um dieſe Zeit veranlaßte der See-

krieg Streit mit den neutralen Mächten. Da Holland ſich weigerte, den vertragsmäßigen Beiſtand zu leiſten, ſo hob England das mit den Niederlanden beſtehende Bündniß auf. Dagegen ſchloſſen die nordiſchen Mächte i. J. 1780 einen Bund, den man die bewaffnete Neutralität nannte. Großbritannien erklärte hierauf an die Republik der vereinigten Niederlande, welche jener Neutralität ſich anſchließen wollte, den Krieg, weil Amſterdam mit Amerika geheime Verbindungen gehabt, die Generalſtaaten aber die verlangte Genugthuung nicht gegeben hätten. Nur wenige Stimmen tadelten den Miniſter wegen dieſes ſtolzen Schrittes. Das Glück ſchien damals den brittiſchen Waffen in Amerika günſtig, und Holland war auf den Krieg nicht vorbereitet. Um dieſe Zeit trat ein neuer Gegner gegen den Miniſter auf. In dem funfzehnten Parlamente, das unter Georg III. (am 31ſten October 1780) ſich verſammelte, ſprach William Pitt, Lord Chatams zweiter Sohn, für die von Burke vorgeſchlagne Beſchränkung der öffentlichen Ausgaben und des überwiegenden Einfluſſes der Krone. Am heftigſten aber griff Fox den Anleiheplan des Lords North an. „Der Miniſter habe als Agent der Nation, die er mit zehn neuen Taxen belaſtet, den unüberlegteſten, ärgerlichſten und ſchlechteſten Handel gemacht, für welchen er öffentliche Verwünſchungen und eine exemplariſche Strafe verdiene.“ Die Miniſter mußten jetzt ihren ganzen Einfluß aufbieten, um zu verhindern, daß das Parlament nicht von ihrem Syſtem ſich ganz losſagte. Nur eine kleine Stimmenmehrheit rettete ſie vor der verlangten ſtrengen Unterſuchung ihres Verhaltens. Bei dieſer Gelegenheit drückte Pitt ſeinen vollen Abſcheu über den amerikaniſchen Krieg aus. Er nannte ihn unternommen von der Ungerechtigkeit, geführt von der Thorheit; jeden Schritt deſſelben bezeichne Mord und Verwüſtung. Er enthülle die tiefſte ſittliche Verdorbenheit und jede Schändlichkeit des Menſchen. — Der indiſche Krieg ward ebenfalls ein Gegenſtand des öffentlichen Unwillens. In dem Berichte, den der geheime Ausſchuß darüber i. J. 1782 erſtattete, mißbilligte man das ganze politiſche Verfahren des Generalgouverneurs Haſtings in den ſtärkſten Ausdrücken. Allein die ſtrengen Beſchlüſſe des Hauſes der Gemeinen, den königlichen Oberrichter in Indien, den Generalgouverneur Haſtings und andre hohe Beamte, wegen verletzter Amtspflicht und Verraths der Nationalehre zurückzurufen und zur Verantwortung zu ziehn, blieben ohne Folgen. Der kühne, herrſchſüchtige Haſtings, ein Mann von außerordentlicher Geiſteskraft, ſetzte ſein Syſtem offner und geheimer Unterdrückung fort, bis er in Indien und in England Achtung und Schutz für ſich verloren ſah, und durch freiwillige Niederlegung ſeiner Würde der Abſetzung zuvorkam. Dies geſchah aber erſt nach der Veränderung des brittiſchen Miniſteriums, welches bisher alles ſtrengere Verfahren gegen ihn zu hintertreiben gewußt hatte. Ein Theil der gegen Haſtings gerichteten Anklage fiel daher, in der öffentlichen Meinung wenigſtens, auf Lord North zurück. Eben ſo wenig wußte der Miniſter die Rechte des Königs und des Parlaments in Irland zu behaupten. So ſehr er auch die iriſche Nation bei mehrern Anläſſen begünſtigt hatte, ſo ſtrebte dieſe immer zuverſichtlicher nach einer Art von Unabhängigkeit von dem brittiſchen Parlamente. Auch hier war es Pitt vorbehalten, nicht nur die Fehler ſeines Vorgängers wieder gut zu machen, ſondern jeder Trennung für die Zukunft entgegenzuwirken. Das Unglück der brittiſchen

Armee unter Lord Cornwallis, welcher bei Yorktown (19 October 1781) mit 7000 Mann kriegsgefangen wurde, ſchien die Oppoſition zu den härteſten Anklagen der Miniſter zu berechtigen, nachdem der König im Vertrauen „auf Gott und die Gerechtigkeit ſeiner Sache" die Nation zur angeſtrengteſten Fortſetzung des Krieges aufgefodert hatte. Jetzt ſchien auch der Landadel, der bisher dem Miniſter angehangen hatte, ſich gegen den Krieg zu erklären, der bereits über 100,000 Britten das Leben gekoſtet und eine Ausgabe von 100 Millionen Pfund Sterling verurſacht hatte; und der Miniſter konnte nur durch die eifrigſten Tories und die Partei der königlichen Gewalt eine ſchwache Stimmenmehrheit erhalten. Indeß bewilligte das Haus für d. J. 1782, außer 100,000 Seeleuten, 195,000 Mann Soldaten. Lord North aber theilte den Haß des amerikaniſchen Krieges vorzüglich mit dem erſten Lord der Admiralität, Lord Sandwich, und mit dem Staatsſecretär für Amerika, Lord George Germaine. Letzterer gab daher ſeine Stelle auf, und ward vom König, ungeachtet des Widerſpruchs der Minorität, die im Oberhauſe ſogar eine ſchriftliche Proteſtation einlegte, zum Pair mit dem Titel Lord Viscount Sackville erhoben. Endlich fiel die Majorität der Miniſter bis auf eine Stimme herab. Jetzt drang General Conway, derſelbe, der ſechzehn Jahre früher die Zurücknahme der Stempelacte bewirkt hatte, mit ſeinem Vorſchlage vom 27ſten Februar 1782 durch, daß die Kammer erklären ſolle, die Fortſetzung des amerikaniſchen Krieges ſey dem brittiſchen Staatsintereſſe entgegen. Der Vorſchlag aber, zu erklären, daß die Haupturſache des Nationalunglücks die Unfähigkeit der Miniſter ſey, bei welchem Anlaß man Lord North an ſeine Äußerung erinnerte, daß er, wenn das Parlament ihm ſein Vertrauen entzöge, ſeine Stelle niederlegen wolle, wurde mehrmals erneuert, ehe der Miniſter den 19ten März dem Hauſe den Willen des Königs bekannt machte, daß er die Adminiſtration gänzlich zu verändern entſchloſſen ſey. So ward endlich, nach Belshams Ausdruck, „dieſe infame Adminiſtration, die ſo lange der Fluch des brittiſchen Reichs geweſen, zur unausſprechlichen Freude aller Stände des Volks gänzlich aufgelöſ't." — Der Marquis von Rockingham kam jetzt zum zweiten Male an die Spitze der Adminiſtration, Graf Shelburne aber und Herr Fox wurden zu Staatsſecretären ernannt. Lord Thurlow blieb allein vom alten Miniſterium in ſeiner Stelle. So ſiegten die Whiggs; und die Tories entzogen ſich nur durch freiwillige Abdankung dem unmittelbaren Tadel (Cenſure) des Hauſes der Gemeinen. Allein der Tod des Marquis von Rockingham (1ſten Juli 1782), und die Ernennung des Lords Shelburne an deſſen Stelle löſ'te den bisherigen Verein der Whiggs auf. Fox, Burke u. ſ. w. legten ihre Stellen nieder. Unter den neu ernannten Miniſtern zog William Pitt, der in einem Alter von 23 Jahren Kanzler der Schatzkammer wurde, die öffentliche Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich. Jetzt wurden endlich, nachdem der Krieg die Nationalſchuld um 121 Millionen Pfund Sterling vermehrt hatte, den 30ſten November 1782 die vorläufigen Friedensartikel zwiſchen Großbritannien und Amerika unterzeichnet, und die dreizehn Staaten als frei und unabhängig anerkannt. Gegen die Präliminarartikel des Friedens mit Frankreich und Spanien aber (21ſten Jauuar 1783) erhob ſich im Unterhauſe Lord North, er betrachtete dieſen Frieden als nachtheilig und der brit-

tiſchen Ehre zuwider. Man erſtaunte über die Kühnheit, mit welcher er gegen einen Frieden ſich erklärte, deſſen Nachtheile er doch ſelbſt verſchuldet hatte. Noch mehr erſtaunte man, als Fox daſſelbe äußerte, und hinzufügte, er ſey, da der Grund ihres vorigen Zwiſtes, der amerikaniſche Krieg, nicht mehr vorhanden wäre, mit Lord North verſöhnt. Er nannte ihn ſogar ſeinen Freund. Dieſe „monſtröſe Coalition“*) ward heftig angefeindet. Fox, der Vertheidiger der Volksrechte und jener, der ſtolze Anwald der königlichen Allgewalt, konnten unmöglich übereinſtimmen. Allein es war ſo; und ſie trugen den Sieg davon. Lord North erklärte, „ihn reue ſein Verhalten als Miniſter auf keine Weiſe; ſeiner Unſchuld ſich bewußt, biete er dem Tadel und der Strafe Trotz, er fürchte keine Anklage, und erwarte furchtlos ſeine Feinde, da er übrigens zu dieſer Verbindung eingeladen worden, könne man wohl vermuthen, daß er keinen ſeiner öffentlichen Grundſätze aufzugeben Willens ſey.“ Der König ſah ſich endlich durch das Verlangen des Unterhauſes bewogen, eine andre Adminiſtration zu bilden; und Pitt legte ſeine Stelle als Kanzler der Schatzkammer nieder. Jetzt ward der Herzog von Portland an die Spitze der Verwaltung geſtellt; Lord Cavendiſh zum Kanzler der Schatzkammer, Lord North aber und Fox zu Staatsſecretären, jener für das Innere, dieſer für die auswärtigen Verhältniſſe, ernannt. Auch Burke ward wieder angeſtellt. Die Mehrheit dieſes Miniſteriums gehörte zu den alten Whiggs; Lord Stormont, Lord North und Lord Carlisle waren Tories: Dieſe ſonderbare Zuſammenſetzung hinderte das öffentliche Vertrauen. Allgemein ward die Coalition bitter getadelt. Man er-

*) In Canzlers und Meißners Journal für ältere Literatur und neuere Lectüre II., 227, wird, freilich unverbürgt, folgender Aufſchluß über die Entſtehung der ſogenannten monſtröſen Coalition gegeben. Als Lord North erfuhr, daß er nicht der Gnade des Königs, ſondern den Vorſtellungen eines von ihm gehaßten und gefürchteten Mannes, des Großkanzlers Lord Thurlow, die Stelle eines Gouverneurs der fünf Häfen, welche ihm der König, nach ſeinem Abgange aus dem Miniſterium, mittelſt eines ſehr verbindlichen Schreibens übertragen hatte, verdanke, ſo änderte er plötzlich ſein Betragen im Parlamente. Er hielt ſich vom König für beleidigt, da dieſer erſt von ſeinem Todfeinde erinnert werden mußte, gegen ihn dankbar zu ſeyn. Daher entwarf er den Plan, Haupt einer Partei, unabhängig vom Monarchen und dieſem ſelbſt furchtbar zu werden. Noch jetzt hatte er im Unterhauſe einen großen Anhang. Lord Shelburne, der ſich in ſeinem Miniſterpoſten nicht ſicher hielt, ſchlug eine Ausſöhnung mit Lord North vor, um durch deſſen Anhang die Zahl ſeiner Freunde zu vermehren. Aber Pitt erklärte, daß er ſich bei Norths Rückkehr, aus dem Miniſterium, ohne doch ſein Feind zu ſeyn, entfernen würde, und fügte hinzu, daß, wenn ja die Vereinigung mit irgend einer Partei unumgänglich nöthig ſey, er noch eher für Fox ſtimmen, und zur Unterhandlung deßfalls bereit ſeyn würde. Der König willigte ein; aber der ſtolze, unverſöhnliche Fox wies mit Verachtung Pitt's billige Vorſchläge zurück. Jetzt näherte ſich Lord North ſeinem ehemaligen Feinde Fox. Da beiden eine Verbindung gegen den König und die königliche Partei gleich wünſchenswerth ſchien, ſo war es ihrem gemeinſchaftlichen Freunde, Hrn. Eden, leicht, das Werk zu vollenden. Bei ihm ſahen ſich Fox und North, und der Grund zur Coalition ward noch an dieſem Tage gelegt.

innerte ſich, daß Fox einſt gegen Lord North erklärt hatte, er wolle die Urheber des allgemeinen Unglücks bis zum Schaffot verfolgen; und von Burke wiederholte man ſich deſſen Behauptung, er habe die Anklagepunkte zu einem Impeachment gegen Lord North, den er als einen Staatsverbrecher bezeichnete, bereits geordnet. Was die öffentliche Meinung gegen Lord North am meiſten beſtimmte, war Lord Cathams bekannte Äußerung, es ſey ihm unmöglich, weder mit Lord Bute, noch mit Lord North vereinigt, dem Könige und dem Vaterlande zu dienen. Indeß ſetzte das neue Miniſterium mehrere Vorſchläge durch, unter andern die Entſagung des brittiſchen Parlaments auf die geſetzgebende Gewalt in Anſehung Irlands. Dagegen unternahm Pitt, im Unterhauſe die Finanzplane der Miniſter in ihrer Blöße zu zeigen, und auf eine Parlamentsreform anzutragen. Gegen dieſe ſetzte ſich zwar Lord North mit vieler Beredſamkeit, und behauptete den Sieg. Aber nun trat Fox mit ſeiner Indiabill im Unterhauſe auf, nach welcher die Verwaltung der oſtindiſchen Compagnie ſieben Commiſſarien übertragen werden ſollte. Dieſer kühne Vorſchlag, der die Compagnie aller ihrer Rechte beraubte, wurde von dem einen Theile eben ſo ſehr bewundert, als von dem andern verſchrien. Pitt gab zu, daß der Zuſtand von Indien einer gänzlichen Reform bedürfe, aber dieſer Plan ſey tyranniſch. Das Unterhaus nahm ihn an. Das Oberhaus verwarf ihn. Der König ſelbſt erklärte ſich dagegen mit dem größten Unwillen; „er ſey damit hintergangen und getäuſcht worden.“ Dies zog die Auflöſung der bisherigen Adminiſtration nach ſich, worüber die Nation laut ihre Freude bezeigte. Der König ſandte den 19ten December 1783 den beiden Staatsſecretären ihre Entlaſſung; und wenig Tage darauf ward Pitt zum erſten Lord und zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Zwar behauptete die Oppoſition noch eine Zeit lang im Unterhauſe die Mehrheit, und verlangte vom König die Entfernung ſeiner Miniſter; allein der König hatte den Beifall der Nation und des Oberhauſes für ſich. Die Oppoſition verlor täglich mehr Anhänger. Endlich löſ'te der König das bisherige Parlament gänzlich auf; ein neues ward gewählt; Pitt ſiegte, und ſein unverſöhnlicher Feind, Lord North, wandte vergebens ſein Rednertalent an, um der Regierung unter einem von ihm gehaßten Miniſter entgegenzuarbeiten. Einige Jahre vor ſeinem Tode ward Lord North, der ſeit dem Tode ſeines Vaters auch Graf von Guildford hieß, blind. Er ſtarb den 5ten Auguſt 1792 im 61ſten Jahre ſeines Alters, ohne große Reichthümer zu hinterlaſſen, indem er die großen Schätze, welche er in ſeiner langen Adminiſtration zuſammengebracht, größtentheils auf Beſtechungen verwandt hatte, um ſich in ſeinem Poſten zu behaupten. An demſelben Tage ſtarb auch General Bourgoyne, zu deſſen Schmach bei der Nation Lord North ſo viel mitgewirkt hatte. Wenige Monate vor ihm war Lord Sandwich geſtorben, der einſt als Seeminiſter mit ihm die Leitung und den Haß des amerikaniſchen Krieges theilte. Über die Geſchichte der Adminiſtration des Lords North, in welcher die erſten Redner der Nation auftraten, und während welcher der brittiſche Staats- und Volkscharakter, gegenſeitig bald ſich abſtoßend, bald ſich anziehend, immer inniger ſich durchdrangen, vergleiche man Histoire de l'administration de Lord North. P. I, II. London 1784. 8. K.

Norwegen, im ſchwediſchen Norrige, im Däniſchen Norge, ein jetzt mit Schweden vereinigtes Königreich auf der ſkandinaviſchen Halbinſel, wird gegen Oſten von Schweden und nach den übrigen Weltgegenden zu von der Nordſee begränzt. Dieſes Land, welches vormals ſeine eignen Könige hatte, war ſeit 1387 mit Dänemark vereinigt, indem in dieſem Jahre Margaretha, Tochter Waldemars III., Königs von Dänemark und Wittwe Hakons VIII., Königs von Norwegen, nachdem ihr von den Dänen ſchon im Jahr 1376 zum König von Dänemark erwählter Sohn Olav geſtorben war, als Königin in beiden Reichen anerkannt wurde. Die Vereinigung von Dänemark und Norwegen dauerte bis zum Jahre 1814. Als Preis des Beitritts zur Allianz gegen Frankreich war nämlich, wie verſichert wird, ſchon im Jahre 1812 von einigen alliirten Mächten der Krone Schweden das Königreich Norwegen, welches dem mit Frankreich verbundenen Dänemark entriſſen werden ſollte, zugeſichert worden. Nach der Schlacht bei Leipzig im October 1813 wandte ſich der Kronprinz von Schweden mit ſeinem Armeecorps gegen Dänemark, und nach einigen blutigen Auftritten im Holſteiniſchen wurde in den letzten Tagen des Decembers 1813 der Friede zu Kiel geſchloſſen, in welchem Dänemark das Königreich Norwegen an Schweden abtrat. Da jedoch der däniſche Prinz Chriſtian, welcher Gouverneur von Norwegen war, von den Ständen dieſes Landes, welche die im kieler Frieden geſchehene Abtretung nicht anerkennen wollten, zum unabhängigen König von Norwegen erwählt worden war, ſo drang der Kronprinz von Schweden im Sommer 1814 mit einer Armee in Norwegen ein, und nach einigen Gefechten wurde eine Convention geſchloſſen, vermöge welcher Norwegen als ſelbſtſtändiges Königreich mit einer beſondern Conſtitution mit Schweden vereinigt wurde. — Der Flächeninhalt von Norwegen beträgt 7558 Quadratmeilen. Das Clima iſt beſonders im öſtlichen Theile äußerſt rauh, und bloß an der Küſte etwas gemäßigter. Die Luft iſt indeſſen ſehr geſund, und der Sommer, wie im ganzen Norden, kurz und brennend heiß. Moräſte, Wälder, Berge und Wüſteneien beurkunden die noch ſchwache Bevölkerung, (man rechnet auf Norwegen gewöhnlich 8- bis 900,000 Einwohner) und legen der Cultur des Bodens große Hinderniſſe in den Weg. Die Einwohner müſſen ſich daher außerordentlich behelfen, und ſind oft, wenn die Getraidezufuhr fehlt, der Hungersnoth ausgeſetzt. Die Ausfuhr des norwegiſchen Handels beſteht in Holz, vorzüglich zu Maſtbäumen, Eiſen, Kupfer, Pech, Harz, Salz, Butter, Pelzwerk, Aſche, trocknen Fiſchen, und vorzüglich Heringen. Die Einfuhr beſteht in Gewürzen, Salz, Wein, Getraide, Weineſſig, Branntwein, Tuch, Käſe, Tabak und Kramwaaren. Die Einwohner, eigentliche Norweger und Finnlappen, ſind lutheriſcher Religion, und ihre Sprache iſt von der däniſchen ſehr wenig verſchieden. Das Land wird in vier Stiftsämter eingetheilt: Chriſtiania oder Aggerhuus, Chriſtianſand, Bergen und Drontheim.

Norwich, Hauptſtadt von Norfolk (ſiehe d. Art.) am Zuſammenfluß der beiden kleinen Flüſſe Winſter und Yare, iſt der Sitz eines engliſchen Biſchofthums, welches zu dem Erzbiſchofthum von Canterbury gehört. Die Stadt enthält viele ſchöne Gebäude, und zwiſchen 36- bis 37,000 Einwohner. Wallonen, welche, durch die Verfolgungen des Herzogs von Alba vertrieben, hier unter Begünſtigung der Königin Eliſabeth einen Zufluchtsort fanden, haben ur-

ſprünglich ſehr viel zur Aufnahme der Stadt, vorzüglich in merkantiliſcher Hinſicht beigetragen. Die Wollenzeuge, welche in den Manufacturen von Norwich verfertigt werden, bilden den beträchtlichſten Theil der Ausfuhr dieſer Stadt.

Noſairier heißt eine mahomedaniſche Secte von der Partei der Schiiten, die ſich um das Jahr 270 der Hedſchra bildete und ihren Namen von Nosraya im Gebiete Cufa, dem Geburtsorte ihres erſten Oberhauptes, erhielt. Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren die Noſairier in Syrien und Meſopotamien weit verbreitet und wetteiferten an Macht mit den Ismaeliten. Durch die Siege der Türken wurden ſie jedoch auf den Strich des Gebirges Libanon in Syrien am Semmack beſchränkt, den ſie jetzt noch als eine den Türken zinsbare, ſonſt aber ſelbſtſtändige Völkerſchaft inne haben. Ihr Hauptort Safita, acht Stunden von Tripolis (Tarabliis), iſt eine alte Feſtung mit einem Flecken von 250 Häuſern und die Reſidenz ihres weltlichen Sheikhs, der ſie als erblicher Fürſt und Vaſall der hohen Pforte regiert. Das Gebiet der 800 Dörfer, in denen ihre ſtarke Bevölkerung unter den Statthalterſchaften Tripolis, Damask und Hamah wohnt, iſt wenig fruchtbar, aber ſehr fleißig mit Getraide, Gartenfrüchten, Feigen, Maulbeerbäumen, Pomeranzen und Wein, den ſie ſelbſt trinken dürfen, angebaut. Auch erzeugen ſie Baumwolle, Seide, Galläpfel, Krapp und andre Droguereiwaaren, und treiben damit einen nicht unbedeutenden Handel. Ihre Sitten ſind roh und durch Überreſte heidniſcher Gebräuche, die an den Lingamdienſt erinnern, verderbt; denn ob ſie wohl die Vielweiberei für unerlaubt halten, geſtatten ſie doch an gewiſſen Feſttagen willkürliche Vermiſchung der Geſchlechter, und theilen ſich nach Art der Hindu in mehrere Caſten, von denen eine die andre drückt. Die Türken, denen ſie tapfern Widerſtand leiſten, und die Ismaeliten, ihre nächſten Nachbarn, verabſcheuen ſie, obgleich ihr Glaube von der Religionsanſicht der letztern wenig abweicht. Sie ſind, wie dieſe (ſ. d. Art. Ismaeliten), Verehrer Ali's, nehmen die Seelenwanderung, aber keine Hölle und kein Paradies an. Die Chriſten lieben ſie und beobachten auch chriſtliche Feſte und Gebräuche, ohne jedoch ihre Bedeutung ganz zu kennen. Übrigens zeigen ſich in ihrem Cultus noch viele Spuren des Naturdienſtes der alten Vorder-Aſiaten. Gewiſſe Thiere und Pflanzen ſind ihnen heilig und die weiblichen Geſchlechtstheile, als Symbol aller Zeugung, ein Gegenſtand der Verehrung. Mit den Türken haben ſie aber eine Menge von Wallfahrtsörtern und Capellen gemein, in denen ihr Gottesdienſt mit großem Geräuſch geübt wird. Ein geiſtliches Oberhaupt, Scheikh Khalil, führt die Aufſicht darüber und wandert als Prophet unter ihnen umher. Die früher geltende Meinung, daß die Noſairier die ſyriſchen Sabier oder Johanniſchriſten wären, iſt durch Niebuhr und neuerdings noch durch die Nachrichten des franzöſiſchen Conſuls Rouſſeau in Aleppo vollkommen widerlegt. E.

Noſologie (aus dem Griechiſchen), nennt man in der Medicin die Wiſſenſchaft, welche ſich mit den Krankheiten an ſich beſchäftigt. Man vergleiche Semiotik und Therapie.

Nöſſelt (Johann Auguſt). Dieſer um die Univerſität Halle und um die theologiſchen Studien überhaupt hoch verdiente Gelehrte war zu Halle am 2ten Mai 1734 geboren, fing im J. 1753 als Magiſter an, Vorleſungen zu halten, und hatte ſchon als außeror-

dentlicher Profeſſor im J. 1762 einen ſolchen Beifall, daß er den großen Hörſaal der Univerſität zu ſeinem Auditorium wählen mußte. Dieſer Beifall erhielt ſich bis zum October 1806, wo die Unfälle, welche das Vaterland trafen, auch ſeiner Thätigkeit ein Ziel ſetzten. Er verdankte ihn dem ſteten Fortſchreiten mit der Aufklärung des Zeitalters; denn ſeiner tiefen Gelehrſamkeit ungeachtet blieb er noch in ſeinem hohen Alter für neue Anſichten empfänglich. Ihm war das theologiſche Syſtem kein geſchloßnes Ganzes, das keiner Vervollkommnung fähig wäre. Muthig widerſetzte er ſich allen Eingriffen, die man in Glaubens- und Gewiſſensfreiheit zu thun verſuchte, wie er beſonders gegen die Glaubenscommiſſion unter Friedrich Wilhelm II. bewies. Der jetzige König von Preußen legte dem verdienſtvollen Greiſe den Charakter eines geheimen Raths bei und zeichnete ihn bei ſeiner Anweſenheit in Halle perſönlich als denjenigen Mann aus, dem die meiſten und vorzüglichſten Theologen in ſeinen Staaten ihre gelehrte Bildung verdankten. Um ſo ſchmerzlicher traf ihn das Schickſal Preußens im J. 1806, das er nur kurze Zeit überlebte. Er ſtarb als Senior der Univerſität am 10ten März 1807. Von ſeinen Schriften ſind die vorzüglichſten ſeine Anweiſung zur Bildung angehender Theologen, 3 Bände, und ſeine Anweiſung zur Kenntniß der beſten theologiſchen Bücher. Die übrigen ſind exegetiſchen, moraliſchen und religiöſen Inhalts.

Noſtradamus. Michel Notre Dame wurde im Jahr 1503 zu St. Remy in Provence geboren. Er ſtammte aus einer ehemals jüdiſchen Familie, ſtudirte Medicin, legte ſich etwas auf Quackſalberei, und fiel zuletzt auf die Lieblingskrankheit ſeines Jahrhunderts, die Aſtrologie. Die Prophezeiungen, die er in ſeiner Abgeſchiedenheit zu Salon in gereimten Quatrains zu ganzen Hunderten der Welt bekannt machte, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit ſelbſt großes Aufſehn. Heinrich II., König von Frankreich, ließ den Verfaſſer zu ſich kommen und beſchenkte ihn königlich. Als dieſer Monarch in einem Tournier durch Ungeſchicklichkeit verwundet wurde und das Leben verlor, glaubte man die Prophezeiung dieſes Todesfalls in dem 35ſten Quatrain der erſten Centurie des Noſtradamus zu finden, welches folgendermaßen lautete:

Le lion jeune le vieux surmontera
En champ bellique par singulier duel
Dans cage d'or les yeux lui crevera
Deux plaies une, puis mourir: mort cruelle!

Die angeſehenſten Perſonen ſeiner Zeit beſuchten ihn zu Salon. Carl IX. ernannte ihn zu ſeinem Leibarzt. Indeſſen fehlte es doch auch nicht an ſolchen, die ſeiner Prophezeiungen ſpotteten. Jodelle machte unter andern folgendes Wortſpiel auf dieſen Propheten:

Nostra damus, cum falsa damus, nam fallere nostrum est,
Et cum falsa damus, nil nisi nostra damus

Noſtradamus ſtarb zu Salon im J. 1566. Merkwürdig iſt es übrigens, daß an demſelben Orte im ſiebzehnten Jahrhundert ein ähnlicher Zukunftverkündiger geboren wurde, ein gewiſſer François Michel, ſeines Gewerbes ein Hufſchmid. Dieſer Mann reiſ'te im J. 1697 an den Hof Ludwigs XIV. und wurde hier mit großen Gnadenbezeugungen, wie man ſagt, wieder entlaſſen. Auch dieſer Mann machte zu ſeiner Zeit großes Aufſehn.

Notabeln. Wenn man das Wort Notabeln (franzöſiſch les Notables) durch die Umſchreibung: die bedeutendſten

aller Stände, überſetzt, ſo hat man es nicht nur buchſtäblich verdeutſcht, ſondern zugleich den richtigen Begriff, der damit zu verbinden iſt, ins Helle gebracht. Obgleich in mehrern europäiſchen Staaten die verſchiednen Stände derſelben ſich verſammeln, um ſich über das Wohl derſelben zu berathſchlagen, wie z. B. in England das Parlament, in Schweden der Reichsrath, in Holland die Generalſtaaten und in Spanien die Cortes, ſo findet doch nur in Frankreich die Benennung von Notabeln Statt. Ihrer geſchieht in den ältern Annalen dieſes Staates mehrmals, zuerſt aber einer Zuſammenkunft derſelben, die von einiger Bedeutung war, im J. 1613 Erwähnung. Nachdem Heinrich IV. unter den Dolchſtichen Ravaillacs gefallen war, bemächtigte ſich deſſen Witwe, Maria von Medicis, der Regentſchaft für ihren unmündigen Sohn, Ludwig XIII. An ihrem Hofe bildete ſich ein mißvergnügter Bund, an deſſen Spitze der Prinz Heinrich von Condé ſtand. Nachdem man ſich mit ihm in Vergleichsunterhandlungen eingelaſſen hatte, erklärte er in einem Schreiben an die Königin, das aber mehr das Anſehn eines Manifeſtes hatte, daß er zu den Schritten, die er gethan, durch die Verwirrung der Finanzen, durch die Berufung unwürdiger Menſchen zu den erſten Stellen im Staate, durch das den Miniſtern eingeräumte übermäßige Gewicht, durch die Geringſchätzung der Prinzen und Pairs, durch die Hinderniſſe, die man den Parlamenten bei der Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit in den Weg lege, durch den Verfall des Adels, durch den hohen Preis, um welchen die Gerichtsſtellen verkauft wurden, durch die Unterdrückung des Volks, durch die Nachläſſigkeit in Verſammlung der Stände, und durch die Übereilung, mit der man die Heirath des Königs vor ſeiner Volljährigkeit geſchloſſen habe, veranlaßt ſey. Er drang am Schluſſe darauf, daß binnen drei Monaten eine Reichsverſammlung veranſtaltet, und bis dahin die Doppelheirath und Vermählung des Königs mit der ſpaniſchen Prinzeſſin Anna Maria, und des Prinzen von Aſturien, Philipp, mit der älteſten franzöſiſchen Prinzeſſin, Eliſabeth, ausgeſetzt werde. Die verlangte Zuſammenkunft der Angeſehenſten des Reichs ward bewilligt, und in einem zu St. Menehoud zwiſchen der Regentſchaft und den Mißvergnügten am 15ten Mai abgeſchloſſenen Vergleiche noch näher beſtimmt, daß die erwähnte Zuſammenkunft ſpäteſtens bis zum 25ſten Auguſt ausgeſchrieben werden ſolle. Die Regentin verſchob den von ihr bewilligten Aufruf an die Etats generaux bis zum October, und theilte endlich, als ſie nicht länger ausweichen konnte, ſie in drei Kammern ein. Die erſte beſtand aus 140 Deputirten der Geiſtlichkeit, worunter fünf Cardinäle, ſieben Erzbiſchöfe und 47 Biſchöfe waren; die zweite aus 132 Abgeordneten des Adels, und die dritte aus 182 Repräſentanten der Städte. Sie verſammelten ſich in drei beſondern Sälen des Auguſtinerkloſters zu Paris, und bereiteten ſich durch ein dreitägiges Faſten und einen allgemeinen ſehr feierlichen Umgang zu ihren Arbeiten vor. Dieſer frommen Einleitung ungeachtet, war dieſe Verſammlung von keinem weitern Erfolge, als daß nach einer Menge von Foderungen, Vorſchlägen und Discuſſionen (deren hier keine Erwähnung geſchehen kann), die zwiſchen den Mitgliedern derſelben obwaltenden Mißhelligkeiten, deren Feuer vom Hofe angeſchürt wurde, immer heller aufloderten. Indeſſen verdient doch hier bemerkt zu werden, daß an den Berath-

ſchlagungen derſelben Theil nahm: Armand Jean du Pleſſis, jüngſter Sohn Franzens du Pleſſis, Herrn von Richelieu, Freund der Marquiſe von Guercheville, einer Ehrendame der Königin, und deren Haushofmeiſters und geheimen Rathgebers Barbin, in der Folge als Cardinal von Richelieu, d. h., als ein hohes Ideal eines ſchlauen Kopfes und intriguanten Miniſters bekannt. Eben er war es, der im J. 1626, da er ſchon die Höhe erſtiegen hatte, auf der er im hellſten Sonnenlichte menſchlicher Ehre und Größe glänzte, eine zweite, zugleich aber in der ältern Periode der Geſchichte Frankreichs die letzte Verſammlung der Großen des Reichs veranlaßte, die unter der (wie wir gleich ſehen werden, in neuern Zeiten wieder angenommenen Benennung Aſſemblée des Notables den Schauplatz betrat und der Gegenſtand einer allgemeinen Aufmerkſamkeit war. Sie wurde im großen Saale der Tuilerien vom Könige Ludwig XIII mit einer Anrede eröffnet, in der er verſicherte, daß er ſie berufen habe, um den eingeriſſenen Unordnungen abzuhelfen, nnd ſich in dieſer Abſicht mit ihrem Rath zu verſehen. Sie fing am 7ten Januar 1627 ihre Berathſchlagungen an. Richelieu legte ihr 13 Punkte vor, und verlangte im Namen des Königs, ſie in Unterſuchung zu nehmen. Am 24ſten Februar, folglich nach 48 Tagen, wurde ſie wieder aufgelöſ't, nachdem ſie mehrere Beſchlüſſe gefaßt hatte, deren Werth nicht verkannt worden iſt. Seit dieſer Zeit fand kein König von Frankreich es ſeinem Intereſſe angemeſſen, und kein Miniſter es mit der Politik vereinbar, eine ſolche Zuſammenkunft wieder zu veranſtalten, bis endlich im J. 1786 der Miniſter und General-Controleur Calonne auf den Gedanken gerieth, daß um mehrern Abänderungen, die er für nothwendig hielt, das ihnen fehlende Gewicht zu ertheilen, wozu ihm das ſchon im Sinken begriffne königliche Anſehn nicht ſchwer genug ſchien, etwas anderes, als das Parlament, nothwendig ſey, von dem er annahm, daß es kein ſchickliches Werkzeug zur Einführung einer neuen Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten ſeyn, auch wohl es ſich nicht gefallen laſſen werde, ſich bloß als Maſchine brauchen zu laſſen, um die Steinmaſſen, die er zu ſeinem im Bauriſſe fertigen Gebäude bedurfte, dahin zu ſchaffen, wo er ſie nothwendig fand. Er glaubte, man müſſe etwas Neues erſinden, dem aber zugleich durch den Anſtrich eines ehrwürdigen Alterthums eine gewiſſe Würde und Feierlichkeit zu ertheilen ſey, die dem großen Haufen gefallen werde und die Beiſtimmung der Nation zu bewirken, in mehrern Hinſichten geeignet ſey. So entſtand die Aſſemblée des Notables. Um ihr denjenigen Beifall, den er ihr wünſchte, um ſo leichter abzugewinnen, entwarf er den Plan, keinen Stand unbeachtet zu laſſen, alle Volksclaſſen einzuladen, ſich durch ihre Repräſentanten darzuſtellen und durch ſie dafür zu ſorgen, daß jeder ihrer Wünſche angebracht, keines ihrer Rechte vernachläſſigt, Alles eingeleitet, erwogen und genehmigt werde, was längſt von ihnen und ihren Vorfahren gehofft worden war. Am 29ſten December 1786 wurde in des Königs (Ludwigs XVI.) Conſeil beſchloſſen, die Idee zu verwirklichen, die das Werk des Miniſters Calonne, und wie man wohl merken konnte, nach ſeinem Glauben ein feines Meiſterſtück war. Der 29ſte Januar des folgenden Jahres wurde zur Organiſirung der Verſammlung beſtimmt. Der König wollte ihr, wie er in ſeinem Decrete ſagte, wichtige Abſichten mittheilen,

die er zur Erleichterung ſeiner lieben und getreuen Unterthanen für nothwendig halte. Sie ſollte aus 7 Erzbiſchöfen, eben ſo vielen Biſchöfen, 36 Individuen aus dem Adelſtande (nach einigen Geſchichtſchreibern Frankreichs aus dem hohen Adel, 26 Herzogen), dem erſten Präſidenten und General-Procurator aller Parlamente im Reiche, 8 Staatsräthen, 4 Requetenmeiſtern, den Deputirten aus vier Provinzen und den erſten Mitgliedern der Stadtmagiſtrate von 24 Städten, überhaupt aus 136 Perſonen beſtehen. So wurde es in den pariſer Zeitungen angekündigt. (Nach einer neuern, allen Glauben verdienenden, Geſchichte Frankreichs waren die vom 29ſten December 1786 datirten Verſammlungsſchreiben gerichtet: an 7 Prinzen vom Geblüte, 9 Herzoge und Pairs von Frankreich, 8 Feldmarſchälle, 22 Edelleute, 8 Staatsräthe, vier Maitres des Requetes, 11 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, 37 Oberrichter, zwölf Deputirte der Pays d'Etat, den Civillieutenant und 25 obrigkeitliche Perſonen aus den verſchiednen Städten des Königreichs. Die Anzahl der Glieder war 144.) Alles ſah mit Ungeduld der Morgenröthe des feſtlichen Tages entgegen, der allen Klagen, jeder Unzufriedenheit auf immer ein Ende machen, und das goldne Zeitalter wieder nach Frankreich zurückführen werde, das, wie Einer dem Andern geſtand, lange genug ſich unter dem drückenden Joche der eiſernen Ära in einer mißbehaglichen Lage befand. Einige wenige, die (durch Erfahrung belehrt) es wohl wußten, daß nicht alles Gold ſey, was glänzt, meinten, daß wenn man denn nun einmal im Ernſte die Erleichterung der die Nation drückenden Laſten beabſichtige, dieſe nach richtigern Berechnungen repräſentirt werden müſſe, und daß diejenige, die dem obigen Plane zur Grundlage diene, nach willkürlichen Grundſätzen angenommen, und alſo ein feſter Vorſatz des Hofes möglich, aber auch nicht ganz unmöglich das Gegentheil ſey. Die Erwartung des Volks wurde durch verſchiedne Flugſchriften, die man in Paris verbreitete, immer höher geſpannt. In ſelbigen war von nichts Geringerem die Rede, als von der Abſchaffung von mehr als 150 Millionen Auflagen, die größtentheils den ärmeren Volksclaſſen zur Laſt fielen, von einer größern Gleichheit in der Contribution, von einer großen Verminderung der Einhebungskoſten, von der Abſchaffung einer Menge Zwangsrechte, von der Verbeſſerung mehrerer andrer läſtigen Einrichtungen, namentlich einer großen Verbeſſerung der Salzſteuer und einer National-Sanction der öffentlichen Schuld. Schon etwas ſank den Hoffenden der Muth, als der zur Eröffnung der Verſammlung beſtimmte Tag bis zum 7ten Februar verſchoben wurde, und zwar, wie es hieß, weil die zu ihren Berathſchlagungen beſtimmten Säle des Menus nicht eher eingerichtet werden konnten, wie aber beſſer Unterrichtete behaupten wollten, weil der Miniſter ſich noch nicht vorbereitet genug gefunden, ſein Syſtem vor das Auge der öffentlichen Unterſuchung zu bringen. Da doch Hr. von Calonne ſchon, als er am 13ten November 1783 den Eid als Generalcontroleur in der Rechnungskammer ablegte, auf dieſes ſein Syſtem anſpielte, ſo wäre es um ſo mehr zu bewundern, wenn es im J. 1787 noch nicht zu der gehörigen Reife gediehen geweſen wäre. Endlich war das zu dieſem großen Reichstage beſtimmte Local in die gehörige Ordnung gebracht. Der Verſammlungsſaal hatte 120 Fuß Länge und 100 Fuß Breite. Neben ihm befanden ſich noch 12 andere Zimmer, jedes mit einem beſondern Abzeichen, Vorzimmer für die Bedienten,

ein Zimmer für die Schweizer, eines für die Leibgarde, ein Vorzimmer, Zimmer und Cabinet für den König, ein Cabinet für die Königin, ein Saal zum Schenktiſch, ein Zimmer für das Secretariat, eines für die Ausſchüſſe und eines zum Ankleiden der Mitglieder. Die Notabeln hatten einen beſondern Eingang, durch welchen ſie in den untern Theil des Saals gelangten. Der obere, um 3 Fuß erhabnere Theil war für den König, die Prinzen und Pairs beſtimmt. In der Mitte ſtand der Thron mit einem Baldachin, und an beiden Seiten befanden ſich 2 Armſtühle für die beiden königlichen Brüder. In einiger Entfernung waren 2 Banquets für die Prinzen vom Geblüte und andere für die Pairs angebracht. Der 7te Februar erſchien; aber die Verſammlung verſammelte ſich nicht. Am 11ten wurde ihr angedeutet, daß es damit bis zum 22ſten ſelbigen Monats Zeit habe, und dieſe Andeutung nahm das ungeduldige Publicum unfreundlich auf. Von den Pairs wurde indeſſen (vielleicht um ſich unterdeſſen die Zeit zu vertreiben) ein dem Könige einzureichender Vorſchlag beſchloſſen, in welchem ſie ihn erſuchten, daß ihre geiſtlichen Mitglieder gleichwohl in der Verſammlung ihre Stellen nach dem Range ihrer Pairſchaften nehmen möchten. In einer Commiſſion, die ſich bei dem Siegelbewahrer verſammelte, verlas man die Propoſitionen, die der Verſammlung vorgetragen werden ſollten, und den erſten Theil des Reformationsplans, den der König, um ſich darüber zu berathſchlagen, an ſie gelangen zu laſſen, gewilligt war. Dieſer Plan beſtand in drei großen geſchriebnen Heften, von welchem der erſte an einem Tage verleſen wurde, und die beiden andern bis auf die folgenden Tage verſchoben werden mußten. Endlich war der 22ſte Februar da. Der König hörte die Meſſe des heiligen Geiſtes in der Schloßcapelle an, und begab ſich nach Beendigung dieſer religiöſen Ceremonie, unter dem Geleite ſeiner Brüder, der Prinzen vom Geblüte, der Herren vom Cabinet, der hohen Kronbeamten und zahlreicher Detaſchements von der Leibgarde, der Chevauxlégers und Gensd'armes der Garde, in den Saal der Aſſemblée des Notables. Er eröffnete die Sitzung mit einer Rede. Nach ihm ſprach der Siegelbewahrer mit Würde und Anſtand. Ihm folgte der Generalcontroleur, Herr von Calonne, der von ſeiner Verwaltung und dem Zuſtande der Finanzen, von dem Anfang ſeiner Direction bis auf die gegenwärtige Zeit, Rechnung ablegte, ſodann aber einen Abriß von dem Plan mittheilte, den der König zur Erleichterung ſeiner Unterthanen und zur Abhelfung der Mißbräuche entworfen hatte. Dieſer Plan berechtigte allerdings zu den ſchönſten Erwartungen. Es ſollten Provinzialverſammlungen errichtet, und dieſen die Verſammlungen der Kirchſpiele und Diſtricte untergeordnet ſeyn; es ſollten Territorialauflagen eingeführt, und von dieſen keine Ländereien, ſelbſt nicht die Dominialgüter und die Ländereien der Geiſtlichen entfreiet ſeyn; die Frohndienſte ſollten abgeſchafft, die inländiſchen Barrieren aufgehoben, die Zölle an die Gränzen verlegt werden. Dieſe Äußerungen waren freilich eines Dankes werth, den der König auch von dem erſten Präſidenten des pariſer Parlaments, und demnächſt von dem Erzbiſchof von Narbonne und dem Siegelbewahrer erhielt. Die angegebnen Punkte wurden in den folgenden Sitzungen und Berathſchlagungen näher zergliedert und aus einander gelegt. So wurden z. B. die oben erwähnten Provinzialadminiſtrationen, jedoch mit Einſchränkungen und Abänderungen, ſchon in der zweiten Seſſion

einmüthig angenommen. Obgleich der König in ſeiner Inſtruction, die er am 28ſten Februar 1787 den Notabeln ertheilt hatte, geradezu erklärt hatte: „wie es ſchlechterdings ſein Wille ſey, daß die in ſeinem Reiche ſich befindenden Ländereien, ohne Ausnahme, einer Territorialabgabe unterworfen werden ſollen, daß dieſe Territorialſubvention dem Ertrag der Ländereien angemeſſen und wie dieſelbe veränderlich, reel, und nicht abonnirt ſeyn ſolle, daß er dieſe Grundſätze feſtgeſetzt habe, und der Verſammlung nichts übrig laſſe, als über die Mittel der Vollziehung ſich zu berathſchlagen;“ ſo gaben dennoch die Bureaux (vielleicht, weil ihnen der entſcheidende, eingreifende Ton des Königs mißfiel) in Hinſicht dieſes Gegenſtandes am 9ten März ihr Gutachten dahin ab: „daß die Territorialabgaben vermittelſt einer Einhebung in Natura nicht thunlich, und daß man über die Erhebung im Gelde nicht eher berathſchlagen könne, bis Alles, was man, um eine vollſtändige Überſicht der Sache zu erhalten, verlangt habe, mitgetheilt ſey.“ Am nämlichen Tage wurden die Schulden der Geiſtlichkeit den Operationen der Provinzialadminiſtrationen unterworfen, die in Anſehung des Getraidehandels gemachten Vorſchläge in ihrem ganzen Umfange angenommen, die neuen Einrichtungen der Steuern als die größte Wohlthat anerkannt, die der König ſeinem Volke erweiſen könne, und die wegen Aufhebung der Frohndienſte und deren Umwandlung in Geld angegebnen Grundſätze gebilligt. Am 12ten März 1787 wurden durch Monſieur die Mémoires von der zweiten (die Handlung betreffenden) Section mitgetheilt. Sie betrafen den Tabak, (deſſen Bau), das Salz (die Aufhebung der Salzhökerey, der Salzcomtoire und aller Beamten der Salzböden), die Ausfuhren, (Zölle und Barrieren), den Tranſito, die Beförderung der Küſtenfiſcherei, des Ölſchlagens und der Seifenſiedereien. Sämmtliche Vorſchläge wurden mit einigen Milderungen und leichten Abänderungen angenommen. Am 31ſten März 1787 erſchien eine Sammlung der den Notabeln übergebnen Mémoires, vor welcher ſich ein Avertiſſement des Generalcontroleurs (Calonne) befand, in welchem das Volk von den wahren Abſichten des Königs und von Wohlthaten, die er ihm zugedacht habe, benachrichtigt wurde. Die Notabeln befürchteten, daß dadurch die Nation gegen ſie eingenommen werde, und namentlich den Widerſtand mißbilligen möge, den ſie in Anſehung einiger ihnen zur Berathſchlagung vorgelegten Gegenſtände zu erkennen zu geben ſich bewogen geſehn. Sie glaubten, daß ihre Ehre angegriffen ſey, die jedem Privatmann noch lieber ſeyn müſſe, als ſelbſt das Intereſſe des Staats. Durch dieſe Beſorgniß, ſie möge nun begründet oder unbegründet ſeyn, entſtand eine Spannung zwiſchen den Notabeln und Herrn von Calonne, die für den letzten nicht von den angenehmſten Wirkungen war. Am 8ten April, am ſpäten Abend, begab ſich der Graf von Montmorin zu ihm, verlangte von ihm, im Namen des Königs, daß er ſeine Stelle niederlegen ſolle, und foderte von ihm das Portefeuille der Finanzen. Am folgenden Tage wurde auch der Siegelbewahrer (Herr von Miromesnil) ſeiner Stelle entſetzt. Einige Vorſchläge des Hofes, die in der Folge an die Notabeln gelangten (die Veräußerung der Domainen und die neue Verwaltung der Wälder), von denen man glauben oder wiſſen mochte, daß ſie ein Nachlaß des Exgeneralcontroleurs ſeyen, fanden die gute Aufnahme nicht, die man ſich von ihnen verſprach. Am 23ſten April

trat der König in einer Rede, die er in einer Generalverſammlung hielt, mit einem Antrag hervor, der wohl Manchem unerwartet und keinem angenehm war. Er geſtand, daß die Einnahme und Ausgabe des Staates nicht in Übereinſtimmung ſeyen, daß letztere die erſtere überwiege, und daß es nothwendig ſey, dieſen Defect, der, wie man nachher erfuhr, 127, wie Andere aber, und wohl richtiger, annahmen, nicht weniger als 140 Millionen betrug, durch neue Auflagen und durch Einſchränkungen zu decken. Er ſchlug eine Auflage auf den Stempel, Maßregeln, um die Verbindungen in Anſehung der Rückzahlungen auf eine gewiſſe Zeit zu erfüllen, und in der Folge eine Einziehung von 8 Millionen vom Kriegsetat, und von zwei Drittheilen der Penſionen, die über 1000 Livres, und verhältnißmäßig von denen, die weniger und bis zu 1000 Livres betrugen, vor, ferner die Abſchaffung der Schweinsjagd und vieler Pferde in den königlichen Ställen, die Entrichtung aller Penſionen der geiſtlichen Häuſer, die bisher vom königlichen Schatze entrichtet worden, von dem Ökonomaten, die Beſtimmung der Penſionsſumme auf 18 Millionen, die nicht überſtiegen werden ſollte, und die Verkaufung der königlichen Häuſer zu Choiſi und la Muette, von welchen Reformen der König ſich eine jährliche Erſparniß von 29 Millionen, die er bis auf 40 Millionen zu bringen meinte, verſprach. Wenn oben bemerkt worden iſt, daß der Defect der Staatscaſſe 140 Millionen Livres betrug, ſo wird die Richtigkeit dieſer Angabe um ſo wahrſcheinlicher, da gerade dieſe Summe nach einem mit Beiſtimmung und ſelbſt unter Anleitung des Königs gefaßten Beſchluſſe der Notabeln nachfolgendermaßen gedeckt werden ſollte:

Einſchränkungen und Bonificationen	40 M.
Neue, von jedermann zu gebende Auflage auf Ländereien	25 —
Stempelauflage	25 —
Jährliche Anleihe	50 —
	140 M.

Die Buraux verwarfen aber einmüthig alle neuen Auflagen auf Ländereien. Einige glaubten ſogar, daß die Ausdehnung des Stempelrechts eine etwas zu ſchwere Laſt für das Volk ſeyn werde. Alle aber überließen der Weisheit, Gerechtigkeit und Güte des Königs die Sorge, in dieſer Rückſicht dasjenige zu verordnen, was er für das dienlichſte halten werde. Endlich wurde am 25ſten Mai 1787 die Verſammlung als beendigt angeſehn, die der König mit einer Rede beſchloß. Nach ihm redeten der (neue) Siegelbewahrer und der Erzbiſchof von Toulouſe. Als definitive Reſultate ihrer Arbeiten ließen ſich nachfolgende anſehen: 1. Die Provinzialverſammlungen wurden nach der von den Notabeln vorgeſchlagnen Form eingeführt. 2. Der Finanzrath wurde ſo, wie ſie es gewünſcht hatten, eingerichtet, und folglich ſollten die Berechnungen der Einnahme und Ausgabe, und die Anſchläge der Gnadenbezeigungen und Penſionen jährlich öffentlich bekannt gemacht werden. 3. Abſchaffung der Frohndienſte. 4. Abſchaffung der Abgaben von der Ein- und Ausfuhr, von einer Provinz in die andere, und Aufhebung der Barrieren zwiſchen ſelbigen. 5. Aufhebung der Salzſteuer, die nach und nach geſchehen ſollte, wie der Ertrag durch Erſparungen und Bonificationen zu erſetzen ſeyn werde. 6. Freiheit des Getraidehandels, und des Handels überhaupt von einer Provinz in die andere. 7. Bonificationen in allen Departe-

ments und ſorgfältige, jährlich wenigſtens vier Millionen betragende Erſparungen. 8. Erſparungen im Hofſtaate der Königin und der Prinzen. 9. Eine jährliche Anleihe von 50 Millionen. 10. Eine Auflage von 50 Millionen auf ſolche Gegenſtände, die dem Volke am wenigſten zur Laſt fallen würden. 11. Die Provinzialverſammlungen ſollen keine neue Auflage ertheilen, ehe die Erſparungen bis auf 40 Millionen gebracht ſeyen. So endigte ſich die Verſammlung von Männern, denen man einen guten Willen ſo wenig, als den Geiſt und die Kraft, manche treffliche Ideen zu realiſiren, abſprechen kann. Sie macht in der neuern Geſchichte Frankreichs Epoche. DH.

Notarien. Notarii, (von nota das Zeichen) hießen anfangs bei den Römern diejenigen Sclaven oder Freigelaſſenen, welche ſich gewiſſer Abbreviaturen (Abkürzungen) zur Geſchwindſchreibekunſt (Tachygraphie) bedienten, und die vorzüglich bei den Senatsverſammlungen gebraucht wurden. Während des Verfalls des römiſchen Reichs bezeichnete man mit dem Worte notarii die Schreiber oder Secretäre der öffentlichen Behörden. Nachdem Europa ſeine veränderte Geſtalt angenommen und ſich in die verſchiednen neuern Hauptnationen getrennt hatte, gebrauchte man das Wort notarii, um damit die vom Staat beſtellten öffentlichen Zeugen zu bezeichnen, deren ſich die Privatperſonen in ihren Verhandlungen zu größerer Beglaubigung bedienen konnten und in gewiſſen Fällen bedienen mußten, und die einen bald mehr, bald minder ſtarken Zuſammenhang mit der Juſtizverfaſſung hatten. Nichts iſt daher von Anfang an verſchiedner geweſen, als die Verfaſſung der Notarien in den verſchiednen europäiſchen Ländern. Unbedeutend waren die Notarien in England und Holland. In Deutſchland gehörte das Notariat zu den kaiſerlichen Reſervaten und konnte ſchon deßwegen nie bedeutend werden, indem die Juſtizverfaſſung jedes Landes die Wirkſamkeit eines kaiſerlichen Notarien (Notarius publicus S. Caesareae majestatis) natürlich zu beſchränken ſuchte. Am bedeutendſten waren die Notarien in Frankreich ſchon vor der Revolution. Dieſe Wirkſamkeit haben ſie auch in der neuen franzöſiſchen Gerichtsverfaſſung unter genau beſtimmten Modificationen behalten. Die praktiſche Organiſation der neuern franzöſiſchen Civilgeſetzgebung beruht theils auf nicht rechtſprechenden, theils auf rechtſprechenden Anſtalten. Unter den nicht rechtſprechenden Anſtalten ſteht das Notariatsinſtitut oben an. Der franzöſiſche Notar iſt ein öffentlicher Zeuge in ſubjectivem und objectivem Sinn. Durch ihn bezeugt der Staat und ſein Zeugniß wird für den Staat und für die ganze Geſellſchaft geführt und verwahrt. Er ſetzt Contracte, Schuldverſchreibungen und Vergleiche und alle andren, die willkürliche Gerichtsbarkeit betreffenden Acten auf, die die Summe von 150 Frank nicht überſteigen. Notariatsbeurkundungen haben vollen Glauben, und es wird kein Zeugenbeweis gegen ſie zugelaſſen. Ihr Inhalt iſt der Rechtskraft gleich. Der Notar führt über alle von ihm vorgenommenen Handlungen eine Regiſtratur und iſt für die Verwahrung derſelben den Parteien und dem Publicum verantwortlich. Hat der Gläubiger die Expedition ſeiner Schuldverſchreibung verloren, ſo findet er das Original bei dem Notar wieder. Die Notarien haben auch ein vorzüglich wichtiges Amt bei Erbtheilungen; denn obgleich ſie nach einem Sterbefall die Verſiegelung des Nachlaſſes nicht vornehmen, indem dieſe dem Friedensrichter obliegt, ſo verfertigen ſie doch die Inventarien, leiten das ganze Erbtheilungsgeſchäft ein und

berichtigen es. — Die Notarien in dem Arrondiſſement eines Gerichtshofes erſter Inſtanz machen ein Corps aus, welches ein Collegium (chambre des Notaires) erwählt, das aus 1 bis 9 Mitgliedern (in Paris aus 19) beſteht und einen Präſidenten, einen Syndikus, einen Berichtserſtatter, einen Secretär und einen Einnehmer hat. Dieſes Collegium beſorgt nicht nur die innere Polizei, ſondern ſchlichtet auch in der Güte alle Streitigkeiten dritter Perſonen mit den Notarien über deren Amtsverrichtungen und Gebühren.

Noten. In der Muſik verſteht man unter Noten die Zeichen der Töne. Man bediente ſich als ſolcher ſchon im höchſten Alterthum gewöhnlich gewiſſer Buchſtaben des Alphabets. Die Hebräer ſollen ſich, nach der Behauptung Einiger, wie noch jetzt die Neugriechen, der Accente als Tonzeichen bedient haben. Wenn einige Männer im Alterthum, als z. B. Pythagoras oder Terpander, als Erfinder der Noten genannt werden, ſo iſt dieſes vielleicht nur aus dem in der Geſchichte der alten Künſte ſo gewöhnlichen Irrthum geſchehen, daß man denjenigen, der eine Erfindung zuerſt aus einem Lande in das andre verpflanzte, oder der ſie verbeſſerte, oder der ſie aus der Verborgenheit des Geheimniſſes, worin ſich die Künſte anfangs in geſchloſſenen Familien fortpflanzten, ans Licht zog, für den erſten Erfinder derſelben anſah. Da die Griechen für die Töne der Vocalmuſik andre Zeichen wählten als für die Töne der Inſtrumentalmuſik und da ſie noch nicht auf die Idee gekommen waren, ſich der Octave zu bedienen, um vermittelſt der vorgeſetzten Schlüſſel eine Menge von den verſchiedenartigſten Tönen auf eine analoge Weiſe zu bezeichnen; ſo ſieht man leicht ein, daß ſie einer unendlichen Menge von Noten bedurften. Und in der That belief ſich die Anzahl derſelben auf 990, wovon die eine Hälfte für die Vocal- die andre für die Inſtrumentalmuſik beſtimmt war. Man wird fragen, wie es möglich war, mit der geringen Anzahl der Buchſtaben des Alphabets zur Bezeichnung einer ſolchen Menge von Tönen auszureichen. Allein man bewirkte dieſes dadurch, daß man den Buchſtaben eine verſchiedne Stellung und Form gab, ſie bald liegend, bald ſtehend, bald verkehrt u. ſ. w. vorſtellte. So diente allein das Γ durch verſchiedne Lage und Geſtaltung dazu, ſieben verſchiedne Töne zu bezeichnen. Auch nahm man die Accente zu Hülfe, indem man ſie theils allein als Noten gebrauchte, theils durch Hinzufügung derſelben zu den Buchſtaben neue Noten bildete. War ein Lied dazu beſtimmt, in Begleitung von Inſtrumentalmuſik geſungen zu werden, ſo ſtanden zuerſt die Noten der Vocalmuſik, unter dieſen die Noten der Inſtrumentalmuſik und dann erſt der Text ſelbſt. Da die Sylben der griechiſchen Sprache größtentheils auf einer feſt beſtimmten natürlichen Quantität (Geltung in Hinſicht der Zeit) beruhen, ſo hatten die griechiſchen Noten nicht nöthig, immer die Dauer des Tons zu bezeichnen, welcher durch die Kürze oder Länge der Sylbe von ſelbſt gegeben war, und ſie konnten ſich daher nur in der Regel auf Bezeichnung der Höhe, Tiefe und Natur des Tons einſchränken. Bei den Sylben, welche ancipites, (lang und kurz) waren, und deren Gebrauch in dem jedesmaligen Falle der mit den Geſetzen des Metrums und der Rhythmik weniger bekannte Muſiker hätte mißverſtehen können, bediente man ſich gewöhnlich des A, um den langen, und des B, um den kurzen Gebrauch der Sylbe zu bezeichnen. Die funfzehn Haupttöne des griechiſchen Tonſyſtems (die ſich von unſerm großen A bis zum eingeſtrichnen a erſtreckten) wur-

den zuerſt durch Papſt Gregor I. am Ende des 6ten Jahrhunderts auf ſieben zurückgebracht und mit den ſieben erſten Buchſtaben des lateiniſchen Alphabets bezeichnet, ſo daß die Uncialbuchſtaben für die erſte Stimme, die kleinen Buchſtaben für die überſchlagende Stimme und die doppelten Buchſtaben für die doppelt überſchlagende Stimme gebraucht wurden. Dieſes zwar vereinfachte, jedoch immer noch ſehr unvollkommne Notenſyſtem dauerte, bis Aretin (Guido von Arezzo, dem alten Aretium in Hetrurien), ein Benedictinerabt im J. 1022 auf die Idee gerieth, ſtatt der Buchſtaben ſich der Punkte mit fünf Linien zu bedienen, indem er die Punkte ſowohl zwiſchen die Linien als auf dieſelben ſetzte. Die Buchſtaben, deren man ſich vorher ſtatt der Noten ſelbſt bedient hatte, wurden nun Schlüſſel, claves, (ſiehe den Artikel Schlüſſel). Da indeſſen dieſe neuerfundnen Linienpunkte noch nicht die Verſchiedenheit der Dauer der Töne bezeichneten, ſo blieb noch die Erfindung übrig, ihnen durch beſondre Geſtaltung auch dieſe Bedeutung beizulegen. Dieſe Erfindung wird von einigen einem Deutſchen aus Cöln, mit Namen Franco, beigelegt, der gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts lebte. Andre ſchreiben ſie, oder wenigſtens ihre Vervollkommnung, dem Johann de Murs (Jean de Moeurs oder Meurs) zu, der zwiſchen den Jahren 1330 bis 50 angefangen habe, die einfachen Punkte in kleine Quadrate zu verwandeln, die bald ſchwarz, bald nicht ſchwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten und bisweilen mit krummen Strichen (Schwänzen) verſehen waren, wodurch noch jetzt die Verlängerung und Verkürzung der Noten ausgedrückt wird. Die diminutio oder Verringerung und Zergliederung einer Note in Noten von geringerm Werth (z. B. wenn ein Viertel in 2 Achtel oder 4 Sechzehntheile zergliedert wird) und der Gebrauch der laufenden Noten iſt zuerſt von Jean Mouton, Capellmeiſter Königs Franz I. von Frankreich, im 16ten Jahrhundert erfunden worden.

Notendruck, Notenſtich. Man muß in der Geſchichte des Notendrucks zwei Perioden unterſcheiden: die erſte, in welcher man ſich zum Notendruck ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die Noten auf eine ähnliche Weiſe ſetzte, wie man Bücher mit beweglichen Lettern ſetzt. In der erſten Zeit bediente man ſich dazu der Holztafeln. Die älteſten, wahrſcheinlich mit ſolchen Tafeln gedruckten, Noten, die man kennt, ſind vom J. 1473. Hierauf folgte der Notenſtich und Notendruck mit Kupferplatten und Zinnplatten, welcher letztere zuerſt gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſehr gewöhnlich wurde. — Was die zweite Periode dieſer Kunſt betrifft, ſo iſt man ungewiß über den Erfinder der erſten gegoſſenen Muſiknoten. Gewöhnlich hält man dafür den Jacob Sanlecque (geboren zu Caulen in der Picardie 1558), einen berühmten Schriftgießer zu Paris, der daſelbſt im J. 1648 ſtarb. Die Kunſt, mit ſolchen Noten zu drucken, blieb indeſſen ſehr unvollkommen, ſo daß man ſich gewöhnlich lieber der Methode bediente, Noten in Zinnplatten zu ſchlagen und ſie mit einer Kupferpreſſe abzuziehen, bis endlich der berühmte Breitkopf in Leipzig jene Kunſt, ſich der Noten wie der Buchdruckertypen zu bedienen, auf einen ſolchen Grad der Vollkommenheit brachte, daß er im Grunde für den erſten Erfinder derſelben gehalten werden kann. — Aus jenen Zeiten, wo der Notendruck mit Holztafeln noch nicht einmal ganz vervollkommnet war, findet man gedruckte Bücher, in welche

die darin vorkommenden Noten mit der Schreibfeder eingezeichnet worden zu ſeyn ſcheinen.

Notenſetzer. Da es Muſiker gibt, welche in gewiſſen Augenblicken der Begeiſterung oft glücklicher auf dem Piano phantaſiren, als ſie mit Abſicht und Bewußtſeyn zu componiren im Stande ſind, ſo hatte man ſchon längſt gewünſcht, eine Maſchine erfunden zu ſehen, welche, mit dem Fortepiano in Verbindung gebracht, die Phantaſien des Künſtlers ſogleich auf Noten ſetzte und ſo feſt hielte. Die erſte Idee eines ſolchen Inſtruments wurde der Welt in den philoſophiſchen Transactionen (philosophical transactions) der londner Akademie der Wiſſenſchaften vom J. 1747 (Nr. 483) als Erfindung eines engliſchen Geiſtlichen, Namens Creed, mitgetheilt, ohne daß jedoch die nähere Angabe der Ausführbarkeit der Idee hinlänglich bewieſen war. Um das J. 1745 gerieth Hr. Unger, damals Landſyndikus und Bürgermeiſter zu Eimbeck, nachher braunſchweig-lüneburgiſcher Hofrath und erſter Geheimſecretär, ohne von Creeds Abhandlung Kenntniß zu haben, auf dieſelbe Idee, und ſeine Vorſchläge zur Ausführung wurden im J. 1752 von der berliner Akademie der Wiſſenſchaften gebilligt, jedoch nicht bekannt gemacht. Ein Mitglied dieſer Akademie, Hr. Sulzer, veranlaßte durch die Mittheilung einer unvollſtändigen Beſchreibung dieſer ungerſchen Idee, den Mechanikus Hohlfeld, einen Sachſen (geb. zu Hennersdorf 1711, geſt. 1771) ſogleich die Hand an die Ausführung zu legen. In den Nouveaux Mémoires de l'académie royale des sciences et des belles lettres à Berlin vom J. 1771 findet ſich eine vollſtändige und mit zwei Kupfertafeln verſehene Beſchreibung der von Hrn. Hohlfeld erfundnen Maſchine von Sulzer. Auch Unger gab im J. 1774 eine Beſchreibung eines Notenſetzers, wie er nach ſeiner Idee gemacht werden ſollte, heraus, ohne daß jedoch dieſer Vorſchlag von irgend einem Künſtler ausgeführt worden wäre. Die hohlfeldiſche Maſchine enthält zwei Cylinder; um den einen dieſer Cylinder iſt das mit Notenlinien bezogne Papier gerollt, welcher ſich während des Spielens durch ein Triebwerk von der Rolle löſ't, durch die angebrachten kleinen Bleiſtifte mit den Noten deren Töne das Fortepiano angibt, bezeichnet wird und ſich ſo beſchrieben mit Hülfe jenes Triebwerks auf den zweiten Cylinder aufrollt. Die Akademie der Wiſſenſchaften hat dieſe hohlfeldiſche Maſchine durch Kauf an ſich gebracht. Zu verwundern bleibt es, daß ein ſo nützliches Inſtrument ſeit jener Zeit nicht vervielfacht, und von allen großen Künſtlern benutzt worden iſt.

Nothfall, Nothrecht, Nothwehr. Es gibt Fälle im menſchlichen Leben, in welchen Handlungen, welche durch ein Geſetz verboten ſind, durch beſondre Umſtände erlaubt oder wenigſtens ſtraflos werden. Einen ſolchen Fall nennt man im Allgemeinen einen Nothfall. Ein Fall dieſer Art iſt z. B. der, wo die eigentlich ſogenannte Nothlüge eintritt, d. i. der Fall, in welchem man, um ſich ſelbſt oder Andre vor gewaltſamen und widerrechtlichen Verletzungen zu ſchützen, eine Unwahrheit ſagt. Im engern Sinne nannten die Lehrer des Naturrechts alſo einen Fall, in welchem die Natur oder die Umſtände Handlungen, welche ſonſt ſtrafbar und rechtswidrig ſeyn würden, ſtraflos machen, oder ihre Strafbarkeit wenigſtens mildern. Hieher rechnete man das berühmte Beiſpiel von dem Brete, oder den Fall, daß zwei auf einem Brete, das nur einen retten kann, auf dem Meere ſchwimmen, und der eine den

andern herunterſtößt. Zu dieſen Handlungen gehört auch der Nothgebrauch, d. i. ein Gebrauch, den man von fremdem Eigenthum zu machen genöthigt iſt, um ſeine angebornen und unveräußerlichen Rechte zu erhalten (wobei jedoch Erſatz möglich iſt), der Nothdiebſtahl (z. B. in der Gefahr zu verhungern), endlich die Nothwehr. Letztere kann nur in der bürgerlichen Vereinigung gedacht werden, und iſt die Abwendung dringender Lebensgefahr, in welche jemanden der ungerechte Angriff eines andern ſetzt, durch Gewaltthätigkeit (moderamen inculpatae tutelae). Sie iſt auch meiſtens in allen Staaten, als ein Fall, in welchem eine Ausnahme vom Strafgeſetze Statt findet, anerkannt. Dann aber muß ſie dem Angriff angemeſſen und durch ihn hinlänglich begründet, auch obrigkeitliche Hülfe nicht vorhanden oder nicht leicht zu bewirken ſeyn. Denn jeder hat ein Recht, ſeine Perſon und ſein Leben zu vertheidigen, und keiner ein Recht, des Andern Leben und Freiheit zu ſtören, welches nicht der Fall wäre, wenn der hülflos angegriffene, deſſen Rechte der Staat in der gegenwärtigen Gefahr nicht vertheidigen kann, ſich, ſelbſt mit des andern Schaden, nicht vertheidigen dürfte. Zwiſchen dem letztern und den vorigen Fällen findet aber der Unterſchied Statt, daß durch Sanction des Staats die Nothwehr zum Rechte erhoben wird, und daß hier wirklich ein Recht vorhanden iſt, welches der Staat nur modificirt, um die Unordnungen der Selbſthülfe aufzuheben. In jenen Fällen aber iſt zu jenen Handlungen um deßwillen kein Recht vorhanden, weil die Bedingung des Rechtsverhältniſſes, das naturgemäße Nebeneinanderbeſtehen (die phyſiſche Coexiſtenz) nicht vorhanden iſt oder aufgehoben wird. Es iſt daher auch der Begriff des Nothrechts nur ein erdichteter oder falſcher Begriff, denn es kann kein Recht geben, in der Noth das Recht aufzuheben, und es tritt alſo in einem ſolchen Falle entweder ein außerordentlicher Zuſtand ein (dies iſt vielleicht der Sinn des alten Sprüchworts: „Noth kennt kein Gebot"), oder es iſt, wie Hugo ſich erklärt, auch wirklich eine unrechtliche Handlung vorhanden, die aber nicht beſtraft werden kann, weil die Mangelhaftigkeit der Staaten (z. B. die ungleiche Vertheilung des Beſitzes) ſie ſelbſt veranlaßt. Die Strafbarkeit wird aber geringer, je geringer die äußere Freiheit des Handelnden, und je mehr die Einrichtung des bürgerlichen Vereins dergleichen Handlungen erzeugt hat, je weniger mithin die Handlung zugerechnet werden kann. Die poſitiven Geſetze erkannten daher auch in ſolchen Fällen gewöhnlich Milderung der geſetzlichen Strafen an.

Nothlüge iſt eine Unwahrheit, welche man ſich zur Erreichung eines guten Zwecks in einem dringenden Falle, wo man keinen andern Ausweg zu ſehen glaubt, erlaubt. Schon die Moralphiloſophen des Alterthums haben darüber geſtritten, ob die Nothlüge erlaubt ſey. Diejenigen, welche ſie geſtatteten, erſannen die ſonderbarſten Fälle, in welchen das Leben und Wohl einzelner oder mehrerer Individuen, ja ganzer Staaten von einer niemanden ſchadenden Nothlüge abhängen ſollte. Die Vertheidiger einer ſtrengen Moralphiloſophie, beſonders die Stoiker, ſetzten jenem Fall immer den reinen Begriff der Tugend, als des höchſten Gutes, welche jede Lüge ausſchließe, entgegen. Die Caſuiſtiker der neuern Zeit haben die alte Streitfrage mit vielem Scharfſinn und Spitzfündigkeit wieder erneuert. Am lebhafteſten wurde ſie in der neuſten Zeit durch das kantiſche Moralſyſtem wieder in Anregung gebracht. Dieſe ewig

wiederkehrenden Streitigkeiten beweiſen aufs neue, daß es noch keinem Philoſophen gelungen iſt, die höchſten Grundſätze der Moral zur mathematiſchen Evidenz eines geſchloßnen Syſtems zu bringen.

Nothtaufe iſt diejenige Taufe, welche in dem Falle, wo ein neugebornes Kind die Ankunft des Pfarrers nicht erleben zu können ſcheint, von der Hebamme oder einer andern, eben gegenwärtigen chriſtlichen Perſon mit Ausſprechung der Taufformel und des chriſtlichen Glaubens verrichtet werden kann. Dieſe Erlaubniß hat die Kirche ſchon im 2ten Jahrhunderte in der Meinung gegeben, daß ungetauft verſtorbne Kinder der ewigen Verdammniß nicht entgehen könnten. Wenn man nun auch in neuern Zeiten über das Schickſal ungetaufter Kinder liberaler denken gelernt hat, ſo iſt doch in den Kirchenordnungen zur Beruhigung der Ältern die Erlaubniß der Nothtaufe beibehalten und nur die Bedingung hinzugefügt worden, daß ein im Falle der Noth von einem Laien getauftes Kind, wenn es leben bleibt, in der Kirche oder zu Hauſe von dem ordinirten Pfarrer zur Beſtätigung ſeiner Taufe abermals eingeſegnet werden ſoll. Die catholiſche Kirche befiehlt auch Kindern, die noch nicht völlig geboren ſind, wenn zu fürchten ſteht, daß ſie nicht lebendig ans Licht der Welt kommen möchten, ſobald nur ihr Körper mit Waſſer erreicht werden kann, die Nothtaufe zu geben. E.

Notiren. Einen Wechſel notiren, heißt, ſich die Aufnahme des förmlichen Proteſtes noch vorbehalten. S. Wechſel.

Notre, (André le), geboren zu Paris im J. 1613, folgte ſeinem Vater in dem Amte eines Intendanten der Gärten in den Tuilerien. Er war der erſte, der die Gartenkunſt in Frankreich auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit brachte. Als der König die ſchönen Anlagen ſah, welche le Notre auf Foucquets Befehl bei deſſen Schloſſe Vaux-le-Vicomte gemacht hatte, übergab er ihm die Direction aller königlichen Parks. Jetzt hatte le Notre ein weites Feld, um ſeine Talente zu zeigen. Er verſchönerte Verſailles, Trianon, und legte zu St. Germain jene berühmte Terraſſe an, die man mit ſtets erneuerter Bewundrung wieder ſieht. Die Gärten von Clagny, Chantilly, St. Cloud, Meudon, Seaux und tauſend andre Verſchönerungen waren ſein Werk. Er reiſ'te nach Italien in der Abſicht, ſich daſelbſt weiter auszubilden, aber er ſah, daß ſein ſchöpferiſches Genie ſchon in Frankreich den Gipfel der Vollendung erreicht hatte. In Rom wurde er dem Papſt Innocenz XI. vorgeſtellt, den er umarmte, weil er, wie Einige behaupten, dieſes mit allen denen that, welche ſeinen König (Ludwig XIV.) bewunderten; ja ſogar dieſen König ſelbſt ſoll er, ſo oft er von einem Feldzuge zurückkehrte, umarmt haben. Im J. 1675 erhob ihn Ludwig XIV. in den Adelſtand. Le Notre beſaß auch Talente für die Mahlerei. Er hat das königliche Cabinet mit einigen Stücken bereichert, welche außerordentlich geſchätzt werden. Er ſtarb zu Paris im September 1700. Sein Neffe Desgots hat ſeine Lebensbeſchreibung herausgegeben.

Notre-Dame (bekanntlich der alte Ausdruck für die Jungfrau Maria) iſt der Name der großen Kathedralkirche von Paris, deren zwei hohe viereckige Thürme eben ſo berühmt ſind, wegen der vortrefflichen Ausſicht, die man daſelbſt hat, als wegen des feierlichen Klangs ihrer großen Glocken. Die Kirche ſelbſt enthält vier Reihen von Pfeilern, 45 Capellen, ein vortreffliches Chor und eine Menge der ausgezeichnetſten Denkmäler und Gemählde. Gleich neben

dieſer Kirche befindet ſich der Palaſt des Erzbiſchofs von Paris, der vor der Revolution über 200,000 Livres Einkünfte hatte und mit deſſen Stelle die Pairwürde verbunden war.

Nottinghamſhire iſt eine der angenehmſten und fruchtbaren Grafſchaften des eigentlichen Englands, welche vom Fluſſe Trent durchſtrömt wird, und zwiſchen Linkolnſhire, Leiceſterſhire, Derbyſhire, Yorkſhire liegt. Sie enthält auf einem Flächenraum von 35 Quadratmeilen über 140,000 Einwohner. Der weſtliche Theil war ehemals ſehr waldig. Jetzt finden ſich indeſſen ſelbſt von dem großen Walde Sherwood nur wenige Überbleibſel. Das Land iſt vorzüglich reich an Getraide, Hopfen, Futterkräutern, Süßholz, Steinkohlengruben. — Die Hauptſtadt heißt ebenfalls Nottingham. Sie liegt am Trent und enthält beinahe 30,000 Einwohner. Hier iſt der Hauptſitz der engliſchen Wollen- und Seidenſtrumpfmanufacturen, welche vorzüglich ſeit der Einführung von Arkwrights Spinnmaſchinen ſehr zugenommen haben. Man zählt hier über 3000 Strumpfweber, von denen einige das Paar baumwollne Strümpfe zu ½ Guinee verfertigen. Dieſe Strumpfwaaren gehen in großen Quantitäten nach Amerika, Oſt- und Weſtindien, Deutſchland, Spanien und Rußland, auch nach Frankreich, wo man jedoch der einheimiſchen Fabriken wegen keine ſeidnen Strümpfe zuläßt. Unter den übrigen Handelsanſtalten dieſer Stadt verdient insbeſondre noch die Bleiweißfabrik bemerkt zu werden.

Notturnos oder Nokturnen ſind muſikaliſche Stücke, welche einfach beſetzt und dazu beſtimmt ſind, des Abends oder des Nachts im Zimmer oder unter freiem Himmel aufgeführt zu werden. Dahin gehören z. B. die in Spanien und Italien ſo häufigen Serenaden. In Italien gibt es Componiſten, welche in dieſer Gattung ausſchließlich arbeiten. Auch unter den Pariſern haben die Noktunen in den neueſten Zeiten viel Liebhaber gefunden, die ſie indeſſen als eine Art von Converſationsmuſik behandeln; und man verſteht zuweilen unter Notturnos geſellſchaftliche Geſänge ohne Inſtrumentalbegleitung, die bei oder nach der Abendtafel geſungen werden.

Novalis, ſ. Hardenberg.

Nova-Zembla, oder Nowaja-Semlja (Neuland) beſteht aus zwei großen Inſeln, welche durch die Straße Waigaz im Eismeer vom feſten Lande getrennt werden und ungeachtet ſie unbewohnt ſind, unter das ruſſiſche Gouvernement gehören. Bloß im Sommer wird dieſes Land von ruſſiſchen Jägern und Fiſchern beſucht, welche hier Schwäne, Gänſe, Fiſche, Wölfe, Rennthiere, weiße Bären, Steinfüchſe und Wallroſſe fangen. Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 4255 Quadratmeilen. Das Land iſt faſt immerwährend mit Schnee und Eis bedeckt und im Winter von einer drei Monate lang ununterbrochnen Nacht umhüllt, welche bloß durch die am Nordpol häufigen Nordlichter zuweileu erhellt wird. Auf der Nordküſte finden ſich ſehr hohe Berge, von denen einige weit über die Wolken hinausragen. Das Innere des Landes iſt noch unbekannt; ſo weit man es kennt, hat man darin weder Gras noch Baum, ſondern bloß Moos und einige Weidenſträuche ohne Blätter gefunden. In den vorigen Jahrhunderten haben die Holländer zuweilen nach der nordöſtlichen Küſte des Landes einige gefährliche Seereiſen gemacht.

Novatianer, ſ. Secten.

Novellen nennt man im römiſchen Recht die neueren oder

nachträglichen Geſetze, welche dem juſtinianeiſchen Codex angefügt wurden und einen Theil des Corpus juris ausmachen. (S. d.) Im Fache der redenden Künſte bedeuten Novellen kleine Erzählungen oder Romane. Sonſt verſtand man unter Novellen auch wohl Zeitungen.

Noverre (Jean Georges), wurde zu Paris den 2.ſten April 1727 geboren. Sein Vater, Louis Noverre, welcher Adjutant Carls XII. geweſen war, beſtimmte ihn für die militäriſche Laufbahn; allein die entſchiedene Neigung des jungen Noverre für die Künſte und insbeſondre für den Tanz führten ihn zu einer andern Beſtimmung. Im Tanz bildete er ſich unter dem großen Dupré, und brachte es bald dahin, daß er ſchon im J. 1740 mit dem größten Beifall ſich auf dem Hoftheater zu Fontainebleau zeigen konnte. Bald darauf ging er auf einige Zeit nach Berlin, wo er von Friedrich dem Großen und dem Prinzen Heinrich außerordentlich geſchätzt wurde. Nachdem er ſich von dem J. 1749 an abwechſelnd zu Paris und Lyon aufgehalten hatte, gab er im J. 1760 die berühmten Lettres sur la danse heraus, welche auch ſein Anſehn als Schriftſteller in der Kunſt, in deren Ausübung er ſo groß war, begründeten und von Voltaire ſehr gerühmt wurden. Der wirtembergiſche Hof zeichnete ſich damals, wie ſchon unter dem Artikel „Nardini" bemerkt iſt, durch außerordentliche Kunſt- und Prachtliebe aus. Auch Noverre wurde an dieſen Hof berufen und verſchönerte durch ſeine Ballets einige Jahre lang die Feſte, die zu den ausgeſuchteſten und feinſten gehörten, welche man an europäiſchen Höfen ſehen konnte. Sein immer wachſender Ruf zog ihm eine Einladung nach Wien zu. Die Kaiſerin Maria Thereſia überhäufte Noverre mit Gunſtbezeigungen und die Äußerungen ihrer Gnade erſtreckten ſich auch auf Noverre's Familie. Von Wien aus machte er eine Reiſe nach Mailand, wo er die Feſte verherrlichte, die der Erzherzog Ferdinand nach ſeiner Verheirathung gab. Einen Antrag, den man ihm machte, nach London zu gehen, ſchlug er aus, und nahm dagegen in Paris die Stelle des oberſten Maitre des ballets bei der Académie Royale de Musique an. Bloß während der ſtürmiſchſten Zeit der Revolution hielt er ſich in London auf. Durch dieſe Revolution hatte er den größten Theil ſeines Vermögens verloren. Indeſſen ertrug er dieſen Verluſt mit Standhaftigkeit. Im J. 1807 gab er die Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier heraus, die er der damaligen Kaiſerin dedicirte. Noch vor ſeinem Tode, der am Ende des Octobers 1810 zu St. Germain-en-Laye erfolgte, arbeitete er an einem Dictionnaire de la danse — Wie groß Noverre ſich in ſeiner Kunſt fühlte, beweiſ't ſowohl ſein Ausſpruch, „daß das 18te Jahrhundert nur drei große Männer aufzuweiſen habe, Friedrich den Großen, Voltaire und Noverre," als auch die Antwort die er einem Miniſter gab, der zu ihm geſagt hatte: Vous n'êtes qu'un Maitre à danser. — Oui, Monsieur, antwortete ihm Noverre, je suis maitre a danser, comme Voltaire est maitre à écrire.

Noviciat iſt der Zuſtand, in dem ſich die Candidaten geiſtlicher Orden während des Probejahres befinden, das ſie vor förmlicher Ablegung der Ordensgelübde beſtehen müſſen. Es wird nach der Regel des heiligen Benedicts in Mönchs- und Nonnenklöſtern beobachtet und pflegt für die Novizen (ſo heißen die im Noviciat ſtehenden Neulinge) ſehr beſchwerlich zu ſeyn. Sie müſſen die geiſtlichen Übungen und den Kirchendienſt ihres Ordens erlernen, die nie-

drigſten Hausarbeiten für das Kloſter verrichten, ſich außer gewiſſen dazu feſtgeſetzten Stunden des Sprechens enthalten, dem Novizenmeiſter, einem Ordensgeiſtlichen, unter deſſen beſondrer Aufſicht ſie ſtehen, von den unbedeutendſten Handlungen Rechenſchaft geben und ſich bei dem geringſten Verſehn harten Strafen unterwerfen. Nicht alle Orden und Klöſter ſind ſich in Rückſicht der Strenge in der Behandlung ihren Novizen gleich, und in Fällen, wo entweder die Beſorgniß, ſie könnten dadurch von der Ablegung des Ordensgelübdes abgeſchreckt werden, oder gewiſſe Familienrückſichten eintreten, hat man ihnen das Kloſterleben ſchmackhafter zu machen gewußt. E.

Nubien, ein großes Land in Afrika zwiſchen dem 44ſten und 56ſten Grad öſtlicher Länge und dem 12ten und 24ſten Grad nördlicher Breite, wird gegen Oſten von dem arabiſchen Meerbuſen und der Küſte Aber, gegen Norden von Ägypten, gegen Weſten von Darfur, gegen Süden von Abyſſinien begränzt, und enthält gegen 9000 Quadratmeilen. Es wird vom Nil durchſtrömt, der hier den Takaze aufnimmt. Im Norden des Landes befinden ſich ungeheure Sandwüſten, in welchen räuberiſche Nomaden den Caravanen auflauern. Nur der Theil des Landes, welcher zunächſt an Ägypten gränzt, mit der Küſte Habeſch oder Neu-Arabien iſt den Türken unterworfen. Im Innern des Landes befinden ſich eigne Reiche, unter denen Dongola und Sennaar die beträchtlichſten ſind. In Dongola oder Dungala iſt die Hauptſtadt gleiches Namens. Sie liegt am Nil und ſoll über 10,000 Familien enthalten. Das Reich Sennaar wird von einem Negerſtamm beherrſcht, und hat ſich die benachbarten arabiſchen Horden tributpflichtig gemacht. Der König von Sennaar ſoll eine ſtehende Armee von 12,000 Mann unterhalten. Die Hauptſtadt des Landes, welche ebenfalls Sennaar heißt, unterhält einen ſehr lebhaften Handelsverkehr, vorzüglich mit Arabien. Die Anzahl ihrer Einwohner wird zu 100,000 angegeben. — Im allgemeinen iſt das Clima von Nubien unerträglich heiß und bloß in den öſtlichen Gebirgen etwas gemäßigt. Das Land enthält einen Überfluß von Producten, unter denen Elephanten, Cameele, Pferde, Zibethkatzen, Sclaven, Papageyen, Giraffen, Löwen, Tiger, Strauße, Hyänen, Panther, Flußpferde, Crocodille, Sennesblätter, Eben- und Sandelholz, Bambusrohr, Gummi, Getraide, Tabak, Zucker, Reiß, Flachs, Wein, Melonen und Gold (aus Bergwerken und Flüſſen) die vorzüglichſten ſind.

Nukahiwa, die anſehnlichſte unter den Waſhingtons-Inſeln im großen Südmeer, welche von dem nordamerikaniſchen Schiffscapitain Ingraham am Bord des Kauffahrteiſchiffs Hope auf der Fahrt von den Marqueſas-Inſeln,*) nach den Küſten von Nordweſtamerika im Jahr 1791 entdeckt und nach dem berühmten Präſidenten Waſhington benannt wurden, welchen Namen ſie auch behalten haben, ungeachtet der franzöſiſche Schifffahrer Marchand, welcher einige Wochen ſpäter hieher kam und ſich für den erſten Entdecker hielt, ſie Revolutions-Inſeln, und der engliſche Schiffscapitain

*) Dieſe Inſeln, von welchen die Waſhington-Inſeln eigentlich ein Theil ſind, wurden größtentheils im J. 1595 von dem ſpaniſchen Seefahrer Alvaro Medaua de Neyra entdeckt, der ſie zu Ehren des damaligen Vicekönigs von Peru, des Don Garcia Hartado de Mendoza, der die Unternehmung veranſtaltet hatte, las Marqueſes — oder auch Mandozus-Inſeln nannte.

Vancouver, dem der Lieutenant Hergeſt im Mai 1792 hier Proviant zugeführt hatte, ſie Hergeſtsinſeln nannte. Indeſſen lernten wir dieſe Inſelgruppe und beſonders Nukahiwa erſt vollkommen durch die Reiſebeſchreibung des Hrn. von Kruſenſtern kennen, der im Monat Mai 1804 hier einige Tage verweilte. Die Inſel Nukahiwa wurde von dem oben erwähnten Ingraham Federat-Island, dann von Marchand nach dem Namen eines der Eigenthümer ſeiner Schiffe Isle Baux, von Hergeſt Sir-Henry-Martins-Island, und von Roberts, einem amerikaniſchen Schiffscapitain, Adams Island genannt. Die Anzahl der Einwohner wird auf 18,000 geſchätzt, von welchen 5900 Krieger ſind. Die größte Länge der Inſel von der Südoſt- bis zur Weſtſpitze beträgt 17 Meilen. Das Clima iſt, wie überhaupt unter dieſem Himmelsſtrich, zwar ſehr heiß, indeſſen doch nicht ungeſund. Da der Mangel an Bewäſſerung, welche hier nur durch die tropiſchen Regen bewirkt wird, ohnehin, der Fruchtbarkeit des Bodens ungeachtet, einen Überfluß an Lebensmitteln verhindert, ſo entſteht leicht, zumal wenn jene Regen etwas länger ausbleiben, eine große Hungersnoth. Fiſche, Schweine, Cocosnüſſe, Brotfruchtbaum, Wurzeln und Zuckerrohr ſind die Hauptproducte und Nahrungsmittel. Die Nukahiwer gehören zu dem röthlichbraunen oder weißern Stamme der Südſeeinſulaner, die man für Abkömmlinge der Malaien hält. Sie ſind die ſchönſten unter allen Auſtraliern. Kein Volk ſcheint die Kunſt des Tattowirens weiter gebracht zu haben als dieſes. So gutmüthig ſie ſcheinen, ſo heimtückiſch und grauſam zeigen ſie ſich. Sie führen oft Kriege, bloß um Menſchenfleiſch zu freſſen, wonach ſie ſehr lüſtern ſind. Die Könige haben hier nicht ſo großes Anſehn als anderwärts. Die Prieſter ſind unverletzlich, aber von ihrer Religion weiß man faſt nichts. Die Polygamie findet zwar nicht Statt, allein der Ehebruch iſt ſo gewöhnlich, daß er die Stelle derſelben vertritt.

Nullität (aus dem lateiniſchen), die Nichtigkeit. So nennt man Nullitätsklage die Klage, die man gegen die Gültigkeit eines Rechtsactes anſtellt. In dem neuern franzöſiſchen Recht iſt der Begriff der Nullität überaus ſtreng und ſcharf gefaßt. Eine Menge von Formen ſind vorgeſchrieben, deren Nichtbeobachtung ſogleich die Nullität oder Ungültigkeit des ganzen Verfahrens nach ſich zieht, und wenn der Procurator, wie dieſes in den rheiniſchen Bundesſtaaten, die den Code Napoleon angenommen hatten, häufig der Fall war, mit jenen Formen nicht vertraut genug war, ſo gab dieſes oft der Chikane der Gegenpartei einen großen Spielraum. Daher gaben bisweilen die Präſidenten deutſcher Appellationshöfe nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie das Urgiren der Nullitäten nicht gern ſähen, und ſchreckten dadurch manche junge Procuratoren ab, die Blößen zu benutzen, die ihnen die Unkunde oder Unachtſamkeit ihrer Gegner von dieſer Seite gegeben hatte.

Numa Pompilius, zweiter König von Rom, ſoll vom J. vor Chriſto 714—672 (oder nach Erbauung der Stadt 39—81) regiert haben. In Hinſicht dieſer Zeitangabe ſowohl als alles folgenden nehmen wir indeſſen auf dasjenige Bezug, was unter dem Artikel „römiſche Geſchichte" über die Ungewißheit und Unzuverläſſigkeit der Angaben, die erſten fünf Jahrhunderte Roms betreffend, bemerkt werden wird. Numa war der vierte Sohn des Pompilius Pompo, eines vornehmen Sabiners, und der Gemahl der Tatia, der Tochter jenes Tatius, der eine Zeit lang zugleich mit

Romulus König war. Nachdem er 13 Jahre mit ihr in ſeinem Vaterlande als Privatmann gelebt hatte, begab er ſich nach ihrem Tode auf das Land, wo er ein einſames Leben führte, dem ihn ſeine Ernennung zum König von Rom entriß. Numa hatte nicht den kriegeriſchen Charakter des Romulus, beſaß aber dagegen alle Eigenſchaften eines großen Geſetzgebers und befeſtigte die entſtehende Verfaſſung von Rom vorzüglich dadurch, daß er ſie mit religiöſen Einrichtungen in genaueren Zuſammenhang brachte. Ihm wird die Errichtung des Collegiums der Pontifices, der Flamines, der Veſtalen, die beſſere Verfaſſung des Calenders, die Beſtimmung der dies fasti und nefasti, die Verehrung der termini oder Gränzſteine zur Sicherung des Eigenthums, die Stiftung der Innungen, die Abſchaffung der Menſchenopfer zugeſchrieben. Unter ihm wurde der Janustempel zum erſten Mal geſchloſſen. Die Sage machte die Nymphe Egeria im Hain von Aricia zur Freundin und Rathgeberin des Numa. — Einige haben ihn zum Schüler des Pythagoras machen wollen, da doch beide wenigſtens um zwei Jahrhunderte von einander entfernt ſind.

Numantia, eine Stadt in demjenigen Theile von Spanien, welcher von den Römern Hiſpania Tarraconenſis genannt wurde, deren Einwohner ſich durch ihren hartnäckigen Widerſtand gegen die ganze römiſche Macht einen unſterblichen Ruhm erworben haben. Der Widerſtand, welchen die Römer von Seiten der Spanier von ihrem erſten Auftreten in dieſem Lande an gefunden hatten, dauerte ſelbſt nach dem Fall Carthago's, welches dieſe Stimmung der Einwohner unterhalten hatte, fort. Viriathus (ſ. d. Artikel) hatte den Plan zu einem allgemeinen Aufſtand in Spanien gemacht und die Celtiberier zur Theilnahme daran bewogen. Dieſer Plan verunglückte indeſſen in der Ausführung, und während der größte Theil der Celtiberier zur Ruhe zurückkehrte, beſchloſſen die zum Stamm der celtiberiſchen Arevacer gehörenden Bewohner der Stadt Numantia eine ſtandhafte Vertheidigung. Die Lage dieſer Stadt auf einer ſteilen Anhöhe, am Duero, da, wo ein andrer Fluß (der Punto) ſich in dieſen ergießt, machte, daß ſie nur auf einer Seite angegriffen ward, welche durch die Kunſt befeſtigt war. Die erſten Verſuche der Römer unter dem Prätor Pompejus Aulus im Jahr nach Erbauung der Stadt Rom 616 waren eben ſo vergeblich, als mit großem Verluſte verknüpft. Noch ſchimpflicher endigte ſich im folgenden Jahre der Angriff des Conſuls Hoſtilius Mancinus, welcher zu einer Capitulation gezwungen, und da der Senat dieſe nicht ratificirte, den Numantinern ausgeliefert, von dieſen aber wieder freigelaſſen wurde. Einige folgende Feldherrn der Römer vermieden es lieber, ſich mit dieſem Volk, das nur 8000 ſtreitbare Männer aufſtellen konnte, in einen Kampf einzulaſſen. Endlich wurde der zweite berühmte Scipio Africanus, der ſich dieſen letztern Beinamen ſo eben durch die Zerſtörung von Carthago erworben hatte, mit einem Heere von 60,000 Mann gegen Numantia geſchickt. Er beſchloß, die Stadt auszuhungern, welche noch immer auf dem Duero Zufuhr bekam und auf einen Entſatz von Seiten der zur Empörung nicht ungeneigten benachbarten Celtiberier rechnete. Nachdem Scipio den Einwohnern die Zufuhr gänzlich abgeſchnitten und ſie durch die Wirkungen des Hungers theils vermindert theils zur äußerſten Verzweiflung gebracht hatte, übergab ſich endlich der Überreſt dem Sieger. Viele tödteten vor der Übergabe ſich und die Ihrigen oder

kamen freiwillig in den Flammen um. So fiel Numantia, nachdem es vierzehn Jahre lang der ganzen römiſchen Macht widerſtanden hatte. Die Stadt wurde zerſtört, und diejenige, welche ſpäter an derſelben Stelle erbaut wurde, iſt nie bedeutend geworden.

Numidien, ungefähr das heutige Algier, ehemals ein mächtiges Königreich in Afrika. Als Landſchaft und Reich betrachtet, hatte es doppelte Gränzen und begriff 1. das Land zwiſchen den Flüſſen Tuſca (Guodilbarbac) und Molochath (Mulvia), oder 2. die Gegenden vom Fluſſe Ampſage bis zum Molochath. Letztere, auch Maſſäſylia genannt, waren das eigentliche Land des Syphax. Späterhin kam es zu Mauritanien und war das ſehr fruchtbare Mauritania Cäſarienſis. Das erſtere hieß eigentlich Maſſylia und gehörte dem Maſiniſſa (ſ. d.), welcher ihm zuerſt eine hiſtoriſche Wichtigkeit gab. Sein Nachfolger war Micipſa (von 148 bis 119 vor Chr.), und dieſer hinterließ das Reich ſeinen Söhnen Adherbal und Hiempſal, und dem Jugurtha, einem natürlichen Sohne ſeines Bruders. Der letztre ermordete ſeine Miterben und bemächtigte ſich, wider Willen der Römer, des ganzen Reichs, entging aber der Kriegserklärung durch Beſtechung der römiſchen Großen bis 112 und ſeiner Niederlage bis 116. Cäſar machte Mauritanien zur römiſchen Provinz, doch behielt es anfangs noch ſeine Könige. Im J. 41 nach Chr. empörten ſich die Mauritanier, um den Tod ihres von Caligula ermordeten Königs zu rächen, wurden aber beſiegt, wodurch das römiſche Gebiet bis an den Niger erweitert ward. Die Römer theilten das Land in Mauritania Tingitana und Cäſarienſis. (S. Mauritanien.)

Numismatik, ſ. Münzkunde.

Nuntien oder Legaten heißen die Geſandten des Papſtes. Seit dem 4ten Jahrhundert hatten die römiſchen Biſchöfe angefangen, am kaiſerlichen Hofe Geſchäftsführer unter dem Namen von Apocriſiarien und Reſponſalen zu unterhalten, ohne ihnen einen directen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten des Reichs verſchaffen zu können. Die anwachſende Macht des römiſchen Stuhles gab jedoch ſchon im 9ten Jahrhundert Gelegenheit zur Sendung außerordentlicher Legaten zu den Provinzialſynoden und an die Höfe, wenn etwas Beſondres mit ihnen zu verhandeln war, und im 11ten Jahrhundert ſchickten Nicolaus II. und Alexander II. dergleichen Stellvertreter der päpſtlichen Gewalt, wie es hieß ad visitandas provincias, um Ketzereien zu verhüten, mit unbeſchränkter Vollmacht in die chriſtlichen Staaten; eine Maßregel, die Gregor VII. und ſeine Nachfolger mit Nachdruck und Conſequenz zur Begründung der päpſtlichen Univerſalmonarchie anwendeten. Dieſe Legaten führten auf den Synoden, die ſie ſelbſt zuſammenberiefen, den Vorſitz und entſchieden nicht nur in Appellationsſachen, ſondern zogen auch Dispenſationsgeſuche und geiſtliche Streitigkeiten aller Art in erſter und letzter Inſtanz, ja bald die Anordnung jeder wichtigen kirchlichen Angelegenheit in den Provinzen, wo ſie reſidirten, vor ihr Tribunal. Um ſich vor dieſen immer weiter ſchreitenden Eingriffen in ihre geiſtliche Gerichtsbarkeit zu ſchützen und die Sendung päpſtlicher Legaten in ihre Sprengel zu verhindern, ließen ſich mehrere Biſchöfe und Erzbiſchöfe ſelbſt zu dieſer Würde ernennen. Doch weder dieſer Mittelweg, noch der offne Widerſtand der deutſchen Biſchöfe, die im 11ten Jahrhundert einigen Legaten den Eintritt in ihre Sprengel verwehrten, konnte die Fortſchritte einer Anmaßung

kommen, durch die der Papſt ſich allmählig als einzigen Ordinarius und Oberhirten der ganzen Chriſtenheit conſtituirte. Unter neuen Vorwänden fanden ſich ſeine Bevollmächtigten ſelbſt wieder in ſolchen Provinzen ein, deren Biſchöfe ſich die Legatenwürde erkauft hatten, übten, wohin ſie kamen, die wichtigſten erzbiſchöflichen Rechte aus und erlaubten ſich unter der Firma von Diäten und Procurationen die unverſchämteſten Gelderpreſſungen, ja einige beraubten ſogar reiche Provinzialkirchen ihrer Kleinodien und Schätze. Denn meiſt waren es ſeine Günſtlinge und Hofprälaten, denen der Papſt durch ſolche Sendungen eine gute Gelegenheit gab, ſich zu bereichern. Die Könige bemühten ſich daher, dieſe Beſuche von ihren Ländern abzuwenden; England machte ſich im 12ten Jahrhunderte davon frei, indem es den Erzbiſchof von Canterbury zum immerwährenden Legaten ernennen ließ, und Philipp der Schöne von Frankreich wagte es ſogar, im Anfange des 14ten Jahrhunderts einen päpſtlichen Legaten zu verhaften. Dies gab Gelegenheit, daß der Papſt die Perſonen dieſer Geſandten für unverletzlich und untrüglich erklärte, wie ſeine eigne. In Deutſchland hatten die Erzbiſchöfe zwar die Anlegung beſtändiger päpſtlichen Tribunale bis in das 16te Jahrhundert verhindert, und die Legaten nur auf den Concilien oder als durchreiſende Viſitatoren geduldet; aber bei den Gefahren, die der Kirche durch die Reformation erwuchſen, durfte der Papſt ſich endlich auch dieſen Schritt als eine zur Aufrechterhaltung der Beſchlüſſe des tridentiniſchen Conciliums und zur Gegenwirkung gegen den Proteſtantismus nothwendige Maßregel erlauben. So entſtanden vier neue bleibende päpſtliche Geſandtſchaften unter dem Titel von Nuntiaturen 1583 zu Wien für das öſtliche Deutſchland und zu Cöln für die Rheinlande, 1586 zu Lucern für die Schweiz und 1588 zu Brüſſel für die Niederlande. Die daſelbſt angeſtellten Nuntien wurden geiſtliche Oberrichter in ihren Bezirken und übten in päpſtlicher Machtvollkommenheit den deutſchen Metropolen zum Trotz, beſonders in Dispenſationsſachen, erzbiſchöfliche Rechte aus. Weder die wiederholten Beſchwerden der Reichsbehörden und Erzbiſchöfe, noch die Verordnungen, welche den Reichsabſchieden und Wahlcapitulationen deßhalb von Zeit zu Zeit beigefügt wurden, vermochten etwas in dieſer die Freiheit der deutſchen Kirche unterdrückenden Einrichtung abzuändern; ja 1785 errichtete Pius VI. ſogar eine neue Nuntiatur zu München, als Vormauer gegen den Illuminatismus und die überhandnehmende Aufklärung. Joſeph II. ſprach dagegen in einem Reſcripte an die deutſchen Erzbiſchöfe vom 12ten October 1785 den päpſtlichen Nuntien alle und jede Jurisdiction in kirchlichen Sachen ab und erklärte ſie für bloße politiſche Geſandte des Papſtes; und der in Folge dieſes kaiſerlichen Ausſpruchs von den Erzbiſchöfen zu Maynz, Trier, Cöln und Salzburg im Auguſt 1786 unternommne Emſer Congreß beſchloß in ſeinen Punctationen das gänzliche Aufhören der Nuntiaturen in Deutſchland, und, obwohl mit Anerkennung des Primats der Päpſte, die Reduction ihrer Gewalt auf die Rechte, die ſie in den erſten Jahrhunderten über fremde Sprengel außer Rom ausgeübt hatten. Inzwiſchen fing der neue Nuntius Zoglio zu München unter Begünſtigung des Churfürſten von Pfalzbayern an, ſein Weſen zu treiben, der Nuntius Pacca zu Cöln proteſtirte förmlich gegen den Verluſt ſeiner Dispenſationsrechte, die Partei des anfangs vertriebnen Nuntius zu Brüſſel trug in den Unruhen der Niederländer gegen Joſeph II. den Sieg davon und in Deutſchland ſelbſt bildeten die päpſtlich geſinnten

Biſchöfe zu Würzburg, Speier, Hildesheim und Lüttich eine Oppoſition, die die emſer Punctationen nicht zur Ausführung kommen ließ. Joſeph II. konnte die Erzbiſchöfe wegen der Unzufriedenheit ſeiner eignen Unterthanen nicht mehr unterſtützen, und da nach ſeinem Tode 1790 der Papſt eine förmliche Rectificationsſchrift an die Theilnehmer des emſer Vertrags erließ und Trier ſelbſt davon abtrat, zerfiel ihr großgedachtes Unternehmen in ſein Nichts und die Nuntien blieben im Beſitze ihrer Gewalt, bis die franzöſiſche Revolution mit ihren Folgen den Nuntiaturen zu Cöln und Brüſſel ein Ende machte. Die zu Wien und München reſidirenden Nuntien vermögen nichts ohne Genehmigung der Höfe, und nur der in der ſchweizeriſchen Revolution zwar vertriebene aber 1803 zurückgerufne Nuntius zu Lucern genießt noch die meiſten Überreſte einer Macht, die gegen die Fortſchritte der neuern Bildung vergeblich ankämpft. Die Erzbiſchöfe von Salzburg, Prag und Gran in Ungarn führen noch den Titel geborner Legaten des Papſtes, ohne darum weſentliche Vorrechte vor andern Erzbiſchöfen zu haben. Übrigens ſind die Legaten, die der Papſt von Zeit zu Zeit an fremde Höfe ſchickt, nichts mehr als politiſche Agenten. E.

Nürnberg, dieſe vormals durch ihren ausgebreiteten Handel ſo berühmte Reichsſtadt im fränkiſchen Kreiſe, welche ſelbſt bei den Veränderungen, die der Reichsfriedensdeputationsſchluß 1803 in Deutſchland hervorbrachte, ihre alte Freiheit behauptete, und bloß mit den die Stadt ſchützenden Burggrafen aus dem hohenzollerſchen Hauſe, den nachherigen Königen von Preußen, zuweilen in Zwiſtigkeiten gerathen war, welche durch die preußiſche Beſitzergreifung eines Theils des nürnberger Stadtgebiets in der neuſten Zeit immer drückender für die Stadt werden mußten, wurde darauf zum Königreich Bayern geſchlagen, in welchem ſie anfangs die Hauptſtadt des pegnitzer Kreiſes war, jetzt aber die des Rezatkreiſes ausmacht. Sie liegt in einer, wenn gleich ſandigen, doch durch Cultur fruchtbar gemachten und angenehmen Gegend und wird durch die Pegnitz in zwei Hälften getheilt, von denen die kleinere nördliche, nach der Pfarrkirche zu St. Sebald, die ſebalder Seite, die ſüdliche größere von der Kirche St. Lorenz die lorenzer Seite genannt wird. Sie enthält auf einem Flächeninhalt von 17,686,858 Quadratſchuhen in 200 meiſtens winklichten Gaſſen 3284 Häuſer von größtentheils alter Bauart mit 27,000 Einwohnern. Unter den Gebäuden bemerkt man das Rathhaus als eins der anſehnlichſten in Deutſchland, von 2 Stockwerken, jedes zu 30 Fenſtern, einer 275 Fuß langen Façade und vielen ſchönen und ſeltnen Gemählden beſonders von Albrecht Dürer; ferner die in den Jahren 1711 bis 1718 nach italieniſchem Geſchmack wieder aufgebaute Ägidienkirche, das alte Schloß oder die Feſte auf einem Berge; das Zeughaus und andre mehr. Ehe der oſtindiſche Handel durch die Entdeckung eines Seewegs eine neue Richtung erhielt, war Nürnberg einer der größten Handelsplätze in Deutſchland und Europa, indem es die von Italien ihm zugeführten oſtindiſchen Waaren nach dem Norden vertrieb. Der öffentliche und Privatwohlſtand der Stadt war damals außerordentlich. Der veränderte Weg des oſtindiſchen Handels, die Aufmerkſamkeit andrer Staaten auf die Vortheile des Handels, die Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs, und das Zurückbleiben der innern Verfaſſung der Stadt gegen die Fortſchritte des Zeitalters haben ſie nach und nach von jener Höhe wieder heruntergebracht. Indeſſen iſt der Handel von Nürnberg auch noch jetzt vorzüglich wegen der einheimiſchen Manufacturwaaren nicht unwichtig. Der wohlfeile Preis der nürnberger

Waaren, vorzüglich der Drechslerarbeiten, Holzarbeiten und Spielſachen, welche durch ganz Europa verführt werden, rührt von der frugalen Lebensart der nürnberger Arbeiter und der Bauern auf dem Schwarzwalde her, deren Kinder während des Winters ſich mit der Verfertigung eines großen Theils der hölzernen Waaren und Spielſachen beſchäftigen. Man rechnet den Betrag der jährlichen Einkünfte der Stadt zu 1 Million Gulden, welches, zu 4 p. C. berechnet, einen Capitalwerth von 25 Millionen Gulden vorausſetzt.

Nymphen. So nannte der Grieche die weiblichen Weſen, die durch nährende und belebende Feuchtigkeit einen wohlthätigen Einfluß auf die ganze Natur ausüben. Erzeugt von Stromgöttern, Söhnen des Oceanus oder vom Zeus und Andern mit Oceaninnen, ſind ſie ſelbſt eigentlich landwäſſernde Oceaniden, welche Wälder, Flüſſe, Quellen und Berge erhalten und ernähren. Von der Verſchiedenheit dieſer Gegenſtände rührt die Verſchiedenheit der Nymphen ſelbſt her. Leimoniaden z. B. waren Wieſennymphen, Dryaden oder Hamadryaden Baumnymphen, Najaden Quellnymphen, Oreaden oder Oreſtiaden Bergnymphen, Potamiden, Flußnymphen, Limniaden Seenymphen, Napäen, Nymphen der Wunderthäler u. ſ. w. (ſiehe die genauere Beſtimmung mehrerer dieſer Untergattungen an ihrem Ort). So werden ſie ebenfalls wieder beſonders benannt oder zubenamt von den Orten, wo ſie ſich aufhalten. So gibt es dodoniſche, korycíſche, nyſäiſche, diktäiſche Nymphen. Sie alle bilden eine Gattung von weiblichen Mittelweſen zwiſchen den Göttern und den Sterblichen, und, ohne ſelbſt unſterblich zu ſeyn, iſt ihr Leben doch länger als das irgend eines Menſchen. Denn neun Mal länger als der Menſch, ſagt Heſiodus, lebt die Krähe, vier Mal länger als die Krähe der Hirſch, drei Mal länger als dieſer der Rabe, neun Mal länger als Raben der Phönix und zehn Mal länger als dieſer die Nymphen. Mit ihnen zugleich ſtirbt das Weſen, dem ſie die belebende und ernährende Feuchtigkeit mitgetheilt haben. Dieſer erſte Begriff des Ernährens, welcher in der Idee der Nymphen liegt, ſcheint den zweiten veranlaßt zu haben, daß ſie nämlich oft als Pflegerinnen und Erzieherinnen ihnen anvertrauter Kinder dargeſtellt werden. So erzogen ſie den Bacchus, den Äneas und ſelbſt den Zeus. Ihre Beſchäftigungen und Beluſtigungen ſind die Jagd, der Tanz und weibliche Arbeiten, zu denen ſie ſich zuweilen in Höhlen verſammeln. Gleich andern Elementargeiſtern beſitzen ſie die Gabe der Weiſſagung. Die Quellen gewiſſer Nymphen haben noch überdies eine höhere Kraft der Begeiſterung, die mehr und minder zu den Attributen der Nymphen überhaupt gehört zu haben ſcheint. Dichter und Künſtler des Alterthums ſtellen ſie dar in jugendlicher Schönheit, in leichtem Gewande, bald in Geſellſchaft der Diana, bald tanzend mit den Faunen und der Venus. Die Waſſernymphen erſchienen oft bloß mit einer Urne oder einem Waſſerkrug. Bei dem großen Anſehn, das die Nymphen als Localgottheiten hatten, wurden ihnen häufige Opfer gebracht. Man opferte ihnen Öl, Milch, Schafe, Lämmer, Wein und Blumen.

Napoleon Bonaparte, oder wie ſeine Familie, und er ſelbſt in ſeiner frühern Zeit ſich ſchrieb, Buonaparte, ward in Ajaccio, der zweiten, aber ausgezeichnetſten Stadt der Inſel Corſica, den 5ten Februar 1768 geb. Zur Zeit ſeiner beginnenden Herrſchaft gab er dafür den 15ten Auguſt 1769 als ſeinen Geburtstag an, damit er für einen gebornen Franzoſen gelte (denn Corſica war erſt im Julius 1769 Frankreich unterworfen worden); vielleicht auch, um dieſen kirchlichen Feſttag, der in Altfrankreich zu Ehren der Jungfrau Maria, als der neuen Schutzheiligen des Reichs, beſonders feierlich begangen ward, in einen Ehrentag für ſich, den Wiederherſteller der franzöſiſchen Macht, zu verwandeln. Sein Vater, Carl Bonaparte, aus einer alten, aber herabgekommnen Familie, hatte die Rechtswiſſenſchaft ſtudirt, und zur Zeit des corſiſchen Freiheitskampfs unter den Fahnen Paoli's, mit dem er eng verbunden war, das Schwert ergriffen. Als Frankreich ſich ſeines Vaterlandes bemächtigte, wollte er daſſelbe verlaſſen, ward aber durch ſeinen Oheim zurückgehalten und bewogen, der franzöſiſchen Herrſchaft ſich zu unterwerfen. Carl Bonaparte war mit Lätitia, gebornen Raniolini, einer zu ihrer Zeit berühmten Schönheit, vermählt, die ihm außer Napoleon noch ſieben Kinder gebar. Vater und Mutter hatten, letztere, wie man ſagte, beſonders die Gunſt des franzöſiſchen Generalgouverneurs auf Corſica, des Marquis Marboeuf gewonnen, der ſich des jungen Napoleon mit ſichtbarer Vorliebe annahm, und ihm eine königliche Freiſtelle in der Militärſchule zu Brienne verſchaffte, wo er vom J. 1778 bis 1784 ſechs Jahr lang durch königliche Unterſtützung erzogen und zu einem Offizier gebildet ward. Durch neue Begünſtigung erhielt er einen Platz in der Militärſchule zu Paris, und ſchon 1785, im 17ten Jahre ſeines Alters, ward er als Unterlieutenant bei der Artillerie, im Regiment la Fere, angeſtellt. Mit dieſer ſeiner erſten öffentlichen Anſtellung beginnt nach dem Vorſpiel der erſte Act ſeines Lebens, zu einer Zeit, wo eine allgemeine Gährung ſchon die nahen Stürme verkündigte, und einem regſamen, entſchloßnen Geiſt große Ausſichten eröffneten. Bedeutend war ſchon das Vorſpiel des Dramas geweſen, deſſen Held er werden ſollte. Der junge Corſe hatte in ſeinem Vaterland von Kindheit auf den Ruf zu Kampf und Krieg für Freiheit und Selbſtſtändigkeit vernommen, und in einen von Natur verſchloßnen, ſelten ſich mittheilenden Geiſt aufgenommen. Der Knabe hatte haſſen gelernt; denn ein unbeſiegbarer Haß gegen Genua, das die unterjochten Corſen nicht zu bezähmen vermochte, wurzelte in Aller Herzen, und ward den jugendlichen Gemüthern eingepflanzt. Dieſer Haß richtete ſich gegen Frankreich, das im Geburtsjahr Napoleons die Inſel von Genua eroberte, und nach muthigem Widerſtand der Corſen ſie einnahm. Genua und Frankreich hatten nun die freigeſinnten Inſulaner zu unerſchöpflichem Haß und unverſtellter Rachſucht entflammt, und beiden ſollte durch einen Corſen die Gewaltthat, die ſie verſchuldet, vergolten werden, in jenem richtenden, oft lange ſäumenden, aber nie ungeſtraft gereizten Verhängniß, welches die Alten als Nemeſis bezeichneten. Die Corſen ſind von Natur ein reizbares, raſches Volk, glühend für Unabhängigkeit und Unbeſchränktheit. Abgeſchloſſen auf ihrer Inſel durch das Meer und hohe Gebirge, lernen ſie früh von andern Völkern ſich ſcheiden, und die ihnen nahen mißtrauiſch beobachten. Der fruchtbare Boden ihres Landes gewährt ihnen üppige

Genüſſe, die ſie zu theilen nicht lieben. Lange Unterdrückung hat ſie zurückhaltender, mißtrauiſcher, verſchloßner gemacht, und ſtets zu Empörung geneigt. Das heiße Clima der Inſel treibt glühender und raſcher das Blut durch ihre Adern; geſunde Luft und kräftige Nahrung macht ſtark ihre Körper. Sie lieben ihr Land, weil es ihnen Alles gewährt, was dem ſinnlichen Menſchen behagt, und hinter der doppelten Reihe rauher Gebirge, die es umkränzen und durchſchneiden, trotzen ſie aller Gewalt, die ihnen hinderlich ſeyn möchte. Von ihren Vorfahren haben ſie mehr Leidenſchaften als Tugenden geerbt, und ſchon zu der Römer Zeit ſtanden ſie im üblen Ruf. Ein altes Epigramm, das man dem Seneca beilegt, ſagt von ihnen: „Ihr erſtes Geſetz iſt die Rache; das zweite die Nahrung durch Diebſtahl, das dritte die Lüge, das vierte Verläugnung der Götter.“ Schon als Knabe ſcheint Napoleon dieſe Geſetze ſich zu eigen gemacht zu haben. Das Clima ſeines Vaterlandes, der Sinn ſeiner Bewohner wirkten mächtig auf ſeine Seele ein. Die Theilnahme ſeines Vaters an den öffentlichen Angelegenheiten, deſſen Freiheitsſinn und Haß der Unterjochung, die Bewundrung und Liebe des Helden Paoli mochten des Knaben Gemüth durchdringen. Er aber lernte nur die Menſchen verachten, und Groll und Haß und Rache im Buſen verbergen; Luſt und Liebe zum Kampf wurden eben ſo vorherrſchende Neigung als Paoli's Ruhm nur ſeine Ehrſucht entzündete. Verſchloſſen, wie alle, die ihn umgaben, ſeitdem Franzoſen die Inſel beherrſchten, übte er ſich, die Menſchen zu beobachten und ſelbſt der Beobachtung Andrer ſich zu entziehen, während das gemeinſame Intereſſe faſt zerſtört war, nur auf ſich zu denken, und das Eigne zu ſuchen. So geſellte ſich der übermächtigſte Egoismus zu innrer, verborgner Leidenſchaft. Im Knabenalter, wo in hingebender Liebe ſich alles Schöne entfaltet, ward der Haß und kalte, berechnende Zurückhaltung um ſo ſichrer ihm anerzogen, als natürliche Anlage dazu ſchon in ihm lag. Marbonufs Wohlwollen ſcheint dieſelbe wenig gemildert, wohl aber die Selbſtſucht gemehrt zu haben, die jede Gunſt, woher ſie auch komme, begierig ergreift, und den Unterdrücker des Vaterlandes ſich zum Beſchützer erwirbt. So geſtimmt trat Napoleon in die Militärſchule ein, mit einem ſchon viel entſchiednern Sinn, als allen ſeinen jungen Gefährten, die er dort fand, eigen ſeyn mochte. Denn ein außerordentliches Talent entwickelt in außerordentlichen Verhältniſſen ſich zu ſeltner Selbſtſtändigkeit. Er mußte das übergewicht über ſeine Mitſchüler empfinden; keiner gewann ihm Liebe, freundliche Neigung, keiner rechte Achtung ab. Er zog ſich noch mehr in ſich ſelbſt zurück und verachtete, die ihn umgaben. Darum ſuchte er die Einſamkeit, war finſter, hinbrütend, untheilnehmend, und ſein Geiſt, der ſchon mit andern Ideen erfüllt war, verachtete die kindiſchen Spiele ſeiner Gefährten, wie die Spielenden. Keine freundliche Mittheilung konnte ihn aus dem Vorſtellungs- und Phantaſienkreis, in den er ſchon gebannt war, herausreißen, und ſo bannte er ſich ſelbſt immer feſter. Dazu wirkten nun auch ſeine Studien mit. Im Krieg geboren, im erſten Erwachen des Bewußtſeyns an Kampf und Schlachtſcenen gewöhnt, warf er ſich mit entſchiedner Neigung auf die Kriegswiſſenſchaften. Die abſtruſeſten Lehren der Mathematik wurden ſeine Luſt, und weil er ſie alle auf Kriegskunſt bezog, die der Mittelpunkt ſeines Lebens ward, hatten ſie für ihn einen unerſchöpflichen Reiz. Und gerade die Kriegswiſſenſchaft mußte, nach

ſeiner Anlage, auf ſeinen Charakter am mächtigſten einwirken, indem die Menſchen hier ihm immer mehr nur Werkzeuge, lebendige Maſchinen wurden, oder Feinde, die man künſtlich überliſten oder nach allen Regeln der Kunſt, einengen, unſchädlich machen, ſchlagen mußte. Siegen, herrſchen ward nun ſeine heftigſte Neigung, und nur darum trat er jetzt ſeinen Mitſchülern etwas näher, um den Krieg im Kleinen zu führen, den er ſchon im Großen dachte, und die Stärkern gegen die Schwächern, oder auch umgekehrt, zu bewaffnen, und ſelbſt ſchon Führer, Sieger, Gebieter zu ſeyn. Man berichtet aus dieſer Zeit, wie er ſeine Gefährten gegen einander aufgereizt, ſchon Meuterei gegen die Lehrer angeſtiftet, und ſich ein Anſehn, einen Einfluß unter den Knaben erworben habe, obwohl die meiſten ihn haßten. Bemerkenswerth iſt auch, daß er ſich endlich zwei von jenen, und gerade ſehr beſchränkte Köpfe zu täglichen Gefährten auswählte, und dieſe ſo an ſich zu feſſeln wußte, daß ſie in demüthiger Bewundrung ſeiner Überlegenheit ſich zu Werkzeugen ſeiner Abſichten, und zu Lobrednern ſeiner Vorzüge gebrauchen ließen. Neben ſeinen mathematiſchen Studien beſchäftigte ihn beſonders die Geſchichte des Alterthums. In allen Heldenthaten, in allen kühnen Unternehmungen der Vorzeit ſpiegelte ſich das Verlangen ſeiner Seele, und jedes gelungne Emporſtreben zur äußerſten Höhe der Geſellſchaft, jeder errungne Sieg befeuerten ſeinen eignen Geiſt, und gewannen ihm das einzige Entzücken ab, deſſen er fähig war. Was bildſamen und noch freiempfänglichen Gemüthern wahrhaft bildend und veredelnd iſt, das wird denen, die ſchon eine einſeitige Richtung und eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit ſich angeeignet haben, leicht zur Verführung und Beſtärkung in ſelbſtſüchtigen Planen. Die Geſchichte enthält eben ſo reiche Nahrung für großherziges Streben und edle Geſinnung als für Übermuth und Ehrgeiz. In Napoleons jugendlicher Seele ward durch dieſelbe, zu einem ſchon übermächtigen Egoismus, nur der Ehrgeiz, nur das Streben nach Thaten, die nicht bloß bewundernswürdig, ſondern mehr noch ihm ſelbſt vortheilhaft ſeyn, und den höchſten Gewinn erwerben ſollten, erweckt und ausgebildet. Aus ſeinem einmal gefaßten Geſichtspunkt mußten ihm die Helden der Vorwelt nur als die Starken erſcheinen, die alle ihre Umgebungen, mehr oder minder glücklich, zu ihren Zwecken zu brauchen wußten, und die Heroen Homers, wie die Helden Plutarchs, deſſen Lebensbeſchreibungen er mit beſondrer Neigung betrachtete, konnten ihn dann minder mit Weisheit als mit Ehrgeiz, Herrſchſucht und Menſchenverachtung erfüllen. Denn ſie zeigten ihm, wie die ſeltne überlegne Kraft, die er auch in ſich empfand, zu allen Zeiten die bewegliche und ſchwankende Menge, die Mehrzahl der untergeordneten Geiſter, am Gängelband geführt, und was ſie beharrlich gewollt, meiſt glücklich errungen habe; wie aber ein edler, von Gemeinſinn geleiteter Wille ſelten erkannt, oft mit Undank belohnt, faſt nie zu ſicherer Herrſchaft erhoben worden. Die Spartaner, die ſeinem rauhen Sinn vorzüglich entſprachen, wurden ihm Vorbilder der Selbſtabhärtung, die alle Beſchwerden und Gefahren überwindet; der Kampfluſt, die am ſicherſten Furcht und Schrecken verbreitet; jener Wortkargheit, die nur zur rechten Stunde ſpricht, und über den wahren Sinn ihrer gemeßnen und abgebrochnen Reden Freunde und Feinde in Zweifel läßt. Sie ahmte er denn auch in ſeinen Antworten und Mittheilungen nach, und gewann, ohne je einer Sprache ſich vollkommen zu be-

mächtigen, die große Fertigkeit, mit wenigem viel, immer aber mehr zu ſagen, als die Hörer erkannten und erkennen ſollten, oder auch wohl eine größere und tiefere Bedeutung, als er ſelbſt hineinlegte, muthmaßen zu laſſen. Zugleich lernte er auf kleine Umſtände achten, nichts, was der eignen Abſicht förderlich ſeyn könnte, überſehen, den Gegnern ihre Schwächen ablauern und in unbewahrten Augenblicken, wenn ſie am ſicherſten ſich wähnten, ſie überliſten. So weit brachte es ſchon der beginnende Jüngling in einem Alter, wo die meiſten nur träumen oder ſpielen, an einen feſten Lebensplan noch nicht ernſtlich denken. So weit brachte er es ſchon zu Brienne, wo er denn auch ſchnell vor allen 150 dort ſich bildenden Jünglingen ſich auszeichnete, und ſich Allen überlegen fühlte. Sein Wille, der bereits eine ſo feſte Richtung genommen, ward hier immer beharrlicher, ſtrenger und unüberwindlicher, und ſeine Lehrer, die ſeine rege Wißbegier, ſeine raſchen Fortſchritte in den Kenntniſſen, die ſeinem Sinn entſprachen, ehren mußten, hatten auch die gegründetſte Urſache, ſeine Einſeitigkeit, ſeine Ungelehrigkeit in Allem, was ihm keine Neigung abgewinnen konnte, ſeine Verſchloſſenheit und Hinterliſt, ſeinen Trotz und ſeine unbeugſame Hartnäckigkeit, ſeine ſchnöde Widerſetzlichkeit, und eine Leidenſchaft, die zu Zeiten ſchon in wilde Wuth ausbrach, wenn ſie Widerſtand fand, zu tadeln und vor ihm zu warnen. Wie er ſelbſt keinen liebte, wenige achtete, konnte auch er ſich keine Liebe, kein Vertrauen erwerben, und ward darum um ſo verſtockter. Welcher Art dieſer Zögling und weſſen er fähig ſey, ahnete wenigſtens der Lehrer, der ihm das Zeugniß ertheilte: „Ein Corſe von Geburt und Charakter. Er wird weit gehen, wenn die Umſtände ihn begünſtigen.“ — Das war der Jüngling, der mit einem ſo eiſernen Willen, mit großen ſchon ausgebildeten Talenten in Paris erſchien, um dort kurze Zeit in der Militärſchule ſeine Studien fortzuſetzen, und dann ſogleich als Offizier angeſtellt zu werden. Er konnte die Franzoſen, zu denen er nun gehörte, mit ihrer Beweglichkeit und ihrem Leichtſinn nicht achten; er ahnete ſchon, wie leicht ſie zu gewinnen, zu beherrſchen ſeyen, und das Menſchengeſchlecht maß er mit dem Maßſtab, den dieſe ihm abgaben, mit dem er auch die Geſchichten der Römer gewürdigt hatte. Zum Soldaten geboren, wußte er durch Strenge und Pünktlichkeit im Dienſt, durch ausgezeichnete Kenntniß in ſeinem Fache, durch Vorliebe für alles, was ſich darauf bezog, bald Achtung und ſelbſt Vertrauen zu gewinnen, und je mehr er über alle Offiziere ſeines Alters hervorragte, deſto mehr fühlte er ſich ſelbſt, und durfte die Hoffnung faſſen, ſich bald noch mehr auszuzeichnen, und ſich eine Laufbahn zu eröffnen, auf die ſein damals untergeordnetes Verhältniß noch wenig Anſprüche ertheilte. Alle ungemeine Menſchen gewinnen ſich ſchon früh einen feſten Mittelpunkt ihres ganzen Weſens, und werden, weil ſie immer nur auf das Eine ſich richten, darauf alles beziehen, und entſchloſſen und unbeweglich dies nur wollen, ſo ſtark und bald ausgezeichnet. Auch als Offizier ſuchte Napoleon minder die Zerſtreuungen und Genüſſe der Jugend als die Einſamkeit, in der er mit unermüdlichem Fleiß ſich weiter ausbildete für ſeinen Beruf, und in unzugänglicher Zurückgezogenheit ſtählte er zugleich Geiſt und Körper für die Thaten, zu denen er bald gerufen werden ſollte. Der corſiſche, und nachher der nordamerikaniſche Freiheitskrieg, dazu die Unruhen in den Niederlanden, die wachſende Gährung in Frank-

reich erweckten in ihm die Hoffnung großer Revolutionen, in denen er mit ſeinem Geiſt, deſſen er ſich bewußt war, wohl emporkommen konnte. Als nun die erſten Stürme in Frankreich ausbrachen, war er nicht zweifelhaft, welche Partei er ergreifen, oder dem König, dem er verpflichtet war, treu bleiben, oder ſich zu der Volkspartei wenden ſollte. Als General, ſoll er ſelbſt geſagt haben, hätte er ſich an den Hof gehalten, als Lieutenant mußte er dieſe ergreifen. Die revolutionären Clubs boten ihm Gelegenheit, ſchnell bedeutender zu werden, als auf geſetzlichem Wege möglich war. Schon erhob er in ihnen ſeine Stimme; erkannte aber bald, daß ſeine Zeit noch nicht gekommen ſey. Darum zog er ſich wieder in ſeine Einſamkeit zurück, und brütete über größern Entwürfen. Indeß war ſein tapfrer Landsmann Paoli nach Paris berufen, unter dem lauten Jubel der Volkspartei dort erſchienen, und hatte den Sohn ſeines alten Freundes und Mitſtreiters freundlich aufgenommen. Mit Paoli, den ſelbſt neue Hoffnungen beſeelten, ſchiffte Napoleon gegen Ende des Jahres 1790 nach Corſica über, wo ein glänzender Schauplatz ſich ihm zu eröffnen ſchien. Paoli's Erſcheinen regte mächtiger die Corſen auf. Bald kämpften die Parteien der Ariſtokraten und Demokraten mit einander. Napoleon zeichnete ſich ſchon unter letztern aus. Paoli konnte den ausbrechenden Sturm nicht beſchwichtigen, und ward ſelbſt den wüthenden ſogenannten Patrioten auf der Inſel und in Frankreich verdächtig, da ſeine Weisheit ihn lehrte, von den Demokraten ſich allmählig zurückzuziehn. Napoleon aber hatte ſich deren Gunſt bald ſo ſehr erworben, daß er zum Commandanten der Nationalgarde in Ajaccio ernannt ward. Als ſolcher zeichnete er ſich ſchon durch verwegene Unternehmungen aus, in denen ſich nicht gerade der reinſte Patriotismus beurkundete. Damals mochte er den Gedanken hegen, ſich unter dem Wahne der Revolution zum Gebieter ſeines Vaterlands zu machen, zumal Paoli in der Volksgunſt immer mehr ſank, und deſſen Lage ſchon bedenklicher ward. Napoleon, der ihm treu anhing, gerieth ſelbſt in Gefahr, und ſeine kecke, aber bald mißlungene Unternehmung auf die Inſel Maddelena, die er mit einem kleinen ungeordneten Haufen ſeiner Landsleute im Namen der Republik beſetzte, aber nicht behaupten konnte, begünſtigte ihn um ſo weniger, als die damit zuſammenhängende Expedition des Admirals Truguet auf Sardinien höchſt unglücklich endete, und den Corſen wie den Franzoſen mißfiel. Paoli, der durch die Revolution ſein Vaterland neugefährdet ſah, und die zügelloſen Demokraten nicht mehr zu bändigen vermochte, rief um die Hülfe der Engländer an. Napoleon, der unter dem wüthenden Haufen ſich nur zu bemerkbar gemacht, ward 1793, und Pozzo di Borgo's auf Paoli's Veranſtaltung, man ſagt, um grober Vergehungen willen, aus Corſica verbannt, mit vielen andern Aufrührern, und ſchiffte ſich mit ſeiner ganzen Familie nach Frankreich ein. Dort war indeß die Revolution raſch fortgeſchritten, die Republik aufgeſtellt, der König ermordet, und ſchon der Kampf gegen die auswärtigen Mächte unter mancherlei Wechſel beſtanden. Der innre Streit der Factionen wüthete noch furchtbar fort. Arm, hülflos, ohne Ausſichten begab ſich Napoleon mit ſeinen Verwandten nach Marſeille, wo damals ein allgemeiner hitziger Parteikampf herrſchte. Dieſer allein ſchien ihm einige Ausſicht zu eröffnen. Er warf ſich von neuem in die jacobiniſchen Clubs, und verſuchte ſich auch noch einmal (wäh-

rend ſeines Aufenthalts auf Corſica hatte er ein verunglücktes Gedicht zu Ehren der Freiheit verbreitet) als Schriftſteller in einem Geſpräch, betitelt: Le Souper de Beaucaire, in dem die ausſchweifendſten revolutionären Grundſätze vorgetragen waren. Aber weder dieſe bald vergeſſene Flugſchrift, noch andre Bemühungen, ſich bemerkbar zu machen, konnten ſeine und der Seinigen Lage verbeſſern, ſo ſehr auch die Unruhen in Marſeille, Lyon, Nimes, Bourdeaux und Grenoble einen unternehmenden Kopf zu begünſtigen ſchienen. Schon war Napoleon mit den Seinigen nur von Wohlthaten, die kärglich zufloſſen, abhängig, als nach der Bekämpfung jener der Revolution entfremdeten Städte die republikaniſche Armee gegen Toulon ſich rüſtete, das am 28ſten Auguſt 1793 ſich den Engländern ergeben hatte, um jeden Preis dieſen wieder entriſſen, und, ſchon außer dem Geſetz erklärt, geſtroft werden ſollte. Jetzt ward Napoleon durch Salicetti, Mitglied des Convents, an Barras empfohlen, und erhielt ein Commando bei der Artillerie. Hier zeichnete er ſich ſo vorzüglich aus, und hatte auf die Maßregeln der Conventsarmee einen ſo wichtigen Einfluß, daß es ihm beſonders zuzuſchreiben war, als Toulon noch vor Ende des Jahrs in die Gewalt der Republik zurückfiel. — Hier beginnt der zweite Act ſeines Lebens. Von nun an tritt er bedeutender hervor. Die furchtbare Rache, welche die republikaniſche Armee an den unglücklichen Bewohnern Toulons geübt, hatte an ihm einen blutigen Vollſtrecker gefunden. Seine Thaten wurden dem Convent berichtet, und erwarben ihm Gunſt und Vertrauen bei den Häuptern deſſelben. Zum Lohn ward er mit Anfang des Jahres 1794 zum Bataillonschef bei der italieniſchen Armee ernannt, zu der er, nachdem auf ſeine Veranſtaltung die Feſtungswerke der durch ihn und ſeine Gefährten verwüſteten Stadt und die benachbarten Küſten wieder in Vertheidigungsſtand geſetzt worden, mit großen Planen abging. Die weite Laufbahn war ihm nun eröffnet. Zum Revolutionshelden und Soldaten geboren und erzogen, nach ſeinem Charakter ſo ehrgeizig als beharrlich, in der Wahl der Mittel für ſeinen Zweck nie bedenklich, keinem ſeiner Blutgefährten an Leidenſchaft und Wuth nachſtehend, die meiſten an Geiſt und Kriegskunſt übertreffend, trat der ſechsundzwanzigjährige Jüngling zwar noch mit untergeordnetem Rang, aber doch folgereichem Einfluß als Anführer auf. Sein Vaterland ſcheint er damals ſchon aus den Augen verloren zu haben. Die Revolution bot ihm für ſeinen Egoismus und Ehrgeiz viel glänzendere Hoffnungen, und er durfte ſich ſchmeicheln, zu einer Herrſchaft zu gelangen, die andre, mit viel geringern Talenten ſo glücklich errungen hatten. So unmäßig und unbändig er in ſeinen Anſprüchen und Beſtrebungen war, ſo mäßig hielt er ſich auch jetzt in allen Genüſſen, und ließ ſich durch nichts von ſeinen Planen abbringen. Im Jahr 1795 war er zum Brigadegeneral der Artillerie bei der italieniſchen Armee ernannt worden, und ſeitdem hatte er auf die Bewegungen derſelben ſehr günſtigen Einfluß. Dieſe republikaniſche Armee war ſchlecht organiſirt, durch öftere Niederlagen muthlos, und durch die überlegenen Öſterreicher hart bedrängt. Hier entwickelte ſich zuerſt ſeine erfolgreiche Kunſt, durch kleine und größere Hinderniſſe nicht verwirrt noch gehemmt, ein unabänderliches Ziel für alle Unternehmungen ins Auge zu faſſen, kleine Gefechte zu vermeiden, und mit aller Gewalt auf Einen feindlichen Punkt loszubrechen, durch Kühnheit und feſtgeſchloſſene

Gewalt den Feind zu überraſchen, und im Fluge ihn zu beſiegen. Er ſuchte die Führer der Armee zu überzeugen, daß ſie aus ihrem Vertheidigungsſyſtem herauszutreten, und, obwohl mit viel geringerer und ſchwächerer Macht, ſelbſt angreifend dem Feind begegnen müßten. Piemont, bis wohin ſelbſt ihre verwegenſte Hoffnung ſie nicht führte, ſtellte er als das nothwendige Ziel auf, und rieth, in Einem verheerenden, unaufhaltſamen Strom darauf loszubrechen. Doch ein unerwartetes Ereigniß hemmte ſeinen Flug. Robespierre, und mit ihm die terroriſtiſche Regierung war gefallen. Der Nationalconvent wollte dem Terrorismus ein Ende machen, und ſendete in alle Provinzen und zu allen Armeen der Republik Abgeordnete, die Terroriſten zu entwaffnen. In Nizza, wo Napoleon ſich befand, und eben noch jenes furchtbare Syſtem mit gränzenloſem Ungeſtüm predigte, erſchien der Deputirte Beffroi, der ihn ſogleich außer Dienſt ſetzte und gefangen nehmen ließ. Zwar erhielt er bald ſeine Freiheit wieder, verlor aber ſeinen Poſten bei der italieniſchen Armee. Er eilte nach Paris, dort zu klagen, und ſich zu rechtfertigen. Aber vergebens wendete er wiederholt ſich an Aubry, der damals im Wohlfahrtsausſchuß Präſident des Kriegscomités war, und unverſöhnlich die Terroriſten haßte. Er blieb ſeiner Stelle entſetzt, und war nun auf einmal aus ſeiner Laufbahn zurückgeworfen. Wenige Freunde unterſtützten ihn bei ſeinem ſteigenden Mangel. Vergebens verwendeten ſich ſeine Gönner für ihn. So viele geſcheiterten Plane, die Vernichtung glänzender Hoffnungen erfüllten ſeine Seele noch mehr mit finſterm Unmuth, Menſchenhaß und Verachtung. Er beſchloß, Frankreich zu verlaſſen, und ſich in die Türkei zu begeben, um dort ſein Glück zu verſuchen. Er hielt um die Erlaubniß dazu beim Wohlfahrtsausſchuß an. Aber Jean Debry und Freron ſprachen nun zu ſeinen Gunſten, und es ward ihm ein neues Commando bei der Artillerie in Holland übertragen. Eben bereitete er ſich, dahin abzugehn, als er zu einem belohnendern Unternehmen in der Nähe gerufen ward. Der Nationalconvent, welcher die Terroriſten gelähmt, nicht vernichtet, zitterte noch immer bald vor dieſen, bald vor einer angeblich royaliſtiſchen Partei. Wirklich waren mehrere pariſer Sectionen gegen die am 23ſten September 1795 proclamirte dritte Conſtitution der Republik im Bund. Der Convent zog Streitkräfte zuſammen, und wählte zuverläſſige Generale. Barras empfahl Bonaparte. Jener erhielt den Oberbefehl; dieſem ward das Untercommando anvertraut. Er entſprach den Erwartungen, als am 5ten October in Paris der Kampf der royaliſtiſchen Partei gegen die Conventstruppen ausbrach. Er half zum Sieg der letztern am meiſten. In Strömen floß unter ſeiner und ſeiner Untergebenen Hand das Blut der Mitbürger. So ſchien er an Einem Tage ſeinen lang gehegten Groll ſich kühlen zu wollen. Noch in demſelben Monat ertheilte ihm der Nationalconvent den Oberbefehl über die Armee des Innern. Die neue Directorialregierung aber, die ihn nun feſter an ſich band, übertrug ihm zu Anfang des Jahrs 1796 das Obercommando der italieniſchen Armee. So ausgezeichnete Begünſtigung ward ihm durch Barras zu Theil. Dieſer hatte bis dahin in vertrautem Verhältniß mit der Witwe des General Beauharnois, gebornen Taſcher de Lapagerie, geſtanden. Napoleon ehlichte dieſelbe am 8ten März 1796. Sein Glück ſchien nun feſter gegründet. Seine Seele durfte größere Hoffnungen nähren. Sich der Liebe, des Vertrauens der Soldaten zu ver-

ſichern, durch raſche glänzende Siege die Bewunderung und den Beifall der Nation zu gewinnen, allmählig ſelbſt den Gewalthabern ſich furchtbar zu machen, ohne zu früh Eiferſucht und Verdacht zu wecken; durch Erweiterung der Republik ſelbſt und Abwehrung aller Feinde ſich Frankreich zu verpflichten: das war und blieb nun ſein großes Ziel, das er nie aus den Augen verlor. Die ſchönſte Zeit ſeines Lebens war gekommen. Von nun an begann ganz Europa mit Staunen und Bewunderung auf den Mann zu ſehn, der in allem außerordentlich erſchien, ſo ſehr in Kraft und Thaten als in unbegreiflichem Glück. Bei allen Thaten und Ereigniſſen, die nun ſeine Schritte begleiten, ſuchen wir ihn, den Menſchen, zu erkennen, ohne in ausführlichere Erörterungen ſeiner Kriegsthaten, die wir nur andeuten, wie es für dieſen Zweck ſich eignet, einzugehn. Am 30ſten März 1796 übernahm er in Nizza, als Scherers Nachfolger, die oberſte Leitung der italieniſchen Armee. Geübte und bewährte Generale ſtanden ihm zur Seite. Aber die Armee ſelbſt war ſchwach und im Vergleich mit der Macht der Gegner viel zu klein, dazu innerlich und äußerlich desorganiſirt und in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß nur Er mit glücklichen Erfolgen ſich ſchmeicheln konnte. Vor allem ſuchte er ſeine Soldaten zu ermuthigen, mit neuer Zuverſicht zu erfüllen, und ſie ihren elenden Zuſtand, ihre Gefahr vergeſſen zu machen. Kühne Unternehmungen ſollten ihnen die erſten Siege, dieſe blindes Vertrauen auf ihn und auf ihr Glück gewinnen, dieſes ſie unbeſiegbar machen. Der große Feldherr ſiegt ſeltner durch überlegne Macht als durch die Meinung bei Feind und Freund, und glückliche Benutzung derſelben und des Augenblicks. Napoleon feuerte durch begeiſterte Reden die Seinigen an; als die erſten Angriffe gelungen waren, ſpotteten ſie ſchon derer, die ſie eben noch gefürchtet hatten. Die ihm feindlichen Soldaten zitterten bald vor ſeinem Namen, und die bis dahin ſiegreichen Feldherrn, bald aus der Offenſive in die Defenſive zurückgeworfen, verloren die Haltung, die Sicherheit, die Feſtigkeit in ihren Maßregeln. Während ſie Kriegsrath hielten, handelte er; während ſie mit jeder ſeiner Bewegungen ihre günſtige Stellung, die großen Vortheile ihrer Lage, ihre Überlegenheit verloren, räumte ihm jeder Schritt neue Vortheile, neue Begünſtigungen ein, und ſelbſt ſeine kleinere Zahl, ſtets in Einem Geiſt benutzt, auf Einen Zweck gerichtet, durch keine Bedenklichkeiten und Rückſichten gehemmt, war durch ihre leichtere Beweglichkeit der Kühnheit ſeiner Plane und Unternehmungen günſtig. Selbſt die Gefahr und Bedrängtheit ſeiner Lage ward ihm dadurch günſtig, daß ſie ihn zu ungewöhnlichen, unerwarteten Maßregeln nöthigte, die er mit ſeinem Geiſt wohl zu ergreifen wußte, die Gegner aber, die nach den Regeln früherer Kriegskunſt planmäßig fort agirten, in jedem Augenblick irre, zweifelhaft machten, daß ſie mehr von der ſchwächern Macht und ihren Operationen abhängig wurden, ſtatt dieſe in Abhängigkeit von ihren Bewegungen zu erhalten. Napoleon ſchuf raſch ein völlig neues durchgreifendes Kriegsſyſtem, das, ſo wenig regelrecht, ja ſo einſeitig es ſeyn mochte, doch durch ſeine Neuheit und Verwegenheit begünſtigt, und durch die Erfolge gerechtfertigt ward. Indem er täglich in ſeinem neuen Kampf Alles aufs Spiel ſetzte, konnte er allein Alles gewinnen, war aber um ſo weniger in Gefahr, Alles zu verlieren, als die Gegner ſich nie entwöhnten, je größer ſeine Verlegenheit war, um ſo größern Rückhalt bei ihm

vorauszuſetzen, und immer noch zu beobachten, und die weitre Entwicklung abzuwarten, wenn er ſein Ziel ſchon erreicht hatte. Seine muthloſen halbverzweifelnden Soldaten wußte er durch die Schattenbilder der Freiheit und der Ehre aufzureizen, und ihnen die lockendſten Ausſichten und Hoffnungen zu eröffnen. Es ſey Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren; es hänge einzig von ihnen ab, der Schätze der herrlichſten Länder, welche die Feinde ihnen verſchlöſſen, ſich zu bemächtigen. Alles fehle ihnen, dort würden ſie Alles finden. — So führte er ſie in den erſten Kampf. Die Öſterreicher waren bis zum 11ten April 1796 raſch vorgedrungen, und hatten Napoleons erſten Plan, noch ehe er zu handeln angefangen, vereitelt. Am 12ten April aber ging die erſte Siegesſonne für Napoleon auf. Er ſchlug den bei Montenotte von dem öſterreichiſchen Oberfeldherrn Beaulieu ihm entgegengeſtellten d'Argenteau, und verbreitete um ſo mehr Furcht und Schrecken, als man einen ſolchen Schlag ſich kaum als möglich gedacht hatte. Napoleon hatte durch einen glücklichen Flankenmarſch, auch wie nachmals oft durch Umgehung der feindlichen Macht, geſiegt. Von nun an ließ er dem Feind keine Ruhe; unaufhaltſam verfolgte er den errungenen Vortheil. Die Trennung der öſterreichiſchen von der piemonteſiſchen Armee war ſein nächſtes Ziel. Am 13ten April griff er von neuem an, und erfocht am 14ten den glänzenden Sieg bei Milleſimo und Dego, und am 15ten war die Trennung der feindlichen Armeen vollſtändig erreicht. Er eilte nun zuerſt den ſchwächern Theil unſchädlich zu machen, griff am 16ten das ſtark verſchanzte Lager der Piemonteſer bei Ceva an, drängte dieſelben nach Mondovi zurück, und am 17ten ſchlug er im feindlichen Lager ſein Hauptquartier auf. Dem noch immer mächtigen Feind begegnete er am 22ſten, und zog am Abend deſſelben Tags ſiegreich in Mondovi ein. Der Hof von Turin, nun ſelbſt in Gefahr, bot Friedensunterhandlungen an. Der Sieger bewilligte nur einen Waffenſtillſtand, der unter demüthigenden Bedingungen am 28ſten April abgeſchloſſen ward, ihm die wichtigſten Feſten Piemonts einräumte, und ihn zum Meiſter des ganzen Landes mit ſeinen Hülfsquellen machte. Indeß hatte der öſterreichiſche Feldherr, durch jene Nachrichten geſchreckt, ſich hinter den Po zurückgezogen, um hinter ſichern Verſchanzungen den Feind von Mailand abzuwehren, und ſich mit Mantua in Verbindung zu erhalten. Er erwartete, durch Napoleons Bewegungen getäuſcht, daß dieſer zwiſchen Valencia und Pavia den übergang über den Po verſuchen werde. Jener aber bewirkte ſchon am 8ten Mai den übergang ſeiner Armee von Piacenza aus, und nöthigte den Feind, ſich bis an die Adda zurückzuziehen. Bei Lodi verſchanzten ſich die Öſterreicher; das Vordringen über die lange, ſtark vertheidigte Addabrücke bei dieſer Stadt ſchien unmöglich. Napoleon führte einen Theil ſeines Heers an die durch ein mörderiſches Feuer vertheidigte Brücke. Seine Schaaren wankten; der Fluß ward von ihrem Blut geröthet; aber ihre Führer drangen unerſchrocken vorwärts, und das ungeheure Wagniß war gelungen (am 10ten October). Am 12ten zog Napoleon in Cremona, am 13ten in Pavia und ſchon am 14ten in Mailand ein. Die Lombardei war in ſeiner Gewalt, und die Öſterreicher vereinigten ihre Macht, nur Mantua zu decken. So war in wenigen Wochen erreicht, was in Monaten kaum ausführbar ſchien. Die Fürſten Italiens, durch dieſe unerwartete Wendung des Kriegsglücks geſchreckt, ſuchten dem Außer-

ſten zuvorzukommen. Schon am 9ten Mai hatte der Herzog von Parma, der um Frieden bat, einen Waffenſtillſtand erhalten. Am 17ten folgte ihm der Herzog von Modena nach. Dem König von Sardinien war am 18ten Mai zu Paris der Friede gegeben worden, der der Republik außerordentliche Vortheile ſicherte. Dieſe war ihrem Oberfeldherrn, der das Unglaubliche vollbracht, verpflichtet. Denn außer den errungenen Vortheilen hatte er alle Staaten Italiens zittern gemacht, ungeheure Contributionen bewilligt erhalten, und ſeine Armee mit neuem Muth erfüllt. Einige Begünſtigung fand er in der unruhigen Stimmung der gegen ihre Regierungen aufgeregten, von dem Freiheitstaumel ergriffenen Italiener, denen er ein goldnes Zeitalter, Freiheit und Vernichtung der Tyrannei verkündete. Doch hatte er, als Feldherr, wohlverdiente Bewunderung und Ruhm erworben. In dieſem glücklichen Fortgang ſeiner Waffen hatte er aber auch ſeine Sinnesart hinlänglich beurkundet. Mit trotzigem Übermuth empfing er ſchon die ſardiniſchen Abgeordneten, und alle, die ſich bittend an ihn wandten. Überall ſuchte er die Unterthanen ihren Fürſten, ihrer Verfaſſung zu entfremden, und Aufruhr und Empörung, Meutereien und Zwietracht unter den täuſchenden Vorſpiegelungen des Republikanismus anzufachen. Faſt unerſchwingliche Summen foderte er für unſichern Waffenſtillſtand, deſſen Bedingungen ſtets ſo geſtellt waren, daß ſie weitern Foderungen Raum gaben, und nach Gutdünken gedeutet werden konnten. Schon hatte er das furchtbare Raubſyſtem eingeführt, das den Überwundenen oder Bedrohten auch ſolche Aufopferungen abnöthigte, welche bis dahin in der neuern Kriegsgeſchichte unerhört waren. Schon foderte er, ſelbſt in den Waffenſtillſtandsbedingungen, koſtbare Kunſtwerke von den Bedrängten, und ſendete dieſe Beute nach Paris, gewiß minder aus eignem Kunſtſinn, als um den eitlen Republikanern zu ſchmeicheln, ihrer Gunſt ſich zu verſichern, und glänzende Trophäen ſeiner Siege in der Hauptſtadt zur ſteten Erinnerung an ſeine Verdienſte aufzuſtellen. Seine an den Convent gerichteten Armeeberichte, abgefaßt in dem damals üblichen Ton der republikaniſchen Feldherrn, trugen ſchon ganz das Gepräge ſeiner ſpätern Bulletins; nur waren ſie minder lügenhaft, weil das wirklich Vollbrachte in der That außerordentlich war. Drum ward er ſo unglaublich ſchnell der gefeierte Held ſeines Vaterlandes und der Nachbarländer. Schon ſchändete er aber auch ſeinen Ruhm durch die ungeheuern Gräuelſcenen, die er veranſtaltete. Bald hatten die Lombarden erfahren, welche Freiheit die republikaniſchen Cohorten ihnen brachten. Jede der endloſen Bedrückungen, die ſie erfuhren, eingedenk der milderen Regierung, der ſie entriſſen worden, und der geſetzlichen Ordnung, die ihnen Sicherheit und friedliches Gewerbe geſichert hatte, griffen ſie zu den Waffen, die übermüthigen und raubſüchtigen Sieger, denen der Feldherr jede Willkür geſtattete, zu ermorden oder zu vertreiben. In Pavia und Binasco wurden viele Franzoſen ein Opfer des Übermuths, mit dem ſie die Bewohner gereizt. Mit Mord und Brand ſtrafte Napoleon, und trug auf die unglücklichen unterjochten Lombarden das ganze Schreckensſyſtem der Terroriſten über. Durch unerhörte Grauſamkeiten gelang es ihm, den Aufſtand für jetzt zu dämpfen. Darauf eilte er der öſterreichiſchen Armee, die ſich am Mincio befeſtigt, entgegen, ging am 21ſten Mai über den Fluß, da, wo man es wieder am wenigſten erwartete, nahm am 1ſten Juni Verona

ein, und drängte die feindliche Armee bis an die Gränzen Tyrols zurück. Am 5ten Juni ſchloß er Waffenſtillſtand mit Neapel, das, während es ſich rüſtete, den Frieden ſuchte, und eilte nun um ſo ſichrer, ſeine Macht gegen die Öſterreicher zu wenden. Dieſe aber waren in Tyrols Gebirgen gegen ſeine Verfolgungen geſichert; und vergebens rief er die treuen Tyroler zur Empörung gegen ihren rechtmäßigen Herrn auf, indem er ihnen Freiheit und Unabhängigkeit verſprach. In Ober-Italien ſelbſt drohten neue Unruhen; ſchnell erſchien er, ſie zu dämpfen. Die Citadelle von Mailand und die Feſte Mantua waren noch in öſterreichiſcher Gewalt, und vertheidigten ſich tapfer. Letztere ſchloß er ein, da es ihm an Belagerungswerkzeugen fehlte, und drang, um ſich Italiens zu verſichern, auch in das päpſtliche Gebiet vor. Am 19ten Juni waren Bologna, Urbino und Ferrara in ſeiner Gewalt, und der Papſt ſah ſich genöthigt, am 23ſten einen Waffenſtillſtand mit ungeheuern Contributionen und den herrlichſten Kunſtſchätzen, dazu mit vorläufiger Verzichtleiſtung auf Bologna, Ferrara und Ancona zu erkaufen. Gleichgültig gegen alle Verbindlichkeiten bekräftigter Verträge drang er nun auch in das neutrale Gebiet des Großherzogs von Toscana ein, und beſetzte Livorno am 28ſten Juni, um ſich der engliſchen, im Hafen liegenden Schiffe zu bemächtigen. Dies gelang zwar nicht, aber ein reicher Vorrath engliſcher Waaren fiel in ſeine Hände. Mit höhniſchem Übermuth meldete er dem Großherzog den Gewaltſtreich und den Bruch der Tractaten. Als nun am 29ſten Juni ſich auch die Citadelle von Mailand den Franzoſen übergeben hatte, unternahm er die Belagerung Mantua's. Dieſes zu entſetzen, und von neuem feſten Fuß in Italien zu faſſen, drangen die Öſterreicher unter Wurmſer (der an Beaulieu's Statt das Obercommando erhalten) mit bedeutenden Verſtärkungen an die Etſch, und unter Quosdanowich über Brescia vor, und nöthigten mit überlegner Macht Napoleon, die Belagerung Mantua's aufzuheben, und ſich an den Mincio zurückzuziehn. Dies rettete ihn, da er von zwei Seiten, und zugleich ſchon im Rücken bedroht war. Nun zog zwar Wurmſer am 1ſten Auguſt in Mantua ein; Napoleon aber ſuchte wieder durch raſchen Angriff der einzelnen öſterreichiſchen Armeeabtheilungen, den Vortheil zu gewinnen, ſchlug am 7ten Auguſt Quosdanowich bei Leonato, und nöthigte am folgenden Tage mit 1200 Mann, die er ſelbſt führte, 4000 Öſterreicher ſich zu ergeben, da ſie von ſeinen Drohungen ſich ſchrecken ließen. Durch einen verſtellten Rückzug lockte er nun den Feldmarſchall Wurmſer aus ſeiner feſten Stellung, ſchlug ihn am 5ten Auguſt bei Caſtiglione, und nöthigte ihn, da Maſſena am folgenden Tage ihn auch aus dem Lager bei Peſchiera verdrängte, ſich nach Tyrol zurückzuziehen. So begann er am 28ſten Auguſt die Belagerung Mantua's von neuem, und ſäumte nicht, den wieder mächtig vordringenden Öſterreichern zu begegnen, und ſie einzeln zu ſchlagen. Am 4ten September griff er den rechten Flügel unter Davidovichs Oberbefehl an, ſchlug ihn, und rückte am 6ten in Trient ein. Raſch wendete er ſich auch gegen den linken Flügel unter Quosdanowich, ſchlug ihn am 9ten bei Baſſano, bemächtigte ſich der Stadt, und drängte den Feind über die Brenta zurück. Wurmſer, von der Hauptarmee getrennt, von Tyrol abgeſchnitten, faßte den kühnen Entſchluß, ſich nach Mantua mit ſeiner ganzen Macht zu werfen; Napoleon, der alles auf-

bot, ihn früher zu vernichten, und noch bei San Georgio, der Vorſtadt Mantua's, ihn erreichte und ſchlug, konnte die Stadt ihm nicht verſchließen, in die er am 29ſten September einzog. Während nun Mantua von neuem belagert ward, beſchäftigte ſich Napoleon, deſſen Armee großen Verluſt erlitten, mit der Sicherung Italiens. Ein großer Theil deſſelben war ſchon republikaniſirt. Leicht fand er einen Vorwand, den Waffenſtillſtand mit dem Herzog von Modena, der ſich ſeine Unterthanen abgeneigt gemacht, zu brechen, beſetzte das Land, und vereinigte es mit der neugeſchaffnen cispadaniſchen Republik am 8ten October. Nun gab er den neuen Republiken die franzöſiſche Verfaſſung, und ſuchte den Freiheitsſchwindel, ſo weit ſeine Gewalt reichte, zu verbreiten. Jetzt wendete er auch ſeine Augen auf ſein unruhiges Vaterland zurück, und trug dazu bei, daß Corſica am 29ſten October den Engländern durch die franzöſiſchen und corſiſchen Republikaner wieder entriſſen ward. Am 9ten October hatte ſich auch Genua unter harten Bedingungen, die Napoleon vorſchrieb, in den Schutz der Republik begeben; am 16ten Neapel den Frieden erlangt, und am 5ten November ging denſelben auch der Herzog von Parma, durch Modena's Beiſpiel geſchreckt, mit größern Aufopferungen ein. Aber aufs neue eilen die Öſterreicher herbei, Mantua zu entſetzen. In zwei ſtarken Armeecorps dringen ſie gegen Baſſano und Roveredo vor, und Napoleon, mit Mantua beſchäftigt, von Frankreich auswenig unterſtützt, ſieht mit ſeiner viel geringern Macht ſich von neuem bedroht. Auch jetzt rettet ihn ein kühner Streich. Ehe die feindlichen Armeen ſich vereinigen können, geht er in der Nacht vom 14ten auf den 15ten November über die Etſch, ungeſchreckt durch die erſten Unfälle, und nöthigt die Öſterreicher unter Alvinzy zu der großen dreitägigen Schlacht bei Arcole vom 15ten bis 17ten November, in der allein ſein und ſeiner Generale kecker Muth, das Vertrauen, das ſie ihren Soldaten einzuflößen wiſſen, die Verzweiflung, mit der er ſich ſelbſt jeder Gefahr ausſetzt, ſeinen Untergang abwendet, und ihm einen furchtbar blutigen, aber großen Sieg gewinnt. Alvinzy ging an die Brenta zurück. Indeß hatte Davidovich zwar die Franzoſen bei Rivoli geſchlagen, ward aber von Napoleon bis nach Tyrol zurückgetrieben. In den erſten Tagen des Jahrs 1797 brachen die Öſterreicher aufs neue gegen Italien auf. Am 13ten Januar ſtand Alvinzy bei Rivoli, und drohte, die ihm entgegenſtehende franzöſiſche Diviſion einzuſchließen. Da eilte Napoleon ſelbſt herbei. Alvinzy ward am 14ten bei Rivoli geſchlagen, am 15ten aus der Stellung bei Corona zurückgedrängt, und aufs neue nach Tyrol getrieben. Eine öſterreichiſche Colonne unter Provera hatte indeß verſucht, nach Mantua vorzudringen; Wurmſer that, um ſich mit ihr zu vereinigen, einen mörderiſchen Ausfall aus der Feſte; aber Napoleon ſchlug den Angriff zurück, ereilte Provera und nöthigte ihn, am 16ten Januar ſich mit mehr als 5000 Mann ihm zu ergeben. Während nun die franzöſiſchen Generale in Tyrol eindrangen, Trident wieder beſetzten, und Italien von dieſer Seite ſicherten, nöthigte Napoleon am 2ten Februar die Öſterreicher, nach tapfrer Vertheidigung Mantua zu übergeben, wodurch der Sieg in Italien entſchieden war. An demſelben Tage rückte er, nachdem am 1ſten Februar der Waffenſtillſtand mit dem Papſte, der ſich gegen Frankreich gerüſtet haben ſollte, aufgekündigt worden, in das päpſtliche Gebiet ein, ſchlug am Senſo des

Papſtes Truppen, und nahm Faenza, bald darauf Ancona, Loretto und Tolentino ein. Der ſchwergeängſtete Papſt ſchloß am 19ten Februar mit neuen ungeheuern Aufopferungen den Frieden, der ihm jetzt bewilligt ward, und einen Schatten von Herrſchaft ließ, die, wie ſelbſt Napoleons Proclamationen an die Bewohner des Kirchenſtaats zeigten, bei günſtiger Zeit ihm auch entriſſen werden ſollte. Der größere Theil des päpſtlichen Gebiets blieb von Franzoſen beſetzt. Jetzt wendete ſich Napoleon mit friſcher Kraft zu dem neuen Feldzug gegen die Öſterreicher. Er hatte keinen geringern Plan, als den Kaiſer in ſeinen eignen Staaten zu bekämpfen, und im Herzen derſelben die Friedensbedingungen nach Willkür vorzuſchreiben. Der Erzherzog Carl, ſiegreich aus dem Feldzug in Deutſchland zurückkehrend, führte jetzt die ſchwache italieniſche Armee, und hatte ſich hinter dem Tagliamento befeſtigt. Napoleon ſetzte am 10ten März ſeine bedeutend verſtärkte, der öſterreichiſchen überlegene Armee in Bewegung, und verkündete diesmal nicht ohne Grund ihnen die Beſiegung der Öſterreicher vorher. Während die franzöſiſche Rheinarmee auch in Deutſchland den Kaiſer von neuem bedrohte, ging Napoleon über die Piave, erzwang ſchon am 16ten März den Übergang über den Tagliamento und Iſonzo, und warf den Erzherzog Carl bis nach Görz und Gradisca zurück. Am 19ten beſetzte er Gradisca, am 20ſten Görz, und zog am 23ſten in Trieſt ein. Mit reißender Schnelligkeit drangen die ſiegenden franzöſiſchen Feldherrn in das öſterreichiſche Gebiet vor. Ehe der Monat zu Ende ging, war der größte Theil von Kärnthen und Krain verloren, und ſchon ein Theil von Tyrol dazu. Napoleon lud den Erzherzog Carl in einem Schreiben, das die friedlichſte Geſinnung ausſprach, zu Unterhandlungen ein, verweigerte aber einen kurzen Waffenſtillſtand, und ſchlug die Armee des Erzherzogs bis nach Steyer zurück. Napoleons Hauptquartier war in Judenburg. Da erſchienen am 7ten April öſterreichiſche Abgeordnete, noch einmal einen Waffenſtillſtand zu ſuchen. Der Sieger gewährte ihn, ſeine Großmuth zur Schau ſtellend, und beſetzte am 8ten Gräz und Bruck, die ihm eingeräumt wurden. Indeß ward ſeine Lage doch bedenklicher. Vor ſich ward er von den verſtärkten durch den Landſturm und Freiwillige wieder ermuthigten Öſterreichern bedroht, die ſich ſchon wieder Trieſts bemächtigt, und Tyrol befreit hatten. In Italien regte ſich neuer Aufſtand, dem er, wenn derſelbe ernſter ward, nicht gewachſen war. Darum ging er gern den Präliminarfrieden ein, der am 18ten April auf dem Schloſſe Eckenwalde bei Leoben geſchloſſen ward, und ſchon große Opfer dem Kaiſer abnöthigte, die Franzoſen aber aufs neue in Beſitz Trieſts ſetzte, und ihnen geſtattete, ihre Abſichten auf Venedig, das ſich noch nicht gebeugt hatte, auszuführen. Schon am 3ten Mai ward, nachdem der Senat der Republik bereits viele Demüthigungen erfahren hatte, der ganze Staat für erobertes Land erklärt, und die Aufhebung der alten Verfaſſung gefodert, mit jenen revolutionären Verkündigungen, wie ſie damals alle Schritte des Siegers bezeichneten. Vergebens hatte Venedig ſeiner Neutralität vertraut, vergebens entſchuldigte ſich der Senat gegen alle Vorwürfe. Der übermüthige Feind kannte kein Recht, keine Billigkeit, nur ſeinen eiſernen Willen. Am 12ten Mai war die Republik in ihrer alten Verfaſſung vernichtet, und ſtatt ihrer das Schattenbild einer neuen demokratiſchen hergeſtellt.

Die venetianiſchen Lande und die Hauptſtadt ſelbſt blieben von den Franzoſen beſetzt. Am 27ſten März war die Conſtitution der cispadaniſchen Republik proclamirt worden. Im Mai ward Genua revolutionirt, und ging am 6ten Juni aus den Trümmern ihres alten Glücks, als die liguriſche Republik, mit einer franzöſiſchen Verfaſſung hervor. Am 28ſten proclamirte Napoleon in Mailand die neue ciſalpiniſche Republik, durch welche die cispadaniſche wieder verſchlungen ward. Lucca entging nur durch widerholte Contributionen, die es leiſtete, dem nahen Verderben. Der König von Sardinien hatte nicht nur theuer den Frieden erkauft, ſondern ſogar zu einem ſchmählichen Bündniß mit Frankreich ſich verleiten laſſen. Gleichwohl ward auch in ſeinem Lande der Same der Empörung ausgeſtreut, die Flamme der Revolution angefacht und genährt. Schon wendete Napoleon ſeinen Blick auf das zertheilte Polen, und nicht ohne Bedeutung ſammelte er eine polniſche Legion; ſchon erſtreckten ſich ſeine verwegnen Abſichten bis auf Griechenland und Ägypten, wenigſtens ſuchte er bereits ſeine Verbindungen bis dahin auszudehnen, und das Künftige vorzubereiten. Unterdeß ſeufzten alle, die der verkündeten Freiheit vertraut hatten, unter der ſchwerſten Sclaverei und den drückendſten Laſten. Denn ſie mußten die Schaaren der franzöſiſchen Heere nähren, kleiden, bereichern, da der allgebietende Feldherr ſich der Republik gefällig, zugleich aber ſich ſo ſelbſtſtändig zu machen wußte, daß die Armee, ohne Unterſtützung aus ihrem Reich, ſich ſelbſt erhielt, ja noch unermeßliche Schätze, wenigſtens von Kunſtwerken, nach Paris ſendete. Am 14ten Juli hatte Napoleon allen Feinden der franzöſiſchen Republik an der Spitze ſeiner Armee den Krieg erklärt. Im Auguſt ging er von Mailand nach Udine, und eröffnete am 1ſten September zu Campo Formio die Friedensunterhandlungen mit Öſterreich. Am 1ſten October ward der Definitivfriede geſchloſſen, der Öſterreich Belgien und ſeine ſchönſten italieniſchen Provinzen entriß, und vom deutſchen Reich in geheimen Artikel: das linke Rheinufer Preis gab. Zwar ward der Kaiſer für unerſetzliche Verluſte durch Venedig mit ſeinen Inſeln und mit Dalmatien entſchädigt. Napoleon aber hatte durch unerhörte Plünderungen und Räubereien in den eroberten Landen dafür geſorgt, daß dieſe ſobald nicht als Hülfsquellen gelten konnten. Das neue Directorium, das durch die Revolution vom 4ten September (18ten Fructidor) alle Gemäßigten von ſich entfernt und verbannt hatte, ernannte Napoleon mit Treilhard und Bonnier zu Abgeordneten bei dem Reichsfriedenscongreß zu Raſtadt. Dort traf er (nachdem er von der ciſalpiniſchen Republik mit Äußerungen geſchieden, die der unverſtellteſte Spott auf ihre Freiheit waren) am 25ſten November ein. Kaum waren die erſten Unterhandlungen eingeleitet, als er am 2ten December auf Befehl des Directoriums Raſtadt wieder verließ, und nach Paris eilte. Er ſollte den Berathſchlagungen des Directoriums über die fernern Unternehmungen der Republik beiwohnen; eigentlich aber wünſchte man nur, ihn auf einen Platz zu ſtellen, wo er minder gefährlich ſcheinen konnte. Denn übermächtig war dieſer republikaniſche Feldherr, der allein eine Armee gegründet, große und folgereiche Siege erfochten, und vom Mutterlande faſt ſich unabhängig gemacht, den Gewalthabern geworden. Man konnte zahlloſe eigenmächtige Schritte ihm zum Vorwurf machen; ſchlimmre ſtanden zu fürchten. Die Republiken, die

er gegründet, konnte er, wenn es ihm gut ſchien, gegen die Stammrepublik bewaffnen. Die Armee folgte ihm blind. Selbſt die Bewunderung und Liebe des franzöſiſchen Volks, deſſen Eitelkeit er ſchmeichelte, konnte zu gefährlichen Unternehmungen ihn verleiten. Darum wünſchte man, ihn zu entfernen, auf eine Weiſe, die für ihn geeignet ſchien. In Paris angelangt, merkte er bald, wie wenig Ernſt es dem Directorium mit den Ehrenbezeigungen ſey, die man ihm erwies; aber es war wohl auch ihm nicht Ernſt, wenn er unwillig ſeine Entlaſſung foderte. Man wußte ſeinen Ehrgeiz zu beſchäftigen, und dadurch ihn zu verſöhnen. Ein großes Heer ward an den Küſten aufgeſtellt unter dem Namen der Armee von England, und er zum Oberfeldherrn ernannt. Man übertrug ihm das Commando dieſer neuen Macht, die er nicht ſogleich für gefährliche, eigenmächtige Unternehmungen gebrauchen konnte. Indeß hatte man ſchwerlich einen Plan gegen England ſelbſt, das man vielleicht nur ſchrecken wollte. Auf Ägypten war die Abſicht gerichtet, und Napoleon ſelbſt ſcheint zuerſt den Plan einer ſolchen Unternehmung entworfen, oder doch raſch ergriffen und vollendet zu haben. In Frankreich, das fühlte er, war ſeine Zeit noch nicht gekommen. Jene Unternehmung eröffnete ſeinem Ehrgeiz eine weite Bahn, glänzendere Erwartungen. Mit geſchäftiger Eile ward Alles dazu betrieben. Bei Toulon war eine zahlreiche Flotte verſammelt, und ein auserwähltes Heer von mehr als 30,000 Mann. Hier erſchien Napoleon am 9ten Mai 1798, beſchleunigte die Einſchiffung der Armee, ſuchte dieſe auf große Thaten vorzubereiten, und ſchon am 19ten Mai ging die zahlreiche bemannte Flotte unter Segel, während der größte Theil der ſogenannten Armee von England, die am meiſten die Aufmerkſamkeit beſchäftigte, ruhig ſtehen blieb. Es iſt der dritte Act des Heldenſpiels, dafern man denſelben nicht bloß für ein Zwiſchenſpiel halten will. Dreißig Jahr iſt der Mann alt, der binnen zwei Jahren Europa in Staunen geſetzt, mit geringen Mitteln Außerordentliches, Unglaubliches geleiſtet, in jedem Kampf, an dem er perſönlich Theil nahm, Sieg davon getragen, und ſich zum erſten Feldherrn der Zeit erhoben hatte. Was der Knabe gewollt, erſtrebt, Ruhm, Auszeichnung, Herrſchaft, das hatte der Jüngling ſchon erreicht, und ins Mannesalter nahm er noch kühnere Anſprüche hinüber. Nie hatte er über den jetzigen Augenblick die ergiebigere Zukunft, nie über den jetzigen Gewinn die reizende Hoffnung glänzenderer Früchte vergeſſen; nie, wenn er nur für das Ganze zu leben und zu wirken ſchien, ſich und ſeine Vortheile aus den Augen verloren. Egoismus und Ehrgeiz hatten ihn in ſeine große Laufbahn begleitet; ſie hatten in den glücklichſten Erfolgen die reichſte Nahrung gefunden. Der finſtre, verſchloſſne Mann ſchien freundlich und mittheilend geworden; aber ſeine Freundlichkeit war nur ein angeübtes Mittel für ſeine Zwecke, und wo er unverſtellt ſich gab, wie er war, blickte nur zu ſichtbar ein Charakter hervor, der von allen zartern Gefühlen des Wohlwollens und der Theilnahme ſich völlig entfremdet hatte. Wo er am offenſten ſich mitzutheilen ſchien, ſprach er nur, was der Augenblick heiſchte, aus, und der Vertrauteſte durchſchaute nicht das Geheimniß dieſes immer unbefriedigten, nimmerſatten Geiſtes. Die Freiheit verkündet er allenthalben; aber er ſelbſt achtet ſie an keinem Menſchen. Alles war ihm nur Werkzeug ſeiner Plane. Seine Menſchenverachtung, die innere Gluth ſeiner Leidenſchaft verbarg ſich hinter gleißneriſchen Worten, und ein

unbegränztes Selbſtvertrauen, das alles Vertrauen zu Gott und den Menſchen verſchlang, und mit blinder Zuverſicht auf ſein Glück ſich verwebte, wuchs mit jedem Schritte auf ſeiner prunkenden Laufbahn. Viele Erfahrungen, ſelbſt der Undank, den er nach den folgereichſten Thaten in Frankreich erfuhr, verbitterten ihn noch mehr, machten ihn gleichgültig gegen das Urtheil der Welt, außer wo er es zu ſeinen Gunſten gebrauchen konnte, und lehrten ihn, auf den Trümmern alles menſchlichen Glücks ſeine Macht und Herrſchaft zu gründen. Wie ſehr ihn die Zeit und die Verhältniſſe bei ſeinen Thaten begünſtigten; er erkannte in Allem nur ſeine Überlegenheit, und die Schwäche, Unfähigkeit, die er überall an Andern bemerkte, verſenkte ihn immer mehr in dem Wahn, daß er über alle zu herrſchen beſtimmt ſey. Dieſe Herrſchaft durch Kriegsthaten zu begründen, durch Staatskünſte, die er im Flug ſich zu eigen machte, zu befeſtigen, durch die Vorurtheile der Menſchen, und alles, was ihm als Vorurtheil galt, zu vollenden, war nun ſein höchſtes Streben geworden. Mit allem Heiligen und Schönen trieb er, wo es ihm dienen ſollte, ein ſchnödes Spiel, und die erhabenſten Ideen der Menſchheit wurden ihm eben ſo viele Gängelbänder, an denen er die Menſchen leiten wollte. Gleichwohl war dieſe Zeit, da er als der Sieger Italiens und als Friedensſtifter Großes vollendete, die ſchönſte Zeit ſeines Lebens, weil es noch denkbar blieb, daß ein ſo außerordentlicher, vom Glück ſo begünſtigter Menſch, ſo anſtößig auch ſchon viele ſeiner Mittel waren, doch einen wahrhaft großen Zweck haben möge. Denn die Übel der Zeit waren ungeheuer; daß er ihnen ſteuern wolle, verkündete er; ſein innres Weſen war noch zu wenig erkannt. Alles, was er ſpäter that und war, ſpiegelt ſich in dieſer ſeiner erſten bewunderten Zeit, die in dem Bild ſeines Lebens beſonders hervorgehoben werden mußte, weil Alles, was er ſpäter that und war, nur Wiederholung und Ausführung ſeines Jugendlebens iſt. Was ihn nach Ägypten trieb, iſt ſchwer, faſt unmöglich zu berechnen. Daß nicht ein ſo hochherziger Zweck, als er vorſpiegelte, ihn dahin leitete, ward wohl kund. Aber, ob ſein Ehrgeiz von träumeriſcher Hoffnung auf ein neues Reich, das er dort gründen könne, begeiſtert ward; ob er dort eine Herrſchaft erringen wollte, die in Europa unerreichbar ſchien; oder ob er Frankreich und Europa in Ägypten ſich unterwerfen wollte: das läßt die Geſchichte unentſchieden. Seine Flotte durchſtrich ſchon das Meer; aber noch war der Zweck des Unternehmens und das Ziel, ſelbſt ſeinen Soldaten, ein Geheimniß. Nur England ſchien bedroht, und war es auch, nur von einer andern Seite als man wähnte. Am 6ten Juni 1798 erſchien er vor Malta. Die Erlaubniß, mit ſeiner Flotte in den Hafen einzulaufen, ward, wie er wünſchte, abgeſchlagen. Am 10ten landete er auf mehrern Punkten. Verrätherei und die Unentſchloſſenheit oder Halbheit der Ritter lieferten ihm dieſe Inſel in die Hände. Die faſt unüberwindliche Hauptſtadt la Valette, mit andern feſten Punkten ward ſchon am 12ten mit einer ſchmählichen Capitulation, die den Orden und die Inſel der Willkür des Siegers bloßſtellte, übergeben. Wortbrüchig verletzte dieſer bald den geſchloſſenen Vertrag. Schnell waren die nöthigen Maßregeln zur Sicherung der Inſel ergriffen, und ſchon am 17ten Juni ging Napoleon mit ſeiner Flotte wieder unter Seegel. Indeß war die engliſche Flotte unter Nelſon ihm nachgeeilt, und zwar vor ihm an den Küſten Ägyptens angekommen, aber weil ſie ihn

dort nicht gefunden, weiter geſeegelt. Am 21ſten Juni erfuhr die franzöſiſche Armee mitten auf dem hohen Meer ihre Beſtimmung, für die ihr Führer ſie zu begeiſtern ſuchte. Am 1ſten Juli lag die Küſte von Alexandrien vor ihnen, und Napoleon bewirkte noch an dem Abend und in der Nacht die Ausſchiffung eines Theils der Bewaffneten. Am folgenden Tag brach er gegen Alexandrien auf, das ſchlecht vertheidigt, unvorbereitet war, und ſogleich im Sturm genommen ward. Von hier aus verkündigten Proclamationen, wie die Franzoſen nur gekommen, Ägypten von den Mamelucken zu befreien, und das Land zu beglücken, und Napoleons Rede ſchien die eines echten Muſelmanns. Denn auch die Religion galt ihm nur als Mittel zum Zweck. Am 6ten Juli ſtand die ganze Armee auf Ägyptens Boden. Schnell war alles geordnet; am 7ten Juli brach er von Alexandrien gegen Cairo auf. Vier Stunden vor der Stadt, beim Dorf Embabe, fand er am 20ſten Juli, nachdem er am vergangnen Tage den mächtigen Bey Ibrahim zurückgedrängt hatte, den Bey Murad mit einem muthigen Haufen von 6000 Mameluken. Am 21ſten ward Murad in der Schlacht bei den Pyramiden geſchlagen, das Lager mit ſeinen Schätzen erobert, und am 22ſten ſchon zog der Sieger in Cairo ein. Ägypten ward nun als ein erobertes Land und eine franzöſiſche Provinz behandelt und organiſirt. Napoleon nahm den Schein an, europäiſche Cultur hieher verpflanzen zu wollen, und die Künſte des Friedens zu begünſtigen. Aber am 1ſten Auguſt erſchien der tapfre Nelſon mit ſeiner Flotte vor Alexandrien, und vernichtete in der Schlacht bei Abukir dergeſtalt die touloner Flotte, daß nur zwei Schiffe nach Malta entkamen. Dies war Napoleons erſter bedeutender Unfall. Am 12ten September erfolgte auch die Kriegserklärung der Pforte. Jener aber ſchien es nicht zu achten, daß er von Europa abgeſchnitten ſey, und ſetzte die Organiſirung Ägyptens fort, als gält es nur, ein von außen geſichertes Reich innerlich zu ordnen und zu civiliſiren. Doch war es auch im Innern noch nicht beruhigt, noch nicht ganz Ägypten überwunden. Tauſende von Franzoſen fielen als Opfer der Rache der Beduinen. Aber am 7ten October ſchlug General Deſaix bei Sedman die neue Macht des Murad Bey; eine Empörung, die in Cairo nach Bekanntwerdung der Kriegserklärung der Pforte, ausbrach, ſtillte Napoleon am 21ſten October nicht ohne Verluſt. Hier ſchändete er ſeinen Namen aufs neue durch fürchterliche Grauſamkeiten, die er theils anordnete, theils nicht hinderte. Ein neuer Sturm erhob ſich von Syrien her. Dorthin hatte ſich der überwundne Ibrahim Bey zurückgezogen, und bei Gaza eine neue Macht geſammelt. Ihn ſchützte und verſtärkte Achmed Oghezzar, Paſcha von Acre. Ehe neue Gefahr von andern Seiten gegen ihn aufſtehe, eilte Napoleon dorthin, ſchnell den Sturm zu beſchwören. Am 22ſten December brach er mit 12,000 Mann nach Syrien auf, ließ die Landenge Suez und den Hafen beſetzen, und vergaß, als er ſelbſt dort erſchien, obwohl er einem gefährlichen Unternehmen entgegenging, doch ſo wenig andre Rückſichten, daß er mit großer Ruhe unterſuchte, ob wirklich jener Canal vorhanden geweſen, der das rothe mit dem Mittelmeer verbunden haben ſolle. Am 18ten Februar 1799 traf er vor El Ariſch ein, das ſchon vorher vom General Regnier belagert ward, und am 20ſten überging. Am 25ſten gewann er Gaza mit reichen Vorräthen. Jaffa, das ſich

länger hielt, ward am 6ten März mit Sturm genommen, und neue Gräuelthaten und Barbareien verübte hier die republikaniſche Armee ſammt ihrem Feldherrn. Am 18ten März ſtand er, nach Überwindung mancher Gefahren, vor Acre, und begann ſogleich die Belagerung. Aber tapfer ward der Platz vertheidigt unter Leitung und Unterſtützung des engliſchen Admirals Sidney Smith. Napoleons Armee ward ſchon durch den Zug in der Wüſte geſchwächt; die ſtets erneuten Kämpfe mit den Belagerten, die Anfälle der umherſchwärmenden osmaniſchen Schaaren, noch mehr, verheerende Seuchen, die in ſeiner Armee ausbrachen, hemmten, ſo wenig er Menſchenblut ſchonte, ſeine Unternehmung. Zwar gelang es ihm, am 15ten April am Berge Tabor einen ſtarken Haufen Mameluͤcken zu ſchlagen; doch am 21ſten Mai ſah er ſich genöthigt, die Belagerung Acre's aufzuheben, und den Rückzug anzutreten. Tauſende ſeiner treuen Soldaten hatte er vergebens geopfert. Unmuth, Rache trieben ihn nun, auf ſeinem Rückzug alles zu verwüſten, und Spuren von Gräueln zurückzulaſſen, die ihm ein gräßliches Gedächtniß ſtifteten. Jaffa ward geſchleift, aber ſcheußlicher war die Unthat, daß er dort ſeine peſtkranken Soldaten, die ſeinen Rückzug hemmten, vergiften ließ, um ſich ihrer auf einmal zu entledigen. Am 14ten Juni traf er, mit ſeiner erſchöpften und ſehr verminderten Armee wieder in Cairo ein. Zugleich von mehrern Seiten bedroht, erhielt nur er den wankenden Muth der Franzoſen aufrecht. Eine türkiſche Flotte war bei Abukir gelandet, und hatte das Fort genommen. Napoleon eilte den Türken entgegen, ſchlug ſie am 26ſten bei Abukir, vertrieb ſie und bemächtigte ſich wieder des Forts. Dies war ſeine letzte That in Ägypten. Aus Frankreich erhielt er, beſonders durch ſeinen Bruder Lucian, der über England die Verbindung mit ihm unterhielt, während das Directorium ihn vergeſſen zu haben ſchien, ſichre Kunde von der Lage der Republik. Schnell war der Entſchluß gefaßt, dorthin zurückzukehren, zumal er ſich überzeugt haben mochte, wie wenig noch in Ägypten zu hoffen ſey. Wie ein Abenteurer gab er die ungeheure Unternehmung auf, welche ſchon einen großen Theil der zahlreichen Armee gekoſtet, und die für ſo hohen Preis nur geringe Ausbeute einiger antiquariſchen Erfahrungen eingetragen hatte. Heimlich, treulos verließ er im Elend ſein getreues Heer, und bewährte ſo es von neuem, daß ſein Egoismus ihn überall nur ſich ſuchen, nur ſich denken ließ. Die Zeit ſeiner Schande war gekommen, ob wohl er noch großem ſcheinbaren Ruhm entgegenging. Lächerliche Großſprechereien und trügeriſche Hoffnungen ließ er den Franzoſen in Ägypten und den Bewohnern zurück. Er ſelbſt ſchiffte mit mehrern Generalen und Gelehrten, die ihn begleitet hatten, am 23ſten Auguſt ſich ein. Am 30ſten September war er in ſeiner Vaterſtadt Ajaccio, wo ungünſtige Winde ihn zurückhielten, und er indeß ſich Mühe gab, ſein Vaterland unter die franzöſiſche Herrſchaft, gegen die es von neuem ſich regte, unabänderlich zu beugen. Am 9ten October ſtieg er bei Frejus ans Land. Wie im Triumph kehrte er von glänzenden Siegen zurück; gefeiert von allen Städten und Dörfern, die in ihm den Wiederherſteller der Republik zu ſehn wähnten, zog er nach Paris, wo er am 14ten October eintraf. Der neue, große Act ſeines Lebens, der vierte (oder der dritte), beginnt. Der Jubel der Pariſer empfing den Helden, der, wie durch einen Zauberſchlag, plötzlich erſchien. Aber erſchrocken traten die zuſammen, die froh, ihn fern

zu wiſſen, von ſeinem Auftreten nichts Gutes ahneten. Wohl durfte Napoleon dem Directorium vorwerfen, daß er ſiegreich und mächtig die Republik verlaſſen, und beſiegt und ohnmächtig ſie wiederfinde. Die Machthaber hatten, uneingedenk der Bedürfniſſe und des Wohls ihrer Mitbürger, nur ſich gedient, und muthwillige Kriege mit dem Auslande geführt, damit die zahlreichen Soldaten beſchäftigt und vom Auslande ernährt würden; aber ſo wenig für die ſtreitenden Heere geſorgt, und ſo frech die neuen Republiken, welche die Generale gegründet, mit unerſchwinglichen Koſten gedrückt, ſo ſchrecklich die verbündete Freiheit gehöhnt, daß die franzöſiſchen Armeen von Beiſtand, wie vom Glück, verlaſſen wurden. Laut war die Stimme aller Parteien, daß die Regierung geändert, eine neue Conſtitution geſchaffen werden müſſe. Bonaparte ſchien der Mann, der ausführen könnte, was Andre wünſchten und ſuchten. In der Stille, geheimnißvoll mit Sièyes verbunden, arbeitete er ſchon an dem neuen Verfaſſungsplan, wozu er um ſo mehr ſich geeignet glaubte, als er, mitten im Krieg, gleichſam ſpielend, für ſeine in Italien geſchaffnen Republiken auch Conſtitutionen verfaßt hatte. Sahen dieſe auch alle der franzöſiſchen, die andre erſonnen, ſehr ähnlich, ſo hatte er doch den Glauben gewonnen, daß er ein eben ſo großer Staatsmann als Feldherr ſey. Und das Schwerdt des letztern lieh dem Worte des erſtern Anſehn und Nachdruck. Am 9ten November (18ten Brumaire) 1799 vernichtete die Revolution in Paris die alte Verfaſſung, und am 10ten ward eine proviſoriſche neue bekannt gemacht. Die Soldatengewalt entſchied gegen die beſtehende Ordnung. In St. Cloud war der Rath der Alten und der Rath der 500 verſammelt worden. Napoleon kam dahin mit der Armee. Dieſe rettete ihn, als der Rath der 500 gegen ihn auftrat, und ſelbſt ſein Leben gefährdete, das ihm, der auf Augenblicke die Geiſtesgegenwart verloren, ſein Bruder Lucian und ein Grenadier erhielten. Die Soldaten vertrieben die obrigkeitliche Gewalt. Lucian, der Präſident, wirkte entſcheidend für des Bruders Erhebung. Barras, dem Napoleon ſchlecht die frühere Begünſtigung vergalt, verlor mit den übrigen Directoren allen Einfluß. Napoleon, mit Sièyes und Roger Ducos, Conſuls in der proviſoriſchen Verfaſſung, traten am 11ten Februar ihr Amt an. Eilig vollendete man die neue Verfaſſung (die vierte der Republik). Am 15ten December (22ſten Frimaire) ward ſie proclamirt, und das Volk, des zeitherigen Drucks und der Verwirrung müde, leicht dafür gewonnen. Napoleon ward auf 10 Jahre zum Oberconſul ernannt, mit einer Gewalt, wie ſie kaum der König beſeſſen; neben ihm ſtanden, faſt nur als Figuranten, zwei Conſuls. Von nun an entfaltet ſich des Oberconſuls Regierungskunſt. Seine Brüder, die er früher nie begünſtigt, erhalten bedeutende Ämter. Er ſelbſt findet aus ſeinen Umgebungen die brauchbarſten Werkzeuge ſeiner Plane, aber auch wirklich ausgezeichnete Männer heraus. Talleyrand behauptet als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſeinen Poſten. Durchgreifende Maßregeln ſichern das neue Regiment und die Republik nach außen. Dem Volke wird der Friede verſprochen. Zwar am 28ſten December erklärt der Oberconſul aufs neue allen Feinden der Republik den Krieg; aber am folgenden Tag wird dem Könige von England der Frieden angetragen. Mit dem Anfang des Jahrs 1800 iſt die neue Conſtitution, deren Annahme erſt am 7ten Februar erklärt wird, ſchon in voller

Wirkſamkeit. Die Emigrantenliſte wird geſchloſſen, und alles ſche'nt die mildeſten Geſinnungen der neuen Regierung zu bezeugen. Aber England hat den Frieden verweigert; auch das deutſche Reich, Rußland, Neapel und die Pforte ſtehen noch im Kampf. Eine franzöſiſche Reſervearmee ſammelt ſich bei Dijon. Am 25ſten April wird der neue Feldzug in Deutſchland eröffnet. Napoleon langt am 7ten Mai bei der Armee in Dijon an, und führt ſie, noch vor Ende des Monats, in kühnem Zug über die Alpen, nach Italien, wo Maſſena der überlegnen feindlichen Macht gewichen iſt. Von den Höhen des Mont Cenis, des Gotthard und St. Bernhard ſteigen in drei Colonnen die franzöſiſchen Schaaren herab, und ſchon am 4ten Juni zieht Napoleon in Mailand ein, wo die von den Öſterreichern vernichtete cisalpiniſche Republik ſchnell wieder erſteht. In wenigen Tagen iſt ihr Gebiet zurück erobert. Während Moreau ſiegend in Deutſchland vordringt, wird von Napoleons Feldherrn, deren Thaten ſeinen Ruhm erhöhten, Italien wieder beſetzt. Die Öſterreicher, die am 4ten Juni Genua, durch Maſſena's Capitulation, eingenommen und in Piemont vordringen, ſahen ſich plötzlich von der überlegnen franzöſiſchen Macht umgangen, eingeſchloſſen. Melas, der öſterreichiſche Feldherr, findet keine Rettung als in einer allgemeinen entſcheidenden Schlacht. Bei Marengo begegnen ſich am 16ten Juni beide Armeen, in der weiten Ebene zwiſchen Aleſſandria und Tortona. Furchtbar verzweifelnd kämpfen beide Parteien. Gegen Abend ſcheint der Sieg für Öſterreich entſchieden; ſchon ziehen die Franzoſen ſich zurück. Da langt Deſaix unerwartet an mit einem Theil der Reſervearmee und führt mit dieſem die Weichenden, Fliehenden, Geſchlagenen zum neuen Kampf; die Öſterreichiſchen Reihen wanken; Deſaix Tod wird von den Seinen blutig gerächt, und ehe der Tag ſich endet, iſt die ungeheure Schlacht zu Gunſten Frankreichs entſchieden. Napoleon rühmt ſich der Sieger bei Marengo zu ſeyn, obwohl alles ſeine Generale gethan haben. Nach dieſem unerwarteten Ereigniß verzweifelt Melas an dem Kriegsglück Öſterreichs, und geht am 16ten Juni einen Waffenſtillſtand ein, der den Franzoſen aufs neue den größten Theil Ober-Italiens einräumt. Schon am 22ſten verläßt Napoleon Italien wieder, nachdem er Maſſena zum Obergeneral ernannt, und trifft am 1ſten Juli in Paris ein, wo eben ſo ſehr der Volkstoumel als die ſchmeichleriſche Huldigung aller Behörden ihn wie einen ruhmbekränzten Fürſten empfängt und alle Gaukeleien der Siegsfeſte ihn verherrlichen. Der republikaniſche Geiſt der Franzoſen hat ſich überſättigt, Napoleon ſchmeichelt ihm noch, wo es nöthig iſt, während er ſchon auf vielfache Weiſe das Weſen eines Freiſtaats vernichtet. Sein Übermuth, ſeine Eitelkeit geben ſich immer unverhohlner kund. Am 14ten Juli wird das Bundesfeſt der Republik mit Napoleons Siegsfeſten artig verbunden. Nationaldenkmäler der Eitelkeit werden aufgeſtellt; Organe der öffentlichen Schmeichelei emporgehoben, und der erſte Conſul der Republik tritt mit dem Pomp eines orientaliſchen Deſpoten einher. Die fremden Geſandten erfahren den Übermuth des rohen Kriegsmanns, der das Steuerruder Frankreichs führt, eben ſo ſehr, als ſehr achtbare Mitbürger, die ſeinen Unwillen reizen. Bei außerordentlicher Kraft hat er doch nicht Gewalt genug über ſich ſelbſt und ſeine gränzenloſe Eitelkeit, dem wahre Größe und echter Ruhm vor dem Reiz unbeſchränkter Herrſchaft immer mehr entſchwinden. Denn nur dieſe will er erringen; darauf wird vornehmlich hingear-

beitet, Alles ſich zu unterwerfen, und Sclaverei zu bringen, während der trügeriſche Mund noch immer, wiewohl ſchon ſeltner, von Freiheit redet. Im Innern ſchreitet die Republik nun einen gemeſſenern Gang fort. Der Kampf der Parteien wird minder offenbar. Nach außen ſichern auch jetzt die ſiegreichen Heere in Italien und Deutſchland eine entſcheidende Macht. Der erſte Conſul darf ſichs herausnehmen, Königen und Fürſten Geſetze vorzuſchreiben, und empfängt die demüthigen Ehrenbezeugungen und Bitten ihrer Abgeordneten, während die Seinigen mit dem franzöſiſch republikaniſchen Übermuth noch den ihres Gebieters verbinden. Seine Geſandtſchaftsposten werden ſo ergiebige Stellen, daß ſein Bruder Lucian in Madrid fürſtliche Reichthümer ſich zu ſammeln vermag. Doch ſollte der übermächtige Gebieter auch ſelbſt die Unſicherheit angemaßter Herrſchaft erfahren. Schon am 9ten October 1800 wird eine Verſchwörung gegen ſein Leben entdeckt, die ſogleich mehrere Verhaftungen nach ſich zieht. Schon am 24ſten December wird eine zweite, gefährlichere vereitelt, da die berüchtigte Höllenmaſchine mitten in Paris ihn in ſeinem eitlen Prachtaufzug ereilen will, und nur um wenige Secunden ihn verfehlt. Eine furchtbare Inquiſition wird deßhalb verhängt. Am 9ten Januar 1801 werden 130 Männer jeden Standes als Jacobiner, man ſagt, zur Erhaltung der Verfaſſung und öffentlichen Freiheit, meiſt aber nur als Opfer der Tyrannei des erſten Conſuls, deportirt, und am 30ſten Januar bluten mehrere Theilnehmer der frühern Verſchwörung auf der Guillotine. Und damit kein Zweifel ſey über die öffentliche Freiheit, ergeht an alle Präfecten durch ganz Frankreich der Befehl, alle Waffenvorräthe aufzuſuchen, und in friedliche Obhut zu nehmen. Zugleich faßt er alle innere und äußere Angelegenheiten des Reichs feſt ins Auge. Schon werden die neuen Geſetzbücher vorbereitet. Die Geneigtheit zum Frieden erſchallt mitten unter dem ſiegreichen Fortſchritt der franzöſiſchen Waffen. Schon am 3ten Septemper 1800 war mit den nordamerikaniſchen Freiſtaaten ein feſter Friede, und zugleich ein Handels- und Freundſchaftstractat abgeſchloſſen worden. Die Friedensunterhandlungen mit Öſterreich wurden nur darum abgebrochen, weil, nachdem die Präliminarartikel in Paris ſchon bewilligt waren, der Kaiſer nicht ohne England unterhandeln wollte. Das Mißgeſchick der öſterreichiſchen Waffen nöthigte endlich zu einem Frieden, ohne Englands Theilnahme. Nach langen Verhandlungen zwiſchen Joſeph Bonaparte und dem Grafen Cobenzl kam endlich am 9ten Februar 1801 der Friede zu Lüneville zu Stande, von dem der Oberconſul am 13ten Februar proclamiren durfte, er ſey, wie ihn das franzöſiſche Volk gewünſcht habe. Am 28ſten März folgte der Friede mit dem Könige beider Sicilien; am 15ten Julius ein Concordat mit dem Papſt; am 24ſten Auguſt ein beſondrer Vertrag mit Pfalzbayern; am 29ſten Auguſt eine Convention mit der bataviſchen Republik; am 29ſten September der Friede zu Madrid, mit Portugall, und am 1ſten October ſelbſt ein Präliminarfriede zu London mit dem hartnäckigſten Feinde, Großbritannien; endlich am 8ten October der Friede zu Paris mit Rußland, dem ſich am 9ten October ein Präliminarfriede mit der Pforte anſchließt. Die glänzende Feier des allgemeinen Friedensfeſtes zu Paris, am 9ten November (dem wohlgewählten Gedächtnißtag des 18ten Brumaire der die Conſularregierung begründet hatte), war ein neuer Triumph

des Conſuls, deſſen Werk allein alle dieſe Herrlichkeit genannt ward. Darüber vergaß man den traurigen Untergang der franzöſiſchen Armee in Ägypten, deren letzte Reſte dort am 28ſten Juni 1801 capitulirten und bald darauf eingeſchifft wurden. Darüber vergaß das franzöſiſche Volk den Verluſt ſeiner theuer errungenen Freiheit, die immer mehr zu einer leeren Form hinabſank. Napoleon wendete von ſeinen Planen die Aufmerkſamkeit hinweg auf vielerlei Getriebe, die eben ſowohl der franzöſiſchen Eitelkeit ſchmeichelten, als ein Gewinn für das Ganze ſchienen. Von Künſten und Wiſſenſchaften ward geredet; von Beförderung des Handels und der Gewerbe, der Wiederherſtellung des Wohlſtandes vieles zur Schau geſtellt, die Flotte mit großem Aufwand neugeſchaffen, und ernſtlich der Plan gemacht, auch Colonien für Frankreich zu erhalten. Die Eingriffe in die Verfaſſung der neuen Republik dauerten fort, und es gefiel den Franzoſen, daß ihr Conſul, oder, wie es ſchien, Frankreich durch ihn, noch immer den Fremden Geſetze, Conſtitutionen, und zu Zeiten auch Verweiſe geben durfte. Wäre noch ein echter Freiheitsſinn unter den Franzoſen, wären ihre Augen nicht gar erblödet geweſen, ſo hätten ſie endlich erkennen müſſen, welchen Herrſcher ſie erhalten, als Napoleon am 8ten Januar 1802 mit ſeiner Gattin, begleitet von der Conſulargarde, prunkend wie nie der König, nach Lyon zog, dort die Angelegenheiten der cisalpiniſchen Republik zu ordnen und zu entſcheiden. Dort ward er am 26ſten Januar zum Präſidenten der in eine italieniſche umgetauften Republik ernannt, daß er auch öffentlich Herr ſey über zwei ſogenannte Freiſtaaten. Der endliche Friede mit Großbritannien, zu Amiens am 26ſten März geſchloſſen; die Beſchäftigung mit den Colonien; die Erhebung des Concordats mit dem Papſt zu einem Reichsgeſetz, und die darauf folgende Organiſirung der kirchlichen Verhältniſſe in Frankreich; die Wiederherſtellung einiger Schulen; die erſten wieder gefeierten kirchlichen Feſte; die neuen Verfügungen über die Emigrirten: das Alles lieh den Franzoſen reichen Stoff zu Unterhaltungen, und leitete fein die Verhandlungen über die längere Dauer der Conſularwürde ein. Am 8ten Mai beſchloß der Erhaltungsſenat dem erſten Conſul die Verlängerung des Conſulats auf neue zehn Jahr. Er aber nahm dieſe nur unter der Bedingung an, daß das Volk es genehmige. An dieſes ward nun, ſelbſt durch die beiden Nebenconſuls, die Frage gerichtet: Ob Napoleon Conſul auf Lebenszeit ſeyn ſolle? Während die Regiſter zur Volksabſtimmung eröffnet wurden, machte Napoleon den Entwurf zur Stiftung einer Ehrenlegion bekannt, die, am 19ten Mai nach lebhaftem Widerſpruch genehmigt, neue Gewalt in ſeine Hand legte, und viele an ihn feſſelte. Als darauf am 26ſten Juni der Definitivfriede mit der Pforte abgeſchloſſen ward, durfte er der Republik vorhalten: wie er ihr allgemeinen Frieden gegeben, und ihr Gebiet um 2000 Quadratmeilen vergrößert habe. Am 29ſten Julius ergab ſich die weit überwiegende Stimmenmehrheit für das lebenslängliche Conſulat. Am 2ten Auguſt erfolgte die feierliche Proclamtion durch ein Senatusconſult, das am 3ten Auguſt bei einer feierlichen Audienz, die der erſte Conſul den Geſandten der fremden Mächte ertheilte, vom Senat überbracht, und am 4ten Auguſt vom Erhaltungsſenat genehmigt ward. Zugleich trat abermals eine neue Conſtitution in Wirkſamkeit, die dem Conſul faſt völlig monarchiſche Gewalt ſicherte, mit unbedeu-

tenden und unwirkſamen Beſchränkungen. Der Oberconſul ſteht nun als oberſte Staatsgewalt über alle Behörden, mit willkürlicher Gewalt über die Bürger und alle Corporationen, mit dem Recht, alle Urtheilsſprüche der Gerichtshöfe zu caſſiren, den geſetzgebenden Körper nach Gutdünken zu berufen und zu vertagen, und einen Juſtizminiſter zu ernennen, durch den alle Juſtizſachen von der oberſten Gewalt abhängig werden. Die Civilliſte wird dem Oberconſul über das Sechsfache erhöht, und ſo ihm jedes Mittel monarchiſcher Gewalt in die Hand gegeben. Sofort ſieht man, nach der feierlichen Proclamation der neuen Verfaſſung, die Conſularregierung mit allem Pomp der königlichen Herrſchaft umkleiden, und ein Hofceremoniel in St. Cloud und Paris herſtellen, das noch förmlicher iſt, als weiland am königlichen Hofe, und das Gedächtniß der Republik allmählig vernichtet. Das Volk wird um ſo leichter damit verſöhnt und befreundet, als Napoleon der Nationaleitelkeit auf alle Weiſe zu ſchmeicheln und ſie künſtlich zu behandeln fortfährt. Die Senatoren ſchwören ihm am 27ſten Auguſt den Eid der Treue. Eine ſcheußliche Polizei verbreitet ſich durch das ganze Reich und Tauſende von Söldnern ſichern den Herrn der Republik. Mit einem durchgreifenden Anſehn wirkt er nun ſtärker auch nach außen. Das zögernde, ſtockende, ſich ſelbſt verwirrende Entſchädigungsgeſchäft in Deutſchland gab immer neue Veranlaſſungen und Auffoderungen, einzugreifen, und Frankreichs oder ſeines Herrſchers Anſehn zu beweiſen. Selbſt deutſche Fürſten flehten des Mächtigen Hülfe, Begünſtigung, Vermittlung an. Die Unruhen in der Schweiz machten die vordem unabhängige Eidgenoſſenheit von Frankreich immer von neuem abhängig. Schon damals war Napoleon der allgemeine Vermittler, der am wenigſten ſeinen Vortheil vergaß. Es gefiel ihm, am 26ſten Auguſt die Inſel Elba mit der Republik zu verſchmelzen. Am 11ten September folgte die eigenmächtige, durch kein Rechtsverhältniß begründete, kaum leicht entſchuldigte, Einverleibung Piemonts. Mit zuvorkommender Güte erklärte der Oberconſul ſich bereit, die dringenden Bitten der Eidgenoſſen zu erfüllen, und in ihre Angelegenheiten zu vermitteln. Die franzöſiſchen Truppen in der Schweiz und an den Gränzen laſſen keinen Zweifel, wie freiwillig die Bitten waren, und gaben der Erfüllung derſelben den nöthigen Nachdruck. In Paris mußten die Abgeordneten der Eidgenoſſenſchaft erſcheinen, unter ſcheinbaren Berathſchlagungen die Befehle des Oberconſuls zu vernehmen und ihrem Vaterland eine Verfaſſung zu geben, welche dieſer ihm vorſchrieb. Schon am 24ſten Januar 1803 ward ihnen der Entwurf einer Mediationsacte, die alle Parteien in der Schweiz vereinigen ſoll, überliefert, und am 19ten Februar erhielten ſie dieſelbe, bereits gedruckt, als die unwiderrufliche Verfaſſung des Staats, und ſehr gemeßne Drohungen verpflichteten ſie, unweigerlich dieſelbe anzunehmen, und darüber zu halten. Der Friede nach außen gab dem erſten Conſul die erwünſchte Gelegenheit, ſeine beglückenden Plane in Frankreich auszuführen. Senatorien wurden in 31 Reſidenzſtädten errichtet (4ten Januar 1803); das franzöſiſche Nationalinſtitut erhielt eine neue Organiſation (23ſten Januar). Die öffentliche Darſtellung der damaligen Lage und Verhältniſſe der franzöſiſchen Republik, am 22ſten Februar, und des Zuſtandes der Finanzen, am 12ten März, überzeugte das Volk, welche Wohlthaten die neue Regierung über dieſelbe verbreitet hat, wiewohl die Declamationen gegen England ſchon auf eine neue

Criſis hinwieſen; neue Canäle, welche die Verbindung der Reichstheile begünſtigen, und öffentliche Bauten beſchäftigten die Unterhaltungen der Müßigen. Während aber alles die ſchönſten Ausſichten zu eröffnen ſchien, und die franzöſiſche Republik allgefürchtet daſtand, blieb England unbeſiegt und ungedemüthigt in feindſeliger Stellung. Die engliſchen Tageblätter ſcheuten ſich nicht, die Conſularregierung und den Gewalthaber zu ſchmähen, und ſchon war ein hitziger Federkrieg Vorbote des neuen Kampfs. Diesmal wollte denſelben nicht Napoleon, der gern Frieden mit der gewaltigen Seemacht behalten hätte, um erſt neue Kräfte zu ſammeln, und eine neue Flotte zu ſchaffen, damit ſpäter, mit ſichererm Erfolg, der Erbfeind Frankreichs bekämpft werden könnte. England ſchien dies nicht abwarten zu wollen. Klagen häuften ſich von beiden Seiten, und nirgend wurden ſie abgeſtellt. Rüſtungen beider Mächte. Schon am 13ten März erklärte Napoleon in einer feierlichen Audienz der Geſandten den nahen Bruch mit England; umſonſt verſucht er neue Unterhandlungen, ſelbſt als der engliſche Geſandte ſchon ſeine Päſſe foderte. Dieſer verläßt Paris am 12ten Mai; am 16ten der franzöſiſche Geſandte London. Am 18ten erfolgt Englands Kriegserklärung, nachdem Napoleon ſchon am 15ten alle fremden Schiffe in den franzöſiſchen Häfen mit Embargo belegt, die hannöverſche Regierung aber am 16ten zugleich des Landes Neutralität erklärt, und Verordnungen über die bewaffnete Aufrechthaltung derſelben gegeben hat. Hannover ſtützte ſich auf den Frieden des deutſchen Reichs mit Frankreich, und konnte ſich nicht als einen Theil Großbritanniens betrachten. Aber die franzöſiſche Armee, die um Nimwegen lagerte, bricht unter Mortiers Führung ſchon am 16ten Mai auf, und ſchon am 3ten Juni iſt Hannover beſetzt, und, durch die Convention von Suhlingen, ohne Kampf in franzöſiſcher Gewalt. Nach beharrlicher Weigerung ſieht endlich der hannöverſche Feldherr Wallmoden, am 5ten Juli, ſich zu der Convention genöthigt, welche die hannöverſche Armee entwaffnet und auflöſ't, und alle ihre Waffen, Artillerie, Vorräthe und ſämmtliche Pferde den Franzoſen überliefert. Alsbald begannen auch die gewohnten Räubereien und Plünderungen, die in Hannover ſo unerſchöpfliche Hülfsquellen fanden, daß recht eigentlich die franzöſiſche Armee hier ſich mit dem verſah, was ſie zur Führung des Kriegs gegen England bedurfte. Die kleinliche Geſinnung des großen Conſuls verrieth ſich in all den Erbärmlichkeiten, in denen ſeine Willensvollſtrecker eine ſolche Fertigkeit erlangt hatten, daß, im Angeſicht des ſchändlich beraubten Landes und des nur zu müßig zuſchauenden Deutſchlands, die Regierung, unter deren Begünſtigung, auf deren Befehl Alles geſchah, für alle Zeiten ſich entehrte. England, das die ſuhlinger Convention nicht ratificirte, konnte es nicht hindern, daß Hannover ganz als erobertes Land behandelt, und auf franzöſiſche Weiſe desorganiſirt ward. Und ernſtlich rüſtete ſich Napoleon und erzwang zugleich von den neuen Republiken und allen Verbündeten kräftige Maßregeln gegen England. Am 20ſten Juni 1803 verbot er zuerſt die Einfuhr engliſcher Waaren in Frankreich, und Caperbriefe gegen England wurden freigebig ausgeboten. England aber ſollte in England ſelbſt auch bekämpft und vernichtet werden. Neues Leben verbreitete ſich an den franzöſiſchen Küſten; furchtbare Anſtalten wurden getroffen, ſie zu vertheidigen; ja bald ſah man noch Größeres bereiten. Am 24ſten Juni verließ Napoleon Paris, um perſönlich

eine Landung in England zu betreiben. Schon ging ihm ein Befehl voraus, mit ſorgfältiger Bezeichnung des Ceremoniels, mit dem man ihn auf ſeiner Reiſe empfangen ſollte. Am 30ſten Juni langte er in Boulogne an, und in allen Häfen, von Havre bis Oſtende, wurden nun die Vorbereitungen zur Landung raſch gefördert. Eine zahlreiche Armee lagerte an der Küſte; unermeßliche Summen wurden aufgewendet, Transportfahrzeuge zu erbauen, welche die Armee von England zu ihrer Beſtimmung abführen ſollten. Indeß ſperrte die engliſche Flotte mehrere franzöſiſche und deutſche Häfen, ſammt der Elbe und Weſer, und alle Verbündeten litten ſchon unter den Maßregeln ihres Beſchützers. Am 11ten Auguſt war Napoleon nach St. Cloud zurückgekehrt; aber die große Unternehmung an der Küſte ward ernſtlich gefördert, und er ſelbſt ging am 4ten November, doch nur auf wenige Tage, wieder nach Boulogne ab. Der Anfang des Jahres 1804 ſchien auserſehen zur endlichen Ausführung des kühnen Plans. Am 1ſten Januar erſchien der Oberconſul zum dritten Mal in Boulogne, als man ſchon ſeit geraumer Zeit die koſtſpieligen Rüſtungen an der Küſte für ein Poſſenſpiel anſah. Und wirklich geſchah auch jetzt nichts. Schon am 6ten Januar kehrte er nach Paris zurück. Hier ward am 15ten Februar eine Verſchwörung gegen den Oberconſul entdeckt, in der Pichegru und Georges, mit mehrern franzöſiſchen Emigrirten Hauptperſonen waren. Beide wurden mit 45 andern Theilnehmern oder Verdächtigen nach und nach verhaftet. Unter ihnen auch Moreau. Man wollte gefunden haben, daß die Verſchwornen mit mehrern franzöſiſchen Emigranten und engliſchen Geſandten und Agenten in Deutſchland in Verbindung ſtänden. Dies gab Veranlaſſung zu Gewaltthaten, die den frechen Übermuth und die ehrloſe Bosheit des furchtbaren Conſuls von neuem beſtätigten. Zwei franzöſiſche Militärcommando's gingen in der Nacht vom 14ten auf den 15ten März über den Rhein, beſetzten mitten im Frieden im badenſchen Lande Kehl und Ettenheim, und nahmen, mit vielen Emigranten, den Herzog von Enghien, Prinzen von Bourbon-Condé, gefangen. Letztrer ward eilends nach Paris gebracht, in Vincennes vor eine Militärcommiſſion (in der Nacht des 20ſten März) geſtellt, und in derſelben Nacht auf Befehl des Oberconſuls im Wald zu Vincennes erſchoſſen. — Dieſe Gräuelthat verbreitete in Deutſchland, ja in ganz Europa tiefen Abſcheu, Schrecken und Furcht. Aber nur Rußland und Schweden erhoben laut ihre Stimmen gegen die ſchändliche Verletzung des Völkerrechts. Die franzöſiſche Regierung ſchien ſich rechtfertigen zu wollen durch die Anzeige von geheimen Ränken, durch welche der engliſche Geſandte, Francis Drake zu München und Spencer Smith in Stuttgart Empörung in Frankreich einzuleiten geſucht hätten. Beide hielten ſich in Deutſchland nicht länger ſicher und eilten nach England zurück. In England ward zwar die ganze Anklage für Verleumdung erklärt, doch war ſie gewiß wenigſtens nicht ganz grundlos. Der Gewalthaber wußte auch dies Ereigniß zu ſeinen Gunſten zu gebrauchen. In Paris gaben jene Vorfälle Veranlaſſung, auf die Nothwendigkeit einer erblichen Gewalt in der Regierung der Republik hinzuweiſen. Die Spiegelfechtereien der Verſammlungen darüber und der Volksabſtimmung beginnen von neuem. Was einige angedeutet, ward von dem erſten Conſul ſogleich als Willensmeinung jener ausgeſprochen, und der beſtimmtere Ausdruck des ſchönen Gedankens angeregt. Am 22ſten März 1804

hatte der Senat zuerſt von der Sicherung der Regierung durch eine erbliche Familiengewalt geredet. Am 30ſten April erfolgte ſchon der wirkliche Antrag im Tribunat, die Regierung einem Kaiſer anzuvertrauen, und dieſelbe in der Familie Bonapartes erblich zu machen. Nur Carnot ſprach dagegen. Adreſſen aus allen Departements wurden veranlaßt, die beſtimmt denſelben Wunſch erklärten. Bereits am 18ten Mai erfolgte das organiſche Senatsconſult, das der vernichteten Republik eine neue Verfaſſung, in Napoleon einen Erbkaiſer gab. Der vierte Act ſeines Lebens (richtiger vielleicht der fünfte) beginnt. Am 20ſten Mai erſchien die feierliche Proclamation der Kaiſerwürde und das leichtſinnige Volk ward durch den neuen Glanz des Kaiſerthums und ſeine Nationaleitelkeit leicht befriedigt. Die angeſehenſten Generale der Republik verſammelten ſich als Reichsmarſchälle um den Thron, und auch ihnen eröffneten ſich glänzende Ausſichten. Der Kaiſer aber ſchien die neue Gewalt nur erhalten zu haben, zuerſt die Verſchwornen zu ſtrafen. Pichegru war ſchon am 6ten April in ſeinem Gefängniß todt gefunden worden, wahrſcheinlich heimlich ermordet. Moreau vertheidigte ſich in allen Verhören mit Würde. Es war offenbar, daß er um die Verſchwörung gewußt, ohne ſelbſt Theil zu nehmen; aber auch für ſeiner unwürdig geachtet, den Angeber zu machen. Tauſend Stimmen erklärten ſich laut für ihn. Eine neue Revolution ſchien ausbrechen zu wollen. Der Mächtige wagte nicht, in Moreau's Blut ſeine Rache zu kühlen. Am Morgen des 10ten Juni wurden die Urtel publicirt: Georges mit 19 Verbundenen zum Tode verurtheilt; Moreau mit vier andern zu zweijährigem Gefängniß; die übrigen losgeſprochen; nachher mehrere der Verurtheilten begnadigt; am 25ſten Juni Georges mit neun andern hingerichtet. Für Moreau und gegen ſein Urteil ſprach laut die Menge. Gern bewilligte Napoleon, daß er nach Nordamerika ſich begebe, doch nicht ohne kaiſerliche Genehmigung nach Frankreich zurückkehre. Der Sturm war beſchworen, und feſter, unerſchütterlicher die kaiſerliche Despotie begründet. Unaufhaltſam ſchreitet dieſelbe nun weiter fort. Das große Ziel iſt erreicht; der Charakter des Mannes, der gekommen, die Welt zu verwirren, erſchienen. Was ferner geſchieht, iſt nur Entfaltung, nur Ausdruck deſſen, was längſt in ſeiner Seele begründet war. Wie er Frankreich gedemüthigt, hofft er nun auch Europa ſich zu unterwerfen. Stufenweis, aber raſch von ungeheurem Glück begünſtigt, iſt er zu einer Höhe emporgeſtiegen, von der herab er alles verachtend anſchaut; doch reizt das Verachtete ſeine unerſättliche Leidenſchaft, die Herrſchaft der Welt zu gewinnen. Und Alles begünſtigt ihn. Eine geübte ſiegreiche Armee ſteht ihm zur Seite. Die Macht ſeines Staats durch ſeine eigne allgefürchtete Größe, auch in der Meinung der Menſchen, erhöht, wird überall mit geheimem Grauen anerkannt. Die Nachbarſtaaten ſind durch die langen Revolutionskriege geſchwächt, entmuthigt. Künſtlich weiß er, was einig iſt, zu trennen; was ſchon zwieträchtig, völlig aus einander zu reißen; was vereint unbeſiegbar geweſen wäre, vereinzelt zu übereilen und zu überwinden. Der lange Schlaf, der die meiſten Staaten Europa's ſeit langer Zeit gefeſſelt, aus dem ſie noch immer nicht völlig aufgeſchreckt waren, befördert alle Plane des Nieraſtenden, Immergeſchäftigen. Jeder neue Sieg über den Einen ſchreckt und lähmt den Andern. Der Glaube an ſeine Unüberwindlichkeit wird immer allgemeiner, und er iſt unüberwindlich um

ſo mehr, als man kaum daran zu zweifeln wagt, daß er es ſey. Durch Europa herrſcht noch ein Gefühl von Rechtlichkeit; allgemeiner ein Gefühl von Ohnmacht. Während Alle ſorgſam ängſtlich auf die Mittel ſinnen, ſich zu erhalten, ergreift er raſch, gleichgültig gegen Ehre, Geſetz und Recht, die ſeinigen, und iſt mächtiger als Alle, weil er alles für ſich zu benutzen verſteht, und alle Gewalten der Erde und der Hölle ihm dienſtbar werden mußten. Geſchickt weiß er überall die brauchbarſten Werkzeuge zu finden; wer zu Treuloſigkeit und Verrath geneigt; wer durch Schwäche der Sclave derer wird, die ihm zu gebieten wiſſen; wer ſelbſt mit edleren Abſichten erfüllt, den Verſucher und Verführer nicht ahnet, der für gleiche Zwecke zu wirken vorgibt, und unvermerkt ihn zum Böſen verleitet; Alle, die ihm hülfreich werden können, ſucht er an ſich zu ziehen. Eine Schaar von Emporkömmlingen, deren Exiſtenz bald unauflöslich an die ſeinige gebunden iſt, die in den Gräueln der Revolution ſich abgehärtet, und, ihm verwandt durch Leidenſchaft und Schlechtigkeit, blinde Diener ſeines Willens ſind, arbeitet für ſeine Plane. Und ſein eigner eiſerner Wille ſteht der Willenloſigkeit, Unentſchloſſenheit und Halbheit, ſeine wahrhaft ungeheure Kraft der Schwäche, Schlaffheit und Trägheit der Völker und der Cabinetter entgegen. So geht er als Sieger aus jedem Kampf hervor, und erringt Alles, was er will, bis die Völker und die Fürſten erwachen, mit neuem ernſten Willen, mit beharrlicher Kraft für Recht und Gerechtigkeit, vereint ſich ihm entgegenſtellen, und das Gute über das Böſe ſiegt. — Die letzten langen Jahre der Tyrannei mögen nun nur in kurzen Andeutungen an uns vorübergehen, und die Skizze des furchtbaren Trauerſpiels beſchließen. Am 11ten Juli 1804 war die Ehrenlegion conſtituirt, mit Dotationen ausgeſtattet, und dadurch ein neues Band, das die eitle und habſüchtige Menge an Napoleon feſſeln ſollte, geſchaffen worden. Gleich darauf ward das kleinlichſte Hofceremoniel für den neuen Kaiſer vollendet. Am 18ten Juli trat Napoleon mit ſeiner Gemahlin den eitlen Pompzug nach den Seehäfen, nach Aachen und Maynz an, wo deutſche Fürſten ſich vor ihm demüthigten. Im October ward die Kaiſerkrönung auf den 2ten December angekündigt, wozu der Papſt ſchon eingeladen, und bereitwillig gefunden worden. Am 2ten December erfolgte die feierliche Krönung in der Kirche Notre-Dame zu Paris. Napoleon ſetzte ſich ſelbſt, dann ſeiner Gemahlin die Krone auf, und der Papſt vollzog die Salbung. Die neue Conſtitution ward darauf, ſo viel die kaiſerliche Willkür geſtattete, immer mehr in Thätigkeit geſetzt. Das J. 1805 begann Napoleon mit einem Friedensantrag an England, der ohne Erfolg blieb. Auch die ruſſiſche Vermittlung war fruchtlos. Indeß bereitete Napoleon andere Plane. Mit einem elenden Nepotismus hatte er ſeine Familie begünſtigt, und eine Menge kaiſerlicher Prinzen um ſich verſammelt. Seine Abſicht entwickelte ſich. Jene ſollten auf alte und neue Throne ſteigen, und das Geſchlecht der Napoleoniden in Europa herrſchend, alle Staaten aber von ihm abhängig machen. Auf Italien, wo er zuerſt ſeine Gewalt gegründet, richtete ſich zuerſt ſeine Abſicht. Die Republiken, die er geſchaffen, ſollten aufhören. Am 15ten März erklärte in Paris die Staatsconſulta der ſogenannten italiäniſchen Republik den Kaiſer der Franzoſen zum König von Italien. Der Titel, der mehr beſagte, als er noch enthalten konnte, deutete auf die Zukunft. Am

26ſten Mai krönte Napoleon ſich ſelbſt in Mailand zum König von Italien, und ernannte am 7ten Juni ſeinen Stiefſohn, Eugen Beauharnois, zum Vicekönig. Seine Schweſter Eliſa war bereits zur Fürſtin von Piombino, ihr Gemahl Bacciochi ward zum Fürſten von Lucca ernannt, unter kaiſerlicher Protection. Genua aber, Parma und Piacenza wurden, wie früher Piemont, mit dem franzöſiſchen Reich verbunden. Während ſo glänzender Fortſchritte ſtanden England in offnem Kampf, Rußland, Öſterreich, und ihre Verbündeten in feindſeliger Spannung gegen Frankreich. Kaum war Napoleon aus Italien nach Paris zurückgekehrt, als er (3ten Auguſt) noch einmal in Boulogne erſchien, und von dort aus England von neuem bedrohte. Aber Öſterreich und Rußland hatten ſich ſchon mit England neu verbündet, und raſch richtete ſich die franzöſiſche Armee gegen Deutſchland, in ſieben Abtheilungen. Die Verbindung mit deutſchen Fürſten, die gegen Öſterreich auftraten, begünſtigte ihre Unternehmungen. Am 14ten September waren die Öſterreicher in München eingerückt. Erſt am 23ſten erklärte Napoleon dem Senat ſeine Abreiſe zur Armee, ordnete die erſte Conſcription für 1806 an, ſammt der Organiſirung der Nationalgarden, und folgte nun ſeiner Armee, die am 25ſten und 26ſten auf verſchiednen Punkten über den Rhein ging. Am 2ten October war er in Ludwigsburg, und ſchloß mit dem Churfürſten von Wirtemberg ein Bündniß, das neue Truppen ihm zuführte. An demſelben Tage vereinigten ſich ſchon die Bayern mit der franzöſiſchen Armee. Am 3ten erzwang ſich Bernadotte mit ſeinem Corps und den Bayern den Durchzug durch die neutralen preußiſchen Beſitzungen in Franken. Durch dieſen unerwarteten Gewaltſtreich waren die Öſterreicher ſchon am 4ten in der Flanke und im Rücken bedroht. Am 8ten ward von Murat bei Wertingen ſchon ein bedeutender Sieg erfochten. Am 10ten ſchloß Napoleon in Eßlingen das Bündniß mit Baden. Am 14ten wurden die Öſterreicher bei Ulm angegriffen, und theilweis geſchlagen. Napoleons leidenſchaftliche Proclamationen begeiſterten ſeine Soldaten immer mehr. Am 17ten capitulirte Mack in Ulm, und am folgenden Tag ein andres öſterreichiſches Corps bei Wachtelfingen. Doch ſchien Napoleons Glück zu wanken. Am 21ſten October wird die neugeſchaffne franzöſiſche Flotte bei Trafalgar von Nelſon vernichtet. Erzherzog Carl dringt in Italien vor, und treibt die Franzoſen zurück. Preußen erhebt ernſtliche Beſchwerden über die Verletzung ſeines Gebiets, und ſetzt ſeine Armee in Bewegung. Der ruſſiſche Kaiſer erſcheint ſelbſt in Berlin, und die perſönliche Freundſchaft mit dem Könige bewirkt deſſen Geneigtheit zur Theilnahme an dem Kriege. Aber unaufhaltſam dringen die Franzoſen in Öſterreich vor, und treiben Öſterreicher und Ruſſen zurück. Schon am 13ten November zieht Murat in Wien, Napoleon in Schönbrunn ein. Ungeheure Contributionen werden dem Land aufgelegt. Am 2ten December wird die Schlacht bei Auſterlitz gefochten, die beiden Theilen große Opfer koſtete und endlich die Ruſſen zum Weichen bringt. Am 4ten December kommt Napoleon mit Kaiſer Franz zur Verabredung eines Waffenſtillſtands zuſammen, der am 6ten December geſchloſſen ward. Am 26ſten December folgt der Friede zu Preßburg, der Öſterreich aufs neue ſchöne Provinzen entreißt, und die feindſeligen Nachbarn, Bayern, Wirtemberg und Baden, vergrößert, jenen den Königstitel, dieſem die großherzogliche Würde zugeſteht. Bereits am 15ten Decem-

der ward in Wien ein Vertrag Napoleons mit Preußen abgeſchloſſen, der dieſem Hannover übergibt, und dadurch Preußen mit England entzweit. Immer weiter ſchreiten Napoleons Plane im J. 1806. Schon muß der neue König von Bayern ſeine Tochter dem Stiefſohn Napoleons, als Zeugniß der Freundſchaft beider Mächte, zur Gattin geben. Des Beinamens der Große, den ein Senatsſchluß dem Kaiſer beilegt, durfte derſelbe um ſo mehr ſich freuen, als am 23ſten Januar ein gefährlicher Feind, Pitt, geſtorben. Am 2ten März erklärt Napoleon dem geſetzgebenden Körper Frankreichs Herrſchaft über Italien, und laut wird die Weltherrſchaft Frankreichs ausgeſprochen. Am 16ten März erhebt er ſeinen Schwager Murat zum Herzog von Cleve und Berg, und am 30ſten ſeinen Brudar Joſeph zum König von Neapel und Sicilien, nachdem die franzöſiſche Armee Neapel überſtrömt, und die königliche Familie vertrieben hat. Venedig wird mit Frankreich vereinigt; Guaſtalla der Schweſter Napoleons, Pauline, Neufchatel dem Kriegsminiſter Berthier übergeben. Das kaiſerliche Familiengeſetz vom 31ſten März bindet alle Glieder der Kaiſerfamilie, mit all ihren Herrſchaften, noch feſter an den Gewaltigen. Am 24ſten Mai erhält auch ſein Bruder Louis eine Krone, da die bataviſche Republik in das Königreich Holland umgeſchaffen wird. Nun beginnt auch die Belohnung für ſeine Getreuen. Talleyrand und Bernadotte werden Herzoge. Domainen in den eroberten Ländern, und reiche Dotationen lohnen die Feldherrn und Miniſter. Am 12ten Juli wird der Grundvertrag des Rheinbundes in Paris zu Stande gebracht, und Napoleon als Protector deſſelben iſt nun erklärter Gebieter auch über den größern Theil Deutſchlands, worauf am 6ten Auguſt Kaiſer Franz der alten römiſch-deutſchen Kaiſerkrone entſagt, und das alte deutſche Reich aufgelöſ't wird. Welches Reich an deſſen Stelle getreten, bezeugte am 25ſten Auguſt die ſchändliche Hinrichtung des Buchhändlers Palm aus Nürnberg. Dafür wird den Fürſten des Rheinbundes der Schutz ihres Protectors feierlich zugeſagt. Die neuen Geſetzbücher, die Frankreich indeß unter Obhut Napoleons erhalten, werden zugleich empfohlen. Und ehe das Jahr zu Ende geht, iſt der Krieg mit Preußen unabwendbar. Denn der Vertrag in Wien war nur auf den damaligen Zuſtand der franzöſiſchen Herrſchaft berechnet. Fortan ſollte keine ſo bedeutende, von Frankreich unabhängige Macht in Deutſchland beſtehen. Doch will Napoleon den Schein erhalten, als ſuche er nur den Frieden. Schon am 13ten October erſcheint er ſelbſt in Jena. Am 14ten wird in einer Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt die preußiſche Armee gänzlich geſchlagen. Sachſen wird nun von dem Bund mit Preußen abwendig gemacht, mit Frankreich verbündet, und bald nachher der Churfürſt zum König erklärt. Die zerſtreuten preußiſchen Armeetheile unterliegen allmälich der ſtärkern Macht. Die beſten Feſtungen fallen durch Verrätherei und Feigheit. Am 27ſten October hält Napoleon ſeinen Einzug in Berlin und organiſirt gleich darauf die Verwaltung der eroberten preußiſchen Lande. Am 1ſten November ſieht auch der Churfürſt von Heſſen ſich genöthigt, aus ſeinem Land zu fliehen, das als eroberte Provinz behandelt wird. Am 21ſten November erſcheint in Berlin das berüchtigte Decret, welches England in Blokadezuſtand erklärt, und allen Handel, alle Gemeinſchaft mit Engländern ſtreng unterſagt. In Poſen angelangt, verſpricht Napoleon den Polen die Wiederherſtellung

ihres Reichs. Aber ſtandhaft beharrt der König von Preußen im Kampf. Rußlands Hülfe naht, und noch iſt nicht Alles verloren. Aber die unglückliche Schlacht bei Pultusk, am 26ſten December, die Schlacht bei Eylau, am 7ten und 8ten Februar; die Capitulationen der beſten Feſtungen, die Theilung der Macht Rußlands durch den Türkenkrieg, die Schlachten bei Heilsberg am 16 Juni, bei Oſtrolenka den 12ten, bei Friedland am 14ten bewirken endlich am 21ſten Juni den Waffenſtillſtand mit Rußland, und am 25ſten mit Preußen, darauf am 7ten und am 9ten Juli den Frieden beider Mächte mit Frankreich. Preußen verliert über vier Millionen treue Unterthanen; ungeheure, unerſchwingliche Contributionen werden dem Land aufgelegt, und die beſten Feſtungen bleiben bis zur völligen Abzahlung in Frankreichs Gewalt. Das Herzogthum Warſchau wird hergeſtellt, und dem Könige von Sachſen unterworfen; das Königreich Weſtphalen geſchaffen, und Napoleons Bruder Hieronymus zum König verordnet. Im Triumph geht Napoleon durch Deutſchland nach Frankreich zurück. In Paris empfängt der übermüthige Sieger die Aufwartung deutſcher Fürſten. Willkürlich und gewaltſam herrſcht er im eignen Reich und im Ausland. Neue Ränke werden geſchmiedet. Der Prinz Regent von Portugall wird am 14ten Februar 1807 des Throns verluſtig erklärt, und entflieht nach Braſilien. Hetrurien wird beſetzt und mit Frankreich vereint, in Frankreich ſelbſt das Tribunat, das dem Gewalthaber läſtig geworden, aufgehoben, Sprech- und Preßfreiheit immer mehr beſchränkt, und die geheime Polizei treibt ihr Weſen immer drückender. Was an die vorige republikaniſche Verfaſſung erinnern konnte, wird ſorgfältig vernichtet. Von Mailand aus, wohin die italieniſchen Angelegenheiten Napoleon gerufen, rächt er ſich für die ſtrengere Blokadeverfügung der engliſchen Regierung durch jenes allen Handel, alle Rechte der Neutralen vernichtendes Decret vom 17ten December, das ein andres vom 11ten Januar 1808 noch nachdrücklicher zu machen ſucht. Frankreich, Holland, Deutſchland, Italien, und ſo weit des Mächtigen Einfluß reicht, Alles ſeufzt unter dem furchtbaren Druck, den das Verbrennen der engliſchen Waaren, wie es in mehrern Gegenden geboten und vollzogen wird, recht anſchaulich macht. Sprech- und Preßfreiheit und ſo viel möglich ſelbſt die Denkfreiheit verſchwindet, wie aller Wohlſtand, vor der Tyranney. Im Januar 1808 wird die Stellung Frankreichs immer drohender, die Conſcription verſtärkt gewaltſam die Armee. Auf dieſe trotzend, vereinigt Napoleon, mitten im Frieden, Kehl und Kaſtel, Weſel und Vließingen mit dem franzöſiſchen Reich. Nun war auch die Zeit gekommen, das ehrloſe Unternehmen gegen Spanien auszuführen. Schon hauſ'ten im Lande die franzöſiſchen Soldaten. Aufruhr und Empörung ward ſo viel möglich entzündet. Die ſchon beſtehenden Parteiungen beförderten die Abſichten gegen einen König, der Frankreichs treuſter Bundesgenoſſe geweſen, und ungeheure Opfer dieſer Verbindung gebracht hatte. Die Revolution in Aranjuez lieh einigen nichtigen Vorwand. Während die franzöſiſche Armee in Spanien, die zunächſt nur gegen Portugall gerichtet ſchien, ſich der Hauptſtadt und der feſten Plätze zu bemächtigen ſuchte, und ſchon viel ſpaniſches Blut floß, der König aber, mit dem Napoleon erſt vor wenigen Wochen einen neuen Vertrag geſchloſſen, im eignen Reich gefährdet ward, traf Napoleon am 15ten April 1808 in Bayonne ein. Dort-

hin eilten der König von Spanien und ſein Sohn. Ein Gewebe von Niederträchtigkeiten trat nun in volle Wirkſamkeit. Die königliche Familie war entzweit; jetzt in des Furchtbaren Gewalt. Am 8ten Mai entſagte der König für ſich und ſeine Familie den Anſprüchen auf Spaniens Thron, und begab ſich in ſicherm Gewahrſam nach Fontainebleau; den Prinzen ward Valençay angewieſen. Wortreiche Proclamationen verkündeten alsbald den Spaniern ihr nahes Glück; eine Junta verſammelte ſich in Bayonne, und am 6ten Juni ward Napoleons Bruder Joſeph zum König von Spanien ernannt. Aber mit ungeahneter Begeiſterung und unbeſiegbarer Beharrlichkeit vertheidigten die Spanier ihre Freiheit und ihren König, der ſich ſelbſt aufgegeben hatte. Der blutige Kampf, der endlos mit abwechſelndem Erfolg fortwüthete, mußte den übermüthigen belehren, daß er nicht Alles vermöge. In Spanien ſcheiterten ſeine Plane, brach ſich ſeine Macht. Am 10ten Juli ward ſein Schwager Joachim Murat zum König von Neapel und Sicilien ernannt, und ſein Großherzogthum Berg an den unmündigen Sohn des Königs von Holland gegeben. Aber Sicilien war nicht zu erobern, und der neue König von Spanien, wiederholt aus ſeiner Hauptſtadt vertrieben, ſehnte ſich vergebens nach dem ruhigern Neapel. Indeß war Parma, Piacenza und Toscana mit Frankreich vereinigt, und die Königin von Hetrurien nur mit Worten entſchädigt worden. Franzöſiſche Truppen hatten den Kirchenſtaat beſetzt. Die anticipirenden Conſcriptionen ſammelten immer neue Streitkräfte. Keine Macht, kein Recht ſcheute mehr der freche Uſurpator. In Frankreich ſchuf er einen neuen Adel und Majorate, und verpflichtete auch dadurch ſich noch mehr die Diener ſeiner Plane. Durch die Organiſation der Schulen und Studienanſtalten bezeugte er immer mehr, wie fremd ihm echt menſchliche Cultur ſey, wie er darauf nur ſinne, eine Soldatenmacht zu gründen, und nach Unterdrückung jedes edlern Freiheitsſinnes, ganz Europa eben ſo unterwürfig zu machen; wie der neue Religionscatechismus für das ganze franzöſiſche Reich als ein Hauptgebot die blindeſte Ergebenheit gegen ihn zur Pflicht machte. — Doch von neuem ſollte es ſcheinen, als wolle er Europa den Frieden geben. Am 27ſten September erſchien er in Erfurt, wo auch der Kaiſer Alexander mit allen Königen und Fürſten ſich einfand. In trügeriſche Hoffnungen wiegten ſich die Leichtgläubigen ein. Am 18ten October war er wieder in St. Cloud eingetroffen; am 29ſten ging er nach Spanien ab. Seine Gegenwart führte auch hier die Franzoſen zu neuen Siegen. Doch war auch er nicht vermögend, Spanien zu unterjochen, und neue Bewegungen in Öſterreich riefen ihn ſchleunig zurück. Noch einmal wollte der Kaiſer Franz eigne Sicherheit und Europa's Freiheit durch entſchloſſenen Kampf zu vertheidigen ſuchen. In ungeheurer Wuth betrieb Napoleon die Rüſtungen, welche Öſterreichs Macht vernichten ſollten. Der Rheinbund erſetzte reichlich die franzöſiſchen Soldaten, die in Spanien zurückbleiben mußten. Am 9ten April 1809 erfolgte Öſterreichs Kriegserklärung. Selbſt von Rußland, wie von Deutſchland verlaſſen, ſtand allein die öſterreichiſche Monarchie. Schon am 18ten April traf Napoleon in Ingolſtadt ein. Am 20ſten beſiegte er an der Spitze der Bayern, Wirtemberger und Darmſtädter, eine öſterreichiſche Armee bei Abensberg. Am 21ſten folgte eine Schlacht bei Landshut, am 22ſten bei Eckmühl, am 23ſten bei Regensburg, und unwiderſtehlich drang

er in Öſterreich vor. Die Tyroler ſtanden für ihren alten Herrn auf, und vertrieben die Bayern. Napoleon aber ſuchte die Ungarn gegen ihren rechtmäßigen Fürſten aufzuwiegeln, wie er ſchon ſonſt bei Andern verſucht hatte, und gewaltſame Maßregeln ſollten die beſetzten Länder Öſterreichs unthätig machen. In Weſtphalen erhoben ſich die Freunde der Freiheit, und allgemeiner Aufſtand drohte. Auch in Preußen zeigten ſich gefährliche Bewegungen. Unterdeß benutzte Napoleon die Verwirrung, vernichtete die weltliche Gewalt des Papſtes, und erklärte die Einverleibung des ganzen Kirchenſtaats in das große franzöſiſche Reich. Der Papſt hatte keine Waffen als den Bann, den er am 11ten und 12ten Juni ausſprach. In Öſterreich verfolgte er ſeinen Siegslauf. Am 21ſten und 22ſten verlor er zwar die Schlacht bei Aſpern und Eßlingen, aber die italieniſche Armee war ihm zu Hülfe gekommen, und nach der Schlacht bei Raab, am 14ten Juni, verloren die Öſterreicher auch die bei Wagram, am 5ten Juli, welche den Waffenſtillſtand zu Znaym, am 12ten Juli zur Folge hatte. Ungeheure Contributionen wurden wieder von den eroberten öſterreichiſchen Staaten eingezogen. Nur die Tyroler kämpften noch glücklich fort, und der Herzog von Braunſchweig = Öls entging glücklich den Verfolgungen einer überlegnen Macht, auch die Beſetzung Walcherns durch die Engländer, und die Capitulation von Vließingen (am 15ten Auguſt), die Eroberung der ioniſchen Inſeln (9ten October) erzürnten den Zögling des Glücks, das ſchon minder ihm treu blieb. Am 14ten October ward der Friede mit Öſterreich geſchloſſen, der dieſem von neuem ſchöne Provinzen entzog, und bedeutend die alte Macht ſchwächte. Selbſt die geliebte Tochter mußte der Kaiſer Franz dem übermächtigen Feinde, der ihm die Thronentſetzung längſt verkündet hatte, zur Gattin verſprechen. Die illyriſchen Provinzen wurden Frankreich einverleibt. Langſam kehrten die Franzoſen aus Deutſchland zurück. Am 3ten December ward in Gegenwart vieler Könige und Fürſten das Krönungsfeſt Napoleons in Paris gefeiert. Am 16ten December erklärte er die Eheſcheidung von ſeiner Gemahlin Joſephine. Am 11ten März 1810 ward in Wien die Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luiſe gefeiert, und am 2ten April zog die neue Kaiſerin in Paris ein. Napoleon wendete nun alle ſeine Kräfte zur Unterjochung Spaniens und Demüthigung Englands an. Am 6ten Januar 1810 war endlich der Friede mit Schweden, nach Vertreibung des Königs Guſtav Adolphs IV. und Erhebung des Herzogs von Südermanland, als Carl XIII., geſchloſſen worden. Am 1ſten März ward der Vicekönig von Italien zum Erbgroßherzog von Frankfurt als Nachfolger des Fürſten Primas ernannt; Hannover mit dem Königreich Weſtphalen vereinigt; am 16ten der König von Holland zu großen Abtretungen genöthigt, die Frankreich anheimfielen. Unerwartet legte der König am 1ſten Juli ſeine Krone, die er nicht länger mit Ehren tragen konnte, der Argliſt und Bosheit ſeines Bruders weichend, nieder, und am 9ten Juli ward die Aufnahme des ganzen Königreichs in das franzöſiſche Reich decretirt. Gleiches Schickſal hatten die deutſchen Fürſten an den Mündungen der Ems, Weſer und Elbe, die Hanſeſtädte, Oldenburg, ein Theil des Großherzogthums Berg, und ſelbſt einige Stücke von Weſtphalen, die der König abzutreten genöthigt ward, während zugleich ſeine reichſten Domainen ihm entzogen und zu Dotationen für die fran=

zöſiſchen Generale verwendet wurden. Deſto empfindlicher litt das unglückliche Königreich, das in ſeiner Verarmung einem zügellos verſchwenderiſchen Hof und ausſchweifenden König als Beute diente. Ein großer Theil Europa's war nun dem Despoten unterthan. Nur Spanien kämpfte noch immer, obwohl unglücklich in vielen Schlachten, doch unter Held Wellingtons Führung oft ſiegreich; England blieb ſich ſelber treu, noch jetzt unüberwunden; und Rußland ſtand noch als eine gefürchtete Macht da. Napoleon ſendete immer neue Streitkräfte nach Spanien; die Engländer ſuchte er durch Hemmung und Vernichtung alles Handels zu kränken, obwohl das feſte Land viel ſchmerzlicher dieſe Maßregeln empfand. Das gräuliche Continentalſyſtem lähmte die Staaten; Tauſende verarmten. Scheinbar wurden zwar am 28ſten April 1811 die Decrete von Berlin und Mailand aufgehoben; aber der Tarif von Trianon, die fortgeſetzte Confiscirung und Verbrennung der engliſchen und Colonialwaaren ſchlug noch tiefere Wunden. Erbitterung, Wuth, Rach- und Herrſchſucht beſtimmten allein die Schritte des Tyrannen. Er ſtand auf der Höhe ſeiner Macht, als im Jahr 1811 neue Zwiſtigkeiten mit Rußland und Schweden eintraten. Leicht wurden den Schweden ihre deutſchen Provinzen entriſſen. Bald ſah man ungeheure Rüſtungen in Frankreich gegen Rußland. Ein fruchtloſes Nationalconcilium in Paris beſchäftigte indeß die Franzoſen. Unbeſchränkt über das weite franzöſiſche Reich, über Italien und Deutſchland herrſchend, gedachte er, alle Kräfte zu bewegen, Rußlands gefürchtete Macht zu beſiegen. In Polen ſammelten ſich die Schaaren der franzöſiſchen und verbündeten Heere; ungeheure Streitkräfte wurden aufgeboten. Die preußiſchen Feſtungen waren noch immer von den Franzoſen beſetzt. Bis an die ruſſiſche Gränze ſchien Alles Frankreich dienen zu müſſen. Das Vertrauen auf ſolche Macht, und eine Leidenſchaft, die immer mehr in Wuth überging, verblendeten den Übermüthigen. Vergebens waren alle Warnungen; er ſah nicht die Gefahr, achtete es nicht, daß ſein entartetes Heer ſchon minder leicht als ſonſt zu führen und im Gehorſam zu erhalten ſey. Durch kecke Worte und ſchmeichleriſche Hoffnungen begeiſterte er für den ſchweren Kampf die Soldaten, die nicht ohne Grauen ihn begannen. Er nur ahnete nicht ſein Verhängniß, und verließ am 9ten Mai St. Cloud. Schon am 24ſten und 25ſten Juni begann der Kampf durch den Übergang der unüberſehbaren franzöſiſchen und verbündeten Armeen über den Niemen. Die Ruſſen wichen nach vielen blutigen Kämpfen immer tiefer in ihr Land zurück. Mord und Brand bezeichneten alle Schritte des nachfolgenden Feindes. Am 7ten September raubte die Schlacht bei Borodino und Moſaisk ihm unerſetzliche Streitkräfte. Er aber wich nicht von ſeinem Vorſatz, auch jetzt durch Einen Gewaltſtreich, und unverwandtes Hinwirken auf Einen Punkt, die Feinde zu ſchrecken. Seine Soldaten erkämpften ſich die Straße nach Moskau. Aber die Stadt war von den meiſten Bewohnern verlaſſen; dumpfes Schweigen empfing ihn, als er am 15ten September einzog. An demſelben Tage brach die gräßliche Feuersbrunſt aus, die, faſt gedämpft, in den folgenden Tagen verheerend fortwüthete, und die Hoffnung, reichen Unterhalt für die erſchöpfte Armee zu finden, vernichtete. Zu wilden Plünderungen zerſtreuten ſich die Soldaten, und zerſtörten bald muthwillig, bald verzweifelnd, was auf längere Zeit ſie ernährt hätte. Bald waren alle

Hülfsquellen erſchöpft; die Vaterlandsliebe und die Rache der Ruſſen verſchloß dem Sieger alle Ausſichten. Durch kleinliche Verheerungen rächte ſich der neue Xerxes. Aber am 17ten October ſah er ſich genöthigt, Moskau zu verlaſſen, und der ſchaudervolle Rückzug begann, der eine der größten und ſtärkſten Armeen bis auf geringe Reſte vernichtete. Als Napoleon alles verloren ſah, verließ er ſeine unglückliche Armee, und floh durch Polen und Deutſchland, wie von den Coſaken oder den Schatten der Gemordeten verfolgt, und traf am 18ten December in ſeiner Hauptſtadt ein, während die Trümmer ſeiner Armee der Gewalt der Elemente, dem Hunger und den Feinden erlagen. Aber noch war er nicht zur Beſinnung gekommen, obwohl indeß auch in Spanien ſeine Angelegenheiten verſchlimmert, ſeine Armee geſchlagen worden. Der alte Übermuth, der freche Stolz ſprach noch aus ſeinen Worten, und die Verblendung ſeiner Leidenſchaften ging nun in jene Verſtockung über, die das Verhängniß nie ungeſtraft läßt. Mit dem Anfang des Jahrs 1813 begannen ſchon die neuen Rüſtungen. Auch Preußen hatte ſeinen Unwillen gereizt, durch die rettende Convention, welche General York mit den Ruſſen geſchloſſen. Spanien zu verſöhnen, die Meinung wieder für ſich zu gewinnen, rang er mit Liſt und Gewalt vom Papſt einen vorläufigen Vertrag zu Fontainebleau ab (am 28ſten Januar), den er ſogleich für ein förmliches Concordat ausgab. Am 27ſten März erklärte Preußen ihm den Krieg. Schaaren von Freiwilligen ſammelten ſich, und ihr Beiſpiel ſchien auch im übrigen Deutſchland die Beſſern zu erwecken. Die Ruſſen und Preußen waren in Sachſen vorgedrungen. Am 2ten Mai erfolgte die große Schlacht bei Großgörſchen und Lützen, in der die heldenmüthige Tapferkeit der Verbündeten endlich dem Glücklichern und Stärkern wich. Denn noch einmal erſchien ihm das Glück, und verlockte ihn ins Verderben. Die Verbündeten zogen ſich kämpfend zurück. Am 20ſten und 21ſten Mai errang er einen neuen blutigen Sieg bei Bautzen und Wurſchen. Ehe der Mai zu Ende ging, war er ſchon tief in Schleſien eingedrungen. Da ward am 4ten Juni der Waffenſtillſtand geſchloſſen, der ihn noch einmal zu begünſtigen ſchien. Indeß hatte Davouſt des befreiten, hochherzigkämpfenden Hamburgs ſich wieder bemächtigt, und ſtrafte furchtbar den edlen Muth. Während des Waffenſtillſtands ward ein Friede unterhandelt; aber ernſtlicher rüſteten beide Parteien ſich zur Fortſetzung des Kriegs. Das neue Glück hatte neuen Übermuth in Napoleons Seele entzündet. Aber Öſterreich, das lange den Frechen ertragen, und jetzt einen Frieden zu vermitteln geſucht hatte, geſellte ſich endlich zur guten Sache der Freiheit, und erklärte am 10ten Auguſt den Krieg an Frankreich, nachdem am 27ſten Juli Kaiſer Franz das Bündniß mit Rußland und Preußen geſchloſſen hatte. Im September ward dies noch feſter geknüpft, und bald durch den Zutritt Englands verſtärkt. Die ſchwediſche Armee war ſchon während des Waffenſtillſtands in Deutſchland erſchienen, den gemeinſamen Feind bekämpfen zu helfen. In dieſem Gedränge hatte Napoleon ſeine feſte Haltung und die Sicherheit in ſeinen Maßregeln verloren. Dresden blieb der Mittelpunkt ſeiner Operationen, und ſeine Armee würde durch die immer ſchwankender werdenden Unternehmungen, durch Angriffe bald in Schleſien, bald in Böhmen geſchwächt und entmuthigt. Die tapfern Preußen drangen begeiſtert vor. Ob auch der erſte An-

griff der Verbündeten auf Dresden unglücklich für ſie geendet, ſah Napoleon nach zu langem hartnäckigen Zögern ſich endlich doch genöthigt, die Elbe zu verlaſſen. Deutſchland erwachte; allenthalben ertönte der Ruf der Freiheit. Am 16ten October begann die große Freiheitsſchlacht bei Leipzig. Am 18ten Abends war Napoleon geſchlagen, und flüchtete am 19ten mit ſeiner aufgelöſ'ten Armee. Bei Hanau erwartete ihn Wrede mit der bayerſchen Macht, die jetzt der guten Sache verbunden war. Noch einmal kämpften hier die Geſchlagnen verzweifelnd, und viele, der Führer an ihrer Spitze, entrannen dem Verderben. Zu Ende des Jahrs war Deutſchland befreit, und von Franzoſen gereinigt. Nur einige feſte Plätze blieben noch in ihrer Gewalt. In der Neujahrsnacht 1814 gingen die ſiegreichen Preußen über den Rhein. Während in Deutſchland ſo glücklich gefochten worden, hatte Wellington mit der engliſch-ſpaniſchen Armee auch aus Spanien die Franzoſen vertrieben, war ſchon in Frankreich vorgedrungen, und hemmte ſeinen Fortſchritt auch dann nicht, als Napoleon liſtig und eilig einen Frieden mit dem gefangnen König Ferdinand gemacht. Am 9ten November war Napoleon nach Paris zurückgekehrt, bemüht, die Lage der Sachen und beunruhigende Gerüchte niederzuſchlagen, zugleich aber auch, weil nicht zu läugnen war, daß der Feind an den Gränzen ſtehe, zu neuen Anſtrengungen die Nation geneigt zu machen. Durch neue Friedensunterhandlungen hatte er hinzuhalten geſucht, und noch hätte es in ſeiner Gewalt geſtanden, ein großes Reich, und eine noch immer ungeheure Macht ſich zu erhalten. Aber die Klugheit hatte ihn gänzlich verlaſſen. Von allen Seiten drangen die Verbündeten in Frankreich; doch hatten ſie noch einen ſchweren Kampf zu kämpfen. Am 25ſten Januar hatte Napoleon Paris verlaſſen, und ſchon am 27ſten einen unbedeutenden Sieg erfochten. Blücher griff ihn am 1ſten Februar an, und ſchlug ihn bei Brienne. Neue Friedensunterhandlungen wurden am 3ten Februar zu Chatillon eingeleitet. Auch jetzt konnte er noch einen günſtigen Frieden erhalten. Aber er beharrte im Kampfe, wie die Verbündeten ſelbſt während der Unterhandlungen mit ihm fortgekämpft hatten. Die überlegene Macht beſchäftigte ihn nach allen Seiten; er ſelbſt folgte nur der Laune des Augenblicks, und handelte nicht mehr nach einem feſten Plan. Doch brachte er die Verbündeten ins Gedränge. Da entſchied Schwarzenbergs entſchloßner Zug gegen Paris. Am 31ſten März capitulirte die Stadt. Napoleon, zu ſpät von den Unternehmungen unterrichtet, erreichte Fontainebleau, als die Verbündeten in die Hauptſtadt ſchon eingezogen waren. Am 2ten April ward ſeine Entthronung, am 6ten die Wiederherſtellung der Königswürde in der bourboniſchen Familie von den Siegern und den Repräſentanten der Nation erklärt. Am 11ten April unterzeichnete er ſelbſt ſeine Thronentſagung und den Vertrag, der ihm die Inſel Elba mit ſouverainer Gewalt einräumte. Am 27ſten April ſchiffte er zu Frejus, wo er vor 15 Jahren mit großen Hoffnungen ans Land geſtiegen, ſich nach Elba ein. Alſo endete das fürchterliche Despotenſpiel, das ganz Europa zerriſſen, alle Welttheile bewegt, und in dem ſinnloſen Gedanken des großen Reichs die römiſche Weltherrſchaft mitten in einer Zeit, in der die Vernunft herrſchen ſollte, herzuſtellen verſucht hatte. Eine furchtbare Geißel ward geſchwungen über alle Völker, und ſchlug tiefe, manche unheilbare Wunden. Aber die Welt, die

die rechte Richtung auf das Wahre und Ewige verloren hatte, mußte einem Götzen dienen, in dem alle Sünden und Leidenſchaften der Zeit ſchreckend, warnend, dräuend ſich vereinigten. Ein gräßlicher Sturm, ein raſendes Unwetter rauſchte über die Staaten hin, erſchütterte alle Throne und Verfaſſungen, und riß unwiderſtehlich Gutes und Schlimmes dahin, auf daß die Kräfte ſich läuterten, regten, verjüngten, und neues Leben ſtröme durch alle Adern des neuen Europa's. Die Geſchichte wird einſt in dem, den wir nicht ohne Abſcheu mahlen, mit höherer Scheu, das Werkzeug einer heiligern Macht zeigen, die ſelbſt die Kräfte des Abgrunds in ſtarker Hand hält, und wie ſie auch toben und raſen, ſie doch lenket zum Heil des Ganzen. — Als wir aber wähnten, der Held ſey gefallen, und mit ihm das große Drama geendet, da hat ſich noch einmal der Vorhang aufgezogen, und der Held von neuem auf der Bühne gezeigt. Ob wir nun den fünften Act ſchon wirklich geſehen, und jetzt nur noch ein kurzes Nachſpiel zu erwarten haben, oder ob jetzt erſt der letzte Act, der den Helden ans Ziel bringt, beginnt, ſoll hier nicht vorgreifend gemuthmaßt werden. Die gegenwärtige Darſtellung hat hier ihre Gränze gefunden. —t.

Verzeichniß

der

im ſechſten Bande enthaltenen Artikel.

M. Seite 1
Mäander —
Maas —
Maaß und Gewicht, ſ. Gewicht und Maß. —
Mabillon —
Mably 2
Macao 3
Macaroniſche Verſe 4
Macartney —
Macbeth 5
Machiavelli 6
Macdonald 10
Macedonien 11
Mäcenas 13
Mächtigkeit 14
Mack —
Mackintoſh 16
Macpherſon, ſ. Oſſian —
Macrobius —
Madagascar 17
Madame 18
Maddiſon —
Madera Seite 18
Madonna —
Madras —
Madrid 19
Madrigal 20
Maffei —
Magdalena, ſ. Maria. 21
Magdeburg —
Magellan 22
Magen 23
Magie 25
Magie (natürliche) 26
Magier —
Magiſter —
Magiſtratus 27
Magliabecchi 28
Magna Charta, ſ. Charta magna 29
Magnaten —
Magnet —
Magnetismus 33
Magnetnadel 41
Mahagony 43
Mahlerei oder Mahlerkunſt —

Mahmud	Seite 54
Mahomet	—
Mahomet II.	57
Mahomet III.	59
Mahomet IV.	—
Mähren	60
Mähriſche Brüder	62
Mailand	—
Maillard	63
Maimon	—
Main	64
Maine (Ducheſſe du)	—
Mainotten	—
Maintenon	65
Maire	69
Maittaire	—
Maja	—
Majeſtät	70
Majolika	—
Major Domus	—
Majorano	—
Majorat	71
Majorennität	—
Majorka	—
Makrobiotik	72
Malabar	73
Malacca	—
Malaga	—
Malayen	74
Maldiven	75
Malebranche	—
Malesherbes, ſ. Lamoignon	76
Malfilâtre	—
Malherbe	—
Mallet du Pan	77
Malmaiſon	78
Malmedy	—
Malpighi	—
Malta	79
MaltheſerRitter, ſ. Johanniterorden	—
Mälzl	—
Mamelucken	80
Mammut	—
Man	—
Mänaden	81
Mancheſter	—
Manco-Capac	—
Mandarin	—
Mandat	82
Mandeville	—
Mandoline	—
Mandſchu	83
Manelli	—
Manes	84
Manen	86
Manichäer, ſ. Manes u. Secten	Seite 86
Manier und Manierirt	—
Manifeſt	—
Manillen, ſ. Philippinen	87
Manlius	—
Manna	88
Mannheim	—
Mannrecht	89
Mannus	—
Monometer	—
Manſtein	—
Manumiſſion	91
Manſard	—
Mansfeld	—
Mansfeld	92
Mansfield	93
Manſo	—
Mantua	94
Manual	95
Manufacturen	—
Manuſcripte	96
Manutius	97
Mara	99
Marat	100
Marathon	103
Maratta	—
Maratten	—
Marburg	105
Marc Aurel, ſ. Antoninus	106
Marcaſit	—
Marcello	—
Marcellus	—
Marcheſi	108
Marcolini	—
Marcus	110
Maréchal	—
Marengo	111
Maret	112
Marforio	—
Margarethe von Dänemark	—
Margaretha von Anjou	113
Margarethe von Frankreich	115
Margarethe von Valois	116
Maria	118
Maria I. von England	120
Maria Stuart	121
Maria von Medicis	125
Maria Thereſia, ſ. Thereſia	126
Maria Antoinette, ſ. Antoinette	—
Mariana	—
Marie Luiſe Leopoldine Caroline	—
Marie Luiſe, K. von Spanien	127
Marie Luiſe Joſephine	129
Marine	—
Marini	131

Marino (S.) Seite 132
Mariette 133
Marionetten —
Mariotte —
Marius 134
Marivaux 138
Mark 139
Mark 140
Mark —
Markbriefe —
Markgraf —
Markland 141
Markomannen —
Markſcheidekunſt 142
Marlborough —
Marly 144
Marmont —
Marmontel 145
Marmor 147
Marmorchronik, ſ. Oxford —
Marocco —
Maroniten 149
Marot 150
Marpurg 151
Marqueterie —
Marquis —
Mars 152
Mars, ſ. Planeten 153
Marſch —
Marſchall —
Marſchländer 154
Marſeille —
Marſer —
Marſigli —
Märſyas 156
Martialis —
Martin (St.) 157
Martin (Papſt) —
Martin 158
Martini (G. B.) 159
Martini (Fr. H. W.) —
Martinique 160
Märtyrer 161
Maſaniello —
Maſchinen 162
Mascov 163
Maſern —
Maſiniſſa 164
Maske (die eiſerne) 165
Maskelyne 167
Masken —
Maſora 169
Maſſe 170
Maſſena —
Maſſenbach 172

Maſſillon Seite 173
Maſſon 174
Maſtalier —
Maſtricht 175
Maſuriſch —
Matador —
Materie —
Materialismus 177
Mathematik 178
Mathildis 179
Matrikel —
Matrize 180
Matthäi —
Matthäus —
Mattheſon 181
Matthias Corvinus —
Matthiſſon 182
Maupeou 183
Maupertuis —
Mauren 186
Maurepas 187
Mauritanien —
Maurus (Rabanus) —
Maury 188
Mauſoleum 190
Mauvillon 191
Maxen 194
Maximilian I. —
Maximilian II. 196
Maximilian der Große 197
Maximilian (Emanuel) —
Maximilian (Joſeph, Churfürſt) 198
Maximilian (Joſeph, König von Bayern) 199
Maximum 200
Mayer 201
Maynard —
Maynz 202
Maynz —
Mazarin 203
Mead 206
Mecca 207
Mechain —
Mechanik 208
Mecheln —
Mecheln (Iſrael von) —
Mecheln (Chriſtian von) 209
Medaille —
Medea 210
Mediatiſirte Fürſten 211
Mediceer 213
Medien 221
Medina 222
Medoc, ſ. Weine —
Meduſa —

Meer Seit 222
Meereslänge, ſ. Länge 226
Meerſchaum —
Megära, ſ. Furien —
Mehul —
Meil 227
Meile —
Meiners 228
Meinhard —
Meiningen 229
Meißen 230
Meißner 231
Meiſter —
Meiſterſänger 232
Meklenburg 234
Mela (Pomponius 237
Melampus —
Melancholie —
Melanchthon 239
Melchiten 243
Meleäger —
Melismatiſch —
Meliſſino 244
Meliſſus —
Melodica 245
Melodie —
Melodion 249
Melodrama —
Melpŏmene 251
Melzi (d'Erile) —
Memel 252
Memmingen —
Memnon —
Memoires 253
Memphis 255
Menage —
Menagerie 257
Menander —
Menelāus —
Mengs —
Meninski 260
Menno 261
Menou 262
Menſch 263
Menſchheit und deren Geſchichte 267
Menſchenbildung 268
Menſchendarſtellung 270
Menſchenkenntniß 271
Menſur 273
Menſuralgeſang —
Mentor —
Menuet —
Menzikoff 274
Mephitiſch 275
Mercator —
Mercier Seite 276
Mercur, ſ. Planeten 277
Mercur —
Mergel 279
Merian —
Meridian 280
Merino —
Merkantilſyſtem —
Merope 281
Merſeburg —
Mesmer 282
Meſochorus, ſ. Chor 287
Meſopotamien —
Meſſalīna 288
Meſſe 289
Meſſen (Handels-) 290
Meſſias —
Meſſina 291
Meſſing —
Meſſungen —
Meſtizen 294
Metalle —
Metallſpiegel 297
Metallurgie —
Metamorphoſe —
Metapher —
Metaphyſik 298
Metaſtaſe 299
Metaſtaſio —
Metempſychoſe, ſ. Seelenwanderung 300
Meteor, ſ. Feuerkugel und Meteorſteine —
Meteore —
Meteorologie, ſ. Meteore 302
Meteorſteine —
Methode 303
Methodiſten 306
Metonymie 309
Metopen —
Metre —
Metropolit —
Metrik ſ. Verskunſt 310
Metternich —
Metterie (J. O. de la) 311
Metz 312
Meuſel —
Mexiko 313
Mey 314
Mezzotinto 315
Michaelis (J. B.) —
Michaelis (J. D.) 316
Midas 317
Middelburg 318
Middleton —
Mienenſpiel, ſ. Mimik —

Mieris Seite 318
Mignard 319
Migräne 320
Mikrokosmus —
Mikrometer, ſ. Meſſungen —
Mikroſcop —
Milch 322
Milchſtraße 323
Militärverfaſſung —
Miller 325
Milleſimo 326
Millin 327
Milkot —
Milo 328
Miltiades —
Milton 329
Milz 331
Mimik 333
Mimnermus 335
Minden —
Mine, Minirkunſt —
Mineralien, Mineralogie 336
Mineralwaſſer 338
Minerva —
Mingotti 340
Miniaturmahlerei, ſ. Mahlerei 341
Minne —
Minnegericht, ſ. Gerichtshöfe der Liebe 342
Minneſänger —
Miniſterial und Oppoſitionspartei 344
Miniſter, Miniſterium 346
Minorca 347
Minorennität —
Minoriten, ſ. Orden (geiſtl.) 348
Minos —
Minotaurus 349
Minſtrels —
Minto —
Minute 350
Mirabeau (B. Riquetti Vicomte de) —
Mirabeau (H. G. V. Riquetti) 351
Mirabeau (V. Riquetti, Marquis de) 360
Miranda 361
Mirandola (Pico della) 362
Miſſionen 363
Miſſiſippi 364
Mitau 365
Mithridātes —
Mittag 368
Mittag —
Mittagsfläche 369
Mittagskreis —
Mittagslinie Seite 369
Mittagspunkt 370
Mittelalter —
Mittelländiſches Meer 380
Mittelſalze —
Mitternacht —
Mnemonik 381
Mnemōſyne 382
Mecca —
Modalität —
Mode 383
Modell 385
Modena —
Modern 386
Modulation 388
Mogul, ſ. Mogolen 390
Mohacs —
Mohren, ſ. Neger —
Molay —
Moldau 391
Molé 392
Molière 393
Moll 397
Molla —
Möllendorf —
Mollusken 399
Molo —
Molucken, ſ. Gewürzinſeln —
Molwitz —
Molza 400
Mömpelgard —
Momus 401
Monaco —
Monaden —
Monaldeſchi, ſ. Chriſtine 403
Monarchie —
Monat 405
Monboddo —
Mönchsweſen 406
Moncrif 407
Mead 408
Mondphaſen 410
Mondſüchtig 11
Monge —
Mongolen 412
Moniteur 414
Monk 415
Monochord 416
Monodrama —
Monogamie, ſ. Polygamie 417
Monogramm —
Monolog —
Monomotapa 419
Monopole —
Monophyſiten —

Monotheismus Seite 420
Monotonie 421
Monſieur 422
Monſigny —
Monſtranz 423
Montagne —
Montaigne 424
Montalembert 427
Montblanc —
Montecuculi 428
Montemayor 429
Montenegriner 430
Montenotte —
Montesquieu —
Montezuma 432
Montfaucon 433
Montgelas —
Montgolfier, ſ. Aëroſtat 436
Montgommery —
Monti 437
Montmorency (Anne de) —
Montmorency (Henry I.) 438
Montmorency (Henri II.) 439
Montpellier 440
Montpenſier —
Montroß 441
Monvel —
Moore 442
Mooſe 444
Moral, Moralphiloſophie —
Morales 446
Moratorium —
Mord 447
Morea 448
Moreau (der Jüngere) 449
Moreau (J. V.) 450
Moreri 459
Morgagni —
Morgana, ſ. Fata Morgana 460
Morgarten —
Morgen 461
Morgenröthe —
Morgenſtern, ſ. Venus und Planeten 462
Morghen —
Morhof —
Moritz (Churfürſt) 463
Moritz (Fürſt von Deſſau) 464
Moritz (Graf von Sachſen) 465
Moritz (von Naſſau) 467
Moritz (Carl Philipp) 468
Morla 474
Morlachen —
Mornay 475
Morpheus —
Mörſer Seite 476
Mortier —
Mortificiren —
Morus (Thomas) 477
Morus (S. Fr. N.) 478
Moſaik 479
Moſcheen 480
Moſcheroſch 481
Moſchus 482
Moſel —
Moſer —
Möſer 484
Moſes 487
Moſes Mendelsſohn 491
Mosheim 493
Moskau —
Moslemin 494
Motette —
Motion —
Motte (A. Houdard de la) 495
Motte (Gräfin de la) 496
Mounier 497
Mouradja d'Ohſſon 498
Mousqueton 499
Mozart (Leopold) 500
Mozart (J. Chryſ. W. A.) —
Mucius Scävola 506
Mufti —
Muggendorf 507
Mühlberg —
Mühlen —
Mühlhauſen 509
Mühlheim —
Mulatten —
Müller (Joh. von) —
Müller (Mahler) 521
Müller (Joh. Gotth. und Fr.) —
Mumien 522
Mumme, ſ. Bier 523
München —
Münchhauſen 527
Mund 328
Mungo Park, ſ. Park —
Municipal —
Münnich 529
Muñoz 536
Münſter-Meinhevel —
Münſter (Straßburger) 531
Münter 532
Münzen, Münzkunde 533
Münzfuß 536
Münzer (Thomas) —
Murat, ſ. Joachim 538
Muratori —
Murcia 539

Muret Seite 539
Murillos —
Murky 540
Murphy —
Murr 541
Murrey, ſ. Mansfield —
Murten —
Muſäus (J. C. A.) 543
Muſäus 544
Muſagetes —
Muscatennuß —
Muſcheln, ſ. Conchylien 545
Muſchenbroek —
Muſen —
Muſette 547
Muſeum —
Muſik 549
Muſik (Geſchichte der) 553
Muſikaliſche Wettſtreite 559
Muſivgold —
Muskeln —
Muskete 561
Muſtapha Bairaktar —
Muth —
Muthen 562
Muttermahle —
Mylius —
Myologie, ſ. Anatomie 563
Myops, ſ. Kurzſichtig —
Myriade —
Myriagramm, ſ. franzöſiſches Decimalſyſtem —
Myſterien 564
Myſticismus 566
Mythen 567

N. 570
Nabob —
Nachahmung 571
Nachdruck, ſ. Büchernachdruck —
Nachdruck —
Nachgeburt, ſ. Geburt 572
Nachſchlag —
Nacht 573
Nachtgleiche, ſ. Aequinoctium —
Nachtſtücke —
Nachtwandler, ſ. Mondſüchtig —
Nacktes —
Nadelholz 574
Nadeln 575
Nadir —
Nadir Shah, ſ. Kuhlichan —
Nagelflühe —
Näherrecht —
Nahl Seite 576
Nahrungsmittel 577
Najaden 580
Naiv, Naivetät —
Näke 583
Namur —
Nancy 584
Nangasaki —
Nänie —
Nanking —
Nantes 585
Naphtha —
Napier 586
Napoleon Bonaparte, ſ. am Schluß dieſes Bandes 763
Napper Tandy —
Narbonne 587
Narciſſus 588
Narciſſus —
Nardini 589
Narkotiſch 590
Narſes —
Narr 591
Narrenfeſt —
Narrenſchiff, ſ. Brant 592
Naruszewicz —
Naſſau 593
Nation, Nationalität 604
Nationalbildung, ſ. Volksbildung 608
Nationalinſtitut, ſ. Inſtitut —
Nationaltheater —
Nationalverſammlung, Nationalconvent, ſ. Frankreich —
Natur —
Naturaliencabinet 611
Naturalismus 613
Naturaliſiren —
Naturdichter, Naturpoeſie 614
Naturell 617
Naturforſchung, ſ. Naturgeſetze —
Naturgeſchichte —
Naturgeſetze —
Naturlehre 622
Naturphiloſophie 623
Naturrecht 624
Naturſtand 626
Naumachie 628
Naumann 629
Naumburg 630
Navarra 631
Navigationsacte —
Naxos 633
Nazareth 634
Neapel —
Neapel (Stadt) 636

Nebel	Seite 637
Nebelſtern, ſ. Stern	—
Nebelſonne, ſ. Sonne	—
Nebukadnezar	—
Neckar	638
Necker (Jacques)	—
Necker (Suſanne)	641
Negativ	643
Neger	—
Neigung	645
Nekrolog	646
Nekromantie	—
Nelſon	647
Nemeiſche Spiele	651
Nēmeſis	652
Nenndorf	653
Nenner	654
Neologie	—
Nepomuk	—
Nepotismus	655
Neptun	—
Nereus	656
Nero	657
Nerven	658
Neſſus	665
Neſtel	—
Neſtor	—
Neſtor	666
Netſcher	—
Netz	667
Neubeck	—
Neuberin	668
Neu-Dietendorf	—
Neufchatel	—
Neu-Foundland	669
Neugriechiſche Sprache	670
Neuhof	671
Neu-Holland	673
Neujahrsgeſchenke	—
Neujahrswünſche	—
Neuplatoniker	674
Neu-Schottland	675
Neu-Strelitz	676
Neutraliſiren	—
Neutralität	677
Neutralſalz	678
Neuwied	—
Neu-York	679
Newa	—
Newcaſtle	680
Newgate	—
Newmarket	—
Newton	—
Ney	682
Niagara	683
Nibelungenlied	Seite 683
Nicäa	686
Nickel	—
Nicolai (Friedrich)	687
Nicolaiten, ſ. Nikolaiten u. Secten	695
Nicolay	696
Nicolo	—
Niebuhr	697
Niederlande, ſ. öſterreichiſche, ſpaniſche und vereinigte Niederlande	698
Niederländiſche Schule	—
Niederſchlag	—
Niemen	699
Niemeyer	—
Nieren	700
Nießbrauch	702
Nieſen	—
Niethammer	
Nike	704
Nikolaiten	—
Nil	—
Nimbus	705
Nimes	—
Nimrod	—
Nimwegen	706
Ninus	—
Niobe	—
Nivelliren	707
Nivernois	—
Nixen	708
Nizza	—
Nizzaml Ghedid	709
Noah	—
Noailles	710
Noetianer, ſ. Secten	711
Nollet	—
Nomaden	—
Nominaliſten	712
Nominalwerth	713
Non (de Saint)	—
Nonconformiſten	—
Nonjuroes, ſ. Jacobiter	—
Nonnotte	—
Nonnus	714
Noot (van der)	—
Nord-Amerika	715
Nordamerikaniſche Freiſtaat., ſ. Vereinigte Staaten von Nordamerika	718
Norden	—
Norden (Fr. Lud.)	—
Nordhauſen	719
Nordiſche Mythologie	—
Nordlich	725
Nordſee	726
Norfolk	—

Norköping	Seite 726
Normaljahr	727
Normalſchulen	—
Normänner	—
North	728
Norwegen	739
Norwich	—
Noſairier	740
Noſologie	—
Nöſſelt	—
Noſtradamus	741
Notabeln	—
Notarien	748
Noten	749
Notendruck	750
Notenſetzer	751
Nothfall, Nothrecht, Nothwehr	—
Nothlüge	752
Nothtaufe	753
Notiren	—
Notre	Seite 753
Notre-Dame	—
Nottinghamſhire	754
Notturnos	—
Novalis, ſ. Heidelberg	—
Nova-Zembla	—
Novatianer, ſ. Secten	—
Novellen	—
Noverre	755
Noviciat	—
Nubien	756
Nukahiwa	—
Nullität	757
Numa Pompilius	—
Numantia	758
Numidien	759
Numismatik, ſ. Münzkunde	—
Nuntien	—
Nürnberg	761
Nymphen	762

Neuigkeiten meines Verlags für die erſte Hälfte dieſes Jahres, welche in allen Buchhandlungen zu erhalten ſind, oder auf welche Beſtellung gemacht werden kann.

Das Jahr 1715, oder wie's vor hundert Jahren in der Welt ausſah. Ein Erinnerungs- und Troſtbüchlein für 1815. 8. 20 Gr.

Das Lied der Nibelungen. Metriſch überſetzt von D. Johann Guſtav Büſching. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. auf Schreibpapier 1 Thlr. 16 Gr.

Briefe über Hamburgs und ſeiner Umgebungen Schickſale während der Jahre 1813 und 1814. Geſchrieben von einem Augenzeugen im Sommer und Herbſt 1814. 2tes Heft: Herbſt 8. 16 Gr. (Es folgt noch ein drittes und letztes Heft.)

Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution, von Friedrich Saalfeld, Profeſſor in Göttingen. Erſten Bandes, erſte Abtheilung: Einleitung. gr. 8. 2 Thlr. und auf Schreibpapier 3 Thlr. (Das Ganze dieſes Werks iſt auf 4 Bände oder 8 Abtheilungen, berechnet, deren jährlich zwei erſcheinen werden.)

C. M. Wieland, geſchildert von J. G. Gruber. 1ſter Theil 8. 1 Thlr. 12 Gr. (Der 2te Theil folgt zur M. Meſſe.)

Bibliothek neuer engliſcher Romane. Dritter Band, enthaltend: Darſtellungen aus dem wirklichen Leben, in drei Erzählungen: 1) Der Schein iſt gegen ſie. 2) Auguſtin und ſein Weib. 3) Die geheimnißvolle Fremde. Von Miß Opie, überſetzt von Henriette Schubart. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Blumenleſe aus dem Stammbuche der deutſchen mimiſchen Künſtlerin, Frauen Henriette Hendel-Schütz, geb. Schüler. Mit einem Kupfer (darſtellend die Künſtlerin und ihre Tochter als Hagar und Ismail). 12.

Deutſche Blätter. Neue Folge. 1ſter Band. 8. 1 Thlr 8 Gr.

Juny 1815.

F. A. Brockhaus.

Nachricht an die Herrn Buchbinder.

Beym Binden dieſes Bandes iſt zu bemerken, daß von den beiden vorgedruckten verſchiednen Titeln derjenige vorgeſetzt werde, unter welchem der resp. Abnehmer die erſten fünf Theile erhalten und gebunden hat.

Ferner iſt beim Schlagen deſſelben, um bei dem neuen und friſchen Drucke das Abſchwärzen zu verhüten, nicht zu verſäumen, zwiſchen jeden Bogen Makulatur zu legen.

Juny 1815

B.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände

Bd.: 6

Leipzig ; Altenburg 1815

Enc. 256 y-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11003695-9